EINLEITUNG IN DIE ALTERTUMSWISSENSCHAFT

HERAUSGEGEBEN VON

A. GERCKE UND E. NORDEN

I. BAND

VERLAG VON B. G. TEUBNER
IN LEIPZIG UND BERLIN

Beck'sche
K. HOF- u. UNIVERSITÄTS-
BUCHHANDLUNG

To my dear husband

Luigi von Kunits

Christmas 1910

Wien, Austria

EINLEITUNG IN DIE ALTERTUMSWISSENSCHAFT

UNTER MITWIRKUNG VON

J. BELOCH · E. BETHE · E. BICKEL · J. L. HEIBERG · B. KEIL
E. KORNEMANN · P. KRETSCHMER · C. F. LEHMANN-HAUPT
K. J. NEUMANN · E. PERNICE · P. WENDLAND · S. WIDE · F. WINTER

HERAUSGEGEBEN VON

ALFRED GERCKE UND EDUARD NORDEN

I. BAND

METHODIK · SPRACHE · METRIK
GRIECHISCHE UND RÖMISCHE LITERATUR

1910
LEIPZIG UND BERLIN
DRUCK UND VERLAG VON B. G. TEUBNER

JUN - 3 1942

11935

COPYRIGHT 1909 BY B. G. TEUBNER IN LEIPZIG.

ALLE RECHTE, EINSCHLIESZLICH DES ÜBERSETZUNGSRECHTS, VORBEHALTEN

VORWORT

Wer längere Zeit an unseren Universitäten als akademischer Lehrer tätig gewesen ist, wird aus zahlreichen Klagen und Fragen sich eine Vorstellung gebildet haben von der Ratlosigkeit junger Studenten angesichts der erdrückenden Fülle der Tatsachen und Probleme. Zwar werden an vielen Universitäten Vorlesungen über die sog. Enzyklopädie der Philologie gelesen; allein erstens können diese aus mehrfachen Gründen nur ganz skizzenhaft und ungleich ausfallen, und zweitens ist es, da diese Vorlesung in 6—8 Semestern wiederholt zu werden pflegt, nur wenigen Studierenden ermöglicht, sie gerade in den Anfangssemestern zu hören. Für die Anlage des Studiums bleibt den vielen Studenten namentlich großer Universitäten, die nicht alle in ihren Lehrern Ratgeber finden können oder wollen, nur der Ausweg, sich Rat bei einem Buche zu suchen. Die einschlägigen Darstellungen in der 'Kultur der Gegenwart' wenden sich, obwohl auch der Philologe vieles aus ihnen lernen kann, doch in erster Linie nicht an Fachgenossen, sondern an ein größeres gebildetes Publikum. Und das Buch von W. Kroll und Genossen 'Die Altertumswissenschaft im letzten Jahrh.' (Lpz. 1905) gibt nur dem Wissenden eine erwünschte Ergänzung. So drängt in der Tat alles darauf hin, den Studenten ein Buch in die Hand zu geben, das ihnen ein Wegweiser durch die verschlungenen Pfade der weiten Gebiete der Altertumswissenschaft sein kann, nicht nur ein praktischer Ratgeber, wie es das verbreitete Heftchen von W. Kroll ('Das Studium der klassischen Philologie' 1. Aufl. Greifsw. 1905) ist, und wie es auch das in seiner Art sehr nützliche Buch von O. Immisch ('Wie studiert man klassische Philologie?' Stuttg. 1909) in der Hauptsache nur sein will, sondern eine wissenschaftliche Einführung, die neben den gehörten Vorlesungen und zur Ergänzung des privaten Studiums ihren Wert behält.

Die Notwendigkeit eines solchen Werkes haben die Altmeister der Philologie Friedrich August Wolf und Aug. Boeckh erkannt, ohne jedoch, trotz des sich immer erweiternden Rahmens unserer Wissenschaft, Nachfolger zu finden. Und so grundlegend besonders die Boeckhsche Enzyklopädie für ihre Zeit war, so nutzbringend sie sich Generationen von Philologen erwiesen hat, so hat sie jetzt doch mehr ein historisches Interesse, keine aktuelle Bedeutung. Das Handbuch der klassischen Altertumswissenschaft, herausgegeben von I. v. Müller, verfolgt ganz andere Zwecke als unsere 'Einleitung': es will keine orientierende Übersicht sondern erschöpfende Darstellung der einzelnen Disziplinen geben; auch sind seiner Verbreitung gerade in studentischen Kreisen der große Umfang und die hohen Kosten hinderlich, während der Preis unserer 'Einleitung' von der Verlagsbuchhandlung so bemessen worden ist, daß das auf drei handliche Bände berechnete Werk nicht bloß auf Bibliotheken nachgeschlagen werden, sondern ganz in das dauernde Besitztum unserer Studierenden übergehen kann. Es soll ihnen nicht bloß während ihrer Studienzeit sondern auch in ihrem praktischen Lehrberuf ein lieber Führer und Berater sein und so auch dazu beitragen, die sich leider immer vergrößernde Kluft zwischen Universität und Schule zu verringern.

Damit dieser praktische wie ideale Zweck erreicht werden konnte, bedurfte es innerhalb des expansiv und intensiv immer mehr zunehmenden Gebietes der Altertumswissenschaft der Zusammenarbeit mehrerer Forscher, die allgemeines Wissen mit Spezialkenntnissen verbinden. Die Einzelforschung und die Übermittelung von Kenntnissen des Details bleiben dem Unterricht und Spezialwerken überlassen; aber den Blick vor allem der studierenden Jugend auf das Große und Ganze unserer Wissenschaft zu lenken, ihr die möglichst gesichert erscheinenden Resultate der einzelnen Disziplinen sowie gelegentlich die Wege, auf denen dazu gelangt wurde, in knappen Übersichten zu zeigen, die besten Ausgaben wichtiger Autoren und hervorragende moderne Werke der Lektüre zu empfehlen, auf Probleme, die der Lösung noch harren, aufmerksam zu machen und somit ein Gesamtbild unserer Wissenschaft, ihrer Hilfsmittel und Aufgaben zu liefern: das sind die Ziele unseres Unternehmens.

Freudig und dankbar dürfen wir es aussprechen, daß uns eine Anzahl namhafter Gelehrter ihre Mitarbeit gewährt haben. Leider sind zwei Forscher, auf deren Mitwirkung wir mit berechtigtem Stolze zählen durften, uns vor der Zeit durch den Tod entrissen: Albrecht Dieterich und Hermann Usener, der unser Werk eröffnen wollte – ein unersetzlicher Verlust auch für unser Unternehmen.

Dem Kritiker, der vielleicht manche Ungleichmäßigkeiten und manche Lücken bemerkt, sei gesagt, daß Vollständigkeit der Tod unseres Unternehmens sein würde, und daß die Individualität der Verfasser in der Freiheit zur Geltung kommt: gerade die verschiedenen Auffassungen spiegeln die geschilderte Welt stereoskopisch von mehreren Seiten wieder und verleihen ihr ein sinnfälliges Leben. Zwischen den Verfassern der einzelnen Abschnitte hat daher nur eine Verständigung über das Allgemeine stattgefunden; ihre Arbeiten sind in sich geschlossene, von einander unabhängige Ganze; Vor- und Rückverweisungen sind meist erst während des Druckes, und auch da nur gelegentlich hinzugefügt worden. Im Interesse unserer Mitarbeiter bemerken wir ausdrücklich, daß die Drucklegung des I. Bandes fast ein Jahr gedauert und nicht unmittelbar nach Einlieferung jedes einzelnen Manuskriptes begonnen hat. Daher ist die allerjüngste Literatur meist noch nicht berücksichtigt worden. Ein handliches Gesamtregister, das nach Fertigstellung des Ganzen jedem einzelnen Bande beigegeben werden soll, wird dem Benutzer die Möglichkeit bieten, das örtlich Getrennte und doch sachlich Zusammenhängende rasch zu einer Einheit zusammenzuordnen.

Dem jungen Leser aber sei gesagt, daß das Werk nicht dazu da ist, auf einen Ruck von A bis Z durchflogen zu werden, am wenigsten vor dem Beginne des Studiums. Sondern der Anfänger wird gut tun, mit weiser Selbstbeschränkung zunächst nur einige Hauptabschnitte zu studieren, auf deren Stoff er am besten vorbereitet ist durch Lesen, Sehen oder Hören; z. B. die Geschichte der Literatur, der Religion, der Kunst oder die politische Geschichte. Hierbei wird zwar eine Fülle bisher unbekannter Tatsachen vorkommen, und die Gesichtspunkte werden vielfach befremden – vor allem der allgemeine der Urkundlichkeit, der die Wissenschaft von der unwissenschaftlichen Überlieferung des Stoffes scheidet –, aber im ganzen wird sich der Anfänger in die neuen Fragestellungen und den Reichtum des Stoffes wohl hineinfinden können, namentlich in Verbindung mit dem Hören geeigneter Vorlesungen und privater Schriftstellerlektüre, ohne die es für den Philologen und Historiker kein Wissen gibt. Für manche Disziplinen ist gerade der Anfang schwerer. So erfordern die Sprachwissenschaft und Metrik, die mit

einer überraschenden Menge von Detail arbeiten, das sie neu gruppieren, ein eigenes Einleben. Und die retrospektiven Betrachtungen der Methodik werden den Anfänger zunächst abschrecken, so sehr einzelne kleiner gedruckte Belege anregend wirken mögen. Im ganzen dienen die äußeren Unterschiede der Schriftgrößen ebenso wie die Überschriften der Seiten einer bequemen Benutzung des Werkes, wenngleich nicht immer das Wichtigste groß gedruckt ist.

Aber die Hauptsache muß freilich der angehende Philologe selbst tun: durch eigene Arbeit muß er sich mit der Zeit in dem ganzen Gebiete heimisch machen und die wissenschaftliche Forschung verstehen lernen, für diese Aufgabe seine ganze Person einsetzen und in ihr aufgehen. Einige, auf der folgenden Seite zusammengestellte Merksprüche mögen ihm statt weiterer Ratschläge auf den Weg mitgegeben sein.

Den unterzeichneten Herausgebern ist es ein Bedürfnis, zum Schluß vor der Öffentlichkeit Herrn Dr. A. Giesecke-Teubner als Verleger ihren Dank für das verständnisvolle Entgegenkommen auszusprechen, das er sowohl ihnen als auch den einzelnen Verfassern stets bewiesen hat; auch das sei hier gesagt, daß der Plan des Unternehmens und die Anlage des Ganzen auf seine eigene Initiative zurückgeht.

Breslau-Berlin, Oktober 1909

A. GERCKE. E. NORDEN.

PA
91
.G4
v.1

MERKSPRÜCHE

Χαλεπὰ τὰ καλά. Griechisches Sprichwort.

Πεῖρά τοι μαθήσιος ἀρχά. Alkman.

Ἡ δὲ τῶν λόγων κρίσις πολλῆς ἐστι πείρας τελευταῖον ἐπιγέννημα.
auctor περὶ ὕψους.

Τὰ ἱρὰ ἐόντα πρήγματα ἱροῖσιν ἀνθρώποισιν δείκνυται, βεβήλοισιν δ' οὐ θέμις, πρὶν ἢ τελεσθέωσιν ὀργίοισιν ἐπιστήμης. Demokritos.
Motto zu U. v. Wilamowitz, Einleit. in die griech. Tragödie.

Οἰόμεθα δεῖν ἡδονὴν παραμεμεῖχθαι τῇ εὐδαιμονίᾳ, ἡδίστη δὲ τῶν κατ' ἀρετὴν ἐνεργειῶν ἡ κατὰ τὴν σοφίαν ὁμολογουμένως ἐστίν. δοκεῖ γοῦν ἡ φιλοσοφία θαυμαστὰς ἡδονὰς ἔχειν καθαριότητι καὶ τῷ βεβαίῳ. Aristoteles.

Librum aperi, ut discas quid alii cogitaverint; librum claude, ut ipse cogites.
Aus einem alten Formular der Promotion zum Dr. phil.

Sein Urteil befreit nur, wer sich willig ergibt. K. Lachmann.

Nil tam difficile est, quin quaerendo investigari possiet. Terentius.
Wahlspruch Fr. Ritschls.

Est quaedam etiam nesciendi ars et scientia. G. Hermann.

Νᾶφε καὶ μέμναο ἀπιστεῖν· νεῦρα ταῦτα τᾶν φρενῶν.
Epicharmos.

Du sollst nicht glauben, daß zehn schlechte Gründe gleich sind einem guten.
Aus K. Lehrs' Zehngeboten für einen klassischen Philologen.

Monumentum qui unum vidit nullum vidit, qui multa vidit unum vidit.
E. Gerhard.

Tardi ingeni est rivulos consectari, fontes rerum non videre. Cicero.
Motto zu H. Diels, Doxographi.

Πολυμαθίη νόον ἔχειν οὐ διδάσκει. Herakleitos.

Ἁπλοῦς ὁ μῦθος τῆς ἀληθείας ἔφυ. Euripides.
Wahlspruch G. Hermanns.

Τὸ δοκοῦν ἀληθὲς οὐχ ὅσιον προδιδόναι. Platon.

Ingenui est afferre per quos profeceris. Plinius maior.

Sanctissimum est meminisse cui te debeas.
Sapiens cum petitur si tacet graviter negat. Publilius Syrus.

Die sogenannte streng philologische Methode, das heißt einfach die rücksichtslos ehrliche, im großen wie im kleinen vor keiner Mühe scheuende, keinem Zweifel ausbiegende, keine Lücke der Überlieferung oder des eigenen Wissens übertünchende, immer sich selbst und anderen Rechenschaft legende Wahrheitsforschung.
Th. Mommsen im Nachruf auf O. Jahn.

Utinam essem bonus grammaticus. J. Scaliger.

INHALT

Seite

Vorwort III
Merksprüche VI
Verzeichnis der Abkürzungen IX

METHODIK

Von ALFRED GERCKE

Seite

I. Das antike Buch 3
II. Wissenschaft und Kunst 26
III. Die Einheit der philologisch-historischen Methode 33
IV. Formale Philologie 37
V. Sachliche Philologie und Geschichte 80
VI. Sprachwissenschaft 94
VII. Archäologie und Kunstgeschichte . 112
VIII. Anhang. Das Studium der Philologie und Geschichte in seiner propädeutischen Bedeutung für den künftigen Lehrer 124

SPRACHE

Von PAUL KRETSCHMER

I. Allgemeines 131
1. Philologie und Sprachwissenschaft 131
2. Methode und Quellen der Sprachwissenschaft 132
II. Übersicht über die Schicksale der griechischen und lateinischen Sprache 142
1. Die indogermanische Urzeit . . 142
2. Die griechische Sprache . . . 143
3. Die lateinische Sprache 172
III. Die Hauptkapitel der Grammatik . 184
1. Lautlehre 185
2. Flexionslehre 203
3. Wortforschung 220
4. Syntax 221

ANTIKE METRIK

Von ERNST BICKEL

I. Der daktylische Hexameter 233
Bemerkungen zur griechischen Prosodie 233
Das elegische Distichon 243
II. Der iambische Trimeter 244
Bemerkungen zur lateinischen Prosodie 248
III. Überblick über die antiken Versmaße 257
Liedbildung 263
Der Prosarhythmus 268

GRIECHISCHE UND RÖMISCHE LITERATUR

Von ERICH BETHE · PAUL WENDLAND · EDUARD NORDEN

Die griechische Poesie

Von Erich Bethe

I. Epos 275
II. Lyrik 285
III. Tragödie 296
IV. Komödie 304
V. Hellenismus 310
VI. Kaiserzeit 324

Die griechische Prosa

Von Paul Wendland

I. Ionische Periode 329
II. Attische Prosaliteratur 335
III. Hellenistische Prosaliteratur . . . 352
IV. Prosaliteratur der Kaiserzeit . . . 370
V. Die christliche Literatur 384

Quellen und Materialien, Gesichtspunkte und Probleme zur Erforschung der griechischen Literaturgeschichte

Von Erich Bethe und Paul Wendland

Seite

I. Die antiken Quellen 399
II. Erhaltung und Überlieferung der griechischen Literatur 411
III. Handschriften und Ausgaben . . . 418
IV. Moderne Literatur 425
V. Gesichtspunkte und Probleme . . 428

Die römische Literatur

Von Eduard Norden

Vorgeschichte 451
I. Die Literatur der Republik und des augusteischen Principats 455
1. Periode: Die Zeit der beginnenden Verschmelzung der römischen Literatur mit der griechischen 455
Die Poesie 458
Die Prosa 467
II. Periode: Die Zeit der vollzogenen Verschmelzung der römischen Literatur mit der griechischen 471
1. Bis zum Ende der Republik . 471
Die Poesie 471
Die Prosa 480
2. Das augusteische Zeitalter . . 495
Die Poesie 495
Die Prosa 510
II. Die Literatur der Kaiserzeit . . . 513
1. Periode: Von Tiberius bis zum Verfalle der Reichsgewalt und zur Trennung der beiden Reichshälften am Ende des 3. Jahrh. 513
1. Bis Hadrian 513
Die Poesie 515
Die Prosa 518

Seite

2. Von Hadrian bis zum Ende der severischen Dynastie (235) . 525
3. Vom Sturze der severischen Dynastie bis zur Errichtung der absoluten Monarchie (235–284) 527
II. Periode: Von der Begründung der absoluten Monarchie bis zum Untergang des westlichen Reiches (284–568) 527
Die Poesie 527
Die Prosa 529

Die römisch-christliche Literatur

Von Paul Wendland

1. Übersetzungsliteratur 531
2. Minucius Felix und Tertullian . 531
3. Cyprianus, Novatius, Arnobius . 533
4. Lactantius 535
5. Einfluß griechischer Theologie. Ambrosius 536
6. Rufinus und Hieronymus . . . 537
7. Augustinus 540
8. Ausläufer 543
9. Poesie bis Ambrosius 544
10. Prudentius, Paulinus 545

Quellen und Materialien, Gesichtspunkte und Probleme zur Erforschung der römischen Literaturgeschichte

Von Eduard Norden

I. Die antiken Quellen 547
II. Erhaltung und Überlieferung der römischen Literatur 552
III. Moderne Literatur 559
1. Literaturgeschichte 559
2. Zusammenfassende Sammlungen von Texten und Fragmenten . 560
3. Ausgaben und Abhandlungen (mit Auswahl) 561
IV. Gesichtspunkte und Probleme . . 573

Register 1

VERZEICHNIS DER ABKÜRZUNGEN

AbhAkBerl. = Abhandlungen der Kgl. Preuß. Akademie der Wissenschaften.
AbhGG. = Abhandlungen der Kgl. Gesellsch. d. Wissenschaften zu Göttingen.
Abh.z.Gesch.d.Mathem. = Abhandlungen zur Geschichte der mathematischen Wissenschaften mit Einschluß ihrer Anwendungen.
Acad.Ins.Mém.présent. = Mémoires présentés par divers savants à l'Académie des Inscriptions et Belles-lettres.
Acad.Sc.Mém.présent. = Mémoires présentés par divers savants à l'Académie des Sciences.
AmJphil. = American Journal of Philology.
AmJarch. = American Journal of Archaeology.
AnnInst. = Annali dell' Instituto di corrispondenza archeologica.
AP. = Anthologia Palatina.
ArchAnz. = Archäologischer Anzeiger, Beiblatt zum Jahrbuch des arch. Instituts.
Arch.ep.Mitt. = Archäologisch-epigraphische Mitteilungen aus Österreich-Ungarn.
ArchGeschPhilos. = Archiv für Geschichte der Philosophie.
Archives des missions = Archives des missions scientifiques et littéraires.
ArchJahrb. = Jahrbuch des Kaiserlich deutschen archäologischen Instituts.
Arch.l.Lex. = Archiv für lat. Lexikographie.
ArchPap. = Archiv für Papyrusforschung.
ArchRel. = Archiv für Religionswissenschaft.
ArchZeit. = Archäologische Zeitung.
Atti Accad. Scienze Torino = Atti della R. Accademia delle Scienze di Torino.
AthMitt. = Mitteilungen des Kais. deutschen arch. Instituts in Athen.
BaumDenkm. = Denkmäler des klass. Altertums herausg. von A. Baumeister, Münch. 1885 ff.
BCH. = Bulletin de correspondance hellénique.
BeitrBezz. = Beiträge indogermanischer Sprachwissenschaft.
Beloch = J. Beloch, Griechische Geschichte, Straßb. 1893. 97.
Berl.ph.W. = Berliner philologische Wochenschrift.
Biblioth.math. = Bibliotheca mathematica.
Blaß = F. Blaß, Die attische Beredsamkeit 2. Aufl. Lpz. 1887 ff.
Bull.d.sc.math. = Bulletin des sciences mathématiques.
Bursian = Jahresbericht über die Fortschritte der klassischen Altertumswissenschaft.
ByzZ. = Byzantinische Zeitschrift.
Christ = W. Christ, Geschichte der griechischen Literatur. 5. resp. 4. Aufl. Münch. 1905. 08.
CIG., CIL. = Corpus inscriptionum Graecarum, Latinarum.
ClassPhil. = Classical Philology.
ClassRev. = Classical Review.
CLE. = Carmina latina epigraphica conl. F. Bücheler, Lpz. 1895. 97.
Clinton FG., FR. = H. Clinton Fasti graeci, Oxf. 1841. romani, Oxf. 1850.
Dessau = H. Dessau, Inscriptiones Latinae selectae, Berl. 1892. 1902.
Dict. = Dictionnaire des antiquités grecques et romaines, sous la direction de Ch. Daremberg, Daglio, F. Pottier.
Diehl = Altlateinische Inschriften, ausgewählt von E. Diehl, Bonn 1908.
DittenbergerSyll. = W. Dittenberger, Sylloge inscriptionum Graecarum ed. 2, Lpz. 1898—1901.
Dittenberger OrGr. = W. Dittenberger, Orientis Graecae inscriptiones selectae, Lpz. 1903. 1905.
DLZ. = Deutsche Litteratur-Zeitung.
Eph. arch. = Ἐφημερὶς ἀρχαιολογική.
Eph.ep. = Ephemeris epigraphica.
Exc.hist. = Excerpta historica iussu Constantini Porphyrogenetae confecta ed. U. Boissevain, C. de Boor, Th. Büttner, Berl. 1903.
FCA. = Comicorum Atticorum fragmenta ed. Th. Kock, Lpz. 1880—88.
FCG. = Comicorum Graecorum fragmenta ed. G. Kaibel, Berl. 1899.
FCR. = Fragmenta Comicorum Romanorum ed. O. Ribbeck, 3. Aufl., Lpz. 1898.
FEp. = Epicorum Graecorum fragmenta ed. G. Kinkel, Lpz. 1877.
FHG. = C. Müller, Fragmenta Historicorum Graecorum, Paris 1848—74.
FPR. = Fragmenta poetarum Romanorum ed. E. Baehrens, Lpz. 1886.

FTG. = Fragmenta Tragicorum Graecorum iter. ed. Aug. Nauck, Lpz. 1889.
FTR. = Fragmenta Tragicorum Romanorum ed. O. Ribbeck, 3. Aufl., Lpz. 1897.
GDI. = Griechische Dialektinschriften von F. Bechtel, H. Collitz usw., Götting. 1884–98.
GGA.(N.) = Göttinger Gelehrte Anzeigen (Nachrichten).
GLK. = Grammatici latini ed. H. Keil, Lpz. 1855–80.
GRF. = Grammaticae Romanae fragmenta ed. H. Funaioli, Lpz. 1907.
Herm. = Hermes.
Hirschfeld = O. Hirschfeld, Die Kaiserlichen Verwaltungsbeamten bis auf Diocletian. ² Berl. 1905.
HistZ. = Sybels Historische Zeitschrift.
HRR. = Historicorum Romanorum reliquiae, coll. H. Peter, Lpz. 1870.
Jahrb.f.Phil. = Jahrbücher für Philologie, hrsg. von Fleckeisen.
IG. = Inscriptiones Graecae.
IGA. = Inscriptiones Graecae antiquissimae ed. H. Roehl, Berl. 1882.
IGR. = Inscriptiones Graecae ad res Romanas pertinentes ed. W. R. Cagnat, Paris 1903.
JhellSt. = Journal of Hellenic Studies.
Jordan = H. Jordan, Topographie Roms I, 3 von Ch. Huelsen, Berl. 1907.
Kekule, Gr.Sk. = R. Kekule von Stradonitz, Die griechische Skulptur, Berl. 1906.
K. i. B. = Kunstgeschichte in Bildern I von Franz Winter, Lpz. 1900.
Klio = Klio. Beiträge zur alten Geschichte.
Krumbacher = K. Krumbacher, Byzantinische Literaturgeschichte. 2. Aufl., Münch. 1897.
KZ. = Kuhns Zeitschrift.
Leo = F. Leo, Die griech.-röm. Biographie nach ihrer literarischen Form, Lpz. 1901.
LitCbl. = Literarisches Centralblatt.
Mém.Soc.Sc.Bordeaux = Mémoires de la Société des Sciences physiques et naturelles de Bordeaux.
EMeyer = E. Meyer, Geschichte des Altertums I–V, Stuttg. 1894–1901, ² 1907 ff.
Michaelis Hdb. = A. Springers Handbuch der Kunstgeschichte I von A. Michaelis, Lpz. 1901.
Mommsen StR. = Th. Mommsen, Röm. Staatsrecht I³. II³. III, Lpz. 1887.
Mommsen, ges. Schr. = Gesammelte Schriften (Bd. VII im Erscheinen), Berl. 1905 ff.
MonAncyr. = Res gestae divi Augusti, iterum ed. Th. Mommsen, Berl. 1883.
Mon.ant. = Monumenti antichi pubblicati per cura della reale accademia dei Lincei.
Mon.Germ.AA. = Monumenta Germaniae, auctores antiquissimi.
MonIst. = Monumenti dell' istituto.
Mon.Tiot = Monuments et mémoires fondation Tiot.
Müller Hdb. = Iw. v. Müller, Handbuch der klassischen Altertumswissenschaft.
Mus.Borb. = Museo Borbonico.
NChron. = Numismatic Chronicle.
NJahrb. = Neue Jahrbücher für das klassische Altertum usw. hrsg. von Ilberg und (Richter) Gerth.
Nissen ital. Ldk. = H. Nissen, Italische Landeskunde, Berl. 1883. 1902.
Norden = E. Norden, Antike Kunstprosa, Lpz. 1898, ² 1909.
Not.etExtr. = Notices et Extraits des manuscrits de la Bibliothèque Nationale et autres Bibliothèques.
Not.scavi = Notizie degli scavi.
NumZ. = Berliner numismatische Zeitschrift.
OesterJahrh. = Jahreshefte des österreichischen archäologischen Instituts in Wien.
Or.Congr. = Verhandlungen (Akten) der internationalen Orientalisten-Congresse.
PapOxyr. = The Oxyrhynchos Papyri ed. Grenfell, Hunt.
PapReinach = Papyrus grecs . . . publ. par Th. Reinach, Spiegelberg, Rizzi.
PapTebtunis = The Tebtunis Papyri ed. by Grenfell, Hunt, Smyly, Goodspeed.
P.ep.lud. = Corpusculum poeseos Graecae ludibundae ed. P. Brandt, C. Wachsmuth, Lpz. 1885–88.
Perrot = G. Perrot et Ch. Chipiez, Histoire de l'art dans l'antiquité, Paris 1882.
Phil. = Philologus.
Phil.Unters. = Philologische Untersuchungen, herausg. von Kießling und Wilamowitz.
PLG. = Poetae lyrici graeci ed. Th. Bergk I–III ed. 4, Lpz. 1878–82.
PLM. = Poetae latini minores ed. E. Baehrens Lpz. 1879–82.
Preller-Robert = L. Preller, C. Robert, Griechische Mythologie, Berl. 1894.
Pros.att. = Prosopographia Attica ed. J. Kirchner, Berl. 1901.
Pros.rom. = Prosopographia Romana edd. H. Dessau, E. Klebs, P. v. Rhoden, Berl. 1897–98.
RE. = Pauly-Wissowa-Kroll, Real-Encyklopädie d. class. Altertumsw.
Rev.arch. = Revue archéologique.
Rev.num. = Revue numismatique.
RevPhil. = Revue de philologie.
RhMus. = Rheinisches Museum f. Philologie.
Riv.fil. = Rivista di filologia.
RMythLex. = Ausführliches Lexikon der griechischen und römischen Mythologie von W. H. Roscher, Lpz. 1884.
Rohde = E. Rohde, Psyche, ² Tübing.-Lpz. 1903.

RömMitt. = Mitteilungen des Kais. deutschen arch. Instituts zu Rom.
S.Ber.bayr.(Berl.usw.)Ak. = Sitzungsberichte der bayr. (Berl. usw.) Akademie.
Schanz = M. Schanz, Geschichte d. römischen Literatur, Münch. 1899–1909.
Schiller = H. Schiller, Röm. Kaisergeschichte, Gotha 1883 ff.
Schr.dän.Ges.d.Wiss. = Det k. Danske Videnskabernes Selskabs Skrifter, historisk oy filosofisk Afdeling.
Seeck = O. Seeck, Geschichte des Untergangs der antiken Welt. I^2 und II^1, Berl. 1897. 1909.
Suppl.lyr. = E. Diehl, Supplementum lyricum, Bonn 1908.
Susemihl = F. Susemihl, Geschichte der griech. Literatur in der Alexandrinerzeit, Lpz. 1891.
Teuffel = W. Teuffel-L. Schwabe, Geschichte der röm. Literatur, 5. Aufl., Lpz. 1890.
Thes.l.l. = Thesaurus linguae latinae.
Typenkat. = Fr. Winter, Die Typen der figürlichen Terrakotten, Berl.-Stuttg. 1903.
Vh.BAG. = Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.
Vh.(36.)PhilVers. = Verhandlungen der (36.) Philologenversammlung.
Vorsokr. = H. Diels, Fragmente der Vorsokratiker, 2. Aufl., Berl. 1906.
Wachsmuth = C. Wachsmuth, Einleitung in das Studium der alten Geschichte, Lpz. 1895.
WienSt. = Wiener Studien.
Wilamowitz = Griechisches Lesebuch von U. v. Wilamowitz, Berl. 1902.
Wissowa = G. Wissowa, Religion und Kultus der Römer, Münch. 1902.
WnumZ. = Wiener numismat. Zeitschrift.
WPh. = Wochenschrift für klass. Philologie.
ZAW. = Zeitschrift für die Altertumswissenschaft.
ZDMG. = Zeitschrift der deutschen morgenländischen Gesellschaft.
Zeitschr. f. Math. u. Phys. = Zeitschrift für Mathematik und Physik, historische Abteilung.
Zeller = Ed. Zeller, Philosophie der Griechen, Lpz. 1888 ff.
ZG. = Zeitschrift für Gymnasialwesen.
ZGJhrb. = Jahresberichte der Zeitschrift für Gymnasialwesen.
ZNTW. = Zeitschrift für die neutestamentliche Wissenschaft.
ZöG. = Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien.
ZwTh. = Zeitschrift f. wissenschaftl. Theologie.

BERICHTIGUNGEN

S. 139 streiche in der Überschrift Quellen
S. 144 Z. 5 v. u. lies ist statt sein.
S. 149 Z. 13 v. u. lies δικαςάμεν statt δικαςά[μ]εν.
S. 168 Z. 2 v. u. lies 1909; statt 1909
S. 211 Z. 4 v. o. tilge das Komma nach *HSchönes*
S. 212 Z. 16 v. o. lies *[4]Halle 1909, 74ff. 251ff.* statt *[3]Halle 1880ff. 60ff. 208.*
S. 219 Z. 1 v. o. lies hom., altatt. statt hom.-altatt.
S. 487 Z. 23 v. u. lies denen statt den
S. 488 Z. 13 v. u. lies Stil statt Stile.

METHODIK

VON

ALFRED GERCKE

I. DAS ANTIKE BUCH

EIN HISTORISCHER ÜBERBLICK*

Die stoffliche Unterlage aller philologisch-historischen Wissenschaft sind die Texte, für die in der Kunstgeschichte und Archäologie zum größten Teile und in der Prähistorie ganz die monumentale Überlieferung eintritt. Indem die Historik diese Texte als Quellen bezeichnet, charakterisiert sie sie als die Ausgangspunkte ihrer Forschung, während die philologische Methodik in ihnen weit mehr erblickt. Der Unterschied der Auffassung ist mehr von praktischer Bedeutung als tief innerlich begründet. Er prägt sich aber auch in der Benennung der beiden alten Zweige der Wissenschaft aus: ἱστορία bedeutet das Erkunden, Forschen und das erreichte Wissen, die Wissenschaft; der Wisser (ἵστωρ) ist bei den Ioniern der Einzelrichter, der auf Grund seiner Ermittelung des Tatbestandes Recht erkennt, oder der kundige Zeuge; ἱστορεῖν heißt 'fragen', 'erkunden', aber auch das Ermittelte, den Tatbestand 'erzählen', und so ἱστορία auch 'der Bericht', 'die Erzählung von Tatsachen'. Schon bei Herodot tritt diese engere Bedeutung der 'Geschichtserzählung' auf. Dagegen hat die Philologie ihren Namen eben von den Texten oder λόγοι, die freilich zunächst ebensogut 'Gespräch' oder 'Geschwätz' wie 'Literatur und Bildung' bedeuten können: um 300 zeichnete man vielleicht einen Andromachos, sicher um 230 den großen alexandrinischen Gelehrten Eratosthenes mit dem Ehrennamen φιλόλογος aus, während die Berufstätigkeit seit 300 Grammatik (im Peripatos und in Alexandreia), oder nach ihrer vornehmsten Aufgabe Kritik (in Athen und Pergamon) genannt wurde. Also die grammatische und ästhetisch-kritische Interpretation der Texte hat der Wissenschaft den Namen gegeben, und als ihr Endziel gilt gemeiniglich, die alten Texte möglichst getreu herzustellen und ihr volles Verständnis zu erschließen.

Die wichtigsten von diesen Texten sind dem Umfange nach und in der Regel auch ihrem Inhalte nach die größeren Schriften, die in buchmäßiger Form Verbreitung fanden und auf uns gekommen sind. Ihnen treten in kleineren Texten und Dokumenten besonders die antiken Inschriften zur Seite, die, meist auf Stein eingegraben, sich vielfach, sogar in überraschender Fülle, erhalten haben; sie liegen uns mit einigen Ausnahmen noch in den Originalen vor, wie die Monumente der Archäologie und Kunst. Diese haben fast alle keine Geschichte: sie waren lange verschüttet und verschollen und sind dann mit einem Male wieder da. Aber jedes Buch hat seine Geschichte, und jeder Text hat auch seine Vorgeschichte. Wenn wir also die Übersicht über die geschichtslosen Texte im allgemeinen der Epigraphik überlassen (die Methode der Behandlung und Verwertung ist dieselbe), so haben wir hier die Geschichte der Buchtexte im Altertume und bis zu der Zeit des Buchdruckes in großen Zügen vorzuführen, die äußere wie die innere Geschichte.

1. Ursprünglich schrieben die Griechen ihre Buchstaben nicht, sondern ritzten oder gravierten sie ein: γράφειν bedeutet etymologisch und noch im Homer (*Ilias Z 169, P 599*) 'kerben'. Diese Gewohnheit übernahm der Erfinder der griechischen Buchstabenschrift etwa im 10. Jahrh. mit den Zeichen selbst von den Phoinikiern. Nur bestand im südwestlichen Asien das übliche Schreibmaterial aus kleinen Tontäfelchen, die nach der Gravierung gebrannt wurden. In Griechenland benutzte man dafür aus gespaltenen Holzscheiten hergestellte Tafeln (δέλτοι), die man auch, um sie öfter wieder gebrauchen zu können, mit Wachs überzog; daneben Bleiplättchen, weiche Steinarten u. dgl.; Tierfelle (διφθέραι) kommen trotz Herodot *V 58* für diese Zeiten kaum in Betracht, von der Kostbarkeit des Materiales ganz abgesehen.

Die ältesten Schriftproben auf Stein reichen um ein bis zwei Jahrhunderte über die Zeit des Peisistratos zurück. FrAWolfs entgegenstehende Behauptung, durch die er die Existenz eines älteren Dichters Homer widerlegen wollte, ist heutigestags erledigt. Aber Bücher konnten freilich erst entstehen, seitdem man ein bequemes und billiges Schreibmaterial besaß. Und das geschah in größerem Maßstabe wahrscheinlich erst, als Psammetich I. (653–610) Ägypten den Ausländern erschloß und der den Griechen zufallende Exporthandel jetzt zum erstenmal den zum Beschreiben vorzüglich geeigneten Bast (βύβλος) in dem Stengel der Papyrusstaude lieferte, der aufgeweicht und zu dünnen Blättern und Lagen breitgeklopft wurde. Daher erhielt das so hergestellte Buch den Namen ἡ βύβλος oder τὸ βυβλίον, später βιβλίον, βίβλος = *liber*, der noch an der Sammlung der heiligen Schriften haftet: Bibel = βιβλία. Die zusammengeleimten Papyrusrollen hießen genauer *volumina* (κύλινδροι). In das neue Material brauchte man nicht mehr mühsam die Buchstaben einzuritzen, sondern konnte sie aufmalen; das Wort γράφω ging dabei jetzt in die Bedeutung des Malens und Schreibens über.

Das älteste Buch kann etwa eine Sammlung der Gedichte des Archilochos gewesen sein. Die noch ältere Poesie war nur mündlich überliefert und dabei vielfach fortgebildet worden, die Mitglieder der Homerischen und Hesiodischen Sängerschulen waren ihre Hüter; alles, was außerhalb dieser Schulen gesungen oder vorgetragen wurde, ist für uns wie schon für die nächsten Jahrhunderte verloren gegangen. Auch die Dichtungen des Archilochos wurden beim Gelage, im Zeltlager und bei anderen Gelegenheiten von ihm vorgetragen und von den Genossen immer wiederholt; aber um nicht verloren zu gehen, müssen sie früh gesammelt und aufgezeichnet worden sein.

Um 600 wird das neue Schreibmaterial schon verbreitet gewesen sein, so daß dadurch die kostbaren Schätze der Lyrik vor dem Untergange bewahrt wurden. Und es ist kein ganz dummer Gedanke, daß schon bald darauf die Zeit des Peisistratos den Rhapsodenschulen zu Trotz versucht hätte, große Stücke des Epos schriftlich aufzuzeichnen; damit wurde das Weiterwuchern ermatteter Um- und Nachdichtung beschnitten. Aber Thespis (seit 538/4) hat seine Stücke dem Archon noch nicht schriftlich eingereicht: erst gegen 500 wurden auch die Tragödien in Buchform fixiert. Damals gab es auch bereits Prosabücher. Den Anfang damit hatte wohl der Ionier Anaximandros von Milet gemacht (547): die neue Erfindung ermöglichte es ihm als Erstem, aus dem engen Schulkreise herauszutreten und die Summe seines Lebenswerkes auch der übrigen Mitwelt und der Nachwelt zum Lesen zu hinterlassen. Etwa gleichzeitig mag auch Pherekydes von Syros seine noch halbpoetische 'Fünfschluft' aufgeschrieben haben. Die Logographen und Sophisten folgten. Selbst kleine Gelegenheitsschriften und Flugblätter verbreiteten von etwa 430 an Stesimbrotos, der aristokratische Autor der 'Verfassung

Athens' (Kritias?) und der eitele Gorgias; nun richteten bald viele Politiker und Rechtsbeistände ihre ephemeren Reden zur Publikation ein. Auch Briefe folgten bald. Nur Sonderlinge wie Sokrates entzogen sich dieser allgemeinen Sitte.

Für wen und von wem wurden die Buchausgaben veranstaltet? Die Dichter dichteten nicht mit dem Griffel in der Hand. Nachträglich mögen sie manches Lied diktiert haben; mehrere wohl wanderten von Mund zu Mund, ehe sie aufgezeichnet wurden. Aber schließlich werden doch in der Regel die Dichter selbst eine Sammlung und eigentliche Ausgabe besorgt oder überwacht haben, denn sonst würde der Nachlaß eines Archilochos und Pindaros, einer Sappho und Korinna auch vieles Unechte aufweisen. Die Sammlungen der Theognidea und der Bukolika sowie der Nachlaß gerade der fruchtbarsten Prosaiker von Platon an zeigen, wie bunt solche Ausgaben ausfallen, die nicht vom Autor selbst besorgt werden.

Für Abschriften und deren Verbreitung sorgten in älterer Zeit die Genossen und Anhänger, Freunde und Schüler. So vertrieb ein Schüler Platons dessen Dialoge bis nach Sizilien hin, wie uns der Komödienvers verrät λόγοισιν Ἑρμόδωρος ἐμπορεύεται. Aber es ist natürlich, daß das handliche Buch bald über den internen Kreis hinausdrang, daß man sich nicht mit einmaligem Hören begnügen wollte, und daß sich für besonders beliebte Werke ein großes Lesepublikum bildete. Wenn Dionysos in Aristophanes' Fröschen *53* auf dem Kriegsschiffe zur Erholung die Andromeda des Euripides gelesen hat, so stellt er damit nur den gebildeten Athener dar. Einem in Ägypten bestatteten Griechen gab man in der Zeit Alexanders oder bald darauf ein Prachtexemplar der Perser des Timotheos mit ins Grab. Bis zu den einfachen Leuten drang auf diese Weise die Bildung: ein schlichter Bauer las begeistert Platons Gorgias (lautete die typische Erzählung in Aristoteles' korinthischem Dialoge) und verließ daraufhin Acker und Weinberge, um den Unterricht des Meisters zu genießen. Ein so großes Publikum bedurfte um so mehrerer Exemplare, als der Kreis der Lektüre beschränkt war.

Die Beschaffung von Büchern war zudem relativ billig, viel billiger als Reisen zu Aufführungen und Vorträgen; auch waren die Vorträge der Sophisten u. a. oft recht teuer, von den langjährigen Studien in den Philosophenschulen und bei berühmten Rhetoren ganz zu schweigen. Und kein Autorrecht, keine Schutzgesetzgebung hinderte die Vervielfältigung und den Vertrieb der begehrten Bücher, und noch weniger moralische Bedenken, da das Altertum kein Recht auf geistiges Eigentum in unserem Sinne kannte.

So konnte sich leicht zum Vertriebe der einzelnen Exemplare ein Sortimentsbuchhandel herausbilden und, da kein Autor Honoraransprüche erhob, mit einer Art Verlagsgeschäft verbinden, in dem beliebig viele Abschriften (ἀπόγραφα) eines Exemplares hergestellt werden konnten. Der Sortimentshandel kannte nicht die heute üblichen Ansichtssendungen und Prospekte; dafür las der Buchhändler seinen Kunden im Laden wohl einen Chorgesang oder ein Kapitel vor: auf diese Weise gewann ein Händler in Athen um 314 einen syrischen Kaufmann namens Zenon nicht nur für seine Kundschaft sondern für die Philosophie. Die einzelnen Bücher wurden meist, fast wie bei uns, nach der Güte des Papyrus und der Schönheit der Schriftzüge bezahlt, nicht nach der Sorgfalt und Güte des Textes. Wo man alles den Buchhändlern überließ, stellten sie oft unzuverlässige Schreiber für billiges Geld an und nahmen nicht einmal eine Revision vor: das bezeugt der Geograph Strabon in der Zeit des Augustus von den in Rom und Alexandreia zum Verkaufe angefertigten Exemplaren aristotelischer und theophrastischer Schriften (*XIII 609*). Wieviel mehr wird das an

entlegenen kleinen Orten der Fall gewesen sein! Und wenn sich Hieronymus in einem Schreiben an seinen Verleger Lucinius (*I 433 Vall.*) darüber beklagt, daß er vergeblich gemahnt habe, die Schreiber möchten seine Werke noch einmal vergleichen und emendieren, da er selbst dazu keine Zeit habe: so wird man sich nicht wundern, von Galen Klagen über liederliche Ausgaben seiner Schriften zu hören, die wider sein Wissen und Wollen veranstaltet worden wären. Auch Cicero ärgert sich über ähnliche Erfahrungen (*ad Q. fratr. III 4, 5; 5, 6*). Als eine erfreuliche Ausnahme kann es angesehen werden, wenn die athenischen Buchhändler etwa um 225 eine Leihgebühr für Rollen einer neuen Platonausgabe nahmen, da sie es sich etwas hatten kosten lassen, um solide Abschriften der wissenschaftlichen Edition aus Alexandreia zu beziehen.

Der Massenfabrikation verwilderter und verwahrloster Abschriften von Abschriften mußte Einhalt geboten werden, damit wenigstens an einigen Plätzen die Höhergebildeten unverfälschte Texte einsehen und an anderen Orten für Geld und gute Worte zuverlässige Abschriften erhalten konnten. Und das geschah durch die Einrichtung großer öffentlicher Bibliotheken mit gelehrten und immens fleißigen Beamten an der Spitze. Für die gesamte Geistesgeschichte war es eine epochemachende Tat, daß der weitblickende König Ptolemaios I. Soter († 283) und sein freigebiger Nachfolger Philadelphos die erste dieser Bibliotheken, verbunden mit einer Art wissenschaftlicher Akademie, dem Museion, in Alexandreia gründeten. Das Hauptverdienst daran hat aber der Ratgeber Demetrios von Phaleron, ein Schüler des Aristoteles, der zehn Jahre lang (bis 307) als makedonischer Statthalter Athen regiert hatte und als politischer Flüchtling seit 297 an dem neuen Königshofe weilte.

Kleinere Bibliotheken von Privatleuten wird es schon seit längerer Zeit gegeben haben. Schildert uns doch Alkidamas im Beginne des 4. Jahrh. das Verfahren der Redner, wie sie, um ein neues Elaborat auszufeilen, am Schreibtische sitzen und rings um sich ihre Vorbilder aufgeschlagen haben, um aus ihnen die schönsten Sentenzen zu entnehmen (*Sophistenrede § 4*). Und warum sollen nicht auch Dichter wie Euripides Exemplare der besten Tragödien und einiger philosophischer Werke besessen haben? Aber erst Aristoteles hat nach Strabons Zeugnis (*XIII 608*) die erste Bibliothek systematisch zusammengebracht im Museion, darin über Platon hinausgehend. Von Nichtprivatleuten soll Klearchos, Herrscher von Herakleia am Pontos (seit 364), ein Schüler des Isokrates und auch Platons, der erste Sammler einer Bibliothek gewesen sein (*Memnon* bei *Photios*). Die seit dem 2. Jahrh. n. Chr. auftauchenden Nachrichten über Bibliotheken des Peisistratos und Polykrates kommen nicht ernstlich in Betracht. Und die neuerdings aufgefundene Riesensammlung Sardanapals von 30000 kleinen Tontäfelchen mit Keilschrifttexten in Ninive war verschüttet und vergessen, soviel wir sehen können, als die Griechen von sich aus Bibliotheken anlegten. Über die Länder Asiens gingen zu viele Stürme dahin, als daß sich hier eine Tradition vom Bibliothekswesen bis in das hellenistische Zeitalter hätte halten können. Das ältere Ägypten scheint davon überhaupt nicht viel gewußt zu haben, von kleineren Sammlungen gelehrter Priester abgesehen.

Über die Einrichtungen Alexandreias haben erst junge Angaben in einer Plautushds., deren Wert FrRitschl 1838 darlegte, Licht verbreitet: sie sind wörtlich einem griechischen Traktate des Byzantiners Tzetzes zu Aristophanes' Plutos entlehnt, den man später auffand. Danach hat Ptolemaios die große Bibliothek in dem Königspalaste des Brucheion untergebracht, und daneben wurde eine zweite, kleinere angelegt. Zum Bibliothekar wurde Zenodot berufen, dem zunächst die Ordnung des

Homer und der verwandten Werke zufiel, außerdem Alexander Aitolos und Lykophron für Tragödie und Komödie; die übrige Masse namentlich der Prosa mußte zunächst zurückgestellt werden. Um welche Mengen von Rollen es sich handelte, zeigen die aus dem Kataloge des Kallimachos erhaltenen Zahlen, den dieser um 250 auf steinernen Tafeln (πίνακες) in den Büchersälen beider Bibliotheken anbringen ließ: die kleinere im Serapeion enthielt 42800 Bände, die größere 400000 Miszellanbände und 90000 einfache, einheitliche Bücher. Diesen ungeheuren Reichtum zusammenzubringen, erforderte einen unerhörten Aufwand von Geld und Geschicklichkeit, Agenten mußten alle Teile Griechenlands durchziehen, um alte, wertvolle Hdss. aufzustöbern und in ihren Besitz zu bringen, wobei sie auch vor unlauteren Mitteln nicht immer zurückschreckten; nur im Notfalle begnügte man sich mit sorgfältigen Abschriften. Der Ankauf und die ersten Einrichtungen der Bibliotheken kosteten viel Zeit und Arbeit, aber weit mehr das Ordnen und Durcharbeiten all der Bücher: es ist ganz unmöglich, daß das von den wenigen Gelehrten geleistet werden konnte, deren Namen wir kennen; mindestens müssen ihnen noch tüchtige Unfreie beigegeben worden sein, wie wir das später von den römischen Bibliothekaren wissen. Bekannt ist uns die Reihenfolge der Leiter in Alexandreia: Zenodot, Kallimachos, Eratosthenes, (Apollonios), Aristophanes und Aristarchos, von denen der Name des Dichters Apollonios Rhodios wahrscheinlich zu streichen ist. Mit dem Jahre 145 riß infolge politischer Störungen die alte Tradition ab.

Den Hauptbestand der großen Bibliothek wollte Caesar 47 nach Rom bringen lassen, aber er wurde bei der Belagerung ein Raub des Feuers. Sechs Jahre darauf schenkte Antonius der Kleopatra zum Ersatze 200000 Bände der Bibliothek von Pergamon. Alexandreia blieb weiter ein Zentrum der Kultur, aber 272 unter Aurelian wurde das Brucheion, 391 vom Bischof Theophilos das Serapeion zerstört, und endlich sollen 641 die Araber unter Amru die berühmte Bibliothek, oder was von ihr noch da war, vernichtet haben.

Zeitweilig konkurrierte mit ihr die zu Anfang des 2. Jahrh. von Eumenes II. gegründete Bibliothek von Pergamon, die ähnliche Einrichtungen wie Alexandreia aufwies und auch tüchtigen Gelehrten unterstand. Über ihre Bestände vor dem Jahre 41 erfahren wir nichts; daß man, als die Papyrusausfuhr aus Ägypten verboten wurde, zur massenhaften Herrichtung eines kostbareren Materiales, der Häute von Eseln und anderen Tieren schritt, erklärt den Namen 'Pergament' dafür. Wichtig ist, daß die Bibliotheksanlage auf der Athenaterrasse des Burgberges durch Humanns Ausgrabungen aufgedeckt und durch Conzes Scharfsinn in ihrer Bedeutung erkannt worden ist: zwei im rechten Winkel aneinander stoßende Säulenhallen mit zwei Stockwerken dienten als Lesehallen, hinter der nördlichen liegen die Bücherräume, die mit Statuen berühmter Autoren geschmückt waren; an den Wänden befinden sich in regelmäßigen Abständen Löcher, vielleicht für die Büchergestelle. Rückwärts können wir diese selbe Einrichtung bis zu der der Peripatetiker am Lykeion in Athen verfolgen, wo ebenfalls bei einem Heiligtume, dem Museion, eine größere und eine kleinere Halle lagen, deren Ausbesserung und zugleich die der Statuen der Musen Aristoteles' Nachfolger Theophrast testamentarisch anordnete. Und genau entsprechend war später die Anlage der großen römischen Bibliotheken.

Die übrigen Fürstenhöfe folgten dem Beispiele, auch viele Städte. Athen besaß außer den Sammlungen der Philosophenschulen wenigstens zwei öffentliche, die inschriftlich mehrfach erwähnte im Ptolemaion und die von Hadrian gestiftete im Olympieion. In römischer Zeit waren die größeren Städte so wohl versehen, daß

Plutarch den Mangel in kleineren Städten ausdrücklich beklagen konnte. In dem nach ihm umgenannten Byzanz brachte Konstantin 120000 Bände zusammen, darunter eine Prachtausgabe des Homer mit Goldbuchstaben auf einer 120 Fuß langen Rolle. Die im kaiserlichen Kollegium befindlichen 36500 Bände wurden im 8. Jahrh. durch Leo den Isaurier verbrannt.

Von Privatleuten sollen die Grammatiker Tyrannion und Epaphroditos je 30000, der Dichter Serenus Sammonicus um 200 n. Chr. sogar 62000 Rollen besessen haben. Römer wie M. und Q. Cicero, Varro und namentlich Atticus hatten ansehnliche Büchersammlungen; ein Protz vom Schlage des Trimalchio rühmte sich des Besitzes zweier oder dreier (*Petr. 48*). Die spätere Zeit und ihre Literatur ist ohne viele Hilfsmittel undenkbar. Kirchenväter wie Hieronymus, Augustinus und Georgios von Alexandreia sind uns als Besitzer reicher Bücherschätze bekannt. Und auch lange vorher müssen die Judengemeinden der Diaspora ein lebhaftes Lesebedürfnis empfunden und befriedigt haben, sonst wäre es nicht verständlich, daß schon in der letzten Zeit des Apostels Paulus griechische Evangelien wie Pilze aus der Erde schossen.

Von Privatbibliotheken ist vor anderthalb Jahrhunderten eine mit der Villa eines reichen Besitzers zu Herculaneum ausgegraben worden, ihren Bestand hat ein epikureischer Philosoph vor und unter Augustus zusammengebracht. Die unter dem Einflusse der Luft verkohlten und verschrumpften Papyrusrollen hielten die Entdecker, da die Regale zusammengebrochen waren, anfänglich für Holzkohlen. Dem Aufwickeln, Zusammenflicken, Lesen und Ergänzen wurden schwere Aufgaben gestellt, und noch sind nicht alle Rollen aufgerollt, geschweige wissenschaftlich ausgeschöpft. Am stärksten vertreten ist hier ein Klient des L. Calpurnius Piso namens Philodemos, der mit den älteren augusteischen Dichtern verkehrte. Aber lateinische Texte fehlten fast ganz, obwohl der Besitzer gewiß ein vornehmer Römer war, nach Subskriptionen zu schließen ein Octavius.

Unter griechischem Einflusse haben die Römer Bücher gesammelt. Noch nach der Eroberung von Karthago verschenkte der Senat die dortigen Bücher an die einheimischen Fürsten. Aber schon 168 ließ Aemilius Paulus die Bibliothek des Perseus von Makedonien nach Rom bringen, Sulla die des Apellikon, L. Lucullus die des Mithradates(?) *ex praeda pontica*. Die Gründung der ersten öffentlichen Bibliothek plante Caesar und hatte den Varro zum Bibliothekar ausersehen. Mit beschränkteren Mitteln stiftete 39 C. Asinius Pollio nach dem Parthischen Kriege eine dem Publikum zugängliche Bibliothek im Atrium der Libertas beim Forum, in der Büsten Verstorbener und Varros aufgestellt wurden. Dann gründete Augustus 28 nach Actium die des Apollotempels auf dem Palatin, deren Vorsteher Hygin wurde; die griechischen und lateinischen Texte hatte Pompeius Macer gesammelt, zwei Abteilungen werden auch inschriftlich erwähnt; sie brannte unter Commodus oder 363 ab. Ferner stiftete Augustus 23 aus der dalmatinischen Beute zu Ehren des Marcellus in der Porticus der Octavia eine Bibliothek, die Melissus ordnete; nachdem sie 80 abgebrannt war, überwies ihr Domitian Bücher aus Alexandreia u. a.; nach abermaligem Brande wurde sie 203 restauriert. Es folgen weitere Gründungen: einer zweiten Bibliothek auf dem Palatin, im Tempel des Augustus, durch Livia und Tiberius, die Caligula einweihte; die philologische der Pax durch Vespasian, wo die Kritiker sich noch im 3. Jahrh. versammelten; die Ulpia Trajans, die Hauptbibliothek des 5. Jahrh., zum Ressort des Stadtpräfekten gehörig. Die *Mirabilia Romae* kennen im 4. Jahrh. 28 Bibliotheken der Hauptstadt. Auch in Italien

wie in den Provinzen werden Bibliotheken erwähnt, die überall göttlichem Schutze unterstellt waren, wie später in christlicher Zeit die *ecclesiarum bibliothecae* (*Hieron. ep. 112*).

Für die Anlage von Bibliotheken, die Auswahl und den Erwerb der Bücher und sonstige praktische Ratschläge gab es sogar eigene Werke: von Varro *de bibliothecis libri III* nach unbekanntem Vorbilde, von dem Pergamener Telephos (3 B.) und Philon von Byblos (12 B.). Daraus sind einige Einzelheiten bekannt, z. B. die Notiz, daß in Rom das Entleihen nach Hause gestattet war (*Gell. 19, 5*; vgl. *Marcus Ad Front. 4*). Anderes über Beamte und Einrichtungen erfahren wir aus Vitruv und Plinius und durch späte Inschriften.

Der Massenbedarf an Büchern erzeugte eine lebhafte, dem späteren Buchdrucke entsprechende Industrie, die Tausende von Sklaven in allen Teilen der hellenistischen Welt und dann des römischen Reiches beschäftigte. Abnehmer der z. T. durch Diktieren massenhaft hergestellten Texte waren außer den zahlreichen Bibliotheken auch unendlich viele Privatleute. Für den Vertrieb sorgte ein allmählich zu ansehnlicher Leistungsfähigkeit gesteigerter Buchhandel. Es wird genügen, hier auf den Verlag des T. Pomponius Atticus (106–32 v. Chr.) hinzuweisen, dessen Bedeutung Usener lebendig geschildert hat: Varro, Cicero, Catull u. a. ließen bei ihm ihre Werke erscheinen, Ciceros Briefwechsel und die von seinem Schwiegersohne Cornelius Nepos verfaßte Vita des Atticus geben darüber Auskunft. Nepos selbst, gewiß Geschäftsteilhaber, leitete die Abteilung der römischen Autoren, für die griechischen mußten Fachleute herangezogen werden, also vielleicht der Grammatiker Tyrannion; die noch für uns maßgebende Platonausgabe hat, wenn ich recht verstehe, der Akademiker Derkyllides (vor 44) besorgt (*Albinos Eisag. 4*). Noch jahrhundertelang waren die 'Atticus'-Ausgaben (Ἀττικιανὰ ἀπόγραφα) des Demosthenes, Aischines und Platon angesehen, freilich die meisten wohl mehr wegen ihrer hübschen Ausstattung als wegen wissenschaftlicher Bedeutung. Dem Buchhandel verdankte man auch die Anfertigung vieler praktischer Lehrmittel und Schulbücher für rhetorische, grammatische und philosophische Unterrichtszwecke, Geschichtstabellen und Handbücher, Sammlungen, Porträtwerke und Einleitungen, Auszüge aus schwer zugänglichen oder schwer lesbaren Werken, zu denen sich z. T. die Autoren selbst verstanden. Überall lehnte sich der Buchhandel an den Unterricht oder die Bibliotheken an und sorgte in reger Wechselwirkung mit diesen für Verbreitung der Bildung und Vertrieb von Texten. Aber natürlich lag darin die doppelte Gefahr, daß der Buchhandel einmal dem Tagesinteresse und dem wechselnden Geschmacke des Lesepublikums allzusehr entgegenkam und die wertvolle ältere Literatur vernachlässigte, damit also ihren Untergang mit herbeiführte, und daß er kalligraphische aber billige Texte auf Kosten sorgfältig revidierter begünstigte und somit zu einer Verwahrlosung der Texte beitrug, wie sie uns schon im 3. Jahrh. in Platonpapyri und zahlreichen Homerblättern entgegentritt. Davon wird nachher zu sprechen sein.

Dem Beispiele der Griechen folgten die Syrer und Araber, die viele Übersetzungen anfertigten und daneben eigene Literatur sammelten. Dem lateinischen Mittelalter wurden durch dieses Medium in der Übersetzung spanischer Juden viele gelehrte Werke griechischer Mathematiker, Philosophen usw. zuerst bekannt. Einzelne sind nur so auf uns gekommen wie der Anhang zu Aristoteles' Zoologie (Buch X) und Nikolaos' Botanik. Aber auch wo die Originale in jüngeren Hdss. auf uns gekommen sind, haben diese alten Übersetzungen noch hohen Wert: so die

älteste syrische des Neuen Testamentes vom Sinai (um 200?), die arabischen von Arist. Poetik und Kategorien, für diese auch eine armenische.

Noch wichtiger freilich sind die wörtlichen lateinischen Übersetzungen wie die Itala und Vulgata der biblischen Schriften, Ciceros Übertragung von großen Stücken des Platonischen Timaios, seine und des Germanicus Aratea, Boethius' Übersetzung von Aristoteles' Organon, Apuleius' De mundo als älteste Zeugnisse für den Text von Pseudo-Aristoteles' Schrift περὶ κόσμου, die auch in syrischer und armenischer Übertragung vorliegt. Manche Werke sind nur in lateinischer Bearbeitung auf uns gekommen. Unsere Kenntnis der neuen Komödie beruhte bis vor kurzem, von den kurzen griechischen Bruchstücken abgesehen, durchaus auf den Umdichtungen des Plautus und Terenz, und die philosophischen Schriften Ciceros müssen uns die griechischen Arbeiten zweier Jahrhunderte ersetzen. Dazu kommen die wörtlichen Übersetzungen wie der reichhaltige Timaioskommentar des Chalcidius u. a. Selten kommt das Umgekehrte vor, daß griechische Übersetzungen lateinischer Werke für uns Wert haben, so die byzantinischen des Planudes von Dichtungen Ovids.

Unter den reichen Handschriftenschätzen der Bibliotheken und Privatleute hat zwar Brand und sonstige Zerstörung stark aufgeräumt, aber das Christentum ist meist nicht feindselig dagegen vorgegangen, sondern hat sich als ein mächtiger Kulturfaktor erwiesen, nachdem es den vollständigen Sieg über das Heidentum errungen hatte. Die neue Religion konnte die alte Kultur nicht ignorieren oder ausrotten, die sie geistig überwinden wollte. Zunächst hat sie sie bekämpft, zu widerlegen oder zu ersetzen gesucht (der Papst Agapitus gründete 535 in Rom die erste theologische Bibliothek), dann als Hintergrund der eignen Lehren und Anschauungen beschützt und gepflegt. Die gelehrten Mönchsorden wurden geradezu die Erben der alten Gelehrten, ihrer Bibliotheken und des planmäßigen Buchgewerbes. Epochemachend war die Gründung des Ordens von Monte Cassino durch Benedictus von Nursia (529) und die Aufnahme der Pflege der Wissenschaften durch Cassiodorius im Kloster Vivarium in Bruttien (538). Schon äußerlich lehnten sich die Klöster mit ihren Einrichtungen für gemeinsames Wohnen, Speisen und Arbeiten an die der heidnischen Akademien an, wie wir sie z. B. von dem Museion in Alexandreia kennen. Die Niederlassungen der Benediktiner schufen überall Schulen und Bibliotheken, in denen die klassischen Autoren einen Hauptbestand bildeten, so in Canterbury, York und Bobbio, in Hirsau, Reichenau, Corvey in Westfalen und Fulda, in Tours, Paris und St. Germain. Hier wirkten die aus dem Benediktinerorden hervorgegangenen Mauriner besonders eifrig. Berühmt waren auch die irischen und schottischen Mönche wegen ihres Fleißes und ihrer Sammlungen; der berühmteste, Gallus, gründete vor 627 das berühmte St. Gallen in der Schweiz.

Diese Klöster waren die Zentren heidnischer Bildung. Unzählige Abschriften antiker Werke wurden hier angefertigt, die alten Papyrusrollen, die noch existierten, in dauerhafte Pergamentbände übertragen, denen erst seit dem 12./13. Jahrh. bisweilen Bücher von schlechtem Baumwollenpapier (*charta bombycina*) zur Seite traten. Man war weitherzig und schrieb auch heikte Sachen wie Juvenals Satiren ab. Nur polemische Schriften von Ketzern und Gegnern des Christentums fanden keine Duldung. Aber es kam vor, daß alte Pergamente mit heidnischem Texte religiöse christliche Schriften aufnehmen mußten: dann radierte man die alte Schrift aus oder wusch sie sorgfältig ab, so daß die moderne Technik Mühe hat, die älteren Schriftzüge dieser *codices rescripti* oder 'Palimpseste' durch Reagentien wieder

leidlich lesbar zu machen. Derartige Handschriften sind der Gaius in Verona, den Niebuhr fand und entzifferte, die Mailänder Plautushds., der syrische Sinaiticus des Neuen Testamentes, den neuerdings Miss Lewis aufgefunden hat.

Von dem Reichtume der Klosterbibliotheken an lateinischen Autoren geben die alten Kataloge Auskunft, die GBecker 1885 gesammelt hat (*S.16*). Byzantinische sind nicht darunter, obwohl auch im Osten einzelne reiche Klosterbibliotheken bestanden, wie die vom Athos, Patmos und Sinai, deren Bestände an wertvollen griechischen Schriftstellern aber seit dem Andrange der Türken bis in die neuesten Zeiten hinein meist nach dem Westen gebracht worden oder verloren sind. So kaufte JohAurispa eine große Sammlung von Hdss. zusammen und brachte sie 1423 nach Italien, darunter den berühmten Band, der Aischylos, Sophokles und Apollonios Rhodios enthält. Viele literarisch interessierte Griechen wendeten sich bald dorthin wie Kardinal Bessarion; die meisten erwarben sich durch Abschreiben oder Übersetzen griechischer Texte ihren Lebensunterhalt und wurden Lehrer der italienischen Humanisten im Griechischen: Theodoros Gazes, Georg von Trapezunt, die Übersetzer des Aristoteles, u. a.

Der italienische Humanismus wurde der eigentliche Erbe der mittelalterlichen Mönchsgelehrsamkeit, die nun schon erstarrt war in engherzigem Scholastizismus. Die Wiedergeburt des klassischen Altertumes begann mit dem unermüdlichen Aufsuchen alter Hdss., die man mit Geld und guten Worten oder auch mit List und Gewalt erwarb, im Notfalle wenigstens abschrieb, keiner so findig und eifrig wie Poggio. Wer nicht gleich GVoigts gelehrtes Werk über die Renaissancezeit (*S. 26*) studieren will, möge wenigstens KFMeyers kleine Novelle 'Plautus im Nonnenkloster' lesen. Jeder Fund wie der des Catull in Verona oder der rhetorischen Schriften Ciceros in Lodi war ein Fest; der rege Briefwechsel der Humanisten drehte sich zum guten Teile um diese Wiederentdeckung der in alten Klosterbibliotheken auch Deutschlands, Frankreichs und Englands vergrabenen Klassiker. Nun entstanden auch neue Sammlungen von Hdss., teils kleinere in Privatbesitz, teils große öffentliche. Nach dem Muster des Ptolemaios gründete Cosimo Medici († 1464) in San Lorenzo zu Florenz eine öffentliche Bibliothek, die Laurentiana, und daneben von kurzer Dauer die Platonische Akademie in San Marco, deren tätigstes Mitglied Marsiglio Ficino den Platon mustergültig übersetzte. Die Privatsammlung Bessarions wurde der Grundstock der Marcusbibliothek in Venedig, in Pavia stifteten die Visconti, in Urbino die Montefeltre Bibliotheken, in Rom brachte der humanistische Papst Nikolaus V. († 1455) 9000 Hdss. zusammen, mehr einen Vorläufer als die Grundlage der berühmten Vaticana, der später andere große Bibliotheken einverleibt wurden wie die Pfälzer aus Heidelberg (1624), die Urbinatische, die der Königin Christine von Schweden und die Ottoboniana. Neben ihr enthalten die *Bibliothèque Nationale* in Paris und die des *British Museum* in London die reichsten Schätze an Hdss. Viele sind in Staats-, Universitäts- und Kommunalbibliotheken zerstreut. In Deutschland steht an der Spitze die Kgl. Bibliothek in München.

Die Geschichte der gelehrten Sammlungen ist ein eigenes Fach, selbst die Handschriftenkataloge sind schwer zu übersehen, und doch ist ihre Kenntnis für den Editor unerläßlich. Es war ein gewaltiges Unternehmen, als der Mauriner Montfaucon seine *Bibliotheca bibliothecarum manuscriptorum nova* zusammenbrachte (*Paris 1739*), aber ein unmöglicher Versuch. Wir sind meist auf die einzelnen Bibliothekskataloge angewiesen, nur wenige sind zusammengefaßt, wie die der französischen Departements von HOmont u. a. im *Catalogue général*, *Paris 1885 ff.*

Die Sammeltätigkeit der abendländischen Humanisten und der jüngeren byzantinischen Gelehrten hatte noch gerade zur rechten Zeit eingesetzt, um die große Masse der aus dem Altertume erhaltenen aber so gut wie vergrabenen Werke zu retten. Und schon drohte den Hdss. eine neue, viel größere Gefahr: der Ende des 15. Jahrh. aufkommende Buchdruck, der das ganze Bücherwesen von Grund aus umgestaltete und bald die alten Hdss. völlig zu ersetzen schien. Einzelne Bücher sind wirklich nur in den jungen Drucken erhalten. Und ohne die Bibliomanie der Humanisten hätte man schwerlich die schwerlesbaren Hdss. noch so sorgfältig gehütet, nachdem ihr Text vervielfältigt und allgemein leicht zugänglich gemacht worden war, da wissenschaftliche Einsicht in den Wert der alten Exemplare noch auf Jahrhunderte hin nicht genügend vorhanden war.

Der Buchdruck hat die klassische Bildung verbreitet, aber zugleich auch verflacht. Selbst die berühmten Offizinen des Aldus Manutius in Venedig und des Henricus Stephanus in Paris begnügten sich meist, je eine bequem benutzbare Hds. abzudrucken. Doch setzte hier auch die wissenschaftliche Tätigkeit philologischer Korrektoren ein, die mit erstaunlichem Scharfsinne, oft ohne Heranziehen anderer Textquellen die Überlieferung besserten und meisterten. Für die Bequemlichkeit des Publikums wurde viel getan, schöne Typen wenigstens für die lateinischen Buchstaben gewählt, die Randscholien bald unter den Text verwiesen, ausführlichere Erklärungen gesondert abgedruckt, die Preise verbilligt. Die griechischen Typen der älteren Drucke erscheinen uns jetzt mit ihren Ligaturen als schwer lesbar, aber doch erzielte der Druck auch hierin eine wesentliche Vereinfachung.

Das Studium der Hdss. wurde dadurch so sehr erschwert, daß sie aus den verschiedensten Jahrhunderten und Gegenden stammten und ihre Schrift daher ganz verschieden aussah. Eine eigene Wissenschaft, die Paläographie, führt uns in diese Unterschiede ein und gibt uns die Mittel, jede Hds. wirklich lesen und wissenschaftlich verwerten zu können. Die Möglichkeit, die Herkunft der einzelnen Hdss. wie ganzer Serien durch Ausnutzung einer intimen Kenntnis der Bibliotheksgeschichte zu bestimmen, eröffnet oft ungeahnt tiefe Blicke, die Kenntnis des Schreibmateriales, der Tinte, des Buchschmuckes und der Buchstabenformen liefert das sichere Fundament. Aber es ist unmöglich, aus theoretischen Anleitungen sich diese Kenntnisse zu verschaffen: das Studium der Hdss. selbst oder wenigstens der neuerdings mit Hilfe der Photographie überraschend treu hergestellten Facsimilia einzelner Blätter oder ganzer Codices liefert die unumgänglich nötige lebendige Anschauung. Denn unscheinbare kleine Abweichungen in der Form einzelner Buchstaben sind das Wesentliche: in ihnen erkennt der an minutiöse Beobachtungen gewöhnte Paläograph mit Leichtigkeit die Merkmale, jede Schriftprobe sicher in einen großen Zusammenhang einzureihen und an ihre Stelle zu setzen. Da es nur in einer Spezialdarstellung möglich ist, diese Unterschiede und Wandlungen im einzelnen zu verfolgen und durch Proben zu veranschaulichen, wodurch die Anweisungen erst lehrreich werden würden, müssen wir uns hier begnügen, einige Hauptepochen hervorzuheben, und im übrigen auf den Abschnitt *Paläographie* zu verweisen.

Die älteste Schrift war die auf Stein und andere dauerhafte Materialien eingegrabene der Epigraphik. Obwohl die aus der phoinikischen Konsonantenschrift entlehnte Lautschrift die einheitliche Erfindung eines Griechen war, hat sie doch sehr rasch viele Veränderungen in den epichorischen Alphabeten Griechenlands erfahren. Man lernt sie am besten kennen aus Roehls *Inscriptiones Graecae antiquissimae* (*Berl. 1882* = *JG. Bd. I*, daraus die *Imagines*[2], *Berl. 1898*) in Verbindung

mit *AKirchhoffs Studien z. Gesch. d. griech. Alphabets*[4], *Gütersl. 1887.* Eine entsprechende zusammenfassende Übersicht über die Buchstabenformen der jüngeren Epigraphik fehlt. Empfehlenswert sind die mit guten Facsimilia ausgestatteten Inschriften von Pergamon. Die Schrift der Inschriften ist im wesentlichen die sogenannte Kapitalschrift.

Das älteste uns erhaltene Buch, die Perser des Timotheos, zeigt fast dieselben Schriftzüge wie die gleichzeitigen Inschriften aus der Epoche Alexanders. Das Alphabet ist das im Laufe des 5. Jahrh. in Attika eingeführte ionische, das überall allmählich die lokalen Alphabete verdrängte. Einige ältere Gewohnheiten wurden freilich nicht mit einem Male beseitigt; so kommt E für 'unechtes' ει bis 334 vor, und 'unechtes' ου wurde bis 360 durch O wiedergegeben, auf ägyptischen Papyri sogar vereinzelt noch bis 270. ΠΙΣΤΟΣ konnte πιστός, πιστούς, πιστῶς bedeuten. Man wußte das im Altertume und rechnet heute damit, daß in Abschriften älterer Texte, z. B. Homers, die μεταγραψάμενοι dabei Fehler gemacht haben können; aber man bauscht das jetzt auf, obwohl den Schreibern doch die Formen meist so geläufig waren wie uns *Rath* und *Rat* (neben *Rad*): fast nur in unverständlich gewordenen verschollenen Dialektworten, sogenannten Glossen, wird man so alte Irrtümer finden. Das stärkste Umschreiben hat die Gedichte der Korinna (*Berl. Klass. Texte V 2, 19, Berl. 1907*) betroffen, nachdem ihr Vaterland Boiotien im 4. Jahrh. eine phonetische Orthographie eingeführt hatte, bei der die attischen Lautwerte der Buchstaben wie υ=ü zugrunde gelegt waren: so schrieb man jetzt ΘΟΥΜΟΣ für θυμός, ΚΗ für καί usw. Am unbequemsten war für die meisten Dialektschriften das Fehlen des *h* im ionischen Alphabete, zu dessen Ersatze man später den Spiritus künstlich einführte. Für uns am unbequemsten ist das in den meisten Inschriften wie in der Buchschrift übliche Fehlen der Worttrennung, das in der Tat eine nicht unerhebliche Fehlerquelle gebildet hat und bildet. Auch Akzente fehlten in der älteren Zeit gänzlich, und Interpunktionszeichen wurden nur spärlich verwendet, in Aristoteles' Zeit schon die Paragraphos, ein wagerechter Strich unter dem Zeilenanfange bei größerem Abschnitte. Verse werden in der ältesten Zeit noch nicht abgesetzt.

In der Kapital- oder Unzialschrift mit ihren 'zollangen' Buchstaben sind sämtliche literarischen Papyri und Bücher der Griechen bis zum 8./9. Jahrh. geschrieben, aber im einzelnen haben die Schriftzüge zeitliche und örtliche Veränderungen erfahren. Nur wenige, wie der um 300 v. Chr. geschriebene Phaidonpapyrus, bewahren z. B. noch die eckige Form des E, die sonst meist in eine abgerundete Є übergeht, wie auch meist C statt Σ geschrieben wird: vereinzelt kommen die beiden abgerundeten Formen der Buchschrift sogar auf attischen Inschriften schon des 4. Jahrh. vor. Die Entwicklung der Schrift läßt sich jetzt an der Hand der Papyri meist bis auf das Jahrhundert genau bestimmen, selten noch genauer, und eine freilich nicht ganz geradlinig verlaufende Geschichte der einzelnen Buchstaben ist beinahe erreicht.

Dazu kommen noch Abkürzungen. Religiöse Scheu, die bei den Juden heilige Worte auszusprechen und auszuschreiben hinderte, mag auf die Christen eingewirkt haben, so daß sie auch $\overline{\text{ΠΟC}}$ für πατρός, ΟΥΝΟΥ für οὐρανοῦ usw. schrieben. Die Kenntnis dieser Abkürzungen ist namentlich für das Lesen der biblischen Hdss. unentbehrlich (die ältesten Pergamenthdss. sind der Vaticanus und der Sinaiticus des 4. Jahrh. und der Alexandrinus des 5. Jahrh.). Von hier aus sollen die Abkürzungen auch in profane Texte eingedrungen sein nach *LTraube, Nomina*

sacra[2], *Lpz. 1908*. Doch finden wir auch andere, bisweilen technischen Schriften entlehnte, Abbreviaturen und allmählich auch immer mehr stenographische Verkürzungen vielgebrauchter Worte, die sich zum Teil schon in den Papyri finden wie ϰ̣ oder ϰ̱ für καί, zum Teil aus tachygraphischen Systemen eingedrungen sind. Die Verwechselung von ὅτι und ἥλιος bei Theophrast und den Astronomen ist nur dadurch erklärlich, daß beides mit ὅ wiedergegeben werden konnte.

Mit Recht haben Cobet und seine Schule in Holland viele Textverderbnisse durch Heranziehen der Unzialschrift zu heilen versucht, etwa die Verwechselung von λύπη und αὐτή oder dgl. Denn die meisten schweren Verderbnisse sind alt und beim Abschreiben alter Unzialhdss. entstanden. Aber natürlich darf die Anwendung dieses Heilmittels nicht zu einer mechanischen Spielerei ausarten.

Man unterscheidet wohl auch die jüngere Unziale des 7. und 8. Jahrh. mit schräg gestellten Buchstaben von der älteren sowie in bestimmten Fällen noch im 10. bis 12. Jahrh. angewendete Ausläufer, die liturgische und die Semi-Unziale. Wichtiger ist für die allgemeine Geschichte der Schrift, daß die Schreiber im Gegensatze zu den gleichmäßigen Strichen der Steinmetzen allmählich Grundstriche und Haarstriche zu scheiden begonnen haben (leise seit dem 3. Jahrh.), wozu das gespaltene Rohr (*calamus*) verführte.

Neben der für literarische Texte verwendeten Unziale hat sich für private Zwecke frühzeitig, vermutlich längst vor dem 3. Jahrh., eine Kursive ausgebildet, die in Briefen, Rechnungen und Quittungen (auch der Ostraka), Testamenten und Notizen bis zum 8. Jahrh. etwa im Gebrauche blieb. Ihre Eigenart beruht auf dem Bestreben, beim Schreiben des einzelnen Buchstabens nicht mehrmals anzusetzen und die Buchstaben nicht einzeln zu schreiben, sondern miteinander zu verbinden. So entstehen Formen wie *huG* für HBE. Auch wird die Größe der Schrift im ganzen kleiner, im einzelnen die Höhe der verschiedenen Buchstaben ungleicher. Nicht selten ist die Kursive mit anderen Schriftarten gemischt, ihr Charakter nach der Individualität der Schreiber sehr verschieden, eine stetige Entwickelung der Schrift weniger klar. Am Schlusse ihrer etwa tausendjährigen Geltung geht sie in die Minuskel über. Ihre Beherrschung erfordert eindringende Studien, wie sie nicht von jedem Philologen zu verlangen sind.

Als im 9. Jahrh. die Übergangsschrift eine kalligraphische Ausbildung erfahren hatte, war sie imstande, die Konkurrenz mit der Unziale aufzunehmen. Im Gegensatze zu ihr, der Majuskelschrift, erhielt sie den Namen Minuskel. Aber sie hat nicht reinlich die Unziale abgelöst, sondern mit verkleinert geschriebenen Unzialformen kursive desselben Buchstabens in buntem Gemische gemengt. Die volle Durchbildung eines neuen Schriftsystemes ist niemals erfolgt; wohl aber haben sich die Schreiber bisweilen abgemüht, älteren Vorbildern zu folgen. Z. B. der Aristoteles und Theophrast enthaltende Vaticanus 1302 des 14./15. Jahrh. hat viele moderne Gelehrte dadurch getäuscht, daß seine Schriftzüge bis auf unbedeutende, meist nicht beachtete Abweichungen spätestens dem 13. Jahrh. anzugehören scheinen. Umgekehrt sträubt man sich mit Unrecht, Hdss. mit starken Abkürzungen wie den Palatinus des Platon oder den Laurentianus des Diogenes Laert. bereits dem 11. Jahrh. zuzutrauen. Beobachtungen über Äußerlichkeiten helfen oft weiter, z. B. daß man vom Ende des 10. Jahrh. an die Buchstaben regelmäßig unter die eingedrückten Linien setzt, daß man im 8. und 9. Jahrh. kleines Oktavformat liebt, im 10. zu Großoktav übergeht, bis zum 14. Hochquart oder Kleinfolio und dann Folio bevorzugt, daß vom 13. Jahrh. an glattes Papier üblich wird, daß das ι anfänglich

noch adskribiert oder weggelassen wird u. dgl. Hier fehlen noch zusammenfassende Beobachtungen über die Buchstabenformen, die Ligaturen und Abkürzungen usw. und die Rückschlüsse auf die Schreiberschulen. Nur die zwei Jahrhunderte des Humanismus, vor dem Aufgehen der Schreiberzunft in die Druckerzunft, heben sich deutlich ab.

Die lateinische Buchschrift hat sich ebenfalls an das Alphabet der Inschriften angelehnt. Dieses war dem griechischen von Kyme gegen 700 v. Chr. entlehnt; unter den anschaulichen Lithographien in *FRitschls Priscae Latinitatis Mon. epigr., Berl. 1862* fehlen leider die neueren Funde, namentlich die alte, wohl noch dem Ausgange der Königszeit angehörige Forumsinschrift. Von ihr sind die ältesten Proben der Buchschrift um gut 500 Jahre entfernt, nämlich ein Gedicht auf die Schlacht von Actium auf einem Herkulanischen Papyrus und rund 130 pompejanische Quittungen auf zusammengeklappten Wachstafeln, den Triptychen und Diptychen. Aber hier sind bereits zwei ganz gesonderte Systeme, Kapitale und Kursive, ausgebildet, von denen wenigstens die letztere bereits eine lange Entwicklungsgeschichte voraussetzt.

Die ältesten erhaltenen Bücher stammen aus dem 4. Jahrh. Sie weisen zum Teil Kapitalschrift auf, die Buchstabenhöhe noch gleich, aber Grund- und Haarstriche unterschieden, so der Vatikanische Palimpsest von Ciceros Verrinen und die Vatikanischen und Berliner Blätter des Vergil. Andere Texte, wie die Palimpseste von Cicero de republica und Livius sowie die alten Juristentexte, Gaius in Verona u. a., weichen darin ab, daß die Buchstaben schon verschiedene Höhe haben und einzelne Kursivformen wie ƀ und ↄ (= D) eingemischt sind: man nennt diese Majuskel Unziale. Eine Weiterentwicklung dieser Schrift wird Halbunziale oder vorkarolingische Minuskel genannt, doch sind die Grenzen flüssig; die ältesten Belege gehören noch in das 5. Jahrh., allmählich löst sie die anderen kalligraphischen Systeme ab, um selbst in der Karolingerzeit der Minuskel zu weichen.

Regelloser ist die Kursive des Privatgebrauches, die aber die Vereinzelung der Buchstaben nicht überwunden hat, wenn sie auch ihren monumentalen Charakter aufgab. Selten findet sich daneben die in Ciceronianischer Zeit aufgekommene Tachygraphie der Tironischen Noten, die unserer Stenographie entspricht.

In den einzelnen Teilen der lateinisch schreibenden Welt fanden Sonderentwickelungen statt. Damit gingen die Iren seit dem 6. Jahrh. voran, indem sie eine eigene Unziale, Halbunziale und sogar Kursive ausbildeten. Das Endresultat dieser getrennten Prozesse waren die meist kalligraphisch durchgebildeten, aber außerordentlich verschiedenen nationalen Schriften, die man zusammenfassend als Minuskel bezeichnen kann: die langobardische in Italien, die westgotische in Spanien, die aus der irischen abgeleitete angelsächsische und die fast nur in Urkunden angewendete merovingische. Von ihnen ist die im 9. bis 12. Jahrh. in Monte Cassino und La Cava gebrauchte langobardische Mönchsschrift bis auf das ɑ für *t* und ɑ für *a* uns am geläufigsten: aus ihr ist später die sogenannte deutsche oder gotische Druckschrift hervorgegangen, wie aus der karolingischen Kalligraphie durch die Humanisten und Drucker unsere lateinische *Antiqua*. Das westgotische (bis rund 1100) und das angelsächsische Schriftsystem erfordern einige Übung, damit man Buchstaben wie *a*, *f*, *g*, *p*, *r*, *s*, *t* und zahlreiche Ligaturen richtig liest: auch die späteren Kopisten haben Lesefehler begangen. Die angelsächsische Schrift hat, nachdem sie auf die merovingisch-fränkische Einfluß ausgeübt hatte, bereits im

10. Jahrh. von ihr eine Rückwirkung erfahren und sich so bei den Angelsachsen und Normannen länger gehalten.

Die größte Bedeutung hat die fränkische Kalligraphie der Karolingerzeit, die namentlich in Tours von Alkuin gegen Ende des 8. Jahrh. gepflegt wurde. Während man für Prachtwerke zur Unziale zurückkehrte, schuf man durch Reform der merovingischen Minuskel unter Benutzung der Halbunziale die neue karolingische Minuskel, die allmählich die Ligaturen und Abkürzungen aufgab, gegen 1100 auch strenger in Worttrennung und Interpunktion verfuhr, nach 1200 zu den gotischen Brechungen der Linien als Erbe der langobardischen Schrift überging, vorübergehend auch im 13. Jahrh. noch einmal starke Abkürzungen gebrauchte. Da die Humanisten zu den abgerundeten Formen der fränkischen Minuskel mit Vorliebe zurückkehrten, konnte ein Dualismus entstehen, der in der Scheidung zwischen lateinischer und deutscher oder gotischer Schrift Bestand gewonnen hat.

Für eine Geschichte der einzelnen Buchstaben, Ligaturen und Abkürzungen der lateinischen Schriftarten wenigstens im Mittelalter liegt ein reiches Material und viele Ansätze umfassender Bearbeitung vor. Am lehrreichsten sind einige unvergleichlich schön geschriebene Untersuchungen von *LTraube* (jetzt *Vorl. u. Abh. I, Münch. 1909*).

Der Wert eingehender paläographischer Studien besteht nicht nur darin, daß der darin Geübte ein eigenes Urteil über die allen Buchtexten zugrunde liegende handschriftliche Überlieferung fällen und, wenn er selbst dazu kommt, handschriftliches Material nachprüfen und neu heranziehen kann, sondern vor allem darin, daß jeder aus einer intimen Beschäftigung mit den Hdss. auch ein intimes Verhältnis zu den Texten und ihrer überlieferten Gestalt gewinnt, die Treue im einzelnen schätzen lernt und festen Boden unter den Füßen fühlt. Zu warnen ist aber vor einem Mißbrauche und einer Überschätzung der Paläographie, als ob sie nämlich der Mittelpunkt der Philologie überhaupt sei und ihr Studium das grammatische und sachliche Durcharbeiten der Texte ersetzen könne: auch die Konjekturalkritik entspringt der Interpretation, nicht den paläographischen Kenntnissen. Diese geben dem Textkritiker und Diplomaten Sicherheit, ohne sie macht sich leicht ein unsicheres Tasten bemerkbar. Aber nicht um der etwaigen Vorteile willen, sondern ihrer selbst wegen ist das Studium der Paläographie und der Überlieferungsgeschichte unentbehrlich.

Grundlegend ist *ThBirt, Das antike Buchwesen, Lpz. 1887*, wodurch zahlreiche Einzeluntersuchungen und Ergänzungen hervorgerufen sind, darunter von *Birt* selbst *Die Buchrolle in der Kunst*, mit vielen Illustrationen, *Lpz. 1907*. Hübsch und billig ist das gleichfalls illustrierte *Buch bei den Griechen und Römern* von *WSchubart, Berl. 1907*.

Die Literatur über Hdss.-Kataloge gibt *EHübner, Grundriß*[2], *Berl. 1889, 57* (leider schon ganz veraltet), den letzten kleinen Nachtrag *EBickel, Bursian CXL (1908 III) 265*.

Paläographie, Buchwesen und Handschriftenkunde, faßt zusammen *FBlaß* in *JMüllers Hdb. I*[2], *Münch. 1892*. Das Beste sind außer einzelnen Aufsätzen *LTraubes* (vgl. *S. 13*) die Arbeiten von *WWattenbach*, seine kleinen *Anleitungen zur griech.*[3], *Lpz. 1895*, und *lat. Paläographie*[4], *Lpz. 1886*, sehr bequem; höchst wertvoll die *Schrifttafeln zur Gesch. d. griech. Pal.*[2], *Berl. 1876 f.*, die *Exempla der griech. Minuskeln*[2], *Heidbg. 1890* mit *v. Velsen* ed., *Exempla der lat. Majuskeln, Heidbg. 1876 ff.* mit *Zangemeister* ed. *HOmont, Fac-similés, Paris 1891 f. WArndt, Schrifttafeln* (lat.), *Berl. 1886* und *1878. EChatelain, Paléogr. des classiques latins, Paris 1884–1900*, ist besonders zu empfehlen. *FSteffens, Lat. Paläogr.*[2], *Trier 1907*. Dazu kommen die Facsimilia ganzer Hdss. (*Codd. graec. et lat.*) unter Leitung von *de Vries, Leid. 1897 ff.* (Homer, Platon, Plautus, Tacitus usw.). Nur praktisch aus dem Studium der Hdss. selbst oder der Facsimilia läßt sich Paläographie lernen, nicht aus den zur Orientierung freilich nützlichen theoretischen Anweisungen.

2. Der äußeren Geschichte der Überlieferung gegenüber muß betont werden, daß die Hauptprobleme tiefer liegen. Die Fehlerhaftigkeit und Lückenhaftigkeit der überlieferten und erhaltenen Texte sowie die Zeit, in der diese eingetreten, zu erkennen und die getroffenen Gegenmaßregeln kennen zu lernen und zu würdigen, erfordert einen Einblick in die innere Geschichte der Textüberlieferung und Textbehandlung.

In der hellenistischen Zeit stand der Grieche und in der Ciceronischen Zeit sogar der gebildete Römer den ältesten Literaturwerken seines Volkes mindestens so fremd gegenüber wie wir heutigen Tages der Sprache Luthers. In den Geist des Platon und des Aristoteles wußte man sich innerhalb der eigenen Schule schon nach kurzer Zeit so schwer hinein zu finden, daß man die Absicht ihrer Schriften verkannte oder sie ganz vernachlässigte und, als man dessen inne wurde, die Werke philologisch zu erklären begann und Ausgaben veranstaltete; das geschah schon in Caesarisch-Augusteischer Zeit. Ebenso haben damals die Gesetze der Zwölf Tafeln bereits eingehende Erläuterungen von Fachmännern erhalten.

Daß die ältere attische Prosa nicht ebenso rasch veraltete, verdankt sie den klassizistischen Bestrebungen griechischer Schulmeister, die den vornehmen jungen Römern der Caesarischen Epoche die Muster des wahren Attizismus vorlegen wollten und eine griechische Renaissance, die zweite Sophistik der nachchristlichen Zeit, anbahnten: der Ehrgeiz eines Pausanias, wie Herodot, oder eines Arrian, wie Xenophon zu schreiben, war bedingt durch ein allgemeineres Interesse an der älteren Literatur, das künstlich im rhetorischen Unterrichte gepflegt wurde. In der gleichen Weise holte man im 2. Jahrh. n. Chr. die älteren römischen Prosaiker hervor, und Gellius wie besonders Fronto bemühten sich, selbst archaisch zu schreiben. Diese archaisierenden Tendenzen, die der Sprache ihrer Zeit, der κοινή wie der silbernen Latinität, entgegentraten, der Volkssprache sogar mit Verachtung, haben für die Erhaltung der älteren Literatursprache großen Wert.

Aber sie haben auch sprachliche Neuschöpfungen veranlaßt, indem man sich an ‘falsche’ Analogien anlehnte. So finden wir bei Kallimachos gegen 250 pseudohomerische Wortbildungen. Viele seltenere Worte der ältesten Poesie waren zur Zeit Alexanders längst aus dem lebendigen Wortschatze geschwunden, fristeten höchstens noch in isolierten Gegenden wie auf der Insel Kypros ihr Dasein, wo sich z. B. neben Fάναξ und Fάνασσα =‘Prinzessin’ ἄνακτες in der Bedeutung ‘Kriminalkommissar’ (*Eustath. zu N 582*) hielt. Einzelne stereotype Wendungen hatten sich durch jüngere Nachahmungen der älteren Poesie und Gesetzessprache fortgepflanzt, wie wir in Prosa wohl mit gezierter Altertümlichkeit ein ‘alldieweil und sintemal’ zitieren: aber das alte ἔαδε (= att. ἔδοξε) war aus den ionischen Gesetzesformeln schon seit dem 5. Jahrh. geschwunden, das Neue mit Macht hereingebrochen. Manche Worte verstand man überhaupt nicht mehr, so daß Philitas von Kos um 300 eine Sammlung dieser unverständlichen ‘Glossen’ anlegte und sie, so gut er vermochte, erklärte. Eine tiefere Sprachkenntnis, wie man sie heute aus der Vergleichung schöpft, stand ihm dabei nicht zu Gebote. Die wohl von ihm herstammende, uns komisch berührende Auflösung der Form διαστήτην in διὰ στήτην ‘um ein Weib (streitend)’ zeigt uns, daß man den Dualis bereits nicht mehr erkannte. Manche Glossen sind noch heute strittig. Wer konnte um 300 Parmenides oder Epicharm verstehen, deren Text sogar schon schwer verdorben war?

Wenige gaben sich die Mühe, tiefer in den Sinn der einzelnen Ausdrücke und die Absicht des Dichters einzudringen. Die Kyniker und Stoiker übten ihren Witz an

den alten Dichtungen und legten ihren Gestalten und Situationen einen Sinn unter, der ihren eigenen ethischen und physikalischen Schullehren entsprach und das Alter dieser Lehren angeblich bezeugen sollte. Auch die Philologenschule der Pergamener gab solche allegorische Erklärungen und schoß nach der anderen Seite in dem Verfolgen der Realien darin über das Ziel hinaus, daß sie die Orte der Irrfahrten des Odysseus auf der Karte suchte und natürlich fand. Die Liebe zu den alten Dichtern mochte in bestimmten Kreisen durch solche halbpopuläre Behandlung gepflegt werden, mehr vielleicht als durch viele gelehrte Kleinkrämerei, aber das eigentliche Verständnis der Dichtungen rückte fern.

Eher haben genutzt oder wenigstens angeregt die Lösungen einzelner Probleme, wie sie Aristoteles versucht und ein halbes Jahrhundert später Zoilos 'die Homergeißel' mit Scharfsinn vorgetragen hat. Die Λυτικοί haben den Boden bereiten helfen, dem die philologische Tätigkeit entsproß, und verraten jedenfalls ein Interesse weiterer Kreise an literarisch-exegetischen Problemen. Jedoch traten Dichter und Dichtung als Ganzes hinter ihnen vollständig zurück. Darin waren schon die Sophisten weiter gewesen, auf die die ästhetischen Theorien eines Platon und Aristoteles' Poetik im Grunde zurückgehen.

Schlimmer war die Unsicherheit der Texte: man wußte an vielen Stellen nicht, was der Verfasser geschrieben hatte, bisweilen nicht einmal, wer der Verfasser war. Die attischen Tragödien waren oftmals an anderen Orten oder in Athen selbst wieder aufgeführt worden, und die Schauspieler hatten dabei manche Verse gestrichen, zugesetzt oder umgeändert, die 'Sieben' des Aischylos z. B. eine zu Sophokles' Antigone stimmende Schlußszene erhalten. Bisweilen hatte der Autor selbst sein Werk umgearbeitet, wie Aristophanes 'Die Wolken'; und nun liefen Exemplare von beiderlei Fassungen oder auch in einer Mischung beider um. Die Rhapsoden besaßen zwar auch, vielleicht seit dem 5. Jahrh., Niederschriften der Epen, aber sie rezitierten doch frei und mit vielen Willkürlichkeiten, die wieder in die Schriftexemplare eindrangen. Die Papyrusfunde der letzten beiden Jahrzehnte haben uns einen überraschenden Einblick in die verwilderten Rhapsodentexte der hellenistischen Zeit gewährt: von hunderten ist nicht einer brauchbar, obwohl es damals schon gelehrte Rezensionen gab. Es ist wohl selbstverständlich, daß diese Verwilderung in voralexandrinischer Zeit längst begonnen und den Wunsch nach guten, zuverlässigen Texten erweckt hat.

Je weiter die Rhapsoden und die dionysischen Künstler ihre Kunstreisen ausdehnten, je mehr Athen aufhörte, nicht nur der Mittelpunkt sondern die literarische Welt an sich zu bedeuten, um so mehr mußte sich in den neuen Kulturzentren das Bedürfnis nach Texten überhaupt geltend machen. Und die vertieften literarischen Interessen gingen hier auch besonders auf ein wirkliches Verständnis dieser Texte. Das war in erster Linie in Alexandreia der Fall.

Hier war den Bibliothekaren die umfassende Aufgabe gestellt: alte Hdss. zu erwerben und bequem zugänglich zu machen sowie nach ihnen lesbare Texte in handlichen Exemplaren herzustellen. Die gewissenhafte Erfüllung dieser neuen Aufgabe schuf eine völlig neue Disziplin, die wir heute Philologie nennen; das Altertum nannte sie Grammatik oder Kritik.

Rein äußerlich war die Herstellung kleinerer Rollen zu bequemem Gebrauch auch für umfangreiche Werke. Die homerischen Epen hatte man bis dahin nicht in Bücher abgeteilt; man las sie entweder in einer unförmlichen Rolle oder die Schreiber schlossen und begannen beliebig ihre Einzelrollen; noch Livius Andronicus über-

setzte die Odyssee ohne Buchabteilung. Thukydides hat sein Geschichtswerk, Platon seinen Staat ohne buchmäßige Gliederung veröffentlicht, von der schier endlosen Rolle der Thebais des Antimachos ist noch auf Cicero (*Brut. 51*) eine Kunde gekommen. Das beseitigte man aus praktischen Gründen. Zur Zeit des Kallimachos war es für die Autoren verpönt, ein solches μέγα κακόν zu veröffentlichen. Aber schon vorher unter Zenodot zerlegte man die großen Werke der älteren Autoren in kleinere Rollen. Kein Wunder, wenn wir erfahren, daß es verschiedene Einteilungen mancher Werke in mehr oder weniger Bücher gab (Thukydides in 8, 9 oder 13). Die Schnitte sind so wie so meist willkürlich vorgenommen, um möglichst gleiche Buchgrößen zu erzielen. Das zeigen Homer wie Platons Staat.

Die einzelnen Bücher erhielten entweder eigene Buchtitel oder wenigstens Zahlen, die das Registrieren in der Bibliothek und auch ein schnelles Nachschlagen ermöglichten. Das Zählen der Zeilen, das wir aus den Herkulanischen Papyri, Demostheneshdss. u. a. kennen, hatte hauptsächlich den Zweck, für die Entlohnung der Abschreiber eine Unterlage zu schaffen. Übrigens wurde nicht einmal dasselbe Zahlsystem überall angewendet: die 24 Buchstaben des Alphabetes für 1–24 finden sich bei den Homerbüchern wie bei Aristoteles und Theophrast, während die zehn Bücher von Platons Staat nach dem dekadischen Systeme mit ς = 6 (ι = 10, κ = 20) numeriert sind. In der Akademie wich man also in späterer Zeit ab. Bisweilen laufen beide Systeme durcheinander, z. B. werden von Theophrasts Pflanzengeschichte neun Bücher α′ – ι′ in den Hdss. gezählt, dagegen in dem Kataloge seiner Werke, den HUsener mit Recht auf jüngere Alexandriner (Hermippos) zurückgeführt hat (*Anal. Theophr. Bonn. Diss. 1858*), fälschlich zehn α′ β′ γ′ δ′ ε′ ς′ ζ′ η′ θ′ ι′, und in den Mirabilien des Apollonios nur sieben oder acht Bücher bis zu η′. Ein Sichten dieser Zahlsysteme würde den Ursprung vieler antiker Ausgaben aufhellen können. Von den Katalogen selbst sehe ich hier noch ab.

Der Wortlaut des Textes ließ sich nur durch eine Auswahl aus den abweichenden Lesarten der alten Hdss. gewinnen. Wir wissen z. B. noch von einer ganzen Anzahl von Homerhdss. in Alexandreia, aus denen bisweilen einzelne Lesarten belegt werden. Die Auswahl mußte mit wissenschaftlichem Takte geschehen, auf Grund grammatischer sachlicher Kenntnisse und jedesmaliger Einzelinterpretation. Eben das rief die neue philologische Kunst hervor. Zenodot handhabte sie (um 280) noch gewaltsam und wurde daher später von Aristophanes und Aristarchos mit Recht bekämpft und überholt. Aber man darf nicht die Erfahrungstatsache vergessen oder unterschätzen, daß jeden noch so tüchtigen Gelehrten die Unbill des Schicksals trifft: das Beste, was er leistet, wird Gemeingut der Wissenschaft, jedoch an dem, was später überwunden wird, pflegt sein Name zu haften, weil dies als Merkwürdigkeit oder als Gegenstand wissenschaftlichen Kampfes absichtlich zitiert wird.

Zenodot schuf als Erster nicht nur einen kritischen Text, sondern er legte auch mit den einfachsten Mitteln Rechenschaft von seiner durchgreifenden Kritik ab. Am Rande fügte er nämlich den einzelnen Homerversen kritische Zeichen bei, vor allem denen, die er streichen wollte, den Obelos; dafür verwendete er die einfache Linie –, die vorher als Paragraphos größere Abschnitte bezeichnet hatte. Das System der kritischen Zeichen wurde von den Späteren ausgebaut und ist uns zuerst aus dem Venetus A der Ilias durch Villoisons Ausgabe (*Ven. 1788*) bekannt geworden. Das Material hat AReifferscheid (*Suetoni reliquiae, Lpz. 1860, 137 ff.*) zusammengestellt. Zur Erklärung und Verwertung der Zeichen dienten Kollegvorträge, in denen die Begründung der Textkonstruktion erfolgte. Solche Vorträge sind namentlich aus Aristarchs

Kollegheften (ὑπομνήματα) in Masse veröffentlicht worden, und aus ihnen sind mittelbar die Homerscholien geflossen. Daß diese Scholien und kritischen Zeichen die Grundlage der modernen Textkritik liefern, haben nach Villoisons Ausgabe ChrHeyne und FAWolf erkannt, KLehrs zuerst in dem epochemachenden Werke *De Aristarchi studiis Homericis, Kgsbg. 1833,* [3] *1882,* ausgeführt und seine Schüler fast das ganze Material für Homer bearbeitet. Die Fülle der antiken Nachrichten, die Feinheit und Sicherheit der Beobachtungen ist staunenerregend: zur Einführung in diese philologische Kleinarbeit ist kaum etwas so geeignet, wie das Studium der Homerscholien (*ed. Dindorf-Maaß*) an der Hand von Lehrs' Aristarch.

Da die Texte durchweg *scriptura continua* hatten wie die Inschriften, d. h. Worttrennung nicht kannten, blieben vielfache Unklarheiten und Zweifel. Wo es daher nötig schien, sie schon für das grundlegende Vorlesen zu heben, wurden im Texte Lesezeichen angebracht für Quantität der Silben, Akzente und Spiritus, zusammen προσῳδία = *accentus* genannt. Auch eine reichere Interpunktion, die Sätze und Satzglieder deutlich hervortreten ließ, fand namentlich durch Aristophanes von Byzanz (gegen 200) Eingang, ohne daß er aber ein gültiges System geschaffen hätte (*WFlock, De Gr. interp. Greifsw. Diss. 1908*). Daß man im Altertume laut zu lesen pflegte, und welchen Wert man auf den Vortrag legte, hat ENorden gezeigt (*Ant. Kunstprosa, Lpz. 1898, 57. 294. 375 u. ö.,* vgl. *954 ff.* über Diktieren).

Die älteren Texte der Tragiker und Komiker setzten wenigstens in den Chorpartien nicht ab; und für die Lyriker zeigt uns das der Papyrus von Timotheos' Persern noch heute. Erst Aristophanes Byz. hat die einzelnen Kola geschieden und eingerückt, wie es in unseren Hdss. der Fall ist. Das setzt eindringende metrische Studien voraus und wohl auch das Bekenntnis zu einem metrischen Systeme. Wir kennen zwei derartige aus späterer Zeit. Das von Varro und Horaz (*WChrist, S.Ber. bayr.Akad. 1868, 1* und *AKießling, Phil.Unters. II, Berl. 1881*) in der Schule gelernte und praktisch angewendete, im letzten Grunde bis auf Herakleides vom Pontos zurückgehende, wonach alle Versmaße entweder aus dem daktylischen Hexameter oder aus dem iambischen Trimeter umgewandelt sein sollen, kommt für Aristophanes Byz. nicht in Betracht. Das andere, das alle Verse auf eine Addition von 8 (bis 10) πρωτότυπα zurückführt (*Hephaistion,* 2. Jahrh. n. Chr., *ed. MConsbruch, Lpz. 1906*), ist nach der empirischen Beschreibung des Heliodor aus Flavischer Zeit in unseren Scholien zum Komiker Aristophanes durchweg verwendet, scheint aber zu dem älteren alexandrinischen Texte gepaßt zu haben, der um 100 n. Chr. neu ediert wurde.

Die einzelnen Lieder und Dramen erforderten ferner mehr noch als die homerischen Gesänge ein Eingehen auf den Inhalt, also eine kurze Inhaltsangabe, sowie Ermittlung der Zeit, des Ortes, der Veranlassung, der Konkurrenz, des Stoffes, des Vortrages, sowie ein ästhetisches Werturteil, die eigentliche κρίσις. Das geschah in ὑποθέσεις = *argumenta,* die auf Aristophanes Byz. zurückgeführt werden. Für die Aufführung der attischen Dramen konnte er die von Aristoteles und Dikaiarchos gemeinsam zusammengestellten Didaskalien benutzen, für die Accius und Varro auf römischem Gebiete einen Ersatz zu liefern versuchten. Andere Angaben verlangten eigene eindringende Untersuchungen, von denen leider viel zu wenig erhalten ist. Wie weit diese Arbeit ging, ist uns erst vor kurzem besonders klar vor Augen geführt worden, seitdem wir von einer Ausgabe des Kratinos wissen und wenigstens zu einer Komödie die Hypothesis haben. Zu diesen gelehrten Vorbemerkungen kamen dann auch metrische Inhaltsangaben, wie sie vor den Stücken des Plautus und Terenz und jetzt auch vor einem des Menander stehen.

Gesamtausgaben eines Autors forderten auch über dessen Leben und Werke eine Einleitung, die nach dem γένος hieß, mit dem sie begann. 'Die griechisch-römische Biographie' ist nach ihrer literarischen Form von FrLeo eingehend untersucht und zusammenfassend behandelt worden (*Lpz. 1901*). Die Philosophen und Historiker haben daran großen Anteil (s. *Gesch. d. Philos.*).

Zu einer abgeschlossenen Geschichte der schönen Literatur haben sich die Alexandriner und daher das gesamte Altertum niemals aufgeschwungen, trotz der von Aristoteles und seinen Schülern gegebenen Anregungen und Ansätze. Man beschränkte sich auf isolierte Biographien (z. B. die anonyme des Sophokles, die Suetons von Vergil und Horaz) oder überließ den Historikern, gelegentliche Hinweise ihren Werken einzuflechten.

Eine kritische Vorarbeit literarhistorischer Forschung war der Nachweis des Stoffes (μῦθος, ἱστορίαι), und der freilich graduell verschiedenen Abhängigkeit von Vorgängern, wie sie Aristophanes Byz. in seiner Schrift Παράλληλοι Μενάνδρου τε καὶ ἀφ' ὧν ἔκλεψεν verfolgt hat. Dieser Gesichtspunkt des literarischen Diebstahls berührt uns sehr merkwürdig, obwohl auch in neuester Zeit der Vorwurf fortlaufenden Plagiates z. B. gegen Lessing erhoben worden ist. Schon Platon mußte ihn von Theopompos hören, was dann über zwei Jahrhunderte später Hegesander von Delphi ausführte; und gelehrte Christen haben sich später ein Gewerbe daraus gemacht, solche Vorwürfe zu sammeln, freilich in Erwiderung gegnerischer Anklagen. Der kritische Scharfsinn wurde dadurch so geweckt, daß manche Fälschung entlarvt werden und der Neuplatoniker Porphyrios die junge Abfassungszeit des Buches Daniel nachweisen konnte: eine Leistung ersten Ranges. Solche transzendentale historische Kritik lag den alten alexandrinischen Kritikern selbst ganz fern.

Prosaiker haben diese überhaupt nur ausnahmsweise behandelt, grundsätzlich eher ausgeschlossen. Seit 1901 kennen wir den Titel einer Abhandlung Ἀριστάρχου ⟨εἰς τὸ⟩ Ἡροδότου α' ὑπόμνημα, und auf Aristophanes Byz. geht aller Wahrscheinlichkeit nach eine kostbare Ausgabe ausgewählter Dialoge Platons zurück, die vorher nur einzeln, und zwar vielfach in unglaublich verwahrlosten Texten, umliefen. Ein etwa 50 Jahre nach Platons Tode kalligraphisch geschriebener Papyrus des Phaidon ist in vieler Beziehung schlechter als unsere 1200 Jahre jüngeren Hdss. (*HUsener, GGN. 1892, 25 ff.*): ein handgreiflicher Beleg für die Bedeutung der philologischen Tätigkeit und der unter ihrem Einflusse stehenden παράδοσις. Bei Platon war namentlich die in neun Tetralogien angeordnete Gesamtausgabe des Platonikers Derkyllides (Caesar. Zeit) für die Folgezeit maßgebend. In derselben Epoche begann Andronikos von Rhodos die Lehrschriften des Aristoteles philologisch zu behandeln, und seinen Nachfolgern verdanken wir eine große Masse z. T. eingehender Erläuterungsschriften, die jetzt von der Berliner Akademie unter der Leitung von HDiels herausgegeben worden sind.

Wie die Philosophenschulen in der späteren Zeit sich des Nachlasses der hervorragenden Schulhäupter annahmen, so auch die Mathematiker, Astronomen, Mediziner und sonstige Fachleute der ihrigen. Aber eingehende Kommentare zu Demosthenes und wohl auch die eigentliche, nach Tetralogien geordnete Ausgabe verdankte man nicht irgendwelchen Rhetorenschulen, sondern dem vielseitigen, wegen seines Sitzfleisches berühmten Didymos in der Zeit des Augustus (*Berl. Klass. Texte I, 1904, XXI*). Sonst waren diese Epigonen bis in die Byzantinische Zeit hauptsächlich damit beschäftigt, die Errungenschaften der alten alexandrinischen Kritiker der Vergessenheit wieder zu entreißen und der Nachwelt zu vermitteln.

Auch bei den gelehrten Schriftstellern der christlichen Kirche stellte sich das Bedürfnis nach guten und festen Texten ein. Das Judentum war allerdings stolz auf seine peinliche Erhaltung des masorethischen Textes des A. T.s bis auf den Buchstaben und jeden Strich; und wenn es nicht seit Alters den Wortlaut unverfälscht zu haben geglaubt hätte, hätte ja auch der Spruch 'eher wird Himmel und Erde vergehen, ehe vom Gesetze ein Häkchen verloren geht' keinen Untergrund. Aber die meisten Schriften des Alten Testamentes waren etwa mit dem 2. Jahrh. v. Chr. mehrfach ins Griechische übersetzt worden, so daß allmählich ein buntes Nebeneinander und Durcheinander von Texten entstand. Da dieses sich nicht durch ein Machtwort zugunsten einer für kanonisch erklärten Fassung aufheben ließ, beschloß Origenes von Alexandreia († 254), die wichtigsten Textgestaltungen in sechs Kolumnen nebeneinander in seinem gewaltigen Werke *Hexapla* zu veröffentlichen: es enthielt neben dem hebräischen Text den der Septuaginta und dreier anderer griechischer Übersetzungen vollständig, von drei weiteren die Varianten, in der fünften Kolumne Origenes' eigenen Text mit kritischen Zeichen. Verschiedene Reste dieser Ausgabe sind in letzter Zeit ans Licht getreten (*ed. FField, Oxf. 1875*), z. B. eine hebräische und eine griechische Kolumne im Ambros. O 39 und sogar einer sorgsamen syrischen Übersetzung, die ebenfalls mit kritischen Zeichen ausgestattet ist, in einem zweiten Ambrosianus (*ed. AMCeriani, Mail. 1872*). Ihre vollständige Herstellung würde feste Grundsteine liefern. Die Septuagintastudien sind von PLagarde besonders gepflegt, werden aber noch viel Arbeit erfordern.

Im Jahre 382 begann Hieronymus († 420) im Auftrage des Papstes Damasus seine gewaltige Bibelübersetzung vorzulegen. Zu der Septuaginta des Origenes fehlten die altlateinischen Übertragungen (Itala), und für das N. T. war Hieronymus ganz auf sich angewiesen. Hier war die Verwilderung des Textes viel größer, da die Schriften frühzeitig in unzähligen Privatabschriften von einem dem anderen weitergegeben wurden, ehe gute Exemplare der größeren Gemeinden eine Art Kanon abgeben konnten. Wohl kein Text der Welt, außer etwa dem Korân, ist soviel abgeschrieben worden wie die Evangelien; und vielleicht hat auch kein Text so vielen Anlaß geboten, einen Text aus dem anderen, wenn nicht gar unter fremden Einwirkungen, zu ergänzen und im Wortlaute auszugleichen. Plumper waren die Bestrebungen, eine einheitliche Evangelienharmonie zu schaffen, die Tatian (gegen 200) durchführte. Dieser selbe in Syrien besonders angesehene Kirchenlehrer hat auch die Briefe des Paulus einer textkritischen Revision unterzogen, um daraus alle barbarischen und vulgären Ausdrücke zu beseitigen: ein zweifelhaftes Verdienst. Als fast zwei Jahrhunderte später Hieronymus seine lateinische Bibelübersetzung bearbeitete, durchmusterte er nicht nur kritisch die Itala, sondern suchte auch gewissenhaft eine solide Grundlage der Originale zu gewinnen. Hierfür ist es ihm nicht gelungen, einen Text von kanonischem Ansehen aufzufinden oder herzustellen, aber seine Übersetzung wurde die Grundlage der Vulgata und somit allmählich der *textus receptus*, endgültig seit 1592, von dem schon Lorenzo Valla und Erasmus, dann RBentley und KLachmann wieder abzugehen wagten.

Längst hatten auch die Römer das Muster der gelehrten Alexandriner und Pergamener unmittelbar befolgt, so der 'Philologe' L. Ateius, der für die Bibliothek des Polio die πίνακες verfaßte. Viele Mühe und Scharfsinn erforderten schon in der Ciceronischen Zeit die alten Dichter wie Plautus, von dem 21 Stücke damals als echt anerkannt und wahrscheinlich herausgegeben wurden. Daß dies der gelehrteste Römer M. Terentius Varro getan, hat FrRitschl mit souveräner Kombination

aufgestellt, FLeo neuerdings geleugnet (*Plaut. Forsch., Berl. 1895, 17*). Vielleicht hat Varro wie Aristarch den überlieferten Text konservativ bestehen lassen und nur in Vorträgen und Kommentaren kritische Observationen vorgebracht: gegen eine eigene Ausgabe vor 43 zeugen kritische Randglossen wie *de lingua lat. IX 106*. Im 2. Jahrh. n. Chr. wurden zwei Plautusausgaben veranstaltet, die den Rezensionen des Ambrosianus und anderseits der Palatini zugrunde liegen. Noch am Ende des 1. Jahrh. n. Chr. lebte 'der römische Aristarch' M. Valerius Probus aus Berytos, mit dem Sueton seine Geschichte der römischen Grammatiker beschloß. Er gab den Terenz und Vergil, Horaz, Lucrez in Ausgaben mit kritischen Zeichen heraus, gleich groß im *emendare ac distinguere et adnotare*. Zu den Texten dieser Grammatiker kamen oft Scholienmassen, die die Ränder der Exemplare später bedeckten.

Behandelt wurden vorwiegend Dichter, auch der späteren Zeit, weniger zunächst die Prosaiker, ganz wie bei den Griechen. Jedoch besitzen wir z. B. den vorzüglichen sachlichen Kommentar des Q. Asconius Pedianus († 88) zu fünf Reden Ciceros; und jüngere Subskriptionen zu Caesar, Livius, Mela, Quintilian u. a. zeigen uns, wie man auch ihre Textüberlieferung sorgsam überwachte. Berühmt waren z. B. im 4. Jahrh. Symmachus und die Nicomachi wegen ihrer Liebe für die alte Literatur, der Organisation philologischer Nachprüfung und der eigenen Sorgfalt. Sammlungen der alten Subskriptionen geben OJahn (1851), FrHaase (1860) und AugReifferscheid (*Ind. lect., Bresl. 1872*). Den uns z. T. sonst ganz unbekannten Emendatoren des ausgehenden Altertums verdanken wir ebenso die Erhaltung ordentlicher Texte wie den Erben der alexandrinischen Gelehrsamkeit: der verwahrloste Text des Catull oder der von Senecas Naturales Quaestiones kann als Gegenbeweis dienen, während Vergil und Juvenal kaum moderner Emendationen bedürfen. Aber freilich ist oft die Vulgata wieder eingedrungen; und wenn auch die Schreiber junger Hdss. ganz unbefangen aus ihrer Vorlage das stolze *emendavi ego* oder *legi ego Niceus Romae apud Servium magistrum et emendavi* (so bei Juvenal) mit abgeschrieben haben, so folgt daraus noch nicht, daß in diesen Hdss. der Text unversehrt erhalten wäre. Dadurch sind z. B. beim Horaz neue Probleme entstanden, da hier von 250 Hdss. nur 8 die alte Subskription des Mavortius (ca. 527) tragen, aber diese acht keineswegs enger zusammenstehen. Immer wieder wären strenge Textsäuberungen gerade bei den am meisten gelesenen Autoren nötig gewesen, nicht bloß Vergleichen beliebiger Hdss., wodurch nicht selten schwerer verständliche, aber gerade darum echte Lesarten verdrängt wurden.

Die Byzantiner haben ebenfalls große Verdienste um die klassische Literatur, vielleicht der wichtigste Teil ihrer Bestrebungen besteht in der Erhaltung einer immer mehr zusammenschrumpfenden Auswahl der alten griechischen Werke und der Vermittelung dieser Kultur für andere Völker. Grundlegend ist *KKrumbacher, Gesch. der byzant. Literatur* (*MüllerHdb. IX 1², 1897*). Die jüngsten Gelehrten wie Demetrios Triklinios um 1400 handhabten bereits die Konjekturalkritik mit Virtuosität und Willkür, wie die italienischen Humanisten. Lange hat man deren Texte, z. B. den Sophokles des Triklinios, als grundlegende Überlieferung angesehen, statt auf reinere Quellen zurückzugehen.

Im allgemeinen kann man sagen, daß die Texte die schwersten Verderbnisse in den ältesten Zeiten erlitten haben, oft noch unter den Augen der Verfasser selbst. Wie das möglich ist, zeigt der Nachweis von MBernays (*Gesch. u. Krit. des Goetheschen Textes, Berl. 1866*), daß Goethe der ersten Gesamtausgabe seiner Werke einen

Leipziger Nachdruck zugrunde gelegt und mehrere sinnlose Entstellungen des Wortlautes daraus ohne Anstoß übernommen hat. Erst eine jüngere Zeit geizt mit dem Erbe ihrer Väter, wenn es nicht schon verschleudert ist. Aber künstliche Glätte verdeckt dann oft tiefer gehende Risse: solche Schäden pflegt die Verständnislosigkeit mittelalterlicher Schreiber nicht herbeizuführen. Die wichtigste Frage für die moderne Behandlung eines Textes ist immer die, wie er im Altertume behandelt worden ist.

Was die alexandrinischen Grammatiker mit der alten Poesie anfangen wollten und leisteten, hat am klarsten der Rhodier Dionysios mit dem Beinamen der Thrakier gesagt in seiner sechsfachen Gliederung der τέχνη γραμματική, die er als Erfahrungswissenschaft definierte, während andere drei Teile gaben wie der Pergamener Tauriskos und Asklepiades von Myrlea. Die bei *Sextos Emp. adv. mathem. I 250* aufgeführten sechs Stücke sind:

1. ἀνάγνωcιc ἐντριβὴc κατὰ προcῳδίαν (vgl. *S. 20*)
2. ἐξήγηcιc κατὰ τοὺc ἐνυπάρχονταc ποιητικοὺc τρόπουc
3. γλωccῶν καὶ ἱcτοριῶν πρόχειροc ἀπόδοcιc (vgl. *S. 17*)
4. ἐτυμολογίαc εὕρεcιc
5. ἀναλογίαc ἐκλογιcμόc

endlich die Hauptsache (ὃ δὴ κάλλιcτόν ἐcτι πάντων ἐν τῇ τέχνῃ)

6. κρίcιc ποιημάτων, das ästhetische Werturteil, wie es schon Aristoteles in der Poetik fällt, z. T. von 2 abhängig.

Die moderne Philologie hat auf den Vortrag (Nr. 1) ganz verzichtet und manches geändert, betrachtet vor allem ihre Disziplin als Teil der Geschichtsforschung (womit der Stoff = ἱcτορίαι Nr. 3 nichts zu tun hat). Aber nicht das ist merkwürdig, sondern das Fehlen der διόρθωcιc = *recensio*, die bei den Römern und von Georgios Choiroboskos im 6. Jahrh. (*Diktate I 2 Gaisf.*) besonders aufgeführt wird. Dionysios betrachtet sie offenbar als eine Vorarbeit, die z. B. in Nr. 5 berücksichtigt wird.

Aus den sprachlichen Beobachtungen ist der Kampf um Analogie und Anomalie zunächst in der Deklination entstanden, den die Alexandriner mit den Stoikern und Pergamenern führten; und der Gewinn dieses Kampfes war die Schöpfung einer griechischen Grammatik bei dem Stoiker Chrysippos und kurz zusammengefaßt bei dem Aristarcheer Dionysios Thrax. Die Römer haben die Lehren mit wörtlicher Übertragung der *termini technici* übernommen, die wir noch heute in der Schule lernen. Vgl. *HSteinthal, Gesch. d. Sprachwissenschaft b. d. Griech. und Römern, 2 Te.*[2], *Berl. 1890.* Glänzend ist *GFSchömann, Die Lehre von den Redetheilen, Berl. 1862.*

Die etymologischen Tastversuche (Nr. 4 bei Dionysios) waren wohl eine Konzession der jüngeren Alexandriner an die Stoiker und Pergamener, ohne bleibende Bedeutung für die Wissenschaft. Dagegen erwuchs in der Lexikographie eine wichtige Disziplin. Ihr Begründer ist Aristophanes Byz., der Λέξειc nach sachlichen Kategorien zusammenstellte, z. B. im Gebrauche der alten Autoren angeblich fehlende Ausdrücke, deren Nachweis die angezweifelte Überlieferung schützte. Eine bequeme Übersicht über die gesamte Materie gibt LCohn im Anhange zu *KBrugmanns Gr. Gramm.* (*MüllerHdb. II 1*[3]). Manche lexikalischen Arbeiten zu Dialektschriftstellern knüpften direkt an die alten Glossensammlungen an; daraus hat vieles Hesychios in seinen Onomatologos aufgenommen (6. Jahrh.). Auch die zu Fachschriftstellern wie Hippokrates trugen den gleichen Charakter. Die attizistischen Lexika wie die erhaltenen Eclogae des Phrynichos (*ed. ChrLobeck, Lpz. 1820*) u. a. lehren uns noch heute den Abstand des Wortgebrauches der κοινή. Andere, wie

die λέξεις τῶν δέκα ῥητόρων des Valerius Harpocratio wollen die Realien erklären. Wertvolle biographische Artikel sind von Suidas (um 1000) in seine vielbenutzte Kompilation aufgenommen. Natürlich ist unendlich viel verloren, vieles nur in großen Kompilationen erhalten, die z. T. wieder ausgezogen worden sind. Wie reichhaltig einst das Lexikon des Patriarchen Photios war, zeigt der jüngst gefundene Anfang (*ed. RReitzenstein, Lpz. 1907*). Die Geschichte der griechischen Etymologica hat Reitzenstein mit eindringender Gelehrsamkeit gezeichnet (*Lpz. 1897*).

Ganz im Anfange der bibliothekarisch-philologischen Tätigkeit stand bereits die unscheinbare Aufgabe, den Nachlaß der Autoren zu sammeln: in Wahrheit liefert ihre Lösung einen Grundpfeiler der Wissenschaft. Auf diese Bedeutung der alten Bibliothekskataloge hat nachdrücklich HUsener in seiner Bonner Dissertation (*S. 17*) hingewiesen. Wir haben solche Kataloge nach ganz verschiedenen Anordnungsprinzipien namentlich von Philosophen: z. B. alphabetisch von Theophrast, sachlich geordnet von Antisthenes und Chrysippos, in künstlicher Gruppierung von Triaden, Tetraden, Enneaden bei Platon und Varro, Demokrit, Demosthenes und Plotinos. Willkürlich noch in später, nachchristlicher Zeit erweitert und unzuverlässig ist dagegen, trotzdem er in mehreren Brechungen vorhanden ist, der Katalog der aristotelischen Schriften. Aber auch unter Platons Dialoge sind Stücke noch der mittleren Akademie (*Alkib. II: EBickel, ArchGPhilos. XVII, 1904, 460*) und kynische Schriften wie der Kleitophon aufgenommen, dazu die Briefe von höchst zweifelhafter Echtheit, in denen gute Quellen unverständig benutzt sind.

Wenn nicht unmittelbare Schüler die Zusammenstellung übernommen haben, wie Porphyrios für seinen Lehrer Plotinos, war keine Gewähr für die Echtheit aller Stücke gegeben. Und die Kriterien der Unechtheit festzustellen, erforderte eine eminente Sachkenntnis und ein unbestechliches Urteil. Namentlich dem Nachlasse der Redner gesellten sich viele unechte Stücke zu, meist herrenlose Reden, bisweilen auch Kunstprodukte eines Historikers oder Nachbildungen einer Rhetorschule. Ist doch in den Nachlaß eines Demosthenes eine Rede gekommen, die Anaximenes nach der Gewohnheit der Historiker frei erfunden und in sein Geschichtswerk eingelegt hatte (*PWendland, Anax. v. Lamps., Berl. 1905, 1 ff.*).

In den meisten Fällen hat erst die moderne Philologie diese Sammlung und Sichtung vornehmen müssen, sei es, daß das Altertum dazu nicht gelangt war, oder daß die alten Kataloge verschollen sind. Denn unendlich viel ist verloren. Der Interessenkreis des Lesepublikums schränkte sich bereits ein, als die Autoren schreiblustiger wurden. Selbst die alexandrinische Bibliothek leistete der Einschränkung dadurch Vorschub, daß sie doch nur einen Teil der älteren Literatur enthielt: die dadurch gebotene Beschränkung wurde als bewußte Ausslese angesehen, und daraus ging der Begriff des Klassizismus hervor, der zuerst in einer Auswahl der Dichter um 200, dann als Attizismus in der Rhetorik des 1. Jahrh. v. Chr. zutage tritt. Auszüge aus größeren Werken ließen oft die Lektüre der Originale überflüssig erscheinen, kurzsichtige Autoren der späteren Zeit haben sogar sich selbst den Totengräberdienst geleistet. Der Stoff des alten nationalen Epos wurde in einem Kyklos zusammengestellt, Handbücher aller Art lieferten genügend enzyklopädisches Wissen. In der epikureischen Schule gab Philonides eine Zusammenstellung der wichtigsten Sätze des Schulstifters. Der Mathematiker Eukleides hatte es noch stolz abgelehnt, den König Ptolemaios einen besonderen Weg zu führen; aber die römischen Großen beanspruchten solche königlichen Wege und fanden armselige Wegweiser. Für Cornelius Gallus schrieb Parthenios poetische Stoffe im Auszuge zusammen,

als ob der Reiz der Poesie in den Namen und Fakten läge. Auch äußerlich verarmten die Bibliotheken im Verhältnisse zu der sich unglaublich mehrenden Literatur, und Privatleute konnten nur noch als Spezialisten sammeln und lesen. Die Überlieferungsgeschichte des späten Altertums ist trotz aller entgegenstehenden Momente schließlich doch die Geschichte einer immer rapider zunehmenden geistigen Verarmung. Auch der Zufall spielt dabei eine nicht unbedeutende Rolle. Das Genauere ist bei der griechischen und römischen Literaturgeschichte auseinandergesetzt.

Für die moderne Philologie ergibt sich aus diesem Überblicke die wichtige und schwere Aufgabe, nach Möglichkeit die Lücken auszufüllen und das Verlorene einzubringen. Wie könnte man auch Geschichte schreiben oder Literaturgeschichte verstehen wollen lediglich auf Grund der bekannten Autoren, etwa gar nur der vollständig erhaltenen Werke? Das in Bruchstücken und gelegentlichen Zitaten zerstreute Material zusammenzubringen, ist eine unumgängliche Vorarbeit. Fragmentsammlungen der Tragiker, Komiker, Lyriker, Epiker liegen vor, veralten freilich von Jahr zu Jahr mehr: für die Historiker, Philosophen usw. sind bisher nur einzelne dauernde Leistungen geschaffen (Vorsokratiker, Aristoteles, Epikur, ältere Stoa, die römischen Historiker und Dramatiker).

Das antike Buch herzustellen, das verlorene wie das erhaltene, ist die erste wie dringendste Aufgabe der philologisch-historischen Altertumsforschung.

Die Überlieferungsgeschichte ist ein Teil der Geschichte der Philologie, für die es ein umfassendes gelehrtes Werk nicht gibt. Sehr nützlich zum Nachschlagen ist *EHübner, Bibliographie d. klass. Altertumswissenschaft*², *Berl. 1889* (zu erneuen!). Zur Ausführung in Vorlesungen *AGudemann, Grundriß zur Geschichte d. klass. Phil., Lpz. 1907.* Der Orientierung dient die flott geschriebene Skizze *Gesch. d. klass. Phil.* von *WKroll, Lpz. 1908 (Sammlg. Göschen),* auch *LvUrlichs* in *MüllerHdb. I*², *1892.*

Einzelne Abschnitte sind ausführlich behandelt worden, besonders die Überlieferung einzelner Autoren oder ganzer Gruppen wie die der Tragiker, Lyriker und Bukoliker von *UvWilamowitz,* die des Plautus und der Tragödien Senecas von *FLeo* (vgl. die Abschnitte über *Lit.-Gesch.*). Auch *JLa Roche, Die homerische Textkritik im Altert., Lpz. 1866,* soll neben *Lehrs, Friedländer, Ludwich* usw. genannt werden. Für das späte Altertum und das Mittelalter zu empfehlen ist *JESandys, Hist. of class. scholarship*², *Cambr. 1906.*

Für die Zeit des Humanismus ist grundlegend *GVoigt, Die Wiederbelebung des klass. Altertums*³, *2 Bde., Lpz. 1899.*

II. WISSENSCHAFT UND KUNST

Nach getaner Arbeit darf man auf sie befriedigt zurückblicken, und es ziemt dann auch, sich Klarheit darüber zu verschaffen, auf welchen Wegen man sein Ziel erreicht hat. Durch solche Betrachtungen der μέθοδοι hat man niemals neue Probleme gelöst, die großen Philologen und Historiker haben sich meist nicht einmal Rechenschaft über die Art ihrer Operationen gegeben und niemals daraus die Anregungen oder Beweggründe entnommen. Nur der philosophisch denkende Mensch empfindet das Bedürfnis, die verschiedenen Wissenschaften unter sich sowie mit der Kunst und der sonstigen geistigen Tätigkeit der Menschheit zu vergleichen, ihren Bau zu untersuchen, das psychische Verhalten des Baumeisters zu den äußeren Grundlagen und Materialien aufzudecken und Gewißheit über den Grad der Sicherheit zu erhalten, der sich durch wissenschaftliche Forschung erreichen läßt.

In seinem *Discours de la méthode . . . dans les sciences, Leyd. 1637,* stellt Descartes vier Grundsätze auf:

1. ich darf nichts für wahr halten, was ich nicht so klar und bestimmt, daß jeder Zweifel ausgeschlossen bleibt, als wahr erkenne,

2. jedes verwickelte Problem muß ich nach Möglichkeit in seine Teile zerlegen,

3. ich muß in fester Ordnung denken, indem ich mit dem Einfachen und Leichten beginne, um allmählich stufenweise zum Verwickelten fortzuschreiten, und eine solche Stufenfolge sogar da annehme, wo sie durch die Natur der Objekte nicht gegeben ist,

4. durch die Vollständigkeit des Stoffes und die Allgemeinheit der Einteilungen muß ich mich versichern, daß ich nichts übersehe.

Diese allgemeinen Grundsätze gelten für alle wissenschaftliche Tätigkeit und können daher am Anfange jeder Methodik stehen, nicht nur der der Mathematik, von der Descartes ausging. Die Befolgung des dritten Grundsatzes ist es, die man vulgär ein 'methodisches' Verfahren nennt.

Der Übergang zur Behandlung einzelner Wissenschaften und besonderer Probleme in ihnen wird durch eine sinngemäße Einschränkung der Begriffe 'Vollständigkeit' und 'Allgemeinheit' im 4. Satze gegeben, mit Rücksicht auf die jedesmalige Problemstellung. Eine starke Einschränkung der Probleme ist aber für jede Forschung nötig, damit die Eigentümlichkeiten und das Wesen jedes einzelnen Problems in Erschöpfung des jedesmaligen Tatbestandes und der daraus zu gewinnenden Schlüsse klargestellt werden. Solche Einschränkungen erfolgen äußerlich durch die Begrenzung der Objekte (z. B. Texte oder Mineralien), innerlich durch die Begrenzung der Aufgaben (z. B. Absehen von der historischen Veränderung der Objekte in der Philosophie). Eine Vereinigung verwandter Spezialuntersuchungen ergibt dann erst eine umfassendere Beherrschung von Zweigen derselben Einzelwissenschaft, von verwandten Wissenschaften und schließlich der Wissenschaft überhaupt: stufenweise werden nicht nur die Schwierigkeiten überwunden, sondern auch die Vollständigkeit des Materiales und die Allgemeinheit der Schlüsse angestrebt oder erreicht.

Diesem induktiven Gange der Forschung folgt Schritt für Schritt die retrospektive Methodenlehre. Sie kommt zwar in erster Linie der Logik, Erkenntnistheorie und Psychologie zugute, hat aber zum Objekt das Verfahren innerhalb der einzelnen Wissenschaften. 'Eine zureichende Kenntnis der logischen Verfahrungsweisen', sagt Wundt von den philologisch-historischen Operationen, 'die der vergleichenden Methode zur Verfügung stehen, läßt sich allein aus dem Studium der Geisteswissenschaften gewinnen.'

Auf welchen seelischen Vorgängen beruht nun wissenschaftliches Forschen und Erkennen? Außer der stofflichen Erweiterung unseres Wissens auf dem Vergleichen. So dringt die kindliche Wißbegier vor, indem sie Analogien aufsucht und durch die Einbildungskraft geleitet von dem Bekannten auf das Unbekannte schließt. Der Gebrauch der Gießkanne im Vergleiche mit einem Regengusse läßt diesen als erklärt erscheinen; damit es Nacht wird, packt der liebe Gott Kohlen auf das Himmelsgewölbe oder gießt schwarze Tinte darüber aus, die gegen Morgen abläuft. Das sieht sehr kindlich aus. Aber nicht nur die Mythologie operiert mit solchen rohen, aber plastischen Analogien, sondern auch die geläuterten Gottesvorstellungen von dem hebräischen Weltschöpfungsmythos an bis auf manche moderne Theorien haben die Reste anthropomorphischer Phantasiegebilde nicht abgestreift. Die großen Maler der Renaissancezeit stellen die Figuren der heiligen Geschichte ganz unbefangen in den Gewändern der Zeit dar, wie Shakespeare im Julius Caesar Pulver und Blei

anbringt. Verfährt etwa die Wissenschaft anders? Jeder schließt von sich und seiner Umgebung auf räumlich oder zeitlich entfernte Gestalten, solange er nicht besser belehrt ist. Über den Kreis der uns geläufigen Analogien kommen wir kaum je hinaus, auch nicht bei der Berichtigung falscher Vorstellungen. Wir ersetzen zu weit abliegende Analogien durch bessere, genauer stimmende und verfeinern allmählich unsere vergleichende Methode, im gewöhnlichen Leben wie in der Wissenschaft.

Durch Vergleich der Individuen, Arten und Gattungen werden die Grundzüge der Botanik, Zoologie und Paläontologie gewonnen, durch den Vergleich der Elemente, der Linien und Flächen deren Eigenart bestimmt. Der Vergleich der Hdss. und Texte, der Berichte und Dichtungen, der Gemälde, Statuen, Bauten und Melodien, der Dialekte und Sprachen untereinander in allen Einzelheiten und in ihrer Gesamtheit, der Vergleich der logischen Schlüsse miteinander, der Gesetze oder Sitten, der Glaubenssätze und Postulate liefert die Grundlagen der Geisteswissenschaften.

Vergleiche bieten sich ungesucht, das Erinnerungsvermögen vermag leicht den erforderlichen zweiten Gegenstand zu liefern, wenn die Einbildungskraft anpocht: das *tertium comparationis* ist etwas völlig Neues, eine Schöpfung der produktiven Phantasie. Auch der Verstand pflegt nicht abseits zu stehen, sondern stattet, bewußt oder unbewußt, diese Neuschöpfung mit dem Geleitsbriefe logischer Schlüsse und Beweise aus, wodurch sie scheinbar ihre Daseinsberechtigung erhält. Analogien bereichern die Anschauung und zwingen die Denkkraft zu schärferen Schlüssen, zum Ausscheiden der schlechter passenden Vergleiche, zur Kritik. Denn κρίνειν ist ein Scheiden, Aussieben, Trennen. Dem logischen Denken fällt in der Hauptsache die Vorbereitung der Aktion zu, wie die Heeresverwaltung oder das Kriegsministerium rüstet es für den Krieg in aller Stille. Die Phantasie geht siegesgewiß, erobernd voran, häufig in wildem Sturme alles wagend, aber mit genialem Feldherrnblicke alles überschauend. Nach errungenem Siege tritt die Logik in Aktion, vorsichtig, aber zielbewußt wie ein gewiegter Diplomat, indem sie mit ihren ruhigen Schlüssen manchen vorgeschobenen Posten aufgibt, das sicher zu behauptende Gebiet hält und gegen fremde Einsprüche wahrt.

Diese Stellung des Verstandes zur künstlerischen Phantasie wird nicht selten verkannt. Z. B. gelten Textkonjekturen häufig als Ergebnisse nüchterner Logik, die einfache Anwendung grammatischer Regeln. Wenn ich aber für das verderbte *ut ei* (*Sen. N. Q. I 14, 1*), statt des dem Sinne nach längst verlangten βόθυνοι, einsetze *putei*, so ist dieser Einfall eine Eingebung produktiver Phantasie, dessen Rechtfertigung sie, falls es noch not tut, der Logik überläßt. Umgekehrt: wenn wir zwei Briefe Ciceros, datiert *Romae Kal. Iun.* und *Capuae Non. Iun.* haben, so schließen wir, daß sich Cicero in der Zwischenzeit von Rom nach Capua begeben hat, ohne daß wir unsere Einbildungskraft dabei anzustrengen brauchen. Durch diesen logischen Schluß erfahren wir zwar etwas Neues, aber nichts, was nicht ein jeder vernünftige Mensch ebenso erschließen würde: es handelt sich weder um eine wissenschaftliche Errungenschaft noch um eine Kombination oder Verknüpfung, deren Mutter oder Patin die Phantasie wäre. Nur wo die schöpferische Phantasie frei waltet, kommen Schöpfungen des Genius zustande, die immer im Grunde künstlerischer Natur sind.

Kunst und Wissenschaft sind Geschwister, beide Kinder der Phantasie und des ordnenden Verstandes, der nur in der Kunst bescheiden zurücktritt. Daß keine Par-

thenogenese stattfindet, lehren die ungezügelten Phantasievorstellungen des Traumes und die wirren der Halluzination. Wie die darstellende Kunst sich zu menschlicher Anatomie, Zoologie und Botanik gesellt, so ähnelt die Poesie am meisten der Philologie und Geschichte und liefert ähnliche Gebilde. Im historischen Roman ist das unverkennbar, der freilich für einen Zwitter gilt. Aber jeder dichterische Wurf zeigt dieselbe Entstehung: eine freie Phantasieschöpfung auf Grund bestimmter Bedingungen. Der Ausgangs- und der Zielpunkt stehen fest, sowohl beim Entwerfen des ganzen Planes wie der Einzelheiten. Der Dichter muß die Folgerichtigkeit seiner Handlung und die psychologische Wahrscheinlichkeit in den Seelenvorgängen seiner Helden ebenso wahren wie der konstruktive Historiker, der die Daten der Dokumente umsetzt in die Erzählung von Handlungen und Motiven. Und wie der Philologe an einer verderbten Textstelle den ursprünglichen Wortlaut divinatorisch findet oder erfindet, so muß der Dichter im Dialoge den entscheidenden Widerspruch der Ansichten oder das erlösende Bonmot genau für die Situation passend erdenken.

Die Bedingungen stellt der Künstler sich zum Teil selbst wie der Mathematiker. Aber nachdem er es getan, ist er selbst daran gebunden: darin unterscheidet er sich nicht von dem Forscher, dem die Bedingungen ganz von außen gestellt sind. Wie dieser durch sein Material und Analogien gebunden ist, so auch der Künstler. Aber er strebt darüber hinaus, er sucht ungewöhnliche Formen, die er ohne genauere Analogie schaffen muß, ungewöhnliche Situationen und Charaktere, zu deren Schilderung das Alltagsleben versagt; und dem Genie gelingt das Unglaubliche. Ebenso drängt aber auch die Forschung zu den großen Rätseln, für deren Lösung zunächst alle Analogie versagt, und die daher nur großen Geistern gelingen kann. In Widerspruch zu dem, was das reale Leben bietet, darf sich kein Künstler und noch weniger ein Forscher setzen, denn sonst bringt er sich um die Frucht seiner Tätigkeit: die von der Kunst in der Seele anderer hervorgerufene Illusion wird zerstört, die wissenschaftliche Hypothese hört auf, als die gesuchte Lösung zu gelten.

Ein Hauptunterschied von Kunst und wissenschaftlicher Forschung ist, daß die eine Wahrscheinlichkeit erreicht, die andere die Wahrheit selbst zu ermitteln strebt. Der Künstler kann die Bedingungen des einzelnen Kunstwerkes, die er sich selbst stellt, so gestalten, daß er sein Ziel erreicht und in dem Hörer, Leser, Zuschauer volle Illusion erweckt. Der Forscher kann das höhere Ziel nie ganz erreichen, außer in Einzelheiten, weil die äußeren Bedingungen meist mehrere, oft viele Lösungen zulassen, und weil der letzte Richter über die Wahrheit nicht die Einbildung oder das in der Seele des Belehrten hervorgerufene Phantasiebild ist, sondern der kritische Verstand, der die ihm bekannten Fundamente und das darauf gegründete Gebäude untersucht und jede Lücke, jeden schiefen Stein sieht. Die Wissenschaft, für die der Forscher arbeitet, will gar nicht wie das Publikum des Künstlers in der Illusion verbleiben, sondern die Scheine der Einbildungskraft in lautere Münze umwechseln; aber vorsichtig und schwer bestechlich weist die Wissenschaft jeden schadhaften Schein zurück. Die Kunst lebt in der Welt und für die Welt des Scheines und erreicht in ihr bisweilen Vollkommenes. Das Ziel der Wissenschaft ist höher und darum unerreichbar. Aber das Ziel ist kein qualitativ verschiedenes.

Quantitativ müßte sogar der Phantasie eine ganz ungeheure Rolle in der Wissenschaft zufallen, wenn sie bei allen vorbereitenden Schritten des Verstandes und bei der Durcharbeitung des Materiales mittätig wäre, wie daraus hervorzugehen scheint,

daß alle Reproduktion mittels der Einbildungskraft zustande kommt und wahrscheinlich auch die logischen Schlüsse nicht ohne deren Hilfe vollzogen werden. Aber tatsächlich werden im Leben viele Schlüsse nicht pedantisch geschlossen, sondern infolge von Gewohnheit fast mechanisch mit Überspringen der Mittelglieder vollzogen; und so tritt die Einbildungskraft da nicht in bewußte Tätigkeit oder ihre Tätigkeit nicht ins Bewußtsein, wo es sich um ganz geläufige Dinge handelt, wie z. B. daß Cicero von Rom nach Capua gereist ist, um erst von dort, dann von hier zu schreiben, oder daß Worte einer mir geläufigen Sprache verdruckt sind, die ich beim Lesen ohne weiteres berichtige, oft ohne den Druckfehler überhaupt zu merken (etwa ‘nnd’ statt ‘und’ oder ‘*alque*’ statt ‘*atque*’). Hierbei übe ich unbewußt auch im gewöhnlichen Leben wissenschaftliche Tätigkeit aus. Kein Wunder, daß der Fachmann viel weiter kommt, ohne irgendwelchen Aufwand geistiger Anspannung und nicht selten sogar fast mechanisch. Wer im Lesen alter Hdss. geübt ist, läuft beim Abschreiben oder Vergleichen Gefahr, geringe Fehler zu übersehen und die richtigen Formen einzusetzen. Ich erinnere mich des Falles, daß ein junger Student der Naturwissenschaften für seinen Vater die nur zur Hälfte erhaltenen Kolumnen eines griechischen Papyrus abschrieb und, als wäre es selbstverständlich, aus sich zu ergänzen fortfuhr, wie etwa Zeitungsleser einen am Rande verstümmelten Bericht. Ein guter Philologe, der den Sprachgebrauch eines Autors kennt, vermutet bisweilen die ursprüngliche Lesart, ehe er den Beweis angetreten hat, daß die überlieferte verderbt ist. Und wie wir in Briefen bisweilen zwischen den Zeilen lesen, so ergeben sich dem berufenen Benutzer historischer Dokumente ohne weiteres Nachdenken viele Verbindungen, als wären es halbverloschene Linien, die sein geübtes Auge sofort erkennt. Dadurch wird die vorbereitende wissenschaftliche Tätigkeit sehr erleichtert, und der Forscher steckt bisweilen schon tief im Lösen seiner Aufgaben, ehe er selbst es merkt. Ein Teil seiner Tätigkeit ist ihm zur Technik geworden, die er handwerksmäßig ausübt, während der Anfänger sich mühsam erst hineinfindet. Aber auch diese Erscheinung kehrt in der Kunst wieder. Ihr Wesen wie das der Wissenschaft wird nicht hieran erkannt.

In jedem Handwerke muß der Lehrling erst das Handwerkszeug kennen und handhaben lernen. In Wissenschaft und Kunst ist das die Beobachtung (Observation). Aber hierbei ist zunächst noch wichtiger und unerläßlich die Kenntnis des Stoffes, der so unendlich mannigfaltig ist, daß ihn niemand völlig beherrscht. Über seine Aneignung, die Übung der gewöhnlichen Handgriffe vielleicht und ein bißchen Nachahmung bewährter Muster methodischen Schließens kommt die Mehrzahl der Adepten überhaupt nicht hinaus: die eigentliche produktive Forschung verschließt sich ihnen wie ein Mysterium, sie empfangen den Weihekuß der Muse nicht, sondern sind zu ewiger Unfruchtbarkeit verdammt, weil die Keime des Phantasielebens in ihnen frühzeitig verkümmert sind und die Wißbegier nicht groß genug war, volle Energie auf die hohen Ziele zu wenden, ohne die eigene Errungenschaften nicht zu gewinnen sind. Um eine Kasse sorgsam zu verwalten, Buch zu führen, Gesetze und Bestimmungen richtig anzuwenden, bedarf es meist nur der Genauigkeit und Gewissenhaftigkeit und eventuell des Wissens. Aber das reicht nicht aus, um im Reiche der Wissenschaft oder der Kunst eine geachtete Stelle einzunehmen. Der beste Kenner von Schmetterlingen oder Moosen gilt noch nicht als Zoologe oder Botaniker, und wer vollendet Englisch spricht, ist darum noch kein Anglizist. Erst die Einsicht in die tieferen Zusammenhänge gewährt die Berechtigung, sich als Jünger der Wissenschaft zu fühlen. Aber für die Vermittelung dieser Einsicht ist

kein Nürnberger Trichter erfunden, und keine Lehre ist erfolgreich, wenn ihr nicht ein durch eigenes Nachdenken und Arbeiten erstarktes Verständnis entgegenkommt. Tiefere Einsicht ist nicht einfache Gedächtnissache, keine Summe gedächtnismäßig erlernter Tatsachen. Wer Selbstkritik übt, ertappt sich nicht selten dabei, daß er ungeprüft Behauptungen und Lehren, Voraussetzungen und Regeln als Tatsachen hingenommen und weitergegeben hat. Von all diesem geistigen Eigentum, das uns durch Erbschaft zugefallen ist, gilt der Satz 'erwirb es, um es zu besitzen'. Das Erwerben tieferer Einsicht in Gründe und Ursachen erfordert schwere eigene Arbeit, und diese zieht meist auch ungesucht Abweichungen von den geläufigen Annahmen nach sich. Die Grenzen zwischen Reproduktion und Produktion sind auf diesem ganzen Gebiete nicht festzuhalten, die Einbildungskraft äußert sich oft auch in der Reproduktion als schöpferische Phantasie, und die logischen Schlüsse wollen neu aufgestellt werden.

Der produktive, forschende Verstand geht zunächst induktiv oder analytisch vor und schreitet vom Einzelnen fort zum Ganzen. Erst wo die Mittel des stufenmäßigen Fortschreitens versagen, setzt die Spekulation ein, die mit Hilfe der Phantasie deduktiv schließt und so von der anderen Seite her auf die Objekte der Beobachtung zurückgeht, um die Einzelheiten aus dem Ganzen, das Isolierte aus dem Zusammenhange, das Gewordene aus dem Gewesenen zu erklären. Diesen Prozeß nennt man in der Wissenschaft Synthese, auch wohl Kombination der gegebenen Tatsachen, die in einfacheren Fällen unmittelbar mit der Analyse gegeben scheint. Im allgemeinen ist die Synthese der ihrem Wesen nach analytischen Interpretation und Kritik gerade entgegengesetzt.

Die allgemeinen psychischen Bedingungen und Vorgänge sind in aller Wissenschaft dieselben, und die Natur- und die Geisteswissenschaften stehen sich untereinander näher als der Kunst in der stofflichen Gebundenheit und dem letzten Ziele. Mag auch die Beobachtung in der Physik und Chemie zum Experimente werden und dadurch die Untersuchung selbst scheinbar einen ganz anderen Charakter annehmen: zum Experimente greift sie doch nur, weil der Stoff sonst nicht genug ausgibt; das liegt aber bei den beschreibenden Naturwissenschaften und den Geisteswissenschaften anders. Mögen das Mikroskop und Färbemethoden für große Gebiete unerläßlich sein: auf anderen wie der Mathematik und Philologie kommt das nicht in Betracht, und sie dringen trotzdem in ungeahnte Tiefen ein und legen die feinsten Strukturen bloß. Das alles begründet keinen fundamentalen Unterschied. Auch nicht die angebliche Begrenztheit des Stoffes z. B. in der Altertumswissenschaft, den auch nur annähernd zu bewältigen noch nicht gelungen ist, sogar abgesehen von dem jährlichen Zuwachs an Inschriften, Papyri und sonstigen Texten und Monumenten. Begrenzt ist auch das Material der Natur, mag es quantitativ auch noch so sehr überragen. Unterschiede der Quantität des Stoffes können aber überhaupt keine in der Methode der Untersuchung begründen.

Die Betrachtungsweise der theoretischen Wissenschaft kann eine verschiedene sein. Sie kann sich darauf beschränken, den Tatbestand festzustellen, die einzelnen Objekte ihrem Wesen nach zu untersuchen, deskriptiv zu beschreiben und systematisch zu sammeln. Oder sie kann darüber hinausgehend die zeitliche und räumliche Veränderung ihrer Objekte und die dadurch bedingte Verschiebung ihres Verhältnisses zueinander unter dem Gesichtspunkte der Entwickelung ermitteln (Geschichte). Oder sie kann ihren inneren Zusammenhang und die Bedeutung der einzelnen Objekte für einander und das Ganze untersuchen (Philosophie: dazu gehört

auch die Methodologie). Irgend ein Unterschied zwischen Naturwissenschaft und Geisteswissenschaft wird dadurch nicht begründet, da Naturgeschichte und Naturphilosophie neben Geistesgeschichte und Geistesphilosophie stehen und kaum ein Zweig der Geisteswissenschaft gänzlich unabhängig von physiologischen und geographischen Einflüssen ist.

Endlich sind die höchsten Ziele gemeinsam. Alle Wissenschaft erstrebt Wahrheit und erreicht Wahrscheinlichkeit, selbst im besten Falle nur einen hohen Grad der Wahrscheinlichkeit. Beispielsweise ist die Entwickelungslehre der Biologie eine geniale Hypothese, intuitiv von der Forschung gefunden, zum Ersatze älterer als mangelhaft erkannter Anschauungen angenommen und ständig an dem Materiale selbst durch umfassende und eindringende Untersuchungen geprüft und im einzelnen verbessert, aber im ganzen bestätigt. Dadurch ist der Wahrscheinlichkeitsgrad immer mehr gestiegen, so daß die Grundanschauung und viele einzelne Lehren für uns den Anschein voller Wahrheit erhalten haben. Dagegen haben charakteristische Lehren des Darwinismus wie die der natürlichen Zuchtwahl und der Ausrottung der Schlechtesten und im Kampfe ums Dasein Unterliegenden allerhand Widerspruch erfahren. Und vollends die Anwendung dieser Hypothesen auf das geistige Gebiet, wie sie materialistische Historiker versucht haben, unterliegt nicht nur den stärksten Bedenken, sondern muß besseren Erklärungen weichen, die nicht so entfernten Analogien entlehnt, sondern dem historischen Quellenmateriale selbst entsprungen sind.

Bisweilen steht Hypothese gegen Hypothese, häufiger einzelne Beobachtungen und Schlüsse gegen das Dogma. Manche haben sich zwei Jahrtausende behauptet wie die Lehre des Peripatetikers Straton von der Lebenskraft oder die des Hippokrates von den schlechten Säften. Andere sind allerjüngsten Datums. Aber die philologisch-historische Wissenschaft kennt überhaupt nicht derartig umfassende, durchgreifende Hypothesen: die Erzeugnisse des menschlichen Geistes entziehen sich dem Aufstellen allgemein gültiger Regeln. Selbst die Sprachwissenschaft, deren Objekt dem der Naturwissenschaften am nächsten steht, muß auf unverbrüchliche Gesetze verzichten; man hat sie aufzustellen versucht, muß aber viele Ausnahmen annehmen, die die Regeln nur unter starker Einschränkung bestätigen. In diesen Wissenschaften treten unzählige kleine Hypothesen auf, bisweilen nur auf den Einzelfall zugeschnitten, oft zu mehreren wie Glieder einer Kette zusammenhängend. Daher muß sich die Prüfung der Einzelhypothesen auf die Bedingungen des Einzelfalles beschränken und ermitteln, ob die Hypothese, etwa eine Textkonjektur, alle Schwierigkeiten forträumt, und ob sie allein das leistet, oder ob andere das ebenfalls und vielleicht gar besser tun. Denn das ist der Prüfstein der Hypothese. Daraus folgt, daß diese Prüfung philologisch-historischer Ansätze viel verwickelter ist als die der großen naturwissenschaftlichen Hypothesen mit allen ihren Verzweigungen und Verästelungen. Aber es folgt nicht, wie man wohl gemeint hat, daß der Grad der zu erreichenden Sicherheit deshalb ein geringerer sein müßte. Denn die Zweige und Äste sind Teile eines Baumes, und ehe der Gärtner den ganzen Baum absägt, wird er die Zweige beschneiden. Nicht Hypothesen sind ein objektives Kriterion, sondern nur die zu erklärenden Tatsachen selbst, also mehr oder weniger Einzelheiten. In sie muß alle Kritik wieder hinabsteigen.

Exakte Beweise liefert die philologisch-historische Forschung so wenig wie die beschreibende Naturwissenschaft, ja darauf muß alle transzendentale Forschung verzichten. Es sind nur Ergebnisse elementarerer Art, die wir als sicheren Gewinn

einstreichen können: Tatsachen, auf denen unsere weitere Forschung fußt, und die sie doch nicht einmal rein und ungemischt besitzt. Jede Wissenschaft lebt von Hypothesen und ist glücklich, wenn es ihr gelingt, einen Teil davon zu einem hohen Grade von Wahrscheinlichkeit zu bringen. Der Satz des Apostels, daß unser Wissen Stückwerk sei, gilt auch in dem Sinne, daß wir auch mit allem Suchen und Forschen, mit allem Grübeln und Ringen nichts Vollkommenes erreichen.

Aber das stimmt uns nicht traurig. Lessing wollte statt der Wahrheit selbst lieber das unermüdliche Suchen nach Wahrheit – ein Ausspruch, an dem Theologen starken Anstoß genommen haben. Im Namen der Philologie und der Philosophie liegt dieser Verzicht und zugleich das, was uns als Ersatz dafür vergönnt ist, die ewige Wißbegier. Selbst wenn ein wissenschaftlicher Streit verstummen muß, weil ein Experiment oder ein neuer Fund plötzlich Aufklärung gebracht hat, so ist damit die Forschung nicht tot, sondern, indem es stirbt, gebiert das Problem neue Probleme. Denn die Wissenschaft ist unendlich, und unsere Fragen an den Stoff sind unübersehbar. Und das Große, das zu suchen wir nie ermüden, dem die unbestechliche Wissenschaft mit immer neuen Fragen und immer neuen Zwangsversuchen nachjagt, das ist die Wahrheit. Ihr näher zu kommen ist die höchste Aufgabe und der schönste Lohn.

Literatur. *WWundt* behandelt in seiner *Logik Bd. II u. III* die Methodenlehre, in *III*[3] die Logik der Geisteswissenschaften, *Stuttg. 1908,* gestützt auf nicht durchweg einwandsfrei durchgearbeitete fachmännische Methodologie. Dazu *HRickert, Kulturwissenschaft und Naturwissenschaft, Freib. 1899.* Eine von den Naturwissenschaften verschiedene logische Grundlage nimmt *WDilthey* an in der glänzend geschriebenen *Einleitung in die Geisteswissenschaften Bd. I, Lpz. 1883,* allein erschienen); vgl. *Die Entstehung der Hermeneutik* in *Philos. Abh. für Sigwart, Tübg. 1900, 187ff.* Unvergessen bleibt *Steinthals* Vortrag *Über die Arten und Formen der Interpretation, Ber. d. Philol.-Vers., Lpz. 1877.* Sehr anregend ist auch eine moderne Poetik wie die von *WScherer, Berl. 1888.* Über die Bedeutung der Phantasie verweise ich auf meine Rede in der *Beilage z. Allg. Ztg. 15. u. 17. Febr. 1902,* sowie auf *BErdmann, Die Funktionen der Ph. im wissenschaftlichen Denken, Deutsche Rundschau 34, Berl. 1907, 346.*

III. DIE EINHEIT DER PHILOLOGISCH-HISTORISCHEN METHODE

Es ist im allgemeinen nicht üblich, die Forschungsweise der Philologie und der Geschichte so unmittelbar nebeneinander zu stellen und als wesensgleich zu behandeln, wie das im folgenden geschieht. Man pflegt meist, namentlich von Seite mancher Historiker, die Philologie abzusondern und als Hilfswissenschaft der Geschichtsforschung anzusehen. Und das scheint durchaus berechtigt, wenn man die Grenzen der philologischen Aufgaben eng genug abgrenzt: der Philologe soll die Texte herrichten und mit elementarer Erklärung versehen, die der Historiker dann verwertet. Besonders auf dem Gebiete der neueren Geschichte und Philologie ist die praktische Arbeitsteilung soweit fortgeschritten, daß der Geschichtsforscher sich mit der elementaren Textbehandlung kaum zu befassen braucht, diese übrigens hier überhaupt wenig geistige Arbeit beansprucht. Dagegen zeigt die Erfahrung, daß es im Gebiete der Altertumswissenschaft kaum einen bedeutenden Geschichtsforscher gibt, der sich nicht zugleich auch philologisch betätigt hat. Umgekehrt gibt es auch keinen nennenswerten Philologen, der sich auf rein formale Erklärung von Texten oder ihre Herrichtung beschränkt, ohne sich um ihren Inhalt zu kümmern: fast alle sind zugleich Literarhistoriker, ja viele betrachten heutigen Tages die grammatisch-metrische Behandlung der Texte nur als Mittel zum Zwecke, sehen also selbst die Philologie im engeren Sinne des Wortes als Vorstufe höheren Strebens an.

Auch innere Gründe fehlen, die Aufgaben oder gar die Arbeitsweise der formalen Philologie von denen der Geschichtsforschung als eine elementare Vorstufe abzutrennen. Die gesamte Forschung geht von den überlieferten Texten aus und erzielt ihre Erkenntnisse auf demselben Wege und in den gleichen Stufen; selbst ihre Aufgaben, die Weite ihres Horizontes und die Möglichkeit transzendentaler Schlüsse ist in den verschiedenen Zweigen nicht entfert so verschieden, wie man auf den ersten Blick anzunehmen vielleicht geneigt ist. Philologie ist Geschichte. Wenn die Geschichtsforschung des Wortlautes der Texte oft entbehren kann, so beweist das nicht ihre Superiorität, sondern ihre relative Selbständigkeit; und mit ihr geht Hand in Hand eine entsprechende Selbständigkeit der Philologie. Wo aber philologische Entscheidung über Textgestaltung oder Textverständnis unentbehrlich ist, tritt die Philologie nicht als dienende Magd, sondern als Schiedsrichter auf und hat, wenn nicht das letzte, so doch das entscheidende Wort. Damit ist die irrige vulgäre Auffassung des Verhältnisse beider Zweige unvereinbar.

Der Irrtum entstammt der scheinbar ebenso einfachen wie durchschlagenden Bemerkung, daß ein Text erst im Wortlaute hergestellt und verständlich gemacht sein muß, ehe er wissenschaftlich ausgenutzt werden kann. Ist damit nicht die Stellung der Philologie als Hilfswissenschaft der Geschichte für den gesunden Menschenverstand erwiesen? Damit würde zugleich bewiesen sein, daß entweder die historische Verwertung der seit Jahrhunderten bekannten Texte verfrüht und somit unwissenschaftlich ist, oder daß die immer tiefer eindringende philologische Behandlung dieser Texte, da sie verspätet kommt, ihrerseits überflüssig und wissenschaftlich wertlos ist. Beides ist aber nicht der Fall. Philologie und Geschichte sind engverwandte Geschwister, die sich gegenseitig fördern: jeder Fortschritt auf der einen Seite hilft der anderen, jeder Mangel der einen lähmt auch die andere. Freiwillig ordnet sich die eine der anderen oft unter, aber das ist eine Wechselwirkung, eine natürliche Folge ihrer nahen Verwandtschaft. Z. B. bedient sich die moderne Textkritik aller der Hilfsmittel, die ihr die Geschichte der antiken Wissenschaft liefert, die doch auch Geschichte ist; und ein großer Zweig der Interpretation, die aus der Textanalyse gewonnene sogenannte höhere Kritik, war überhaupt erst möglich, als historische Anschauung die Philologie durchtränkt hatte. Aber auch die grammatische Erklärung hat durch die junge Sprachgeschichte ganz neue Gesichtspunkte erhalten, und der Textkritiker wird ohne eingehende Kenntnis der sachlich-historischen Vorbedingungen über Einzelheiten urteilen wie der Blinde über die Farbe. In diesen Fällen ist die Geschichte und Sachphilologie das πρότερον, die Textkritik das ὕστερον.

Rangstreitigkeiten haben überhaupt keinen Wert außerhalb der Ästhetik. Aber Standesvorurteile trüben den Blick. Wenn wir vorurteilslos die geistigen Operationen in den philologisch-historischen Untersuchungen betrachten, so finden wir überhaupt nicht ein Nacheinander sondern ein Nebeneinander und eine so lange und so genau übereinstimmende parallele Geistestätigkeit, daß dem gegenüber die Unterschiede zunächst ganz zurücktreten. Diese Unterschiede beruhen auf dem verschiedenem Grade des Anschlusses an die überlieferten Texte in ihrem Wortlaute: die historische Darstellung hat sich scheinbar davon ganz befreit, die Wortphilologie dagegen ist scheinbar ganz an sie gebunden. Aber wie sich zeigen wird, ist es nur Schein, daß sich die historische Konstruktion auf den einen Teil der gemeinsamen Wissenschaft beschränkt, und daß sie hier in absoluter Freiheit schaltet. Die Kombination oder Synthese ist die letzte und höchste Aufgabe auch der Philo-

logie. Und alle vorbereitenden Schritte sind dieselben. Je strenger man zunächst von allen Erscheinungen der Wechselwirkung absieht, je reiner man die Behandlungsweisen und ihre psychischen Quellen ausschachtet, um so stärker tritt ihre nahe Verwandtschaft zutage.

Auf die Theorie der Wechselwirkungen einzugehen und die möglichen Permutationen und Kombinationen systematisch zu bezeichnen, empfiehlt sich in keiner Weise. Einzelne Beispiele werden gelegentlich zeigen, wie verwickelt bisweilen die Vorgänge sind. Und Proben der angewandten Methodik finden sich in fast allen Abteilungen dieser 'Einleitung', wie sie die Praxis mit sich bringt. Die Einfachheit und Durchsichtigkeit der Methodologie muß eine Entschädigung für die Abstraktion bleiben, die schon an sich gespanntes Nachdenken erfordert. Darum ist es auch praktisch, zunächst Kunstgeschichte und Archäologie sowie Sprachgeschichte beiseite zu lassen, dagegen formale und reale Philologie zusammen mit Geschichte in engerer Verbindung auf ihre gemeinsamen methodischen Grundlagen hin zu erörtern, um die aus der Isolierung der beiden Hauptzweige entstandenen Unklarheiten und Mängel nach Möglichkeit zu tilgen.

Die formale Philologie hat die sprachliche und metrische Behandlung der Texte zur Aufgabe. Und da die Sprache das einzige Ausdrucksmittel der Gedanken ist (wozu für den Dichter gewisse Spezialbedingungen kommen, die er sich auferlegt), so hat die formale Philologie zugleich die äußerst wichtige Aufgabe, die Wiedergabe der Gedanken zu verfolgen und bis zu einem gewissen Grade die Gedankenbildung des Autors selbst zu überwachen.

Die Sachphilologie beschäftigt sich mit den in allen Zweigen der Kultur und in materiellen Zuständen gegebenen Bedingungen, unter denen ein Text entstanden und dessen Zeuge er selbst ist. Hierzu gehören Religion, Philosophie, Kunst und Literatur, alle Äußerungen des privaten und des öffentlichen Lebens, besonders die sozialen, politischen und militärischen Verhältnisse, Industrie und Handel, endlich Technik und Wissenschaft.

Die Geschichtswissenschaft begnügt sich nicht mit dem zeitlich und oft auch örtlich begrenzten Ausschnitte, der durch den einzelnen Text meist gegeben ist, sondern verbindet das Vereinzelte und setzt das Werden an die Stelle des Zuständlichen. Sie will also die Religions- und Literaturgeschichte erforschen, die der Sprache, der Philosophie und der verschiedenen Wissenschaften, die Geschichte der Völker und Staaten in Krieg und Frieden.

Faßt man den Begriff der Geschichtswissenschaft so weit und so tief, so wird am Ende alle Philologie auch Geschichtsforschung, und alle historische Forschung ist im Grunde streng philologische Arbeit. Aber man muß bekennen, daß der vulgäre Wortgebrauch doch ein völlig verschiedener ist. Dem Historiker pflegt die politische und allenfalls auch die Kriegsgeschichte überlassen zu sein, dem Philologen wird die formale Wortphilologie zugewiesen: alles andere bleibt herrenloses Gut.

Nur die klassische Philologie selbst hat sich seit den Tagen des großen Scaliger und des kühnen Bentley das Recht gewahrt, alle Probleme der Altertumswissenschaft vor ihr Forum zu ziehen und kein Problem der Forschung als ihr fremd zurückzuweisen. Und in Theodor Mommsen hat die Altertumswissenschaft einen so universalen Vertreter gehabt, daß in ihm der lebendige Beweis dafür geführt ist, daß nur menschliche Schwäche und Unzulänglichkeit gewöhnlich eine Arbeitsteilung nötig macht. In der Sache selbst ist sie nicht begründet: Philologie ist Geschichte

und Geschichte ist Philologie. Die eine Wissenschaft, geeint durch den Stoff und die Methode, stellt sich nur in der Praxis von verschiedenen Seiten dar, die für ihr Wesen nicht in Betracht kommen.

Keine Forschung kann vor willkürlich aufgerichteten Grenzpfählen Halt machen. Und darum ist es auch müssig, den Unterschied der Disziplinen, wie ihn die Praxis betont, durch haarscharfe Definitionen festzunageln. Denn alle diese Definitionen laufen nur darauf hinaus, Teile der Altertumswissenschaft nach mehr zufälligen Umständen herauszuschneiden und zueinander in einen gewissen Gegensatz zu setzen, der ihr Wesen eher zu verhüllen oder zu verschieben als klarzustellen geeignet ist.

Die philologisch-historische Methode der Altertumswissenschaft ist die Summe der geistigen Verarbeitung der aus dem Altertume uns überlieferten Quellen, Texte und Monumente, die uns das gesamte Altertum in seinem Zuständlichen und seinem Werden mit möglichster Genauigkeit und Lebendigkeit vor Augen zu stellen sucht.

Übrigens bedarf es auch keiner tieferen Begründung, daß die Theologie kein gesondertes Plätzchen innerhalb der wissenschaftlichen Forschung zu beanspruchen hat. Soweit sie sich auf innere Gewißheit eines offenbarten Glaubens beruft, hat sie sich mit der Philosophie auseinander zu setzen. Soweit sie sich aber auf überlieferte Texte stützt, unterliegen diese einer philologisch-historischen Behandlung, Auslegung und Kritik. Die heutigen Schriften der Buddhisten und Mohamedaner, der Juden und der Christen sind nicht anders überliefert als die profanen Texte, und auch ihre Aufzeichnung ist unter ähnlichen Bedingungen, nicht durch Verbalinspiration, erfolgt. Darum steht die Forschung Wellhausens ebenbürtig neben der Mommsens. Und es bleibt unverständlich, wie ein Philologe und Methodiker wie Blaß bei seiner Ausgabe der Apostelgeschichte den heiligen Geist anrufen konnte. Die Frömmigkeit löst ihre Probleme in ganz anderer Weise als die wissenschaftliche Forschung die philologisch-historischen Probleme. Kritische Theologen haben schon vor Schleiermacher die Grundlagen einer Methodologie der gemeinsamen Wissenschaft gelegt.

Grundlegend ist *AugBoeckh, Encyklopädie und Methodologie der philologischen Wissenschaften, Lpz. 1877,* [2] *1886.* Der Grundstock war bereits 1809 entstanden: eine systematische Sammlung alles Stoffes der klassischen Altertumswissenschaft, der ἐγκύκλιος παιδεία, mit zahlreichen Beispielen und literarischen Nachweisen versehen; die Methodologie, die sich der stofflichen Gruppierung untergeordnet hat, stand zunächst unter dem Einflusse FrSchleiermachers. Epochemachend war die Scheidung von *recensio* und *emendatio* in *KLachmanns* klassischer Ausgabe des *Lucrez*[1], *Berl. 1850* (vgl. d. *Kommentar S. 1–14*), die zusammen die philologische Kritik ausmachen. Ihr tritt gegenüber die Deutung: vgl. *FrSchleiermacher, Über den Begriff der Hermeneutik Berl.1829* und *Herm. und Kritik, mit bes. Beziehung auf d. N. T. 1838* (in den *Werken z. Philos. III 344 ff., z. Theol. VII 1 ff.), GHermann, De officio interpretis (Opusc. VII, Lpz. 1839, 97 ff.), GCobet, Oratio de arte interpretandi, Leyden 1847. FBücheler, Philologische Kritik, Bonn 1878. FBlaß, Herm. und Kritik* (mit Ausschluß der Recensio) in *Müller Hdb. I*[1] *1886,* [2] *1892, 149 ff.* Dazu kommen die methodologischen Grundrisse der englischen Philologie von *KElze, Halle 1887*, der romanischen von *GKörting, Heilbr. 1884 ff.* und *GGröber I*[2] *Straßb. 1904* und der germanischen Philologie von *HPaul I*[2] *Straßb. 1901.*

Im Anfange des vorigen Jahrhunderts war man noch entfernt von dem Gedanken, daß alle philologische Forschung in historischer mündet, und der Begriff der Geschichte war auf die politische Geschichte beschränkt. In der reichen Literatur über die historische Methode herrscht noch heute diese einseitige Auffassung vor. Vgl. den knappen *Grundriß der Historik* von *JGDroysen, Lpz. 1867,* [3] *1882* und das mit zahlreichen Beispielen und sorgsamen Literaturnachweisen ausgestattete *Lehrbuch der historischen Methode und der Geschichtsphilosophie von EBernheim, Lpz. 1889,* [6] *1908.* Dagegen z. T. *EMeyer I 1*[2]*, Stuttg.*

1907, 165 f. 182 ff. Die moderne Auffassung einer Einheit der Philologie und Geschichtsforschung gerade in methodischer Beziehung hat Hermann Usener begründet *(Philologie und Geschichtswissenschaft, Bonn 1882),* namentlich mit dem Hinweise darauf, daß jeder Geschichtsforschung die beiden elementaren philologischen Operationen, *recensio* und *interpretatio,* zugrunde lägen (*34 ff.,* Kritik weist er beiden Tätigkeiten gleichmäßig zu). Trotzdem wollte Usener in der Philologie nur eine Kunst sehen, und moderne Logiker sprechen der Geschichte den Wert einer Wissenschaft ab (vgl. den Streit von *FTönnies* und *HRickert* im *Arch.syst.Philos. VIII 1902, 1 u. 137*): der Begriff der Wissenschaft kommt meines Erachtens in der formal-philologischen Methode am reinsten zum Ausdruck.

Zur Ergänzung dient die Theorie der Analyse und Synthese. Vgl. *AGercke, Die Analyse als Grundlage der höheren Kritik, NJahrb. VII 1901, 1 ff. 81 ff. 185 ff.*. Die historische Synthese oder Kombination ist, aber ohne diesen Zusammenhang, von *EBernheim* u. a. behandelt worden.

IV. FORMALE PHILOLOGIE

Die formale Philologie hat die Herstellung urkundlich gesicherter Texte und ihre grammatisch-metrische Erklärung zu ihrer Hauptaufgabe.

1. Die Vorarbeiten bestehen in dem Beschaffen des handschriftlichen Materiales. Darüber berichten meist die Vorreden der kritischen Ausgaben, bisweilen auch besondere Aufsätze oder Schriften. Wer nich selbst Hdss. in den Bibliotheken aufgespürt und verglichen hat, kann den kurzen Berichten nicht anmerken, wieviel Arbeit dahinter steckt, freilich noch weniger, was fehlt.

Klassisch ist *KLachmanns* Eingang des Lucrezkommentars (*S. 36*). Musterhaft ist auch *LTraubes* Untersuchung über die Überlieferung der *Regula Sancti Benedicti in Abh. d. Bayr. Akad. 1898, 599 ff.*

Die erste Aufgabe des Editors ist zu wissen, wo Hdss. des einzelnen Autors oder Werkes vorhanden sind. Dieses Aufspüren und Sammeln des Materiales heißt Heuristik. Ihr Ziel ist: Vollständigkeit. Nur weniger antiker Autoren Werke sind so durchforscht, daß wir alle noch erhaltenen Hdss. kennen. In früheren Zeiten begnügte man sich in der Regel, den Text auf eine Hds. oder eine kleine Auswahl aufzubauen. Erst vor einem Jahrhundert brach Immanuel Bekker mit diesem so sehr bequemen Prinzipe und suchte auf ausgedehnten Reisen für Platon und Aristoteles alles in den Bibliotheken vorhandene Material zusammenzubringen. Trotzdem besitzen wir noch jetzt keine auch nur annähernd ausreichende Platonausgabe. Bei vielen Autoren kann man sich mit dem zusammengebrachten Materiale begnügen, da von seiner Vermehrung, wenn nicht unverhoffte Funde eintreten, keine wesentliche Aufklärung mehr zu erwarten ist. In nicht seltenen Fällen hat die Forschung kaum den Anfang gemacht, z. B. bei den meisten Byzantinern. Eine Durchmusterung der Bibliothekskataloge liefert oft noch überraschende Reichtümer auch an Exemplaren der Klassiker. Vertrautsein mit den Hdss.-Katalogen ist also erforderlich, und bisweilen reicht auch dies nicht aus: Reisen sind noch immer unerläßlich für den Forscher, der ein selbständiges und vollständiges Fundament liefern will.

Für die Textkritik von Senecas Nat. Quaest. war es ein Ereignis, als FHaase und BLarisch den benutzten Hdss., die bis auf drei verschollen waren, die Leidener hinzufügte: jetzt sind ungefähr fünfzig bekannt und andere noch in der Vaticana und sonst vorhanden.

RReitzenstein wollte in der Vaticana die alte Hds. von Proklos' Kommentar zu Platons Staat auffinden, und seinem energischen Suchen ist es gelungen.

In jedem Falle ist eine Beschreibung der einzelnen Hdss. notwendig: ihr Inhalt (Reihenfolge der Werke mit Über- und Unterschriften, Anfangs- und Schlußworte), ihr paläographischer Charakter (Schreibmaterial, Schriftart usw.) nebst Alter, womöglich Herkunft und weitere Schicksale. Noch Bekker hat solche Angaben oft

für überflüssig gehalten und damit die Übersicht sehr erschwert. Die modernen Kataloge von Hdss. pflegen sehr gewissenhafte Angaben zu enthalten.

Den Wert einer kurzen Beschreibung lehrt z. B. der Codex Mertonensis des Seneca in Oxford: er enthält die Naturales Quaestiones, aber nicht, wie der alte Katalog von *HOCoxe* angibt, vier Bücher, sondern acht, freilich in der auch aus einem Berolinensis bekannten Ordnung I–III, IVb–VII, IVa; zudem bricht das Buch IVa in Kap. 2, 19 ab, ähnlich wie ein Parisinus, der aber IVb–VII, I–III, IVa ordnet. Dadurch erhält der Oxforder Cod. eine Mittelstellung zwischen verwandten Hdss.

Die Überschätzung des Alters einzelner Hdss. hat nicht selten Unheil angestiftet, z. B. bei einem Vaticanus des Theophrastos und Diogenes Laertios. In älteren Katalogen ist die Schätzung oft recht ungenau oder sogar willkürlich, eine Unterschätzung hat wohl kaum jemals stattgefunden.

Die beiden Hdss. der Script. Hist. Aug. waren von HPeter falsch eingeschätzt und beschrieben worden. ThMommsen hat das entgegengesetzte Verhältnis divinatorisch erkannt (*Herm. XXV 1890, 281 ff.* = *philol. Schr. 352*), das dann durch FrRühl, HDessau u. a. bestätigt worden ist.

Sehr einfach ist das Geschäft der Heuristik in der Regel bei einer neugefundenen Inschrift. Ihr Text heruht auf einem einzigen Stein oder sonstigem Originale. Selten sind gleichzeitig mehrere Exemplare angefertigt wie bei dem Edictum Diocletiani, von dem uns einige fragmentarisch bekannt geworden sind. Bisweilen gehen die Originale zugrunde, so daß wir auf Abschriften angewiesen sind, die dann den Wert von Codices bekommen, so besonders auf die in früheren Jahrhunderten angefertigten wie die des Cyriacus von Ancona (15. Jahrh.). Darum war gerade das Beschaffen solcher Abschriften besonders schwierig und wichtig, als August Boeckh vor einem Jahrhundert das erste Corpus Inscriptionum zusammenbrachte. Auch jetzt noch wird aus Tagebüchern von gelehrten Reisenden und gereisten Gelehrten verschollenes Material beigebracht, sehr viel seltener das verloren geglaubte Original wieder aufgefunden. Aber die Sammlung der verstreuten Inschriften, deren gewaltige Zahl fortwährend durch neue Funde vermehrt wird, ist eine Riesenarbeit.

Zu den Texten selbst kommen sodann die mittelbaren Textzeugen: Zitate, Übersetzungen und wörtliche oder sinngemäße Paraphrasen. Die Zitate z. B. von Homerversen bei den späteren Griechen oder Ciceros bei den Autoren bis zur Renaissance zu erschöpfen ist ein fast aussichtsloses Unternehmen, von Bibelzitaten ganz zu schweigen. Lateinische Übersetzungen griechischer Autoren aus dem Mittelalter und der Renaissance standen früher hoch in Ansehen, und französische Ausgaben verzichten noch heute ungern darauf. Einzelne Übersetzungen haben selbständigen Wert, weil sie auf verlorenen Texten beruhen. Wenige Texte sind nur in Übersetzungen erhalten. Sonst kann der Wert oder Unwert der mittelbaren Überlieferung erst festgestellt werden, nachdem die unmittelbaren Zeugen verhört worden sind.

An die Heuristik schließt sich das Ausnutzen und Ausschöpfen des Materiales an. Das geschieht durch ein genaues Abschreiben oder Vergleichen (Kollationieren) aller wichtigen Hdss., genau genommen aller vorhandenen Hdss. Bei ungewönlich viel gelesenen und abgeschriebenen Autoren ist das Hervorziehen jeder handschriftlichen Abweichung praktisch unmöglich und in der Regel auch wertlos, wenngleich bisweilen auch unscheinbare Abweichungen und namentlich scheinbare Fehler Bedeutung erhalten können. Als Regel gilt, daß gediegene Vorarbeiten viel umfassender sind und mehr Probleme angreifen, als nachher im Apparate einer kritischen Ausgabe sichtbar wird. Theoretisch darf der Editor von einer schlechten

Hds. erst absehen, wenn ihre Vorlage vorliegt. Bei einem in wenigen Hdss. überlieferten Werke werden zunächst alle verglichen, sonst wenigstens die ältesten und am sorgfältigsten geschriebenen vollständig und daneben die, die etwa einer besonderen Überlieferung anzugehören scheinen, soweit es nötig ist.

Die Vergleichung des handschriftlichen Textes mit einem beliebigem Drucke erstreckt sich auf alle Einzelheiten, besonders auf die Verschreibungen oder Schreibfehler, aus denen bisweilen in jüngeren Hdss. neue Lesarten entstehen. Jeder abweichende Buchstabe kann wichtig werden, jede kleine Lücke, jede Rasur. Man pflegt auch Interpunktionszeichen und in griechischen Hdss. die Akzente und Spiritus sorgsam zu notieren, obwohl sie allermeist nicht auf alter Tradition beruhen. Noch unwichtiger sind orthographische Kleinigkeiten, in denen sich fast jeder Schreiber nach den Gewohnheiten seiner Zeit zu richten pflegt, z. B. der Wiedergabe von *ae* durch *ę* oder *e*: in solchem Firlefanz sollte auch kein mittelalterlicher Historiker oder Theologe eine philologische Akribie suchen und sehen, mag auch bei dem jungen Goethe in Michael Bernays' Ausgabe diese amüsante Urkundlichkeit gestattet sein. Das Endziel alles Feststellens von orthographischen Fehlern und Abweichungen kann doch nicht sein, diese Fehler sondern einen fehlerfreien Text zu verewigen. Freilich darf man nicht auffällige Eigentümlichkeiten wie *Erysicthon*, *epilempsis* (*WilhSchulze, Orthographica, Ind. lect. Marb. 1894*) beseitigen, wie früher stillschweigend geschah.

Die Abweichungen oder Varianten des verglichenen Textes zu notieren ist die erste und einfachste Aufgabe. Dazu kommen Dubletten in der Hds., seien es Randbemerkungen oder Scholien, seien es Interlinearglossen. Bei Lücken wird die Größe angemerkt, ebenso bei Rasuren. Bisweilen kann man die wegradierten Buchstaben noch lesen. Oft sind die Lücken und Rasuren später ausgefüllt; das erkennt man deutlich, wenn eine andere Tinte oder andere Hand erscheint. Auch bei den Glossen und Scholien ist darauf zu achten. Bisweilen sind ganze Abschnitte, Folia, Quaternionen von anderer Hand geschrieben: das kann für die Provenienz wichtig werden.

Nicht jeder Philologe kommt in die Lage, unverarbeitetes Material selbst heranzuschaffen und in die wissenschaftliche Welt einzuführen. Aber jeder Philologe hat die Pflicht, sich selbst in die hier geschilderten Operationen einzuführen durch Nachprüfen des zu bequemer Benutzung veröffentlichen Materiales: die Tafeln der paläographischen Werke und die großen Publikationen der Facsimilia von Hdss., die von den staatlichen Bibliotheken versendet werden, ermöglichen diesen Einblick. Und vier Augen sehen mehr als zwei, kleinere Erträge sind überall noch zu erwarten. Bei Inschriften ersetzen oft Papierabklatsche die Facsimilia, noch besser Gipsabgüsse. Leider sind die einen gar nicht im Handel erhältlich, die anderen selten und teuer.

Ist eine Inschrift oder ein in einer einzigen Hds. erhaltener Text sorgfältig beschrieben und abgeschrieben, so kann das Resultat sofort benutzt und herausgegeben werden. Nachvergleichungen ergeben jedoch bei schwerer lesbaren Texten immer noch Gewinn, so bei halbverkohlten Papyri, bei Palimpsesten, deren abgewaschene oder wegradierte Schrift unter dem neuen Texte nur mühsam erkannt wird, und bei abgeriebenen Inschriftsteinen wie dem des Marmor Parium.

Viele Papyrusfunde der neuesten Zeit beruhen auf je einer Hds., so Bakchylides, Herondas, Timotheos' Perser, Korinna, Gedichte von Sappho, Pindar und große Stücke der neuen Komödie; ferner die Reden des Hypereides, Aristoteles' Verfassungsgeschichte

Athens, Kommentare zu Demosthenes und Platon und fast die ganze epikureische Sammlung in der Villa von Herculaneum, namentlich die Schriften des Philodemos. Bei diesen sind früher ThGomperz und jetzt WCrönert über die alten Abschriften der Neapler Akademiker und des Engländers Hayter mit glücklichem Erfolge auf die z. T. fast unleserlichen Originale zurückgegangen. Aber auch manche anderen Texte sind nur durch ein Exemplar erhalten geblieben, so die 5. Dekade des Livius (*B. 41–45*) in einer berühmten Hds. des Klosters Lorsch, jetzt in Wien, aus dem 5. Jahrh. oder die Sophistenrede des Alkidamas, zwei παίγνια des Antisthenes und die meisten Reden des Lysias in einer Heidelberger Hds des 10. Jahrh. Die Institutionen des Gaius sind nur in der von BGNiebuhr entdeckten und zuerst enträtselten Palimpsest-Hds. von Verona überliefert.

Vgl. auch die Angaben in den Abschnitten über *griech.* und *lat. Literaturgeschichte* und *WKroll, Die Altertumswiss. im letzten Vierteljahrh., Lpz. 1905, 12 ff.* und *466 ff.*

Wo mehrere Abschriften oder Hdss. vorliegen, folgt auf die durch Vergleichung gewonnene erschöpfende Feststellung des Tatbestandes die Einschätzung ihres Wertes, des relativen wie des absoluten. Denn die Zeiten sind vorüber, in denen man die Hdss. mit ihren Varianten zählte und nicht abwog. Aber selbst die relative Wertschätzung ist keine ästhetische sondern eine historische, denn sie bezweckt, die Verwandtschaft der Hdss. untereinander und ihre Abstammung von einem gemeinsamen Ausgangspunkte, in letzter Linie von dem Exemplare des Autors zu ermitteln. Das Mittel hierzu, einen Indizienbeweis, liefert eine Vergleichung der verschiedenen Texte und ihrer gravierenden Fehler.

Hat man zwei Exemplare A und B, so gibt es an sich drei Möglichkeiten der Verwandtschaft: A kann aus B, B aus A oder A wie B aus einer dritten Quelle x stammen. Würden die Abschreiber keine Fehler begehen, so würde auch die Art der Verwandtschaft niemals erkannt werden. Es kommt aber nur äußerst selten vor, daß zwei gleichaltrige Hdss. so wenige Abweichungen aufweisen, wie der Bambergensis und Pragensis von Senecas Naturales Quaestiones, daß die Entscheidung kaum möglich scheint, ob sie im Verhältnisse von Zwillingsbrüdern zu einander stehen oder in welchem sonst. Ein Zeitunterschied beseitigt sofort eine Möglichkeit: das ältere A kann nicht aus dem jüngeren B abgeschrieben sein. Im übrigen stützt sich das Urteil auf grobe Fehler (Orthographica beweisen nichts), besonders auf Auslassungen. Der verstümmelte oder verderbte Text A ist nicht die Vorlage des besseren B gewesen, einerlei welcher älter ist.

Von zwei Humanistenhdss. des Diogenes Laertios, D und J, ist jüngst behauptet worden, der Neapolitanus D sei aus dem Barberinus J abgeschrieben; da aber J allerhand Versehen aufweist und bisweilen ganze Zeilen ausläßt, wo D unversehrt ist (*Herm. XXXVII 1902, 411*), so kann J nicht die Vorlage von D gewesen sein.

Weisen beide Exemplare, A und B, Fehler und Lücken auf, aber nicht bloß gemeinsame, sondern jedes eigene, so kann keins aus dem anderen stammen. Man nimmt also für sie einen gemeinsamen Ursprung aus einem x an, das ihr Vater oder Ahn gewesen ist und zu A oder B in einem näheren Verwandtschaftsgrade gestanden haben kann. Die Zwischenglieder und ihre Anzahl lassen sich ohne äußere Zeugnisse meist gar nicht bestimmen; auch kommt darauf wenig an, da treue Sorgfalt von Abschreibern eine innigere Zugehörigkeit begründet als unmittelbare Abstammung eines mißratenen Sprößlings. Und für die absolute Einschätzung der Hdss. wird es auf ihre Treue fast allein ankommen: aber das ist eine *cura posterior.*

Schwierig ist es fast durchweg, den Beweis der Abhängigkeit zu führen. Meist ist man auf ein negatives Indizienverfahren angewiesen: wenn nichts gegen die Abhängigkeit spricht, so spricht alle Wahrscheinlichkeit für sie. Ein positiver Be-

weis läßt sich nur da führen, wo die Vorlage selbst frühzeitig offensichtlichen Schaden erlitten hat.

Z. B. muß der Vossianus Gr. Q 51 des Theophrast aus dem älteren Laurentianus 87,20 stammen, weil in diesem Stellen unleserlich geworden und daher von dem Abschreiber ausgelassen worden sind (*HDiels, Dox. Gr., Berl. 1879, 115*).

Die beiden wichtigsten *codices lacunosi* von Cicero De oratore, der Abricensis 9. Jahrh. und der Harleianus 9./10. Jahrh., standen früher fast gleichwertig nebeneinander. Aber EdStröbel hat gesehen, daß die Lücken durch Blätterverlust in der Hds. von Avranches eingetreten sind; und daraus folgt, daß der Harleianus nachher aus ihr abgeschrieben worden ist.

Im Demostheneskodex F(lor., 11. Jahrh.) ist eine Verwirrung in den Proömien eingetreten durch falsches Einheften dreier Blattlagen (*ThHeyse-IThVömel*, zuletzt *IHLipsius, Ber. sächs. Ges. XLV 1893, 15, 1ff*). Da der jüngere B(avar.) wie auch die Aldina die gleiche Verwirrung zeigen, die hier ohne Heranziehen von F unerklärt bleiben würde, müssen sie daraus abgeschrieben sein. Ergänzend treten dazu Beobachtungen von HBuermann (*Herm. XXI 1886, 35*), besonders daß das stichometrische Zahlzeichen K richtig in F zu *19, 90* ἡμῖν ἐκεῖνα δὲ, dagegen falsch in B zu *§ 94* ποίαν τινά beigesetzt ist: da mit diesen Worten in F die gegenüberstehende Zeile der zweiten Kolumne beginnt, konnte der Abschreiber das dazwischen stehende K hierzu ziehen, B stammt also aus F.

Im Cod. Med. der Briefe Ciceros an Quintus hat eine Blattversetzung nachgewiesen *ThMommsen, ZAW. 1844, 593 = philol. Schr. 13*): die Untersuchung ist methodisch äußerst lehrreich.

Bei solchen Feststellungen darf man sich nicht durch scheinbare Gegengründe oder Unmöglichkeiten beirren lassen. So hat GMüller nachgewiesen, daß die Würzburger Hds. von Senecas Nat. Quaestiones eine Abschrift der Berliner E des 13. Jahrh. ist, obwohl jene vollständig ist, dagegen hierin die Stelle *I 11, 3 ruit numquis . . .* bis *et detor. I 15, 8* fehlt. Die Erklärung liegt darin, daß in E fol. 18 mit *cum appa[ruit . . .]* schließt und fol. 19 beginnt *[. . . detor]quentur in pravum:* hier ist also ein Blattverlust eingetreten, nachdem die Abschrift 1469 bereits genommen worden war. – In anderen Fällen hat man den Verlust ergänzt, bald in der Vorlage, bald in einer Abschrift, die also scheinbar vollständiger ist. Im Demostheneskodex F sind die Inhaltsangaben des Libanios vorgesetzt worden, wahrscheinlich aber erst, nachdem aus ihm die Abschrift B genommen worden war. Im Isokrateskodex Є ist der Schluß der 15. Rede hinzugefügt worden, der in ihrer unmittelbaren und mittelbaren Vorlage Δ und Γ fehlt. – Ganze Schriften sind in einer alten Caesarhds. in Florenz (cod. Ashburn. 7) ergänzt: die zugrunde liegende Klasse α enthält nur den Gallischen Krieg.

Sobald zu zwei Hdss. A und B eine dritte C kommt, gibt es eine große Anzahl von Kombinationsmöglichkeiten. Wichtig ist dabei nur die Frage, ob zwei von ihnen unter sich enger zusammenhängen, d. h. ob sie gemeinsame Fehler aufweisen. Hierbei ist es noch deutlicher, daß man die engere Zugehörigkeit nur an ungewollten Abweichungen von der Norm erkennen kann, an Familieneigentümlichkeiten.

Darnach wird man auch bei vielen Hdss. das Aussondern größerer Gruppen leicht vornehmen können. Denn hat erst einmal ein Schreiber einige Zeilen ausgelassen, ohne es zu bemerken, so lassen alle Abschreiber seines Exemplars dieselben Zeilen aus.

So fehlt von Senecas Nat. Quaestiones das Nilbuch (IVa) und der Schluß von Buch III in einer Anzahl relativ alter Hdss., die sich damit als eng verwandt erweisen: sie begründen eine engere Gruppe oder eine besondere Klasse (Δ). Ebenso sondern sich die Hdss. von Ciceros rhetorischen Schriften de oratore, Brutus und Orator in die bis zum Jahre 1422 allein bekannten verstümmelten Hdss. und die aus dem damals aufgefundenen, später wieder verschollenen Codex von Lodi abgeschriebenen der vollständigen Schriften.

Auch bei Cornelius Nepos unterscheidet man wenige *integri* und viele *lacunosi*, aber die gemeinsamen Auslassungen (*Alc. 3, 2; Ages. 8, 1; Them. 1, 3*) umfassen hier nur wenige Worte.

Die unter Plutarchs Namen gehenden Apopthegm. Lac. bieten scheinbar in ihrem Texte eine Vermittlung zwischen dem der Seitenstätter Hds. S des 11./12. Jahrh. und den

übrigen Hdss. (*ClLindskog* in *Plutarchi Ages. et Pomp., Lpz. 1906, XVIII*). Aber beispielsweise sind die Worte ὡς ἕκαστος δυνάμεως εἶχεν *Ag. 16* nur in S erhalten, der überhaupt die bessere Überlieferung hat. Die Apopth. stammen also aus dem anderen bereits verderbten Zweige der Überlieferung (Υ), denen auch die übrigen Hdss. angehören. *KZiegler, d. Überl. Plutarchs, Lpz. 1907, 132, 1* versagt hier.

Unter den Indizien engerer Verwandtschaft sind neben den Auslassungen auch andere gemeinsame Fehler gröberer Art entscheidend, wie die Umstellung von Blättern oder Büchern.

So zeigen die 8 Bücher von Senecas Nat. Quaestiones in den Hdss. vier verschiedene Folgen: 1) I–IV a, IV b–VII. 2) I–III 25, 6, IV b–VII. 3) I–III, IV b–VII, IV a. 4) IV b–VII, I–IV a. Nur folgt daraus nicht, daß alle vier Anordnungsprinzipe selbständige Gruppen der Hdss. begründen: zunächst muß nachgewiesen werden, wie und woraus die Verschiedenheiten entstanden sind; und das ist ohne Fehler nur möglich, wenn entweder die Buchordnung der Urhandschrift bekannt oder die Verwandtschaft der einzelnen Hdss. und der Gruppen auch durch andere Textverderbnisse erwiesen worden ist. So hat sich ergeben, daß der Text der dritten Reihe sich in die vierte einfügt, und daß die Vulgata, deren Anordnung hier unter 1. aufgeführt ist, eine Kombination zweier verschiedener Texte ist, da I–III 25, 6 aus der lückenhaften Klasse (2) stammt, der Rest von III 25, 6 an aber aus einer vollständigen Hds. der dritten bzw. vierten Reihe ergänzt ist. Trotzdem rechnet ein französischer Schriftsteller die Vulgata als eine besondere Hdss.-Klasse.

Für eine vorläufige Gruppierung hilft auch das Vorhandensein oder Fehlen von Scholien, Einleitungen, Inhaltsangaben, stichometrischen Zahlen usw. Doch brauchen Hdss., die hierin Mängel haben, untereinander nicht enger verwandt zu sein. Und aus der Vollständigkeit folgt niemals engere Zusammengehörigkeit.

Eine vorläufige äußerliche Gruppierung ergibt sich bisweilen schon daraus, daß bestimmte Schriften in einigen Hdss. zusammen überliefert werden, so Theophrasts Metaphysik bald mit der des Aristoteles, bald mit Theophrasts kleinen Schriften, und die Schrift vom Feuer bald mit dieser Sammlung, bald mit περὶ αἰσθήσεως. Sammel-Hdss. sind oft recht jungen Datums, z. B. die sämtlichen Werke Senecas. Jedoch reicht die nach neun Tetralogien geordnete Gesamtausgabe Platons in Varros Zeit zurück: hier kann also nur eine Auswahl Charakteristikum einer Gruppe werden.

Sobald man sich nun die Aussonderung bestimmter Gruppen klar gemacht hat, ergibt sich auch, warum das Durchvergleichen aller und jeder Hds. unnötig ist: meist genügt es, für jede Gruppe einen oder wenige Vertreter genauer zu kennen, so für die von ORoßbach nachgewiesenen jungen Gruppen der Senecahdss., in denen nur Teile der Briefsammlung erhalten sind. Der Text dieser Gruppen und Untergruppen ist zum Teil so verwildert, daß ihre genauere Kenntnis (außer einer Probe) überhaupt unnötig ist, ja schädlich wirkt. Selbst bei wichtigen Sippen ist Maßhalten erwünscht, also oft die Beschränkung auf die führende Hds. in jeder. In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister.

Alle diese Untersuchungen werden in der Hoffnung angestellt, daß dabei ein recht einfaches, übersichtliches Ergebnis herauskommt. Daß es bisweilen durch gewaltsame Unterdrückung kleinerer Gegeninstanzen erreicht wird, ist wenigstens bei vorläufigen Untersuchungen der geringere Fehler. Jede Vereinfachung des kritischen Apparates ist freudig zu begrüßen.

Für Arrians Anabasis (und Indike) hat *AGRoos* (*Proleg. Gron. 1904*) nachgewiesen, daß die *Anab. VII 12, 7* längst bemerkte Lücke (Flucht des Harpalos und Zwistigkeiten zwischen Eumenes und Hephaistion) durch einen Blattausfall in einer Wiener Hds. A entstanden ist und daher sämmtliche Hss. aus ihr herstammen müssen.

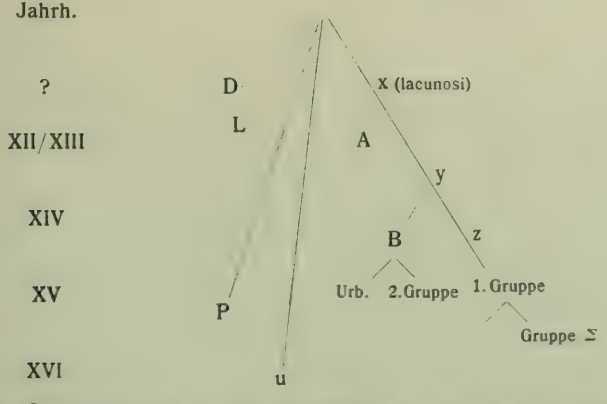
Nachdem sich die Hds. von Avranches als Vorlage sämtlicher übrigen *codices mutili* von Ciceros rhet. Schriften erwiesen hat, sind diese für den Herausgeber wertlos geworden.

Selbst die Vereinfachung eines Teiles des Apparates ist ein Gewinn. Bisher standen im Apparate von Aristoteles' Physik und Metaphysik neben der alten Pariser Hds. E eine Anzahl junger, nicht daraus hergeleiteter, die darum auch nicht fortbleiben konnten: ihre gemeinsame Vorlage gelang mir in einer unbeachtet gebliebenen Hds. der Wiener Hofbibliothek aufzufinden, die nun allein neben E die Überlieferung darstellt (*WienSt. XIV 1892, 146*). Die Grammatik des Dionysios Thrax ist von GUhlig auf Grund eines sehr verwickelten Stammbaumes herausgegeben; sollte ich dagegen Recht haben (*Sen. Stud., Lpz. 1895, 33*), so würde der Text auf einem einzigen Kodex, dem jetzt verstümmelten Monacensis, beruhen, und wo dieser versagt, zwei alte Abschriften LG dafür eintreten.

Da es nur selten gelingt, die Vorlage ganzer Gruppen für die Abschriften einzusetzen, ist man meist genötigt, sie hypothetisch herzustellen. So gewinnt man den in der Renaissance verschwundenen Veronensis des Catullus aus den relativ besten Abschriften, zu denen nur im 62. Gedichte ein unabhängiger Textzeuge kommt. Die vollständigen Hdss. von Ciceros rhetorischen Schriften gehen auf den 1422 aufgefundenen und bald darauf wieder verschollenen Laudensis zurück, den man aus den besten Abschriften herzustellen versucht. In der Regel sind diese Vorlagen auch dem Namen nach unbekannt, ihre Konstruktion ist lediglich hypothetisch, aber doch oft mit fast mathematischer Sicherheit durchzuführen. Das rekonstruierte Exemplar wird der Kürze halber mit einem Buchstaben bezeichnet, z. B. x oder α oder Φ; genau genommen müßte es stets als verloren durch [A] oder dergl. bezeichnet werden, im Unterschiede zu den erhaltenen Hdss. ABC. Wenn die Hdss. des Caesar in zwei Klassen α und β, die von Ciceros Cato M. in x und y zerfallen, so steht an der Spitze je eine Vorlage, die zwar fingiert ist, aber doch eine Realität bedeutet.

Bisweilen teilen diese konstruierten Vorlagen Fehler gravierender Art, die wieder zu weiteren Rückschlüssen und oft verwickelten Konstruktionen führen.

Die Neposüberlieferung kann insofern als Lehrbeispiel benutzt werden, als sich einmal innerhalb der *lacunosi* zwei weitere Unterabteilungen herausheben, deren Kreise wiederum durch gemeinsame Auslassungen bestimmt werden, und andererseits die *integri* durch eine erhaltene, ganz junge Hds. P, die erst nach *CLRoths* grundlegender Untersuchung bekannt wurde, und sonst durch verschollene alte Hdss. sowie eine davon abhängige Ausgabe (u) vertreten sind. Die genaueren Verwandtschaftsverhältnisse der verschollenen Hdss. sind natürlich unbestimmbar, und daher auch die der *integri* überhaupt. Aber die Filiation der *lacunosi* ist so bis ins einzelne bloßgelegt, daß ihre Aufzeichnung einen Stammbaum ergibt:



Ein solcher Stammbaum ist der sinnfällige Ausdruck der Schlußfolgerungen, die aus dem unerklärten Nebeneinander abweichender Texte ein in organischem Zusammenhange stehendes Ganze, die Grundlage einer genetischen Überlieferung

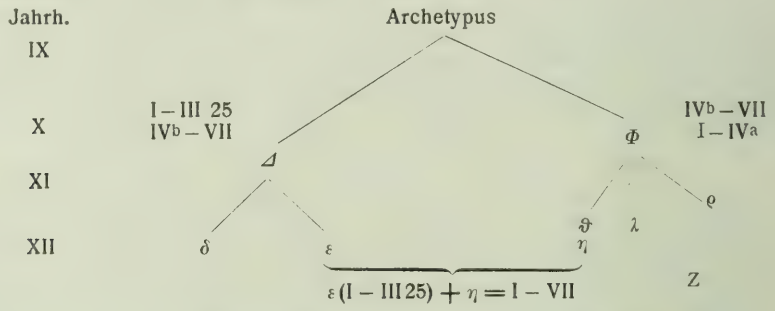
gemacht haben. Zu dieser Umsetzung des Nebeneinander in ein Nacheinander und Auseinander, also einer historischen Schlußfolgerung ist die Philologie, von wenigen Vorläufern abgesehen, erst in der Mitte des letzten Jahrhunderts gelangt, hauptsächlich durch Karl Lachmanns bahnbrechendes Vorgehen. Noch Bekker dachte daran nicht.

Reinliche Stammbäume aufzuzeichnen ist nicht überall möglich (Einwände dagegen werden später berücksichtigt werden), wohl aber in der Regel da, wo gemeinsame schwere Verderbnisse aller Hdss. vorliegen.

So fehlt in unserem Diogenes Laertios der Schluß des VII. Buches, da die Geschichte der Stoa in allen Hdss. mitten im Kataloge der Schriften Chrysipps abbricht: die Hdss. stammen also sämtlich aus einem verstümmelten Archetypus.

Je näher die ältesten erhaltenen Abschriften ihrem Archetypus stehen, und je treuer sie seinen Text wiedergeben, um so einwandfreier läßt sich ein Stammbaum aufstellen. Und wo das ohne Künsteleien gelingt, ist es eine nicht für andere oder nur für Anfänger nützliche Probe auf das Exempel.

Ein gutes Beispiel dafür, wie sich aus der Kombination aller durch die Hdss. gegebenen Tatsachen die gemeinsame Vorlage aller Hdss., d. h. ihr Archetypus, gewinnen und als eine Realität erweisen läßt, bietet die Überlieferung von Sen. Nat. Quaest. Ein Exemplar, das sich allein bis über die Karolingerzeit erhalten hatte, etwa am Bodensee oder in Südfrankreich, war im Einbande locker geworden und hatte wahrscheinlich in der Mitte den Schluß von Buch IVa und den Anfang von IVb verloren; nach Umstellung der beiden Buchhälften werden IVb–VII und I–IVa in dieser Reihenfolge abgeschrieben (Φ); nachdem dann auch die Quaternionen von III 25,6 bis IVa in Verlust geraten waren, wurde der Rest noch einmal in der Folge I–III 25, 6; IVb–VII abgeschrieben (Δ); endlich ging, ungefähr im 12. Jahrh., die alte Hds. selbst verloren, während von ihren beiden Ablegern, ehe auch diese zugrunde gingen, weitere Abschriften genommen wurden, und zwar von dem vollständigeren Exemplare Φ drei oder vier, von dem unvollständigen Δ zwei, deren Abkömmlinge wir kennen. Diese Hypothese versucht den Tatsachen gerecht zu werden, sowohl dem Blätterverluste (*S. 41*) wie der Umstellung der Buchkomplexe (*S. 42*) wie auch der durch die sonstigen Textfehler und alten Buchzählungen bedingten Gruppierung. Im Bilde des Stammbaumes sieht diese Konstruktion so aus:



Es lohnt sich, die Beweisführung für derartige Kombinationen an der Hand der einen oder anderen kritischen Ausgabe nachzuprüfen und, wo die Beweise nicht auszureichen scheinen, eine andere Hypothese an die Stelle zu setzen. Gerade in diesen Fragen läßt sich meist Einstimmigkeit erreichen.

Einzelne Hdss. widerstreben bisweilen einer festen Einordnung, oder auch wohl ganze Gruppen. Ein Beispiel bot die Caesarüberlieferung (*S. 41*).

Ähnlich hat der Schreiber, dem wir das Urexemplar der Vulgata der Nat. Quaestiones (η) verdanken, seinen Text von I bis III 25, 6 aus einer Hds. der unvollständigen Klasse Δ entlehnt (ε), dann, als er die Lücke III 25, –IVa gewahr wurde, sie aus einer Hds. der anderen Klasse ergänzt (θ resp. η) und aus dieser auch die andere Hälfte der Bücher IVb

bis VII hinzugefügt. Die Zugehörigkeit der beiden Teile zu ε und η geht aus den gemeinsamen Fehlern hervor, und damit auch der sekundäre Ursprung der ganzen Gruppe, sowohl in ihrem ziemlich wertlosen Texte wie in ihrer irreführenden Buchordnung. – Die zu der Sippe θ gehörige Hds. E in Berlin, 13. Jahrh., und wenige verwandte Hdss. (vgl. *S. 38*) zeigen in der Buchordnung die besondere Eigentümlichkeit, daß sie I–III, IVb–VII, IVa ordnen: daß das Willkür ist, folgt aus der Übereinstimmung der übrigen Hdss. dieser Sippe mit λρ und Z; denn ihre übereinstimmende Zusammenordnung der Bücher I–III mit IVa kann nur auf die gemeinsame Vorlage Φ zurückgehen, und neben ihr hat die sekundäre Ordnung keinen Platz.

Der Text selbst zeigt in seinem Wortlaute bei manchen Hdss. etwas Zwitterhaftes, er folgt bald dem einer bestimmten Klasse oder Sippe, bald nicht. In dem Falle, daß die Abweichungen sich an die Textgestalt einer anderen Klasse oder Sippe anlehnen, liegt ein *codex mixtus* vor, der durch Emendation nach einer anderen Vorlage entstanden ist.

So sind viele der aus ε stammenden Auslassungen in den ersten Büchern der Naturales Quaestiones in den jungen Vulgathdss. durch Ergänzungen beseitigt, und zwar in den verschiedenen an den verschiedensten Stellen. Und ganze Bücher sind in der zu θ gehörigen Hds. N von einem Korrektor N^2 durchemendiert worden nach einer Hds. der Klasse Δ.

Solche Mischhdss. sind aus der Humanistenzeit zahlreich erhalten, ein Beweis des Strebens jener Zeit nach guten Texten. Aber auch in früheren Jahrhunderten bis in die ältesten Zeiten hinauf haben derartige Textmischungen viel häufiger stattgefunden, als man gewöhnlich annimmt: nur sind sie schwerer nachzuweisen.

Der Nachweis ist leicht zu führen, wo noch das Original vorliegt, in dem die Emendation vorgenommen worden ist.

Die Hdss. Q und H des Diogenes Laertios, wohl 15. Jahrh., sind unzweifelhaft Mischhdss.: ihre Vorlage ist ein Parisinus des 14./15. Jahrh., der mehrfach durchemendiert worden ist (HDiels unterscheidet im ganzen sieben Hände), und seine Abschriften stellen verschiedene Phasen dieser Umgestaltung des Textes dar. Wäre der Parisinus verloren, so würde die Verwandtschaft seiner Abkömmlinge schwer festzustellen sein, wie das für viele vaterlose Vulgathdss. bei Laertios und sonst gilt. Denn auf Ahnen mit reinem Blute kann man solche Mischlinge ohne Geburtsschein nur mühsam zurückführen.

Oft blendet der scheinbar gute Text der Mischhdss.: wer vieles bringt, scheint auch dem Kritiker eine gute Grundlage zu bringen. Denn ein lückenloser, lesbarer und glatter Text muß entweder der Ausgang der verderbteren Texte sein oder das Produkt sekundärer Besserung, die den Ursprung verschleiert. Hier ist eine Entscheidung oft schwer, die Beweisführung schwerer. Nur wo die Sonderung der älteren Überlieferung in Klassen und Sippen ganz einwandsfrei erfolgt ist und die Jugend der verdächtigen Hds. oder die Gelehrsamkeit ihres Schreibers zutage liegt, wird der Mischcharakter mühelos aufgezeigt und widerspruchslos angenommen werden, So ist niemand heutzutage mehr versucht, die byzantinischen Texte der Tragiker und des Aristophanes den älteren als gleichwertig an die Seite zu stellen oder gar diese verdrängen zu lassen, obwohl der Schein zunächst für ihre Güte spricht, solange man nur oberflächlich zusieht.

Noch irreführender sind bisweilen die *codices interpolati*, die ihre abweichenden und zum Teil besseren Lesarten keiner sonstigen Überlieferung verdanken. Immer wieder fragt man nach dem Ursprunge ihres Sondergutes, und nicht immer gelingt es, diese Fragen abzuschneiden.

Bis vor kurzem haben manche ausgezeichneten Lesarten des Senecacodex E den sämtlichen Forschern imponiert. Erst das Auffinden vieler scheinbar schlechterer Exemplare aus drei oder vier verschiedenen Sippen hat zu dem Schlusse genötigt, daß dieser mangelhaftere Text der der gemeinsamen Vorlage Φ gewesen sein muß; bisweilen zugleich der

von Δ, also dann des Archetypus selbst. Neuerdings sind manche der blendenden Lesungen von E auch in anderen Hdss. nachgewiesen, namentlich in ST, die zur Sippe ρ gehören, und auch in I, das aus λ stammt (z. B. *II 21, 2 nisi ex ⟨eo quod⟩* El²T. *III 23 ex superioribus* ET für *ex posterioribus*). Das Eindringen dieser Interpolationen in Hdss. der verschiedenen Sippen ist charakteristisch, und in I liegt es noch zutage, da die mit EST übereinstimmenden Lesarten hier als Korrekturen von zweiter Hand (I²) hinzugefügt worden sind. Eine zweite Serie von Interpolationen findet sich in L² und Z, die denselben Anspruch wie die von El²ST erheben können: gerade dieser Überfluß schließt alte Überlieferung aus.

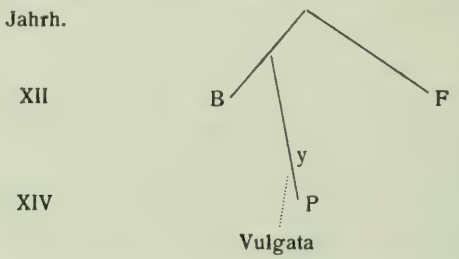
Im allgemeinen gilt die Regel: je unscheinbarer die Abweichungen sind, je eher können sie alter Überlieferung entstammen; je bestechender und gewaltsamer sie sind, um so mehr verraten sie sich als Interpolationen.

Z. B. ist aus dem Sinnlosen *de terris quibus aquis* (*N. Quaest. III 1, 1*) in T *de terris ⟨de⟩ quibus aquae ⟨fiant⟩* und in E *de quibus rebus aquae ⟨fiant⟩* gemacht worden. Dagegen kann das von *MGertz III 24, 4* geforderte und jetzt in H nachgewiesene *nitro euntes* statt *introeuntes* hier auf einer sorgfältigeren Schreibung beruhen.

So sehr sich die einzelnen Lesarten oft selbst verraten, zumal im Kreuzverhöre des Interpreten, läßt sich doch die Zuverlässigkeit einzelner Zeugen, die mit ihren Aussagen alleinstehen, erst anfechten, wenn das Beweismaterial vorliegt und genügend geklärt ist. Die eigentliche Entscheidung hängt davon ab, daß das Zeugnis nicht künstlich zurecht gemacht sein darf: die durchschlagenden Fehler sichern die Treue.

Die Senecahds. E teilt mit ihren nächsten Verwandten FGH fünf größere Lücken und viele kleinere Versehen, stammt also mit ihnen aus derselben Quelle θ. Wo der Text in E von diesen abweicht, zeugen die übrigen Sippen in ihren besten Vertretern fast ausnahmslos für die Treue von FGH: deren Text ist stets gegen E der Text der gemeinsamen Vorlage θ. Und aus θλρ wird der Text von Φ gewonnen. Dagegen kann E nicht aufkommen.

Ebensowenig sind die Vulgathdss. des Diogenes Laertios selbständig. Zwar ist das neuerdings behauptet worden auf Grund blendender Lesarten, die man in den besten Hdss. BF und P vermißt. Aber sicher ist, daß der Text des P(arisinus) nicht nur durch seine Korrektoren der Vulgata immer mehr angeähnelt worden ist, sondern daß auch die Grundlage von P und der Vulgata dieselbe ist, nämlich eine gemeinsam schon vielfach verderbte (*Herm. XXXVII 1902, 418 ff.*); namentlich fehlten, wie CWachsmuth gezeigt hat, in der gemeinsamen Vorlage y die Worte *IV 33* καὶ διαλιπὼν – Διόδωρον, die hier in BF auf ἢ Διόδωρον folgen. Da nun P(y) mit dem alten B(urbonicus, 12. Jahrh.) enger zusammengeht (*p. 414*, nach HDiels) und der gewiß nicht jüngere F(lorentinus) wieder viele eigene Verderbnisse aufweist, so ergibt sich das Stemma



Die Vulgathdss. zeigen aber außerdem einen Mischtext, da manche Lesarten, die nicht in y gestanden haben können, mit F übereinstimmen und folglich daher stammen (*p. 420*), wie *IV 8* κατασχοῦσι in FP³VD gegen χουσὶ in BP = y.

Neben den Hdss., in denen das Entstehen der Textmischung oder Interpolation noch zutage liegt (wie P des Laertios oder I² und L² des Seneca), steht eine viel größere Anzahl, die nur das fertige Resultat aufweist (wie QH dort, EST und Z hier). Je mehr nun von den Vorlagen verloren sind, in denen die Korrekturen

vorgenommen worden waren, je mehr diese älteren Hdss. aus einander Korrekturen erhalten hatten, und je weiter zurück sie vor den erhaltenen Hdss. liegen, um so schwerer wird es möglich sein, die Verwandtschaftsverhältnisse im einzelnen aufzuklären. Die jüngeren Schichten der Überlieferung enthalten vorwiegend statt der oft unverständlichen alten die zurechtgemachten Texte.

Ein astronomisches Lehrgedicht, die Sphaira (*EMaaß, Comm. in Aratum, Berl. 1898, 154ff.*), ist von dem Byzantiner Demetrios Triklinios durchemendiert worden, und sein Text ist durchgedrungen; nur ein Parisinus (1310, 15. Jahrh.) hat sich davon frei gehalten und stimmt daher vielfach mit der älteren lateinischen Übersetzung überein, wie ich hiernach feststellen konnte (*FWieck, Sphaera Empedocl., Greifsw. 1897, IX*). Wäre der Par. nicht erhalten, würde man die Änderungen des Triklinios im einzelnen schwer feststellen können.

Die Hdss. des Thukydides, die bis ins 11. (ABEFM) und 10. Jahrh. (C) zurückgehen, müssen zum größten Teil aus durchemendierten Exemplaren stammen. Denn sonst wäre ein fundamentaler Widerspruch in ihrer Verwandtschaft unerklärlich. Einmal ist durch zahlreiche schwere Verderbnisse erwiesen und allgemein anerkannt, daß alle Hdss. in zwei Klassen auseinandergehen, nämlich einerseits C und G (13. Jahrh.), andrerseits ABEFM, die beispielsweise *IV 110* die Worte ἦρχε δὲ αὐτῶν Λυσίστρατος Ολύνθιος auslassen. Dagegen steht M in anderen Stellen des Schlußteiles von Buch IV (ich habe nicht alle Bücher untersucht) bald mit G bald mit F^2 (oder E) für sich, und die übrigen Hdss. scheinen hier eine besondere Klasse mit gemeinsamen Fehlern zu bilden. Vgl. z. B.:

IV 118, 1 ἀδόλως καὶ ἀδεῶς MG, ἀδόλως cet.
118, 4 ἄλλοις MG, om. cet.
118, 4 κατὰ ταῦτα — ξυμμάχοις MF^2, om. cet.
125, 1 ἀσαφῶς MF^2, σαφῶς cet.

Dieser Text M(F^2G) geht sicher auf ältere Überlieferung zurück, an seiner Güte ist kaum ein Zweifel erlaubt. Entweder war also die Vorlage von M (und G) emendiert, so wie wir es in F noch sehen, oder der an zahlreichen anderen Stellen wie *IV 110* überlegene Text der Klasse CG beruht auf nachträglicher Besserung aus älterer Überlieferung. Die Entscheidung ist schwer möglich.

Wir können ja froh sein, auf diese Weise öfter alte und bisweilen uralte Überlieferungen erhalten zu haben. Aber auf die beliebte Klassifizierung der erhaltenen Hdss. müssen wir verzichten. Sie lassen sich auch nicht auf einen faßbaren Archetypus zurückführen. Was bei Thukydides erst allgemeine Anschauung werden soll, hat sich bei Platon in den letzten Jahren bereits durchgesetzt, dank UvWilamowitz, BrKeil, ASchaeffer, Olmmisch u. a. Ein Stemma aufzustellen ist hier unmöglich: gerade der Reichtum der Überlieferung zeigt, wie sehr die Fäden durcheinander laufen.

Die bis vor kurzem als die besten zugrunde gelegten Platontexte wie der des berühmten Clarkianus der Bodleiana gelten jetzt als zurechtgemacht. Vielleicht ist der zuerst von *JKral, WienSt. XIV 1892, 161ff.* angedeutete Weg noch aussichtsvoll, die Überlieferung der einzelnen Dialoge gesondert zu untersuchen. Sonst sind die drei von Albert Jordan angesetzten Handschriftenklassen gänzlich unbegründet, von GCobets bequemer Beschränkung auf eine Hds. ganz zu schweigen. Die sorgsamen Arbeiten von MSchanz haben nur einzelne junge Hdss. auf ihre noch vorhandenen Vorlagen zurückgeführt und damit glücklich beseitigt; als er anfing, steckte er noch in Cobets Vorurteilen, später hat er sich der Anschauung Jordans mehr genähert, ist aber der Vielseitigkeit Immischs durchaus ferngeblieben. Hier brauchen wir zunächst Beschaffung des ganzen Materiales.

Bei den römischen Dichtern, die zahlreich abgeschrieben wurden, wie Vergil, Horaz und Ovid können die Versuche, ihre Hdss. genau zu klassifizieren, praktisch wenig nützen.

Für Ovids Metamorphosen, die ungewöhnlich schlecht überliefert sind, und deren Hdss. wir leider nur zum Teil kennen, hat HMagnus mehrere beachtenswerte Ansätze geliefert, die aber nicht Stich halten (Widerlegung bei *HeinrMüller, De Metam. cod. Plan., Greifsw. 1906, 81* und *87 f. Anm.*). – Dagegen ist Horaz gut überliefert. Unter den 250 Horazhdss. bei

OKeller-AHolder lassen sich wohl einzelne Gruppen und wertlose Apographa aussondern, aber durchgreifende Verderbnisse zur Bestimmung der neuerdings angesetzten zwei oder drei Klassen lassen sich schwer auffinden. Die wichtigste Variante in *sat. I 6, 126* ist dafür ungeeignet, denn an Stelle der Vulgata *rabiosi tempora signi* hat sich die gute alte Lesart *campum lusumque trigonem* nur in den 1566 zugrunde gegangenen cod. vetustissimus Blandini und in eine ganz junge Hds. in Gotha (15. Jahrh.) gerettet. Selbst die im Goth. und sieben anderen Hdss. erhaltene Subscriptio des Mavortius zu den Epoden beweist nicht, daß diese Hdss. den emendierten Text vom Jahre 527 rein bewahrt hätten, nicht einmal in den Epoden. Wie gute alte Lesarten beinahe vollständig verdrängt werden konnten, zum Teil durch und zum Teil gegen Mavortius (?), so wurden in den viel gelesenen Exemplaren auch jüngeren Datums Auslassungen und Verschreibungen immer wieder verbessert. Obwohl im ganzen 60—90 kleinere Fehler auch den besten Korrektoren entgingen, werden doch wenige wagen, daraufhin unsere Hdss. in scharfgesonderten Klassen aus einem festumrissenen Archetypus abzuleiten, wie das neuerdings *FVollmer* (*Phil. Suppl. X 1905, 259ff.*) getan hat. Dazu sind zu viele Mittelglieder von unbestimmbarem Inhalte verloren.

Ganz unmöglich ist eine durchgreifende Klassifikation der Bibelhdss., nur Gruppen lassen sich ausscheiden. Der Ansatz einer alexandrinischen und einer abendländischen Rezension des N.T.s ist nur eine vorläufige Aufstellung, die nur mit Gewalt durchzuführen wäre. Noch weniger haltbar ist Blaß' Scheidung der Reinschrift und der Kladde des Lukas: während die von ihm in der Apostelgeschichte aus D und Itala nicht ohne Willkür festgestellte Rezension einen fast durchweg jungen und schlechten Text liefert, bieten dieselben Hdss. im Evangelium viele unbestreitbar gute und alte Lesarten, aber keineswegs regelrecht. Auf breitester Grundlage aufbauen will HvSoden, *D. Schriften des N.T.s in ihrer ältesten Gestalt, Berl. I, 1902.*

Während fast sämtliche griechische Hdss. *Mt. 1, 16* in der Überlieferung Ἰακὼβ δὲ ἐγέννησε τὸν Ἰωσὴφ τὸν ἄνδρα Μαρίας, ἐξ ἧς ἐγεννήθη Ἰησοῦς ὁ λεγόμενος Χριστός übereinstimmen, bieten zwei Minuskeln des 12. Jahrh. überraschend Ἰωσήφ, ᾧ μνηστευθεῖσα παρθένος Μαριὰμ ἐγέννησεν τὸν Ἰησοῦν τὸν λεγόμενον Χριστόν, und dies stimmt (bis auf das hier fehlende τὸν λεγόμενον) mit der altlateinischen, syrischen und armenischen Übersetzung überein. Dazu kommt jetzt der syrische Sinaiticus, der wieder eine besondere Stellung einnimmt, da er das griechische Ἰακὼβ δὲ ἐγέννησε τὸν Ἰωσήφ, Ἰωσὴφ δέ, ᾧ μνηστευθεῖσα ἦν παρθένος Μαριάμ, ἐγέννησεν τὸν Ἰησοῦν Χριστόν wiedergibt. Diese Textgestaltung geht bis in den Ausgang des 2. Jahrh. zurück. Sie hat zwar den im Griechischen fast durchweg fehlenden Zusatz παρθένος, entspricht aber sonst den Forderungen, die die moderne Kritik längst für den Schluß des Geschlechtsregisters aufgestellt hatte: die Erzeugung Jesu durch Joseph und seine echte Davidische Herkunft ist die Pointe dieses Registers (βίβλος γενέσεως Ἰησοῦ Χριστοῦ *1, 1*). Durch Verkürzung und eine ungewöhnliche Verwendung des ἐγέννησε = 'gebar' wurde der Text dem übrigen Evangelium sachlich angepaßt, und daraus ist dann die formell korrektere Fassung ἐξ ἧς ἐγεννήθη gemacht worden. Wir können also drei Schichten oder Stufen der Überlieferung unterscheiden, deren älteste jetzt nur noch durch die älteste syrische Übersetzung vertreten ist.

Diese Art Beobachtungen haben gelehrt, daß sich vielfach überhaupt keine Regel in Form eines Stammbaumes aufstellen läßt, bisweilen aber auch die Regel überraschend durchbrochen wird.

Die Untersuchungen über die Überlieferung der attischen Redner und anderer griechischer Autoren hatten vielfach zu Klassifikationen geführt, bei denen man sich beruhigen zu können glaubte, bis die allerneuesten Papyrusfunde die merkwürdige Tatsache ans Licht brachten, daß die den angesetzten Archetypus erheblich an Alter überragenden Exemplare vielfach einen Text aufweisen, der, wenn er in einer jungen Hds. vorläge, ohne Zweifel als Mischtext bezeichnet werden würde, weil er Fehler enthält, die den charakteristischen Verderbnissen bald der einen bald der anderen Klasse entsprechen. Hier haben alte Rezensionen und Emendationen statt-

gefunden, wobei nicht immer nur die schlechten Lesarten durch die guten ersetzt worden sind, sondern oft auch gleichwertige Varianten einander und fehlerhafte Lesungen die echten verdrängt haben. Die senkrechten Linien des Stammbaumes sind durch vertikale Wellenlinien durchkreuzt worden (vgl. *S. 107f.*).

Ganz junge und als wertlos beiseite gelassene Hdss. haben nicht selten altes Gut vereinzelt bewahrt. Früher war man geneigt, hierin lediglich gute Emendationen zu sehen. Erst die Papyrusfunde haben immer wieder die Spuren alter Überlieferung in diesen isolierten Resten erkennen lassen. Und warum sollten nicht auch ganz junge Hdss. durch Vermittelung einer ganzen Anzahl verschollener Ahnen und Urahnen hindurch mit guter alter Überlieferung zusammenhängen und sogar trotz vielfacher Angleichung an die Vulgata hier oder da das alte Gut unversehrt bewahrt haben? Das ist bei dem Gothanus des Horaz ebenso der Fall wie in jungen Hdss. des Sophokles oder des Aristophanes.

Neben die vollständigen Hdss. treten nicht nur die unvollständigen, von denen Teile verloren gegangen sind, sondern auch die Auszüge, die aus dem vollständigen Texte genommen sind, sowie einzelne Zitate; ferner Übersetzungen und Paraphrasen. Ohne die Sammlung auch dieser mittelbaren Textzeugen (Testimonia) sind die Vorarbeiten nicht erledigt.

Gute Epitomai oder Excerpta sind unschätzbar, so die berühmten Tibullflorilegien, die Exzerpte des älteren Seneca u. a. Eine Epitome des Athenaios ist aus einer älteren und besseren Hds. geflossen als der Marcianus A (10. Jahrh.), der dem vollständigeren Texte zugrunde liegt; die Epitome selbst ist sogar in mehreren Hdss. überliefert. Auszüge aus einem uns besser überlieferten Texte bleiben natürlich beiseite, wie die meisten der zahllosen Zusammenstellungen von Sprüchen aus christlichen Schriften, Catenae genannt.

Systematisch hergestellte Auszüge aus älteren Texten liegen auch den meisten antiken Lexiken zugrunde, und daher liefern sie brauchbares Material, so Suidas für Aristophanes, Diog. Laertios u. a., Harpokration für die attischen Redner, Pollux für Komödie und Tragödie, Festus und Nonius für die älteren Lateiner. Freilich sind hier die Zitate neu geordnet. Zum Teil ist das auch in den Florilegien der Fall, die Exzerpte aus verschiedenen Autoren bringen. Goldgruben sind die Eklogen und das Florilegium des Johannes von Stoboi (um 500), die Deipnosophisten des Athenaios (gegen 200), die Noctes Atticae des Gellius (2. Jahrh.). Stark überschätzt wurden früher die mittelalterlichen Florilegien des Vincentius Bellovacensis u. a., deren Ruhm überall da erblaßt ist, wo gute Hdss. der geplünderten Autoren zugänglich geworden sind.

Auch alte Zitate stellen Auszüge aus älteren Hdss. dar. Wenn ein antiker Autor große Stücke älterer Werke zitiert, liegt uns seine Hds. noch in verkürzter Gestalt vor. So finden wir bei Dionysios Hal. zusammenhängende Stücke aus Thukydides, Demosthenes u. a. Rednern, Aristoteles' Rhetorik u. a., die meisten in relativ guter Textgestaltung, aber der Aristotelestext nicht (vgl. hierüber *HSauppe, epistola critica, Lpz. 1841*). Die alten Scholien z. B. zu Homer sind wundervolle Zeugen. Für Platon und Aristoteles stehen uns reiche Zitatenschätze in den Kommentaren der Neuplatoniker zu Gebote, auch christliche Gegner wie der Bischof Eusebios steuern dazu bei.

Schwer zusammenzubringen sind die vereinzelten Zitate, die gute Autoren nur sparsam anbringen. In der älteren Zeit pflegen diese sogar grundsätzlich ihre Zitate nicht kenntlich zu machen, sondern sie mit allgemeinen Floskeln wie τινές φασιν später

auch mit φησί = *inquit* ohne Autornamen einzuführen, so daß diese Zitate leicht zu übersehen sind und oft sogar ihr Charakter strittig bleibt. Vorsicht erfordern auch die gerade im Altertume sehr beliebten freieren Zitate, aus denen Rückschlüsse auf den ursprünglichen Wert höchst gefährlich sind. Beispielsweise hat FBlaß bei den Demostheneszitaten der späteren Rhetoren die Freiheiten des Zitierens nicht gemerkt, sondern auf lauter abweichende Texte geschlossen.

Für die Textkritik kommt meistens wenig darauf an, ob ein verkleidetes Zitat als Zitat anerkannt wird, da auch sonstige Parallelen für Sprachgebrauch oder Metrik und sonst für die Textkritik selbst wichtig werden können. Dagegen ist es von großer Wichtigkeit, die ungenaue Zitierweise einzelner Autoren festzustellen, um falsche Schlüsse zu vermeiden. Wie die gehobene Sprache der edlen Poesie viele Ausdrücke vermeidet, die der Jambos und die alte Komödie zulassen, so schließt auch in Prosa die Stilisierung manche wörtlichen Zitate aus. Am besten lehrt das Isokrates, der unendlich oft namentlich in den Vorworten und Nachworten seiner ausgefeilten Vorträge auf fremde Ansichten Rücksicht nimmt und seine Polemik gegen die fremden Äußerungen richtet, ohne doch mehr von ihnen als einige Schlagworte oder Stichworte zu zitieren. Selbst der so viel sorglosere Lysias scheint, wenn ich Libanios *Apol. Sokr. 30* mit Recht auf diesen seinen Gewährsmann beziehe, das Einflechten fremder Verse in die Prosarede für einen stilistischen Fehler erklärt zu haben. Der Rhetor Anaximenes hat sich nicht gescheut, einen Brief Philipps von Makedonien in der Weise seinem Geschichtswerke einzuverleiben, daß er ihn vorher stilistisch umarbeitete, nach PWendlands glänzendem Nachweise (*Anaxim. v. Lamps., Berl. 1905, 13*). Bei Thukydides kann man zweifeln, ob er die eingelegten Urkunden, absichtlich oder nicht, etwas freier zitiert: AKirchhoff nahm überall Verderbnisse unserer Hdss. an (*Herm. XII 1877, 368ff.*, vgl. *Thuk. und sein Urk.-Material, Berl. 1895*), was schwerlich richtig ist. Athenaios' Zitate aus Xenophon übertreffen an Güte die erhaltenen Hdss., aber trotzdem ist eine gewisse Freiheit nicht abzuleugnen. Denker wie Aristoteles zitieren aus Bequemlichkeit ungenau, oft mit Verkürzungen.

In den Scholien und Kommentaren gilt zwar als Regel, daß sie die alte Textfassung voraussetzen oder in einem 'Lemma' ausschreiben, auch wenn der fortlaufende Text selbst bereits Veränderungen erlitten hat; aber bisweilen ist auch in diesen Lemmata nachträglich eine Übereinstimmung hergestellt worden, und dann geben sie für die ältere Textgeschichte nichts aus.

In der Regel sind die alten Zitate die wertvollsten Zeugen der ältesten Textgestalt und geben bisweilen so überraschende Aufschlüsse, daß der Kritiker bisweilen vor den Folgerungen stutzt.

Die unter Aristoteles' Werken erhaltene Rhetorik des Anaximenes beginnt in den Hdss. nach der Widmung mit Τρία γένη τῶν πολιτικῶν εἰσι λόγων· τὸ μὲν δημηγορικὸν τὸ δ' ἐπιδεικτικὸν τὸ δὲ δικανικόν, während der Neuplatoniker Syrianos in einem noch unverfälschten Texte gelesen hat Δύο γένη, ohne τὸ δ' ἐπιδεικτικόν. Und diese originale Fassung gibt uns ein Zitat Quintilians (*III 4, 9*) in lat. Übersetzung zugleich mit dem Namen des Anaximenes. Vgl. nach *Victorius (1548) LSpengel* in seiner Ausgabe (*Anax. ars rhet., Lpz. 1847*) und *Phil. XVIII 1862, 604ff.*

Ebenso finden wir Erweiterungen der Τέχνη γραμματική des Dionysios Thrax in den Hdss., dagegen das kürzere Original nur durch alte Erklärungen erhalten, wie *GUhlig, Zur Wiederherstellung...der Gramm., Freib. u. Tübg. 1882* nachgewiesen hat: so sind in *§ 4* drei Interpunktionszeichen an die Stelle von zweien (στιγμή und ὑποστιγμή) getreten, zugleich neue Namen dafür erfunden worden (τελεία, μέση und ὑποστιγμή). Sämtliche römische Grammatiker kennen die drei Zeichen, aber das beweist nur das hohe Alter der Interpolation, nicht die Urheberschaft des Dionysios.

In unserem Homertexte sind sehr selten die von Kritikern wie Aristarch verdächtigten Verse einfach ausgelassen worden. Daß es aber bisweilen doch geschehen ist, und zwar in allen Hdss., beweisen die von *Plutarch* (*π. δ. τ. νέου ποιημ. ἀκ. 8 p. 26f.*) allein zitierten Verse *I 458–461.*

Diese drei Musterbeispiele lehren, wie der ganze Text durch Verwertung der Zitate völlig umgestaltet werden kann. Das ist natürlich nur selten der Fall. Aber

schon die Bestätigung handschriftlicher Lesarten ist im Zweifelsfalle viel wert; auch kann dadurch die Autorität einzelner Hdss. oder einer ganzen Klasse gesichert oder gestürzt werden. Und in nicht wenigen Fällen erweisen reiche Zitate die Unmöglichkeit, eine Klassifizierung der Hdss. vorzunehmen oder wenigstens ihr ein beliebig hohes Alter zuzuschreiben. Dieses Urteil hatte die Beobachtung alter Zitate wie des Mangels durchgehender Fehler in jüngeren Hdss. schon nahegelegt, bevor die Papyrusfunde der letzten beiden Jahrzehnte volle Aufklärung schafften und jeden Einwand abschnitten. Aber erst jetzt hat man angefangen, die Zitate in diesem Sinne für die Textgeschichte zu verwerten, z. B. bei Platon.

Zitate aus dem homerischen Demeterhymnos, die in einer orphisch gefärbten Schrift kürzlich zutage getreten sind (*BerlKlassTexte V 1, 1907, 7 ff.*), zeigen eine bessere Überlieferung als die Moskauer Hds. und haben mehrere Besserungen Büchelers bestätigt.

Bei schlecht überlieferten Schriften wie denen Xenophons geben die Zitate eine Richtschnur für die ganze moderne Textgestaltung ab. Dagegen richten Zitate aus vielgelesenen und vielbehandelten Texten wie den Dialogen Platons auf den ersten Anblick eine heillose Verwirrung an, weil hier alles durcheinander läuft, die Textgestaltung keiner Hds. als Ganzes bestätigt wird und die von den alten Benutzern angeführten Texte selbst keine Gruppierung zulassen. *ASchäffer, Quaest. Plat. Diss. Straßb. 1898* und *EBickel, de Ioh. Stobaei Exc. Plat., Fleck. Suppl. XXVIII 1904, 407 ff.* haben eingehend diese Probleme durchgearbeitet und *Olmmisch, Plat. Studien II, Lpz. 1903* wie BKeil (bei *Schäffer*) daraus neue Folgerungen für unsere Textbehandlung abgeleitet. — In der Überlieferung der biblischen Schriften liegt eine womöglich noch größere Verwirrung vor. Aber verzichten kann man um so weniger auf die alten Testimonia. Wenigstens mit einem Zitate hat *AugSchröder* (*de Philonis Al. V. T. Diss. Greifsw. 1907, 44*) wahrscheinlich gemacht, daß dem alttestamentlichen Texte des Paulus (*Eph. 5, 2* προσφοράν) nur der Philons entsprochen hat, und auch dieser nur in der Gestalt, in der ihn die beiden Hdss. FU bewahrt haben.

Wenn es schon bei vielgelesenen und vielzitierten Autoren oft nicht möglich ist, reinliche Gruppierungen vorzunehmen, so ist das Verhältnis vereinzelter Zitate zu den erhaltenen Hdss. und ihrem Texte noch unsicherer. Um so wertvoller ist der Nachweis alter Zusammenhänge durch gemeinsame Fehler, weil dadurch ein festes Fundament für die Geschichte des Textes geschaffen wird. So hat Porphyrio im Horaz bereits die gröbsten Fehler unserer Hdss. gelesen. Alle tiefgreifenden Verderbnisse im Homer sind vor der Zeit der alexandrinischen Kritiker entstanden.

Den Zitaten kommen an Bedeutung fast gleich solche Stellen von Quellschriften, die der Autor wörtlich benutzt hat, also selbst zitiert. Dann steht das Original unter dem Texte als Testimonium. Dahin gehören auch die von den Historikern eingelegten, uns inschriftlich erhaltenen Urkunden, um von den Wortformen der sonstigen Inschriften hier zunächst abzusehen, die die schlechte Überlieferung bei Herodot a. u. berichtigen können, auch wenn die Beziehungen nicht so eng sind.

An Bedeutung, nicht an Zahl, stehen den Zitaten nur wenig nach die Übersetzungen, wenn sie auch nicht den Wortlaut des Originales wiedergeben. Vollständige Übersetzungen können eine Originalhds. ersetzen, unvollständige stehen den Bruchstücken, Auszügen und Zitaten gleich. Lateinische Übersetzungen griechischer Werke sind häufig, das Umgekehrte ist selten. Mittelalterliche Übersetzungen werden gern überschätzt wie früher die des Aristoteles von Wilhelm v. Moerbeck, die Thomas von Aquino veranlaßt hatte (um 1270); die der Renaissancezeit gelten fast durchweg nicht mehr als Textzeugen, die Aufnahme in den kritischen Apparat verdienen, z. B. die vielbenutzte Platonübersetzung des Marsiglio Ficino (15. Jahrh.).

Das Nilbuch des Seneca (*N. Q. IV a*) können wir, ein seltener Fall, aus der verkürzten griechischen Übersetzung bei Joh. Laurentios Lydos (*de mensibus IV 68*, 6. Jahrh.) verbessern und den verlorenen Schlußteil daraus ergänzen: *2, 25 quare hieme non crescunt?* muß heißen *crescit?* nach τῷ χειμῶνι ἂν ἐπεδίδου ὁ Νεῖλος, und ὅςῳ μᾶλλον ξηροτέρα ἡ γῆ setzt voraus in *§ 29 terra cum exaruit ⟨magis⟩*. Auch umgekehrt konnte ich einige Fehler des Lydos aus Seneca verbessern. Aber ein gravierender Fehler der direkten Überlieferung (*S. 62*) hat dem Übersetzer bereits vorgelegen: den heimischen Tmolos hat Lydos im *Seneca 2, 20* (oder unmittelbar bei Chrestos) nicht mehr gelesen.

Auch Apuleius *de mundo* verbessert sein Original Ps. Aristoteles περὶ κόςμου, zieht aber selbst daraus mehr Gewinn. Apuleius *de Platone* wird aus Albinos' griech. Einleitungsschrift verbessert (*ThSinko, de Apul. . . doctr. adumbr., Krakauer Diss. 1905*): da Apuleius aber nicht den Albinos selbst sondern dessen Vorlage benutzt hat, fällt dies bereits in die folgende Kategorie.

Da die Syrer frühzeitig viele Werke des Aristoteles u. a. Philosophen, sowie mathematische, astronomische und medizinische Fachschriften übersetzt haben, sind die syro-arabischen Bearbeitungen oft die ältesten Textzeugen. Die Kritik von Arist. Poetik hat dadurch neuerdings ein neues Aussehen bekommen, eine ganze Anzahl von Konjekturen hat Bestätigung erfahren, und an anderen Stellen ist die handschriftliche Überlieferung des Originales erschüttert.

So steht jetzt fest, daß Arist. noch kein Wort für 'Epik' kannte oder selbst prägte, dem byzantinischen ἐποποιία entsprechend, sondern den Begriff als ἀνώνυμος bezeichnete (*c. 1*): der allzu konservative Editor JohVahlen hatte die treffliche Herstellung von JBernays nicht gewürdigt. Vgl. *SDMargoliouth, Anal. orient., Lond. 1887*, *HDiels*, *S.Ber.Berl.Ak. 1888, 49 ff.*

Die Araber haben wieder von den syrischen Schriften Übersetzungen angefertigt daraus spanische Juden dem Abendlande die Kenntnis mancher Schriften vermittelt, vielfach freilich in sehr verwässerter und getrübter Fassung, die neben dem Originale nichts mehr bedeutet. Auch die ältere kirchliche Literatur hat sich in syrischer Übertragung vielfach erhalten. So ist das N. T. mehrfach übersetzt worden, zuerst schon gegen 200 die vier Evangelien 'der Getrennten'. Hierin haben sich bemerkenswerte Singularitäten und Altertümlichkeiten erhalten, die in den meisten griechischen Hdss. und in den sonstigen Übersetzungen ganz oder teilweise verwischt sind: vgl. oben *S. 48*.

Endlich die Paraphrasen. Diese sind ebenfalls Übertragungen, aber nicht von einer Sprache in die andere, sondern innerhalb derselben Sprache aus der Poesie in Prosa oder aus einem Stile in einen anderen. Die Aristoteles-Paraphrasen des Themistios wollen nur durch Umschreibungen des Gedankenganges bequem in die schwerverständliche Sprache und gelehrte Darlegung des Stagiriten einführen und tun noch heute dem Anfänger gute Dienste. Das dunkle Gedicht des Lykophron ist ohne die byzantinischen Paraphrasen unverständlich. Auch bei Pindar sind die in die Scholien aufgenommenen Umschreibungen für das erste Verständnis sehr willkommen. Eher entbehrlich sind sie beim Homer, öffnen aber auch hier das Auge für Synonymik und Bedeutungswandel vieler Wörter. Hätten wir nur hellenistische Paraphrasen zu den alten Attikern!

Für den Wortlaut und die Herstellung verderbter Stellen geben die Paraphrasen direkt nichts aus, fast noch weniger als die Übersetzungen; erst die Interpretation macht sie sich zunutze, und die Emendation kann sich darauf stützen. Aber wie sie entstanden sind, um dem Suchen und Tasten und irriger Auffassung vorzubeugen, so haben sie diesen Wert meist behalten, soweit sie nicht mit unzulänglichen Kräften unternommen und durch die moderne Wissenschaft überholt worden sind. Min-

destens spiegeln sie das Verständnis der Originale in einem gewissen späteren Zeitalter wieder.

Als Beispiel diene die wörtliche, in doppelter Fassung überlieferte Paraphrase zu den ersten vier Versen von Lykophrons Alexandra

[Λέξω τὰ πάντα | νητρεκῶς, | ἅ μ' ἱστορεῖς, |
ἀρχῆς ἀπ' ἄκρας. | ἦν δὲ μηκυνθῇ λόγος, |
σύγγνωθι, δέσποτ'· | οὐ γὰρ ἥσυχος κόρη |
ἔλυσε χρησμῶν | ὡς πρὶν αἰόλον στόμα]:

(Paraphr. mit kritischen Zusätzen)
Φράσω τὰ πάντα
ἀληθῶς (καὶ γὰρ ἐπιτατικῶς νοοῦμεν τὸ $\overline{νη}$ ὡς τὸ νήχυτος καὶ νήδυμος),
ἅ με πυνθάνῃ καὶ ἐρωτᾷς....
ἐὰν δὲ ἐκταθῇ τὸ ἔπος,
συγχώρει, δέσποτα.
οὐ γὰρ [ἦν] ἥσυχος ἡ κόρη
ἔλυσε τῶν προρρήσεων
ὡς πρότερον τὸ ποικίλον στόμα (λέγει οὖν τὸ ποικίλον καὶ πολυμαθὲς τῶν αἰνιγμάτων· ἕωλον δὲ τὸ μάταιον διὰ τοῦ $\overline{ω}$ καὶ $\overline{ε}$ ψιλοῦ).

(Reine Paraphrase, fortlaufend) Ἀπὸ τῆς πρώτης ἀρχῆς ἀληθῶς, ἅτινά με ἐπερωτᾷς, εἴπω καὶ φράσω. ἐὰν δὲ μακρυνθῇ καὶ ἐπεκτανθῇ ὁ λόγος, συγγνώμην πάρεσχε, ὦ βασιλεῦ. οὐ γὰρ ἡ κόρη καθάπερ τὸ πρότερον ἥσυχος οὖσα τῶν χρησμῶν τὸ ποικίλον στόμα διέλυσεν.

Vorsicht in der Benutzung ist nötig, weil vieles schief wiedergegeben ist, z. B. ἥσυχος nicht durch ἥσυχα, an einzelnen Stellen der Text auch bereits verderbt war, wie die Variante ἕωλον zeigt. – Über die Dichterparaphrasen vgl. *KLehrs, Die Pindarscholien, Lpz. 1873, c. 2, 5 und 8.*

Die Erklärung oder Glossierung einzelner Worte ist im Grunde eine unvollständige Paraphrasierung, wenn man auch anfangs mehr vereinzelte Beobachtungen in glossographischen Werken (oben *S. 17*) niedergelegt hat. Später hat man solche Glossen wieder aus glossierten Texten und Paraphrasen gesammelt und in Lexiken niedergelegt, so Hesychios von Alexandreia unschätzbare Erklärungen von Dialektworten. Die lat. Glossen sind in der Sammlung von (*GLoewe*) *GGötz* und *GGundermann, Corp. gloss. lat., Lpz. 1898–1901* herausgegeben. Hieraus hat *WHeraeus, d. Spr. des Petron, Lpz. 1899* für Petrons Text hübsche Nutzanwendungen gezogen. Die Glossen können für die Textgestaltung freilich nur indirekt wichtig werden, denn die Hauptsache ist immer das Wort, das erklärt werden soll, nicht die erklärende Umschreibung. Der Name γλῶσσα wird von dem einen auf den anderen Teil übertragen.

Bisweilen kann man zweifeln, ob man vollständige Paraphrasen oder eine verschiedene Fassung desselben Textes vor Augen hat.

So besitzen wir z. B. große Stücke von Aristoteles' Psychologie B. II in doppelter Textgestalt (*ed. HRabe, Berl. 1891*), ohne mit Sicherheit die eine davon für das Original erklären zu können: sie sind vielleicht beide nach dem Vortrage des Lehrers nachgeschriebene Kollegshefte. Die Fassung der Apostelgeschichte im Codex Bezae, die auch der älteren lat. Übersetzung zugrunde lag, sieht wie eine jüngere Paraphrase aus (trotz FBlaß in zwei Ausgaben); dagegen haben dieselben Hdss. in den Evangelien viele Abweichungen originalen Gepräges. Auch Parallelberichte bei Historikern erscheinen bisweilen wie Paraphrasen, können aber für die Textfragen nur selten in Betracht kommen. Hier werden also Umsicht und Vorsicht eine weise Beschränkung auferlegen.

Erst mit der Beschaffung alles dieses Materiales sind die Vorarbeiten beendet, die in erster Linie die Textherstellung bezwecken, in zweiter Linie auch das Verständnis des Textes anbahnen.

2. Nunmehr setzt die Recensio oder die Herstellung des Textes ein. Ihre Aufgabe ist: aus der Mannigfaltigkeit der handschriftlichen Überlieferung unter Berücksichtigung der sonstigen äußeren Zeugnisse den ältesten und bestüberlieferten Text herauszuschälen und somit den Wortlaut des Archetypus herzustellen, aus dem die Hdss. oder die gesamten Textquellen herstammen.

Ich gebe zunächst zwei Proben eines rezensierten Textes mit kritischem Apparate.

Erstens *Seneca Nat. Quaest. III 1,1*: *Quaeramus ergo de terris † quibus aquis*
2 *et investigemus, qua ratione fiant; sive, ut ait Ovidius, 'fons erat illimis nitidis*
argenteus undis', sive, ut ait Virgilius,

'unda per ora novem vasto cum murmure montis
5 *it mare praeruptum et pelago premit arva sonanti',*

sive, ut apud te, Iunior karissime, invenio, 'Elius Siculis de fontibus exilit
7 *amnis', si † qua ratio aquas subministret.*

Codices ABC *vulgares* (ϵ), EFGHIKLOPTZ: cf. *p. 46.* 1 de *post* terris *coll.* T | terris quibus FGHIKLOPZ (= Φ), *om.* ABCϵ (= Δ), quibus rebus E, | aquis ΔΦ, aquae fiant ET 5 it Φ, id FG, in ΔZ | praeruptum ΔΦ *Servius*, proruptum *Vergili codices* 6 kr̄me ΔΦ, carissime ϵZ | Elius Δ?, eleus B, fluis C, elisius AϵFIKLOP, elisus EHTZ 7 si qua Φ, quae (*vel* que) ABC, quomodo ϵ | subministret Δ IKL (= λ), -straret *plerique codd.* Φ, -strat E.

Dazu *Theophr.* π. πυρός *§ 3:* τὸ αὐτὸ δὲ φαίνεται οὐ καθ' ἕνα μόνον τρόπον
2 ἀλλὰ κατὰ πλείστους. μεγίστη δὲ αὕτη διαφορὰ δόξειεν ἄν· τὰ μὲν γὰρ καθ'
αὑτὰ καὶ οὐδὲν ἐν ὑποκειμένῳ· πλὴν ὅ γε τῇ περὶ ἡμᾶς αἰσθήσει φανερόν, εἴτ'
ἀριθμητέον εἴτε μὴ ἀριθμητέον εἰς τὸ αὐτὸ φῶς. εἰ μὲν γὰρ καὶ τὸ φῶς, φανερὸν
5 ὡς ἐν ἀέρι γε τοῦτο καὶ ὕδατι· εἰ δὲ μὴ [πῦρ], τό γε τῆς φλογὸς καὶ τοῦ ἄν-
θρακος ὑποκειμεν*, ἡ μὲν γὰρ καπνὸς καιόμενος τὸ δὲ γεῶδές τι καὶ στερεόν.

Codices AV (= N) et FP (= Φ). 1 δὲ om. Φ | μόνον om. N 2 ἄν Φ ἂν εἶναι N 3 οὐδὲν Φ οὐδὲ N 4 μὴ ἀριθμη AV¹ = N -τέον εἰς – εἰ δὲ μὴ πῦρ (5) om. N 5 πῦρ Φ, quod fort. hic i. marg. additum erat ad τὸ δὲ (l. 6) 6 ὑποκειμένῳ? N -μένοις V -μένη A ὑποκείμενον Φ | ἥ V = N ἡ A εἰ Φ | καιόμενος Φ καόμενον N καὶ om. N.

Die im kritischen Apparat übliche Terminologie ist mit ihren Abkürzungen folgende: v(aria) l(ectio), add(itur) = 〈 〉, om(isit, -ittunt), ... oder ** = lac(una), coll(ocavit), i(n) marg(ine), i(n) ras(ura), //// = ras(ura), corr(rector), m(anus) pr(ior), oft = A¹, m. altera = A², del(endum) = [ ], † = corr(uptum), interp(olatum). In der Epigraphik und Papyrologie pflegt man nichterhaltene Buchstaben in eckigen Klammern zu ergänzen wie [α], versehentlich geschriebene durch Winkelklammern zu tilgen wie 〈α〉.

Nützlich sind die *Editionstechnischen Fragen von KKrumbacher, Abh.Bayr.Akad. I. Kl. XXIV Bd. III. Abt. 1906, 122.*

Da die Recensio sich darauf beschränkt, den bestbeglaubigten Text herzustellen, sieht sie zunächst von allen Konjekturen ab: Theophrast hat Z. 6 wahrscheinlich 〈ἐν〉 ὑποκειμένῳ und Seneca Z. 7 wohl *sive qua* oder *seu qua* geschrieben, wie sicher *Vergilius* Z. 3; diese Emendationen führen aber über die Überlieferung hinaus. Ebenso ist die Emendation des verderbten Senecatextes in Z. 1 von Schulteß gefunden: *de terrestribus aquis*, gehört aber nicht mehr der Recensio an.

Texte, die durch eine einzige Hds. oder ein Monument erhalten sind, bedürfen keiner besonderen Recensio: die Erschöpfung der Überlieferung und genaue Wiedergabe des überlieferten Textes ist die Erfüllung der Aufgabe. Erst wo die Überlieferung eine mehrfache ist und die Textzeugen bisweilen Verschiedenes aussagen, entstehen die Zweifel, welche Lesarten als bestbeglaubigt gelten dürfen. Die Entscheidung ist nicht immer leicht, sehr oft von verwickelteren Kombinationen

abhängig, bisweilen außerhalb eines objektiven Urteiles liegend. Denn wir zählen die Hdss. nicht, sondern wägen sie; und das an sich schon schwierige Abwägen sichert noch nicht den Ursprung ihrer einzelnen Lesarten. Eine reiche Textüberlieferung, deren Geschichte wir verfolgen können, ermöglicht die sichersten Schlüsse. Bei einer in drei oder mehr selbständige Zweige gespaltenen Überlieferung geht in der Regel eine Mehrzahl zusammen, und nur dieses Zusammengehen läßt sich auf die gemeinsame Wurzel zurückverfolgen, isolierte Lesarten sind Entartungen oder fremde Pfröpflinge. Nur scheinbar tritt dem die Überlieferung durch eine einzige junge Hds. an die Seite: in Wirklichkeit sind dabei wertvolle Äste und Zweige verloren gegangen. In der Mitte steht die in zwei Arme geteilte Tradition. Hier steht der eine Textzeuge dem anderen gleichwertig gegenüber, und nur innere Gründe können die Entscheidung bringen, die Zeile für Zeile immer wieder von neuem angestellt werden muß. Und das Gleiche gilt von all den Fällen, in denen die Aufstellung eines Stammbaumes nicht möglich war, der Archetypos selbst also nicht faßbar und folglich eine mechanische Herstellung seines Textes ausgeschlossen ist.

Im allgemeinen sucht der Rezensent überall den bestbeglaubigten Text möglichst mechanisch zu gewinnen unter Ausschaltung aller subjektiven Momente, zu denen in erster Linie die Empfehlung einzelner Lesarten aus inneren Gründen gehört. Bei einer reichgegliederten Überlieferung, die auf ein verlorenes aber fest herstellbares Fundament zurückführt, geht der methodische Aufbau seines Textes von den kleinsten Gruppen aus: von den Texten der einzelnen Sippen und Familien schreitet man zur Feststellung des Textes der Klassen fort, um endlich mit der Herstellung des Archetypus selbst zu schließen. Dabei darf man sich niemals durch die scheinbare Güte vereinzelter Lesarten blenden und durch Irrlichter vom rechten Weg abbringen lassen. Gerade schwer verständliche, verderbte oder sinnlose Lesarten sind oft die altüberlieferten, nicht die glatten, bequemen, zurechtgemachten: das scheinbar Schlechtere ist in Wahrheit das Bessere. Die Recensio aber liefert die Schlacken, aus denen lauteres Silber gewonnen werden soll, nicht Talmischmuck.

Der Text der Klasse Φ bei Seneca läßt sich aus den Sippen θλρ (und Z) überall da gewinnen, wo dem Zeugnisse einer Sippe die der anderen entgegenstehen. Wir wissen zunächst nicht, ob Z. 5 in θ *id* (FG) oder *it* (EH) gestanden hat; da aber *it* die Überlieferung von λ (IKLO) und ρ (PT) ist, kann nur diese Form in Φ gestanden haben und wird in θ ebenfalls ursprünglich gewesen sein. Sie ist in FG verderbt, während das *in* des unzuverlässigen Z aus der anderen Klasse (Δ) stammt.

Zur Warnung, als ein Muster, wie man es nicht machen darf, sei die Textgestaltung des *Bellum africum* in der Ausgabe von *EvWölfflin* und *AMiodonski, Lpz. 1889*, genannt. Die Rezensenten sind unter dem Vorurteile, daß das Buch von Asinius Pollio verfaßt sei und dessen knappen Stil fast überall zeige, an ihre Aufgabe herangetreten und haben jedesmal den kürzesten Ausdruck bevorzugt, indem sie dabei bald dieser bald jener Hds. folgen, die einzeln bald hier bald da vielfach Einbußen erlitten haben, während der vollständige Text überall durch mehrere Zeugen gesichert wird.

Alte Scholien und Zitate, Paraphrasen und Übersetzungen, bisweilen Papyrusfetzen sichern wohl manche Lesarten als altüberlieferte. Aber in den seltensten Fällen beweisen sie, daß diese dem Archetypus unserer Hdss. angehört haben, sondern führen darüber hinaus in ältere Zeiten. Dann liefert die Recensio überhaupt nicht einen einheitlichen Text sondern an verschiedenen Stellen Textgestaltungen sehr verschiedenen Alters, nur überall die älteste Gestalt, soweit sie sich ermitteln läßt.

In der Ilias begnügen wir uns nicht, den besten Text der Hdss. herzustellen,

sondern sind mit Hilfe der Scholien in der Lage, meist den Text des Aristarchos (um 150 v. Chr.) zu gewinnen; und einzelne Zitate bei älteren Autoren führen hier und da bis ins 4. Jahrh. zurück, ja Nachahmungen bei Hesiod, Pindar und Aischylos (vgl. *Hiket. 765 K.* κυσὶν δ' ἔπειθ' ἕλωρα κἀπιχωρίοις ὄρνισι δεῖπνον mit οἰωνοῖσί τε δαῖτα [statt πᾶσι] *A 5*) sowie in jüngeren Partien des Epos selbst sichern ein weit höheres Alter einzelner Lesarten. Inschriften geben bisweilen die urkundliche Form von Namen und anderen Dingen aus der Zeit des Verfassers selbst: Formen wie Πτολομαῖος und Βερονίκη, Genetive wie *laci* und *alterae* sind inschriftlich gesichert. Seltene Schreibungen müssen bisweilen sogar gegen die handschriftliche Überlieferung hergestellt werden.

Diese Umschau liefert eine Brücke zur Emendatio (*S. 63ff.*), die zum Teil noch in das Bereich der Recensio fällt. Der Forscher beruhigt sich nicht bei dem bestbezeugten Texte, sondern sieht den in der Überlieferung bewahrten Wortlaut für einen mehr zufällig erhaltenen an und strebt darüber hinaus, den ursprünglichen Wortlaut nach Möglichkeit zu ermitteln und herzustellen, von dem Archetypos möglichst zu dem Exemplare des Autors selbst vorzudringen.

Eine Inschrift des Jahres 487/6 (*Dittenberger Syll.*[2] *n. 4*) lautet: Μεγακλε̃ς ⁝ [Ἱππο]κράτο̄ς ⁝ Ἀλο̄[π]εκε̃θε. Die eingeklammerten Buchstaben sind auf der Vasenscherbe nicht erhalten, sondern nach *Arist. Ἀθ. πολ. 22* ὠστρακίσθη Μεγακλῆς Ἱπποκράτους Ἀλωπεκῆθεν u. a. Stellen ergänzt worden. Diese Ergänzung beruht also auf Zeugnissen, die von dem Scherbengerichte berichten, ohne doch unmittelbare Zeugnisse der erhaltenen Vasenscherbe zu sein.

Die Recensio muß hier die Lücken lassen, die Emendatio füllt sie aus, bedient sich aber noch der Mittel jener. Gerade bei Inschriften begegnet uns eine Fülle stereotyper Wendungen, die uns gestatten, lückenhaft erhaltene Inschriften aus einander zu ergänzen. Ebenso werden Namen, die an einer Stelle einer Inschrift vollständig, an anderer unvollständig erhalten sind, hier nach jener Stelle ergänzt. Die Tätigkeit des Emendators ist hierbei dem Wesen nach von der des Rezensenten nicht verschieden: nur sein Ziel ist höher gesteckt.

Demnach kann man auch darüber zweifelhaft sein, ob die Korrektur des Archetypus von Hdss. durch Zeugnisse höheren Alters noch streng genommen der Rezension angehört oder bereits als Emendation aufzufassen ist. In Zitaten, Übersetzungen und Parallelstellen aller Art werden uns Textzeugnisse geboten, die vielfach nicht so unmittelbar aus dem erhaltenen Texte oder einer älteren zugrunde gegangenen Vorlage herstammen, oder deren Herkunft mindestens häufig nicht nachzuweisen ist. Trotzdem pflegt man ihre Ausnutzung meist der Rezension zuzurechnen. Für die Praxis kommt auf die schärfere theoretische Unterscheidung auch meist nicht viel an.

Umgekehrt lehren die Inschriften, namentlich die lateinischen, daß der Willkür der Schreiber in orthographischen Fragen oft eine Unsicherheit der Zeit der Autoren selbst entspricht, so daß hier eine Prinzipienreiterei des modernen Editors schlecht angebracht ist. Mag ein *quoi* statt *cui* bei Cicero öfter, bei Seneca selten überliefert sein oder aus einer Verderbnis durchschimmern, im allgemeinen wird man der Tradition an jeder einzelnen Stelle folgen, wie es FBücheler im Herondas getan hat, auch wenn man das Uniformieren theoretisch höher stellt. Sicher ist, daß diese Bestrebungen nicht mehr der Rezensio angehören.

Zu einem reinlichen Abschlusse kann man die Recensio überhaupt nur bringen, wo sich der Text auf eine leidlich mechanische Weise herstellen läßt, d. h. wo der Text eines Urexemplars durch eine genügende Anzahl voneinander unabhängiger

Textzeugen gesichert ist und die Zeugnisse keiner Unterstützung durch innere Gründe bedürfen. Ausgeschlossen ist das, wo sich gleichwertige Zeugen gegenüberstehen oder eine reinliche Klassifizierung der Hdss. unmöglich ist: in dem einen Falle haben wir zu wenig Zeugen, in dem anderen zu viele. In beiden Fällen muß man der Interpretation eine gewisse, oft eine starke Einwirkung einräumen. Stark vervielfältigte Texte wie Platon und Demosthenes, Lucan und Ovid, Vergil und Horaz kann man nicht rezensieren, ohne in allen strittigen Fällen Grammatik und Metrik, Sprachgebrauch und Sinn heranzuziehen.

Auch die Emendation ist dann bisweilen entscheidend.

In den obigen Proben von Recensio (*S. 54*) stehen sich zwei Klassen gleichwertig gegenüber. Gewiß ist die Auslassung von *terris quibus* (*Sen. Z. 1*) verdächtig, gerade weil die Worte sinnlos verderbt sind: aber gesichert sind sie doch erst für Seneca, seitdem die Emendation *de terrestribus aquis* gefunden worden ist. Ebenso ist eine Rückwirkung der Emendation auf die Recensio des Theophrasttextes unverkennbar, wenn hier *Z. 6* ⟨ἐν⟩ ὑποκειμένῳ hergestellt wird: denn erst dadurch ist das Proparaxytonon ὑποκείμενον in Φ als ältere Überlieferung ausgeschlossen.

Der Abschluß der Recensio wird somit erreicht, nachdem die Erklärung des Textes genügend vorgeschritten und sogar die Verbesserung der Verderbnisse gefunden worden ist: vorher mußte man noch mit der Möglichkeit rechnen, daß in der Abweichung die bessere Überlieferung, wenngleich ebenfalls verderbt, erhalten sei.

Demnach ist es von grundlegender Bedeutung, ob eine Recensio als abgeschlossen gelten kann oder nicht. Die von der Theorie geforderte Scheidung der kritischen Geschäfte läßt sich in der Praxis nicht so reinlich durchführen, immer wieder muß man in zahllosen Fällen zu einer Revision und zu nachträglichen Berichtigungen zurückgreifen. Aber für die Theorie erscheint alles dieses als Ausnahme und bleibt daher im folgenden zunächst außer Betracht.

3. Nachdem der Text im Wortlaute hergestellt worden ist, bedarf er der Erklärung, Interpretation, Exegese oder Hermeneutik genannt. Diese wichtigste Aufgabe der Philologie ist nichts Starres und Einheitliches, auch nicht Wissenschaft im strengen Sinne des Wortes, sondern angewandte Wissenschaft oder, wie sie häufig auftritt, Kunst. Sie wird keineswegs durch den Stoff allein bestimmt, sondern zugleich durch Rücksicht auf den, dem der Stoff erklärt werden soll, sowie auf bestimmte Absichten des Erklärers. Einem Sextaner wird man anderes zu erklären oder zu verschweigen haben als einem Primaner oder wieder einem zünftigen Philologen. Und gleichzeitig wird ein Interpret selten allen Seiten des Stoffes gerecht werden können, sondern mancher lieber eine Überladung vermeiden wollen oder sich ohne Absicht auf einzelne Seiten beschränken. So erklärt LFriedländer den Juvenal vorwiegend sachlich, OSeyffert Ciceros Laelius grammatisch; die Franzosen verlangen in wissenschaftlichen Kommentaren viele elementare Bemerkungen, die die Deutschen den zahllosen Schulausgaben der Klassiker überlassen. Feste Regeln und Grenzen lassen sich nicht aufstellen, denn der Erklärung unterliegt, je nachdem, alles und nichts.

Die verschiedenen vom Stoffe selbst gegebenen Gesichtspunkte ergeben folgende hauptsächliche Arten von Interpretation: die formale und reale, die zuständliche und historische, die generelle und individuelle, die kritische und naive, die logische, psychologische und ästhetische.

In diesem Abschnitte soll die formale Interpretation behandelt werden, und zwar zunächst ohne Rücksicht auf Kritik, Historik und Philosophie. Sie erstreckt

sich auf die sprachliche, rhythmische und metrische Formgebung. Die sprachlich-grammatische Auslegung ist die Grundlage alles Verständnisses, weil nur die Sprache den Ausdruck der Gedanken ermöglicht. Die erste und wichtigste Frage, die jeder Text uns aufzwingt, ist die nach seinem Inhalte, und für das Erfassen des Gedankeninhaltes ist das der sprachlichen Formulierung die ‘condicio sine qua non’.

Die einfachste Annäherung an dieses Verständnis ist bei fremdsprachlichen Texten die Übertragung in unsere eigene Sprache, bei eigensprachlichen Texten die Umschreibung oder Paraphrase. In vielen Fällen bedarf es dieses künstlichen Umweges gar nicht zu einem oberflächlichen Verständnisse. In anderen ist mit dem Übersetzen oder Paraphrasieren bereits die Grenze des Verständnisses, ja eine Gefahr gegeben. Dies reicht nämlich für ein wirkliches Verständnis, wie es der Philologe erstrebt, nicht aus, weil gerade die eigenartige Formulierung des Gedankens verwischt wird: Unklarheiten aller Art bleiben dabei übrig, der Geist der fremden Sprache verflüchtet sich, grobe Mißverständnisse können sich einschleichen. Darum hat Moritz Haupt das Übersetzen für den Tod des Verständnisses erklärt. Nicht übersetzen zu können ist allerdings ein schimpflicherer Tod.

Selbst in dem Satze *mensa est rotunda*, mit dem der Sextaner beginnt, ist *mensa* durch keine stereotype Übersetzung genau wiederzugeben, denn im Zusammenhange ergibt sich erst, ob es ‘der Tisch’ oder ‘ein Tisch’ bedeutet. Wie zahlreiche Worte schillern in den verschiedensten Bedeutungen! Πάλιν heißt je nachdem ‘rückwärts, ein andermal, wiederum, andrerseits, an einer anderen Stelle’. *Facio* bedeutet etwas nach unserem Sprachgefühle völlig Verschiedenes in *pontem facere, litteram f., impetum in hostes f., gallina facit ova, volo volui facit, praedam f., annum f., hoc assem facit, furtum f., fugam f., sacra f.* usw.

Eine treffende Übersetzung der einzelnen Stelle erleichtert das Verständnis auf Kosten aller übrigen, sie gibt den täuschenden Schein des Wissens und vollen Verständnisses und versagt schon bei der nächsten Stelle.

Hier setzt die Interpretation ein, die mit Hilfe der Synonymik und beweisender Parallelstellen zeigt, welche Anwendung das strittige Wort in seiner Bedeutung gefunden hat, und umgekehrt die sonstigen Möglichkeiten eines entsprechenden Ausdruckes erwägt, um über das rein grammatische Verständnis zu den stilistischen Feinheiten der Ausdrucksweise vorzudringen.

Ebenso erfordert die Syntax scharfe Beobachtung und klare Scheidung. Es genügt selten, mit einem grammatischen Terminus einen Ausdruck als Zeugma, einen Genetiv als objectivus, ein Konditionalgefüge als gemischt-hypothetisch zu bezeichnen, eine Ellipse oder eine Brachylogie anzusetzen. Der Philologe, dem die Nuance des Ausdruckes wichtig ist, fragt nach sonstigen Möglichkeiten und dem Grunde, warum gerade die vorliegende gewählt ist. Je tiefer man in den Geist der Sprache eindringt, um so mehr sieht man, wie wenig die Regeln der Schulgrammatik ausreichen, wie viel reicher die lebendige Sprache ist.

JohVahlens Anhang zu Aristoteles' Poetik, [3] *Lpz. 1885*, EBruhn Anhang zu Sophokles (*Bd. VIII, Berl. 1899*) und die griech. und lat. Grammatik (*Bd. II Syntax Hann.*, griech.[2] *1898* und *1904*, lat. *1879*) von RKühner, namentlich auch hier die Anhänge, sind zum Studium zu empfehlen, dazu das Anstellen eigener Beobachtungen bei der Lektüre. Fesselnd sind JohClassens *Beobachtungen über d. homer. Sprachgebrauch, Frankf. 1867.* Noch tiefer ergreift die lat. Syntax *HZiemer, Junggramm. Streifzüge*[2], *Colb. 1883.*

Aus dem Vollen muß der Interpret schöpfen, der nicht an der Oberfläche haften will. Nur Stümpereien mögen die Mühe des Deutens nicht verdienen.

Aber auch Formenlehre und selbst Lautlehre können in Betracht kommen. Am klarsten ist das bei den im Dialekte abgefaßten Texten, deren einfachstes Ver-

ständnis vielfach erst zu vermitteln ist, während die Erzeugnisse der attischen und römischen Literatur über große Perioden hin solcher Nachhilfe weniger bedürfen. Allein poetische Formen an manchen Stellen der Platonischen Dialoge wollen als solche beachtet sein, sie kennzeichnen die Eigenart des Dichters und Denkers und geben den betreffenden Abschnitten ihr eigenes Gepräge. Prosaische Wendungen in Horaz' Oden haben, seitdem sie beobachtet worden sind, nach großen Umwegen eine richtigere Würdigung dieser Art von Poesie angebahnt. Solche Beobachtungen gehen von den Wortformen und dem Wortgebrauche aus.

Damit ist ein weiterer Gesichtspunkt gewonnen: die Scheidung von Poesie und Prosa. Die Dichter sprechen ihre eigene Sprache. Sie sind konservativ im Bewahren alter Formen und Worte, die in der lebendigen Sprache ausgestorben sind, und kühne Neuerer im Erfinden neuer Worte und Wortverbindungen, denen man mit der Grammatik schwer und mit der Logik oft gar nicht beikommen kann. Vertauschungen der Begriffe wie *impiae Aiacis rates* statt *impii Aiacis r.* finden sich überall und werden in allen Kommentaren beachtet. Aber viel kühnere Wendungen sind beobachtet worden. Ferner sind weder Prosa noch Poesie in sich einheitlich und wesensgleich. Die Kunstprosa (nach ENordens Ausdruck) hebt sich von der gewöhnlichen Prosa scharf ab und innerhalb der Kunstprosa wieder klassizistische oder archaisierende Richtungen wie der Attizismus zur Zeit Caesars und die zweite Sophistik der Kaiserzeit oder der Archaismus eines Fronto und Gellius von den mit der lebendigen Sprache fortschreitenden Stilarten der Asianer u. a.; von den mannigfachen Wandlungen der Poesie sehe ich ganz ab. Diese Unterschiede darf der Interpret nicht vernachlässigen, da der Ausdruck der Gedanken mit ganz anderen Mitteln auf verschiedene Weise erreicht wird.

Der Unterschied genereller und individueller Sprache bedingt auch eine Scheidung genereller und individueller Interpretation. Das geistige Eigentum des Einzelnen wird eingeschränkt durch den Besitz seiner Zeit, seiner Umgebung, seines Erbes und seiner Studien. Die *loci communes* oder τόποι der Redner, die Abhängigkeit der späteren Philosophen und Historiker, die Anklänge und Komplimente der alexandrinischen und augusteischen Dichter verschieben vollständig das Bild, das eine isolierte Interpretation liefern würde, und ermöglichen erst nach Feststellung der Gebundenheit, die persönliche Arbeit des Autors selbst zu erkennen. Die Sprache selbst ist nicht nur nach Dialekten verschieden sondern auch nach Zeitperioden: die Wiedergabe derselben Gedanken variiert ihnen entsprechend. Man muß nicht nur die Regeln der Grammatik kennen, sondern auch die Sprachgeschichte, um dem Schriftsteller und seiner Zeit gerecht zu werden und das richtige Verständnis des Wortlautes zu finden.

Der sprachlichen steht die rhythmische und metrische Interpretation zur Seite, die nach anderer Richtung hin die Bedingungen der gebundenen Rede kennen muß und zur Erklärung benutzt. Die Regeln der Metrik sind festgeordnet wie die der Grammatik, dabei aber doch verschieden nach Gattungen der Poesie, nach Ort und Zeitepochen und nach dichterischen Individualitäten. Die Hexameter des homerischen Epos, der alexandrinischen Dichter und des Nonnos sind gänzlich verschieden, die des Ennius und des Ovid sehen kaum noch wie dieselben Verse aus. Die römischen Senare sind ganz anders gebaut als die jambischen Trimeter der Griechen, unter diesen wieder der tragische und der komische Vers wesensungleich; aber Euripides weicht von der alten Strenge ab: das ist zum Teil Einfluß der Komödie, zum Teil individuelle Eigenart. Wer einen Dichter will verstehen, muß

auch seine Technik kennen, an die er sich bindet, die feinen Regeln über die Prosodie (vgl. die *Metrik*), über die Zweiteilung metrischer Silbenmessung, den scheinbaren oder wirklichen Gegensatz zu den Quantitäten der lebendigen Sprache, den Widerspruch von Versakzent und Wortakzent, das Wesen der Versgliederung durch Einschnitte vermittels Wort- und Satzenden, den Gebrauch der Versschlüsse usw. Dem Dichter ist die Bindung an viele dieser Bedingungen zur zweiten Natur geworden, anderes beobachtet er in sorgsamem Feilen. Und der Interpret hat die Aufgabe, hier ererbte Technik und freie Kunst zu scheiden, in dem Metrum weder einen lästigen Zwang zu sehen noch ein Feld unbeschränkter Willkür oder eine für den Ausdruck der Gedanken ziemlich gleichgültige Form. Die Wechselwirkung zwischen Sprache und Metrum zu ergründen und daraufhin die formale Gestaltung der Poesie im einzelnen zu verfolgen, ist eine schwierige, aber dankbare Aufgabe der metrischen Interpretation.

Auch die Prosa vieler Autoren und ganzer Gruppen und Perioden zeigt eine gewisse Gebundenheit an Regeln, die sich nicht immer gleich bleiben: es sind in der Hauptsache die der Rhythmik. Das Wesen der Kunstprosa in ihren verschiedenen Gattungen wird bestimmt durch ihre verschiedenartige Stellung zur Poesie, durch das Meiden, Zulassen oder Heranziehen poetischer Rhythmen, das Befolgen oder Außerachtlassen eines eigenen prosaischen Rhythmus namentlich in den Satzschlüssen. Der Südländer legt noch heutigen Tages auf die Formschönheit einen dem Germanen im allgemeinen unbekannten und fast unglaublich erscheinenden Wert. Dem Isokrates war die Formgebung seiner Reden so wichtig, daß der Interpret, wenn er den Intentionen des Redekünstlers gerecht werden will, auf sein Vermeiden des Hiates und die Zuspitzung seiner rhetorischen Figuren, der Parisosen und Homoioteleuta usw., ebenso sehr achten muß, wie auf den Inhalt seiner Reden.

Auch hier geht Generelles und Individuelles nebeneinander her und läuft häufig in einander: erst ihre Scheidung lehrt die Formgebung der einzelnen Texte wirklich verstehen.

Die Interpretation hat, soweit sie bisher besprochen worden ist, mit der Textkritik nichts zu tun: darin völlig naiv und kritiklos (man verzeihe mir dies theoretische Postulat) nimmt der Interpret den überlieferten und durch die Recensio hergestellten Text als den maßgebenden Text hin und legt ihn aus. Er wirft überhaupt nicht die Frage auf, ob denn nicht die mehr oder weniger zufällige oder sichtlich getrübte Textgestaltung unserer Überlieferung von dem Texte des Autors durch eine große Kluft getrennt sei und erst einer kritischen Besserung bedürfe, ehe er den sicheren Boden für ein hermeneutisches Gebäude abgeben könne. Von solchen Bedenken und Erwägungen weiß der Interpret *a priori* nichts, indem er sich auf sein Wissen von Grammatik, Metrik und Rhythmik stützt. Und er braucht sich nicht weiter zu sorgen, solange sein Text vollständig und gut erhalten ist, wie es bei vielen Inschriften der Fall ist.

Eine kritische Interpretation setzt erstens da ein, wo die Überlieferung selbst zwiespältig ist und der Interpret erst eine Entscheidung zwischen Varianten zu treffen hat, die der Rezensent mit seinen Mitteln allein nicht treffen kann.

Sen. N. Q. III 16, 5 von Lebewesen im Erdinnern: *animalia . . . tarda et informia, ut in aëre caeco pinguique concepta et aquis torpentibus facta* [oder *situ*], *pleraque ex his caeca, ut talpae . . . quia deest lumen, quia* [oder *quod*] *supervacuum est.* Da die Lesarten der beiden Klassen Δ und Φ in gleicher Weise als überliefert gelten können, kann die Auswahl nur auf Grund des Sinnes getroffen, Sinn und Zusammenhang beider

Stellen nur auf Grund grammatischer Auslegung ermittelt werden, und dieser Versuch muß für beide Möglichkeiten gesondert vorgenommen werden. Geht man von *facta* (in Δ) aus, das dem *concepta* rhetorisch gut zu entsprechen scheint, so liegt die Behauptung vor, die Mäuse, Maulwürfe u. a. Tiere entständen aus totem Gewässer, was nie jemand behauptet hat, und was grammatisch besser mit *ex aquis t. orta* ausgedrückt würde; das *in* steht ja nur bei dem ersten Gliede. Liest man *situ* (mit Φ), also kein zweites Partizipium zu *concepta* parallel, so kann *aquis* noch von *in* abhängig gemacht werden und *situ* selbst von *torpentibus*. Versteht man dann ferner *situs* nicht als 'Lage' sondern als 'Schmutz, Moder', so ergibt sich ein einwandsfreier Sinn des freilich in der Stellung nach *concepta* befremdenden Zusatzes; und auch diese Stellung erklärt sich aus Senecas besonders im Satzschlusse eigenartigen Wortstellungen. Sodann ist das doppelte *quia* (in Φ) völlig unverständlich, während (*id*) *lumen quod* einen einfachen und klaren Sinn ergibt. Somit läßt die Interpretation hier keinen Zweifel, daß zuerst Φ das Richtige (*situ*) bewahrt hat, dann Δ (*quod*).

Zweitens wird jede Interpretation unbeabsichtigt zu einer kritischen, sobald der Interpret mit seinem Wissen und seiner Auffassung in einen Widerspruch zu dem Wortlaute seines Textes gerät, wenn er also sprachliche oder metrische Anstöße findet, die den üblichen Regeln und Anschauungen widerstreiten und durch die gelehrte Literatur oder eigene Beobachtungen und Sammlungen des Interpreten nicht ohne weiteres gehoben werden. Dann ist theoretisch nur zweierlei möglich: entweder ist die Regel falsch, oder der Text ist verderbt. In beiden Fällen führt der beobachtete Widerspruch zur Kritik: einmal zur Revision der zu weit oder schief gefaßten Regel und damit zur Umgestaltung oder Ausgestaltung der grammatischen, stilistischen, rhythmischen oder metrischen Lehren, in dem anderen Falle zur Textkritik, von der jetzt zu handeln ist.

4. Die Annahme einer Textverderbnis liegt in der unendlichen Mehrzahl der Fälle nahe, wo es sich einerseits um regelmäßige, oft beobachtete Erscheinungen handelt und andrerseits der dagegen verstoßende Wortlaut ziemlich elementare Dinge betrifft oder auf mangelhafter Überlieferung beruht, die z. B. aus Lücken und sinnlosen Entstellungen ohne weiteres hervorgeht oder im Verfolge der Interpretation durch eine Anhäufung ähnlicher Anstöße zur Gewißheit wird. Wer wird zweifeln, daß sinnlose Buchstabengruppen, jeder Lautlehre und Formenlehre widerstreitende Wortgebilde, jeder Erklärung spottende syntaktische Verbindungen ihr Dasein einer Textverderbnis verdanken? Ein παράφρονοι bei Teles *p. 9 H.*[2] kann man leichter in παράφρονες oder παράφοροι ändern als die Regeln der Grammatik umstoßen. Abzusehen ist natürlich von den in der Praxis leider nicht ganz seltenen Fällen, in denen der Anstoß des Interpreten auf seiner ungenügenden Kenntnis beruht. Aber in jedem Falle darf der Anstoß nicht auf ein unsicheres Gefühl gegründet werden, sondern muß sich auf einen klaren einwandsfreien Grund stützen: nur dieser gibt die Berechtigung, den überlieferten Wortlaut einer Stelle anzuzweifeln.

Das führt zu der ersten Aufgabe der kritischen Interpretation: der Diagnose des Fehlers. Nur in einigen Fällen liegt der Sitz des Übels klar vor Augen, nämlich wo eine zwiespältige Überlieferung selbst die Varianten enthält, wo Lücken im Texte belassen sind für unleserlich gewordene und darum nicht abgeschriebene Buchstaben, und endlich bei Irrtümern ganz elementarer Natur. Schwieriger sind die versteckten Schäden zu erkennen, wo die Schreiber durch keine Lücke eine Auslassung angedeutet, von mehreren Varianten nach Belieben eine aufgenommen, Glosseme in den Text gesetzt, in älterer Zeit verderbte Formen eigenmächtig verbessert oder sonstige Änderungen des Wortlautes vorgenommen haben. Dann ist

es meist nicht leicht, den Fehler klar zu erkennen und scharf zu begründen, geschweige ihn überzeugend zu verbessern: man ist bisweilen genötigt, mit mehreren Möglichkeiten zu rechnen und die Verderbnis an mehreren Stellen zu suchen, obwohl das Vorurteil durchaus berechtigt ist, daß nur an einer einzigen Stelle eine wirkliche Verderbnis eingetreten ist (nur ganz willkürlich veränderte oder liederlich überlieferte Texte machen öfter Ausnahmen).

Seneca N. Q. IVa 2, 20, wo von der Zeit der Nilschwelle die Rede ist, hat man an dem überlieferten Texte *nec Rhenus nec Rhodanus nec Hister nec Caystrus subiacent molo, aestate proveniunt* einen dreifachen Anstoß genommen: erstens ist *molo* sinnlos, zweitens müßte eins der Verba finita dem anderen untergeordnet sein, drittens verträgt sich der unbedeutende Kaystros nur schlecht mit den drei großen Strömen. Daraufhin hat man diesen Namen als ein Glossem zu *Hister* verdächtigt und den ursprünglichen Text dadurch verdrängt geglaubt, also geschrieben *nec Hister nec ⟨qui alii hiberno⟩ subiacent caelo* oder *nec H. nec ⟨qui ipsi⟩ subiacent polo.* Aber gegen den dritten Anstoß läßt sich anführen, daß die Schwelle des Kaystros bei den griechischen Geographen eine Rolle spielte, also nicht kurzweg beseitigt werden kann. Außerdem müßte eine doppelte Verderbnis eingetreten sein, davon die eine sehr durchgreifend. Da nun *molo* sicher verderbt und die finite Verbalform *subiacent* außerdem verdächtig ist, muß der Fehler an dieser Stelle sitzen. Durch Einfügung eines einzigen Buchstabens lassen sich nun beide Anstöße heben, wenn man nämlich *Caystrus subiacens Tmolo* schreibt, und diese Emendation gibt dann die volle Gewähr, daß die Diagnose richtig war.

In einer Polemik gegen Platon ist bei *Athenaios XI 506* überliefert: ἀλλὰ μὴν οὐ δύνανται Πάραλος καὶ Ξάνθιππος οἱ Περικλέους υἱοὶ τελευτήϲαντες τῷ λοιμῷ Πρωταγόρᾳ διαλέγεϲθαι, ὅτε δεύτερον ἐπεδήμηϲε ταῖϲ Ἀθήναις, οἱ ἔτι πρότερον τελευτήϲαντεϲ. Da das zweimalige τελευτήϲαντεϲ stilistisch unmöglich und ἔτι c. compar. ohne Beziehung ist, konjizierte GKaibel so: ἀλλὰ μὴν οὐ δύνανται Π. καὶ Ξ. οἱ Περικλέουϲ υἱοὶ [τ. τῷ λοιμῷ] Πρωταγόρᾳ διαλέγεϲθαι, ὅτε ⟨τὸ⟩ δεύτερον ἐπεδήμηϲε ταῖϲ Ἀθήναις, οἱ ⟨πολλοῖϲ⟩ ἔτεϲι πρότερον τελευτήϲαντεϲ ⟨τῷ λοιμῷ⟩, und ABrinkmann hat später für die Behandlung von τελευτήϲαντεϲ τῷ λοιμῷ feine paläographische Beobachtungen anzuwenden versucht. Allein abgesehen von dem Ausfalle des τό hinter ὅτε hat Kaibel so gewaltsame Änderungen an drei Stellen zugleich vorgenommen, daß seine Diagnose der Verderbnis nicht richtig sein kann. Wenn man nun erwägt, daß zuerst die Söhne, dann Perikles selbst an der Pest starben und erst zehn Jahre darauf Protagoras wieder nach Athen kam, so wird ἔτι πρότερον τελ. von den Söhnen mit Beziehung auf den bald darauf verstorbenen Vater gesagt sein: sie waren noch früher gestorben. Vom Tode des Perikles, nicht von dem ihren, muß also vorher die Rede gewesen sein. Man braucht daher nur einen Buchstaben zu ändern: οἱ Περικλέουϲ υἱοὶ τελευτήϲαντοϲ τῷ λοιμῷ, und alles ist in Ordnung.

Daß Joh. Lydos oder sein Mittelsmann Chrestos bei Seneca nicht mehr *Tmolo* gefunden und Macrobius bei Athenaios bereits τελευτήϲαντεϲ gelesen hat, darf uns nicht beirren. — Bei beiden Beispielen sind die Emendationen gleich mitgegeben, um die Diagnose selbst sicherzustellen.

Ohne Zweifel beruht die Diagnose auf kritischer Interpretation oder Analyse, und den Anfang jeder Kritik bildet die *ars nesciendi.* Solange ich *situs* nur in der Bedeutung 'Lage' (κτίϲιϲ) kenne, kann ich Senecas Worte *aquis torpentibus situ* (*oben S. 60f.*) nicht verstehen: erst die grammatische oder lexikalische Kenntnis des homonymen *situs* = 'Schimmel, Rost, Hinwelken' (φθίϲιϲ) gibt mir die Möglichkeit, den Anstoß durch eine bessere Interpretation zu beseitigen. Ein Gleiches gilt von ungewöhnlichen Wortformen, syntaktischen Verbindungen usw. Wie oft nimmt nicht der Schüler der oberen Gymnasialklassen in schwierigen Stellen einen Druckfehler fälschlich an, und wie oft haben sogar zünftige Philologen einen Text anzutasten gewagt, nur weil sie ihn nicht verstanden! Hier sind die Spuren der Unwissenheit oft augenfällig. Aber indem die Unwissenheit ihrer selbst inne wird, findet sie aus dem Zustande lähmender Negation einen Übergang zu einer positiven, fruchtbaren, schöpferischen Tätigkeit, oder wenigstens zu einem dunkelen Drange der Selbst-

befreiung. Das bewußte, richtig geleitete Nichtwissen kann zu einer schöpferischen Kunst, der Wagemut zur Kritik werden.

Nachdem dem Arzte die Diagnose der Krankheit gelungen ist, kann er an ihre Heilung denken, indem er bewährte Arzneien anwendet oder verschiedene Mittel probiert, im Notfalle schneidet und künstlichen Ersatz schafft. Diese Heilung ist für den Textkritiker die Emendation. Sie schließt sich insofern an die Recensio an (*oben S. 56*), als sie die Herstellung des Textes über die in der Überlieferung bestbezeugte Gestalt fortzuführen sucht bis zu dem Autor selbst und dem mutmaßlichen Wortlaute seiner Hds. Aber sie arbeitet in Fortführung der Interpretation nur mittelbar mit den Mitteln der Recensio und gar nicht mit ihrer Methode.

Der Unterschied tritt sogar da zu Tage, wo es einfache Schreibfehler zu bessern gibt; auch die vulgären Fälle helfen, das Wesen der Emendation zu erkennen. In *Theophrast π. πυρός § 1* ist überliefert: εἴθ' ὑπὲρ γῆς εἶτ' ἐπὶ γῆς εἶτ' ἀπὸ γῆς. Wer wird zweifeln, daß das dritte Glied ὑπὸ γῆς heißen muß (und daß davor εἴθ' oder εἴτε zu schreiben ist)? Der denkende Leser findet ohne weiteres den Anstoß und die Emendation: denn ἀπό ist zwar an sich gut Griechisch, aber in diesem Zusammenhange widersinnig, wie die hier beinahe mechanisch ohne Kopfzerbrechen angewendete Interpretation ergibt.

Aber auf welchem Wege stellt sich die Besserung des falsch Überlieferten ein? Die Emendation ist ein Analogieschluß. Ich habe unendlich oft das dreigliederige 'über der Erde, auf der Erde und unter der Erde' gelesen und selbst gebraucht. Diese Analogie tritt, durch die Erinnerung wachgerufen, in meine Vorstellung, während ich die ersten Glieder lese; sie schiebt sich dem durch den überlieferten Text gegebenen Wortsinne unter, noch ehe ich den Text vollständig zu Ende gelesen habe, oder während ich den entstellten Satz zu Ende lese. Darum setzt der Leser in den gewöhnlichen Wendungen der Umgangssprache ohne weiteres die richtigen Wortformen für leicht entstellte ein.

Die einfachsten Emendationen bestehen in besserer Wort- und Satztrennung sowie in leichter Nachbesserung der Orthographie.

Sen. N. Q. II 58, 2 wurde früher gedruckt: *Quare (fulmen) oblique fertur? quia spiritu constat. spiritus autem obliquus est flexuosusque et, quia natura ignem sursum vocat, iniuria deorsum premit, incipit obliquus esse. interdum neutra vis alteri cedit etc.* Die Führung des Gedankens wird völlig verändert, wenn man mit BLarisch einige Abweichungen am Schlusse aus den besten Hdss. aufnimmt und dementsprechend vorher so interpungiert: *quia spiritu consta (spiritus autem obliquus est flexuosusque), et quia natura ignem sursum vocat, iniuria deorsum premit. incipit autem obliquum esse interdum, dum neutra vis alteri cedit etc.*

Plin. H. N. XXXIII 73 lautete früher: *mons fractus cadit ab sese longe fragore, qui concipi humana mente non possit, eque efflatu incredibili spectant victores ruinam naturae.* INMadvig verbesserte (*Adv. crit. II 529*) *aeque efflatu incredibili; spectant v.*, weil dem Kenner die orthographische Abweichung, die übrigens ein Teil der Hdss. teilt, kein Nachdenken kostet, und weil Madvig die Stellung des zu *incredibile* gehörenden Adverbiums geläufig war (vgl. *Liv. I 53, 4 minime arte Romana*).

In *Ciceros Parad. V 40* wurde früher gelesen *Cethego . . . (cupiditas) servire coëgit eos . . ., munera mittere, noctu venire domum ad eum, precibus denique supplicare.* wo *precie, prece* und *praec////* überliefert ist. Darin steckt *Praeciae*, wie ich in meinen Übungen vorgebracht und inzwischen auch Sonny publiziert hat. Man brauchte nur den Namen der Geliebten des Cethegus aus dem Plutarch zu kennen, um die Emendation zu finden. Aber freilich haben einige Erklärer die Plutarchstelle angeführt und doch an die Folgerung nicht gedacht.

Sen. N. Q. VII 31, 3 las FrHaase: *alius genitalia excidit, alius in obscenam partem ludi fugit et locatus ad mortem infame⟨m⟩ armatur. egenus etiam in quo morbum suum*

exerceat, legit, Madvig: *et locatos ad mortem infamem rimatur.* Der letzte Satz blieb bei beiden unverständlich. Mit Verzicht auf *etiam*, das in Φ nicht stand, läßt sich emendieren: *et locatus ad mortem infame armatur(a)e genus, in quo m. s. ex., legit.* Die Geschichte, auf die er anspielt, erzählt Seneca ausführlich *Ep. 70, 20.*

Der Kritiker benutzt gewisse Analogien seines sonstigen Wissens. Dabei kann er sich natürlich mancherlei Hilfsmittel bedienen; aber es ist merkwürdig zu sehen, wie wenig in der Regel dabei herauskommt, wenn der Emendator nicht aus dem Vollen schöpft. Da aber nur das Wissen ihm aus der Verlegenheit und Unwissenheit heraushelfen kann, so darf er im Notfalle kein Mittel verschmähen.

Wenn ich im Lexikon nachgeschlagen oder besser mich der lateinischen Übersetzung von αὐτάρκης rechtzeitig erinnert hätte, würde ich bei *Seneca N. Q. I Praef. 3* nicht haben stehen lassen *nec ob hoc minus est (deus) liber aut potens,* wo jetzt einer meiner Schüler, FBusch, unter Berufung auf *Livius XXVI 13, 14: ⟨sui⟩ potens* herstellt.

Über die stoische Lehre vom Schicksale und freien Willen referiert Aëtios (*Doxogr. Gr. 322 = Stoic. vet. Fr. II 284 v. A.*) τὴν εἱμαρμένην συμπλοκὴν αἰτιῶν τεταγμένην (φασίν), ἐν ᾗ συμπλοκῇ καὶ τὸ παρ' ἡμᾶς, ὥστε τὰ μὲν εἱμάρθαι τὰ δὲ †ἀνειμάρθαι. Diese letzte Form ist nach den Regeln der griechischen Wortbildung unmöglich, da das Verbum nicht das ἀ(ν) privativum annimmt; nur ἀνειμαρτά wäre grammatisch möglich. Aber der Sinn verlangt statt einer Negation etwas, was einer συμπλοκή entspricht. Wenn man nun weiß, wie Chrysippos das Unvereinbare vereint hat, so kann man nicht zweifeln, daß sein philosophischer *terminus technicus* hier gestanden hat: τὰ δὲ συνειμάρθαι (vgl. *Lydos de mens. IV 81*).

Dies letzte Beispiel zeigt deutlich die einzelnen Stadien des Emendationsprozesses. Die Grammatik schafft die Aporie; Interpretation des Sinnes und Zusammenhanges bestätigt die Berechtigung des Anstoßes, lehrt aber zugleich, daß der Sitz des Fehlers nicht in der Endung sondern in der Vorsatzsilbe steckt. Damit ist die Diagnose vollendet und eine Richtungslinie für die Emendation gegeben. Diese selbst wird aus parallelen Stellen gewonnen, in denen der durch philosophische Terminologie bestimmte Wortgebrauch vorliegt, den freilich keine Grammatik liefert, und den man im Lexikon erst nachschlagen kann, nachdem man die Emendation gefunden hat.

So wird der formale Anstoß zum Anlasse, auch sachliches Material heranzuziehen. Nur zum Teil gilt hier der Satz ὁ τρώσας σε ἰάσεται, oft erfolgt die Heilung durch Ausnützen aller möglichen Wissensgebiete. Bisweilen wird sogar umgekehrt ein aus anderen Gründen genommener Anstoß durch grammatische Hilfe behoben.

Bei *Seneca N. Q. V 16, 4* ist überliefert: *Hannibal et contra solem orientem exercitum nostrum et contra ventum constituit, tum venti adiutorio ... vicit.* Daß Hannibal aber das römische Heer so ungünstig aufgestellt habe, ist historisch ganz unmöglich. Da *Hannibal.. exercitum nostrum...vicit* nicht anzutasten ist, muß der Fehler in dem Verbum finitum *constituit* und in der Parataxe der beiden auf das gleiche Subjekt bezogenen Aussagen stecken. Daher gibt die grammatische Emendation von FrSkutsch *constitutum* (ohne nochmaliges *tum*) der Geschichte ihr Recht wieder.

Mag dieses letzte Beispiel auch klärlich nicht der formalen Kritik allein angehören, da der Anstoß ein rein sachlicher ist, so ist die Lösung der Aporie eine rein philologische. Und es wäre Pedanterie, alle Fälle hier ausschließen zu wollen, in denen sachliche Momente mitspielen.

Ein allseitiges, umfassendes Wissen ist unerläßliche Bedingung für das Emendieren. Die Schwierigkeit liegt nur darin, aus der Fülle das in Betracht Kommende auszuwählen: im rechten Augenblick muß einem die schlagende Analogie für das, was man sucht, was aber nicht dasteht, einfallen. Darin besteht das eigentliche Geheimnis dieser Kunst, die sich im Grunde noch weniger lehren läßt als die übrigen Geschäfte der Forschung. Nur die lediglich intellektuelle Vorbereitung der

wie ein Geistesblitz auftretenden Emendation läßt sich als Forderung aufstellen und lehren.

Bei *Seneca N. Q. III 18, 1* wurde früher gelesen: *nihil est mullo exspirante formosius. ipsa colluctatione animae ... rubor primum, deinde pallor subfunditur: quam aeque variantur et in ceteras facies inter vitam ac mortem coloris est vagatio!* Da es sich um das schillernde Farbenspiel der lebendig gekochten Meerbarben handelt, verlangte ich für die Gleichmäßigkeit ungefähr das Gegenteil und schrieb im Anschlusse an die Sippe δ ⟨*in*⟩ *incertas facies*, vermochte jedoch auf dem Wege nüchterner Logik das *quam aeque* nicht überzeugend zu emendieren. Aber Leo und Skutsch haben die Emendation gefunden: *squamaeque*, obwohl die Schuppen sonst nicht ausdrücklich genannt werden.

Wenn ich vorhin das Wesen der Emendation in einem Analogieschlusse gefunden habe, so muß ich jetzt, um einem möglichen Mißverständnisse vorzubeugen, den Ausdruck korrigieren. Ein solcher Schluß liegt nur in einem Teile der Fälle handgreiflich zutage, wo unversehrtes Material einen Rückblick auf den ursprünglichen Zustand eines verderbten Textes nahelegt oder gestattet. Aber gerade in den interessantesten, schwierigsten und überraschendsten Heilungen tritt die Emendation so plötzlich und scheinbar unvorbereitet auf, daß sie wie eine inspirierte Offenbarung erscheint und kaum hinterher eine logische Begründung verträgt. Der intuitive Geist setzt sich plötzlich über alle ihn hemmenden Schranken der Überlieferung fort und schaut wie ein Seher die Wahrheit. Ein Schluß ist das freilich auch, aber kein induktiver, bewußt auf den Ergebnissen der Analyse aufgebauter, sondern ein unbewußter. Die auf dem Felde der Kritik geübte Einbildungskraft, in der Welt ihrer Objekte eingebürgert und ausgestattet mit dem Rüstzeuge der Gelehrsamkeit, zaubert das fehlende Bild vor das geistige Auge des Forschers: wenn es unter der Fülle von Möglichkeiten zutrifft, wenn also die Analogie unmittelbar verwendbar erscheint, so ist der deduktive Schluß schon gezogen. Das Verblüffende liegt in der scheinbar unvermittelten Plötzlichkeit, mit der das Neue auftritt. Jeder Seminarleiter kennt diese Wirkung eines Emendationsvorschlages, wenn er auch noch so gut eingeleitet und vorbereitet ist: eine vollständige Induktion ist in den meisten Fällen selbst nachträglich bei der Reproduktion fast unmöglich.

Noch ist aber das Verhältnis der Textemendation zu dem Zustande der verderbten Überlieferung ins Auge zu fassen. Da es sich um die Herstellung verschriebener Buchstaben, Silben oder Worte handelt, seltener um Auslassung oder Zusatz ganzer Satzglieder oder Sätze, so liegt es in der Natur der Sache begründet, daß die Emendation Rücksicht auf die Buchstabenform zu nehmen pflegt, damit das Bild, das nun vor unsere Seele tritt, auch in seinem paläographischen Aussehen dem alten ähnelt. Die Emendation ist also noch in einem anderen Sinne als dem bisher besprochenen an Formalien gebunden.

Hier liegt nun die doppelte Gefahr vor: einer Überschätzung und einer Unterschätzung der paläographischen Überlieferung. Solange keine enge Anlehnung an diese erreicht ist, kann die Emendationstätigkeit nicht für abgeschlossen gelten. Aber ihr Ausgangspunkt liegt niemals in der Paläographie. Und in der Alternative steht der Verzicht auf die äußere Ähnlichkeit höher als der Verzicht auf den inneren Gehalt.

Ib. IVa 2, 30 las FrHaase *quare si complexus amnibus est et cuncta invicem etc.*, die zuverlässigste Überlieferung bietet *qua si compertus a(nimu)s cuncta et invicem etc.* Daraus hat Diels gemacht, was sich inzwischen auch in der Hds. T gefunden hat: *qua(re) c(um) pertusa s(int) cuncta et inv.*

Es würde ganz verkehrt sein zu glauben, daß HDiels und Madvig, der schon den gleichen Weg einschlug, von der Betrachtung der Kompendien ausgegangen wären: ihre Auflösung führte die auf dem Wege der Interpretation gewonnene Erkenntnis des für das Fehlerhafte zu Erwartenden nur zu Ende, bei der letzten Revision der vorliegenden Möglichkeiten.

Wer einen schwierigen Text in Ordnung bringen will, wird sich genötigt sehen, zunächst anzugeben, was ungefähr er an verderbten Stellen erwartet, bis ihm hier oder da eine plötzliche Eingebung oder längeres Studium verwandter Texte den evident richtigen Wortlaut gibt. Diese interimistischen Vorschläge haben für spätere Erklärer den Wert eines Interpretationsmittels. Häufen sie sich an einer einzigen Stelle, so beweisen sie meist, daß die Stelle entweder unheilbar verderbt oder heil ist: denn sonst wäre die entsprechende Emendation längst gefunden worden.

Bei *Seneca N. Q. III 1, 1* (*oben S. 54. 57*) hatte GMüller dem Sinne nach treffend *quaeramus ergo de terrenis aquis* gefordert, aber diese Konjektur blieb unbefriedigend, weil sie die Verderbnis *de terris quibus aquis* gar nicht erklärte. Das tut erst der Vorschlag von OSchulteß *de terrestribus aquis*. Damit ist das Stadium der Hilfskonjektur überwunden und diese selbst der Vergessenheit verfallen.

Da eine gelungene Emendation den Anspruch macht, nicht nur die ursprüngliche Lesung herzustellen sondern auch ihre Verschreibung zu erklären, so heftet sie sich gerade an sinnlose Entstellungen relativ sorgsam und treu geschriebener alter Texte, nicht an die glatten Lesarten zurechtgemachter Hdss. Jene mit leichter Nachbesserung wieder zu Ehren zu bringen, ist eine der schönsten Aufgaben der Textkritik.

In der Grabschrift des Akademikers Krantor (*Diog. L. IV 25*) lautet ein Vers nach der besten Überlieferung:

ἐν γῆς φίλοις ἐχθροῖσι κρυφθῆναι καλόν,

wo die Humanisten sinngemäß μυχοῖσι geschrieben haben. Ein Euripidesvers:

ἐν γῆς φίλης ὄχθοισι κρυφθῶ καὶ τάφῳ

(*FTG² 281*) bringt die alte Überlieferung zu Ehren und kennzeichnet das μυχοῖσι der Vulgata als willkürliche Konjektur. Diese hatte den Wert eines *interpretamentum*, bis die eigentliche Emendation gefunden war.

In *Platons Theaitetos 175c* wurde früher gelesen βασιλεὺς εὐδαίμων κεκτημένος τ' αὖ πολὺ χρυσίον. Das πολὺ, das in den besten Hdss. fehlt, ist ein Glossem und daher zu streichen, obwohl der Begriff nicht fehlen kann. Ihn fand INMadvig *Adv. crit., Haun. 1871, I 101* in den vorangehenden Buchstaben TAY mit Hilfe des Lexikons des Hesychios (ταύς· μέγας, πολύς). Platon hat also das poetische Wort ταῦ gebraucht, das die spätere Zeit nicht mehr verstand.

Durch Beseitigung der Blender und Einsetzung der scheinbar schlechteren Überlieferung in ihre Rechte wird die Recensio vielfach erst zu Ende geführt.

Neben der eigentlichen Konjekturalkritik, die den Wortlaut der Überlieferung ändert, erstreckt sich die Emendationstätigkeit auch auf Umstellungen, Zusätze und Ausscheiden von Interpolationen.

Zu Umstellungen greift man heute nur selten, wo nämlich in den Hdss. Auslassungen nachgetragen und an falschem Orte wieder aufgenommen waren. Jos.Scaliger hat bei den römischen Elegikern dieses Mittel häufig angewendet. Jedoch muß man mit Blattvertauschungen (*oben S. 42 u. ö.*) öfter rechnen, da solche auch unserer Überlieferung vorausliegen können.

Hier ein modernes Beispiel! Kants Prolegomena zu einer jeden künftigen Metaphysik hat eine Blattvertauschung im Manuskripte erfahren. Der Verfasser, der selbst den Druck überwachte, hat die Umstellung nicht bemerkt; kein Wunder, daß sie ungefähr hundert

Jahre (von 1783 an) unangefochten in allen Ausgaben wiederholt worden ist, bis sie durch Analyse des Gedankenganges von HVaihinger nachgewiesen wurde. Im *§ 2*, der zur Vorerinnerung gehört, ist der Abschnitt a) 'von dem Unterschiede synthetischer und analytischer Urteile überhaupt' merkwürdig kurz geraten. Die eigentliche Ausführung ist in die allgemeine Frage der Prolegomena geraten ('Ist überall Metaphysik möglich?' *§ 4*). Hier wird eine Betrachtung des Dogmatismus und des Skeptizismus unterbrochen durch etwa drei Seiten 'Das Wesentliche und Unterscheidende der reinen mathematischen Erkenntnis...' bis 'Der Schluß dieses Paragraphs ist also: daß Metaphysik es eigentlich mit synthetischen Sätzen a priori zu tun habe ... endlich auch synthetische Sätze a priori ... machen den wesentlichen Inhalt der Metaphysik aus.' Darauf folgt 'Überdrüssig also des Dogmatismus, der uns nichts lehrt....' Die Beobachtung Vaihingers ist so schlagend, daß die neuen Ausgaben einfach umstellen – gegen Kants eigenen Druck. Die große Evidenz läßt hier die sonst modernen Druckwerken gegenüber geübte Zurückhaltung aufgeben und die praktischen Wege der niederen Kritik oder Emendation einschlagen.

Auslassungen einzelner Worte oder ganzer Zeilen haben oft stattgefunden. Bei ihrer Ergänzung ist es ein Sport, möglichst ein Homoioteleuton an den Schluß zu bringen, um die Auslassung paläographisch plausibel zu machen. Einzelne flüchtig abgeschriebene Texte wie B. 41—45 des Livius in der Lorscher Hds. bedürfen zahlreicher derartiger Ergänzungen. Bei manchen Autoren verleitet die Knappheit ihrer Ausdrucksweise zur Annahme umfänglicher Auslassungen, wo vielleicht eine geringe Änderung genügt. Seltener werden solche gelinden Heilversuche unzulänglich bleiben und eine Ergänzung nötig erscheinen.

Ciceros IV. Paradoxon ὅτι πᾶς ἄφρων μαίνεται glaubt man verloren bis auf den Anfang des ersten Satzes: *Ego vero te non stultum, ut saepe, non improbum, ut semper, sed dementem,* ergänzt dann in Gedanken die ganze Ausführung dieses, die Überschrift und den Anfang eines neuen Paradoxon (ὅτι πᾶς ἄφρων φυγάς) und läßt das aufnehmen durch die Worte *rebus ad victum necessariis esse invictus* (oder *invictum*) *potest. sapientis animus magnitudine consilii ... saeptus vincetur et expugnabitur, qui ne civitate quidem pelli potest?* Ich nehme dagegen etwa folgende kleinere Auslassung an: *sed dementem ⟨nunc censeo. putas enim me infelicem esse, quoniam me vides egentem⟩ rebus ad victum necessariis? esse invictus potest sapientis animus. ⟨an⟩ magnitudine ... potest?* Dann paßt die folgende Expektoration gegen Clodius, die wohl einer Rede entnommen ist, nur ist das Thema ὅτι πᾶς ἄφρων μαίνεται etwas zu weit genommen.

Interpolationen, die die alexandrinischen Kritiker beim Homer in Masse ansetzten, sind neuerdings in Mißkredit geraten. A.Kirchhoff verlangt beim Homer, ehe man zu diesem bequemen Mittel der Textsäuberung greift, den Anlaß der Interpolation zu ermitteln. Freilich haben hier Erweiterungen der Dichtung durch alte Dichter und Rhapsoden stattgefunden, aber sie lassen sich meist nicht einfach als überflüssige Zusätze ausscheiden. Anderwärts sind vereinzelte Glosseme oder längere Zusätze von Lesern und Erklärern unserer Texte vielfach in diese eingedrungen und werden bei scharfer Interpretation leicht erkannt.

Im *Ev. Luk. 12, 8 f.* steht λέγω δὲ ὑμῖν· πᾶς ὃς ἂν ὁμολογήσῃ ἐν ἐμοὶ ἔμπροσθεν τῶν ἀνθρώπων, καὶ ὁ υἱὸς τοῦ ἀνθρώπου ὁμολογήσει ἐν αὐτῷ ἔμπροσθεν τῶν ἀγγέλων τοῦ θεοῦ· ὁ δὲ ἀρνησάμενός με ἐνώπιον τῶν ἀνθρώπων ἀπαρνηθήσεται ἐνώπιον τῶν ἀγγέλων τοῦ θεοῦ. Diese Drohung wird aufgehoben durch *§ 10*: καὶ πᾶς ὃς ἐρεῖ λόγον εἰς τὸν υἱὸν τοῦ ἀνθρώπου, ἀφεθήσεται αὐτῷ· τῷ δὲ εἰς τὸ ἅγιον πνεῦμα βλασφημήσαντι οὐκ ἀφεθήσεται. Der grobe Widerspruch verrät die Interpolation.

Luk. 16, 18 wird der mosaische Scheidebrief verworfen: πᾶς ὁ ἀπολύων τὴν γυναῖκα αὐτοῦ καὶ γαμῶν ἑτέραν μοιχεύει καὶ πᾶς ὁ ἀπολελυμένην ἀπὸ ἀνδρὸς γαμῶν μοιχεύει. Und diese so verkürzt wiedergegebene Aufhebung des Gesetzes Mosis wird eingeleitet durch den fast Paulinischen Satz ὁ νόμος καὶ οἱ προφῆται ἕως Ἰωάννου. ἀπὸ τότε ἡ βασιλεία τοῦ θεοῦ ... *§ 16*. Aber dazwischen ist die entgegengesetzte Lehre eingeschoben: *§ 17* εὐκοπώτερον δέ ἐστι τὸν οὐρανὸν καὶ τὴν γῆν παρελθεῖν ἢ τοῦ νόμου μίαν κεραίαν πεσεῖν. Parallelen der Synopse zu den einzelnen Aussprüchen beweisen nicht die Möglichkeit dieses Gedanken-

ganges, dessen Widersinn die meisten Interpreten dem Lukas zutrauen: daraus soll hervorgehen, daß der treueste Anhänger des Apostels den Paulinismus innerlich überwunden habe. Nein, äußerlich ist die nachträgliche tendenziöse Interpolation handgreiflich.

Zum Schlusse des Gleichnisses vom ungerechten Haushalter *Ev. Luk. 16, 8* steht die sonderbare Moral: καὶ ἐπῄνεσεν ὁ κύριος τὸν οἰκονόμον τῆς ἀδικίας, ὅτι φρονίμως ἐποίησεν. Darüber, wer 'der Herr' sei, können die Ansichten eigentlich nicht auseinandergehen, da der reiche Brotherr, der dem Verwalter wegen Verdachtes der Untreue bereits gekündigt hat, wirklich keinen Anlaß hat, ihm für die fortgesetzte und jetzt erwiesene Schädigung und Urkundenfälschung noch Lob zu spenden. Trotzdem wird dieser Sinn dem κύριος beigelegt in den folgenden Worten Jesu κἀγὼ λέγω ὑμῖν § 9, in denen das ἐγώ dem κύριος entgegengestellt wird. Diese zweite Auslegung kann nicht von demselben Berichterstatter herstammen.

Zum Schlusse ist noch die Frage zu beantworten, wie weit die Emendation sichere Ergebnisse zu erzielen vermag. Ohne Zweifel längst nicht in dem Grade wie die Rezension, die unmittelbar auf dem überlieferten Materiale fußt. Und zahlreiche Konjekturen scheinen nur gemacht zu sein, um durch eine gesunde, vorsichtige, besser begründete Interpretation widerlegt oder durch einleuchtendere Vorschläge ersetzt zu werden. Aber trotzdem kommt die Forschung weiter. Neuere Funde älterer Handschriften, Übersetzungen usw. haben die Bestätigung mancher gediegenen Textänderung gebracht. JVahlens hyperkonservative Kritik der aristotelischen Poetik ist durch die alte syrische Übersetzung auf ihr natürliches Maß zurückgeführt worden, während EBährens' ungezügelter Scharfsinn in der Bearbeitung der Poetae latini minores, des Catull, Tibull usw. und selbst AugNaucks bewundernswürdige Umdichtung des Sophokles heute keine Zustimmung mehr findet. Nur die Holländer fahren fort, mit Überschätzung paläographischer Möglichkeiten die Texte zu ändern. Aber niemand wagt es mehr, dem Horaz mit PHofmann-Peerlkamp und KLehrs oder dem Juvenal mit ORibbeck ein gut Teil ihres geistigen Eigentums abzustreiten. Nur Fragmente gelten wohl einem scharfsinnigen Manne als vogelfrei. Einzelne Herausgeber verweisen minder einleuchtende Vermutungen in einen Anhang, vermutlich damit sie dort nicht mehr gelesen werden. Aussieben tut überall not. Aber das Bessere ist nicht nur der Feind des Guten, sondern das minder Gute ist relativ schlecht und der Erhaltung nicht wert.

Manche Kritik freilich ist zwar falsch, aber in ihrer Schärfe lehrreich und nicht unberechtigt, und dies nicht nur in bezug auf ein ästhetisches Werturteil. Es fragt sich nur, ob sie nicht insofern über das Ziel hinausschießt, als sie den Autor selbst korrigiert und nicht bloß den überlieferten Text. So ist es mit Horaz und Juvenal in neuester Zeit gegangen, mit Homer, wenn man da von einem Autor reden darf, im Altertume und bei FrBlaß.

5. Diese Frage führt uns nun zur Kritik der Emendation und damit zu der höheren Textkritik, wie der nicht gerade glücklich gewählte Name lautet. Sie verzichtet auf jede Textverbesserung. Aber während die Recensio den glaubwürdigsten Text, so weit er sich aus der Überlieferung herstellen läßt, und die Emendatio möglichst den Text, wie er aus der Hand des Autors hervorgegangen ist, liefern will, erkühnt sich die höhere Kritik herauszubringen, wie durch den Autor selbst in seinen Text Anstößiges, Unebenheit, Widersprüche, Wiederholungen usw. geraten sind, sei es aus eigenen vorläufigen Entwürfen oder fremdem, von ihm benutzten Quellenmateriale.

Den Unterschied von der niederen Kritik mögen die Briefe Epikurs beleuchten, die mit Scholien oder Glossen durchsetzt im X. Buche des *Diogenes Laertios* überliefert sind. HUsener hat sie beobachtet und ausgeschieden in den *Epicurea, Lpz. 1887* (vgl. *Praef.*

XXVII), mit Recht, wenn das Eigentum Epikurs hergestellt werden sollte. Aber Diogenes muß diese fremden Zusätze bereits vorgefunden und, ohne sie zu bemerken, mit übernommen haben. Daher hat der künftige Herausgeber des Diogenes genau genommen kein Recht, sie zu beseitigen, ja kaum, sie als Interlinearglossen im Drucke kenntlich zu machen. Dieser Rückschritt ist 'höhere' Kritik oder wenigstens ihr sichtbarer Rückschlag.

GKaibel hat mit voller Absicht und vollem Rechte in der Ausgabe des *Athenaios* darauf verzichtet, die zahlreichen Zitate in der besten Textgestalt zu geben, sondern hat sie mit Preisgabe aller außerhalb der Athenaioskritik gebotenen Hilfsmittel der Recensio und des emendierten Textes in der Gestalt belassen, in der sie Athenaios selbst wahrscheinlich gelesen und aufgenommen hat.

L. Cincius Alimentus (*HRR. CIX adn. 2*) soll nach *Livius XXI 38, 4* berichtet haben *ex ipso audisse (se) Hannibale, postquam Rhodanum transierit, triginta sex milia hominum ... amisisse.* Diese Angabe hat man teils ganz verworfen, teils mit falschen Interpretationen zu halten versucht. Aber sie stimmt zu den Polybianischen Verlustlisten in Spanien und in Gallien bis zum Rhoneübergange (zusammen 35000 Mann), wie OHirschfeld schlagend bemerkt (*Festschrift für Gomperz, Wien 1902, 161*). Die philologische Erklärung ergibt also ein Mißverständnis bei Übertragung des Livianischen Berichtes aus der annalistischen Erzählung, niemand wird deshalb *priusquam* in den Liviustext einsetzen.

Im *Ev. Matth. 10, 29–31* steht οὐχὶ δύο στρουθία ἀσσαρίου πωλεῖται; ... πολλῶν στρουθίων διαφέρετε ὑμεῖς. Da der Mensch sich aber von allen Sperlingen unterscheidet, ist πολλῶν falsch, und nicht einmal die Besserung τῶν πολλῶν würde ausreichen: evident hat FrBlaß mit einer jungen Minuskel hergestellt πολλῷ 'um vieles'. Im *3. Ev.* wird nun *12, 6–7* überliefert οὐχὶ πέντε στρουθία πωλοῦνται ἀσσαρίων δύο; ... πολλῶν στρουθίων διαφέρετε. Hier wage ich nicht, das anstößige πολλῶν zu ändern, so lange nicht die Veranlassung aufgeklärt ist, warum das Paar Sperlinge in fünf verwandelt und das Ass verdoppelt worden ist (denn im allgemeinen darf Mt. für ursprünglicher gelten). Die Vergrößerung der Zahlen kann durch πολλῶν veranlaßt sein, die Verderbnis des Spruches also bereits bei seiner Aufnahme in das dritte Evangelium vorgelegen haben. Das würde die älteste Spur einer Textverderbnis im N. T. sein, die man nicht kurzer Hand beseitigen darf.

FRitschl hatte dem Plautus keinen Hiatus zugetraut, sondern, nachdem es ihm namentlich durch Herstellung des auslautenden *d* im Ablative gelungen war, eine große Menge von Hiaten als jüngeren Ursprunges zu erweisen, alle Hiate durch Textänderungen tilgen wollen. Das hat FLeo aufgegeben, indem er die Tatsachen als solche anerkennt und, wiewohl er entschuldbare und unentschuldbare Hiate bei Plautus scharf scheidet, sie alle in dem varronischen Texte beläßt, über den hinauszukommen er vielfach kein Mittel sieht. Nun weist *PFriedländer, RhMus. LXII (1907) 85* nach, daß die meisten wirklichen Hiate sich nur an bestimmten Versstellen in der Zäsur finden, wo auch *syllaba anceps* auftritt (wie im griechischen Verse am unbetonten Ende des Metrons oder in der Dihärese), und daß sich beides nicht nur in den unlateinischen Versmaßen findet, sondern auch in dem altlateinischen Saturnier wiederkehrt. Dadurch wird für die Technik des altlateinischen Versbaues der Mangel einer scharfen Scheidung von Dihärese und Cäsur erwiesen und die Zulässigkeit von Hiaten wenigstens an diesen Versstellen nicht nur im Saturnier, sondern auch in den griechischen Versmaßen der Römer gesichert. Das gilt für den Naeviustext, den Varro und Cicero (*Or. 152*) vorfanden, gilt also aller Wahrscheinlichkeit nach schon für die Zeit des Naevius, da gerade die spätere Zeit darin ängstlicher war. Man kommt also gerade in dem scheinbar fehlerhaften Versbau vom Texte des Varro auf den des Plautus selbst zurück ohne irgend welche Textänderung.

In Senecas Nilbeschreibung werden die kleinen Katarrakte bei Philae mit den großen zwischen Chartum und Meroë zusammengeworfen (*N. Q. IVa 2, 3f.*), wie GDKoeler und WBarthel beobachtet haben. Aber an eine Textänderung denkt niemand: den Verfasser selbst trifft die Schuld.

Zitate sind häufig ungenau, z. B. bei Aristoteles, der aus dem Gedächtnisse zitiert (*JVahlen, S.Ber.Berl.Ak.1902,166ff.*). Scheinbar genau, aber falsch ist ein Xenophonzitat bei *Teles p.12 H²*: οὐκ ἀηδῶς γὰρ Ξενοφῶν ἐάν σοι' ἔφη 'δεῖξω δύο ἀδελφῶν τὴν ἴσην οὐσίαν διελομένων τὸν μὲν ἐν τῇ πάσῃ ἀπορίᾳ τὸν δὲ ἐν τῇ ⟨πάσῃ?⟩ εὐκολίᾳ, οὐ φανερόν, ὅτι οὐ τὰ χρήματα αἰτιατέον ἀλλ' ἕτερόν τι;' Xenophon selbst sagt *Symp. 4, 35* nur οἶδα δὲ καὶ ἀδελφούς, οἳ τὰ ἴσα λαχόντες ὁ μὲν αὐτῶν τάρκοῦντα ἔχει ὁ δὲ τοῦ παντὸς ἐνδεῖται, ohne die Schlußfolgerung. Alle Versuche, dementsprechend den Telestext zu verbessern, scheitern: er hat

offenbar den Xenophon nicht selbst nachgeschlagen, sondern ein ungenaues Zitat mit Schlußfolgerung vorgefunden (etwa ἐάν σοι κατὰ τὸ Ξενοφῶντος δείξω δύο ἀδ..., οὐ φανερόν...;) und in beidem zusammen den Wortlaut der Quelle vermutet.

In der Anekdote des *Valerius Maximus III 7 extr. 2: Antigenidas tibicen discipulo suo magni profectus sed parum feliciter populo se adprobanti cunctis audientibus dixit 'mihi cane et Musis!'* ist die Pointe verfehlt: wenn er kein Publikum findet, muß der Künstler für sich selbst und die Musen vortragen, wie die Geschichte wirklich von *Symmachus Epist. 9, 115* und *Dion 78, 18* erzählt wird. Soll ihm sein alter Lehrer das sagen, so muß er ihm *tibi cane et Musis* zurufen. Und auch dies nicht im Konzerte, denn der eine Verständige wäre das beste Publikum (wie Platon bei der Vorlesung des Antimachos): *cunctis audientibus* ist also ein störender Zusatz. Trotzdem darf man nichts im Texte ändern; weil *mihi cane et Musis* auch in *Ciceros Brutus § 187* steht, woher Valerius die Anekdote genommen hat. Nicht einmal seinen Zusatz, der im Brutus fehlt, darf man antasten, da er nur einem *tibi* widersprechen würde, die Situation der entstellten Anekdote aber ausmalt. Also ergibt sich der Verzicht auf Emendieren hier durch die Parallelstelle. Dagegen bei Cicero würde er auch ohne diesen Textzeugen durch den Fortgang des Gedankens verlangt werden, da er die Nutzanwendung zieht '*mihi cane et populo, mi Brute*'. Die Interpretation selbst schützt den Text vor einem Eingriffe, obwohl der Anstoß berechtigt ist: der Anlaß des unleugbaren Fehlers liegt vor der Entstehung des Brutustextes. Wahrscheinlich hatte Cicero oder sein Gewährsmann ein ἑαυτῷ καὶ ταῖς Μούσαις αὐλεῖν ἐκέλευσε mißverstanden.

So ist der kynische Dichter Meleagros der Ciceronischen Zeit zu einem Zeitgenossen seines Zunftgenossen Menippos im 3. Jahrh. geworden bei *Diog. L. VI 99* (φέρει... καί τι ἴσον τοῖς Μελεάγρου τοῦ κατ' αὐτὸν γενόμενου), durch Mißverständnis eines Berichtes aus Diokles der Ciceronischen Zeit (etwa: Μένιππον Διοκλῆς φησι φέρειν τι ἴσον τοῖς Μελεάγρου τοῦ καθ' αὑτὸν γενομένου). Die älteren Kritiker nahmen die Existenz zweier Kyniker namens Meleagros an, FrNietzsche wollte bei Diogenes τοῦ κυνικοῦ verbessern, erst UvWilamowitz und *EMaaß, Phil.Unters. III, Berl. 1880, 18*) gaben die transzendentale Erklärung des Mißverständnisses.

In all diesen Beispielen war der Anstoß durchaus berechtigt, nur das Heilmittel der Textveränderung nach dem Rezepte 'ärgert dich dein Auge, so reiß es aus' nicht anzuwenden. Die Erklärung der Entstehung eines Fehlers gibt vielfach volle Sicherheit, sonst wenigstens die Möglichkeit, ihn als Fehler anzuerkennen und doch unangetastet zu lassen. Damit, daß die Erklärung über die Texte und ihre Geschichte hinausgeht und Vorlagen oder Tatsachen, die der Vorgeschichte des Textes angehören, benutzt oder erschließt, greift sie bereits dem Gange unserer Untersuchung vor. Hier kommt es zunächst nur darauf an: berechtigte Anstöße, die eine Emendationstätigkeit herausfordern, werden im Texte belassen, weil sie dem Verfasser selbst zur Last fallen.

Wie wir die Entstehung des Fehlers erklären, ist zunächt gleichgültig, ja sogar ob wir ihn überhaupt erklären können. In dem Gleichnis vom Reinigen des Bechers lesen wir *Ev. Luk. 11, 41* das sinnlose und griechisch unmögliche πλὴν τὰ ἐνόντα δότε ἐλεημοσύνην (statt *Matth. 23, 26* καθάρισον πρῶτον τὸ ἐντὸς τοῦ ποτηρίου), was der beste Gräzist nicht in Ordnung bringen kann: denn darin steckt ein Verlesen der aramäischen Vorlage (*zakkau* statt *dakkau*), wie *JWellhausen, Einl. in d. 3 ersten Ev. Berl. 1905, 37* glänzend nachgewiesen hat.

Derartige tiefer steckende Fehler, bei denen nur einzelne Worte Anstoß erregen, sind im ganzen selten, wenn man von den vorschnellen Verbesserungen subjektiver Anstöße absieht. Und es ist auch kein Zufall, daß die Erklärung fast durchweg auf die flüchtige Benutzung fremden Materiales hinausläuft. Denn die Wortkonjektur berichtigt die mechanischen Versehen, die auf einem Verschreiben, Verlesen oder Verhören der Schreiber beruht. Hier dagegen handelt es sich um Worte, die von meist denkenden Autoren aufgenommen worden sind, und diese pflegen neben allen wörtlichen Entlehnungen das, was sie flüchtig und mißverstanden übernehmen,

ihrer Auffassung anzupassen und in einen leidlich vernünftigen Zusammenhang zu bringen. Darum müßte eine Wortkonjektur oft mehrere andere nach sich ziehen, und dadurch wird das ganze Verfahren unannehmbar.

Das Eingießen neuen Weins in alte Schläuche geht oft sehr weit. Sprachlos ist man z. B., wenn man die christlichen Kirchenväter unter den Trostgründen auch den aus den heidnischen Trostschriften wiederholen sieht, daß es dem Verstorbenen nicht schlecht gehe, falls es keine Unsterblichkeit der Seele gäbe (*Tiroc. phil. Berl. 1883, 39ff.*). Die Diagnose des Anstößigen ist uns hier leicht gemacht, aber es handelt sich um keine Frage der Textkritik mehr.

Störend sind vielfach die Chorlieder bei Euripides, weil sie aus alter Gewohnheit in der Tragödie mitgeschleppt werden. Die Dialogform ist in den späteren Schriften Platons nur noch ein eingefrorenes Schema. Besonders zähe haften metrische Gewohnheiten, z. B. historisch verständliche Freiheiten an besonderen Versstellen, noch auf lange Zeiten: wer würde sie, etwa ein ἴομεν (drei Kürzen) εἰς Σαλαμῖνα bei Solon (*fr. 3*), anzutasten wagen?

Der Anstoß des Kritikers geht immer davon aus, daß nicht alles genügend umgeformt und ausgeglichen, sondern das neue Gewand zu flüchtig verfertigt ist und oft der fremde Gedanke noch unter der neuen Gewandung hervorschimmert. Gerade das unverändert Übernommene bildet oft den Stein des Anstoßes und verleitet zunächst zu einer falschen Diagnose.

Zweimal verrät Cicero durch ein in seinem Gedankengange unerklärliches *solum*, daß in seinen Vorlagen ein anderer Zusammenhang bestand. In *parad. I 9* kommt die Schlußfolgerung *id solum opinor bonum* zu früh, wie ein Durchlesen des ganzen I. Paradoxon ohne weiteres ergibt, ja die Einschränkung des Schlusses ist durch die Prämissen in § 9 gar nicht vorbereitet. Ferner kommt für die Ableitung des Rechtes aus dem Rechtssinn des vernunftbegabten Wesens *De leg. I 22* nichts darauf an, daß das der Mensch allein ist (*solum est enim . . . particeps rationis*). Aus seinem eigenen Gedankengange heraus hatte Cicero keinen Anlaß, diesen Zusatz zu machen: er ist auch in Wirklichkeit kein Zusatz, sondern ein organisches Glied der dort von Cicero übernommenen Beweisreihen für die Existenz des Götterstaates. In beiden Fällen bildet *solum* für die Ermittelung des ursprünglichen Zusammenhanges in einer älteren Schicht das Leitfossil, wie die Paläontologen sagen.

Odysseus sagt ε *177* zu Kalypso:

οὐδ' ἂν ἐγὼν (ἀέκητι σέθεν) σχεδίης ἐπιβαίην,
εἰ μή μοι τλαίης γε, θεά, μέγαν ὅρκον ὀμόσσαι
μήτι μοι αὐτῷ πῆμα κακὸν βουλευσέμεν ἄλλο.

Ihm 'selbst' hat keinen Gegensatz und ein 'zweites' Unheil keinen Vorläufer, es müßte denn eine verschollene Version der Sage gegeben haben, wonach Kalypso die Gefährten des Odysseus vernichtet hatte. Wohl aber hat Kirke diese verzaubert, und darum traut Odysseus ihr nicht:

κ *342* οὐδ' ἂν ἔγωγ' ἐθέλοιμι τεῆς ἐπιβήμεναι εὐνῆς,
εἰ μή μοι τλαίης γε, θεά, μέγαν ὅρκον ὀμόσσαι
μήτι μοι αὐτῷ πῆμα κακὸν βουλευσέμεν ἄλλο.

Diese Verse sind also die Vorlage gewesen, wie KLKayser gesehen, UvWilamowitz geleugnet hat. Auch die Worte ἀέκητι σέθεν sind mindestens überflüssig neben dem Bedingungssatze: der Vers füllende Zusatz ist eine Verschlechterung des Originals und ebenso störend wie der unveränderte Wortlaut in ε *179*.

In der Erzählung des Odysseus von dem Abenteuer auf Thrinakia ist manches ungereimt, besonders störend aber μ *394*

τοῖσιν δ' αὐτίκ' ἔπειτα θεοὶ τέραα προὔφαινον

im Munde des Odysseus, der für die Tötung der Heliosrinder verantwortlich war und die Folgen des göttlichen Zornes auch auf sich nehmen mußte, also doch die Wunderzeichen nicht ausschließlich auf seine Gefährten beziehen konnte. Hier ist eine ältere Vorlage nicht vorhanden, darf aber angesetzt werden. Geht man dabei von der Hypothese AKirchhoffs aus, daß die Erzählung ursprünglich nicht dem Odysseus in den Mund gelegt, sondern vom

Dichter selbst in dritter Person gegeben worden sei, so ist τοῖσιν damit genügend als Rudiment dieser älteren Darstellung erklärt. Dies selbst anzutasten würde das Verkehrteste sein.

Bisweilen sind die Worte geblieben, aber sie haben einen neuen Inhalt bekommen, wie die Geschichte der Worte χορός 'Tanzplatz—Chor', ὀρχήστρα 'Tanzplatz—Orchester', ὑποκριτής 'Ausleger—Schauspieler—Heuchler' zeigt. Die Geschichte der Philosophie muß stark mit solchen Verschiebungen in der Bedeutung der termini technici rechnen; vgl. *HDiels, Elementum, Lpz. 1899.* Bei Platon hat sich innerhalb seiner Dialoge die Bedeutung der Ideen und der unsterblichen Seele vollständig verschoben, der des Logographen sogar innerhalb des Phaidros.

Das γράφειν wird im *Phaidros* dem λέγειν gleichgestellt, gegen soziale Voreingenommenheit geschützt und wissenschaftlich begründet, aber in dem Exkurse *274c—277a* aus dem Gesichtspunkte der modernen Schulpädagogik heraus gegenüber dem λέγειν lächerlich gemacht, ohne daß dieser Gegensatz der Betrachtungsweisen und ihrer entgegengesetzten Resultate klar ausgesprochen werden: unvermerkt für seine meisten Interpreten hat sich das Thema Platons verschoben.

In Tacitus' Bericht über Neros Brandstiftung Roms sind die *qui fatebantur* (*Ann. XV 44*) schwer zu deuten, weil das Geständnis der Brandlegung der Tendenz des Historikers widerspricht, das Bekenntnis zum Christentume dem Sprachgebrauche. Ich habe nachgewiesen, daß die Notiz einer dem Nero günstigen Quelle entlehnt ist (*Senecastudien, Lpz. 1895, 216ff.*).

All die besprochenen Anstöße werden in der kritischen Textinterpretation gefunden, aber die Kritik verzichtet auf Textänderung, darin konservativ, und greift zu Erklärungen, die zum Teil sehr kühn sind, aber wenigstens den Tatbestand nicht beseitigen. Die Notwendigkeit dieses Verfahrens ergibt sich am deutlichsten aus den Fällen, in denen sich die Anstöße gerade als das Alte, Rudimentäre, Unantastbare erweisen. Die bisherigen Beispiele, bei denen fast durchwegs Vergleichsmaterial benutzt ist, zeigen zugleich die Richtung der neuen Betrachtungsweise nach Überwindung des Stadiums der Textemendation.

Den Gang der Untersuchung im einzelnen ersieht man am besten an Beispielen, in denen die Textkritik Lücken, Umstellungen oder Interpolationen anzunehmen geneigt ist. Am reinsten zutage liegt der Tatbestand bei Kompilatoren wie dem famosen Diogenes Laertios und gestattet hier leicht verständliche Schlüsse.

Im Beginne der Βίοι φιλοσόφων des *Diogenes* wird eine Widmung an die Dame vermißt, die *III 47* unvermittelt angeredet wird (φιλοπλάτωνι δέ σοι δικαίως ὑπαρχούσῃ). Strittig ist nur, ob die Widmung beim späteren Abschreiben des Werkes zufällig verloren gegangen ist (Wilamowitz), oder ob Diogenes sie in seiner Quelle vorgefunden hatte und absichtlich wegließ, während er die Anrede *III 47* übersah (Usener). Für die zweite Annahme spricht außer der gewöhnlichen Flüchtigkeit des Kompilators sein skeptischer Standpunkt, der ihm schwerlich gestattete, einer ausgesprochenen Anhängerin der Akademie Weihrauch zu streuen (δικαίως). — Sicherer ist, daß der Verfasser der Apostelgeschichte von tagebuchartigen Aufzeichnungen, die auf einen Reisegefährten des Paulus, wahrscheinlich Lukas, zurückgehen, einige ausführliche Reiseberichte seiner Darstellung stillschweigend eingeflochten, alles Übrige aber unbedenklich fortgelassen hat. Auch von der Widmung an Theophilos *1, 1*: τὸν μὲν πρῶτον λόγον ἐποιησάμην, ὦ Θεόφιλε . . . hat er das folgende κῶλον (etwa τοῦτον δὲ τὸν λόγον ποιήσομαι anhebend) weggeschnitten: die Urschrift war bereits dem Theophilos gewidmet wie das Evangelium des Lukas. Der Bearbeiter hat aber das weggeschnittene Vorwort durch eine vom Evangelium abweichende Erzählung über Christi Himmelfahrt ersetzt, eine handgreifliche Interpolation (*Herm. XXIX 1894, 377ff.*).

Gelegentlich der angeblichen Gehässigkeit Platons gegen Aristippos verweist *Diogenes II 65*: ὡς ἐν ἄλλοις εἰρήκαμεν auf eine vorausgegangene Erörterung, die vorher fehlt. Aber die Sache wird *III 36* kurz erledigt, so daß wir keine Lücke, sondern eine Umstellung der beiden Bücher anzunehmen haben. Das ist bei dem Kompilator oft der Fall. Z. B. will er die Lehren Epikurs aus dessen Schriften erst erörtern, nachdem er die Briefe vorausgeschickt hat:

X 28 ἃ δὲ αὐτῷ δοκεῖ ἐν αὐτοῖς, ἐκθέσθαι πειράσομαι τρεῖς ἐπιστολὰς αὐτοῦ παραθέμενος. Trotzdem schickt er dem 1. und 3. Briefe große Stücke aus einem dogmatischen Abrisse voraus *§§ 31–34* und *117–121* und dem ersten in *§ 30* noch eine Übersicht über die Einteilung seiner Lehre, wozu er folgenden Übergang wählt: *X 29*: ἀρκτέον δὴ ἀπὸ τῆς πρώτης (sc. ἐπιστολῆς!), ὀλίγα προειπόντες περὶ τῆς διαιρέσεως τῆς κατ' αὐτὸν φιλοσοφίας (die Kanonik *§ 31ff.* wird überhaupt nicht angekündigt!). Er hat also seine ursprüngliche Absicht geändert, die vermutlich der Anordnung seiner Hauptquelle entsprach, und war zu gedankenfaul, die Ankündigung in *§ 28* wieder zu streichen. Seiner ursprünglichen Absicht oder der Ordnung der damals befolgten Quellschrift würde also eine Umstellung entsprechen. Die jetzige Ordnung entspringt nicht einer Verwirrung der späteren Überlieferung, sondern einer Umordnung des Diogenes Laertios selbst. Daß er noch größere Umstellungen vorgenommen hat, verrät uns *VI 19* (*AGercke, Greifsw. Progr. 1899, 45 ff.*). Untersuchungen jüngsten Datums nehmen sogar an, daß er sein Material zweimal vollständig geordnet habe und seine Hauptquelle ein drittes Anordnungsprinzip gehabt habe, dessen Spuren er sorgfältig getilgt haben soll. Das ist möglich, aber unbewiesen. – Eine Umordnung der Beweise seiner Quelle haben wir auch in Ciceros I. Paradoxon gefunden (*S. 71*).

Als Paradebeispiel einer groben Interpolation betrachte ich den Abschluß der Einleitung des *Diog. Laert. I 20 f.* Hier ist der abschließende Satz αἵδε μὲν ἀρχαὶ καὶ διαδοχαὶ καὶ τοσαῦτα μέρη καὶ τόσαι φιλοσοφίας αἱρέσεις, || λεκτέον δὲ (sc. νῦν) περὶ τῶν ἀνδρῶν, καὶ πρῶτόν γε περὶ Θαλοῦ zerrissen durch einen Nachtrag über Schule und Lehre des Potamon (ἔτι δὲ πρὸ ὀλίγου...), Bemerkungen, die genau genommen auch nicht in die Einleitung vorher passen, sicher aber hier sehr ungeschickt eingeschoben sind. Die Schuld hat wieder Diogenes selbst. – Ebenso hat er *VII 4* in den Satz ἕως μὲν οὖν τινος ἤκουε τοῦ Κράτητος... τελευταῖον δὲ ἀπέστη den Katalog der Schriften Zenons eingelegt und Varianten zu dem *§ 2 f.* erzählten Schiffbruche erst *§ 4 f.* (ἵνα καί φασι αὐτὸν εἰπεῖν) nachgetragen. Überall ist es hier die unpassende Stelle, die die Interpolation verrät.

Mit den früher besprochenen Anstößen haben diese Fälle unzweifelhafter Lücken, Umstellungen und Interpolationen das gemeinsam, daß der Kritiker an den Texten selbst nichts ändert. Warum nicht? Wann ist Zurückhaltung geboten? Teils weisen die betreffenden Texte viel derartiges auf, teils lassen sich Änderungen nicht durchführen, ohne mehr zu verderben als sie bessern. Die Unzahl von Homerstellen, an die Zenodot und Aristarch den Obelos gesetzt haben, müssen allein schon stutzig machen, ob ihre massenhaften Verdächtigungen nicht auf einem verhängnisvollen Vorurteile beruhten. Und der Nachweis, daß sie bisweilen gerade das Alte, Isolierte, Rudimentäre streichen wollten, zeigt deutlich, wie verkehrt es ist, hier rasch den Stab zu brechen und das Störende beseitigen zu wollen.

KLKayser hat erkannt und UvWilamowitz bewiesen (*Homer. Unters. VII, Berl. 1884, 50ff.*), daß das τ der Odyssee ursprünglich zu einer Erkennung des Odysseus durch Penelope geführt hat, deren wohlvorbereiteter Schluß später zugunsten des von dem Unbekannten ausgeführten Freiermordes gestrichen worden ist. Die deutlichste Vorbereitung liegt in der Bedingung des Fremdlings, ein Fußbad nicht annehmen zu wollen,

τ 346–348 εἰ μή τις γρηῢς ἐστι παλαιὴ κεδνὰ ἰδυῖα,
ἥτις δὴ τέτληκε τόσα φρεσίν, ὅσσα τ' ἐγώ περ·
τῇ δ' οὐκ ἂν φθονέοιμι ποδῶν ἅψασθαι ἐμεῖο.

Mit diesem Hereinziehen der alten Eurykleia war ein Erkanntwerden unvermeidlich. Eben darum hat Aristarchos diese drei sehr alten Verse athetiert, weil sie dem jetzt folgenden Gange der Erzählung sichtlich widersprechen.

Die formale Analyse wird, indem sie sorgsam bis ins einzelne dem logischen Gedankengang in seiner sprachlichen Form folgt, zugleich zu einer psychologischen Interpretation. Entweder stößt sie sich an einem schiefen oder falschen Ausdrucke oder, und darauf kommt es hier besonders an, sie findet den Gedankengang nicht ruhig fortschreitend, sondern springend, schleppend, abgelenkt oder abgebrochen. Sie stellt Lücken, Wiederholungen, Widersprüche, logische Verstöße aller Art fest, ohne zunächst an Heilmittel zu denken. Nur das eine schwebt ihr

vor, daß das Denken der Autoren im allgemeinen sich nach den Gesetzen der Logik vollzieht, daß aber äußere Einflüsse, die z. B. von Vorlagen oder zeitlichen Pausen in der Arbeit ausgehen, oder Änderungen der Ansichten und Absichten des Verfassers Störungen hervorrufen können. Die Ursachen im einzelnen sind ihr unbekannt und zunächst gleichgültig: sie will nur den Tatbestand feststellen, etwa eine Fuge in dem Gedankengange oder sonstige Fehler.

Die Grenzen von Interpolationen sind nach zwei Seiten hin, die von Umstellungen zwiefach nach beiden Seiten vorhanden (wenngleich nicht überall, sondern oft nur an einer Stelle, scharf zu beobachten): diese Stellen heißen Fugen. Regel ist, daß ihre Entstehung auf eine Unterbrechung der Arbeit durch zeitlichen Abstand, neuen Einsatz oder Heranziehen fremden Materiales zurückzuführen ist. Wo ein neuer Satz mit einer schief gewählten Partikel dem Vorigen angereiht wird, liegt vielleicht bereits eine Fuge vor. Meist treten solche Fugen zu früh auf, bevor der Gedanke genügend entwickelt ist, indem zu früh Nebengedanken einsetzen. Nur selten wird ein zu spätes Einsetzen einer Fuge beobachtet.

Da *Cicero, de leg. I 22 f.* Recht und Gesetz aus dem Rechtssinn des vernünftigen Menschen ableiten will, müßte seine Argumentation mit *inter quos porro est communio legis, inter eos communio iuris est* abschließen, wie mein früherer Schüler ALaudien erkannt hat: Cicero schließt aber weiter: *quibus autem haec sunt communia, ei civitatis eiusdem habendi sunt . . . universus hic mundus una civitas communis deorum atque hominum existimanda.* Erst hier kommt eine Fuge. Cicero hat einen zu weiten Abschnitt aus seiner Quellschrift ausgehoben, und dieser Verstoß gibt die Möglichkeit, mit der Analyse zu der Quellschrift selbst vorzudringen (*S. 77*).

Natürlich sucht der Autor die Fugen gern zu verdecken. Bisweilen stecken sie mitten in einem längeren Satze.

In *Ps.-Plutarchs Consolatio* behandelt *c. 19* in seiner zweiten Hälfte den ausgeklügelten Gedanken Stratons, daß die (Göttin der) Trauer sich für Ehrungen dankbar erweise und nicht gerne wieder weiche, daß man also gut tue, sie nicht gastfrei bei sich aufzunehmen. Der Anfang des Kapitels bringt anderen und besseren Trost in eindringlichen Mahnungen: falls die Hinterbliebenen um ihretwillen trauern, ist das Egoismus; und ihre Trauer um des Verstorbenen willen wird der Einsicht weichen, daß es dem Toten nicht schlecht geht (ἐπιστήσαντες . . . ἀπαλλαγήσονται τῆς λύπης *112 f.*). Hieran könnten sich die Erörterungen über den Zustand nach dem Tode *c. 12 ff.* trefflich anschließen. Statt ihrer folgt aber ein Verweis auf die Lehre, daß jeder streben müsse, das Gute möglichst zu vergrößern, das Schlechte zu verringern (was schon *103 a* behandelt ist), also eine recht egoistische Anwendung der εὐλογιστία und sichtlich eine Einleitung zu der Fabel des Straton. Mit den seelsorgerischen Mahnungen hat dies nichts zu tun. Aber die Fuge sitzt mitten im Satze: εἰ δὲ τῶν τεθνεώτων ἕνεκα πενθοῦσιν, ἐπιστ. . . . ἀπαλλαγήσονται τῆς λύπης || ἀρχαίῳ καὶ σοφῷ πεισθέντες λόγῳ τῷ παραινοῦντι τὰ μὲν ἀγαθὰ ποιεῖν ὡς μέγιστα κτλ.

Ähnlich hat es der Bearbeiter der Apostelgeschichte *1, 1* und *21, 20* gemacht.

Die Fugen sitzen meist an ganz anderen Stellen, als wo sie die theoretische Stoffgliederung ansetzen wollte, die bisweilen sogar als Disposition von dem Autor selbst vorgezeichnet ist, und oft auch an anderen, als eine engherzige Interpolationskritik annehmen möchte, die gern möglichst wenig wegzuschneiden sucht. So ist unmittelbar vor oder nach den Versen *τ 346–348* der Odyssee keine Spur (vgl. *S. 73*) einer Fuge zu bemerken und daher das Tilgen dieser drei Verse ganz unberechtigt.

Die jüngeren Zusätze sind oft zu ganzen Nachdichtungen ausgeweitet, z. B. Θ der Ilias mit dem Anfange von I, um den frühen Einsatz der Bittgesandtschaft zu ermöglichen. Aristarch hatte von solchen gewaltigen Interpolationen keine Ahnung. Ebenso ist der größte Teil der Bücher V–VII des Platonischen Staates eine jüngere Ausgestaltung, aber von Platon selbst eingefügt.

Um den Anschein der Einheit des Ganzen zu wahren, bringen die Autoren gern Verweise nach vorwärts oder rückwärts an, suchen aus der Disposition herausfallende Exkurse, Episoden usw. vorzubereiten oder hinterher zu motivieren. Eine solche Verklammerung, die in Nachlaßwerken meist fehlt oder unvollständig ist, hat

den Zweck, das Publikum über die Genesis des Werkes zu täuschen, also auch die Kritiker: und es gelingt geschickten Autoren oft genug, und das ist ihr gutes Recht. Wenn eine neue Einheit hergestellt ist, hat die Kritik zu schweigen. Wo aber Nähte und Fugen, Widersprüche und Schichtungen aller Art zutage liegen, bilden die Klammern keine Gegeninstanz. Gerade sie sind zuletzt hinzugefügt worden und erleiden das Schicksal aller halben Vermittelung: sie erliegen zuerst dem Ansturme durchgreifender Kritik.

Auch junge Einleitungen wie das ganze α der Odyssee können der nachträglichen Verklammerung des Ganzen dienen.

Cicero vereinigt im *Laelius* zwei entgegenstehende Anschauungen von der Freundschaft: die stoische, wonach Freundschaft nur auf dem Boden absoluter Tugendhaftigkeit und unter Weisen möglich ist, und die peripatetische des Theophrast, die Freundschaft überall anerkennt. Cicero vereinigt beides durch die Unterscheidung wahrer, idealer Freundschaft und der populären, indem er von der peripatetischen Gradabstufung nur die beiden groben Gegensätze annimmt. Der Hinweis auf diese Gegensätze ist Ciceros Verklammerung. Vielleicht würde man sie kaum als solche erkennen, wenn er seine Klammern nicht bisweilen am unrechten Orte anbrächte. So behauptet Laelius *§ 76: iam enim a sapientium familiaritatibus ad vulgares amicitias oratio nostra delabitur,* obwohl auch in den vorhergehenden Paragraphen bereits die populäre Freundschaft behandelt wird. Die Erklärer, die einen besonderen Abschnitt hierfür von *§ 76* bis *§ 100* ansetzen, haben sich durch Ciceros Worte täuschen lassen, weil sie die falsch angebrachte Klammer nicht erkannten. Auch in *§ 22* hat er mitten in peripatetischen Erörterungen, die er auf ein höheres Niveau heben will, um sich nicht zu widersprechen, eine ganz ähnliche Klammer angebracht: *neque ego nunc de vulgari aut de mediocri, quae tamen ipsa delectat et prodest, sed de vera et perfecta loquor (amicitia).* Wer Ciceros Laelius analysiert, um die zugrunde liegenden Quellen herauszuschälen, darf sich durch derartige Zusätze Ciceros nicht irre machen lassen.

Einen sehr äußerlichen Übergang bahnt sich *Ovid* von Apollons Drachenkampf (*metam. I 438–449*) und der Einrichtung der Pythischen Spiele zur Daphnesage (*452–567*) durch die Behauptung, der Sieger der Pythien hätte zunächst Eichenlaub verwendet, weil es damals noch keinen Lorbeer gegeben hätte (*450f.*). Er selbst empfindet wohl, daß dieser Übergang gewaltsam ist, obwohl er sich dafür auf ein Analogon bei dem antiquarisch gelehrten Dichter des Seleukidenhofes Euphorion berufen konnte. Daher erfindet er ein zweites, mythisches Motiv, nämlich den Streit des Apollon mit dem Liebesgotte und dessen Zorn *I 453–474.* Dieses Motiv, das in keinem Reflexe der Daphnesage wiederkehrt, ist mit der folgenden Erzählung selbst nicht ausgeglichen (vgl. das Spiel des Zufalles *492ff.*, das durch *452f.* ausgeschlossen werden sollte) und daher sicher hier nicht genuin. Wir haben also die Häufung zweier Klammern anzuerkennen, von denen höchstens die erste bereits in Ovids Vorlage gestanden haben kann. Auf das Vorspiel mit Amor nimmt sein Apollon später noch einmal Rücksicht, in den Versen *519f.*:

certa quidem nostra est, nostra tamen una sagitta
certior, in vacuo quae vulnera pectore fecit.

Das ist abermals eine leicht auszuscheidende Klammer Ovids. Sonst ist wohl nur das *amat 490* hierhin zu rechnen. Nach dem Zusammenhange *475ff.* würde man etwa *adit* oder *adest* erwarten; aber der Dichter nimmt nach Erzählung der Vorgeschichte der Daphne das *amat* von *474* auf um des Vorspieles mit Amor willen.

Sind nun aber die Kriterien nicht recht ungenügend, wonach man bald zur Textänderung greift und bald davon absieht? Und ist somit nicht die sogenannte höhere Kritik auf Sand gebaut? Das Erste ist zuzugeben, das Zweite nicht. Vielmehr erweitert sich die Aufgabe der kritischen Interpretation dahin, überall die Sonde analytischer Kritik anzulegen und den logischen Fortgang der Gedanken und ihre sprachliche Wiedergabe scharf zu untersuchen. Die Analyse des Textes ist die Grundlage jeder formalen kritischen Interpretation, sie ist die eigentliche Fehlerdiagnose der formalen Philologie. Die Heilung kann entweder in einem chi-

rurgischen Eingriffe bestehen oder in therapeutischer Behandlung. Die Richtigkeit eines Eingriffes im Sinne der Textkritik wird im letzten Grunde ja nur durch den Erfolg gegeben: wo die gewaltsame Einrenkung oder Amputation nicht glückt oder wo sie zuviel wegnehmen und das Leben des Patienten gefährden würde, unterbleibt sie. In dieser Auffassung ist die sogenannte höhere Kritik sogar nur die Vorstufe der Textkritik, also die niedere. Erst dadurch, daß sie tiefgreifende Lösungsversuche aufstellt und diese mit historischen Problemen über die Genesis des Textes verquickt, wird sie selbst zu einer verwickelten, divinatorischen Kritik, die mit einem Fuße in der formalen Interpretation steht und mit dem anderen bereits auf dem Boden historischer Synthese.

Eine vollständige Analyse löst jeden nicht einheitlichen Text in seine einzelnen Bestandteile auf. Jedoch scheiden sich bei einem stark zergliederten Texte in der Regel wieder größere Einheiten aus oder wenigstens Stücke von solchen, die zu sammeln Aufgabe einer neuen Recensio ist. Eine Auflösung in lauter Atome ist verkehrte Durchführung eines mißverstandenen, an sich richtigen Prinzipes. Die einzelnen Stücke müssen selbständig sein, sich nicht mit den anderen vertragen.

Die Apostelgeschichte hat man so zerpflückt, daß die Stücke einer ganzen Anzahl von Grundschriften, Bearbeitungen und Redaktionen zugewiesen werden konnten, während ich nur die Grundschrift des Lukas und eine streichende und erweiternde Bearbeitung mit Sicherheit erkennen zu können glaube (daneben freilich auch noch irgendwelches Quellenmaterial für die Erweiterungen). Vgl. *GGA. 1894, 577 ff.*

KLachmanns Zerlegung der Ilias in Einzellieder, die lose nebeneinander bestanden haben sollen, übersah über allen Näten und Fugen im einzelnen die großen Komplexe von Gesängen, die teils von dem Zorne Achills und dem Willen des Zeus handeln, teils ohne Rücksicht darauf gedichtet und in jenen Zusammenhang eingeschoben sind.

Anders liegt es, wenn nach UvWilamowitz unserer Odyssee eine ganze Anzahl älterer, aber ihr sehr ähnlicher Odysseen, eine vor der anderen, vorangegangen sein sollen. Auch hierfür scheinen mir nicht genügend alte und selbständige Bestandteile mit eigenem Leben durch die Analyse nachgewiesen zu sein.

6. Sobald man aus einem nicht in einem Gusse entstandenen Zusammenhange zwei oder mehr Bestandteile analytisch ausgeschieden hat, entsteht die Frage nach dem ὕστερον und πρότερον. Selbst die epische Gewohnheit, Wiederholungen anzubringen, überhebt den Kritiker nicht der Frage, welche der Dubletten die Merkmale ursprünglicher Konzeption aufweist. Kleinere Interpolationen geben sich stets als jüngere Zusätze, aber selbst diese können vorher aus einem anderen Zusammenhange von höherem Alter übernommen gewesen sein. Niemals genügt die Feststellung eines Widerspruches, wenn man ihn genetisch erklären will, sondern stets muß das Ursprüngliche von dem Sekundären geschieden werden.

Der Bericht des Antilochos vom Tode des Patroklos *Σ 18–22* ist älter als der ihm gewordene Auftrag des Menelaos *P 685–693*. Denn der Schluß ἀτὰρ τά γε τεύχε' ἔχει κορυθαίολος Ἕκτωρ ist in *Σ* gut stilisiert, müßte in *P* dagegen der indirekten Rede angepaßt sein: daß dies nicht geschehen, verrät den ungeschickten Nachahmer.

Es ist ein falsches Vorurteil, auch in großen Werken stets das Vorherstehende für älter zu halten als das im Texte Nachfolgende, also etwa α der Odyssee für früher gedichtet als β–δ oder die Bücher V–VII des Platonischen Staates früher verfaßt als Buch X. Solche Annahmen werden nicht nur im einzelnen widerlegt sondern bedürfen einer allgemeinen Korrektur. Ein Dramatiker faßt naturgemäß zuerst den tragischen Konflikt ins Auge und erst nachher die Exposition. Platon hat sich für seine Dialoge zuerst den philosophischen Gedankeninhalt klargemacht und dann erst den Gang der Disputation und die fast dramatische Einkleidung erfunden.

Thukydides wollte zuerst nur den Archidamischen Krieg schildern, noch ohne den Rückblick der Archäologie. Selbst die epischen Dichter haben ihre Stoffe nicht *ab ovo* disponiert, z. B. Vergil seine Aeneis ursprünglich nicht mit der Episode in Karthago beginnen lassen.

Diese Verschiebung in der Arbeit und den Plänen der Dichter und Denker nachzuweisen, ist die vornehmste Aufgabe der Analyse und der aus ihr sich unmittelbar ergebenden Synthese: es ist die Vollendung der psychologischen Kritik, die die Genesis der seelischen Vorgänge ermittelt.

Die Frage, ob ein Autor fremde Vorlagen benutzt oder statt eigener Entwürfe ein fremdes Werk überarbeitet hat, sowie ob statt eines Bearbeiters oder Verfassers mehrere bei einem Werke tätig gewesen sind, kommt für die Analyse zunächst gar nicht in Betracht und kann mit ihren Mitteln allein nicht beantwortet werden. Vgl. unten *S. 79f.*

Diogenes Laertios beruft sich in den von ihm eingelegten Stücken auf verschiedene Gewährsmänner wie Hippobotos, Favorinos, Diokles usw.: dadurch werden die Einlagen der Quellenkritik zugewiesen.

Wenn *Cicero, de leg. I 22f.* (*S. 74*) ein Stück benutzt aus einem stoischen Beweise für den Götterstaat, so kann das an sich aus einer eigenen Bearbeitung Ciceros herstammen, die man zwischen die Quellschrift und das Werk *de legibus* einschieben könnte: aber es ist unwahrscheinlich, schon weil Cicero in zu kurzer Zeit seine philosophischen Schriften verfaßt hat. – Außerdem müssen geschichtsphilosophischen Werken, in denen Schulmeinungen gegeneinander ausgespielt werden, stets Quellen zugrunde liegen.

Die psychologische Interpretation darf bei gelehrten Werken von vornherein mit Quellen rechnen, nicht aber lauter geistiges Eigentum des Bearbeiters voraussetzen. Umgekehrt geht die Kritik bei Dichtwerken gern von der Voraussetzung aus, daß sie im Kopfe des Dichters selbst entstanden sind, wenngleich bisweilen aus allerhand Ansätzen, Entwürfen und Teilausführungen erst zu dem schießlichen abschließenden Werke geworden. Unzweifelhaft haben Sophokles und Euripides oft ältere Dramen oder sonstige Poesie benutzt, aber sie haben den dramatischen Stoff in der Regel so stark umgeschmolzen und sich zu eigen gemacht, daß eine einfache Analyse diese Elemente selten mehr auszulösen vermag. Scharfsinnig hat neuerdings HDrachmann in die Genesis der Antigone einzudringen versucht (*Hermes XLIII 1908, 67ff.*). – Anders steht es mit den Homerischen Dichtungen, in denen so viel ungenügend verarbeitet nebeneinander liegt oder durcheinander geschoben ist, daß man die einheitliche Bearbeitung eines großen Geistes vermißt und nur eine mehr äußerliche Redaktion anzuerkennen vermag. Der Nachweis, daß bisweilen mehrere Schichten übereinander liegen und einzelne Rudimente über alle erhaltene Stoffgestaltung unserer Gesänge hinausragen, spricht zwar auch mehr gegen einen Dichter als für die Einheit, liefert aber keinen zwingenden Beweis, wie Goethes Faust und Schillers Don Karlos zeigen. Erst die Beobachtung der Sprache, Metrik und des gesamten Lebens lehrt, daß wir in den griechischen Epen den Niederschlag einer jahrhundertelang dauernden Entwickelung besitzen.

Es ist daher eine starke Überschätzung der formalen Analyse, wenn man ihr eine Bedeutung und Kraft zuschreibt, die der Vereinigung verschiedener sachlich-historischer Analysen zuzuschreiben ist. Nur die Bedeutung bleibt der Textanalyse, daß sie die Grundlage aller weiteren Forschung bildet.

Wie weit man die Wirkung der psychologischen Interpretation und Kritik ausdehnen will, ist schwer zu definieren. Die Herstellung der durch Analyse ermittelten

Entwürfe und Quellschriften wird man der sachlich-historischen Synthese zuzuschreiben geneigt sein, z. B. eine Urilias oder Achilleis, einen im Platonischen Staate aufgegangenen Dialog Thrasymachos, ein Urevangelium, die Πράξεις Παύλου des Lukas. Aber die Ansätze stecken schon in der zu Ende geführten formalen Analyse, insofern ihre Nutzanwendung als psychologische Kritik und Interpretation stattfindet. Die Scheidung des ὕστερον und πρότερον für die analytisch ermittelten Bestandteile des Textes sieht freilich wie eine rein historische Tätigkeit aus, entspringt aber teils unmittelbar der Analyse (z. B. bei Interpolationen) teils mittelbar. Wo nämlich psychologisches Abwägen der Wahrscheinlichkeiten (z. B. bei Dubletten) eintreten muß, hängt die Entscheidung in erster Linie von dem formalen sprachlich-metrischen Verhältnisse der verglichenen Stücke ab. Auch die Herstellung eines verlorenen Wortlauts, aus dem man hypothetisch Mißverständnisse und Fehler der erhaltenen Texte ableitet (vgl. *S. 69f.*), beruht lediglich auf einer Kombination, die im engeren Sinne des Wortes eine philologische ist. Freilich ist die formale Philologie, um dies leisten zu können, aus dem einfachen Mittel zu einem selbständigen Zweige der Wissenschaft geworden, den man am besten mit der Sprachwissenschaft zusammengliedern wird.

Es ist selbstverständlich, daß die psychologische Interpretation nicht nur mit den grundlegenden Ergebnissen der formalen Analyse arbeitet sondern alle anderweitig gewonnene Erkenntnis ebenfalls heranzieht. Aber ohne sie ist auch die Textanalyse nicht abgeschlossen. Wie die Richtigkeit des Verfahrens in der Textemendation erst durch das Gelingen, den Fund der gesuchten Verbesserung, gewährleistet wird, so bringt auch für die Analyse erst eine einwandsfreie synthetische Erklärung die Probe auf das Exempel. So lange noch mehrere Möglichkeiten der Synthese gleichwertig nebeneinander bestehen oder gar der Versuch einer transzendentalen Erklärung nicht gemacht ist, kann der Verdacht immer noch bestehen, daß die Analyse unvollständig oder falsch ist. Und darauf beruht bei verwickelten Problemen wie der Analyse der Homerischen Gedichte in Wahrheit das Auseinandergehen der Meinungen, das sich in den verschiedenartigsten Hypothesen zeigt. Unser Vertrauen in das Verfahren an sich wird dadurch nicht erschüttert, sondern ein Ansporn gegeben, die Grundlagen der Analyse immer schärfer auszugestalten und zu sichern.

Mit Berücksichtigung aller dieser Momente sucht die analytische Kritik ihr Ziel zu erreichen: die Texte nicht nur in ihrer zuverlässigsten Gestalt und so, wie sie aus der Feder des Autors selbst hervorgegangen sind, herzustellen, sondern darüber hinaus ihre Entstehung zu ermitteln. Die Zersetzung organischer Stoffe in ihre Elemente, wie sie die chemische Analyse lehrt, würde nicht ganz analog sein, weil die Geisteswissenschaften keine starren Elemente kennen: wohl aber ein Zerlegen in einfachere organische Verbindungen. Ohne dieses Verfahren ist ein volles Verständnis der vollendetsten organischen Gebilde des Menschengeistes, der Schöpfungen großer Dichter und Denker, unmöglich.

Ergänzend muß ihm dann freilich zur Seite treten die Betrachtung dieser Schöpfungen als einheitlicher Kunstwerke, ihres Aufbaues im ganzen wie der Durchbildung der einzelnen Teile. Da die Veranlagung der Interpreten hierzu im allgemeinen viel mehr neigt als zu auflösender Kritik, und da andrerseits die Bedingungen dieser wahrhaft 'höheren' Interpretation je nach dem Stoffe ganz verschiedene sind und von der formalen Interpretation völlig in die sachlich-historische übergehen, verzichte ich darauf, hierfür Regeln aufzustellen.

7. Endlich führt eine ästhetische Interpretation zu einer Wertkritik. Da es sich nur um relative Werte handelt, nicht um einen absoluten Maßstab, so ist es möglich das Werturteil in den engsten Grenzen zu halten, z. B. als Vergleichsmaterial nur einen bestimmten Kreis von Autoren oder nur eine Zeitepoche wie die des Autors selbst heranzuziehen; oder man kann versuchen, das Urteil so allgemein wie möglich zu gestalten. Je allgemeiner und allgemeingültiger das Werturteil ausfällt, um so mehr muß es auf die Mannigfaltigkeit der Details verzichten, während bei größerer Beschränkung die Einzelheiten der historischen Bedingtheit jedes Kunstwerkes mehr hervortreten.

Eine Methodik der ästhetischen Interpretation aufzustellen ist unmöglich, da hier das subjektive Gefühl des Interpreten zu stark mitspricht. Erfahrungsmäßig wird auf diesem Gebiete viel gesündigt, sobald der Boden sicherer historischer Erkenntnis verlassen wird: da stellen sich leicht viele schöne Worte ein. Ein sehr belesener und urteilsfähiger Kritiker mag sich aus dem Vergleiche der Schriften und Autoren unmittelbar ein Urteil bilden. Sonst empfiehlt es sich, Werke der Vergangenheit im Spiegel der Zeiten zu betrachten und in der Kritik ein eigenes, historisch fundiertes Urteil zu gewinnen. Die allermodernsten Werturteile haben dabei in der Regel wenig Wert für uns, weil wir ihnen nicht unbefangen gegenüberstehen.

Die Männer der Praxis sehnen sich oft nach umfassenden ästhetischen Arbeiten: ein Beweis, daß sie erwünscht sind, daß aber die Gelehrten heutigentages diesen Wünschen wenig nachkommen. Vielleicht ist das gut, denn die Praxis schafft sich ihre eigenen Werturteile mit Rücksicht auf den Kreis der Hörer, denen sie vorgelegt werden. Die Gelehrten haben meist ein anderes Forum vor Augen. Werke, in denen die verschiedenen Gesichtspunkte zu einer gewissen Einheit verschmolzen sind, wie *Vergils epische Kunst von RHeinze*[2]*, Lpz. 1908*, sind eine Seltenheit. Und doch beschränken sich auch solche Arbeiten auf eine mehr philologisch-historische Interpretation mit Bevorzugung der formalen Seite und verlieren sich nicht in das unendliche Gebiet universaler Vergleichung und ästhetisierender Reflexion. Damit würde das Gebiet philologischer Wissenschaft verlassen werden.

Zur Einführung des Anfängers ist ganz brauchbar das Buch *MoritzHaupt als akad. Lehrer von ChrBelger, Berl. 1879.* Auch andere Biographien geben gute Einblicke in die Probleme, die berühmte Forscher beschäftigt haben, mehr noch ihre gesammelten Werke. Besonders zu empfehlen die *ges. Schriften von JBernays, Berl., 2 Bde. 1885,* namentlich über philosophische Texte. Am vielseitigsten sind die von *AugBoeckh* in der *Encyclopädie* (s. S. *36*) gesammelten Beispiele.

Proben von Recensio liefern die Vorreden der kritischen Ausgaben.

Musterbeispiele der Emendation enthalten *INMadvigii Adversaria critica, Haun., Bd. I, 1871* (zu d. griech.), *Bd. II, 1873* (zu d. lat. Schriftstellern) und *Opuscula, Haun. 1834. 1843. FrRitschelii Opuscula philol., 5 Bde., Lpz. 1866—1879. KGabrCobet, Or. de arte interpr. Lugd. 1847, Variae lectiones, ib. 1854,* [2]*1873. Collect. crit. ib. 1878. MHaupt, Opusc. 3 Bde., Lpz. 1875/6. HSauppe, Ausgew. Schriften, Berl. 1896, ThBergksKl. phil. Schriften, 2 Bde., Halle 1884 6,* nicht zu vergessen der älteren: Jos. Scaliger, R. Bentley, G. Hermann. Das lehrreiche Studium dieser Meister wird heute viel zu sehr vernachlässigt.

Für die Analyse ist besonders *AKirchhoff, Die Composition der Odyssee, Berl. 1869* (aufgenommen in seine Ausgabe *Berl. 1879*) zu empfehlen. Auch *AKrohn, D. Platon Staat, Halle 1875.* Endlich ist unerläßlich, namentlich in Hinsicht der Interpretation, die Lektüre guter Kommentare und erklärender Ausgaben wie *Cicero de finibus ed. INMadvig*[3]*, Haun. 1876; Euripides' Herakles von UvWilamowitz II*[1]*, Berl. 1889, I u. II*[3] *1909.*

Methodisch falsch war es, daß *FSchleiermacher* die Kritik nach der Art der Fehler in der Überlieferung scheiden wollte: mechanische Fehler und bewußte Änderungen und Fälschungen sollten zwei besondere Kategorien begründen. Vom deduktiv-systematischen

Standpunkte aus mag das richtig sein: aber den Unterschied erkennt der Forscher erst, nachdem die Fehler behoben sind. Wer die beiden Kategorien von Fehlern als das Prius ansieht, schreibt damit den Objekten selbst geheimnisvolle Kräfte zu, die doch erst die Forschung aus sich heraus entwickelt. *PCauer* hat vier verschiedene Arten von Fehlern beobachtet, die er als Ausgangspunkte vier verschiedener Arten der höheren Kritik angesehen wissen wollte (*Grundfragen d. Homerkritik,* ² *Lpz. 1909, 363ff.*). Eine Widerlegung dieses Versuches ist *NJahrb. VII (1901) 198* gegeben. KLachmann hatte sich die Überzeugung von der ehemaligen Existenz der Einzellieder gebildet, bevor er seine scharfsinnige Analyse der Ilias (*S. 76*) durchführte; diese Voraussetzung über die Entstehung der nachzuweisenden Fehler und ihre Beschaffenheit hatte seinen sonst so scharfen Blick getrübt und in die Analyse synthetische Bestandteile gemischt.

V. SACHLICHE PHILOLOGIE UND GESCHICHTE

Die Geschichte der einzelnen Wissenschaften unterscheidet sich in ihrem Wesen nicht von der politischen Geschichte oder der Kriegsgeschichte. Ihre Grundlage bilden abgesehen von Ereignissen unserer Zeit, die noch nicht als historische gelten können, die Texte, die der Historiker Berichte und Urkunden oder allgemeiner Quellen nennt. Insofern ist alle Geschichtsforschung ihrem Ursprunge nach Philologie. Aber ihrem Endziele nach strebt die Geschichtsforschung über die Textquellen hinaus zur Erforschung und Darstellung der Ereignisse oder Tatsachen, die den Texten zugrunde liegen.

Der formalen Philologie kam es darauf an, jeden Text in der denkbar reinsten Gestalt herzustellen (Kritik) und durch eindringende Deutung und Zergliederung ein volles Verständnis herbeizuführen (Interpretation) bis zur Erkenntnis seines Entstehens (Analyse). Für die reale Philologie und Geschichtsforschung kommt die Herstellung des Wortlautes ihrer Texte nur als eine gewisse Vorbedingung in Betracht; die Vergleichung und Erschöpfung der erhaltenen Textquellen in erneuter Interpretation und inhaltlicher Analyse ist bereits Selbstzweck, ihre letzte und höchste Aufgabe aber die Rekonstruktion der verlorenen Primärquellen und der historischen Tatsachen selbst (Synthese). Dieser Parallelismus ist unverkennbar, wenn auch erst von HUsener (*S. 37*) richtig erkannt. Ein literarhistorischer Text in seiner Vereinzelung dient zunächst als Objekt der formalen Philologie und wird in seinem Wortlaute gereinigt, erklärt, analysiert. Dann, mit anderen literarhistorischen Texten zusammengestellt und verglichen, liefert er neue Gesichtspunkte für die sachliche Interpretation eines Philologen oder Literarhistorikers, Rückschlüsse auf verlorene ältere Werke und endlich auf die Literaturgeschichte. — Der Parallelismus geht aber noch bedeutend weiter, wie sich im folgenden zeigen wird.

1. Die Heuristik beschafft zunächst das Material in möglichster Vollständigkeit; alle parallelen Texte, alle Berichte über denselben Aberglauben oder dieselbe Schlacht, alle Verfügungen einer Behörde. Man kann Texte derselben Schrift mit verschiedenem Wortlaute, wie die beiden Fassungen von Aristoteles' Psychologie oder die so verschiedenen Rezensionen der Lukasschriften bei Blaß schon hierzu rechnen und noch bis zu Dokumenten gehen, die quantitativ und qualitativ nichts weiter miteinander zu tun haben, als daß in der Person des Schreibers oder Ausstellers, in der Gegend oder Zeit irgend ein einigender Zusammenhang gefunden wird — das kommt ganz auf den jeweiligen Zweck der Zusammenstellung an. Eine Sammlung von Militärinschriften kann darauf abzielen, die Herkunft der Mannschaften, die Namengebung, das Titelwesen, die Chargen oder dergl. zu klären. Wirtshausschilder und Wahlaufrufe in Pompeii sollen über das dortige Leben, Steuerquittungen, Mietskontrakte

und Testamente der ägyptischen Papyri über die Bevölkerung des Deltas oder die Bank von Arsinoe Auskunft geben. Zeugnisse für den lokalen Kult einer Gottheit können durch Zeugnisse auswärtiger Kulte oder die ihres Mythos ergänzt werden; dazu treten aufklärend Notizen über verwandte Kulte oder ähnliche Sagen, über das Vorkommen gleicher, gleichgebildeter oder stammverwandter Namen in Kulten, Sagen und im täglichen Leben. Was ich aber auch wissen will, ehe ich nicht das Material in tadelloser oder nach Umständen in leidlicher Vollständigkeit beisammen habe, kann ich keine Schlüsse ziehen.

Der geläufigste Fall ist die vergleichende Zusammenstellung zweier Berichte über dieselbe Schlacht, dieselbe diplomatische Verhandlung, dieselben mathematischen Lehren. Unter dem Namen *Plutarchs* ist uns eine Schrift περὶ εἱμαρμένης erhalten, deren Kern in lateinischer Sprache in *Chalcidius' Kommentar zu Platons Timaeus* wiederkehrt: große Partien stimmen fast wörtlich überein, andere zeigen durch ihre Abweichungen, daß es sich um verschiedene Bearbeitungen einer und derselben Grundschrift handelt. Die Bestimmung dieses Verhältnisses mit dem Nachweise der Übereinstimmungen und Abweichungen ist die erste Aufgabe der Recensio, die Zuweisung des Gemeinsamen an die gemeinsame Quelle ihre zweite Aufgabe. Eine Herstellung des Wortlautes liegt dabei der realen Philologie fern: falls sie möglich ist, überweist sie diese Aufgabe ihrer Schwester, der formalen Philologie, die mit ihr Hand in Hand arbeitet.

Natürlich muß der Inhalt jeder einzelnen Textquelle klar und nach jeder Seite hin erschöpft sein, bevor der Vergleich mit anderen angestellt werden darf. Mängel in dieser Beziehung müssen rechtzeitig, im Notfalle während der Arbeit beseitigt werden. Auch das Alter, die Provenienz, die Vollständigkeit und Glaubwürdigkeit jeder Textquelle muß geprüft werden. Eine möglichst genaue Datierung ist unerläßlich. Auch über den Charakter wird sich wenigstens ein ungefähres, grobes und vorläufiges Urteil fast überall durch äußere Daten oder aus dem Inhalte ergeben, z. B. ob der Verfasser ein Fachschriftsteller oder Dilettant ist, ein Zeitgenosse, vielleicht Augen- und Ohrenzeuge, oder ein Späterlebender, ob er einen zuverlässigen Eindruck macht oder leichtgläubig erscheint, ob gelehrt, belesen, phantastisch, tendenziös und dergl. Diese Urteile bedürfen freilich einer Revision im Laufe der Untersuchung.

Eine weitere Vorfrage betrifft die Abgrenzung der Textquellen oder der zur Vergleichung kommenden Abschnitte. Eine Spezialabhandlung wie *Ps. Plutarch, de fato* ist nicht mit einem umfassenden Werke wie *Chalcidius* in seiner Gesamtheit zusammenzustellen, sondern nur mit den einschlägigen Kapiteln; aus den alten Sammlungen des Athenaios, Stobaios, Konstantinos Porphyrogeneta sind die jedesmal in Betracht kommenden Notizen herauszuholen; für die Schlacht von Salamis haben neben den Berichten der historischen Werke eine Anzahl Verse der Perser des Aischylos Bedeutung. Je nach dem Zwecke der Untersuchung variiert die Abgrenzung des in Betracht zu ziehenden Materiales.

Man hat sich zu hüten, allzu große Partien aufzunehmen, um nicht Fremdes einzumischen. Jede Verwertung der Schriften von Eklektikern wie Cicero und Seneca läuft Gefahr, Lehren verschiedener Schulen, die mehr zufällig zusammenstehen, für einheitlich zu halten. JBernays hat (*RhMus. VIII 1853, 561 ff.* und *Zwei Abh., Berl. 1880, 137 ff.*) Spuren peripatetischer Lehren in einem byzantinischen Traktate über die Komödie beobachtet und daraufhin die ganze Erörterung mit ihrem späteren Schematismus als einen ungeschickten Auszug dem angeblich einst vorhanden gewesenen

zweiten Buche der aristotelischen Poetik zugewiesen. FrNietzsche hat Spuren des im Anfange des 4. Jahrh. lebenden Alkidamas in dem *Wettstreite Homers und Hesiods* gefunden und daraufhin die ganze späte Schrift auf das *Museion* des *Alkidamas* zurückgeführt (*RhMus. XXV 1870, 528ff.* und *XXVIII 1873, 211ff.*). Unzählige historische Dissertationen haben derartige Beobachtungen verallgemeinert unter dem Einflusse eines zeitweilig im vorigen Jahrh. herrschenden Vorurteiles, das als das Einquellenprinzip bekannt ist. Eine genauere Aussonderung des beweiskräftigen Materiales bewahrt vor solchen aprioristischen Fehlschlüssen. Die Abgrenzung und Aussonderung hat auf Grund einer eindringenden Analyse zu erfolgen, wie sie im Vorigen *S. 69ff.* erörtert worden ist. Falls dann doch noch zu umfassende Abschnitte aufgenommen worden sind, müssen die Fehler während der Vergleichung mit den Parallelquellen berichtigt werden.

Größer ist die umgekehrte Gefahr, daß der Rezensent die Stücke zu knapp aushebt: dieser Fehler läßt sich ohne eine erneute durchgreifende Rezension nicht beseitigen.

Welches der vielen verlorenen Werke über Geschichte der Philosophie bei der Abfassung des einzigen erhaltenen dem *Diogenes Laertios* vorgelegen hat, ist strittig; nur die sekundäre Heranziehung des Hippobotos, Favorinus u. a. geklärt. Nun hat HUsener aus einem hier nicht zu erörternden Grunde vermutet, die Hauptquelle sei die Philosophengeschichte des Nikias von Nikaia (unbekannter Zeit) gewesen, aus der *Athenaios* fünf namentliche Zitate gibt (*FHG. IV 464*). Diogenes nennt ihn nicht. Aber Usener stellt fünf Diogenesstellen dazu, um zu beweisen, daß hier dieselben Nachrichten vorliegen. Hebt man die ganzen Stellen aus, so verkehrt der Beweis sich in sein Gegenteil.

Erstens *Athen. XIII 591f.* καὶ Βίων δ' ὁ Βορυσθενίτης φιλόσοφος ἑταίρας ἦν υἱός· Ὀλυμπίας Λακαίνης, ὥς φησι Νικίας κτλ.

Diog. IV 46 Βίων τὸ μὲν γένος ἦν Βορυσθενίτης· ὤντινων δὲ γονέων .., αὐτὸς Ἀντιγόνῳ διασαφεῖ .. folgt Bions Brief an Antigonos, in dem seine Eltern nicht genannt werden.

Zweitens soll der Stoiker Persaios von Kition seinen von ihm sklavisch verehrten Lehrer Zenon als seinen (zweiten) Vater betrachtet haben. Daraufhin verdrehte Bion die Inschrift Περσαῖον Ζήνωνος Κιτιᾶ mit einem Kalauer in Περσαῖον Ζήνωνος οἰκετιᾶ, und spätere Autoren, die den Ursprung dieser Angabe nicht kannten oder den Witz nicht durchschauten, glaubten wirklich, Persaios sei Sklave gewesen:

Ath. IV 162e (nach der Anekdote von Bion) ἦν γὰρ ὄντως οἰκέτης γεγονὼς τοῦ Ζήνωνος, ὡς Νικίας ὁ Ν. ἱστορεῖ κτλ.

Diog. VII 36 .. Περσαῖος Δημητρίου Κιτιεύς, ὃν οἱ μὲν γνώριμον αὐτοῦ (sc. Ζήνωνός φασι) οἱ δὲ οἰκέτην ἕνα κτλ.

Athenaios schließt sich also in seinem Zusatz an den kurzsichtigen Nikias an mit der ausdrücklichen Versicherung, der Klatsch beruhe auf Wahrheit, während Diogenes beide Behauptungen ohne eigene Entscheidung wiedergibt, zu der zweiten aber hinzufügt: Persaios werde als einer der von Zenon zu Antigonos entsendeten Literaten genannt. Auch das Folgende weicht ab: Diogenes führt ein Verzeichnis von zehn Schriften des Persaios auf, Athenaios nur Tischgespräche in zwei Büchern, die gerade unter jenen zehn Titeln fehlen. Also hat Diogenes eine andere Quelle benutzt.

Gleichartige Abweichungen ergeben die übrigen drei Stellen über Alexamenos, den Alkyon Platons und die Jugendgeschichte des Apostaten Dionysios: Diogenes beruft sich auf andere Autoren für seine Angaben, die auch zum Teil etwas abweichen. Die Zusammenstellung der vollständigen Parallelen (*AGercke, de quibusdam Laert. Diog. auctoribus, Greifsw. Univ. Beilage 1899, 11ff.*) läßt darüber keinen Zweifel, daß es sich nur um ähnliche, nicht gleiche Berichte derselben Vorlage, handelt.

Die Zusammenstellung literarischer Texte geschieht mit der ausdrücklichen Absicht, ihre innere Verwandtschaft festzustellen und möglichst zu der gemeinsamen Quelle vorzudringen, die man mit dem Archetypus der Hdss. vergleichen kann.

Wenn nur eine einzige Textquelle vorhanden ist, muß man sich mit ihr begnügen: ihre Ausnützung und Erschöpfung pflegt dann um so wichtiger und zugleich schwerer zu sein.

Liegen neben einer alten Textquelle daraus geflossene Quellen vor, so kommen sie fast nur in Betracht, wenn man das zusammengeschmolzene Wissen oder die veränderte Auffassung einer späteren Zeit untersuchen will. Diese Entstellungen treten bisweilen früh, fast gleichzeitig ein, z. B. bei griechischen Rednern in falschen Zitaten von Volksbeschlüssen und Gesetzen, die doch uns noch z. T. im ursprünglichen Wortlaute auf Stein eingemeißelt vorliegen. Auch die Legendenbildung pflegt den historischen Vorgängen, die sie entstellt, auf dem Fuße zu folgen. Jedoch kann auch ein jüngerer Historiker die Tatsachen einer älteren Überlieferung benutzen und sie doch in anderem Lichte darstellen: so hat es Ephoros mit Herodot, Tacitus mit Plinius gemacht.

Sobald der abgeleitete Bericht wirklich Neues bringt, kann er nicht einfach beiseite gelassen werden. Hat er die erhaltene Vorlage in einer reineren Gestalt benutzt, kommt das mindestens der formalen Philologie zur Herstellung des ungetrübten Wortlautes zugute.

Meist stehen Parallelberichte nicht in einem unmittelbaren Abhängigkeitsverhältnisse: dann ist ihre Verwandtschaft und der Grad der Verwandtschaft zu untersuchen. Die Abhängigkeit von einer gemeinsamen Vorlage muß sich immer ergeben, wo keine Deszendenz vorliegt, und kommt zum Ausdrucke in Fehlern, Auslassungen usw. bald auf der einen, bald auf der anderen Seite. Aber weitere verlorene Zwischenglieder nachzuweisen wird kaum möglich sein, wo nur zwei Texte erhalten sind, die selbst keine Quellenangaben enthalten oder sonst der Analyse Anhaltspunkte zur Zergliederung bieten.

Plutarchs Bioi des Galba und Otho stimmen wunderbar genau mit großen Partien von *Tacitus' Historien* überein, einige geistreiche Aussprüche sogar wörtlich. Die griechischen Biographien können aus verschiedenen Gründen nicht die Vorlage des römischen Geschichtswerkes gewesen sein, und da man früher dem Tacitus eine starke Abhängigkeit von anderen Autoren nicht zutraute, setzte man ihn als Gewährsmann Plutarchs an, bis ThMommsen 1869 (*Hermes IV 1869, 295 ff.* = *Ges. Schriften VII 224 ff.*) nachwies, daß Plutarch bisweilen den ursprünglicheren Zusammenhang und Einzelheiten bewahrt hat, die Tacitus nicht aufgenommen hat. Folglich hängen beide von einem verlorenen Geschichtswerke ab. Daß wir dieses namhaft machen können (Mommsen irrig Cluvius Rufus, HNissen, *RhMus. XXVI 1871, 497 ff.* gewiß richtig Plinius), verdanken wir der gelegentlichen Berufung der Autoren auf die von ihnen benutzten Autoren und sonstigem Quellenmaterial.

Für einen Teil der großen Sammlungen des *Johannes von Stoboi* (5. Jahrh.) zeigt eine parallele Sammlung eines gewissen *Theophilos von Antiocheia* (um 180 n. Chr.) gleiche Anordnung (*HDiels, RhMus. XXX 1875, 172*). Beide gehen auf eine gemeinschaftliche ältere Quelle zurück, deren genauere Bestimmung schwer möglich ist.

Verwickelter wird das Verwandtschaftverhältnis, wo mehr als zwei selbständige Textquellen erhalten sind. Dabei dürfen die durch Analyse aus einem Texte gelösten Stücke als selbständige gelten, z. B. die beiden sich fortlaufend entgegengesetzten Berichte in *Plutarchs Artaxerxes* oder die im Grunde unvereinbaren Lehren der Stoiker und Peripatiker in *Ciceros Laelius*. Jedes dieser Stücke muß mit den nächst verwandten Parallelquellen zusammengeordnet werden, z. B. die stoischen Lehren des Laelius mit den ausführlichen Abrissen der stoischen Ethik in anderen Werken Ciceros und bei sonstigen Autoren, und die peripatetischen Lehren mit den dürftigen Bruchstücken von Theophrasts Schrift περὶ φιλίας und dem reichen Materiale

der unter Aristoteles' Namen überlieferten drei Werke über Ethik. Das ergibt dann zwei verzweigte Stammbäume.

Nach einer schlagenden Beobachtung von H. Diels haben unbekannte Schriftsteller dem Xenophon als Lehrer gegeben den Athener Boton und den Archelaos, und die Flüchtigkeit eines Referenten (ich vermute: des Hippobotos) hat dann aus Xenophon den Xenophanes gemacht, der nun als Schüler der beiden erheblich jüngeren Philosophen auftritt bei *Diog. Laert. IX 18* und *Ps. Lukian Makrob. 20* (*Vorsokr. I² 34; II 1, 656*). Durch diesen gemeinsamen Fehler rücken beide Berichte, im Gegensatze zu der sonstigen Überlieferung, eng zusammen, gerade wie zwei Hdss., die denselben Fehler aufweisen. Die übrigen Nachrichten werden aber dadurch, daß sie den Fehler nicht haben, unter einander nicht enger verknüpft.

Die ausführliche Diadochengeschichte des Hieronymos von Kardia (um 270 v. Chr.), aus der alle späteren Historiker wahrscheinlich geschöpft haben, ist uns verloren: die noch nicht gelöste Aufgabe der Forschung ist, ihre Verzweigungen bis in die erhaltenen Berichte hinein zu verfolgen und deren Affiliation klar zu stellen. Aber in solchen Fällen kann man niemals von dem verlorenen Originalwerke ausgehen, dessen Spuren man verfolgt, sondern muß wie bei den jungen Hdss. zunächst die abgeleiteten Quellen für sich untersuchen und unter sich vergleichen, um die nächsten Anverwandten jedes einzelnen Textes zu bestimmen und dann allmählich zu umfassenden Gruppierungen aufzusteigen und sich so der ursprünglichen gemeinsamen Vorlage zu nähern.

2. Diese grundlegende Aufgabe fällt der Recensio zu, mag sich nun der Rezensent einen Philologen oder Historiker nennen. Den Wert dieser Herstellungen und der primären Quellen an sich braucht man nicht zu begründen.

Dafür, wie gleichartig Quellenkritik und Kritik und Recensio von Hdss. sind, vgl. *S. 40ff.*; hier nur noch ein Beispiel.

Von Euripides' Troades gibt es eine französische Übersetzung aus der Mitte des 16. Jahrh. (Hds. in Chantilly Nr. 1688), die wahrscheinlich nach einem Drucke des griechischen Textes angefertigt ist. Dafür spricht die Wiedergabe des verderbten Verses *293* εἶτα τὰς εἰλεγμένας καὶ τοῖσιν ἄλλοις αἰχμαλώτιδας λέγω durch *Je vous viendray dire apres a qui deue Est pour esclave et servante chascune de vous.* Die älteren lat. Übersetzungen geben hier *deinde sortitas etiam aliis captivas eligam* (*Camillus 1541*), *deinde et alias, prout sors tulit, aliis captivas accenseam* (*Stiblinus 1562*) und freier *deinde delectus captivas educi iubeo reliquas* (*Melanchthon 1558*). Jedoch scheint mir die Akteinteilung des Stiblinus nach V. *82, 428* und *1026* dem französischen Übersetzer bekannt gewesen zu sein, also wohl seine Arbeit ihm neben dem griechischen Originale vorgelegen zu haben. Vgl. *CKuntz, Untersuchungen usw., Greifsw. Diss. 1909, 35.* Es ist müßig zu fragen, ob die Untersuchung dieses Abhängigkeitsverhältnisses der Quellenkritik oder der Rencensio zuzuweisen ist.

Da nur ein verschwindend kleiner Teil der antiken Literatur erhalten ist, gilt es zunächst, die Lücken möglichst auszufüllen. Dazu dienen die Fragmentsammlungen. Keine Schrift, kein Autor läßt sich vorher genügend behandeln. In erster Linie kommen dabei die namentlichen Zitate in Betracht, in zweiter Linie die hypothetisch einem Autor oder einer Schrift zugewiesenen Verse, Sätze, Lehren. Politiker, Philosophen und Theologen gewähren den großen Vorteil, daß sich ihr Partei- oder Schulstandpunkt leicht verrät auch da, wo der Name nicht genannt ist.

So konnte ich den fanatischen Haß des Plinius gegen Nero als Leitfossil benutzen, um die Benutzung seines Geschichtswerkes bei Sueton und Cassius Dio, z. T. auch bei Tacitus nachzuweisen (*Senecastudien, Lpz. 1895, 168ff.*). Chrysipps Verbindung der Schicksalslehre mit der freien Willensbestimmung ist so charakteristisch, daß der *terminus* συνείμαρται (oben *S. 64*) überall, sogar bei dem Christen Origenes, die Kenntnis dieser Lehre und die unmittelbare oder mittelbare Lektüre seines zweiten Buches περὶ εἱμαρμένης verrät. Dadurch wird eine Fragmentsammlung wesentlich vervollständigt und die Herstellung verlorener Werke erst ermöglicht.

Niemand vermag weit versprengte Trümmer zu überschauen, zumal wenn sie in ihrer Vereinzelung winzig klein erscheinen. Annähernd in den ursprünglichen Zusammenhang eingereiht, vermögen sie nicht nur über Sprache und Metrik des Verfassers sondern auch über seine Auffassung, Stellung, Absicht und Leistung ein wirkliches Bild zu liefern.

JBernays hat nachgewiesen, daß der größte Teil von Porphyrios' Schrift über die Enthaltsamkeit von Fleischnahrung fast wörtlich *Theophrastos' Schrift über Frömmigkeit* entlehnt ist: obwohl also die Lehren und Belege schon vorher bekannt waren, bedeutet dieser Nachweis eine ungemeine Bereicherung unseres Wissens. Jedem Philologen und Historiker sei der klassische Beitrag zur Religionsgeschichte, *Berl. 1886,* angelegentlichst empfohlen. – FGWelckers Werke *Der epische Cyclus* (*2 Te., Bonn 1849 u. 1865*) und *Die griech. Tragödien mit Rücks. auf d. ep. Cyclus geordnet* (*3 Bde., Bonn 1839–41*) haben fast nur Zitate zusammengebracht und feinsinnig besprochen: trotzdem bedeuten sie für die antike Literaturgeschichte fast eine Schöpfung aus dem Nichts. Vor dem Erscheinen von HDiels' Doxographen wußte man mit den Placita des Stobaios und Pseudoplutarch wenig anzufangen und konnte ihre Bedeutung nicht ermessen.

Somit erscheint schon die einfache Sammlung und kunstlose Zusammenstellung der Fragmente und sonstigen Zitate als eine grundlegende wissenschaftliche Leistung, die Gediegenheit im einzelnen vorausgesetzt. Praktisch kommt es natürlich selten vor, daß die Zitate so tadellos erhalten sind, daß eine textkritische Behandlung sich erübrigt. In der Regel ist die wissenschaftliche Behandlung solcher versprengten Reste durchaus nicht einfach, aber der Ertrag ist, namentlich wo auch aus den nicht namentlich erhaltenen Bruchstücken der Philosophen, Historiker u. a. Prosaiker die sachliche Ergänzung hinzutritt, ein sehr erheblicher.

Ein unscheinbarer Beleg ist folgender. Wir besitzen durch *Athenaios X 415e* ein Fragment des Nikolaos von Damaskos über Mithradates (*77*: *FHG. III 415*), das sich inhaltlich mit einer Ausführung *Plutarchs q. symp. I 6, 624a* deckt, nur daß dieser in demselben Zusammenhange noch mehr mitteilt. Die Zusammenstellung der Recensio liefert also für Plutarch den Namen seines Gewährmannes, für das namentliche Bruchstück bei Athenaios eine inhaltliche Erweiterung.

3. Die sachliche Interpretation erklärt zunächst naiv, ohne jeden Nebengedanken an Kritik, die Texte auf Grund sachlichen Wissens, wie die formale Interpretation auf Grund der grammatisch-stilistischen und rhythmisch-metrischen Kenntnisse. Auch bei einem Mathematiker und Mediziner handelt es sich darum, daß er seine Gedanken durch die Sprache ausdrückt, und insofern unterliegt sein Text auch der formalen Erklärung. Da aber seine Sprache eine Fülle fachmäßiger Ausdrücke enthält und seine Gedanken Operationen folgen, die dem Laien nicht geläufig oder ganz unbekannt sind, bedürfen sie einer fortlaufenden Deutung aus der einzelnen Fachwissenschaft heraus. Jeder Philosoph schafft sich eine eigene Terminologie, so daß stoische und epikureische Werke in vielen Einzelheiten nicht ohne besondere Erklärung verstanden werden. Auch die Geschichtsschreiber setzen meist viel mehr Tatsachen voraus, als die gefällige Darstellung vieler verrät, und die Knappheit der meisten inschriftlich oder handschriftlich erhaltenen Urkunden erscheint auf den ersten Blick oft unverständlich. Nur das sachliche Wissen der einzelnen Fachwissenschaften kann das Material für diese Erklärungen liefern.

Jede Textinterpretation muß aber zunächst von innen heraus, aus den Worten des Textes selbst, erfolgen. Erst wo diese dunkel bleiben oder ihre Bedeutung und Tragweite nicht ohne Heranziehen äußerer Daten und Zeugnisse erschöpfend festgestellt werden kann, sind diese nachträglich zu verwerten. Ein vorzeitiges Heranziehen gefährdet die Unbefangenheit des Interpreten und die objektive Richtigkeit der Deutung.

Falsche Deutungen sind hervorgerufen durch die fast allgemein angenommene These von CReinhardt, daß der ungenannte Redelehrer, gegen den *Isokrates* in seiner *Sophistenrede 13, 9–13* polemisiert, der Improvisator Alkidamas sei. Daraufhin haben die einen diesem Ansichten zugeschrieben, die den Äußerungen in Alkidamas' Sophistenrede direkt widersprechen; umgekehrt habe ich versucht, einen Einklang durch Deutung und an zwei Stellen sogar durch Textänderung der Ausführungen des Isokrates zu erzwingen. Dagegen hat jetzt HRäder (*RhMus. LXIII 1908, 500*) die These selbst aufgegeben, indem er einwandsfrei konstruiert *13, 9* ὥστε χεῖρον γράφοντες τοὺς λόγους (ἢ τῶν ἰδιωτῶν τινὲς αὐτοσχεδιάζουσιν) ὅμως ὑπισχνοῦνται κτλ.: ἢ für ἢ ὡς läßt sich belegen. Damit fallen alle Umdeutungen und Textänderungen, der Gegner des Isokrates wird für uns wieder namenlos und auch anderes dunkel.

In denselben Fehler ist HRäder seinerseits verfallen beim Schlusse des Platonischen Phaidros. Hier bezeugt Sokrates dem Redner Isokrates, daß er eine philosophische Ader habe (φύσει γάρ, ὦ φίλε, ἔνεστί τις φιλοσοφία τῇ τοῦ ἀνδρὸς διανοίᾳ), obwohl der Belobte niemals Philosophie im Sokratisch-Platonischen Sinne getrieben hat, und dies zur Zeit, als Platon den Dialog verfaßte und Isokrates mindestens ein Vierziger war, völlig feststand. Im übrigen wird dieser in der Fiktion des Dialoges als ein gutbeanlagter Jüngling geschildert, dem Lysias weit überlegen; und Sokrates weissagt ihm, daß er in seinem Redengenre alle übrigen Konkurrenten wie ein Erwachsener Kinder überflügeln und sich dereinst vielleicht in göttlichem Impulse sogar zu noch Höherem aufschwingen würde (*279a*). Da Platon sich sonst, sicher in der späteren Zeit, als heftiger Gegner des Isokrates zeigt, erklärt HRäder, zwischen den beiden habe stets nur Feindschaft geherrscht, und will darum mit vielen anderen Interpreten (vgl. *Herm. XXXII 1898, 365*) Platons Prophezeiung zu einem schlecht verhüllten Tadel umdeuten. Aber freundschaftlichen Verkehr der beiden Zeitgenossen setzte sogar der Peripatetiker Praxiphanes (um 300) in einem Dialoge voraus. Und auch wenn man solch altes Zeugnis nicht hätte, würde die einfache Interpretation die Umkehrung der glänzenden Prophezeiung in offenen oder versteckten Tadel verbieten.

Aber sobald mehrere Paralleltexte oder, was in der Sache dasselbe ist, Testimonia des Textinhaltes zur Verfügung stehen, verschiebt sich die Stellung der Interpretation zur Rezension. Denn die Auswahl und Abgrenzung dieser Zeugnisse und Parallelen kann nicht erfolgen, bevor die sachliche oder inhaltliche Erklärung bis zu einem gewissen Grade gediehen ist, weil ja der übereinstimmende Wortlaut als Kriterion ausscheidet. Die ersten Ansätze einer zunächst naiven, unkritischen Interpretation treten also hier bisweilen sehr früh, ja fast von Anfang an auf: der einzelne Text wird sachlich erklärt, bevor die Recensio weiteres Vergleichsmaterial hinzufügt, das auch für sich inhaltlich erklärt sein will. Andererseits wird die Erklärung nach dem Zustandekommen einer Rezension weiter gefördert. Beide Operationen arbeiten sich also mehr in die Hände als bei der formalen Philologie.

Natürlich macht es einen großen Unterschied, ob der Text eines Dichters oder Gelehrten, eines Fachmannes oder Laien usw. zu erklären ist. Und darum darf die formale Interpretation trotz ihrer grundlegenden Bedeutung nicht allein das Wort führen sondern muß sich mit der sachlichen Erklärung vertragen und von ihr lernen, sonst läuft sie Gefahr, allzu mechanisch zu werden, charakteristische Unterschiede der einzelnen Gattungen oder Individualitäten zu übersehen und der Freiheit eines Dichters oder Gelehrten spanische Stiefel anzuzwängen. Wer z. B. die strengen Anforderungen einer philosophisch durchdachten, bis in die verbindenden Satzpartikeln und Termini hinein ausgeklügelten Beweisführung an die lockeren freien Erzählungen eines Epikers oder Tragikers legt oder gar in satirischen Diatriben und den Stücken der alten Komödie einen strengen Aufbau und wohlgegliederte Disposition sucht, wird der Absicht der Verfasser nicht gerecht. Umgekehrt kommt es bei trockenen gelehrten Abhandlungen nicht auf eine künstlerische Gruppierung des Stoffes an, wie sie etwa in Platons Dialogen vorliegt, sondern auf rein sach-

liche Gesichtspunkte, bei Historikern z. B. in erster Linie auf chronologische Ordnung ihres Materiales.

Pausanias I 6ff. gibt ein Stück Diadochengeschichte, das schlechte Exzerpt aus dem besten Berichterstatter, Hieronymos von Kardia. Da darf der Interpret nichts aus den Worten herauspressen wie bei dem Originale einer philosophischen Erörterung oder einer feinstilisierten Dichtung, was den Daten widerspricht. Man hat treffend beobachtet, daß sich die ersten Worte von § 6 auf den Winter 307/6 beziehen müssen und davor der Bericht über die wichtigen Jahre 311–307 ausgefallen ist; die Worte ἐς Λιβύην ἐπύθετο στρατεύειν Πτολεμαῖον ἀφεστηκότων Κυρηναίων in § 5 gehen auf Ereignisse der Jahre 315/3. In § 8 werden der Tod des Antigonos (301) und noch jüngere Ereignisse berichtet, und sodann abermals ein Aufstand Kyrenes: Κυρήνης δὲ ἀποστάσης Μάγας . . ἔτει πέμπτῳ μετὰ τὴν ἀπόστασιν εἶλε Κυρήνην. Man kann also nicht den bestimmten Artikel μετὰ τὴν ἀπ. auf § 5 zurückbeziehen, diese beiden Aufstände zusammenwerfen und die 6 Jahre 313–308 für die 4 bis 5 Jahre des letzten Aufstandes erklären, wie das JVahlen (*S.Ber.Berl.Ak. 1888, 1382*) u. a. tun. Wir wissen, daß Soter (*Suid.* Πτολεμαῖος), als er 308 in Korinth die Befreiung Griechenlands feierte, die Nachricht von einem Aufstande Kyrenes erhielt und sich daher plötzlich abzureisen entschloß. Also erlebte der erste Ptolemaios mindestens drei Aufstände (trotz UKöhler, *S.Ber.Berl.Ak. 1891, 209*). Der Chronist hat in § 8 keinen Nachtrag zu § 5 geliefert: der wäre unverständlich; wohl aber hat der Exzerptor versäumt, ein αὖ oder πάλιν vor ἀποστάσης zu geben, wie der Philologe von einem guten Stilisten erwarten würde.

Sobald die sachliche Interpretation auf Schwierigkeiten stößt, verwandelt sie sich aus einer naiven in eine kritische und benutzt nicht nur das Wissensmaterial sondern sucht durch logische Schlüsse, die über die Einzelüberlieferung hinausführen, die Schwierigkeiten zu beseitigen. Die Anstöße können irrigen Voraussetzungen oder der Unkenntnis des Interpreten entspringen. Oder sie sind in einer fehlerhaften Überlieferung, die oft durch Textemendation zu bessern ist, z. B. in einem verschriebenen Namen oder Datum oder einem beim Abschreiben verlesenen Terminus technicus. Derartige Fehler und Besserungen sind bereits bei der formalen Philologie vorweg mitbesprochen worden. Auch kommt es vor, daß die Fehler erst durch moderne Textkonjekturen und Ergänzungen in den Text hineingetragen worden sind und nunmehr einer Revision unterliegen.

Für den unbekannten Ort Λαμούσιον bei *Ps. Plut. Parall. min. 14* emendiert *FBücheler, Berl.ph.W. 1908, 510* nach *Prop. IV 8, 3* u. a. *Lanuvium* (Λανούϊον). Der Ersatz des verderbten beruht auf geographischem Materiale, der von *quam aeque* durch *squamaeque* (*oben S. 65*) auf zoologischem.

Es macht einen gewissen Unterschied, ob man den attischen Volksbeschluß *IG. I Suppl. p. 14* auf Verhandlungen oder Verträge mit der Stadt Korinth im Jahre 427 v. Chr. bezieht oder, wie AWilhelm tut (*Mélanges Nicole, Basel-Genf 1905, 597*), ihn als Ehrendekret für einen Mann namens Korinthios ergänzt.

Die Anstöße können aber auch auf einer fehlerhaften Überlieferung beruhen, die keine Textänderung verträgt. Dann hat man die sachlichen Schwierigkeiten und Fehler als solche anzuerkennen und die Irrtümer der Berichterstatter als Menschlichkeiten hinzunehmen, wie die grammatischen und metrischen Verstöße mancher Autoren.

Herodot gibt dem Nilpferde die Mähne und den Schwanz des Pferdes (*II 71* λοφιὴν ἔχον ἵππου . . οὐρὴν ἵππου καὶ φωνήν). Das darf man, so falsch es ist, nicht ändern, weil das eine durch Arist. (χαίτην μὲν ἔχει ὥσπερ ἵππος), das andere durch Agatharchides bei Diodor (ὦτα καὶ κέρκον καὶ φωνὴν ἵππῳ παρεμφερῆ) geschützt wird, vgl. *HDiels, Herm. XXII 1887, 432.*

In den platonischen Dialogen begegnen uns starke Widersprüche in bezug auf die Szenerie und ihre Zeit, die ungenau zu den Anachronismen gezählt werden. So werden im Protagoras Perikles und seine Söhne als lebend erwähnt (*315a, 319e, 328c*), von denen der Vater als letzter 429 gestorben war; dagegen sollen im Jahre, bevor das Gespräch ge-

führt wurde, die Wilden des Pherekrates aufgeführt worden sein (*327d*), während in Wirklichkeit dieses Stück erst 420 gedichtet und an den Lenaien aufgeführt worden ist. Noch stärkere chronologische Widersprüche enthält Platons Gorgias. Aber mit textkritischen Gewaltmitteln kann man diesen Verstößen nicht beikommen.

Bisweilen lassen sich die Anstöße durch eine grammatische Interpretation beseitigen. So ist es JVahlen durch seine meisterhafte Beherrschung der antiken Sprachen gelungen, z. B. in Aristoteles' Poetik viele Anstöße sachlicher Art zu beseitigen, die bei besserer Kenntnis des Sprachgebrauches schwinden: meisterhaft sind u. a. seine vier *Beiträge zu Ar. Poet.* (*S.Ber.Ak.Wien, L 265ff. LII 89ff. LVI 213ff.* u. *351ff. 1865–67*). — Umgekehrt werden häufig grammatische und sonstige Schwierigkeiten aller Art durch überlegenes sachliches Wissen behoben.

Was die Bezeichnung Parapegmata für Kalender und chronologische oder astronomische Tafeln bedeute, war unklar geblieben, bis 1903 in Priene ein Kalender auf Stein gefunden wurde, der am Rande Löcher zum Einstecken metallener Stifte zeigt, die den Kalender für jedes einzelne Jahr abzuändern und als immerwährenden zu gebrauchen ermöglichen (vgl. *HDiels und ARehm, S.Ber.Berl.Ak. 1904, 92ff.*).

In allen Fällen ist aber die scharfe Diagnose des wirklichen oder vermutlichen Fehlers nötig, namentlich die Beantwortung der Frage, ob es sich um eine Einzelheit handelt oder um die gesamte Wiedergabe, Auffassung usw. Die einzelnen chronologischen Verstöße bei Platon sind deshalb nicht anzutasten, weil sie in manchen Dialogen wiederkehren. Wenn die Berichte über die Schlacht bei Kunaxa bald den Artaxerxes verwundet sein lassen, bald sein Eingreifen in den Kampf leugnen, so handelt es sich doch nicht um einen vereinzelten Widerspruch der Berichterstatter sondern um durchgehende Abweichungen. Umgekehrt schmelzen scheinbar gewaltige Gegensätze bisweilen zu einer minimalen Abweichung zusammen. Ja, bei einer mangelhaften Überlieferung, wo sich z. B. zwei Angaben direkt entgegenstehen, ist es oft schwer möglich, die Entscheidung zu treffen, wo das Richtige und wo das Falsche erhalten ist. Geburtsdaten berühmter Männer z. B. variieren oft stark, ohne daß es immer möglich ist, den zuverlässigsten Gewährsmann nachzuweisen oder objektive Gründe für ein Datum anzuführen.

4. Die kritische Interpretation wird abgeschlossen durch eine Erklärung der beobachteten Anstöße, mag sie sie nun als scheinbare Anstöße beseitigen oder, worauf es hier ankommt, als wirkliche Anstöße erklären. Eine sachliche Emendation findet nicht statt, wenn man nicht diese Bezeichnung an den Haaren herbeiziehen will: aber der Vorgang ist ein ganz entsprechender. Die wirklichen Anstöße beruhen auf getrübter Überlieferung oder auf willkürlicher Abweichung des Textberichtes; die Willkür zeigt sich in Manier, Tendenz u. dgl. Die kritische Erklärung des Überlieferten verwirft auf Grund objektiven sachlichen Materiales ein Stück der Überlieferung und ersetzt es durch eine wahrscheinlichere Hypothese, zugleich mit der Absicht, zu einer psychologischen Erklärung des Fehlers vorzudringen.

Somit hat die kritische Interpretation der Sachphilologie und Geschichte ganz dasselbe zu leisten wie die höhere Textkritik: beide setzen die niedere Kritik und formale Interpretation der Texte bereits voraus. Aber ihrem Wesen nach steht die kritische Sachinterpretation vielleicht doch der Textkritik und der zu ihr führenden formalen kritischen Interpretation noch näher, weil nämlich der Analogieschluß aus ausgewähltem Reichtume der betreffenden Wissensgebiete hier klar zu Tage liegt. Er ist selten so wie bei der Textemendation überraschend oder blendend, wie es sich auch viel seltener um isolierte Worte und Wendungen handelt.

Je einfacher die Lösung der Aporie, um so einleuchtender.

In der Alexandra des Lykophron, die dem mit der Bearbeitung der Komiker in Alexandreia um 280 betrauten Bibliothekar Lykophron zugeschrieben wurde, störten die ausführliche Behandlung der römischen Verhältnisse (*1226–1280*) und namentlich der Hinweis auf den siegreichen T. Quinctius Flamininus (*1446–1450*). Man half sich zunächst durch Annahme von Interpolationen oder Umstellungen und Umdeutungen. Da aber die λέξις κωμική nicht verwendet wird und die historische Quelle Timaios († um 260) ist, nicht der Historiker Lykos, der Vater des Bibliothekars, hat *JBeloch III² 478ff.* einen Homonymen Lykophron um 190 als Verfasser angesetzt; vgl. zuletzt *SSudhaus, RhMus. LXIII (1908) 481 ff.*

Solons Münzreform wurde früher allgemein in eine innere Verbindung mit seiner Seisachtheia gebracht: der Schuldner, der sich eine Pheidonische Mine zu 73 Drachmen geliehen hatte, brauchte nun dank Solons Fürsorge nur 73 leichte Drachmen des Euböischen Systems zurückzuzahlen und behielt noch 27 Drachmen übrig, sagte man. Dagegen hat *UlrichKöhler* (*AthMitt. IX 1894, 354ff., X 1895, 151ff.*) eingewendet, daß die Vermögensverhältnisse sich nicht zugunsten der Nichtbesitzenden verschoben, als die Reichen für je 73 schwere Drachmen 100 leichte eintauschten. Also hatte die Münzreform einen anderen, handelspolitischen Grund: Solon wollte Athen von Aigina und dem Westen unabhängig machen, indem er die Beziehungen nach Euboia pflegte und stärkte.

Die nüchterne Kritik bereitet alle Schlüsse vor. Bisweilen, bei der Schätzung von Berichten in der Regel, wird dies logische Verfahren auf induktivem Wege eine Anzahl Schlüsse nebeneinander gewinnen, z. B. auf die sich immer wieder zeigende Flüchtigkeit, Unfähigkeit oder tendenziöse Entstellung eines Verfassers; damit wird jeder Gedanke an Textemendation abgewiesen und die psychologische Erklärung gesichert. Aber jeder Schluß muß an sich bündig sein. Falsch ist das Verfahren, eine Reihe von Möglichkeiten offen zu lassen, um dann schließlich im Gesamtresultate eine dieser Möglichkeiten für die Wahrheit auszugeben. So glaubt HMaier (*Arch. f. Gesch. Philos. XIII 1900, 23ff.*) durch eine Anzahl viel zu weiter Schlüsse seine Ansicht wahrscheinlich machen zu können, daß die Schrift περὶ ἑρμηνείας von Aristoteles geschrieben sein könne, oder, wie er will, sein müsse. Möglichkeit ist keine Wahrscheinlichkeit, und dazu wird auch nicht durch Addition die Summe von vielen, wenn jede einzelne Möglichkeit unwahrscheinlich ist.

Der höheren Textkritik nähert sich die kritische Interpretation am meisten in dem Nachweise älterer Rudimente, der auch hier bisweilen als Analyse bezeichnet wird. Im Kultus finden sich häufig einfache Sitten und Vorschriften aus einer Zeit bewahrt, die die späteren Errungenschaften der Kultur noch nicht kannte, z. B. der Gebrauch steinerner Werkzeuge, das Verbot des Feueranzündens usw. Auch der Aberglaube hält an Uraltem zähe fest. Im Volke ist noch heutigen Tags von schlechten Säften die Rede, obwohl die Medizin die bis auf Hippokrates zurückgehende Humoralpathologie längst aufgegeben hat.

Sieht man nun von den psychologischen Folgerungen ab, so erscheint die kritische Interpretation nicht selten als die Vorbedingung einer ordentlichen Rezension: scheinbar abliegende Textquellen werden durch eindringende Interpretation erst brauchbar, auch ihre Auswahl ist vorher unsicher oder unmöglich. Und erst recht muß die Abgrenzung der Vergleichsstücke sich auf die vorangegangene sachliche Interpretation oder die zur formalen gehörige Analyse stützen, während umgekehrt eine erschöpfende Sacherklärung bisweilen erst durch die Recensio ermöglicht wird. So greifen auch hier die verschiedenen Tätigkeiten vielfach ineinander ein.

Namentlich die vielfachen Verzweigungen einer reichen Überlieferung lassen sich nur auf Grund allseitiger kritischer Interpretation verfolgen. Die Fehler der verschiedenen Brechungen brauchen im einzelnen noch nicht aufgeklärt zu sein, aber sie müssen als fehlerhafte Abweichungen von dem Ursprünglichen bereits erkannt

sein, ehe man versuchen kann, einen Stammbaum aufzustellen oder die Möglichkeit einer solchen Aufstellung zu leugnen.

5. Somit wird der Rezensent in den meisten Fällen an seine Hauptaufgabe, die Herstellung der verlorenen Vorlagen, erst gehen können, nachdem die sachliche und kritische Interpretation bereits durchgeführt ist. Die Herstellung des Archetypus der erhaltenen Hdss. ließ sich vielfach fast mechanisch gewinnen. Das ist hier, wo es sich nicht um den Wortlaut handelt, fast durchweg nicht der Fall. Aber man kann zwischen einfacheren und schwierigeren Rekonstruktionen scheiden.

Die Fragmentsammlungen, in denen die Bruchstücke nur nach äußerlichen Anordnungsprinzipien zusammengestellt werden (z. B. alphabetisch oder nach den Fundquellen), stellen eine mechanische Recensio dar: im Grunde sind sie ja nur Materialsammlungen, nicht Rekonstruktionen. Unter Umständen ist dieser Verzicht vorzuziehen. So hat HDiels z. B. neuerdings mit Absicht die subjektiven Anordnungen der älteren Arbeiten bei den Fragmenten Heraklits und Demokrits ausgeschieden: denn ἥμισυ πλέον παντός, wenn das πᾶν ein Scheinding wird.

Auch die Herstellung der Schrift des Platonikers Gaius (oder von wem sie war) περὶ εἱμαρμένης aus Ps. Plutarch und Chalcidius (S. *81*) kann ohne Aufwendung großen Scharfsinnes erfolgen, da höchstens einmal ein Plus hier oder dort zu beachten ist.

Meist ist die Herstellung der gemeinsamen Quelle, wenn der Wortlaut versagt, eine äußerst schwierige Aufgabe. Natürlich verzichtet der Rezensent auch seinerseits darauf, den Wortlaut herzustellen. Aber schon in dieser erzwungenen Resignation liegt das Unzureichende zu Tage. Denn das Korrelat ist die Kühnheit des Rekonstruierens. Man kann das ganze Verfahren im Gegensatze zur Analyse als Synthese bezeichnen. Sie ist umfassender aber wesensgleich, was meist verkannt wird, mit der formalen Emendation und wird wie diese vorbereitet durch die Interpretation, die, indem sie das Zufällige und Fehlerhafte der Einzelüberlieferung nachweist, zu dem Gemeinsamen, noch nicht Entstellten vordringt. Dies selbst zu erkennen oder wenigstens zu ahnen gelingt dann der Intuition des mit Analogien bewußt oder unbewußt arbeitenden Geistes: so entsteht etwas Neues aus schöpferischer Kritik, das den Wert einer wissenschaftlichen Hypothese hat. Die Hypothesen beanspruchen natürlich verschiedene Grade der Sicherheit, je nach Beschaffenheit des Materiales und Schwierigkeit der gestellten Aufgabe.

Der politische Historiker scheidet primäre, sekundäre usw. Quellen und versteht unter primären Urkunden und Berichte von Augen- und Ohrenzeugen. In der Geschichte der Kunst und Wissenschaft entsprechen den primären Quellen die Werke der Künstler und Gelehrten selbst. Sie herzustellen, wenn sie verloren sind, ist die Aufgabe der Synthese: nicht einfache Sammlung der Bruchstücke sondern die richtige d. h. ursprüngliche Anordnung des Materiales und die Erklärung des Einzelnen aus dem ursprünglichen Zusammenhange heraus ist zu gewinnen.

Die verlorenen Epen des sogen. Kyklos, viele Dramen der attischen und römischen Tragiker, die Hekale des Kallimachos, die Koronis-Ehoie des Hesiod, der Protreptikos des Aristoteles und der Hortensius des Cicero, die Satiren des Varro und des Lucilius und die nichterhaltenen Bücher des Livius sind so bis zu einem gewissen Grade wiedergewonnen worden. Von lyrischen Dichtungen können kleinere Bruchstücke keine Vorstellung geben, und eine Herstellung der Buntheit der alten Komödie aus Zitaten ist meist unmöglich.

Die Werke, die die christliche Kirche angriffen, sind vernichtet worden, aber aus den Entgegnungen der entrüsteten christlichen Gelehrten läßt sich manches wiedergewinnen, so des Celsus 'Wahres Wort' aus Origenes' Gegenschrift. Wertvolles Material hat auch Eusebios in seiner Praeparatio erhalten, z. B. namenlos den Anfang der großen Streitschrift des

Porphyrios, wie gleichzeitig UvWilamowitz *ZNTW. I (1900) 101ff.* und ich *NJahrb. VII (1901) 96ff.* nachgewiesen haben.

Zu diesen Rekonstruktionen gehören auch die Vorlagen oder Quellen der Historiker, Philosophen usw. und die eigenen älteren Entwürfe der Dichter und Denker.

Eine gute Quellenuntersuchung geht nicht von dem Namen eines Verfassers aus sondern von der Analyse der erhaltenen Quellschrift: vorzeitiges Heranziehen von Namen stört erfahrungsgemäß die Herstellung der Primärquelle. Bisweilen steht nicht einmal fest, ob der Verfasser fremde Vorlagen oder eigene Vorarbeiten und Entwürfe benutzt hat. Für die Methode der Synthese ist das aber einerlei.

Die Analyse hat die einzelnen Stücke losgelöst, auch für die Arbeitsweise des Verfassers Winke gegeben und für das Zeitverhältnis, in dem er die Stücke seinem Werke eingefügt hat. Die Synthese fragt nun, wie die einzelnen Stücke ursprünglich beschaffen waren, ob sie als Bruchstücke erdacht oder aus einem größeren Zusammenhange gerettet worden sind, wie dieser Zusammenhang gewesen sein kann. Sie wagt es, aus der analytisch aufgelösten Odyssee ältere Epen, aus dem Faust einen Urfaust zusammenzustellen und die Lücken durch Emendation oder Divination auszufüllen, nicht dem Wortlaute, aber dem Gedanken nach. So weiß der Archäologe die Gemälde eines Polygnot aus den Vasenbildern seiner Zeit zu veranschaulichen, der Metriker den Typus älterer, verschollener Verse zu konstruieren, der Sprachvergleicher prähistorische Sprachzustände wiederzugewinnen. Der Religionsforscher benutzt rudimentäre Eigentümlichkeiten des Kultus und mythischer oder religiöser Vorstellungen, um daraus ältere Phasen der Religion zu erschließen. Der politische Historiker erschließt aus sozialen oder nationalökonomischen Zuständen Bewegungen, die deren Anlaß gebildet haben, aus Anlässen zu einem Kriege dessen tieferliegende Gründe.

Das sind zum Teil kühne Hypothesen, deren Gültigkeit erst durch wiederholte Nachprüfung erhärtet wird, wenn sie zur Erklärung aller Schwierigkeiten genügen und nicht durch einfachere oder wahrscheinlichere Hypothesen ersetzt werden können.

Weniger kühn und nötiger sind die Schlußfolgerungen aus dem Materiale verschiedener Epochen, das eine mit der Zeit eingedrungene Veränderung zeigt. Dabei liegt das Schwergewicht in der Beschaffung des Vergleichsmaterials. Die Sprache und Metrik jedes Volkes verändert sich im Laufe der Zeit, alle realen Lebensbedingungen und die Kulturbedingungen sind dem Wechsel unterworfen, die Kriegskunst und die Technik, das Schönheitsideal und die Anforderungen an wissenschaftliche Forschung verschieben sich. Aus einer gesunden Erklärung gut ausgewählten und vollständig gesammelten Vergleichsmateriales entspringt ohne weiteres die historische Erkenntnis, die der Einzelerscheinung gegenüber ein Novum ist. Aber ihre tiefere Erklärung, das Eindringen in die Gründe aller Verschiebungen und Veränderungen erfordert synthetische Schlüsse hypothetischen Charakters.

6. Die Historik pflegt eine tiefe Kluft anzusetzen zwischen der Rekonstruktion einer verlorenen Quelle und der Konstruktion der historischen Tatsachen, die den Quellberichten zugrunde liegen. Das ist aber keine durchgehende, wesentliche Scheidung der synthetischen Tätigkeit. Die schriftliche Quelle, die der eine Autor benutzt, hat für ihn und seine Arbeit fast genau die gleiche Bedeutung wie die lebendige Quelle der Anschauung oder des Wissens, aus der der andere Autor schöpft, seine eigene Erinnerung oder seine eigenen Aufzeichnungen. Und für den Forscher verschlägt es nichts, ob er statt der fremden Quellen die eigenen Entwürfe oder die eigenen

Erinnerungsbilder eines Verfassers aufspürt, oder ob er die sekundären Quellen auf ihre primären Vorlagen hin und die Erinnerungen eines Augen- oder Ohrenzeugen auf ihre primären Grundlagen hin erforscht. Der Weg mag etwas weiter sein und die Resultate unsicherer werden, aber die Methode bleibt dieselbe.

In der Regel ist es sogar leichter, Lücken der Erinnerung eines Berichterstatters zu ergänzen und Gedächtnisfehler zu verbessern als diejenigen Tatsachen, d. h. die Vorlagen und Vorbedingungen zu erschließen, die zur Gestaltung einer Tragödie oder Komödie geführt haben. Keineswegs bezeichnet die Herstellung primärer Quellen einen ersten, die Erschließung historischer Tatsachen einen zweiten Schritt in der synthetischen Methode: sondern die Wege sind in beiden Fällen gleich, nur das Material ist je nachdem übersichtlicher oder verwickelter.

Ein wesentlicher Unterschied ist nur durch das Medium des Berichterstatters oder des uns vorliegenden Textes bedingt, insofern dieser Text durch die Psyche des Verfassers bedingt ist. Einer mathematischen oder astronomischen Arbeit, z. B. dem Berichte über neue Sternbeobachtungen, wird ziemlich wenig, dem Berichte über eine Schlacht viel Subjektives beigemischt sein, und das Extrem bezeichnen dichterische Schöpfungen und Mythen. Je nachdem es nun einer auf das psychologische Moment gerichteten kritischen Interpretation gelingt, das Subjektive zu erkennen, wird die objektive Grundlage reiner oder nicht hervortreten.

Diese psychologische Interpretation, von der schon kurz die Rede war, setzt vor oder mit dem Beginne der Synthese ein, geht ihrer Durchführung parallel und bildet ihren eigentlichen Abschluß. Nachdem nämlich die verlorenen Quellen oder eigenen Entwürfe eines Autors, der einem Berichte zugrunde liegende Tatbestand usw. durch ein divinatorisches Rekonstruktionsverfahren hergestellt worden sind, ist die Aufgabe zu erfüllen, diese mit dem Erhaltenen zu vergleichen und die Einwirkung des Hergestellten auf das Erhaltene zu ermitteln. Diese eminent historische Betrachtung ist zugleich, da es sich nicht um Naturwissenschaft handelt, eine psychologische. Zugleich liegt in dieser erneuten Vergleichung eine Kontrolle der vorangegangenen Synthese.

Die Darstellung oder Geschichtserzählung der populären historischen Werke pflegt die Summe der in der Synthese ermittelten tatsächlichen Begebenheiten zu ziehen. Eine Literaturgeschichte behandelt die erhaltenen und verlorenen Literaturwerke in ihrem ursprünglichen Verhältnisse zu einander. Eine Geschichte der Philosophie oder der Philologie sucht den wesentlichen Inhalt der rekonstruierten wie der erhaltenen Texte und ihren inneren Zusammenhang zu ermitteln. Hierher gehört also auch die Textgeschichte, die sich auf formale Interpretation und Kritik stützt.

Die Geschichte der Ideen erstreckt sich auf das jeweilige Material und seine in den Texten vorliegende Bearbeitung: in der Zoologie und Mathematik, Philosophie und Philologie wird sie die veränderte Arbeitsweise und Methode der alten Forscher, die neuen Gesichtspunkte oder die Verengung des Horizontes wie die Exaktheit der Beweisführung oder Beobachtung verfolgen. In der Philosophie, schönen Literatur und politischen Geschichte spielen dabei Momente mit, die an der Grenze ihres eigenen Gebietes liegen: die allgemeine Lebens- und Weltauffassung der Autoren, sowohl der beurteilten wie der modernen Kritiker. Die allgemeine religiöse oder philosophische Stellung jedes Berichterstatters, Denkers und Dichters bestimmt oft seine Darstellung; sie hat die uns vorliegenden Texte beeinflußt, und sie oder eine anders geartete beeinflußt wieder die moderne Interpretation und

Kritik. Sobald sich die moderne Forschung der Philologie und Astronomie zu neuen Erkenntnissen durchgerungen hat, vermag sie auch einen neuen Maßstab an die Dokumente ihrer Vorgeschichte anzulegen. Und wenn wir glauben, in philosophischer oder religiöser, in sozialer oder politischer Beziehung zu der höheren Warte einer geläuterteren Anschauung gelangt zu sein, sehen wir von da aus zu verwandten und entgegengesetzten Ansichten älterer Zeiten herunter und fällen auch darin ein Urteil. RPöhlmann vermißt in Grotes griechischer Geschichte die modernen volkswirtschaftlichen Grundanschauungen, aber Grote selbst legte vielfach schon einen modernen Maßstab der Kritik an die antiken Autoren. Das Erfrischende an Mommsens Römischer Geschichte Bd. I–III, [1] *Berl. 1854–56* war das subjektive aus modernstem politischen Leben entstammende Urteil einer starken Persönlichkeit: in seinen späteren großen Werken hat er das ganz zurückgestellt.

7. Ein objektives Werturteil läßt sich überhaupt nicht geben. Wir sind alle Kinder unserer Zeit und abhängig von unseren Kenntnissen und Erfahrungen, von unseren Ansichten und Absichten, von Lücken unseres Wissens und Vorurteilen. Ein großer Mann versteht allem Vorurteile und aller verrotteten Überlieferung zu Trotz gerechter zu sein, als es die Geschichte oft ist, und mit scharfem Geiste auch die Werturteile abzuändern. Und bisweilen folgt ihm seine Zeit. In der Regel kommen die Werturteile durch Kompromisse zu stande, die wenig Wert haben.

Über die Ausgaben der antiken Autoren und alle Beiträge dazu von 1700–1878 orientiert vorzüglich die *Bibliotheca sciptorum class. von WEngelmann-EPreuß* [8], *Lpz. 1880* (*Graec.*) und *1882* (*Lat.*); eine neue Auflage ist dringend erwünscht, im Zurückgehen bis auf den Anfang des Buchdruckes wäre sehr dankenswert. Für die letzten Jahrzehnte ist man vorläufig darauf angewiesen, die einzelnen Jahrgänge der *Biblioth. philologica class.* zu durchmustern, die als Anhang zu *Bursian* (*Berl. Lpz. 1886ff.*) erscheint. – Nützlich, wenngleich jetzt veraltet, ist *WPape, Wörterbuch der griech. Eigennamen* [3], *Braunschw. 1875.* Ausgezeichnet sind *JKirchner, Prosopographia Attica, 2 Bde. Berl. 1901* und *BKübler, PvRohden, HDessau, Prosopogr. Rom. 3 Bde. Berl. 1898.* Dürftig war *FLübker, Reallexikon d. klass. Altertums* [7], *Lpz. 1891*, von dem eine wissenschaftliche Neubearbeitung bevorsteht. Nicht mehr brauchbar ist die alte Bearbeitung von *Pauly RE, Stuttg. 1839–1866*; die Neubearbeitung von *GWissowa* (A–E) und *WKroll, Stuttg. 1894ff.* ist jetzt bei *Bd. V* angelangt. Wegen des Bildermateriales besonders geschätzt sind *Baumeister Denkm., 3 Bde, Münch. 1885–1888.* Zur Orientierung in der Chronologie sind immer noch empfehlenswert *HFClinton, Fasti Hell. 3 Bde., Oxf. 1824–34* und *EWFischer, Röm. Zeittafeln.. bis auf Aug.Tod, Altona 1846.*

Die sonstige Literatur für alle verschiedenen Zweige ist zu umfassend, als daß hier auch nur die empfehlenswertesten Werke genannt werden könnten: dafür treten die Abschnitte über *Geschichte, Altertümer, Religion, Literaturgeschichte* usw. ein. Die Methodologien von *ABoeckh* und *EBernheim* sind oben *S. 36* aufgeführt worden. Natürlich sind auch hier die Untersuchungen großer Forscher nützlicher als eine Blumenlese einzelner Fälle im Auszuge einer Methodik. So darf niemand *ThMommsen, Röm.Forsch., 2 Bde., Berl. 1864* u. 79 ungelesen lassen. Für Echtheitsfragen sind *RBentleys Abhandlungen über die Briefe des Phalaris* (deutsch von *WRibbeck, Lpz. 1857*) vorbildlich geworden. Jeder Zweig der Wissenschaft bietet unendlich viel Material, und das Eindringen in irgendwelche Probleme und die aufgestellten Lösungen ist an sich so wichtig, daß dahinter die Frage verschwindet, welche Lektüre am wichtigsten sei. Besonders empfiehlt es sich, Aufsätze auch der älteren Jahrgänge philologischer und verwandter Zeitschriften zu studieren, um sich von da aus weiter zu helfen, so der Neuen Jahrbücher für klass. Phil. usw., des Hermes, des Rhein. Museums, des Philologus, der Klio u. a.

Für die Quellenanalysen der antiken Historiker Arrian, Appian, Cassius Dio und Diodor sei auf die ausgezeichneten Artikel von *ESchwartz, RE.* [2] verwiesen. Schön geschrieben ist die 'Einleitung in das Studium der alten Geschichte' von CWachsmuth (*Lpz. 1895*), die viel Material bietet und überall reinliche Ergebnisse herausschält, leider aber in der Erörterung der Probleme selbst oft versagt.

VI. SPRACHWISSENSCHAFT

Die Grammatik kann zwar wie auch die Metrik lediglich Mittel zum Zweck sein und ist daher als grundlegend bei der formalen philologischen Kritik besprochen worden. Ihre Untersuchung ist aber auch Selbstzweck und führt zu einer Geschichte der Sprache und Metrik.

Bis zum Beginne des vorigen Jahrhunderts waren die grammatischen Arbeiten lediglich sammelnd und beschreibend, abgesehen von wenigen Ansätzen philosophischer Spekulation über den Ursprung der Sprache und das sprachbildende Prinzip der Analogie im Altertume. Erst allmählich sind durch die neue Wissenschaft der indogermanischen Sprachvergleichung ganz neue Gesichtspunkte in die Problemstellung wie in die Lösung der Probleme hineingekommen: indem die moderne Sprachwissenschaft die Schranken der Einzelsprachen niederriß und mehrere oder alle verwandten Sprachen verglich, ist sie zur Erkenntnis fester Gesetze in der Entwickelung der Einzelsprachen gelangt. Ihr eigentliches Ziel war dabei (von Umwegen abgesehen), eben diese Gesetzmäßigkeit zu erweisen, die Regeln für die Fortbildung der Sprache im einzelnen zu ermitteln, die scheinbaren Ausnahmen von der Regel durch tiefer greifende Erklärungen aufzuhellen und die störenden Einflüsse dabei mit in Betracht zu ziehen. Je sicherer und gefestigter die Sprachwissenschaft in der Ausbildung ihrer Methode wurde, desto mehr hat sie diese, nicht die Resultate, in den Vordergrund gestellt. Und da sie sich außerdem in ihrer Methode stark den Naturwissenschaften nähert, da sie sich neben dem Verfolgen psychologischer Momente (der Analogiewirkungen) namentlich auf Beobachtungen physiologischer Vorgänge (Phonetik) stützt, so wird es auf den ersten Blick vielleicht befremden, wenn die Sprachwissenschaft hier als Teil der philologisch-historischen Wissenschaft erscheint. Aber vergleichend ist deren Methode auch, und die historische Erkenntnis ist das letzte Ziel jeder dieser Wissenschaften, mag auch der Philosoph bisweilen Mittel und Endzweck anders werten. Keine Sprachwissenschaft vermag zu lehren, wie sich eine Sprache in Zukunft weiter entwickeln wird oder muß: sie erklärt nur das Gewordene als Gewordenes. Das ist die historische Betrachtungsweise der historischen Grammatik.

1. Die Grundlage aller grammatischen Forschung bilden die überlieferten Texte, wenigstens in den toten Sprachen. Die Beschaffung, Ordnung und Sichtung des Sprachmateriales ist die erste Aufgabe der Forschung: das ist also die Heuristik, die zur Recensio führt.

Die grammatische Heuristik kann die überlieferten Texte nicht als solche in ihrem vollen Zusammenhange und Umfange brauchen, sondern sie findet ihr Beobachtungsmaterial innerhalb der Texte, wählt es aber nach bestimmten Gesichtspunkten aus. Wie den Literarhistoriker die Zitatensammlungen und Anthologien eines Athenaios und Stobaios, eines Didymos, Festus oder Nonius als solche wenig interessieren, sondern in der Regel nur um ihrer Belegstellen willen, so ist dem Grammatiker der Lexikograph Hesychios gleichgültig, aber sein Lexikon ist ihm eine Fundgrube erlesener grammatischer Gelehrsamkeit. Ja, jeder zusammenhängende Text löst sich ihm in eine Fülle grammatischen Materiales auf, mag das nun genügend bekannt und bearbeitet sein oder nicht. Nur gestattet die Überfülle des verschiedenartigsten Materiales zunächst noch nicht das Einsetzen wissenschaftlicher Beobachtung.

Wie bei allen Untersuchungen über handschriftliche Überlieferung oder Quellen zunächst die Hdss. desselben Textes oder die verwandten Texte möglichst vollständig beisammen sein müssen, und wie sich kein Bild einer verlorenen Schrift entwerfen läßt, ehe ihre zerstreuten Zitate und Fragmente gesammelt sind, so braucht der Grammatiker für jeden Einzelfall eine vollständige Sammlung der überlieferten Lauterscheinung, Form oder syntaktischen Verbindung.

Was wir Griechisch oder Lateinisch nennen und nach den Schulgrammatiken lernen und lehren, ist in Wirklichkeit so niemals gesprochen worden. Das Leben war viel reicher, als die dürftigen Regeln der Schulgrammatik ahnen lassen. Und doch können wir Lehrer nicht darauf verzichten, dem Anfänger einen willkürlich zurecht gemachten Auszug zu geben, wie der Schwimmlehrer seine Schüler an der Leine festhält und ihn halb über Wasser seine Stöße schulgerecht nach Zählen ausführen läßt: das tiefe Wasser muß dieser später allein aufsuchen und sich zum Schwimmer durchbilden. Ohne die Vereinfachung der Schablone würden die Massen die toten Sprachen schwer lernen, alle die vielen Ausnahmen von den aufgestellten Regeln werden ihnen absichtlich zunächst ferngehalten. Die lebendige Sprache kannte keine Ausnahmen, sondern was wir so nennen, sind seltenere und schwierigere Spracherscheinungen. Eben darum ist ihre Absonderung nicht reine Willkür, sondern mühsam gefunden worden durch Beobachtung der gewöhnlichen und der vereinzelten Fälle sowie durch die zu Tage liegenden oder weiter her zu holenden Erklärungen. Die Auswahl ist aus pädagogischen Gründen mit pädagogischem Takte erfolgt. Die reine Wissenschaft geht darüber zur Tagesordnung über und läuft dabei Gefahr, in der Überfülle der Erscheinungen das einigende Band zu verlieren.

Sie sieht sich aus praktischen Gründen zur Teilarbeit oft genötigt, den Forderungen der Einzelforschung und ihren einzelnen Aufgaben entsprechend. Vom Einzelnen geht sie in jedem Falle aus und sucht das Einzelne durch die nächstverwandten Erscheinungen zu erklären.

Wer sich wissenschaftlich mit einer Sprache befassen will, muß sie zunächst kennen, d. h. mindestens über einen genügenden Wortschatz verfügen und Sicherheit in den Regeln der Elementargrammatik haben, um beides ausbauen zu können. In erster Linie ist dazu unermüdliches Lesen der alten Texte selbst erforderlich, die der Philologe auch zu kaufen sich nicht scheuen darf. Der junge Student wird dabei zunächst seine Schulgrammatik benutzen und Handwörterbücher wie die griech. von *WPape, 2 Bde.*[3], *Braunschw. 1880* oder *RMenge, 2 Bde., Berl. 1903 u. 1906.* die lat. von *RKlotz, Braunschw. 1894* oder *KEGeorges, Ausführl. lat.-deutsches Handwörterbuch, 2 Bde.*[7], *Lpz. 1879–1880.* Genauere Auskunft geben *HenrStephanus, Thesaurus Graec. ling., 5 Bde. in Folio*[1], *Paris 1572,* bearbeitet von *CBHase* u. a. *8 Bde., Paris 1831–1865. AcForcellini, Tot. Lat. Lexicon, Padua 1771, neueste Aufl. VdeVit., Prato 1858–1880.* Nützlich ist auch noch heute der billig zu erwerbende *Nov. Thesaurus l. rom.* von *JoMatthGesner. 4 Bde. fol., Lpz. 1749.* Über den Sprachgebrauch vieler Schriftsteller geben Spezialwörterbücher Auskunft (vgl. das *Repertorium griech. Wortverzeichnisse* von *HSchöne, Lpz. 1907*) sowie monographische Untersuchungen.

Die Grammatik der attischen und pergamenischen Inschriften ist von *KMeisterhans* und *ESchwyzer* (*[3] Berl. 1900* und *Berl. 1898*) in lapidarer Kürze, die Sprache der Papyri von *WCrönert* (*Memoria Herculanensis, Lpz. 1902*) und die der Ptolemaierzeit von *EMayser* (*Gramm. d. griech. P., Lpz. 1906*) behandelt worden. *WSchmid* hat das Sprachmaterial des jüngeren *Atticismus* zusammengestellt (*5 Bde. Stuttg. 1887 ff.*). Die Sprache der griech. Dialektinschriften haben nach *HLAhrens* u. a., *OHoffmann, CWSmith* u. a. zu bearbeiten begonnen. Für die lateinische Sprache ist in dem großen *Thes.l.l.* (*Bd. I. II, Lpz. 1900 ff.*) der Anfang gemacht worden, den gesamten Wortschatz des Altertums mit den syntaktischen Verbindungen zu sammeln. Die Grammatiken, auch die ausführlichen, gelehrten wie *RKühner* (*Griech. Gr.*[2] *4 Bde. von FBlaß und BGerth bearb., Hann. 1890, Lat. Gr. 2 Bde. Hann. 1877 ff.*) vermögen nur Auszüge aus dem Sprachmateriale und seinen Verbindungen zu geben.

Im übrigen sei für die sprachwissenschaftliche Literatur auf den Abschnitt *Sprachwissenschaft* verwiesen, namentlich die dort angeführten sprachwissenschaftlichen Grammatiken von GMeyer, KBrugmann, HHirt, WMLindsay und FSommer. Das etymologische Sprachmaterial der lateinischen Sprache hat nebst den modernen Urteilen sehr gelehrt bearbeitet *AWalde, Etym. Wörterbuch der lat. Sprache, Heidelb. 1907.* Für das Griechische sind wir vorläufig auf *WPrellwitz, Etym. Wörterb. d. gr. Spr.*², *Götting. 1905* angewiesen.

Die Materialbeschaffung ist meist sehr zeitraubend, wo nämlich sorgsame Vorarbeiten fehlen. Einmal kommt es in vielen Fällen auf Vollständigkeit an, sodann auf Reinheit. Fast alle Reihen gleichartiger Spracherscheinungen werden nicht nur von scheinbaren Ausnahmen begleitet, die die Regel zu durchbrechen scheinen, sondern weisen auch falsche Belege auf, die nur äußerlich und zufällig in die Reihe geraten sind.

Im Attischen wird ει ungefähr seit 100 v. Chr. wie ī gesprochen und daher seit dieser Zeit vielfach mit ι in der Orthographie verwechselt. Wenn wir nun schon auf einer gegen 450 eingemeißelten Inschrift einmal φιλῖν finden, so dürfen wir diese Form nicht durch die Vermutung erklären, daß die Aussprache des ει bereits damals geschwankt hätte, sondern müssen ein Versehen des Steinmetzen annehmen. Zweifelhaft ist dagegen die Erklärung für eine Anzahl von Verwechselungen auf Inschriften des 3. und 2. Jahrh. v. Chr.: diese Belege dürfen nicht außer Betracht bleiben, wenn man den Beginn der veränderten Aussprache des ει bestimmen will.

2. Die alexandrinischen Grammatiker stellten Paradigmen auf wie πολίτης, -του und Κράτης, Κράτητος, um darunter die analogen Bildungen zusammenzufassen. Im wesentlichen machen wir das noch heute ebenso. Alle Einzelfälle einzuordnen, damit aus der Mannigfaltigkeit der vielen Belege eine zusammengehörende Reihe festzustellen und zu dem sie umfassenden Typus aufzusteigen, ist für die Wissenschaft das Geschäft der Recensio, wie ich im Anschlusse an die vorigen Kapitel sagen möchte. Der gemeinsame Typus entspricht der zu konstruierenden Urhandschrift. Seine Feststellung bedarf in unzähligen Fällen zunächst keinerlei Scharfsinnes, er umspannt dafür aber auch nur verhältnismäßig wenig, die Glieder einer Reihe, im Gegensatze zum Archetypus ganzer Hdss. Unendlich oft geht aber die Rekonstruktion über die erhaltenen Formen, Laute usw. hinaus und erschließt Unbezeugtes: dies wird mit einem Stern bezeichnet, z. B. lat. **sentsi* für *sensi*, griech. *ἔπειθσα für ἔπεισα. Der Stern erlischt, wenn ein neuer Fund das Erschlossene aufweist; so ist jetzt zu zahllosem *divisit* ein *divissit* gekommen.

Die Reihen, die sich jedesmal auf einen gemeinsamen Typus zurückführen lassen, sind unzählige. Und häufig lassen sich wieder einige von ihnen zu einem engeren Zusammenhange zusammenschließen.

Will man z. B. die Bildung des *si*-Perfektums und das Verhalten der Tempusstämme hierbei (etwa im Vergleich mit den Präsensstämmen) erkennen, so hat man zunächst die Belege zusammenzubringen für die Guttural-, Labial-, Dental-, Nasal- usw. Stämme, also

dico	*frigo*	*coquo*	*nubo*	*percutio*	*divido*	*man-eo*
dixi	*frixi*	*coxi*	*nupsi*	*percussi*	*divis(s)i*	*mansi*

Es ergibt sich, daß der Verschlußlaut des Stammauslautes eine engere Verbindung mit dem *s* der Endung eingeht, der Dental hat sich ihm sogar völlig assimiliert. Aber bei einer Konsonantenhäufung ist eine Art Erleichterung eingetreten, *fulsi* aus **fulcsi* zu *fulgeo*, *sparsi* aus **sparcsi* zu *spargo*, also der Verschlußlaut ist hier geschwunden. Umgekehrt hat sich in den Perfekten der *m*-Stämme in der Aussprache ein vermittelndes *p* eingeschlichen: *sumo*, *sumpsi*. Dagegen lassen sich die Perfektstämme von *gessi*, *hausi*, älter *haussi*, aus den Präsensstämmen *gero* und *haurio* überhaupt nicht ableiten: das *s* ist vielmehr ursprünglich (vgl. homer. ἐτέλεϲ-ϲα), wie z. B. *ges-tum* und *haus-tum* zeigen. [Endlich erfordert der Vokalismus des Stammes eine besondere Betrachtung; man erkennt z. T. noch den uralten Ablaut, z. B. in *divīsi* zu *divĭdo*.]

Um den Nachweis im einzelnen zu führen, muß man die Reihen auflösen und das Verhalten der im Stammauslaute stehenden Konsonanten zu folgendem *s* mit größerem Materiale betrachten, das sich nicht auf dies eine Perfektsystem beschränkt sondern sich zu ganz neuen Reihen zusammenschließt.

Die grammatische Recensio erschließt also aus dem gesammelten, wohlgeordneten und ausgesiebten Materiale die Typen im Hinblick auf die Bildungsgesetze. Sie bestimmt aber nicht nur gewisse erhaltene paradigmatische Erscheinungen und Typen als alt und maßgebend, sondern sie erschließt auch verlorene Zwischenglieder wie **sparcsi* von *spargo*. Je mechanischer sie dabei vorgeht, um so einleuchtender und sicherer sind ihre Schlüsse.

Trotz *augeo, suadeo, vincio, saepio, sentio* usw. läßt sich schließen, daß die Perfektendung *si* nur an Konsonantstämme getreten ist: wo die zugehörigen Präsensstämme vokalisch auslauten, handelt es sich um Weiterbildungen oder Dubletten. Auch für diesen Schluß genügt die richtige Verwertung des Materiales in der Gegenüberstellung *saep-si, sen[t]-si* und *dele-vi, audi-vi*. Im Griechischen ist dagegen der Typus des Praeteritums ἔλυ-σα sehr beliebt.

Alle Methode ist vergleichend; aber die Benutzung anderer Sprachen, ja anderer Dialekte derselben Sprache kann erst eintreten, wenn das zu behandelnde Material der Einzelsprache oder des Einzeldialektes genügend durchgearbeitet vorliegt. Wenn hom. ἔκελσα, ὦρσα den Weg der Erklärung für ἔμεινα, ἤγγειλα, ἔφηνα aus *ἔμεν-σα, *ἤγγελ-σα, *ἔφαν-σα gewiesen hat, so ist die Bestätigung durch lat. *man-si* willkommen.

Ein zu frühes Heranziehen abseits liegenden Sprachmateriales heißt ein x durch ein y erklären wollen; dadurch können sich leicht Fehlschlüsse einschleichen. So hat man bis ungefähr 1875 den Vokalismus des Urgriechischen und Uritalischen aus dem damals noch nicht genügend durchforschten Altindischen erklären wollen und die reiche Mannigfaltigkeit der Vokale *a e o* aus einem einzigen idg. *a* hergeleitet. Für den klassischen Philologen war das eine starke Zumutung, die ihn von der vergleichenden Sprachwissenschaft damals abschreckte; und darum steht noch heutigen Tages, wo die jüngere Schwesterwissenschaft die Eierschalen ihrer Entstehung längst abgestreift hat, mancher ältere Philologe skeptisch den Resultaten gegenüber, die zu prüfen er nicht gelernt hat, während die Germanisten von jeher Fühlung mit der Sprachvergleichung gesucht und behalten haben. Ja, hier ging Jakob Grimm voran, der mit Recht als ein Mitbegründer der neuen Sprachwissenschaft gilt; und einzelne Vorläufer wie JAKanne und Rask haben noch vor dem Auftreten Franz Bopps (1816) eine vergleichende Methode angewendet und damit der germanischen Sprachforschung die neuen Wege eröffnet.

Aber Grammatik läßt sich auch ohne Beherrschung einer Vielheit von Sprachen lernen und bis zu einem gewissen Grade sogar lehren. ChrALobeck und PhButtmann sind hervorragende Grammatiker gewesen, ohne über das Griechische und Lateinische hinauszugehen; und FrBücheler hat in seinen meisterhaften Untersuchungen zum Altlatein und den italischen Dialekten stets fremdes Beweismaterial außer Griechisch anzuführen vermieden. Aber es sieht wie Sport aus, wenn ein moderner Sprachvergleicher auch hierauf verzichtet (*MNiedermann, Histor. Lautlehre des Lat., Heidlbg. 1907*). Für Syntax und Stil müssen sich die Beobachtungen und Belege zunächst durchaus in enger Beschränkung halten. Das ist sogar in den höchst anregenden *Beobachtungen über den homer. Sprachgebrauch von JohClassen* (*Frankf. 1867*) der Fall, die doch naturgemäß mit der Erklärung der ältesten syntaktischen Erscheinungen der Griechen zugleich Licht auf präliterarische

Sprachgewohnheiten werfen. So ist Mitarbeit am Ausbau der Grammatik in engerem Kreise noch heute jedem Philologen möglich. Freilich bedarf es guter grammatischer Schulung. Und ein tieferes Eindringen in transzendentale Zusammenhänge ist oft, und das in die prähistorischen Zustände der Einzelsprachen wohl durchweg nur dem Sprachvergleicher und Grammatiker von Fach möglich. Die überraschende Erklärung von ταῦτά ἐστι als Kollektivums (statt Neutr. Plur.) mit dem Singular konnte nur ein hervorragender Sprachforscher wie JohSchmidt auf Grund eines weitschichtigen Materiales finden (*die Pluralbildungen der idg. Neutra, Weimar 1889*).

Natürlich stützen sich auch die weittragendsten Entdeckungen auf eine gute Materialsammlung in geschlossener Recensio. Schmidts scharfsinnige und allgemein angenommene Lehre, daß das Neutrum in einer älteren Sprachschicht der Indogermanen noch nicht existiert habe und *loca* ursprünglich nicht der Plural sondern das Kollektiv zu *locus*, *loci* gewesen sei, beruht nicht auf einem vollständigen Indizienbeweise (denn dafür reicht das Material nicht aus), aber doch auf reichen tatsächlichen Beobachtungen und einem daraus gezogenen Schlusse, über dessen rein induktiven Charakter man im Zweifel sein kann.

Die Sprachvergleichung hat ihre großen Resultate wesentlich durch ein methodisches Postulat erzielt: sie geht auf die einfachsten, durchsichtigsten Fälle zurück. Sie stellt also z. B. lat. *gigno* mit griech. γίγνομαι, *tetigit* mit τεταγών zusammen und folgert daraus, daß in beiden Sprachen dieselbe Reduplikationsbildung mit *i* im Präsens, mit *ĕ* im Praeteritum stattfindet. Oder sie vergleicht lat. *noctis*, griech. νυκτός mit deutsch *Nacht* und folgert daraus, daß dem lat. griech. *κ* im Deutschen ein *ch* entspricht. Aber diese Folgerungen müssen durch das übrige Material bestätigt werden. Wo das Tatsachenmaterial nicht ausreicht, verhält sich die gereifte Wissenschaft rein deskriptiv und verzichtet auf ganz unsichere Erklärungen, deren Aufstellung ihr in einer jugendlichen Sturm- und Drangperiode besonders reizvoll erschien.

Wenn die Forschung merkwürdige syntaktische Erscheinungen erklären will, verschmäht sie es nicht, auf die Formenlehre und Wortbildungslehre zurückzugreifen; und will sie die Formen erklären, so geht sie auf die Lautlehre zurück und sucht für diese in der Phonetik einen Halt. Insofern ist es durchaus richtig, daß sie mit der Aufstellung der Lautgesetze eine neue Betrachtungsweise und ein sicheres Fundament der Grammatik gewonnen hat; und in der Theorie muß man auch ihren neuerdings energisch durchgeführten Versuch als berechtigt anerkennen, den Lautgesetzen die ausnahmslose Geltung von Naturgesetzen zuzuschreiben. Praktisch ist freilich die physiologische Gesetzmäßigkeit durch die Willkür des menschlichen Geistes vielfach durchbrochen worden, was später bei der Analogie zu erwähnen sein wird.

Die Aufstellung der meisten Lautgesetze fußt auf einem sehr umfangreichen Materiale und hat namentlich im Griechischen zu reinlichen Resultaten geführt.

Der Vokalwechsel in λείπω, λέλοιπα, ἔλιπον erscheint als ebenso natürlich und regelmäßig wie der deutsche Ablaut in *binde, band, gebunden*, übrigens durch den Vergleich der übrigen idg. Sprachen als idg. Gemeingut. Ebenso in τίθημι τίθεμεν und in dem Themavokale bei λύομεν λύετε.

Das Gesetz der Hauchdissimilation erklärt πέφυκε aus **phe-phuke*, τριχός neben θρίξ, ταχύς neben θάσσων aus **θάχιων*. – Wie in ἑπτά (lat. *septem*, ind. *saptá*) ist jedes *s* vor Vokal im Wortanlaute zu *h* geworden.

Das im Attischen und Ionischen frühzeitig geschwundene F, dessen ehemalige Existenz für die homerischen Gedichte RBentley aus der Metrik erschloß (1713), ist für die übrigen griechischen Dialekte auf zahlreichen alten Steininschriften nachgewiesen (Fέτος = lat. *vetus*,

Foîκoc = lat. *vīcus*). Aber auch in diesen Dialekten schwindet es dann früher oder später, so daß römisches *v* durch β oder ου wiedergegeben werden muß. – In einer noch älteren Periode ist c zwischen Vokalen (μυ[c]óc, ἀλήθε[c]ια) verloren gegangen; ebenso *j* (ι) vielfach zwischen Vokalen, z. B. in Präsensstämmen wie ποιέ[j]ω δουλό[j]ω. So sind massenhafte Hiate entstanden, die in den meisten Fällen, nicht ausnahmslos, zu Kontraktionen der nun zusammenstoßenden Vokale geführt haben, in den verschiedenen Dialekten bisweilen abweichend.

Die Betrachtungsweise der alten τέχνη γραμματική hielt sich an das Schema der griechischen und römischen Systematiker. Erst ein Durcharbeiten der Lautlehre hat die Rätsel der Formenlehre gelöst, indem keine Ausnahmen von der Regel mehr anerkannt werden, sondern gerade in ihnen das Regelmäßige nachgewiesen wird. Die Lautgesetze sind aber als Gesetze nur nachzuweisen aus einem lückenlosen Tatsachenmateriale, dessen Beschaffung und Ordnung der Recensio zufällt.

Nicht anders steht es mit den Regeln der Syntax. In unendlich vielen Fällen kann man nur den tatsächlichen Sprachgebrauch feststellen und seine Grenzen bestimmen, d. h. man kommt, indem man sich auf eine deskriptive Schilderung des Tatbestandes beschränkt, über die Leistung der Recensio überhaupt nicht hinaus, einerlei ob man den Sprachgebrauch über die Einzelsprache hinaus verfolgen kann oder nicht. In anderen Fällen bieten besonders durchsichtige Paradigmen die gesuchte Erklärung.

So hat man zu den Belegen für den griech. Genetiv abs. auch homerische Wendungen gestellt wie cέθεν δ' ἐγὼ οὐκ ἀλεγίζω χωομένης (*Θ 477*) oder τοῦ δ' ἰθὺς μεμαῶτος ἀκόντιc Τυδέος υἱός (*Θ 118*) in denen der Genetiv in Wirklichkeit nicht absolut auftritt sondern von einem Verbum abhängt. Nur wenn man annimmt, daß in solchen Konstruktionen das Participium coniunctum als ein absolutes empfunden wurde und dann durch Verallgemeinerung auch zu Verben trat, die nicht den Genetiv regieren, kann man den Gen. abs. historisch erklären. Und ebenso sieht man in der Verbindung lat. Verba wie *uti* c. Abl. des Part. den Ausgangspunkt der lat. Konstruktion des Abl. abs. Das sind freilich Hypothesen, die weit über das Gebiet der Recensio hinausgreifen.

3. Die gewöhnliche naive Interpretation erklärt alle Erscheinungen nach der Schablone. Sie muß im Elementarunterrichte unermüdlich angewendet werden, und sie ist es, die die Grammatik in Verruf gebracht hat. Aber sie ist unentbehrlich auch für die elementare Stufe innerhalb der Wissenschaft, wo sie freilich meist unbewußt geübt wird. Das Interesse setzt erst mit der kritischen Interpretation ein, die irgendeine Erscheinung nicht erklären kann oder sich nicht mit der schablonenhaften Erklärung begnügt. Der Anstoß des denkenden Interpreten ist im Grunde der gleiche, wenn ihm eine landläufige Erklärung nicht genügt, die an der Oberfläche haftet, z. B. die Verweisung auf ein Paradigma und die dazu gehörige Reihe nichts sagt oder ein terminus technicus (II. Aorist, Zeugma usw.) als ein leeres Wort erscheint, oder wenn er sich zu einem 'ignoramus' bekennt gegenüber einzelnen Erscheinungen oder ganzen Gruppen, die nicht genügend klar sind. Genau wie der Anfänger, der sich Rechenschaft über sein Wissen gibt, Lücken darin wahrnimmt, die sich freilich meist leicht ausfüllen lassen, stößt auch der Forscher auf Lücken und Widersprüche, deren Beseitigung nicht ohne weiteres möglich ist.

Für den Unterschied von att. ξένoc und ion. ξεῖνoc, att. ὅρoc und ion. οὖρoc lassen sich zwar so viel Analogien finden, daß an der Richtigkeit und Regelmäßigkeit dieser Bildungen nicht zu zweifeln ist, aber eine Erklärung ist mit der Feststellung dieser Tatsache nicht gegeben. Erst der Nachweis von Formen wie ξέvFoc und ὄρFoc in anderen Dialekten gibt einen Fingerzeig, daß das im Att. und Ionischen geschwundene F vor oder bei dem Schwunde verschiedenartig auf die vorangehenden Laute gewirkt hat; und die Zusammenstellung dieses Materiales gewährt dann die volle Sicherheit für die Annahme einer dialektisch verschiedenen Wirkung.

So werden jüngere Formen und jüngere Konstruktionen aus älteren erklärt, Rätsel eines Dialektes oder einer Sprache von dem Tatbestande eines anderen oder mehrerer anderer Dialekte oder Sprachen aus gelöst. Aber überall kann die vermeintliche oder wirkliche Lücke des Wissens nur aus reicherem Wissen heraus ausgefüllt werden. Und der Fortschritt der wissenschaftlichen Erkenntnis liegt neben der neuen Fragestellung im wesentlichen in dem Heranziehen des entscheidenden Materiales.

Die Lösung fast jedes Rätsels erscheint leicht, nachdem sie gefunden ist: der Fund selbst ist oft ein Geistesblitz, wie bei der Emendation in der Textkritik. In der Wissenschaft wird meist nur Genialität tiefe neue Einsichten schaffen, aber Voraussetzung ist dabei eine souveräne Beherrschung des Stoffes.

Ein *nequit* 'kann nicht' aus '*nequ-it* 'es geht nicht' abzuleiten oder *igitur* als geschwächte Form von *agitur* (also neben *quid ágitur?* ein *quíd igitur?* wie *rédigitur*) zu erklären, war nur für den nicht schwer, der spielend alle Möglichkeiten übersah.

Und wenn auch die Erwägungen, die zu solchen divinatorischen Resultaten geführt haben, sprunghaft gewesen sein mögen, so vermag man doch nachträglich den Weg noch ungefähr anzugeben.

Der erste Schritt zur Kritik ist die Erkenntnis des Nichtwissens.

Ich kann das Augment ει statt η in εἰργασάμην und εἶχον nicht nach dem Paradigma ἠρώτησα, ἦγον erklären, und ebensowenig die Bildungen ἔσχον und ἐσπόμην neben ἔχω und ἕπομαι. Dadurch bin ich zunächst genötigt, alles zur Erklärung möglicherweise nützliche Material zu beschaffen, also beispielsweise sämtliche mit Augment versehenen Präterital formen aller Dialekte von ἐργάζομαι. Dadurch werde ich auf ἐϝεργάσατο und ähnliche altertümliche Formen geführt, woraus später *ἐέργάσατο usw. werden mußte: somit erkenne ich in ει ein Kontraktionsprodukt. — Ferner gelange ich durch andere Kombinationen zu der Hypothese, daß ἕπομαι und ἔχω im Anlaute ein c eingebüßt haben. Wie von σεχ, σχ der Aor. ἔσχον und ein reduplziertes Präsens *σίσχω (vgl. ἵστημι aus ursprünglich *σίστᾱμι, lat. *sisto*), so ist von σεπ, σπ ein reduplizierter Aorist ohne Augment *σεσπόμην gebildet worden, nach zahlreichen Analogien zu schließen. Daraus mußte hεσπόμην, *hίσχω und *hέχω werden. Endlich führe ich den Verlust des in ἴσχω, ἔχω vermißten, in ἐσπόμην und ἕξω erhaltenen, anlautenden Hauches auf die Hauchdissimilation zurück. So leiten mich lauter Analogieschlüsse.

Viel einfacher ist die Sachlage, wenn LSpengel bei Aristoteles etwa an Ausdrücken wie Ἰλιὰς καὶ ἡ Ὀδύσσεια oder ἡ Ἰλιὰς καὶ Ὀδύσσεια Anstoß nahm und an einen Fehler der Überlieferung glaubte: eine Anzahl schlagender Parallelen, wie sie JVahlen zur Poetik gesammelt hat, gibt die beruhigende Gewißheit, daß die Griechen so ungleichmäßig sprechen und schreiben konnten. Das Entscheidende ist hier, daß man nicht jede Stelle isoliert für sich betrachtet und nach einem postulierten Schema beurteilt, sondern daß man unter dem durch den Zweifel aufgestellten Gesichtspunkte das Material sammelt, d. h. zu einer grammatischen Recensio schreitet, die von der textlich-philologischen an sich nicht zu unterscheiden ist. In den ausgezeichneten historisch-philologischen Untersuchungen Spengels erscheinen doch seine grammatischen Anstöße oft nicht genügend begründet und gegenüber Vahlens grammatisch-stilistischen Beobachtungen bisweilen fast dilettantisch. Ich brauche nicht zu sagen, daß entsprechend sprachwissenschaftliche Arbeiten, die nicht auf philologisch gesicherten Texten fußen, bodenlos sein würden.

4. Zu dem Wissen kommt dann eine eindringende Interpretation oder Analyse der Wortformen, Sätze usw.

Zerlegungen von Kompositen wie πατρο-κτόνος, πατρ-ολέτωρ bedürfen keiner Begründung, wenn man sie nicht zum Ausgangspunkte weiterer Betrachtungen über die formale Komponierung, die Bedeutungsunterschiede u. dgl. machen will. Aber etwas völlig Neues

THE INSTITUTE OF MEDIAEVAL STUDIES
ST. MICHAEL'S
COLLEGE

tritt uns aus kühnen Zerlegungen wie *nequ-eo* (trotz *queo*) oder οὐτιδ-ανός, ἀλλοδ-απός entgegen. Die Analyse knüpft freilich auch in solchen Fällen an feste Reihen sprachlicher Erscheinungen an, die sich aber nicht so schnell zum Vergleiche bieten, sondern weiter abliegen. So werden Pronominalformen wie *τίδ, *πόδ und *ἄλλοδ (= *quid*, *quod*, *aliud*) zwar von der Theorie gefordert, sind aber in den sämtlichen griechischen Dialekten bereits verloren; sie werden also als Grundlage dieser Wortbildungen frühzeitig nicht mehr verstanden oder empfunden sein und sich dadurch erhalten haben.

Auch auf einzelne Laute kann sich die Analyse erstrecken. So scheidet sie das δ in ἀνδρός, das β in μεσ-ημβρία aus und verknüpft die Formen enger mit ἀνήρ und ἡμέρα. Das Recht dazu erlangt die Forschung, indem sie auf Grund des verwandten Materiales die Entfaltung des *d* und *b* zwischen bestimmten Lauten als Lautgesetz formuliert. Umgekehrt stellt sie den Verlust eines *ĕ* fest, z. B. zwischen der Doppelkonsonanz in *rettulit* und *repperit*, indem sie diese Formen als reduplizierte Perfekta **rétetulit* und **ré-peperit* erklärt. Auch der Nachweis der Umbildung eines ττ oder cc aus Guttural (oder Dental) + ι in θάττων (aus *θάχιων) usw. kann man der Analyse zuschreiben.

Die eigentümliche Konstruktion von *rēfert* mit *meā*, *nostrā* verliert ihre Sonderbarkeit, sobald das Verbum analytisch zerlegt ist in *rē* und *fert*. Hier basiert also die syntaktische Erklärung auf einer Formenanalyse. In den meisten Fällen wird die Syntax Licht erhalten durch eine Analyse der Satzteile und ihres Verhältnisses zueinander. Dabei muß sie oft auf psychologische Vorgänge Rücksicht nehmen, deren mangelhafte Logik eine Verschiebung der Ausdrucksweise bedingt und die Einfachheit der grammatischen Konstruktion zerstört, z. B. bei Anakoluthen oder bei der 'constructio ad intellectum' (κατὰ σύνεσιν). Z. B. in dem Satze *magna copia militum progredi coeperunt* hat sich an Stelle des Kollektivbegriffes das Konkretum 'Soldaten in großer Menge' eingeschlichen und die Pluralform des Verbums hervorgerufen. In φοβοῦμαι μή, *vereor ne* verbindet sich mit dem Begriffe des Fürchtens sofort der entgegengesetzte Korrelatbegriff des Wunsches, daß das Befürchtete nicht eintreten möge, und dieser ursprünglich selbständige Gedanke verlangt die Negation: was logisch unbegreiflich ist, wird doch psychologisch verständlich. Die Interpretation nimmt zunächst an der mangelnden Logik Anstoß, aber eine psychologische Analyse die Gedankenbildung beseitigt ihn durch eine tiefer greifende Erklärung.

Auch die Ermittelung aller lautgesetzwidrigen Erscheinungen (*S. 104 ff.*) fällt der Analyse zu.

Die Analyse erscheint in solchen Fällen bis zu einem gewissen Grade als schöpferisch und bahnt eine höhere Kritik an. Genau genommen ist es aber nicht die Analyse, wenigstens nicht allein, die solche neue Erkenntnis liefert, sondern die Synthese muß sich dazu gesellen. Die Analyse scheidet nur das δ in ἀνδρός aus. Aber ohne Synthese bleibt ein unverstandener Torso, ja das Resultat selbst bleibt ohne das Vergleichsmaterial der Synthese oft ganz unsicher. Rein analytisch wird das δ in ποδαπός nicht zu dem Pronominalstamm gezogen werden können und die Herkunft des ersten *t* in *rettulit* ungewiß bleiben müssen. Wie hat das Urteil über die Analyse von Ποτι-δάϝων 'Erdherr' (früher Ποτ-ιδάϝων 'Anbrander') geschwankt, weil ein Unterbringen der Bestandteile lange nicht gelingen wollte, d. h. die Synthese nicht gelang. — Die Vorgänge sind also folgende: der einfachen Interpretation gelingt die Erklärung nicht; indem sie sich das eingesteht und die Gründe ihres Zweifels klarstellt, wird sie zur kritischen Interpretation. Dem energischen Versuche, mit Hilfe weiter abliegenden Wissens eine neue Erklärung zu geben, bieten sich theoretisch verschiedene Möglichkeiten, die verwickelten Spracherscheinungen auf einfache und durchsichtige Typen zurückzuführen, von denen dann meist (nicht immer) ein Typus mit größter Wahrscheinlichkeit hervortritt. Die Auflösung wird als Analyse bezeichnet. Aber untrennbar von ihr ist die Synthese, die von mehreren Möglichkeiten eine als tatsächlich nimmt und dadurch eine nicht durchgeführte Analyse oft bestimmt.

Die Synthese ist schöpferisch und kommt auf Grund eines neuen Vergleichungsmateriales durch die belebende Kraft forschender Phantasie zustande. Aber sie ist

unkritisch und bedarf daher einer Epikrise, wo die Analyse mehrere Möglichkeiten ließ. Nur die Analyse ist kritisch, aber an sich destruktiv und daher für sich allein unfruchtbar. Der Verbindung von Analyse und Synthese entsprießen die neuen Ergebnisse der Forschung, die von der Interpretation sofort benutzt werden, um ihre Zweifel zu beseitigen, wie ja der Anstoß der Forschung von der Interpretation ausging. Aber die Synthese ordnet sich der Interpretation selbst nicht unter.

Alle sog. Lautgesetze werden von der Synthese formuliert. Diese arbeitet mit dem durch Rezension und Interpretation ausgestalteten Materiale und zieht daraus ihre Schlüsse. Der Vergleich von ion. γεφύρης und gem. griech. γεφύρᾱς ergibt das ion. Lautgesetz, daß ᾱ zu η geworden ist. Jedes Lautgesetz stellt aber nur den zeitlich begrenzten Übergang von einer Lautartikulation zu einer anderen dar, also einen historischen Vorgang. Darum ist diese, wie aberhaupt alle Erkenntnis, die von der Synthese geliefert wird, eine historische.

In einem gewissen Zeitpunkte sind die Ionier Kleinasiens dazu übergegangen, jedes in ihrer Sprache damals vorhandene *ᾱ* wie *ä* auszusprechen. Etwas später (es kann sich um Jahrzehnte oder um Jahrhunderte handeln) ist dann das *ä* z. B. in πυλάων zu *ĕ* (πυλέων) verkürzt worden, und neues *ᾱ* hat sich aus *ă* entwickelt (in τάς aus *τάνς, τιμᾶτε aus τιμά-ετε usw.).

Die Gesetzmäßigkeit dieser Übergänge wird von der idg. Sprachwissenschaft nachgewiesen und festgelegt in den Lautgesetzen, denen freiere Regeln für Syntax und Stilistik zur Seite stehen. Das ist die Grundlage der modernen Lehre. Aber man darf dabei nicht vergessen, daß die idg. Sprachwissenschaft selbst im Grunde nur eine historische Wissenschaft ist, die die historische Entwicklung der idg. Sprachen zu verfolgen zur Aufgabe hat. Das Schwergewicht der Forschung ist vorläufig auf den schwierigsten und wegen seiner Dunkelheit reizvollsten Teil der Aufgabe gelegt worden, die ältesten Phasen der Einzelsprachen mit ihren prähistorischen Vorläufern zu durchforschen bis in die zu einem gewissen Grade gemeinsame idg. Ursprache hinein. Aber daneben hat die Forschung doch auch die späteren Umgestaltungen z. B. des Germanischen gründlich behandelt, die Entwickelung des Romanischen aus dem Vulgärlatein, einen sehr interessanten und lehrreichen Zweig der Sprachwissenschaft, aufgezeigt, ja neuerdings zur Aufhellung des Vulgärgriechischen auch das Neugriechische mit Erfolg in den Kreis der historischen Untersuchungen gezogen, was freilich über die Interessensphäre der meisten klassischen Philologen hinausgeht.

Verschiedene Stufen der Sprachentwickelung treten uns nun bereits innerhalb der Recensio in den verschiedenen Reihen, von denen gleich anfangs die Rede war, entgegen. Die in kritischer Interpretation gemusterten und in synthetischen Ergänzungen vervollständigten Typen und Reihen markieren die historischen Phasen.

Z. B. haben wir (S. *100*) folgende Entwicklung gefunden:

1. *cέχω, *cίcχω, *cέξω
2. *hέχω, *hίcχω, ἕξω
3. ἔχω ἴcχω.

Der Übergang von der 1. zur 2. Reihe wird durch den lautgesetzlichen Übergang des anlautenden c vor Vokal in *h* vollzogen, der von der 2. zur 3. Reihe durch die Hauchdissimilation. Die neue Recensio ordnet die Reihen so, daß die Formgebung der tieferen Reihe aus der oberen erklärlich wird, die tatsächlich vorliegenden Formen aus älteren erhaltenen oder hypothetisch erschlossenen abgeleitet erscheinen. Aus *fenestra* wird franz. *fenêtre,* aus *status* : *état.*

Auch das Entstehen von Dubletten sucht man historisch zu begreifen. Neben altem *ne-que* und *at-que* ist jüngeres *nec* und *ac* entstanden. Zunächst trat wie bei *fac, fer* eine

Verkürzung ein **neq^u*, **atq^u*, vermutlich zuerst in der Satzstellung vor Vokalen (wie in *nequ-it*), dann allgemeiner. Vor Konsonanten mußte daraus *nec* und *ac(c)* werden. Das *ac* wird in klassischer Zeit ausschließlich vor konsonantisch anlautenden Worten gebraucht, hat also das ältere *atque* gerade aus dieser historisch berechtigten Position gänzlich verdrängt. – Ganze Reihen von Dubletten liegen in den augmentierten und augmentlosen Praeteriten bei Homer vor. Die augmentlosen Formen sind im späteren Griech. fast ganz zugrunde gegangen, während das Latein keine augmentierten Formen mehr kennt. Zahlreiche nicht erhaltene Dubletten namentlich aus präliterarischen Zeiten werden nur durch Rückschlüsse ermittelt.

Die Resultate der Entwickelung liegen in wohlgeordneten Reihen vor, die also eine relative Chronologie der Phasen der Sprache nach den einzelnen Erscheinungen darstellen. Soweit die Veränderungen in historische Zeiten fallen, lassen sie sich mehr oder weniger genau durch absolute Daten bestimmen. Bei den prähistorischen Veränderungen ist man auf die relative Chronologie beschränkt. Eine solche habe ich für das Urgriechische in einer Tabelle nebst erläuterndem Anhange zu meinem *Abriß der griech. Lautlehre (Berl. 1902)* zu liefern versucht. Eine Ausführung dieser Ansätze, die freilich Fachmännern überlassen bleiben muß, würde eine Geschichte der griechischen Sprache ergeben. Hier kommt es darauf an zu betonen, daß alle Sprachwissenschaft Sprachgeschichte ist, und daß bereits in der grundlegenden Recensio die festen Linien der historischen Sprachentwickelung niedergelegt sind.

Den Anfänger befremdet der ganze Gesichtspunkt der Entwickelung auf einem Gebiete, das ihm nur fertige Resultate zu bergen schien. Wer πέπυσμαι, πέπυσαι, πέπυσται, τέθρεμμαι, θριξί gelernt hat, kann sich zunächst nicht denken, daß es Zeiten gegeben hat, in denen der Stammauslaut (θ, φ oder χ) unverändert erhalten war, und daß die Veränderungen vor μ, σ, τ in verschiedenen Zeitpunkten eingetreten sind. Und noch weniger kann er sich denken, daß die lautgesetzliche Veränderung nicht immer wieder von dem betreffenden Zeitpunkte an eingetreten ist bei allen gleichbedingten Fällen, sondern daß die treibende Kraft oder Ursache der Lautverschiebung einmal wieder aufgehört hat.

Für dieses Erlöschen der umgestaltenden Kraft genügt es, darauf zu verweisen, daß die ionische Verschiebung des *ᾱ* zu *ᾰ* sich nicht mehr auf τιμᾶτε, τᾶς, πᾶσα usw. erstreckt hat. Diese Formen hatten noch ein *ᾰ*, als die ionische Veränderung des *ᾱ* eintrat (τιμᾰ́-ετε, τάνς, πάνσα). Als das neugebildete *ᾱ* entstand (τιμᾶν, τᾶς, πᾶσα), wurde es nicht zu *ä* weiter entwickelt, weil man überhaupt damals nicht mehr *ᾱ* in *ä* verwandelte. Sobald der Ionier μήτηρ und Μῆδοι sprach, wußte er nichts mehr davon, daß hier einmal *ᾱ* gesprochen worden war, so wenig das Hochdeutsche weiß und empfindet, daß *ss* in *essen* einmal *t* und noch früher *d* gewesen ist.

Zu wie verschiedener Zeit scheinbar parallele Verschiebungen eingetreten sind, zeigt z. B. eine Gegenüberstellung von θρέμ-μα 'Genährtes' und πεῖσ-μα 'Seil'. Dort ist eine der beiden Aspiraten von τρέφω aus idg. **dhrebhō* erhalten, in πεῖσμα aber vom Stamme **πενθ-* aus vorgriech. *bhendh* (lat. *offendimentum*, deutsch *binden*) sind beide geschwunden, weil die Assimilation von φμ zeitlich vor der Hauchdissimilation stattgefunden hat, die Verwandlung von θμ in σμ aber später: bei θρέμ-μα lag kein Grund mehr vor, eine Dissimilation vorzunehmen, wohl aber wurde **φένθ-μα* zu **πένθμα*, woraus dann **πένσμα* und endlich πεῖσμα hervorging.

Zur Ermittelung der relativen Chronologie der prähistorischen Veränderungen ist es das Wichtigste und Schwierigste, die geeigneten Belege ausfindig zu machen, die die Abfolge verschiedener Reihen sichern.

Das Wort πεῖσμα ist durch seine Vorgeschichte geeignet, mehrere Übergänge zu verknüpfen. Vergleicht man z. B. κόσμος, das aus **κόνσμος* (vgl. lat. *censeo*) entstanden ist, und fragt sich, warum nicht auch **πένσμα* zu **πέσμα* geworden sei, so muß die Antwort lauten, daß zur Zeit des Schwundes von ν vor σ + Nasal die Form **πένσμα* (noch) nicht existierte; und auch als jeder noch erhaltene Nasal + σ zum verdoppelten Nasal wurde

(*χανςός 'der Gans' und *ἔφανςα 'zeigte' > *χαννός und ἔφαννα), kann es *πένςμα nicht gegeben haben, da dieses sonst *πέν(ν)μα geworden wäre. Weiterhin ist das aiol. erhaltene ἔφαννα über *ἔφᾱνα zu ion. att. ἔφηνα geworden, dagegen aus *πένςμα : πεῖςμα und gleichzeitig aus *πάνςα : πᾶςα, dessen ᾱ erhalten blieb: das ist also in einer jüngeren Periode geschehen, als sich im Ion.-Attischen wieder neues ᾱ bildete. So erhält man folgende Stufen [> bedeutet 'wird zu', < 'geworden aus']:

1. *bh* > *ph*, *dh* > *th*
   dhrebh > θρεφ, *bhendh* > φενθ
2. φμ > μμ
   *θρέφμα > θρέμμα
3. Hauchdissimilation
   *φένθμα > *πένθμα

a. νcμ > cμ
   *κόνcμος > κόcμος

b. (dialekt.) νc > νν
   *ἔφανςα > ἔφαννα

c. (dialekt.) ᾰνν > ᾱν
   *ἔφαννα > ἔφᾱνα

4. (vereinzelt) θμ > cμ
   *πένθμα > *πένςμα

d. (ion.att.) ᾱ > η
   *ἔφᾱνα > ἔφηνα

5. = e. (ion. att.) ενc > εις, ανc > ᾱc
   *πένςμα > πεῖςμα, *πάνςα > πᾶςα

Statt des sporadischen Überganges θμ > cμ sub 4 kann man ion. att. θc, τc, δc > (c)c einsetzen: *cπένδ-cω > *cπέννcω > cπείcω. Das Zeitverhältnis zu Stufe b und e bleibt das gleiche. Und Formen wie πέπειcμαι, πέπειcαι, πέπειcται und πιcτός konnten nur entstehen, nachdem aus *bheidh*, *bhidh* durch das Dissimilationsgesetz (sub 3) πειθ, πιθ geworden war.

5. Absichtlich bei Seite gelassen habe ich bisher solche Fälle, in denen es der Interpretation nicht glückt und nicht glücken kann, die Spracherscheinungen mittels einer regelmäßigen Entwickelung aus älteren Vorstufen zu erklären, weil diese Entwickelung fehlt. Das ist bei Fremdwörtern und Analogiewirkungen der Fall.

Jede lebendige Sprache pflegt in fast allen Stadien Fremdwörter, oft in Masse, in sich aufzunehmen. Diese werden den Veränderungen der eigenen Sprache mitunterworfen, sobald sie nicht mehr als Fremdwörter empfunden werden.

Aus den Μᾶδοι ist ion. Μῆδοι geworden, aus Πᾶρραι über *Πῆρραι : Πέρραι. Der Name der ionischen Stadt *Priene* war wahrscheinlich karisch und lautete ursprünglich *Priansa*, ähnlich der Stadt *Priansos* auf Kreta, hat also dieselben Veränderungen durchgemacht wie χηνός 'der Gans' aus *χανςός '*(h)anseris*':

*Πριανcᾱ	*χανcός
*Πριαννᾱ [oder Πριανhᾱ]	*χαννός
*Πριᾰνᾱ	χᾱνός
Πριήνη	χηνός.

Dieser Lautwandel hat sich auf kleinasiatischem Boden nach der Besiedelung durch die Ionier vollzogen. Dagegen ist der Name Πρίανcος auf Kreta unangetastet altertümlich geblieben und hat sich nicht der Verschiebung von *χανςός zu χᾱνός, von *ἔφανςα zu ἔφᾱνα angeschlossen, weil bei den griechischen Besiedelern von Kreta dieser Lautwandel schon vorbei war, als der Städtename in ihren Sprachschatz Aufnahme fand. Ganz klar ist dies bei dem lat. Lehnworte κῆνcος (*Ev. Matth. 22, 19*).

In gleicher Weise sind Lehnwörter wie cίδηρος, cίκυος 'Gurke' und Cεκυών, cίβδη 'Granate' und cῖcμα den Griechen erst bekannt geworden, als in ihrer Sprache das alte c im Wortanlaute vor Vokal längst zu h geworden war. Der urgriechische Schwund dieses c muß, wie man aus den erwähnten Lehnwörtern schließen kann, noch in der Bronzezeit und in der Urheimat eingetreten sein, bevor die Griechen das Eisen, und bevor sie in ihren neuen Wohnsitzen auf der Haimoshalbinsel und den Kykladen die Produkte des Orientes wie Feige, Granate, Gurke, Kürbis usw. kennen lernten. Darum sind die fremden Namen dieser Produkte und des Eisens nicht mehr von der älteren Veränderung der Sprache

(*s* > *h*) berührt worden. Für die Wanderung der Kulturworte ist epochemachend *VHehn, Kulturpflanzen u. Haustiere, Berl.*[1] *1870,* [7] *1902.*

Auch der Name der Semele, der Mutter des Dionysos, ist ein Lehnwort aus dem Thrakischen, wo *Zemelo* der Name der Erdgöttin war (vgl. *Nowaja-Semlja*): *PKretschmer, Aus der Anomia, Berl. 1890, 17ff.*: Die Herübernahme ist auch hier relativ jung. Da der Anlaut mit c bezeichnet wurde, mag sich diese Bezeichnung, wenn nicht der Laut selbst, an neugebildetes *s* (z. B. in cú, cé) angelehnt haben.

Die Lateiner haben den Stadtnamen von Tarent frühzeitig (im 7. Jahrh.?) übernommen, und zwar in der Form **Tárantom* mit griechisch-uritalischer Betonung des ersten *a*. Das Lehnwort hat dann mit den urlat. Worten (wie **éxcarpo* > *excerpo*) zusammen Schwächung des unbetonten *ă* zu *ĕ* erfahren und ist noch später unter der jungen Akzentbeschränkung auf der zweiten Silbe betont werden. Dagegen sind viele Namen von Städten sogar Italiens im Lat. unverändert geblieben; z. B. *Venusia, Perusia, Clusium, Canusium* haben das intervokalische *s* bewahrt, weil der Rhotacismus aufgehört hatte, seine Wirkung auszuüben, als diese Städtenamen den Römern geläufig wurden.

Man erkennt die Fremdworte durch zweierlei Mittel: einmal aus dem Fehlen der verwandten Worte desselben Stammes und dem Widerspruche, in dem die fraglichen Worte zu den alten Lautgesetzen der Sprache stehen, die sie aufgenommen hat, und zweitens durch den Nachweis des Gebrauches bei einem anderen Volke und der Regelmäßigkeit der Bildung innerhalb der Sprache dieses Volkes. Jedoch muß auch die Wanderung der Kulturworte historisch-geographisch wahrscheinlich sein, damit die Entlehnung glaubhaft wird. – Übrigens nicht nur im Wortschatze sondern auch in Syntax und Stil läßt sich in bestimmten Grenzen fremdsprachliche Färbung nachweisen.

Die beiden ersten Evangelien und Stücke des dritten zeigen aramäische Färbung nicht nur in Fremdwörtern (zu denen auch lat. Lehngut kommt), sondern auch beispielsweise in der Zerlegung eines Verbalbegriffes in Verbum fin. und Partizip (*JWellhausen, Einleitung, Berl. 1905*), so ἐξελθὼν ἦλθε. Vieles Befremdliche freilich im Griechisch des N. T. erweist sich als Gemeingut der hellenistischen Volkssprache, wie GADeißmann gezeigt hat (*Bibelstudien, Marb. 1895, Neue Bibelstudien, Marb. 1897, Licht von Osten, Tübg. 1908*), womit seltsam kontrastiert der Klassizismus des Lukas in den sog. Markusstücken (*Norden 486ff.*).

Das Griechisch der römischen Kanzleien ist durch die römische Kanzleisprache beeinflußt (*PViereck, Serm. Graec.* usw., *Götting. 1888*). Die Augusteischen Dichter beginnen ihren griechischen Vorbildern stärkeren Einfluß auf ihre Ausdrucksweise einzuräumen: *JSchäfler, Die sog. syntakt. Graecismen b. d. August. D., Münch. 1884.*

Die zweite Kategorie wird von Analogiebildungen gebildet. Während das Neubürgertum des Lehngutes innerhalb der neuen Sprachgemeinschaft keine Verwandte und Ahnen aufweisen kann, handelt es sich hier um Revolutionäre, die ihre Herkunft und Verwandtschaft verleugnen. Unser *frug* hat den historisch allein berechtigten Anschluß an den Typus *sage, sagte, gesagt* aufgegeben und ist dem Typus der starken Konjugation *trage, trug, getragen* gefolgt.

So werden in den aiolisch-achäischen Dialekten viele Verben wie φίλημι und sogar ὄρημι (=ὁράω) nach dem Muster von τίθημι flektiert. In hellenistischer Zeit tauchen Aoriste wie γενάμενος, ἐλίπαμεν auf, die nach ἔκρινα, εἶπα, ἔθηκα gebildet sind; ἐσπόμην ist Anlaß geworden, ein Präsens ἔσπομαι einzuführen.

Solche analogische Formübertragung hat schon in uralter Zeit vielfach stattgefunden und hat bisweilen den vorbildlichen Typus ins Ungemessene erweitert. So steht das Griechische mit seinem κα-Perfektum (πεπαίδευκα) allein da unter den idg. Sprachen. Gemeinsam waren diesen nur wenige Perfektformen, in denen κ zum Stamme gehörte, wie τέθηκ-α osk. *fefac-id* (zu lat. *fac-io, fēc-ī*), ἔοικ-α, δέδορκ-α. Da nun bisweilen konsonantisch und vokalisch auslautende Stämme nebeneinander standen wie θηκ und θη (in τίθημι), so konnte das konsonantische Perfektum für den vokalischen Stamm mitgelten, also wie τέθη-κα zu τίθημι gebraucht werden. Nachdem diese auf eine falsche Etymologie zurückzuführende

Verwischung der Bedeutung des κ eingetreten war, konnten auch von anderen Stämmen analogisch κα-Perfecta gebildet werden. Und durch weitere Wucherung ist dieser Typus im Griechischen zur regelmäßigen Perfektbildung ausgestaltet worden.

Die Analogiewirkung hat für die Sprachgeschichte nicht nur die gleiche Bedeutung wie die lautgesetzliche Fortbildung, sondern besitzt eine schöpferische Kraft, gerade weil sie sich um Etymologie und Lautentwickelung nicht kümmert. Wenn ein Kind *reitete* zu *reite* oder *gangte* zu *gegangen* bildet, so nennt man das 'falsche Analogien'. Aber die Geschichte aller Sprachen zeigt, daß zu allen Zeiten einzelne solcher Neubildungen oder, wenn man will, Mißbildungen Anerkennung gefunden und Bürgerrecht erlangt haben. Aus einem gewissen Mißverständnisse hat man das soeben besprochene τέθηκ-α als τέθη-κα aufgefaßt, und mit souveräner Willkür, wenn auch unbewußt, nach dieser und ähnlichen Formen die Perfekta βέβη-κα, πεπαίδευ-κα usw. gebildet. Auch in der Syntax zeigen sich zahlreiche analogische Übertragungen und Verallgemeinerungen, von denen jede einzelne auf einer Abweichung von der älteren Regel beruht. So haben sich intransitive Verba nach transitiven gerichtet oder umgekehrt transitive nach intransitiven Mustern. Bei Archimedes u. a. findet sich statt ἐστί gebraucht ἐντί: das ist die 3. Pers. Plur. in der Bedeutung des Singulars. Die absoluten Partizipialkonstruktionen sind nach dem Muster alter Konstruktionen bestimmter Verba mit Participia coniuncta in bestimmten Kasus durch Verallgemeinerung gebildet worden (*oben S. 99*).

Eine andere Bedeutung hat die Analogie vielfach in der Flexion, wo sie keine schöpferische Kraft ausübt, sondern ausgleichend oder gar retardierend wirkt. Von λείπω (lat. *linquo*) müßten die 2. und 3. Pers. Sing. lautgesetzlich *λείτεις und *λείτει heißen (vgl. lat. *que*, griech. τε), aber das π ist überall durchgeführt worden, nachdem vermutlich zunächst λείπεις, λείπει unter dem Einflusse von λείπω, λείπομεν (λείψω, λέλοιπα) als Dubletten entstanden waren. Die Analogie bekämpft also auch hier die lautgesetzliche Entwickelung. Wenn sie über die Lautgesetze siegt und die Bewahrung älterer Flexionsformen oder einen anderen Ausgleich erzwingt, liegt 'Systemzwang' vor.

Das Paradigma von εἰμί lautete urgriech. einmal

*ἔϲμι *ἔϲ(ϲ)ι ἔϲτι
*ϲμέν *ϲτέ *ϲέντι.

Nun haben die 1. und 2. Pers. Plur. den volleren Stamm aus dem Singularis bezogen, und dafür ist die Endbetonung auf alle Formen ausgedehnt worden, während umgekehrt die Anfangsbetonung des Singularis εἶμι auch auf den Pluralis übergegangen ist, der ursprünglich *ἰμέν *ἰτέ *ἰάντι lautete. Aber ganz ist das Alte nicht im Systemzwange vernichtet worden: neben neuem ἐστί hat sich (außer dem enklitischen ἐστι) auch altbetontes ἔστι ohne Analogie gehalten. Aus *ϲεντι mußte lautgesetzlich *ϝεντι werden: aber die Analogie ließ dies anlautende *h* nicht aufkommen, sondern schuf eine Dublette ἐντι > *ἔνϲι > εἰσί, die sich unschwer durchsetzte.

Etwas anders ist die Vorgeschichte von lat *sum es* usw. aus

*ésm(i) *éss(i) *ést(i)
*smós *sté *sént(i).

Die 2. Pers. Plur. *estis* hat den volleren Stamm aus dem Sing. bezogen wie im Griechischen, umgekehrt die 1. Pers. Sing. wohl das stammhafte *e* eingebüßt im Anschlusse an **smós*. Dies wird dem osk. umbr. *sent* analog zu uritalisch **sémos* umgebildet sein, das dann später durch Assimilation lautgesetzlich zu **sómos* werden mußte. Dadurch ist wieder lat. *sont, sunt* beeinflußt worden. Die entsprechenden Übergänge von idg. **ésmi* zu urital. *som* lat. *sum* sind im einzelnen nicht klar, aber sicher nicht rein lautlicher Natur.

In allen Fällen ist die Analogiewirkung, die aus einer psychischen Wurzel entspringt, der physiologischen Lautentwickelung feindlich. Sie setzt sich mit einem

Gewaltstreiche über das lautgesetzlich Werdende oder Gewordene hinweg, wovon das Lehnwort naturgemäß nichts weiß. Erst wenn die Analogiebildungen sich durchgesetzt haben und die Lehnworte nicht mehr als Fremdworte empfunden werden, unterliegen sie den nun neu auftretenden Lautverschiebungen, ganz wie das alte Sprachgut. Erkannt werden ihre Spuren durch analytische Interpretation, die die Widersprüche zu den festgestellten älteren Lautgesetzen nachweist: die durch Analogie veranlaßten Wucherungen stehen den jungen Ausdichtungen und Erweiterungen älterer Texte gleich, die die Textanalyse ermittelt (*S. 71. 74*).

6. Will man versuchen, diese widerstrebenden Linien dem Bilde des Stammbaumes einzufügen, so muß man dessen vertikalen Linien horizontale zusetzen, die verschiedene Typen verbinden oder Verbindungen zu anderen Dialekten oder Sprachen andeuten. Sie entsprechen etwa den Verbindungslinien, die im Stemma der Hdss. von einer interpolierten Hds. zu dem ebenfalls ausgenutzten Zweige der Überlieferung hinüberführen.

Aber das Bild des Stammbaumes reicht überhaupt nicht aus, wenn man sich die wirklichen Vorgänge einer nicht lediglich mechanischen Überlieferung veranschaulichen will, bei den sprachgeschichtlichen Vorgängen sogar noch weniger als sonst. Der Stammbaum kann im besten Falle die Entwickelung weniger Spracherscheinungen eines Dialektes darstellen, ohne Rücksicht auf gleiche Erscheinungen der verwandten Dialekte. Die lebendige Sprachentwickelung beruht aber auf Einflüssen, die von Individuum zu Individuum, von Dorf zu Dorf, von Landschaft zu Landschaft ausstrahlen, und bedarf daher ebensowohl einer historischen wie einer geographischen Betrachtung. Man hat jetzt schon eine (deutsche) 'Dialektgeographie'.

Während die erste deutsche Lautverschiebung allen germanischen Dialekten gemeinsam ist, ist die zweite (hochdeutsche) Lautverschiebung nicht nach Niederdeutschland usw. vorgedrungen. – Der ionische Wandel von *ā* zu *ä* ist wahrscheinlich von der Küste Kleinasiens ausgegangen, vielleicht unter karischem Einflusse (*PKretschmer, Glotta I, 1907, 31f.*). Die Bewegung war aber, als sie in Attika Eingang fand, nicht mehr stark genug, um hier das *ā* purum zu verändern (falls dies nicht etwa einer Rückverwandlung sein Dasein verdankt). – Das *ĕ* vor *o*- und *a*-Lauten ist auf Kreta und Kypros, in Lakonien, Argos und Herakleia zu *ĭ* geworden, ohne daß der Ausgangspunkt dieses Wandels bekannt wäre.

Manche Dialekterscheinungen treten in den verschiedensten Landschaften gleichartig auf, nur zu verschiedenen Zeiten (*PKretschmer, KZ. XXXI (1892) 590ff.*: sehr zu empfehlen!) und ihre Durchführung nimmt ungleiche Zeiträume in Anspruch. Darum ist es bei den griechischen Dialekten so schwer, ja unmöglich, für eine strenge Scheidung durchgreifende Kriterien aufzustellen. Die Assibilierung des τ vor ι (γερουσία aus γεροντία) ist selbst im Ion. Attischen nicht ausnahmslos durchgeführt (τίς, ἐστί usw.). Der deutsche Sprachatlas von FerdWrede, der im Originale auf der Kgl. Bibliothek in Berlin einzusehen ist, lehrt anschaulich, wie die Grenzen der einzelnen Spracherscheinungen sich verschieben und bald diese bald jene Landschaften und Stämme zusammengehen.

Den stärksten Ausgleich liefert in jüngeren Zeiten die Schriftsprache oder Literatursprache. Das war für die griechische Prosa seit Gorgias das Attische, während das Ionische auf Medizin und sonstige wissenschaftliche Literatur zurückgedrängt wurde; auch für die hellenistische Koine der Gebildeten lieferte diese Schriftsprache den Hauptbestandteil. Seit der Caesarischen Zeit wurde das alte klassische Attisch wieder künstlich gelehrt, jetzt schon in starkem Gegensatze gegen die Volkssprache. In Latium verdrängte der Dialekt von Rom alle anderen, wie dann allmählich in Italien auch die übrigen Sprachen, und hielt sich als Literatursprache

mit relativ wenig Veränderungen. Aber neben dem Hochlatein der Schriftsprache bestand im Volke das Vulgärlatein, das später die Grundlage der volkstümlichen romanischen Sprachen wurde. Die Wechselwirkungen der in der Literatur, in Gesetzen usw. niedergelegten Schriftsprache und der dialektischen Volkssprache in ihren Schattierungen bildet das wichtigste Problem der späteren Sprachentwickelung.

Die Verbreitung sprachlicher Erscheinungen und sonstiger kultureller Neuerungen stellt man sich heutigen Tages unter dem Bilde kreisförmiger Wellen vor, die von verschiedenen Mittelpunkten ausgehen und sich allmählich verlaufen. Joh. Schmidt, der die Anregung zu dieser Wellentheorie gegeben hat, nahm auch für die Entstehung der idg. Sprachen an, die sich ursprünglich wie Dialekte zueinander verhalten haben, daß sie sich gegenseitig mehr oder weniger in verschiedenen Mischungsverhältnissen beeinflußt hätten. Mit Recht wenden aber ALeskien u. a. ein, daß man deswegen die Spaltung nicht ausschließen darf, die im Bilde des Stammbaumes aufgezeigt wird. Das Lateinische hat sich durch Jahrhunderte hindurch gesondert vom Oskisch-Umbrischen weiter entwickelt und mußte, als die politische Einigung der Stämme eintrat, als eine fremde Sprache empfunden werden; eine gegenseitige Einwirkung von irgend welcher Bedeutung hat nicht mehr stattgefunden, bis der latinische Dialekt Roms alle anderen verdrängte. Ebenso hat sich das Makedonische vom übrigen Griechisch frühzeitig und vollständig getrennt, so daß seine Zugehörigkeit immer wieder in Frage gestellt werden konnte. Spaltungen haben überall stattgefunden, sind aber später vielfach durch nachträgliche Angleichungen verwischt oder ganz aufgehoben worden. Nur da, wohin die Wellen solcher Anpassung nicht mehr getragen wurden, haben sich selbständige Dialekte und im Laufe großer Zeiträume selbständige Sprachen ausgebildet: der Unterschied zwischen eigenen Sprachen, selbständigen Dialekten und verwandten Dialekten ist im Grunde ein fließender.

Die gemeinsame Ursprache aus mehreren Dialekten oder Tochtersprachen herzustellen, ist vielfach schwer oder unmöglich. Dem Urdorischen kann trotz kret. arg. θιός lak. σιός der Wandel des *ĕ* vor *o* nicht zugeschrieben werden, geschweige der Übergang von θ in σ: die Reste einer älteren Stufe in einem Teildialekte wie dem von Korinth, Rhodos usw. sind entscheidend. Ja, selbst ohne solche Residuen belassen zu haben, können junge Neuerungen umgestaltend auf alle Teile eingewirkt haben. So ist das Fehlen des F im Ion.-Attischen kein Beweis, daß die älteste Ias diesen Laut nicht mehr gekannt habe.

Natürlich sind für engere Sprachverwandtschaft nur gemeinsame Fortbildungen beweisend, wie gemeinsame Fehler bei den Hdss. Niemals genügen ein gemeinsamer Wortschatz oder gemeinsam vererbte alte Formen, um eine engere Urverwandtschaft anderen Dialekten oder Sprachen gegenüber zu beweisen, die diese Eigentümlichkeiten weniger oder gar nicht aufweisen. Der Nachweis eines gemeinsamen westindogermanischen Wortes für Salz, das bei den Ariern nicht (mehr) nachzuweisen ist, bleibt solange ein *argumentum ex silentio* (*VHehn, Das Salz, Berl. 1873*), als es nicht gelingt, für die westlichen Indogermanen eigenartige, nur ihnen gemeine Lautveränderungen nachzuweisen. Aber die Gruppierung der Völker ist eine ganz andere. Nicht einmal scheinbar gemeinsame Lautverschiebungen sind beweisend, wenn sie erst in den Einzelsprachen spontan eingetreten sein können oder sind, wie die Hauchdissimilation im Griechischen und Indischen. So ist die Verwandelung des Dentales + *t* in *st* (πέπεισται, πιστός: *S. 104*) im Griechischen erst in einzeldialektischer Zeit nach der Hauchdissimilation erfolgt: folglich hängt

der Übergang mit den gleichartigen Vorgängen bei Germanen, Litauern, Slaven und Iraniern nicht zusammen und bezeugt keinen intimen Verkehr oder engere Verwandtschaft mit diesen Völkern. Erst eine vollständige, bis in die prähistorischen Zeiten hinaufgeführte Geschichte der einzelnen Sprachen kann die Sicherheit gewähren, welche Erscheinungen der Urheimat der Indogermanen zuzuweisen sind, und welche im Einzelleben jedes Volkes innerhalb seiner neuen Wohnsitze erfolgt sind. Ebenso werden weiter die Spaltungen in Dialekte und die ausgleichenden Wellen, die von der Berührung eines Stammes mit anderen ausgehen, in einer ausgeführten Sprachgeschichte aufgezeigt.

7. Die Sprachwissenschaft besitzt keine rechte Hilfswissenschaft außer der Phonetik und vielleicht der Sprachphilosophie. Aber selbst die Phonetik begründet nur die Laut- und Akzentlehre, und auch diese mehr in den lebenden als in den toten Sprachen. Eine der wichtigsten Tatsachen, die man sich dabei stets vergegenwärtigen muß, ist, daß sich Buchstaben und Laute nicht decken. Aber hierfür bedarf es gerade bei den toten Sprachen selbst wieder einer Hilfswissenschaft, die ich die vergleichende Orthographie nennen möchte.

Vgl. *FBlaß, Über die Aussprache des Griechischen,*[3] *Berl. 1888* (sehr zu empfehlen) und *ESeelmann, Die Aussprache des Lateinischen, Heilbr. 1885.* Die Aussprache des φ als p + h folgt aus der altgriechischen Orthographie πh auf Kreta, Thera, Melos, aus der prähistorischen Dissimilation von *πhέπhυκα zu πέφυκα, aus der Schreibung ἐφ' ᾧ = *ep hōi*, aus der lat. Wiedergabe *Pilippus* usw. Der Lautwert *k* des lat. *c* wird durch griechische Orthographie in Καῖσαρ usw., durch deutsche Lehnwörter (*Kiste, Keller*) usw. bestimmt.

Der alte Streit zwischen Erasmus und Reuchlin über die Aussprache des η, ει οι, υ usw. im Griechischen ist jetzt in der Hauptsache zugunsten des Erasmus entschieden: wenigstens in der klassischen Zeit wurden die Lautwerte von einander unterschieden und annähernd den deutschen Lauten entsprechend ausgesprochen: die Schafe, die bei Kratinos (*fr. 43 K.*) βῆ βῆ blöken, können nicht gut um der Reuchlinschen Hypothese willen damals *wi wi* geblökt haben. Aber in jüngeren Zeiten tritt allerdings allmählich der Itacismus (η, ει, οι, υ > ī) ein, der im Neugriechischen ausgebildet ist. Die Orthographie der Inschriften (vgl. *S. 96*) zeigt am klarsten die Verschiebungen in der Aussprache, obwohl sie immer den tatsächlichen Veränderungen nachhinkt, bisweilen erheblich, wie bei den Engländern (noch stärker bei den Iren). Wo statt der historischen eine phonetische Orthographie eingeführt wird, sieht man mit einem Schlage den Abstand der Laute von den altgewohnten Schriftzeichen. So haben die Boioter im 4. Jahrh. ihre Orthographie reformiert, indem sie den attischen Lautwert der Buchstaben zugrunde legten und beispielsweise für καὶ θυμός, das bei ihnen *kä thumos* lautete, κὴ θουμός schrieben. Die Attiker sprachen also αι noch als Diphthong aus, dagegen υ längst wie *ü*. Die Kenntnis dieser Dinge ist eine unentbehrliche Grundlage nicht nur für die Phonetik sondern auch für die historische Lautlehre selbst.

Die Geschichtswissenschaft behandelt nur die erhaltenen alten Zustände und tatsächlich eingetretenen Veränderungen. Die Phonetik gibt die physiologische Erklärung der eingetretenen Lautveränderungen und übt damit zugleich eine Kontrolle aus bei verwickelten Vorgängen, deren Resultate wir ungefähr den geschriebenen Buchstaben entnehmen, ohne die Zwischenglieder der lebendigen Artikulation mit ihren Verschiebungen zu kennen, ja bisweilen ohne die Endpunkte der Entwickelung genau fixieren zu können. Z. B. ist **bhebhuka* griech. zu **phephuka* und dann zu πέφυκα geworden, während sich im histor. Germanisch aus **bh* ein *b* (*bauen*) entwickelt hat. Der Ausgangspunkt, das im Indischen erhaltene *bh*, wird

nur durch die Phonetik als idg. Mutterlaut erwiesen, denn nur unter dieser Voraussetzung ist die verschiedenartige Entwickelung in den Einzelsprachen begreiflich.

Wo die Übergänge und Zwischenstufen nicht mit Sicherheit erschlossen werden können, hat die Phonetik eine entscheidende Stimme. Z. B. in der Frage, ob att. *ā* purum nach *ĭ ĕ* und ρ erhalten oder aus *ä* rückverwandelt ist, muß die physiologische Kraft des vorangehenden Lautes untersucht werden. In vielen Fällen wird die Phonetik mehrere Möglichkeiten offen lassen, deren Auswahl nur auf Grund tatsächlichen Materiales zu treffen ist. Denn die Phonetik ist gänzlich unhistorisch. Ob lat. *lacrima* oder griech. δάκρυον den ursprünglichen Anlaut zeigt, vermag sie nicht zu sagen. Im ganzen darf man wohl behaupten, daß sich heute oft eine Überschätzung der Phonetik zeigt, teils wegen ihrer praktischen Bedeutung für die modernen Sprachen teils aus dem theoretischen Bestreben heraus, die Sprachwissenschaft auf naturwissenschaftlicher Grundlage aufzubauen. Das war zu einer Zeit unvermeidlich, als es galt, die Eierschalen des Dilettantismus von der jungen Wissenschaft abzustreifen und ihr in unverbrüchlichen Lautgesetzen einen inneren Halt zu geben: dabei wurde die Phonetik als guter Schutzengel angerufen und genießt nun eine hohe Verehrung als Mittlerin.

Für alle Analogieerscheinungen, für die Formenlehre und namentlich für die Wortbedeutungslehre sowie in der Wortbildung und für die ganze Syntax und Stilistik kommen kaum physiologische, sondern psychologische und ev. logische Momente in Betracht, deren Beurteilung der Sprachphilosophie zufällt. Diese steht mit der Sprachwissenschaft in engster Wechselwirkung, indem sie deren empirische Beobachtungen unter allgemeinen Gesichtspunkten sammelt, erklärt und die Vorgänge als gesetzmäßig zu erweisen versucht. Dadurch befruchtet sie die Sprachwissenschaft selbst und erscheint nicht selten als ein Teil dieser Wissenschaft. Wie weit die Sprachphilosophie als Hilfswissenschaft der Sprachgeschichte dient und diese wieder als Hilfswissenschaft benutzt, wird sich oft schwer entscheiden lassen. Die Grundlagen der modernen Syntax werden von der Philosophie gelegt, die z. B. das Wesen eines vollständigen Satzes untersucht und fragt, ob die Ausrufe *rascher! hierher!* wirklich verkürzte Sätze sind. Man hat sogar ermittelt, daß alte Komposita unvollkommene Ausdrücke von Nebensätzen waren, z. B. ῥοδοδάκτυλος eines relativen. Solche Einsicht trägt dazu bei, die philosophische Spekulation zu vertiefen und lehrt zugleich für die historische Erkenntnis immer wieder, daß die Gedanken älter sind als ihre vollendete sprachliche Form. Für die Beurteilung der ausgebildeten Einzelsprachen und ihrer konkreten Erscheinungen tritt naturgemäß die Sprachphilosophie mehr zurück und läßt der historischen Betrachtung den Vortritt, hilft aber hier und da erklärend nach. Und nur aus historisch klaren Verhältnissen kann man auf prähistorische zurückschließen und die Entstehung der Sprache überhaupt zu begreifen wagen: wo die historische Kenntnis nicht ausreicht, sind wir auf sprachphilosophische Konstruktionen angewiesen, die mit psychologischen und logischen Momenten rechnen.

Jakob Grimm wollte die Entstehung des grammatischen Genus auf uralte plastische Anschauungen der Einbildungskraft zurückführen, die überall lebendige Wesen sah und, wie sie sie in den Mythen handeln ließ, auch in der Sprache allen Dingen ein bestimmtes Geschlecht beilegte. Dagegen rechnet die nüchterne Erklärung K. Brugmanns nur mit der mechanischen Zusammenfassung der auf *ā* und *os* ausgehenden Substantiva zu Femininen und Masculinen nach der Mehrzahl der in den Gruppen vertretenen Begriffe. Bei den uralten Verwandtschaftsnamen wie πατήρ, μήτηρ, θυγάτηρ, φράτηρ ist das wirkliche Geschlecht ohne Bedeutung für die Wortform geblieben: die Scheidung des grammatischen Geschlechtes

gehört also einer jüngeren Stufe an. Durch diese Erkenntnis wird die philosophische Spekulation berichtigt.

Daß die Grammatik und Sprachwissenschaft selbst zur Hilfswissenschaft der Geschichte und besonders der formalen Philologie wird, haben wir oben *S. 58ff. 64. 94 u. ö.* gesehen. Vielleicht ist das aber keine Zwangslage, sondern die einer inneren Bedingtheit entsprechende Unterordnung unter ein größeres Ganzes. Die Sprache ist in ihrer Lautgestaltung unmittelbar und in ihren Wortformen mittelbar von physischen Vorgängen abhängig; aber je ausgebildeter und vollkommener eine Sprache ist, um so weniger drücken sie diese Fesseln, um so freier waltet in ihr der menschliche Geist. Das tritt besonders klar in der Syntax und Stilistik zu Tage. Ja, dadurch unterscheidet sich eine höher entwickelte Kultursprache von einer primitiveren und eine Literatursprache von einer Volkssprache. Der Sprachwissenschaft sind diese Unterschiede zunächst gleichgültig: im Interesse ihrer Untersuchungen muß sie alle Sprachen und ihre Zeugnisse mit gleicher Liebe betrachten und als gleichwertiges Material behandeln, die spärlichen Reste des Oskischen und Umbrischen dem Lateinischen gleichsetzen, die hellenistische Vulgärsprache, die alle Feinheiten der griechischen Schriftsprache ignorieren darf, neben dieser zu Ehren bringen und das Vulgärlatein der römischen Schriftsprache zu Trotz ins Licht stellen. So erhalten wenige dürftige Wandkritzeleien in Thera oder Pompeji fast den gleichen Wert wie große Literaturwerke ersten Ranges. In dieser Gleichmacherei, so nötig sie zunächst ist, liegt eine gewisse Gefahr.

Denn die Forschung verzichtet heutigen Tages auf große Gebiete, in denen es nicht auf Sprache überhaupt ankommt, sondern auf die zu einer bewundernswerten Feinheit ausgestaltete Sprache. Bei der unglückseligen Trennung von Sprachwissenschaft und Grammatik, die innerhalb des Griechischen und Lateinischen und ihrer Literaturen besteht, kommen die Literatursprachen zu kurz. Um ihnen gerecht zu werden, muß die Sprachwissenschaft selbst Philologie werden, oder die Philologie muß auf sprachwissenschaftlicher Grundlage ihre höchsten Aufgaben zu lösen suchen.

Natürlich wird die Erforschung einer Literatursprache oder der Sprache eines Literaturwerkes nicht von der Textgeschichte ausgehen, sondern von der Sprachgeschichte; sie wird die Vorstufen aufzuzeigen haben, um klarzustellen, wie sich der Genius in der Sprache ein unglaublich feines Instrument für den Ausdruck seiner Gedanken geschaffen hat, und sie wird hinter aller Freiheit der größten sprachschöpferischen Meister Gebundenheit an die Tradition zeigen. Die naive Kritik nimmt an allen Abweichungen und Neubildungen Anstoß, die bewußte Kritik erklärt sie aus Analogien der Sprache und des Stiles des Literaturwerkes und seiner Zeit heraus, um dann ein klares und abgeschlossenes Ergebnis aus den Einzelheiten heraus zu gewinnen. So wird Sprache und Stil einzelner Verfasser und ganzer Literaturgattungen oder Literaturperioden festgestellt, die Unterschiede zwischen Poesie und Prosa bestimmt und bis in ihre Schattierungen verfolgt.

Das hat doch wohl als Höhepunkt grammatischer Forschung zu gelten, wenn wenigstens die Höhepunkte sprachlicher Entwickelung durch die großen Literaturwerke gebildet werden. Oder soll die Sprachwissenschaft darauf verzichten, weil die Philologen manche hierhergehörige Beobachtungen und Schlüsse vorbringen? Die Sprache ist ja nur dazu da, die Gedanken zum Ausdrucke zu bringen; sie wächst im Verlaufe der Kulturgeschichte mit ihren höheren Zwecken und wird durch diese geadelt. Man darf das Lallen des Kindes, den geringen Wortschatz eines Fabrikarbeiters, die unbehilfliche Syntax eines Bauern nicht unterschätzen,

aber noch weniger sollte man sie überschätzen. Die Kriegsgeschichte gipfelt in den Leistungen militärischer Genies wie Alexander und Caesar: so die Sprachgeschichte in den Schöpfungen von Genien wie Platon und Goethe. Es würde eine Selbstverstümmelung der Sprachgeschichte sein, wenn sie sich dieses Gebietes begeben wollte und das Höchste, was der individuelle Menschengeist schöpferisch im Gebiete der Einzelsprachen errungen hat, von ihren Betrachtungen und Forschungen ausschließen wollte.

Sie muß schließlich mit der Philologie eng verbunden die Höhenpunkte individueller Sprachschöpfung durchmessen, nur aus der Vogelperspektive zurückschauend auf die Landstraßen da unten im Tale und auf die Wege, die zur Höhe führen und die in sonniger Klarheit zu ihren Füßen liegen. Auch die Phonetik bleibt da drunten, die Höhenluft gehört der Zone der reinen Geisteswissenschaft an. Und indem die vergleichende Sprachwissenschaft in ihr verweilt, wird sie selbst zeitweilig anstatt historischer Sprachforschung, die rastlos weiter eilt, beschauliche Philologie und Dolmetsch der Schönheit literarischer Kunstwerke.

Damit ist der Kreislauf der Methodik beschlossen.

HSteinthal, Einl. in die Psychologie und Sprachwissenschaft,[2] *Berl. 1881. WWundt, Logik II 2* [3]*, Stuttg. 1907. – HPaul, Prinzipien der Sprachgeschichte, Halle*[1] *1880,* [4] *1909:* glänzend, die Beispiele sind dem Germanischen entnommen. *BDelbrück, Einl. in das Sprachstudium, ein Beitrag zur Geschichte und Methodik der vergleichenden Sprachforschung, Lpz. 1880. HZiemer, Junggramm. Streifzüge im Gebiete der* (lat.) *Syntax*[2]*, Colb. 1883:* sehr anregend gerade für klass. Philologen. Im übrigen ist der Abschnitt *Sprachwissenschaft* zu vergleichen.

VII. ARCHÄOLOGIE UND KUNSTGESCHICHTE

Die Schöpfungen der Kunst dienen der Kunstwissenschaft als Material und Gegenstand der Forschung, wie die Texte der Philologie und Geschichte. Auch die Monumente wollen gesammelt, geordnet und gesichtet, ferner interpretiert und kritisch beleuchtet werden, um schließlich in organischen Schlußfolgerungen das Gebäude einer Kunstgeschichte zu liefern.

Bei diesem Worte lege ich den Nachdruck auf das Wort Geschichte. Denn die monumentale Überlieferung bezeugt nicht nur das Dasein der großen Kunst, sondern in noch größerem Maße der im Dienste des praktischen Lebens stehenden Kleinkunst, des Handwerkes, z. T. sogar der Industrie: Geschirr aus Ton, Stein, Metall, Glas, Holz und Knochen; Münzen und Theatermasken, Hüte und Schuhe; Wagen, Bettstellen, Kinderspiele; Gebäude, Kanäle und Straßen, Häfen und Festungen usw. sind uns in Monumenten oder Überresten erhalten, die nun wieder zu Dokumenten historischer Forschung werden. Diese faßt man, wenigstens soweit sie das Altertum angeht, unter dem Namen der Archäologie zusammen, von der die Geschichte der antiken Kunst nur einen Teil darstellt, wenngleich den vornehmsten Teil. Kunstgeschichtliche Forschung und Wissenschaft ist wie jeder Zweig der Geschichte Selbstzweck, während die archäologische Erforschung des täglichen Lebens, des Münzwesens, der Befestigungskunst usw. sich der Sozial-, Finanz-, Militärgeschichte unterordnet.

Bei den meisten dieser historischen Disziplinen steht die Textüberlieferung im Vordergrunde oder ist der monumentalen gleichwertig. Bei der Kunstgeschichte scheidet jene auch nicht aus, tritt aber in die zweite Reihe. Wie wenig nutzen uns im Grunde alle Notizen über die berühmten Künstler und ihre Werke ohne die lebendige Anschauung! Umgekehrt bleibt bei einem erhaltenen Kunst-

werke, wenn nicht eine Basisinschrift oder eine genaue Beschreibung des Kunstwerkes hilft, sein Künstler meist namenlos. Die archäologischen Untersuchungen können sich wohl für begrenzte Gebiete auf monumentale Überlieferung allein stützen. Aber Aufschriften auf Münzen und Vasen, auf Gemmen, Ziegeln und Röhren wie auf Architekturstücken und Sockeln von Statuen geben oft die unentbehrliche Orientierung, den Buchtiteln und erklärenden Glossen der handschriftlich erhaltenen Texte gleich. Während die älteren Arbeiten über Hochzeit und Begräbnis, über Tracht und Schiffsbau, selbst über Hausbau, Städteanlagen und Topographie lediglich von einer Sammlung und Erklärung der Schriftstellen ausgingen und die Monumente nur als Illustration dieser Angaben verwendeten (eines der letzten Werke dieser Art ist *OGilberts Gesch. u. Topogr. der Stadt Rom im Altert. 2 Bde. Lpz. 1883/5*), ist nach dem Vorgange Winckelmanns durch Otto Jahn u. a. seit zwei Generationen eine völlige Umkehrung der archäologischen Methode eingetreten und wenigstens im Prinzipe überall anerkannt. Die literarische Überlieferung ist zurückgedrängt worden, bei einzelnen Spezialuntersuchungen in so übertriebener Weise, daß Messen, Wägen und Beobachten technischer Einzelheiten fast wie Selbstzweck erscheint.

Als ein gesunder Zustand kann natürlich nur die innige Verbindung zwischen monumentaler und textlicher Überlieferung gelten, wenn auch jene meist der Ausgangspunkt für Archäologie und Kunstgeschichte bleibt. Das innere Verhältnis beider Zweige der Überlieferung zu einander ist keineswegs einfach. Am Beginne der Geschichte des antiken Dramas stehen heutigen Tages altattische Vasenbilder, die uns den Thespiskarren und den Mummenschanz der Komödie vor Augen führen. Meist ist die Forschung von der literarischen Kunde ausgegangen und hat die bildlichen Darstellungen scheinbar nur als Illustrationen herbeigezogen (so ausgezeichnet *WHelbig, Das homerische Epos aus den Denkmälern erläutert,* [2] *Lpz. 1887*). Aber die Interpreten jener Vasenbilder sind umgekehrt von diesen ausgegangen und haben die Notiz des Horaz über Thespis und die Chöre bei Aristophanes als Hilfsmittel der Interpretation herangezogen. Jeder neue Statuenfund fordert in erster Linie eine rein archäologisch-kunstkritische Betrachtung und Vergleichung mit verwandtem archäologischen Materiale: es ist ein glücklicher Zufall, wenn die Erweiterung dieses Vergleichsmateriales bis zur literarischen Überlieferung gelingt. Andrerseits kann die Literatur entscheidende Gesichtspunkte für eine Durchmusterung ungeordneten Materiales liefern. So sind einige Notizen über eine Platonherme und andere Porträtwerke des Silanion die Ausgangspunkte geworden, die Werke dieses Erzgießers in Kopien wiederzuentdecken, nachdem die Porträtzüge des großen Philosophen durch den Fund einer Büste mit Inschrift bekannt geworden waren. So zeigt die Ikonographie deutlich jene Wechselwirkung zwischen Monumenten und Texten; aber bisher ist es fast noch nie geglückt, aus der bloßen Beschreibung einer Persönlichkeit sein Bildnis zu ermitteln: erst wenn die Bedeutung eines Porträts festgestellt ist, treten Schriftstellen zur weiteren Erläuterung ein und gestatten dann unter Umständen auch neue Schlüsse.

Eine bevorrechtete Stellung nehmen die Inschriften insofern ein, als sie der monumentalen Überlieferung angehören und doch Texte sind. Als solche unterliegen sie der methodischen Behandlung aller Texte. Aber in ihrer Verbindung mit den sie überliefernden Monumenten lassen sie sich nicht von diesen loslösen, sondern stellen eine Brücke dar und gewähren oft den sichersten Gang der Forschung. Gerade das vollständige Fehlen inschriftlicher Beigaben scheidet die prähistorischen

Funde von den historischen und begründet das tiefe Dunkel, das über der Prähistorie liegt. Aus den Grabinschriften und zwar aus der Buchstabenform heraus hat *UKöhler, AthMitt. X 1885, 359* viele attische Grabsteine des 5. Jahrh. um teilweise vierzig Jahre älter datiert und damit die Vasenchronologie um ebensoviel verschoben und den Gemälden Polygnots einen ganz anderen Dunstkreis von Nachbildungen der Kleinkunst zugewiesen. In bescheidenem Maße kann auch eine Inschrift aus dem zugehörigen Monumente Licht bekommen, die Ergänzungen von Lücken können z. B. dadurch bedingt werden. Bisweilen decken sich Monument und Inschrift nicht. Besonders findet man auf archaischen Vasen und auf Münzen aller Zeiten dieselben Darstellungen mit verschiedenen Beischriften: ein Beweis, daß die Darstellungen mehrfach verwendet worden sind, wie auch umgekehrt dieselbe Sache, bisweilen durch Textbeigabe gesichert, sehr verschieden dargestellt wird. Dieses Auseinanderfallen ist für die Interpretation der Darstellungen wichtig, begründet aber keine Änderung in dem grundsätzlichen Verhalten zu dem inschriftlichen Texte oder dem zugehörigen Monumente.

Im folgenden sollen nun die Texte möglichst ausgeschieden und nur die Behandlung der Monumente kurz beleuchtet werden.

Die Sammlung und Sichtung des Materiales erfolgt ganz analog der der Hdss. und der Fragmente. Das Rohmaterial liegt in zahlreichen Museumskatalogen vor, z. B. *WHelbig, Führer durch d. ö. S. in Rom, Lpz. 1899; Amelung, D. Skulpt. d. Vatik. Mus., Berl. 1903;* auch seien hier gleich empfohlen *CFriederichs-PWolters, Die Gipsabgüsse* (des Berl. Mus.), *Berl. 1885.* Dazu kommen von gesichteten und geordneten Sammlungen ganzer Monumentengruppen z. B. *Die antiken Terrakotten von RKekulé, PvRohden, FWinter, 3 Bde., (Berl. 1880–1903), die att. Grabreliefs von AConze (6 Bde., Berl. 1890/3–1906), CRobert, D. ant. Sarkophagreliefs, Berl. 1890–97,* die unvollendete der *Etruskischen Spiegel von EGerhard, GKörte* u. a., *5 Bde. Berl. 1843–97,* ferner die Münzkataloge usw. Nützlich sind auch die illustrierten Auszüge in *SReinachs Répertoire des Vases peints, 2 Bde., Paris 1899 f.* und *Rép. de la statuaire 3 Bde., Paris 1897–1904,* beide sehr billig. Ganz anderer Art sind die Werke über die Ausgrabungen und Funde, vgl. *AMichaelis, Die arch. Entdeckungen des 19. Jahrh.,* [2] *Lpz 1908.* Die *griech. und röm. Porträts* sind ausgewählt von *HBrunn-PArndt,* in guter Wiedergabe herausgegeben von dem Verleger *FBruckmann, Münch. 1891 ff.* vgl. *JJBernoulli, Röm. u. griech. Ikonographie, je 2 Bde., Münch. 1882* und *1901* (wo auch die neuere Literatur verzeichnet ist), dazu *Die Darstellungen Alexanders d. Gr., Münch. 1905.* Dazu kommen die archäologischen Zeitschriften, die freilich mehr als die Ergebnisse der Heuristik und Fundgruben für weitere Sammlungen enthalten. Endlich sei *Baumeister, Denkmäler des Altertumes, Münch. Lpz. 1855–88,* als bequem zu benutzendes Hilfsmittel genannt.

Die Gesichtspunkte, unter denen die Materialsammlungen erfolgen, können sehr verschiedene sein. Die Vasengattungen der kretisch-mykenischen, korinthischen, chalkidischen, attischen, unteritalischen Gefäße, der schwarz- und rotfigurigen, der mit weißem Grunde usw. Die Werke eines Künstlers, einer Schule, einer Stadt, Insel, Landschaft oder eines Stammes; die Kunst eines Zeitabschnittes. Große Kunst und Kleinkunst, Marmorwerke und Bronzen; Idealstatuen, Göttertypen und Porträts; Szenen der Heldensage, des Dramas und des täglichen Lebens. Schmuckgegenstände und Geräte zu praktischem Gebrauche. Solche Gesichtspunkte bestimmen die Auswahl für Einzeluntersuchungen, während zusammenfassende historische Arbeiten viele oder alle Kategorien vereinigen.

Die Sichtung des Materiales erstreckt sich in erster Linie auf die sorgsame Untersuchung und Beschreibung jedes einzelnen Stückes. Die Beobachtungen erfordern ein scharfes geübtes Auge, daneben umfassende Kenntnis ähnlicher Erzeugnisse. Die Herkunft, die Fundumstände des Materiales (Ton, Stein, Marmor usw.), die Größenverhältnisse, der ganze Befund werden festgestellt. Ein unregelmäßig verlaufender Bruch ist auf gewaltsame, elementare Beschädigung zurückzuführen, ein glatter Schnitt auf absichtliche Bearbeitung zum Zwecke moderner Ergänzung oder antiker Anstückung. Manche Ergänzung, Entstellung, Bearbeitung springt ohne weiteres dem Prüfenden ins Auge. Eine (selbst ungefähre, vorläufige) Datierung ist meist schon schwieriger.

Eine eigentliche Hilfswissenschaft fehlt, da die Epigraphik sich nur bisweilen heranziehen läßt. Man hat jedoch begonnen, eine Kunde der verwendeten Gesteinsarten (z. B. attischen oder parischen Marmors), der Tonerden, Metallmischungen usw. nach Fundorten und räumlicher Verbreitung wie nach Zeitgrenzen zu schaffen. Ferner eine Kunde der technischen Gepflogenheiten, die über Klammerformen bei Steinbauten, Anwendungen verschiedener Bohrer in der Plastik, Farben und Firnisse in der Vasenmalerei usw. Auskunft gibt. Weiter geht eine Typenkunde: Gefäßformen und Ornamente, verschiedene Darstellung von Augen, Ohren und Haaren, die Beinstellung, die Gewänder und Gewandfalten, die Münztypen und Büstenformen ergeben teils überhaupt historische Reihen teils wenigstens für die Zeiten der noch ringenden Kunstbestrebungen und gestatten oft neben der zeitlichen auch eine räumliche Begrenzung. Wo die Typenkunde in Stilkunde übergeht, wird das Mittel zum Selbstzweck.

Echtheitsfragen lassen sich meist nur mit Hilfe großer Erfahrung und systematischer Beobachtung kritisch lösen. Wenn man aber die Malerei einer rotfigurigen attischen Vase mit Wasser abwischen kann, ergibt sich, daß sie nicht antik ist, da alle rotfigurigen Vasen gebrannt sind. Solche plumpe Fälschungen zu erkennen, erfordert wenig Kenntnisse und gar keine Kritik. Auch die fabrikmäßig hergestellten Fälschungen vermögen meist nur den Laien zu täuschen. Aber manches Stück ist raffiniert nachgeahmt und schwer von einem echten zu scheiden.

Überall geht man von dem Einzelnen aus, z. B. von der einzelnen Münze oder Terrakotta. Aber die isolierte Betrachtung genügt nicht. Denn nur selten bleibt das einzelne Stück isoliert wie die meisten bemalten Vasen, deren Malereien nicht schematisch hergestellt worden sind. Münzen sind dagegen in zahlreichen Exemplaren mit einem Stempel geschlagen, viele Terrakotten aus einer Form geformt. Da nun das einzelne Exemplar oft Beschädigungen aufweist, Terrakotten z. B. selten geringe, so gilt es, möglichst viele oder alle Exemplare derselben Form zusammenzubringen, um den Archetypus zu ermitteln, nebenbei auch die lokale Verbreitung abzugrenzen. Man wird diese Exemplare eher mit Druckexemplaren vergleichen als mit Hdss. Aber auch zu diesen finden sich Parallelen, sogar in großer Zahl.

Von berühmten Gemälden hat das Altertum vielfach Kopien hergestellt, aber niemals mit der Schablone; Statuen sind in zahlreichen Repliken nachgeahmt worden, die sich mehr oder weniger von dem Originale entfernen. Die Originale der alten Bilder sind durchweg verloren, die der Statuen in der überwiegenden Mehrzahl: sie müssen daher aus den Kopien und Repliken rekonstruiert werden. Das ist die Aufgabe der Recensio. Wo es gelingt, mehrere Typenreihen herzustellen, treten diese als Analogon der Handschriftenklassen auf. So scheiden sich die Porträts des Sophokles deutlich in zwei Gruppen, deren Entstehung beinahe bis

auf die Zeit des Dichters zurückgeht (in einer dritten Reihe finde ich die Züge eines Greises, aber nichts von Sophokles). Hier stellen die Archetype jeder Klasse die künstlerische Schöpfung eines Porträtisten dar, und das gemeinsame Original beider Gruppen würde wohl dem wirklichen Bilde des lebenden Dichters ungefähr entsprechen. Einen gleichen Nachweis habe ich für Platon versucht (*NJahrb. XIV 1904, 457f.*). Um ein Bild der Parthenos des Pheidias zu gewinnen, zieht man für den Gesamteindruck außer Beschreibungen geringe Marmorkopien in verkleinertem Maßstabe und freiere Nachbildungen des Typus heran, für den Schild und seine Amazonenschlacht Bruchstücke einer Replik aus Marmor, für das Haupt mit dem kunstvollen Helme zahlreiche Köpfe. Für die Giebelkompositionen des Parthenon liegen Zeichnungen von Reisenden aus einer Zeit vor, da noch mehr als heute erhalten war. Viele Tempel, Statuen und Porträts sind uns mittelbar aus Münzbildern bekannt. Die Wandskulpturen von Giölbaschi teilen manche Motive mit attischen Kunstwerken des 5. Jahrh.; die Hauptgruppe des Alexandersarkophags von Sidon und das berühmte Mosaik der Schlacht von Issos gehen auf ein gemeinsames Vorbild zurück; die Wandgemälde von Pompeii und Herculaneum schließen sich vielfach an berühmte alte Malereien an wie die Medea an ein gerühmtes Gemälde des Timomachos.

Die größte Schwierigkeit bei der Beurteilung von Kopien und Nachahmungen, wenn ihre Originale verloren sind, entsteht aus der Unsicherheit, wie weit getreue Nachbildungen vorliegen. Bei der handschriftlichen Überlieferung handelt es sich hauptsächlich um fehlerfreiere oder fehlerhaftere Wiedergabe desselben Textes, und dabei interessieren uns die Fehler nur in einem kurzen Stadium der Vorbereitung der Recensio. Dagegen können bei jeder historischen Forschung mit Einschluß der sprachwissenschaftlichen die Entstellungen selbständige Bedeutung gewinnen. So ist es auch mit der kunstgeschichtlichen Forschung. Nicht nur die Abnahme des künstlerischen Könnens in den Zeiten der Dekadenz und die Beschränkung des stofflichen Gesichtskreises, die Verarmung an Motiven ist charakteristisch, wie die Münzen der Kaiserzeit und noch mehr die Monumente der spätantiken christlichen Kunst zeigen, sondern auch das Hervortreten und Ausbilden bestimmter Formen und Motive wie der bedeutenden Ornamentik seit dem Ausgange der römischen Republik und weiter in der byzantinischen Zeit. Aber am schwierigsten ist für die guten Zeiten künstlerischen Vermögens die Frage zu beantworten, wie weit die Repliken Fremdes fernhalten. Gewiß hat auch ein Rafael in seiner Jugendperiode mit den Augen seiner Lehrer gesehen und getreulich in ihrem Stile gearbeitet: und so werden sich auch große Meister des Altertums an getreuen Nachbildungen älterer Werke versucht haben, zumal der konservative Geist hier stark war. Aber die Regel ist doch, daß sie ihre Zeit und ihre Eigenart nicht verleugneten, dies entweder nicht konnten oder nicht wollten. In dem einen Falle sind ungenaue, weil modernisierte, Kopien entstanden, in dem anderen Falle künstlerische Nachbildungen, die zu Neuschöpfungen wurden. Die Grenzen sind flüssig.

Bei dem Besuche eines jetzt verstorbenen Malers habe ich mir zeigen lassen, wie er ein älteres Madonnenbild zum Vorbilde gewählte hatte und es zu übertreffen suchte durch feinstudierte Änderungen der Gewandfalten, der Farben usw., Änderungen, die dem Laien zunächst unbedeutend erscheinen mußten, auf die aber der Künstler stolz war. So ähnlich muß man sich das Verhältnis vieler antiker Künstler zu ihren Vorbildern denken: jeder steht im Banne der τύποι, die er möglichst getreu nachbildet, bis eigene Kraft ihn zu Höherem führt. Aber ein Bruch mit der

Vergangenheit tritt fast nie ein. Eben das ermöglicht, eine Kunstgeschichte in einer ununterbrochenen Kette aneinander anschließender Glieder zu geben, erschwert aber ungemein die Aufgaben der Recensio und beeinträchtigt daher die Festigkeit des Unterbaues. Daher müssen bisweilen vorläufig hier eingefügte Bausteine nachträglich wieder entfernt oder an anderer Stelle eingesetzt werden. So hat Franz Winter die Berliner Sophoklesbüste für den Archetypos der beiden Porträtreihen oder wenigstens dem gemeinsamen Urbilde nahestehend erklärt, während ich sie für eine entstellte Replik des Silaniontypus halte, die in der büschelweisen Anordnung der Haare die Eigenart des Bronzeziseleurs nicht verleugnet. Die Vollendung der Recensio ist erst möglich, nachdem die Forschung weiter vorgeschritten ist.

Natürlich ist es selten möglich, ein Original plastisch oder in Farben herzustellen. Die verschiedenen Anordnungen der Figuren in den Giebeln des Zeustempels zu Olympia hat man mit kleinen Modellen praktisch dem Betrachter vor Augen geführt. Milchhöfer hat eine berühmte Statue des Stoikers Chrysippos dadurch hergestellt, daß er den ergänzten Kopf einer ihm vermutungsweise zugeschriebenen Sitzstatue in einem Gipsabgusse durch den von mir nachgewiesenen Porträtkopf ersetzt hat. — In der Regel wird man sich begnügen müssen, die getreueste Replik voranzustellen und ihre Fehler mit Hilfe der übrigen Repliken und sonstigen Hilfsmittel zu ermitteln und im Geiste zu verbessern.

Die Porträtbildnisse des Bronzegießers Silanion liegen uns überhaupt nur in Marmorrepliken vor, die aber z. T. noch die Eigentümlichkeiten der Bronzetechnik bewahrt haben. Solche Übertragungen kann man mit wortgetreuen Übersetzungen vergleichen, während die Umsetzung in einen anderen Stil der freien Übertragung in einen anderen Dialekt oder eine andere Sprache gleicht. Die Aufnahme älterer Motive in der Kunst entspricht genau der der literarischen τόποι: sie lassen sich methodisch wie 'Testimonia' der Textkritik verwerten.

Theoretisch schließt sich an das Geschäft der Recensio die Interpretation an; praktisch setzt sie freilich schon bei der Betrachtung jedes einzelnen Kunstwerkes ein, bevor das ganze Material geordnet und gesichtet vorliegt, ja in der Regel sogar bevor der Gedanke auftaucht, das übrige Vergleichsmaterial zu beschaffen. Und zwar ist das zunächst die unbefangene naive Interpretation, die jeder Laie auch bis zu einem gewissen Grade ausübt. Das große Publikum fragt bei jeder Darstellung 'was ist das?', um daran meist rasch ein Werturteil anzuknüpfen. Der Kunstverständige fragt auch 'wie ist es dargestellt, von wem, unter welchen Voraussetzungen und Bedingungen und zu welchem Zwecke?', und der Kunsthistoriker verzichtet darauf, in jedem Einzelfalle ein nichtssagendes Werturteil wie 'schön', 'wundervoll' beizufügen.

Die Frage nach dem Gegenstande oder Inhalte eines Kunstwerkes ist dem Menschen so sehr eingeboren, daß Aristoteles hauptsächlich aus der selbstbewußten Freude an diesem Erkennen des Nachgeahmten in der Nachahmung das Vergnügen an der Kunst abgeleitet hat. Sicher ist die Beantwortung dieser Frage dem laienhaften Beschauer das Wichtigste bei der Betrachtung der Kunstwerke. Und Tatsache ist es, daß die Erklärung und Beschreibung des Dargestellten den wesentlichsten Inhalt der archäologischen und kunsthistorischen Übungen an der Hochschule ausmacht, worüber die meisten Teilnehmer nie hinauskommen. Diese stoffliche Interpretation darf daher auch als Grundlage der wissenschaftlichen Behandlung gelten.

Am leichtesten sind vollständig erhaltene Szenen des gewöhnlichen Lebens zu erkennen, soweit nicht andere Lebensgewohnheiten heute an die Stelle der antiken

getreten sind. Da hier zur Erklärung oft fast die Kenntnisse eines Kindes ausreichen, sollte man Schwierigkeiten überhaupt nicht vermuten; aber Sehen will gelernt sein, namentlich das Beobachten aller Einzelheiten, erst recht sie zueinander ins rechte Verhältnis zu setzen, und sodann sie mit klaren Worten wiederzugeben. Schule und Haus können in dieser Beziehung manches gelegentlich beibringen. Sehr lehrreich sind dafür einige Ausführungen von ALichtwark in Hamburg, z. B. *Übungen in der Betrachtung von Kunstwerken,*[2] *Dresd. 1898.*

Manche Frage muß freilich unbeantwortet bleiben, z. B. bei vielen der nackten Jünglingsfiguren archaisch-griechischer Zeit, ob sie Menschen oder Götter darstellen und ev. welchen Gott; oder ob wir in den Bildern der Grabreliefs Abschiedsszenen oder momentlose Genrebilder zu erkennen haben (denn für Szenen des Wiedersehens im Jenseits fehlt das Jenseits im Glauben der Griechen). Viele mythologische Szenen ohne Beischriften lassen mehrere Deutungen zu. Solche Möglichkeiten verschiedener Deutung werden durch Analogien gegeben, während sie alle, bis auf eine, ausgeschlossen werden, sobald eine Beischrift des Künstlers uns seine eigene Absicht oder Deutung offenbart. Unsere Interpretation stützt sich zwar in jedem Falle auf fachmännisches Wissen, bleibt aber ihrem Wesen nach naiv.

Kritisch wird die Interpretation erst, wo sie mit den ihr zu Gebote stehenden Mitteln ihr Ziel nicht erreichen kann, z. B. bei fragmentarisch erhaltenem, falsch zusammengesetztem oder ergänztem Materiale. Hier setzt eine der Emendation entsprechende Kritik ein, die zunächst die Diagnose des Fehlers feststellt und dann die Interpolation beseitigt und die störenden Zusammenhänge auflöst. So hat man in der Renaissance, aber auch zu anderen Zeiten, kopflosen Statuen fremde Köpfe aufgesetzt, abgebrochene Arme oder Beine kurzweg ergänzt, den Porträtbüsten gefälschte Namen aufgemalt oder gleich eingemeißelt. Man erkennt die Zufügungen, die Bearbeitung der Oberfläche usw. oft an der mangelhaften Technik, an kleinen Verschiedenheiten des benutzten Materiales usw., also durch kritische Interpretation oder Analyse.

Die beiden Statuen der altattischen Tyrannenmörder sind im Neapler Museum als Gladiatoren ergänzt, und die eine (Aristogeiton) trägt einen jugendlichen Kopf, der an den Rumpf nicht anpaßt. Daß er nicht zugehörig ist, erweist die Analyse, zu der in diesem Falle bestätigend die vergleichende Kunstgeschichte tritt: er ist eine etwa um zwei Jahrhunderte jüngere Arbeit. Daß der dargestellte Mann bärtig war, lehrt ein Marmorrelief. – Dem sogenannten 'Aristoteles' des Palazzo Spada ist ein bartloser Römerkopf roh aufgesetzt worden, wie zuerst ECurtius gesehen hat. – Die römischen Museen enthalten einzelne so zusammengeflickte Statuen, daß man im Zweifel sein kann, was man an ihnen überhaupt noch für echt halten soll.

Schwieriger als das Beseitigen der Interpolationen ist die Ergänzung des Fehlenden, die auf Divination beruht, sich aber natürlich auf scharfe Interpretation der Reste und ein sorgfältig ausgewähltes Vergleichsmaterial stützen muß. Man kann die Überreste eines Beines oder Schwertes auf Vasenfragmenten oft nur aus genau entsprechenden vollständigen Darstellungen deuten und damit dann auch das Fehlende ergänzen.

Statuen, deren Arme ganz oder zum Teil fehlen, wie die Aphrodite von Melos, der Hermes des Praxiteles, der Apollon im Belvedere regen die Phantasie des Beschauers und Kritikers zur Ergänzung an. Ganze Figuren vermißt man in der Niobegruppe und am Friese des Pergamenischen Altars. Von vielen Bauwerken sind nur die Fundamentmauern erhalten, von der Ausstattung der Tempel im Innern fast

nichts. — Die divinatorische Ausfüllung dieser Lücken geht häufig schon über den Charakter einer schöpferischen Emendation hinaus und nimmt den der umfassenderen Synthese an. So sind manchem Künstler bestimmte Werke hypothetisch auf Grund scharfsinniger Kombination zugewiesen worden.

Besonderen kritischen Scharfsinn erfordern die oben *S. 114* berührten Widersprüche der Darstellungen und der inschriftlichen Zusätze oder literarischen Nachrichten, da häufig die unbefangene Verwendung altgewohnter Typen oder die in jüngeren Zeiten gesuchte Herübernahme alter Motive aus epochemachenden Werken Unebenheiten oder gar Unmöglichkeiten schafft. Wenn eine Darstellung und ihr inschriftlich bezeugter Gegenstand sich nicht decken, oder wenn die Zeitangaben über einen Künstler im Widerspruche zu dem Charakter seiner Werke stehen, so muß man die Monumente und die äußeren Zeugnisse gesondert betrachten und jedes zunächst für sich einer vollständigen kritischen Interpretation unterwerfen. Die schießliche Vergleichung der Ergebnisse wird manchmal damit schließen, eine voreilige Beziehung aufzugeben, in anderen Fällen auf Dubletten, gleichnamige Künstler, ähnliche Werke usw. oder auf Restaurationen älterer Arbeiten, nachträgliches Anbringen der Inschriften führen, oft die Sorglosigkeit der Künstler gegenüber dem Gegenstande ihrer Darstellung oder die Unfreiheit ihres Schaffens zeigen und das Verhältnis von Inhalt und Form in ein eigenartiges Licht rücken. Bisweilen ergibt sich der Verdacht der Fälschung auf der einen oder anderen Seite.

So entspringt die Echtheitskritik aus kritischem Analysieren und Vergleichen, und zwar nicht die Entlarvung plumper Fälschungen, die sich bei Herstellung der Recensio meist gleich ausscheiden lassen. Fast jede Replik ist ja in gewissem Sinne unecht, enthält Fremdes, Nichtursprüngliches: das kann der Kopist selten ausschalten. Und ein guter Porträtist will gar nicht die Züge darstellen, wie sie sind, sondern wie sie ihm als charakteristisch erscheinen: je nach seiner Auffassung und seinem Können nehmen sie verschiedene Gestalt an. Gerade das Eigene der Künstlerindividualität bedingt ein Abweichen von mechanischer Treue, eine Befreiung von sklavischer Abhängigkeit. Damit, aber noch mehr mit dem Unvermögen zahlloser nicht berufener Handwerker und Künstler von Beruf muß man auch bei der schier endlosen Zahl von Kopien, Repliken und Nachahmungen älterer Kunstwerke rechnen. Und somit werden die Probleme der Rezension (*oben S. 115 ff.*) in Wahrheit zu Problemen der Echtheitskritik. Das trifft besonders das große Gebiet der Idealgestalten, Götterideale wie Idealporträts. Bei jenen werden bestimmte Attribute beibehalten, wohl auch einzelne charakteristische Züge eines älteren Götterbildes übernommen, aber das ganze modernisiert, so daß häufig die Epoche einer Götterstatue leichter zu bestimmen ist als ihre Bedeutung: jeder Künstler fälscht, weil er sich das Bild der Gottheit nach seinem Ideale ummodelt. Und nun gar bei den Idealporträts etwa eines Homer oder Sappho lag ihm nichts vor als höchstens eine ältere Schöpfung aus dem Nichts. Der Künstler war sich der Fälschung ebensowenig bewußt wie der epische Dichter, der die Helden seiner Einbildungskraft miteinander reden und kämpfen ließ, oder wie Platon, der in seinen Dialogen seine Lehren dem Sokrates unterlegte und ihn mit Denkern zusammenbrachte, die er in Wirklichkeit nie gesprochen hatte. Auch früher hat man zwar gelegentlich versucht, individuelle Porträtzüge festzuhalten, aber erst das Zeitalter der Sophistik hat den Menschen, die Persönlichkeit in den Mittelpunkt des Interesses gestellt; und seit der zweiten Hälfte des 5. Jahrh. hat die Kunst begonnen, das Typische völlig abzustreifen, das sich freilich auch später noch oft in den Porträts desselben Künstlers und derselben

Epoche verrät. So wird sogar das Echte nicht selten unecht, aber in höherem Sinne auch das Unechte echt, wenn man den Künstler und seine Absichten nur recht versteht.

Wichtig ist es endlich, überhaupt das Individuelle und das Generelle zu scheiden d. h. das manchen Künstlern, manchen Epochen und andererseits manchen Gattungen und Techniken Gemeinsame zu erkennen, um das Können und Wollen des einzelnen Künstlers richtig würdigen zu können. Den großen Geist muß man von der Masse der Mitläufer scheiden lernen. Diese Kritik geht freilich oft in Wertkritik über, zu der nur künstlerisch veranlagte und durchgebildete Kritiker befähigt sind. Soweit diese Kritik ästhetischer Natur ist, soll sie hier außer Betracht bleiben, wiewohl sie von vielen Kunsthistorikern, gewiß mit Recht, als Höhepunkt und Ziel aller Kunstgeschichte angesehen wird.

Ein Mittelding ist die Stilkritik. Ihr haftet vielleicht am meisten das Hypothetische einer transzendentalen Kritik an, namentlich wenn sie mit ästhetischem Räsonnement durchsetzt ist. Aber ihr wesentlicher Kern ist historische Betrachtungsweise, die die allgemein gültigen Charakteristika nicht nur für Individuen sondern vor allem für ganze Gruppen herausschält. Das ist nur durch den Vergleich des Gleichartigen mit Verschiedenartigem möglich. Die Figuren des Frieses am Pergamenischen Altare erscheinen uns als einheitlich und völlig verschieden von denen des Parthenon oder selbst von den in der Mitte stehenden des Mausoleums. Selbst der Laie, der aufmerkam die verschiedenen Skulpturen betrachtet hat, wird nicht zweifeln, daß der Laokoon nur mit den Pergamenern und die Büste des Perikles nur mit der altattischen Kunst zusammengeordnet werden kann. Der Kunsthistoriker zerlegt den Gesamteindruck in die einzelnen Argumente auf Grund einer eindringenden Einzelinterpretation und Analyse der Formgebung und sucht seinen Beobachtungen einen klaren Ausdruck zu geben, damit auch andere von ihm lernen und mit seinen Augen alle die charakteristischen Einzelheiten sehen und sich selbst Rechenschaft geben über die unmittelbaren Eindrücke der verschiedenen Kunstwerke und die von der Kritik gezogenen Schlüsse.

Dabei treten ergänzend äußere Merkmale ein, die oft den sichersten Rückhalt gewähren. Hierzu gehört z. B. die Tracht der dargestellten Figuren: eine römische Toga mit ihrem Wulste ist unverkennbar, und innerhalb der altattischen Kunst verraten Unterschiede in der Gewandung verschiedene Zeitabschnitte. Mit den Pergamenischen Skulpturen teilen einige wenige Kunstwerke die Berücksichtigung einer Modetorheit: die Angabe der sogenannten Liegefalten an den Gewandstoffen. Nach ihren Haarfrisuren lassen sich Köpfe besonders weiblicher Gestalten verschiedenen Epochen zuweisen, in der Kaiserzeit oft bestimmten Regierungen, da die Kaiserinnen die Mode angaben. Die Vollbärte verschwinden mit der makedonisch-hellenistischen Epoche außer in den Philosophenschulen und werden erst wieder unter Marcus Aurelius, dem Philosophen auf dem Throne, Mode. Die Beeinflussung, Körperhaltung, das Überschneiden der Linien, die Behandlung der Gesichts- und Körperfalten, die Angabe der Rippen, der Muskeln, der Adern und viele andere Einzelheiten geben Kriterien verschiedener Zeiten.

Der Gang der Forschung ist der, daß zunächst nur die krassen Unterschiede weit voneinander abliegender Epochen beobachtet werden, dann allmählich das, was zunächst einheitlich oder gleichartig erschien, dem schärfer sehenden Auge als mannigfaltig und in sich verschieden erscheint. Ein vorher dem Praxiteles zugeschriebener Herakles hat sich, nachdem man die Eigenart des Skopas kennen gelernt hatte, als dessen Eigentum herausgestellt (*BGräf, Röm. Mitt. IV 1889, 189ff*). Ja sogar der plastische Figurenschmuck der großen in sich bis zu einem gewissen Grade doch einheitlichen Monumente wie des Mausoleums und des Pergamenischen

Altares scheidet sich in mehrere Gruppen, die unter sich in der Auffassung und Ausführung wieder recht verschieden sind. So verfeinert sich die Stilkritik in einer immer schärfer eindringenden Analyse.

Häufig führt die Analyse zur 'höheren Kritik', wo die einfache Emendation versagt. Häufig ist eine Statue gleich auf besonderen Einsatz des Kopfes gearbeitet. Die methodische Untersuchung verschiebt sich dadurch nicht, wohl aber das Resultat: das herzustellende Original bleibt dann ein vom Künstler beabsichtigter Torso. Das ist ein typisches Beispiel für den Übergang von der niederen zur höheren Kritik. Wie bei der Textkritik durch Analyse die Fehler zwar aufgedeckt werden können aber vielfach nicht abgestellt werden dürfen, wenn man nicht den Text des Autors selbst antasten will, so muß hier die Monumentalkritik innehalten, um nicht die Arbeit des Künstlers selbst zu verbessern. Trotz dieser Zurückhaltung gewährt uns diese kritische Analyse tiefe Einblicke in das Atelier des Künstlers selbst und läßt die Arbeit vor unseren Augen entstehen, freilich ganz anders, als es Homer mit den Waffen Achills gemacht hat. Denn wonach Hephaistos seinen bildlichen Schmuck ausgewählt, fragt und sagt er nicht, während der reflektierende Vergil das Motiv der Wahl verrät, darin unpoetisch, also dem Kritiker näher verwandt.

Die schlagendste Parallele zu der Textanalyse liefert wohl der Häuser- und Städtebau. Wer den Stadtplan von Pompeji aufmerksam studiert und die Unregelmäßigkeiten der einzelnen Gebäude nebst der Verwendung des verschiedenen Baumateriales an der Hand der eindringenden Pompejanischen Studien von HNissen und AMau verfolgt (der Augenschein an Ort und Stelle wirkt natürlich noch überzeugender), der lernt überall alten Kern und jüngere Einbauten, Erweiterungen, Restaurationen scheiden. So ergibt sich statt des fertigen Resultates, wie es uns vor Augen steht, ein Nacheinander, das von der Synthese neugeordnet eine in die Tiefe dringende Baugeschichte liefert. Hierbei haben wie bei der Dichtung des homerischen Epos Generationen oder Jahrhunderte zusammengewirkt. Das folgt nicht unmittelbar aus der Analyse sondern aus den von der Synthese mitverwerteten Tatsachen, namentlich aus der ungleichen Verwendung der Baumaterialien und der veränderten Technik. Z. B. ist *opus reticulatum* in späteren Zeiten vorwiegend benutzt, namentlich bei der raschen Herstellung der 63 n. Chr. zerstörten Mauern meist nur *opus incertum*. Umgekehrt folgt das hohe Alter des aus Tuff erbauten dorischen Tempels auf dem Forum triangulare aus einem Vergleiche der Überreste mit anderwärtigen genauer datierten griechischen Tempelbauten. Derartige chronologische Untersuchungen kommen dazu, nachdem die Grundlage der Baugeschichte durch die Analyse der Bauten gelegt ist.

Einen kleineren Umbau der Treppe zum Niketempel am Südflügel der Propylaeen in Athen hat P. Wolters (*Bonner Studien, Berl. 1890, 92*) nachgewiesen und daraus eine Änderung in den Plänen für den Aufgang zur Akropolis gefolgert.

Eine amüsante Änderung ist auf dem Nordfries des Parthenon an einem Pferdekopfe (*Fig. 129*) vorgenommen worden. Er sollte ursprünglich weiter vorgestreckt sein und die Umrißlinien nebst Auge waren bereits auf der Marmorplatte ausgearbeitet, als der Bildhauer sich entschloß, ihn etwas zurückzuziehen: er verwendete nunmehr die schlecht zu entfernenden Spuren für den Mantel des hinter diesem Pferdekopfe reitenden Jünglings (*Fig. 127*), wie EPernice überzeugend nachgewiesen hat (*Bonn. Stud. 194*). Die Korrektur wurde vielleicht von dem leitenden Meister Pheidias selbst vorgenommen, während die ursprüngliche Zeichnung oder doch Ausführung von einem seiner Gehilfen herstammte.

Die guten Vasenmaler liefern uns häufig die Möglichkeit einer Kontrolle ihrer Pläne durch Umrißzeichnungen, die sie vorläufig in den weichen Ton einritzen. Damit verraten sie in den Fällen, wo die Malerei zu der Vorzeichnung nicht stimmt, eine Änderung ihrer Absicht.

So erhält bisweilen ein Typus eine ganz andere Bedeutung und Ausgestaltung. Ob ein Künstler sich während der Arbeit oder vorher zu einer Umwertung entschließt, macht sachlich nur den Unterschied, daß der Beweis erschwert wird, wenn er nicht aus der Beobachtung und Analyse des einzelnen Werkes unmittelbar hervorgeht.

Hier beschränke ich mich auf analytisch gewonnene Beispiele. Daß aus einem Ringkampfe zwischen Hermes und Paris eine Szene werden könne, in der sich Cacus oder richtiger Herakles mit den geraubten Rindern hinter einem Altare versteckt, auf dem ein flöteblasender Silen ruht, würde man kaum glauben, wenn es nicht Pernice auf einem Vasenbilde (*ArchJahrb. X 1906, 46*) aus einigen übersehenen Resten der ursprünglichen Darstellung nachgewiesen hätte.

Manche Fehler, Unklarheiten und bis zur Sinnlosigkeit gehende Unmöglichkeiten sind durch gedankenlose Nachahmung fehlerfreier Vorbilder entstanden, die der Kopist nicht richtig interpretiert hat. Eben die Fehler ermöglichen hier eine Quellenuntersuchung, auch wenn die Quelle selbst verloren und kein genügendes Vergleichsmaterial vorhanden ist: die bessere Vorlage oder der benutzte Typus läßt sich in den wesentlichen Zügen erschließen.

In dem berühmten pompejanischen Mosaik der Alexanderschlacht finden sich zusammenhangslose, unorganische Glieder und Stücke von Pferden und Menschen, die der Verfertiger gedankenlos aufgenommen hat, während er die übrigen dazu gehörigen Teile nicht hat unterbringen können und, da er ihren Zusammenhang nicht erkannte, ruhig fortlassen zu dürfen geglaubt hat. So ist von dem Gespanne des Sichelwagens das vierte Pferd, ein Schimmel, bis auf ein Vorderbein und ein dazu nicht passendes Stück der Bauchlinie fortgeblieben. Der Verfertiger rückt daher etwa auf die Stufe eines Kompilators wie Diogenes Laertios. Spätere, aber antike Restaurationen des griechischen Mosaiks lassen seine Schicksale bis zum Erdbeben von 63 und zum Untergange Pompejis erschließen. Vgl. *EPernice, RömMitt. XXII (1907) 25.*

Die schräge Haltung des Vaters in der Laokoongruppe ist, so schöne Linien sie gibt, durch die Situation nicht motiviert; auch die Unterstützung dieser Haltung durch den Altar reicht zur Erklärung nicht aus, zumal der Priester ihm zugewendet sein müßte. Diese Anstöße hat R. Kekulé genommen und aus dem Vorbilde des von der Athena bei den Haaren geschleiften Giganten auf dem Pergamenischen Altare evident erklärt (*Zur Deutung des L., Berl.-Stuttg. 1883*).

Indem die Stilanalyse etwa den Figurenschmuck des Mausoleums nach der Auffassung und Wiedergabe der Gestalten in vier Gruppen sondert und diese den vier am Mausoleum beteiligten Künstlern zuweist, liefert sie neue Erkenntnis und das Material für eine vierfache neue Recensio, die Grundlage weiterer Forschung.

Nicht nur die Einzelanalyse, sondern auch der Vergleich stellt die neue und wichtigste Aufgabe: die konstruktive Synthese. Schon die einfache Recensio liefert in ihrem Endergebnisse, der Herstellung des Archetypus, eine synthetische Aufgabe; und in der Archäologie und Kunstgeschichte ist der Kreis der durch einfache Recensio zu erledigenden Probleme ein erheblich kleinerer als in der Textbehandlung, der Kreis mehr oder weniger hypothetischer Synthesen dagegen ein sehr bedeutender. Denn das mechanisch vervielfältigte Material hat hier nur wenig Bedeutung. Die verschollenen Werke der Künstler müssen meist durch Kombination ermittelt werden, und selten sind es die Originale selbst, die dadurch ihren Platz in der Kunstgeschichte erhalten; meist handelt es sich um ungenaue Kopien und abweichende Repliken, die der kritischen Analyse bessere Objekte bieten als der schöpferischen Synthese. Die Wiedergewinnung des Verlorenen ist schwer, sehr oft muß man sich mit einer Annäherung begnügen, indem man die relativ beste Replik für das Original nimmt.

Dazu kommt als eine von der Recensio völlig getrennte Aufgabe der Synthese die Herstellung eines pragmatischen Zusammenhanges zwischen verschiedenen Zeiten, Werken und Künstlern, eine Entwickelungsgeschichte der Kunst. Eine wichtige Aufgabe ist dabei die aus der Stilkritik erwachsende und sie ergänzende Stilgeschichte, die ebenso Mittel zum Zweck sein wie auch Selbstzweck werden kann.

Die Entwickelung der Münztypen von Athen und Rom liegt uns in geschlossenen, sich über viele Jahrhunderte erstreckenden Reihen vor; die Münztypen lassen sich mit zahlreichen Analogien der verschiedensten Epochen erläutern und gewähren für diese Darstellungen ungefähre chronologische Anhaltspunkte. Inschriften geben durch ihren Inhalt oder ihre Buchstabenformen feste Merkpunkte für Bauten, Denkmäler aller Art, Vasen usw.: die Zwischenräume zwischen diesen festbestimmten Punkten werden hypothetisch ausgefüllt, indem das unbestimmte Material vermutungsweise verteilt wird.

Wie unsicher diese Bestimmungen bisweilen bleiben, lehrt das Schwanken über die Entstehung des Laokoon, den man früher in dem dreihundertjährigen Zeitraume von 200 v. Chr. bis 100 n. Chr. bald hier bald dort unterbrachte und selbst nach Auffinden der Pergamenischen Skulpturen nicht durchweg als jüngeren Abglanz dieser Kunst anerkannte; jetzt ist als Epoche seiner Künstler durch Rhodische Inschriften zwar das 1. Jahrh. v. Chr. erwiesen, aber immer noch ein Spielraum von Jahrzehnten (80–50?). – Die Wissenschaft hat die Pflicht, solche Unsicherheiten offen einzugestehen, und kann das ohne Scheu tun, weil ihr genug Sicheres bleibt.

Da die aus der archäologischen Interpretation erwachsenden Schlüsse historische Tatsachen erschließen und die Beobachtungen zur Schöpfung einer Kunstgeschichte und einer monumentalen Geschichte des antiken Lebens überhaupt führen, so schließt sich im übrigen die Methodik dieses Geschichtszweiges der allgemeinen historischen Methodologie an.

KOMüller, Handbuch der Archäologie der Kunst, Berl. 1835 ([3] *1848*) und *CSittl, Kunstarchäologie, Münch. 1894* geben das enzyklopädische Material. *CLevezow, Über archäol. Kritik und Hermeneutik, AbhAkBerl. 1833. OJahn, Über das Wesen und die wichtigsten Aufgaben der Archäologie, Ber.S.Ges.d.Wiss. 1848. FrPreller, Grundzüge zur arch. Krit. und Herm.* in *ZAW. 1845 Suppl. nr. 13ff.* Methodologisch hat *EGerhard, Grundriß der Arch., Berl. 1853,* zuerst der auf monumentale Überlieferung gestützten Wissenschaft eine selbständige Stellung gegen Böckh angewiesen, freilich in Überschätzung der schriftlosen Überlieferung. Vgl. *KBursian, Arch. Krit. u. Herm. 1862* in *Vh.21.Phil.Vers. zu Augsburg* und *AMichaelis 1867* desgl. *25. Vers. zu Halle.*

Bleibenden Wert hat die von den literarischen Zeugnissen ausgehende *Gesch. der griech. Künstler* von *HBrunn, 2 Bde.* [1] *Stuttg. 1857,* die später nur noch einen Neudruck erfahren hat, aber nicht die dringend erwünschte neue Bearbeitung. Für alles andere sei, abgesehen von der S. *114* aufgeführten Literatur, auf den Abschnitt *Archäologie* (*Bd. II*) verwiesen.

Betont sei zum Schlusse, daß, wie niemand Paläographie aus Werken über diese Materie lernen kann, sondern nur aus dem Studium von Hdss. oder Facsimilia, und die antike Literatur und Sprache nicht aus modernen Handbüchern sondern nur aus dem Studium der Werke selbst, so Archäologie und Kunstgeschichte nur aus immer wiederholter Betrachtung der Monumente in Originalen, Gipsen oder guten Abbildungen. Zu empfehlen ist namentlich der Atlas von *FWinter, Kunstgesch. in Bildern I, Lpz. 1900,* dessen erklärenden Text mit weiteren Abbildungen *AMichaelis* in *AHSpringer, Hdb. d. Kunstgeschichte I* [8], *Lpz. 1908* gibt, sowie *FBaumgarten, FPoland und RWagner, D. hellen. Kultur* [2], *Lpz. 1908* (mit 400 Abbildungen). Noch lebendiger wird die Anschauung in Vorlesungen und Übungen über Kunstgeschichte, Topographie, Privatleben, ausgewählte Bildwerke usw., die heutigen Tages kein Philologe entbehren kann.

VIII. ANHANG

Das Studium der Philologie und Geschichte in seiner propädeutischen Bedeutung für den künftigen Lehrer

Da die meisten, die Philogie, und viele, die Geschichte studieren, später Lehrer werden wollen, so bedarf der Zusammenhang ihres Studiums mit dem späteren Berufe um so mehr einer Beleuchtung, als darüber meines Wissens nichts von Belang geschrieben ist und allgemein eine große Unklarheit herrscht. Sonst würde man nicht von vielfachen unberechtigten Klagen und noch unberechtigteren Forderungen hören. Die Beschwerden gehen dahin, daß auf der Universität sehr viele Sachen gelehrt und gelernt würden, die für die Schulpraxis keine Bedeutung hätten, wie in noch stärkerem Gegensatze auf der Schule nur niedere, aber auf der Universität nur höhere Mathematik getrieben werde. Diese Vorwürfe verlangen eine eingehende Widerlegung.

Das Gymnasium muß den Stoff beschränken, teils der Zeit wegen, teils mit Rücksicht auf die jugendlichen Schüler. Die Universität dagegen hat den Blick zu weiten. Der junge Student muß Lukian und Aristophanes, Bakchylides, Pindar, Aischylos und Hesiod, Aristoteles und Polybios, Catull und Lucrez, Petron und Iuvenal, Augustin und Minucius Felix, das ganze Gebiet der griechischen und lateinischen Inschriften und der Kunstdenkmäler, viele fragmentarisch erhaltene Werke und die modernen Hilfsmittel und Darstellungen kennen lernen. Von Dialekten weiß er nichts, nichts von der Entwickelung der Literatur, der Philosophie, der Religion und der Kunst, und von der Verfassungs- und Wirtschaftsgeschichte so gut wie nichts; große Perioden der politischen Geschichte mußten im Unterrichte des Gymnasiums übersprungen werden. Selbst die Kenntnis des Platon, Sophokles und Euripides, des Thukydides und Demosthenes, des Sallust, Tacitus und Cicero konnte nur einen Bruchteil der Werke umfassen, die Darstellung der wichtigsten Perioden der politischen und militärischen Geschichte des Altertums war eine summarische, die grammatischen Kenntnisse namentlich im Griechischen pflegen dem Reglement zufolge neuerdings weder fest noch tief zu sein, die einfache Vokabelkenntnis ist oft erschreckend dürftig. Da setzt der Hochschulunterricht mit umfassenden Forderungen ein, deren Erfüllung nicht Semester, sondern Jahre in Anspruch nimmt, und die zunächst mit der Zerstörung der naiven Voraussetzung einsetzt, unter der manch einer das Studium der Altertumswissenschaft erwählt, als ob er den Stoff in der Hauptsache bereits kenne. Im Alter verengt sich der Kreis der Interessen und auch des Wissens; in den empfänglichsten Lebensjahren, während der Universitätszeit muß eine breite Basis geschaffen werden, damit der Jünger der Wissenschaft wirklich in ihr zu Hause ist und sich nicht mit dem Stückwerk begnügt, das für den Horizont des Schülers zurechtgeschnitten ist.

Über diese Grundsätze kann wohl nicht ernsthaft gestritten werden. Höchstens im einzelnen können die Anforderungen angefochten werden. Der Examinator pflegt sogar selbst im Staatsexamen über manche Lücken hinwegzusehen, namentlich in dem Falle, wenn der zu Prüfende die Gewähr zu geben scheint, daß er auch im späteren Leben weiter arbeiten wird. Trotzdem läßt sich nicht leugnen: diese Forderungen der Wissenschaft und der Hochschule sind nicht aus der Praxis des Gymnasialunterrichtes erwachsen und führen nur mittelbar darauf. Man hört wohl, der Universitätsunterricht wolle nur Gelehrte ausbilden; die Universität kann stolz auf dieses Urteil sein, denn die gründliche Durchbildung der Kandidaten kommt dem Gymnasium zugute, wenigstens den oberen Klassen. Eine Fachschule nach Art der Volksschullehrerseminarien mit Beschränkung auf einige dürftige Handbücher und Chrestomathien wäre der Tod unseres höheren Unterrichtes.

Aber sollen nicht die Schulautoren und die Geschichtspensen des Gymnasiums neben den übrigen neuen Anforderungen auf der Universität gepflegt werden? Gewiß ist dieses Verlangen nicht unberechtigt, soweit nämlich die Zeit dafür reicht. In der Tat werden diese Stoffe überall auf der Universität mit berücksichtigt und fehlen nirgends ganz, aber

freilich ist an Vollständigkeit nicht zu denken. Denn das Bessere ist der Feind des Guten und darf nicht unter einem Vorwande beseitigt werden. Manche minderwertigen Stoffe des Universitätsunterrichtes darf man ohne Scheu preisgeben. Aber das gilt nur bis zu einem gewissen Grade von den Thematen für Seminararbeiten und Dissertationen. Denn die vielbehandelten Autoren und die hervorragenden Männer und Zeiten der Geschichte haben wie alte Lawinen eine Schutthalde mit sich geführt, durch die sich der Jünger schwer durcharbeitet, und die ihm selten oder spät die Freude eigenen Findens gewähren. Bei diesen Stoffen muß der Lehrer das Wesentliche tun. Und es ist gut, wenn er selbst in dem einen oder anderen Falle eine Probe wissenschaftlicher Behandlung gibt. Aber mehr zu verlangen wäre unbillig und verhängnisvoll. Denn die nachgeschriebenen Kollegshefte sind doch nicht dazu da, dem praktischen Lehrer künftig die eigene Präparation zu ersetzen. Gerade das muß sorglich vermieden werden, da jedem erst das selbst Erarbeitete Eigentum wird. Und zum Glück ist es unmöglich, daß auf der Universität jedes Homerbuch und jede Schrift Ciceros säuberlich vorgelegt wird.

Die wissenschaftliche Ausbildung auf der Universität hat dem Jünger weit mehr zu geben als die Ausstattung mit Einzelkenntnissen: nicht das Wasser, das doch bald vertrocknet oder faul wird, sondern die Wünschelrute, mit der neue Wasseradern gefunden werden. Darum verzichtet der Mathematiker darauf, noch einmal die Lehrsätze des elementaren Schulunterrichtes zu erörtern, darum kann der Philologe sich mit einzelnen Proben aus den Schulautoren begnügen und der Historiker neben allgemeineren, zusammenfassenden Übersichten speziellere und über den Horizont der Schüler hinausreichende Fragen behandeln. Durch die tiefere Einführung in die treibenden Kräfte, in die Kausalzusammenhänge, in das Wesen der wissenschaftlichen Hypothesen und der freien Forschung wird jeder in den Stand gesetzt, weit schwierigere Aufgaben zu lösen, als sich einen ihm neuen Unterrichtsgegenstand so weit anzueignen, wie es das Verständnis der Schüler erfordert. Und die erworbene Fähigkeit bleibt dem Einzelnen, wenn er sie übt.

Ich will hier zunächst nur darauf hinweisen, daß in der Seele des Schülers Vorgänge stattfinden, die mit denen des wissenschaftlich Arbeitenden große Ähnlichkeit haben, ja trotz ihrer relativen Einfachheit sich als ein Teil des methodischen Verfahrens innerhalb der einzelnen Wissenschaft darstellen. Im Anschauungsunterrichte wird alles auf die Beobachtung ankommen; und sie zu wecken, nicht bloß Wissensstoff aufzuspeichern, bemüht sich der Unterricht in den beschreibenden Naturwissenschaften. Der in Physik und Chemie gibt sogar deutliche Vorstellungen und Proben von wissenschaftlichen Experimenten, so daß der Schüler rezeptiv und reproduktiv das Verfahren mitmacht, worauf er sich noch lange beschränken muß, nachdem er die Universität bezogen hat. Im mathematischen Unterrichte Schritt zu halten, fällt manchem deshalb so schwer, weil kein Lehrsatz ohne Beweis gelehrt wird und die streng wissenschaftliche Beweisführung eine ungewöhnliche Konzentration und Anspannung der Denkkraft erfordert. Die Geschichtsbilder, die der Lehrer aufrollt, rufen Abdrücke in der Seele des Schülers hervor, die durch die kurzen Daten der Geschichtstabellen wieder in sein Gedächtnis und vor seine inneren Augen gerufen werden, und die sich mit den Bildern eigener Lektüre zu einem neuen Ganzen verschmelzen. Endlich die Präparation der Lesestücke ist im Grunde nichts anderes als eine wissenschaftliche Interpretation, in den unteren Klassen nur ein unbeholfener Anfang, in der Prima ungefähr schon dem entsprechend, was der junge Student im Proseminare zu leisten hat. Überall nimmt der Universitätsunterricht unmittelbar die Fäden auf, ganz abgesehen vom Stoffe, er erweitert, vertieft und begründet die bis dahin nur stückweise und mehr oder weniger unbewußt geübte Methode zu einer von Einsicht und Zielbewußtsein getragenen wissenschaftlichen Methode. Wenn der so Durchgebildete in das Lehramt eintritt, sind ihm die Operationen vertraut, die seine Schüler vornehmen, ja vornehmen müssen.

Von der Gefahr, der namentlich der wissenschaftlich interessierte junge Lehrer anfänglich wohl unterliegt, daß er nun seinen Schülern zu viel mitgeben will, spreche ich nicht (dieser Fehler korrigiert sich rasch durch praktische Erfahrungen), wohl aber von der entgegengesetzten.

Was einsichtige Schulmänner und Laien in den Erfolgen unseres höheren Unterrichtes hauptsächlich und mit Recht vermissen, das ist die Fähigkeit der Schüler zu arbeiten und namentlich selbständig zu arbeiten. Der Universitätslehrer beobachtet das vielfach: wer Naturwissenschaften und Medizin oder Kunstgeschichte studieren will, hat nicht gelernt, ohne Anleitung zu sehen, die Jünger der Geisteswissenschaften können nicht nachdenken, was freilich kein Ersatzmann oder Leiter übernehmen kann, und besitzen oft genug nicht die Ausdauer zu anhaltender geistiger Arbeit. Mag der Grund dafür z. T. im Wesen des nichtwissenschaftlichen Unterrichtes liegen, z. T. in einem engen Reglement, z. T. aber auch gewiß in Mängeln der häuslichen und der Schulerziehung, jedenfalls muß die Hochschule energisch versuchen, die Fähigkeiten bei dem Einzelnen zu wecken, so lange es noch Zeit ist. Und wer das eigene Arbeiten nicht gelernt hat, sollte die Linie der Oberlehrerprüfung unter keinen Umständen passieren. Wer selbst nicht wirkliches Arbeiten gelernt hat, wird auch andere darin nicht anregen und unterweisen können, ja nicht einmal wollen. Und das ist wohl die vornehmste Aufgabe des Lehrers, seinen Schülern nicht nur Lust und Liebe zu ihrer Tätigkeit einzuflößen, sondern sie auch auf eigene Füße zu stellen.

Der Universitätsunterricht kann dieses Ziel ungestört verfolgen, in vielen Fächern mit einer der geistigen Entwickelung der Studierenden angepaßten Abstufung. Die Naturwissenschaften bringen besonders das Beobachtungsvermögen zur Entwickelung, die Geisteswissenschaft die Urteilskraft. Das Bilden des eigenen Urteiles wird in erster Linie, nachdem FMGesner in Göttingen 1734 das erste philologische Seminar gegründet hatte, in den Seminarien gepflegt; die klassischen Philologen haben sogar jetzt überall (in Preußen) mehrere Abteilungen für Anfänger und Fortgeschrittene eingerichtet und können damit einen höheren Grad der Selbständigkeit erreichen. In den Arbeiten und Übungen des Seminares müssen die Mitglieder selbst arbeiten und urteilen, sie werden nur je nach ihrem Können angeleitet und legen ihre Resultate und Gründe der Corona vor, die an der geübten Kritik wieder lernt. Die Vorlesungen der Professoren sind mehr für die Übermittelung des Stoffes bestimmt, aber nicht alle. Z. B. können die exegetischen Vorlesungen ihrem Wesen nach gar nicht auf Erörterung des Für und Wider verzichten, und die Philologen pflegen auch sonst die Begründungen ihrer Ansichten nicht wegzulassen und auch entgegenstehende Theorien anzuziehen. Je objektiver und vollständiger das geschieht, um so mehr dienen sie dazu, das Urteil der Zuhörer zu klären, während die einseitige Begründung von Dogmen den Autoritätsglauben stärkt und die Urteilskraft schwächt. Denn mit wahrer Urteilsfähigkeit paart sich der Gerechtigkeitssinn, der sich nicht von Persönlichem, von Richtungen und Sekten fangen läßt und auch in den Hypothesen, die keine Billigung finden, die gute Absicht und den richtigen Kern aufzuspüren weiß. Denn der Gerechtigkeitssinn ist ein Teil des Wahrheitssinnes. Und für die Wahrheit allein arbeitet die Urteilskraft. Wo die Erfahrungen fehlen oder die aus dem Stoffe selbst abzuleitenden Sonderbedingungen des Einzelfalles dem Ungeübteren entgehen, muß der Leiter einspringen, um das Urteil nicht irre gehen zu lassen; im übrigen sind die Teilnehmer selbst in erfreulichem Grade unparteiische Richter der vorgetragenen Ansichten, und in gegenseitiger Kritik stärkt sich ihr Sinn für die Wahrheit. Das ist die denkbar schönste Übung auf geistigem Gebiete.

Aber der zukünftige Lehrer findet in diesem Arbeiten, in diesem Suchen und Versuchen, Kritisieren und Bessermachen, dem Sichversenken in die Gedanken anderer und dem Sichgegenüberstellen noch mehr als eine Fachausbildung, nämlich eine allgemeine Vorbereitung auf seine spätere pädagogische Tätigkeit. Und das wird gewöhnlich verkannt, da man augenblicklich sich gewöhnt zu haben scheint, die Unterschiede der Pädagogik von dem, was man im allgemeinen als Wissenschaft bezeichnet, allein zu beachten, um der Pädagogik größere Selbständigkeit und den Rang einer Wissenschaft zu sichern. Den einer angewandten Wissenschaft wird man ihr so wenig bestreiten können wie der angewandten Mathematik oder einem großen Teile der Theologie, der Nationalökonomie u. a. Aber ihre feste Stellung innerhalb der einzelnen Zweige der Wissenschaft erhält jede erst durch ihre Verwandtschaftsbeziehungen, d. h. die Pädagogik in doppelter Beziehung, einer-

seits zu jeder Einzelwissenschaft, deren Kreisen die Unterrichtsgegenstände zugehören, und andererseits in methodischer Beziehung zu den Disziplinen, die die Übermittelung des Stoffes lehren oder diese Lehre vorbereiten, wie der angewandten Logik und Psychologie. Dabei gehe ich hier natürlich nicht auf das ein, was keine Wissenschaft und keine Technik lehren kann, und was erst den wirklichen Lehrer macht und jenes Fluidum erzeugt, das Lehrer und Schüler im Vertrauen und doch in Wachsamkeit zugleich verbindet: der angeborene pädagogische Takt, der auf einer Art von Inspiration beruht und darin dem Takte des Künstlers und des Forschers gleicht.

Das Merkwürdige ist nun: die Philologie als methodische Forschung ist nicht nur zu einem großen Teile der angewandten Psychologie eng verwandt, sondern fällt zu einem noch größeren Teile mit dem wertvollsten Bestandteile der allgemeinen Pädagogik zusammen, die man gar nicht von der Philologie trennen kann. Denn alle Gedankenbildung kommt nur in der Sprache zum Ausdrucke, und die Philologie ist die Richterin darüber, ob beides sich deckt, oder ob im Ausdrucke oder in dem zugrunde liegenden Gedanken selbst etwas verfehlt ist. Die Ausübung dieses Richteramtes aber fällt in der Schulpraxis dem Lehrer zu. Und es gut zu versehen, bedarf es eindringender Vorbereitung und langer Übung.

Die wissenschaftliche philologische Durchbildung müßte schon in dem Falle als die eigentliche Vorschule gelten, wenn die Philologie nur die Aufgabe hätte, das Tatsächliche festzustellen, also die Gedankenbildung von allen sprachlichen Einzelheiten bis zu der Gedankenverbindung und der Disposition eines größeren Gedankenstoffes hinauf zu verfolgen. Eben diese Gesichtspunkte treten ja bei allen Texten ebenso wie in mündlicher Rede immer wieder hervor, so sehr die Ausführung auch Abweichungen von einer allgemein aufzustellenden Norm bietet.

Aber die Philologie leistet weit mehr, gerade wegen dieser Abweichungen. Sie begnügt sich ja nicht damit, die vorgefundene Wiedergabe der Gedanken zu erläutern, indem sie ihre sprachliche Form als notwendig oder möglich hinnimmt, sondern sie übt Kritik daran, indem sie die Richtigkeit des Gelesenen oder Vernommenen bezweifelt und für das Schiefe oder Falsche das Bessere einzusetzen sucht. Was Moritz Haupt von dem Philologen verlangt hat, eine *mens suspicax*, das verlangt die Praxis von jedem Lehrer, und zwar gerade der sprachlichen Gedankenformulierung seiner Schüler gegenüber: denn die Kontrolle über die Aneignung des Lehrstoffes ist viel einfacher.

Nun liegt aber darin kein durchgreifender Unterschied, ob der Philologe am Schreibtische Anstöße in seinem Texte findet, oder ob die Ausdrucksweise des Schülers sie ihm bietet. Die Diagnose der Fehler und das Heilverfahren sind im Prinzip gleich. Durch Konjekturalkritik, aus der besseren Kenntnis des Sprachgebrauches heraus, verbessert der Lehrer oder Kritiker falsche Formen, syntaktisch falsch angewendete Worte, gesuchte Wendungen oder lästige Wiederholungen. Dazu braucht der Lehrer nicht Gotisch oder Althochdeutsch studiert zu haben, aber er muß als gebildeter Mensch seine Muttersprache beherrschen und das Wortklauben als Metier betreiben. Sonst entgeht ihm vieles Besserungsbedürftige. Und nicht immer ist es leicht, zumal rasch, den Fehler zu durchschauen. Oft genug kommt es vor, daß der philologisch nicht durchgebildete Lehrer sich begnügen muß, schiefe Antworten als unrichtig zurückzuweisen, ohne die Fehlerquelle zu bemerken, während bisweilen das vorliegende Mißverständnis durch ein einziges Wort sofort aufgeklärt werden könnte.

Was die Interpretation und Kritik leistet, hauptsächlich in Einzelheiten, das tut in der Anwendung auf den Gedankengang und die Disposition des Stoffes besonders die Analyse. Soweit der Schüler ohne gröberen Anstoß, dem gewaltigen Stoffe entsprechend, die Gedanken entwickelt, wird jeder Fachlehrer ebenso wie der des Deutschen im Aufsatze kompetent sein. Macht aber der Schüler scheinbare oder wirkliche Fehler, weicht er vom Schema ab, so hilft die größere Erfahrung wieder dem Philologen, diese Abweichungen und Fehler scharf zu beobachten und schnell zu würdigen.

Die eigentliche propädeutische Bedeutung der philologisch-historischen Wissenschaft liegt aber darin, daß ihre textkritische Interpretation in eine psychologische Interpretation übergeht. Denn alle Abweichungen von dem Erwarteten oder zu Erwartenden müssen psychologisch erklärt werden, mögen sie nun den Ausdruck und die Anordnung und Verknüpfung der Gedanken betreffen, oder mögen sie die Auffassung und die subjektive (generelle oder individuelle) Wiedergabe des Stoffes angehen. Die Referate der Schüler sind nichts anderes als ein abgeleiteter Bericht, wie ihn der Historiker kennt und zu beurteilen gelernt hat. Wenn sich der Naturwissenschaftler und Mathematiker wie auch der Philosoph viel schwerer in diese praktische Aufgabe hineinfindet, so liegt das an seiner wissenschaftlichen Vorbildung; dem Einzelnen erwächst daraus kein Vorwurf, wenn er vorwiegend als Lehrer der für sein Fach begabtesten Schüler auftritt. Aber die Praxis und die pädagogische Ausbildung des Seminarjahres zwingt ihn, die angewandte Psychologie (die dem Philosophen selbst meist fern liegt) von Grund aus zu erlernen, für die der Philologe und Historiker reiches Interesse und Erfahrungen von der Universität mitbringt. Darum liegt ein tiefer Sinn in der neuerdings beliebten Benennung der Schulmänner als Philologen κατ' ἐξοχήν.

Der Mathematiker und Naturwissenschaftler kommt jedoch in einer Beziehung viel besser ausgerüstet in die Praxis des Unterrichtes: er hat das Richtige gelernt, ohne die vielen Nebenwege gehen zu müssen, in die ältere Irrtümer oder verworfene Hypothesen verlocken; er kann nach fester Richtschnur den Stoff überliefern und daran festhalten. Der Philologe und Historiker hat auf der Universität dagegen eine Unzahl subjektiver Verschiedenheiten oder Varietäten und eine Fülle von Möglichkeiten kennen gelernt, die zu beschneiden die erste und wichtigste Aufgabe der Schulpädagogik ist, da dem kindlichen Geiste nur eine strenge Auswahl angemessen ist. Damit ist die Gefahr gegeben, daß er in das Extrem verfällt und in dem dürftigen Schülerhorizonte verknöchert. Dagegen kann ihn nur dauernde Verbindung mit der befruchtenden Wissenschaft schützen. Und ohne diesen Zufluß vertrocknet in ihm auch die philologisch-pädagogische Ader. Ein Mathematiker und Naturwissenschaftler mag vielleicht auch ohne lebendige Berührung mit der Wissenschaft ein leidlicher Lehrer bleiben: der Philologe und Historiker wird aus doppeltem Grunde ein schlechter Lehrer, zumal in den oberen Klassen, wenn er von den Früchten der in seinen jungen Jahren gepflanzten Obstbäume leben will, ohne sie zu begießen, beschneiden und düngen, ohne neue Stämme anzupflanzen. Der junge Lehrer muß sich in den ersten Jahren gründlich in die Schulpraxis einarbeiten. Aber es ist die größte Kurzsichtigkeit fanatischer Pädagogen, gerade den Philologen und Historiker von seiner Wissenschaft abtrünnig machen zu wollen: das heißt den Ast absägen, auf dem man sitzt.

SPRACHE

VON

PAUL KRETSCHMER

I. ALLGEMEINES

1. Philologie und Sprachwissenschaft

Philologie und Sprachwissenschaft sind heute, so nahe sie sich auch nach dem Gegenstand ihrer Forschung stehen, zwei verschiedene Disziplinen. Denn die Abgrenzung wissenschaftlicher Arbeitsgebiete ist in erster Linie nicht durch die Verschiedenheit der Gegenstände, nicht durch theoretische Erwägungen bedingt – vom theoretischen Standpunkt betrachtet ist ja überhaupt alles Abgrenzen vom Übel, weil es, wie man es auch vornehmen mag, die natürlichen Zusammenhänge der Dinge zerreißt und leicht zu einseitigen Urteilen führt – vielmehr sind es praktische Rücksichten, die zu einer Teilung der wissenschaftlichen Arbeit zwingen, die Unmöglichkeit für den einzelnen Forscher, mehrere große Gebiete der Wissenschaft zugleich zu beherrschen, die dafür nötigen Kenntnisse und Begabungen zu vereinigen und die Erfahrung und Übung sich anzueignen, die für die Handhabung jeder Methode erforderlich ist. Philologe und Sprachforscher haben es zwar beide mit der Sprache zu tun, aber jener mit der individuellen Sprachbetätigung, wie sie sich in literarischen Texten äußert, dieser mit der generellen Sprechtätigkeit, mit den Normen und Gesetzen, von denen sie beherrscht wird. So ist der Philologe zur Vertiefung in sprachliche Individualitäten, der Sprachforscher zur Ausbreitung über viele Sprachen, zur Vergleichung verschiedener Idiome genötigt. In der Tat war es die vergleichende Methode, die in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts zur Konstituierung der Sprachwissenschaft als einer besonderen Disziplin geführt hat; doch hat dies zugleich eine bedauerliche Entfremdung zwischen ihr und der klassischen Philologie zur Folge gehabt. Daß die Philologie den Forderungen, die die neue Disziplin stellte, nicht nachkommen konnte und mochte, ist begreiflich; daß sie sich aber prinzipiell ablehnend gegen die neue Methode verhielt und bei ihren veralteten sprachwissenschaftlichen Anschauungen stehen blieb, war ein schwerer Fehler, der nun wieder die bedauerliche Konsequenz hatte, daß auch der Sprachforscher die Fühlung mit der Philologie verlor und berechtigten philologischen Forderungen nicht genügte. Gegenwärtig ist jedoch die Erkenntnis zum Durchbruch gekommen, daß beide Wissenschaften danach trachten müssen, den für sie unerläßlichen Kontakt miteinander wiederzugewinnen. Denn die Philologie kann zur Interpretation sprachlicher Texte der Hilfe der Grammatik nicht entbehren, und die Sprachforschung ihrerseits bedarf wie jede Wissenschaft, die ihr Material aus literarischen Quellen schöpft, zum richtigen Verständnis und zur kritischen Beurteilung der sprachlichen Überlieferung die Dienste der Philologie. Die Altertumskunde aber, die selbst keine Disziplin ist, sondern eine Zusammenfassung verschiedener Disziplinen zu dem gemeinsamen Zweck, die antike Kultur als ein Ganzes zu erfassen – sie ist der Boden, auf dem sich auch die Linguistik mit der Philologie zusammenfindet, um die Sprache in ihrem unlöslichen Zusammenhange mit den übrigen Kulturfaktoren zu würdigen.

Der Aufgabe, das Zusammenwirken von Sprachwissenschaft und klassischer Philologie zu fördern, dient die 1907 begründete Zeitschrift für griechische und lateinische Sprache, *Glotta, herausgegeben von PKretschmer und FrSkutsch.* – In der folgenden Darstellung halte ich es für zweckmäßig, weniger die philologische als die dem Philologen nicht so vertraute rein linguistische Seite des sprachwissenschaftlichen Betriebes hervorzuheben.

2. Methode und Quellen der Sprachwissenschaft

Es ist wohl eine selbstverständliche Forderung, daß wer sich mit sprachlichen Überlieferungen beschäftigt, vom Wesen der Sprache und von der Natur der sprachlichen Vorgänge eine richtige Vorstellung besitzen muß. Von Seiten der Sprachwissenschaft kann nicht genug betont werden, daß dies und nicht die vergleichende Methode die wichtigste Voraussetzung für alle sprachlichen Studien bildet. – Jede Methodenlehre hat neben ihrer positiven Aufgabe auch die negative, auf die verschiedenen Fehlerquellen hinzuweisen, vor den Irrwegen zu warnen, die der Unkundige einzuschlagen geneigt sein könnte. Es ist das Kennzeichen des Dilettanten, daß er immer von neuem die Fehler begeht, die von der Wissenschaft längst als solche erkannt und überwunden worden sind. Die Sprachstudien haben lange namentlich darunter gelitten, daß sie zu anderen als rein linguistischen Zwecken und von ihnen fremden Gesichtspunkten aus betrieben worden sind; sie haben bis zum Anfange des 19. Jahrh. hauptsächlich unter der Herrschaft der Philologie und der Philosophie gestanden.

Der philologische Betrieb des Sprachstudiums geht von den alexandrinischen Grammatikern aus. Sie haben die παιδικὴ γραμματική d. h. den Elementarunterricht, die ἐπιστήμη τοῦ γράψαι καὶ ἀναγνῶναι (*Aristot. Top. VI 5. 142 b 31*), die außer dem Lesen und Schreiben auch die Interpretation der klassischen Literatur, namentlich des Epos in sich schloß, auf eine wissenschaftliche Stufe erhoben. Diese wissenschaftliche (ἐντελὴς) γραμματική, von den Römern mit litteratura übersetzt, war also von Hause aus nicht Sprachwissenschaft, sondern Philologie. Die Philologie aber verwendet das Sprachstudium zunächst nur als Mittel zum Zweck, nämlich als Hilfsmittel für die Interpretation literarischer Texte, und da folglich fast nur die Schriftsprache für sie in Betracht kommt, so macht sie diese ausschließlich oder doch vorwiegend zum Gegenstand ihres Studiums. Der philologische Betrachter der Sprache ist daher geneigt, seine Anschauungen über deren Wesen an der Schriftsprache zu bilden und, da ihm die geschriebenen Texte sichtbar entgegentreten, die Sprache für etwas Gegenständliches, Dingliches und selbständig Existierendes zu halten. Wo es sich um Laute und Lautwandel handelt, sprach die ältere Grammatik oft von Buchstaben und Buchstabenvertauschung und dachte kaum daran, daß die Schriftzeichen nichts als Symbole für Vorgänge, nämlich für die Artikulation von Lauten sind. – Die einseitige Berücksichtigung der geschriebenen Sprache führt ferner leicht zu einer Unterschätzung und Verkennung der gesprochenen, d. h. der Sprache im eigentlichen Sinne. Mit ihrer Bezeichnung als Vulgärsprache wird gern der Begriff des Gemeinen, Pöbelhaften und der einer Entstellung der 'richtigen' und 'gebildeten' Sprache verbunden. Wie wenig diese Anschauung geschichtlich berechtigt ist, ergibt sich z. B. aus der Erwägung, daß eine so elegante Sprache wie die französische nur die moderne Stufe des sog. Vulgärlateins darstellt. Es gehört nun einmal zur Eigentümlichkeit der gesprochenen Sprache, daß sie — aus welchen Gründen auch immer — fast beständig sich verändert, während die Schriftsprache im Gegenteil einen vorzugsweise konservativen

Charakter hat. Da aber die letztere als Organ aller höheren Kulturtätigkeit dient, häufig auch von den gebildeten Ständen als Umgangssprache gebraucht wird, so erlangt sie leicht eine kanonische Geltung, sie wird zum Maßstab des Sprachrichtigen, und die sich fortentwickelnde gesprochene Sprache, die vorwiegend von den weniger gebildeten Bevölkerungsschichten gehandhabt wird, mit ihren mannigfachen dialektischen Schattierungen wird als ungebildet, plebejisch, bäurisch gebrandmarkt, ihre Veränderungen als Entstellungen, als Sprachfehler betrachtet. Man kann also zwar diese Anschauung aus der geschichtlichen Entwickelung der Dinge verstehen, aber der objektiv urteilende Historiker darf sie sich nicht selbst zu eigen machen.

Da die antiken Sprachen uns nur durch die schriftliche Überlieferung zugänglich sind, so konnte eine richtigere Erkenntnis des Wesens sprachlicher Vorgänge nur von dem Studium der lebenden Sprachen und Mundarten ausgehen. Die germanische und romanische Sprachwissenschaft gingen uns da naturgemäß voran. Nur an den der Erfahrung unmittelbar zugänglichen Erscheinungen der Gegenwart können wir lernen, wie die Vorgänge der Vergangenheit zu beurteilen sind.

Ungefähr ebenso alt wie die philologische Grammatik ist die Beschäftigung der Philosophie mit der Sprache. Ihr kam es vor allem auf die Frage an: wie verhält sich das Sprechen zum Denken, das Wort zum Begriff? Von Platons Kratylos an bis zur 'philosophischen Grammatik' des 18. Jahrh. ist es dieses Problem, das die Philosophie an den Sprachstudien hauptsächlich interessierte. Indem sie das Sprechen als ein lautes Denken auffaßte, verfiel sie in den Fehler, die sprachlichen Erscheinungen aus den logischen Kategorien abzuleiten und die Grammatik gänzlich der Logik unterzuordnen. Namentlich die Syntax, mit der sich diese philosophische Grammatik vorzugsweise beschäftigte, hat unter der Verwechselung des Sprachlichen mit dem Logischen gelitten. Es ist nun einmal Tatsache, daß die große Masse der sprechenden Individuen nicht mit der logischen Schärfe eines Philosophen denkt, so daß Lichtenberg sogar den Satz aufstellen konnte: unsere ganze Philosophie ist Berichtigung des Sprachgebrauchs. Nicht die Logik, die die Gesetze des richtigen Denkens sucht, sondern nur die Psychologie, die alle Erscheinungen des Seelenlebens objektiv beobachtet, kann den sprachlichen Tatsachen gerecht werden.

Die psychologische Betrachtung der Sprache muß sich aber von der logischen nicht nur dadurch unterscheiden, daß sie die sprachlich zum Ausdruck kommenden Vorstellungen und Vorstellungsverknüpfungen objektiv ohne Rücksicht auf ihre logische Richtigkeit untersucht, sondern sie muß auch die übrigen Arten seelischer Vorgänge, Gefühls- und Willensleben in ihren Kreis ziehen. Dies ist bisher noch zu wenig geschehen. Daß Gefühlsmomente und Affekte in der Wortgeschichte, in der Syntax, auch in der Lautgeschichte eine Rolle spielen, ist noch nicht genügend beobachtet worden.

Es hat lange gedauert, ehe der Sprache eine Betrachtung zuteil wurde, die auf psychologischer Grundlage ruhend und von Vorurteilen unbeeinflußt ihr wahres Wesen zu würdigen verstand. Auch die Begründung der vergleichenden Sprachwissenschaft durch FrBopp und der historischen Grammatik durch JGrimm, die der Sprachforschung eine solche Fülle neuen Materials zuführte, brachte in theoretischer Beziehung zunächst keine großen Fortschritte. Im Gegenteil, in der ersten Hälfte des 19. Jahrh. entwickelte sich eine Anschauung von der Natur der Sprache, die der richtigen Erkenntnis wieder für lange Zeit den Weg verbaute, die Auffassung der Sprache als eines lebendigen Organismus, als eines 'organischen

Naturkörpers', der mit Lebenskraft ausgestattet sich entwickelt, wächst, eine Blüteperiode erlebt, um dann nach und nach wieder zu verfallen und abzusterben. Von Haus aus war diese Auffassung natürlich nur bildlich gemeint, und in diesem Sinne wird noch heute gern vom 'Leben der Sprache' oder etwa von der 'Lebensgeschichte eines Wortes' gesprochen. Aber wie gefährlich solche rhetorischen Ausdrucksweisen dem Denken werden können, hat sich in diesem Falle besonders deutlich gezeigt. Man vergaß fast gänzlich, daß man es hier mit einem Bilde zu tun hatte, man teilte die Geschichte jeder Sprache in eine vorhistorische Periode aufsteigender Entwickelung und eine historische Periode des Verfalls ein, man ließ die Sprachen wie Lebewesen sich fortpflanzen und sprach folgerichtig von einem Stammbaum der Dialekte, von Tochtersprachen und Schwestersprachen — und alle diese Bilder verhüllten den einfachen realen Sachverhalt, den man sich nicht deutlich machte.

Man sollte meinen, es brauche nicht besonders gesagt zu werden, daß Sprache kein Ding ist, das außerhalb des Menschen selbständig existiert, und doch hat diese Vorstellung alle frühere Sprachbetrachtung beherrscht. Schuld daran war zum Teil der abstrakte, nicht ganz leicht zu definierende Begriff Sprache. Stellen wir zunächst die leichter zu beantwortende Vorfrage: was ist Sprechen? so ist von vornherein klar, daß es sich da um einen Vorgang, um eine Tätigkeit des Menschen handelt, nicht aber um eine Sache. Sprechen heißt durch Bewegungen der Artikulationsorgane Laute oder Lautfolgen hervorbringen, die den Ausdruck innerer Vorgänge, seelischer Erlebnisse bilden: man hat die Sprechtätigkeit daher kurz als eine Ausdrucksbewegung bezeichnet. Sie hat demnach zugleich ein physisches und psychisches Element, gehört also zu den psychophysischen Lebensäußerungen. Ihr besonderer Charakter wird aber noch durch eine andere Eigenschaft bestimmt, sie ist traditionell, die Ausdrucksmittel sind überliefert und bleiben sich innerhalb gewisser Grenzen gleich. Diese Eigenschaft hat die Sprechtätigkeit mit den Sitten oder Gebräuchen gemein. Neben dem Sprechvorgang im engeren Sinne kommt also noch ein zweiter psychischer Vorgang in Betracht, der jenem notwendig voraufgeht und zugrunde liegt, die Erinnerung an frühere Sprechtätigkeit, die Kenntnis also der traditionellen Ausdrucksmittel.

Während Sprechen einen realen, sichtbaren und hörbaren Vorgang, ein historisches Faktum darstellt, ist Sprache eine bloße Abstraktion: es ist die Sprechsitte, die Summe aller aus den unzähligen Sprechvorgängen abstrahierten Sprechregeln, oder was auf dasselbe hinausläuft, die Gesamtheit der lautlichen Ausdrucksmittel. Man ersieht hieraus, inwiefern es inkorrekt und irreführend ist, beispielsweise die französische Sprache als Tochter der lateinischen oder als aus der lateinischen entstanden zu bezeichnen. Wenigstens darf man sich nur dann so ausdrücken (ganz ohne Bilder kommen wir ja beim Reden nicht aus), wenn man sich des bildlichen Charakters dieser Wendungen voll bewußt ist und sich den wirklichen Vorgang klar gemacht hat.

Die Sprechtätigkeit besteht, wie schon bemerkt, in psychischen und physischen Vorgängen; theoretisch wäre also die Sprachforschung Natur- und Geisteswissenschaft zugleich. Die seelischen Vorgänge spielen jedoch die größere Rolle und bilden den eigentlichen Gegenstand der Sprachwissenschaft, während sie aus Gründen der Arbeitsteilung die Erforschung der rein physischen Vorgänge der mit naturwissenschaftlicher Methode arbeitenden Lautphysiologie überläßt. Auch hier zeigt sich eben wieder, daß alle Einteilungen der Wissenschaft in Disziplinen in erster Linie

eine praktische Bedeutung, nicht eine theoretische haben. Nach dem Gesagten muß also die Methode der Sprachforschung im allgemeinen eine psychologische sein.

Aus der Literatur über die Prinzipien der Sprachgeschichte hebe ich hervor *GvdGabelentz, Die Sprachwissenschaft,*[2] *Lpz. 1901. HPaul, Prinzipien der Sprachgeschichte,*[4] *Halle 1909. PhWegener, Untersuchungen über die Grundfragen des Sprachlebens, Halle 1885. HOertel, Lectures on the Study of Language, New-York 1901. WilhWundt, Völkerpsychologie, I. Bd. Die Sprache,*[2] *Lpz. 1904. IvanGinneken, Principes de Linguistique psychologique, Paris 1907.*

Es sei hier bemerkt, daß die neueste, erst während der Abfassung und Drucklegung dieser Blätter erschienene Literatur im Folgenden wohl nicht ganz gleichmäßig berücksichtigt worden ist. Vollständigkeit ist in diesen Angaben ohnehin nicht beabsichtigt.

Aus der besonderen Eigenart aber der Sprechtätigkeit als einer streng traditionell, d. h. beständig in Erinnerung und Nachahmung älterer Vorbilder geübten, ergibt sich, daß das historische und genetische Verhältnis der sprachlichen Vorgänge zueinander durch eine Vergleichung der Sprechakte ermittelt werden muß. Das vergleichende Verfahren ist keine Spezialität der Sprachforschung: es wird in allen wissenschaftlichen Disziplinen geübt, denn es besteht ja nur in dem Sammeln und Konfrontieren aller in Betracht kommenden Tatsachen, sowie den daraus sich ergebenden Folgerungen. Das Verfahren des Philologen, der, um den ursprünglichen Wortlaut eines Textes zu ermitteln, verschiedene Abschriften desselben miteinander vergleicht, ist von der Sprachvergleichung im Prinzip nicht verschieden. Auch die dialektischen Formen eines Wortes, die wir miteinander vergleichen, z. B. att. ion. ϲελήνη, dor. ϲελάνᾱ, aiol. ϲελάννᾱ, sind Kopien eines verlorengegangenen Originals, das wir aus den Kopien zu rekonstruieren suchen.

Das vergleichende Verfahren ist denn auch schon früh in der Sprachwissenschaft geübt worden. Nicht nur stellten die griechischen Grammatiker die Wortformen der griechischen Mundarten miteinander in Parallele, sondern auch die Vergleichung von Griechisch und Lateinisch wurde seit der Zeit, wo die lateinische Sprache nach dem Muster der griechischen grammatisch behandelt wurde, in ziemlich großem Umfange betrieben, wie z. B. das V. Buch von Varros De lingua latina und das Lexikon des Festus bezeugen. Allein der geringe Umfang der Sprachkenntnisse verhinderte die antike und noch die ganze mittelalterliche Grammatik, die vergleichende Methode in fruchtbringender Ausdehnung zu üben. Sie gewann eine epochemachende Bedeutung erst, als mit der Erschließung Indiens die alte Sprache der indischen Literatur, das Sanskrit, in Europa genauer bekannt wurde. Diese Entdeckung läßt sich etwa mit der Auffindung einer sehr alten, dem originalen Text besonders nahe stehenden Handschrift vergleichen. Die Übereinstimmung des Sanskrit mit dem Griechischen, Lateinischen und einer Reihe anderer europäischer Sprachen, Keltisch, Germanisch, Slavisch, Litauisch, ferner Iranisch und Armenisch, erwies sich als eine so weitgehende, daß diese Sprachen als Dialekte einer einzigen Sprache erkannt wurden, oder, wie man gewöhnlich es ausdrückt, als Schwestersprachen, die einer Muttersprache, der indogermanischen Ursprache entstammen. Richtiger würde man sie als verschieden alte Kopien eines verloren gegangenen Originals bezeichnen.

Die Entdeckung der indogermanischen Sprachverwandtschaft erweiterte unsere Kenntnis der Sprachgeschichte um eine ganze Epoche; denn sie gestattet uns in eine prähistorische Urzeit zurückzublicken, in der die meisten europäischen und einige vorderasiatischen Idiome nur eine einzige Sprache bildeten, und die ganze Urgeschichte jeder dieser Einzelsprachen der Erforschung zugänglich zu machen.

Was einseitig vom Standpunkt der griechischen oder der lateinischen Grammatik betrachtet unverständlich bleibt, z. B. die Vokaldifferenz von εἶμι : ἴμεν, φεύγω : φυγεῖν, τείνω : τατός, das Verhältnis von ἔχω : σχεῖν, ἕπομαι : σπέσθαι oder etwa die Flexion von lat. *sum* wird durch die Vergleichung mit den verwandten Sprachen als Residuum prähistorischer Vorgänge enthüllt. Der Aufschluß, den die von FranzBopp in der ersten Hälfte des 19. Jahrh. begründete vergleichende indogermanische Sprachwissenschaft für die älteste Geschichte des Griechischen und Lateinischen gewonnen hat, ist so bedeutend, daß er die Grammatik dieser wie aller indogermanischen Sprachen auf eine völlig neue Grundlage gestellt hat. Durch die Vergleichung lassen sich die Grundformen, d. h. die prähistorischen Vorstufen fast aller überlieferten sprachlichen Formen ermitteln und dadurch deren Geschichte um ein sehr beträchtliches Stück rückwärts verfolgen. Wir schließen beispielsweise aus der Gleichung ἀγροῖο = skr. *ájrasya*, daß jenes aus *ἀγρόσιο entstanden ist, aus dem Vergleich von ἀγροί, lat. *agri* mit osk. *Núvlanús*, skr. *ájrās*, got. *wulfōs* 'die Wölfe', daß ἀγροί und *agri* ein älteres **agrōs* abgelöst haben, aus der Vergleichung von ἀγροῖσι mit skr. *ájrēṣu*, daß die griechische Form aus **agroisu* umgeformt ist. Altpreuß. *lauxnos* 'Gestirne' neben lat. *lūna*, praenest. *losna* lehrt uns, daß *lūna* aus **loucsnā* entstanden ist; got. *sauil* = att. ἥλιος, ion. ἠέλιος ergibt die Grundform *cāFέλιος usw.

Es versteht sich, daß die Vergleichung mit den Dialekten derselben Sprache beginnen muß. Schon die Heranziehung des Oskischen und Umbrischen allein ist für das Lateinische lehrreich, und dasselbe gilt von den dorischen Mundarten, dem Aiolischen usw. gegenüber dem Attischen. So lernen wir aus jenen Dialekten, in welchen Fällen η im Ionischen und Attischen auf älteres ᾱ zurückgeht und wo es altes *ē* vertritt, oder aus dem Oskischen, wo intervokalisches *r* im Lateinischen aus *s* hervorgegangen und wo es ursprünglich ist.

Auf der anderen Seite darf das vergleichende Verfahren nicht übertrieben werden. Man kann den Grundsatz aufstellen, daß jede Sprache zunächst aus sich selbst erklärt werden muß und erst, wo dieses Verfahren versagt, die verwandten Sprachen heranzuziehen sind. Wohin die Nichtbeachtung dieses Grundsatzes führt, zeigt z. B. die früher beliebte Ableitung von lat. *prōlēs* aus **prozdēs* = got. *frasts* 'Kind' (aus **prostis*), während der Vergleich mit *subolēs*, *indolēs*, *adolēsco* keinen Zweifel darüber läßt, daß *prōlēs* aus **pro-olēs* entstanden ist und zu *alo* gehört.

Als Einführung in die vergleichende Grammatik zu empfehlen ist *AMeillets Einführung in die vergleichende Grammatik der indogerm. Sprachen, deutsch von WPrintz, Lpz. 1909*, auch *GHatzidakis'* Ἀκαδημεϊκὰ ἀναγνώσματα εἰς τὴν Ἑλληνικήν, Λατινικὴν καὶ μικρὸν εἰς τὴν Ἰνδικὴν γραμματικήν, *Athen 1902–1904*. Zur vorläufigen Orientierung dient *KBrugmanns Kurze vergleich. Gramm. der idg. Sprachen, Straßbg. 1904*, im wesentlichen ein Auszug aus dem Hauptwerk, dem *Grundriß der vergleichenden Grammatik der idg. Sprachen,*[1] *Straßbg. 1886 ff.,*[2] *seit 1897 im Erscheinen begriffen.*

Chronologie der sprachlichen Vorgänge. Bei dem Charakter der Sprachtätigkeit als einer traditionellen ist die historische Betrachtung der Sprache von vornherein gegeben. Eine Chronologie der sprachlichen Vorgänge ist dafür notwendige Voraussetzung; sie ist jedoch nur in einer gewissen Beschränkung möglich. Erstens läßt sich öfter das zeitliche Verhältnis verschiedener Sprachveränderungen zueinander bestimmen, also eine innere Chronologie herstellen. Z. B. kann man im Griechischen folgende Reihe aufstellen: 1. Angleichung von c an folgende Nasale und Liquiden (σελάνᾱ aus *σελάσνᾱ). 2. Ion. att. Wandel von ᾱ in η (σελήνη). 3. Schwund von Nasal vor c mit Ersatzdehnung des vorhergehenden Vokals (πᾶσα aus πάνσα); Schwund von

F (att. κόρη aus *κόρFη aus *κόρFᾱ); Kontraktionen (ἆθλον aus ἄεθλον, νικᾶς aus νικάεις). Oder etwa im Lateinischen ist der Umlaut von *e* zu *o* älter als der Wandel von *dv* zu *b*, wie die inschriftlich überlieferten Formen *dvenos : dvonos : bonus* lehren. Solche Anhaltspunkte gibt es aber natürlich nur in beschränktem Maße.

Was die äußere Chronologie der Sprachvorgänge betrifft, so ist hier fast immer nur eine ungefähre Datierung erreichbar. Denn die sprachlichen Veränderungen gehen in der Regel so langsam und allmählich und zugleich so unbewußt oder unmerklich vor sich, daß ihr genauer Anfangspunkt nicht zu bestimmen ist. Eine Ausnahme machen gewisse Vorgänge der Wortgeschichte, wie neue Wortbildungen, Erfindungen technischer Ausdrücke u. dgl., die sich zuweilen zeitlich relativ genau fixieren lassen. Der wichtigste Anhaltspunkt für die Datierung einer Erscheinung ist ihr erstes Auftreten in einem datierten Text, wofür namentlich Papyri und Inschriften in Betracht kommen. Natürlich fällt aber das erste graphische Auftreten einer Erscheinung nicht mit ihrer Entstehung zusammen, sondern folgt ihr in einem mehr oder weniger langen Intervall nach. Zuweilen helfen uns auch bestimmte zeitliche Angaben in der Literatur wie die Bemerkung Ciceros (*Ep. ad fam. IX 21, 2*), daß der Diktator L. Papirius Crassus (338 v. Chr.) '*primum Papisius est vocari desitus*, und die der *Digesten I 2, 2, 36* vom Censor Appius Claudius Caecus, daß er *R litteram invenit, ut pro Valesiis Valerii essent* etc. – Präliterarische Vorgänge lassen sich sehr viel schwerer datieren, eben nur wenn sich zufällig chronologische Anhaltspunkte bieten. So ergibt sich für die lateinischen Vokalschwächungen in Mittelsilben, die durch die vorhistorische Betonung der ersten Wortsilbe hervorgerufen sind, ein terminus post quem aus *Massilia* = Μασσαλία, *Agrigentum* = Ἀκράγας, *Tarentum* = Τάρας, ferner zahlreichen Lehnwörtern aus dem Griechischen, deren Aufnahme nach der Gründung griechischer Kolonien in Italien fällt, wie *talentum* = τάλαντον, *māchina* = μᾱχανᾱ́ usw.

Sprachgeschichte. Das Ideal sprachgeschichtlicher Darstellung ist noch nicht gefunden oder wenigstens nicht realisiert. Man unterscheidet gewöhnlich eine innere und eine äußere Sprachgeschichte und versteht unter jener eine nach rein sprachlichen Gesichtspunkten angeordnete Darstellung, unter dieser die Entwicklung einer Sprache im Zusammenhang mit den Schicksalen ihrer Träger. Denn da die Sprache kein selbständig existierendes Ding ist, sondern eine Lebensäußerung menschlicher Individuen, so ist sie auch vom Leben und den Lebensbedingungen des Menschen abhängig. Die ganze nationale und politische Geschichte der Völker steht mit ihrer sprachlichen Entwickelung in beständiger Wechselwirkung. Auch die dialektische Differenzierung ist von den besonderen geschichtlichen Umständen, unter denen sie sich vollzieht, wie der Schichtung der Volksstämme, den Verkehrsverhältnissen, der sozialen Gliederung eines Volkes so abhängig, daß dieses vielumstrittene Problem durch eine einzelne Theorie nicht gelöst werden kann: diese kann höchstens einen der verschiedenen Wege angeben, auf denen Dialekte zu entstehen pflegen. Dasselbe gilt von der Entstehung mündlicher Gemeinsprachen, wie dem Vulgärlatein in den Provinzen des römischen Reichs und der mündlichen Κοινή, die sich in der hellenistischen Zeit zur Grundlage der neugriechischen Volkssprache entwickelte, während die Schöpfung einer gemeinschaftlichen Schriftsprache eng mit der ganzen Geschichte der Literatur, oft auch mit den Kanzleiverhältnissen zusammenhängt.

Es ist klar, daß die Darstellung der inneren Sprachgeschichte die äußeren Schicksale der Sprache nicht unberücksichtigt lassen darf, umgekehrt aber auch

diese eigentlich von den innersprachlichen Prozessen nicht getrennt werden können. Eine Verschmelzung beider Betrachtungsweisen wäre also das anzustrebende Ideal. Die heute fast einzig übliche zusammenfassende Darstellung der Entwicklung einer Sprache, das grammatische Handbuch, beschränkt sich gänzlich auf die innere Sprachgeschichte.

Die Grammatik. Die Form unserer heutigen Grammatik ist das Produkt einer langen historischen Entwicklung. Ihr Urbild, von den heutigen Grammatiken freilich noch sehr verschieden, ist die Τέχνη γραμματική des Aristarcheers Dionysios Thrax. Grammatik bedeutete damals, wie schon bemerkt, noch Kunde der γράμματα im wörtlichen Sinne, also so viel als Philologie und wird daher auch von Dionysios als ἐμπειρία τῶν παρὰ ποιηταῖς τε καὶ συγγραφεῦσιν ὡς ἐπὶ τὸ πολὺ λεγομένων definiert. Dementsprechend rechnet Dionysios zur Grammatik auch Kapitel, die mit einer Sprachdarstellung nichts zu tun haben (*oben S. 24*): 1. Lesen mit richtiger Aussprache (ἀνάγνωσις ἐντριβὴς κατὰ προσῳδίαν). 2. Erklärung (ἐξήγησις) der Texte nach den in ihnen vorkommenden Tropen. 3. Wort- und Sacherklärung. 4. Etymologie (ἐτυμολογίας εὕρεσις). 5. ἀναλογίας ἐκλογισμός d. h. die Paradigmen (κανόνες) der Flexion. 6. Kritik (κρίσις ποιημάτων). Man sieht, diese Grammatik ist noch durchaus Philologie, die die Sprache nur unter dem Gesichtswinkel der Textinterpretation betrachtet, und diesen Charakter behielt die Grammatik auch in der Folgezeit zunächst bei. So teilte Asklepiades von Myrlea sie in die drei Abschnitte τεχνικόν, ἱστορικόν, γραμματικόν (*Sext. Emp. adv. math. I 252*). Cicero findet *in grammaticis poetarum pertractatio, historiarum cognitio, verborum interpretatio, pronuntiandi quidam sonus* vereinigt (*De orat. I 42 § 182*), und Quintilian *I 4* zerlegt die Grammatik in zwei Hauptteile, I. *recte loquendi scientia* oder *methodice* und II. *enarratio auctorum* oder *historice* (*vgl. I 9, 2*). Schließlich wird der philologische Teil ganz aufgegeben, und die Grammatik ist nur noch eine Sprachlehre, die mehr in der Kunst richtig zu sprechen unterweisen als die sprachlichen Tatsachen darstellen soll. Die grammatischen Werke, die das ganze Mittelalter hindurch maßgebend blieben, Priscians Institutiones grammaticae und Donatus' Ars grammatica, beschäftigen sich ausschließlich mit der Sprache.

In diesen Grammatiken war der Stoff nicht nach Hauptteilen gegliedert, sondern es wurde nach einander *de voce, de syllaba* usw., dann über die einzelnen Redeteile, zuletzt – wenigstens bei Priscian – über die Syntax (*constructio*) gehandelt; die Redeteile werden am ausführlichsten erörtert (bei Priscian in 14 Büchern von 18) und bilden nach dem Grammatiker Pompejus (*GL. V 96*) den eigentlichen Gegenstand einer Grammatik. Das Mittelalter dagegen gruppierte den Stoff in vier Hauptabschnitte, die z. B. in der berühmtesten mittelalterlichen Grammatik, dem *Doctrinale* des Alexander de Villa Dei (1199), *Orthographia, Ethimologia, Dyasintastica* und *Prosodia* betitelt sind: unter *Etymologia* ist hier etwa Formenlehre, oder Wortbildungslehre verstanden (ähnlich wird dieser Ausdruck noch heute im Englischen und Russischen verwendet), unter *Dyasintastica* (entstellt aus *De syntaxi*) die Syntax, während *Orthographia* und *Prosodia* Laut- und Akzentlehre umfassen. Diese Einteilung wird wenig verändert bis ins 18. Jahrh. festgehalten, wo sie z. B. die oft aufgelegte Lateinische Grammatik des JohGerhVoß noch aufweist.

Die moderne wissenschaftliche Grammatik hat diese Disposition zunächst nur insofern geändert, als sie an die Stelle orthographischer, orthoepischer und prosodischer Bemerkungen einen ersten Hauptteil, die Lautlehre, setzt und ihr als zweiten Teil die Formenlehre, als dritten die Syntax folgen läßt. Da aber die Ent-

wickelung der indogermanischen Sprachwissenschaft eine Bevorzugung der Lautlehre und eine Zurücksetzung der Syntax mit sich brachte, so wurde die letztere vielfach von der 'Grammatik' ganz ausgeschlossen, und diese beschränkte sich daher (z. B. *GMeyers Griechische Grammatik, Lpz. 1886* u. a.) auf Laut- und Formenlehre. Letzterer Teil wieder wurde in Wort- oder Stammbildungslehre (die aber auch in manchen Grammatiken übergangen oder kurz abgetan wurde) und Flexionslehre zerlegt.

Diese vom Standpunkte einer Systematik gewiß sehr anfechtbare Anlage der Grammatik hat JRies in seiner Monographie *Was ist Syntax?, Marb. 1894* einer einschneidenden Kritik unterzogen. Formenlehre und Syntax sind keine Gegensätze, da auch die Syntax mit der Form, nämlich von Wortgefügen, zu tun hat, sondern das Korrelat von Syntax ist Wortlehre. Laut — Wort — Wortgefüge sind nach Ries die 'Helden' der drei Teile der Grammatik Lautlehre, Wortlehre, Syntax und bilden eine aufsteigende Reihe, in der sich Wort zu Laut wie Wortgefüge zu Wort verhält. In der Wortlehre aber ist nicht nur die Form der Worte, sondern auch ihre Bedeutung zu behandeln, daher auch die Bedeutung der Flexionsformen, der Kasus und Tempora, die man sonst immer der Syntax zugewiesen hat. So bedeutend die Verbesserungen sind, die Ries' System in sich schließt, und so verdienstlich seine Anregungen überhaupt, kann man doch auch seine Disposition des grammatischen Stoffes nicht als völlig logisch anerkennen. Zunächst hat er nicht beachtet, daß zwischen Lautlehre und allen übrigen Teilen der Grammatik ein relativ scharfer Unterschied besteht. Die Lautlehre betrachtet die Sprache lediglich nach der lautmechanischen Seite ohne Rücksicht auf einen für die Sprache wesentlichen Faktor, die Bedeutung. Freilich hat Rozwadowski behauptet, daß auch der Laut eine Bedeutung habe, d. h. Exponent eines psychophysischen Vorganges sei; das ist auch insofern richtig, als jeder Laut im Hörenden wie im Sprechenden einen Gefühlston anschlägt, und eben auf dieser Eigenschaft der Laute beruhen Metrum, Reim, Alliteration in der Sprache der Poesie sowie die Rücksicht auf den Wohlklang (z. B. Vermeidung des Hiatus, rhythmischer Satzschluß) in der rhetorischen Prosa. Aber Vorstellungen und Begriffe — und daran denken wir bei dem Worte *Bedeutung* zuerst — sind mit den einzelnen Lauten nicht verbunden.

Der zweite Hauptteil aber der Grammatik, der der Lautlehre gegenübersteht, läßt sich überhaupt nicht in theoretisch unanfechtbarer Weise einteilen, sondern die Disposition muß hauptsächlich nach den Gesichtspunkten praktischer Zweckmäßigkeit vorgenommen werden. Denn zwischen den verschiedenen sprachlichen Gebilden, die das Objekt dieses grammatischen Teiles bilden, läßt sich keine scharfe Grenze ziehen. Man mag immerhin die Einteilung in Wortlehre und Syntax als die relativ beste akzeptieren, aber theoretisch ist die Grenze zwischen Wort und Wortgefüge fließend, weil Wortgefüge im Laufe der historischen Entwicklung zu Worten verschmolzen: vgl. lat. *Iuppiter* = Ζεῦ πάτερ, *mālo* aus *magis volo, propterea*, gr. Διόσκουροι aus Διὸς κοῦροι, χρῆν aus χρὴ ἦν, ὅτι aus ὅ τι, ngr. θὰ γράψω aus θέλω (ἵ)να γράψω, ital. *amerò* aus *amare habeo*, franz. *dans* aus *de intus* usw. Alle Komposita haben den Übergang vom Wortgefüge zum Wort vollzogen, und die Grenze zwischen Simplex und Kompositum ist auch wieder eine fließende. Die Flexionslehre wird meist in die Wortlehre gezogen, aber die Bedeutung der Flexionsformen ist großenteils Gegenstand der Syntax, da sie nur im Satze zur Geltung kommt.

Die Wortlehre ist es üblich in Wortbildungs- und Flexionslehre einzuteilen. Dabei wird der wichtigste Teil des Wortes, das radikale Element oder die sogenannte Wurzel, ganz übergangen. Allein auch Wurzel- und Wortbildungslehre würden das Wesen des Wortes nicht erschöpfen, denn das aus Wurzel und Suffix zu einem einheitlichen Ganzen verschmolzene Wort hat doch eben auch seine Schicksale, die weder in die Wurzel- noch in die Suffixlehre gehören, sondern Gegenstand einer Wortgeschichte wären. Der Stoff, der in der Wurzellehre und der Wortgeschichte zu behandeln wäre, wird jetzt, wenigstens zum Teil, in der altüberkommenen 'Etymologie' behandelt, diese selbst aber von der Grammatik ausgeschlossen. Theoretisch ist dies nicht zu rechtfertigen, denn die Grammatik will doch eine Darstellung von der Sprache geben und dürfte daher ein so wichtiges sprachliches Element nicht ignorieren: eine Wortlehre müßte doch auch das Wort im eigentlichsten Sinne behandeln. Das Fehlen der Etymologie im grammatischen Handbuch beruht lediglich auf einem äußeren Grunde: sie ist so umfangreich, daß sie den Rahmen der Grammatik sprengen würde.

So sehen wir auch in der Anlage der wissenschaftlichen Grammatik praktische Rücksichten beständig die theoretischen Erwägungen durchbrechen. Es ist auch nicht angezeigt, ein für alle Sprachen und Zeiten gültiges Schema der Grammatik aufzustellen. Die Anordnung des Stoffes darf hier wie in anderen geschichtlichen Darstellungen dem Schriftsteller überlassen werden, woraus freilich noch nicht folgt, daß jede beliebige Anordnung auch zweckmäßig ist.

Quellen der griechischen und lateinischen Sprachgeschichte

A. **Direkte Quellen** sind die Schriften der antiken Grammatiker und die gelegentlichen Zeugnisse der übrigen Literatur über sprachliche Erscheinungen. Es versteht sich, daß auf diese wie alle historischen Zeugnisse durchgehends 'Quellenkritik' anzuwenden ist. Von sprachwissenschaftlicher Seite ist diese wesentlich philologische Arbeit bisher nicht eben intensiv betrieben worden, und der mangelnde Kontakt zwischen Philologie und Linguistik hat es bisher verhindert, daß die Philologen sich im Interesse der Sprachwissenschaft dieser Literaturgattung eifriger annahmen. Wir brauchen eine ausführliche und eindringende Geschichte der antiken Grammatik. *HSteinthals Geschichte der Sprachwissenschaft bei den Griechen und Römern,* [2] *Berl. 1890,* fast die einzige zusammenfassende Darstellung dieser Art, ist mehr vom Standpunkt des Sprachphilosophen als des Philologen geschrieben und außerdem sehr unvollständig; die römische Grammatik ist, dem Titel zum Trotz, nur oberflächlich gestreift. Die verschiedenen Richtungen und Doktrinen der antiken Sprachwissenschaft müssen festgestellt und dadurch die Zurückführung einzelner Angaben auf ihre Quellen sowie ihre Wertabschätzung ermöglicht werden.

Von älteren Werken seien außer dem *HSteinthal*schen die von *CALobeck, KLehrs, LLersch, KEASchmidt, GFSchömann, Lehre von den Redeteilen, Berl. 1862, LJeep* genannt, aus der modernen Literatur die wertvolle Studie von *RReitzenstein, M. Terentius Varro und Johannes Mauropus von Euchaita, Lpz. 1901,* hervorgehoben. Die Anfangsgründe der römischen Grammatik behandelte *OskFroehde, Lpz. 1892.* Die Ausgaben antiker Grammatiker, wie die *Grammatici Graeci, KKeils Grammatici Latini, AugLentz'* große *Rekonstruktion des Herodian, GUhligs Dionysius Thrax,* kann ich hier natürlich nicht alle aufzählen. Nur auf die erst jüngst erschienene sehr nützliche Sammlung der *Grammaticae romanae fragmenta* von *HFunaioli, I. Bd. Lpz. 1907,* sei besonders hingewiesen.

Eine besondere Gattung der grammatischen Literatur bilden die Lexika. Während die Reste der sonstigen grammatischen Tätigkeit der Alten weit zerstreut sind

und mühseliger Sammlung bedürfen, liegt uns die antike Lexikographie größtenteils in einigen wenigen Werken, hauptsächlich dem Lexikon des Hesychios, den Etymologika, den kleineren Lexika der Attizisten und auf römischer Seite im Wörterbuch des Festus und bei Nonius, kondensiert oder, wenn man will, in verdünntem Extrakt vor. Da diese Werke ungemein reich an sprachlich wertvollen Angaben sind, so ist ihre intensive Benutzung von Seiten der Sprachforscher begreiflich. Die schwierige Arbeit, alle diese lexikalischen Notizen auf ihre letzten Quellen zurückzuführen und auf ihre Zuverlässigkeit zu prüfen, wird dabei freilich meist unterlassen, weil auch hier der Philologe dem Linguisten nicht genügend an die Hand geht.

In neuerer Zeit hat sich *RReitzenstein* am meisten um die Geschichte der antiken Lexikographie verdient gemacht. Orientierend sind sein älterer Aufsatz: *Die Überarbeitung des Lexikons des Hesychios* im *RhMus. XLIII (1888) 444ff.* und der Artikel *Etymologika* in *RE.* Sein Hauptwerk *Geschichte der griech. Etymologika, Lpz. 1897* hat unsere Kenntnisse auf diesem Gebiet bedeutend gefördert. *LCohns* Skizze in *Müller Hdb., München 1900,* wird jeder selbst finden. – Die kleineren Reste griechischer Lexikographie werden in einem Bande der *Grammatici graeci* gesammelt werden.

B. Unsere wichtigsten Sprachquellen sind aber natürlich die aus dem Altertum hinterlassenen Texte selbst. Ihr Wert für die Grammatik steht zuweilen in umgekehrtem Verhältnis zu ihrer literarischen Bedeutung. Da uns die einheitliche Schriftsprache genügend bekannt ist, so bietet gerade die weniger korrekte Sprache der niedersten Literatur durch ihre die Eigenarten der Volkssprache verratenden Abweichungen dem Sprachforscher ein erhöhtes Interesse; sachlich wie literarisch wertlose Traktate, die früher von der Philologie ziemlich vernachlässigt wurden, liefern oft der Grammatik ein wertvolles Material und erfahren daher jetzt eine andere Würdigung. Daß Inschriften und Papyri zu unseren wichtigsten Sprachquellen gehören und die vulgärsten Inschriften, wie die griechischen Vaseninschriften, die pompejanischen Wandinschriften, die griechischen und lateinischen Fluchsprüche oft gerade die interessantesten grammatischen Aufschlüsse geben, bedarf zwar keines besonderen Hinweises, wohl aber, daß die grammatische Ausbeutung hier mit dem beständigen und schnellen Zuwachs nicht gleichen Schritt hält. Alle die verborgeneren Quellen sprachlichen Wissens sind noch nicht entfernt erschöpft: im allgemeinen arbeiten die Sprachvergleicher im engeren Sinne zu viel mit demselben überkommenen Material und daher auch an denselben Problemen. – Daß der Linguist auch mit den Fortschritten der Textkritik in Fühlung bleiben muß, ist ebenso selbstverständlich als es leider nicht immer der Fall ist. Die Schuld liegt aber auch hier nicht bloß auf seiner Seite. Wenn Philologen z. B. in dem Simonidesfragment *58 PLG.* aus den Handschriften πύυρ statt des früher gelesenen πύϊρ feststellen, so sollten sie soviel Interesse und Verständnis für die Grammatik haben, um auf die sprachwissenschaftliche Bedeutung dieser Lesung die Linguisten aufmerksam zu machen, die nicht alle in philologischen Zeitschriften und Monographien vergrabenen textkritischen Notizen aufstöbern können.

B. Nicht vergessen sei eine dritte Quelle sprachlicher Belehrung, die modernen Fortsetzungen der antiken Sprachen, Neugriechisch und die romanischen Idiome. Ihr Wert besteht darin, daß sie die unvollständige schriftliche Überlieferung der Sprache ergänzen, lehren, was an ihr wirklich lebendig und volkstümlich war, und daß sie uns die Endpunkte zeigen, zu denen die im Altertum anhebenden Entwicklungen führten. Von Wichtigkeit sind sie naturgemäß hauptsächlich für die jüngsten Sprachstufen, Koiné und Vulgärlatein; aber man hat z. B. auch mit Hilfe

des Tsakonischen unsere Kenntnis des altlakonischen Dialektes (ιου nach Dentalen für υ), und mittels der italienischen Mundarten die des Oskischen (*f* in it. *mánfano* u. a.) zu bereichern gewußt.

II. ÜBERSICHT ÜBER DIE SCHICKSALE DER GRIECHISCHEN UND LATEINISCHEN SPRACHE

Eine Geschichte der griechischen und der lateinischen Sprache ist noch nicht geschrieben, und hier ist nicht der Ort, diese Lücke auszufüllen. Es soll im folgenden nur eine Übersicht über die wichtigsten Tatsachen und die daran sich knüpfenden Probleme gegeben werden, die nach keiner Richtung hin Vollständigkeit anstrebt.

1. Die indogermanische Urzeit

Die Geschichte der griechischen und lateinischen Sprache hebt nicht erst da an, wo die Literaturgeschichte beginnt, bei den ältesten Sprachdenkmälern. Denn nicht die Griechen und Römer haben ihre Sprache geschaffen, sondern sie ist ihnen aus prähistorischer Urzeit überkommen. Von dieser Vorgeschichte beider Sprachen können wir, mangels einer historischen Überlieferung, keine erzählende Darstellung geben, wir können nur die Tatsachen aufzeigen, aus denen Schlüsse auf die Urzeit zu ziehen sind. Das wichtigste Faktum ist hier die weitgehende sprachliche Übereinstimmung einer Reihe europäischer und asiatischer Völker, die wir unter dem Namen Indogermanen zusammenfassen, der Inder, Iranier, zu denen ihrer Sprache nach auch die Skythen gehören, Slaven, Litauer, Germanen, Kelten, Italiker, Illyrier, Thraker, Phryger, Armenier und Griechen. Diese Sprachverwandtschaft bedeutet, daß die genannten Idiome ursprünglich nur eine einzige Sprache, die indogermanische Ursprache, bildeten, aus deren dialektischer Differenzierung sie hervorgegangen sind.

Diese Annahme einer relativ einheitlichen Ursprache führt aber notwendig auch zur Hypothese eines indogermanischen Urvolkes als des Trägers der postulierten Ursprache; und die Ausbreitung dieses Urvolkes von unbekannten Sitzen aus über ganz Europa und Vorderasien bis Indien, seine Entwicklung zu den zahllosen Stämmen der Einzelvölker, wie sie uns im Beginn der historischen Zeit entgegentreten, bildet die älteste Epoche der indogermanischen Geschichte. Die früher herrschende Ansicht, die Indogermanen Europas seien sämtlich aus Asien, 'der Wiege des Menschengeschlechts', eingewandert — man dachte sich das etwa in der Art, wie später die Hunnen in Europa einbrachen — ist heute fast allgemein aufgegeben, und zwar namentlich aus zwei Gründen. Die Annahme, daß die ganze indogermanische Bevölkerung Europas aus Asien stamme, ist die fernerliegende und müßte daher durch besondere Argumente erwiesen werden; alle bisher dafür beigebrachten sind unzureichend. Positiv wird für die Altansässigkeit der Indogermanen auf europäischem Boden geltend gemacht, daß die archäologischen Funde in Mitteleuropa, besonders in Deutschland, von der historischen Zeit zurück mindestens bis in den Anfang der jüngeren Steinzeit eine kontinuierliche Entwicklung aufweisen, die nirgends einen scharfen Riß zeigt, wie wir es bei Einwanderung eines fremden Volksstammes erwarten müßten. Zwingend sind diese Argumente jedoch nicht, sie können höchstens für Wahrscheinlichkeitsgründe gelten.

Genauere Aufschlüsse über die allmähliche Ausbreitung der Indogermanen und ihre älteste materielle Kultur haben wir von historischen Kombinationen im allge-

meinen sowie von der prähistorischen Archäologie zu erwarten. Hier besteht nun freilich eine große Schwierigkeit: es ist nicht leicht und jedenfalls noch nicht gelungen, die ältesten Bodenfunde, namentlich die der Steinzeit, ethnologisch zu bestimmen, Indogermanisches hier vom Nichtindogermanischen zu trennen. Denn das wichtigste ethnologische Merkmal, die Sprache, läßt sich an den Trägern dieser ältesten Kultur, denen die Schrift noch unbekannt ist, nicht feststellen. Man sollte aber nicht ausschließlich und nicht zuerst gleich die letzte Frage, die nach der 'Urheimat' der Indogermanen und der Kultur des Urvölkchens, zu beantworten suchen, sondern auch die Fäden, die von der schon besser bekannten Urgeschichte der Einzelvölker rückwärts laufen, bis an den Anfang der indogermanischen Geschichte zurückverfolgen. Jene 'Urzeit', in der noch sämtliche Indogermanen, also auch die Vorfahren der Inder, Perser und Griechen, auf ein kleines Gebiet in Mitteleuropa – wie man z. B. behauptet hat, das nördliche Deutschland – beschränkt waren, ist ja von dem Beginn der historischen Zeit durch so gewaltige Zeiträume getrennt, daß sie für uns völlig in der Luft schwebt, wenn wir nicht auch die Zwischenperioden der Ausbreitung und Entwicklung kennen. Wir wissen noch nichts von den Zuständen der später griechischen Stämme zu der Zeit, als sie erst bis zum Norden der Balkanhalbinsel vorgerückt waren, oder der späteren Italiker, als sie noch nordöstlich der Alpen saßen. Nur die fortgesetzte Verarbeitung und die vollständige Beherrschung des ganzen archäologischen Materials sowie die weitere Durchforschung der noch wenig untersuchten Gebiete wie der nördlichen Balkanhalbinsel, Rußlands, Irans, wird vielleicht nach und nach eine teilweise Lösung dieser Aufgaben ermöglichen. Übertriebene Hoffnungen dürfen wir jedoch auch auf die Archäologie nicht setzen: sie wird die mangelnde historische Überlieferung sicher nie ganz ersetzen.

Auch die Entwicklung der indogermanischen Ursprache zu den Einzelsprachen der geschichtlichen Zeit können wir natürlich nicht vollkommen rekonstruieren. Einen gewissen Anhalt gewähren uns die partiellen Gleichungen, d. h. Übereinstimmungen, die sich nicht auf alle indogermanischen Idiome, sondern nur auf zwei oder mehr Nachbarsprachen erstrecken. Sie weisen auf eine Zeit, in der die Indogermanen schon dialektisch differenziert waren, diese Dialekte aber noch nicht so scharf gegeneinander abgegrenzt waren, daß ein Austausch sprachlicher Erscheinungen zwischen ihnen ausgeschlossen war. Auf welche Weise aus den Dialekten der indogermanischen Ursprache die Einzelsprachen entstanden sind, muß für jede von diesen besonders untersucht werden. Im allgemeinen ist darauf hinzuweisen, daß uns am Anfang der historischen Zeit überhaupt noch nicht Einzelsprachen im eigentlichen Sinne, sondern Gruppen enger zusammengehöriger Dialekte entgegentreten.

Ausführlicher habe ich mich über diese Probleme ausgesprochen in der *Einleitung in die Geschichte der griech. Sprache, Götting. 1896*; zu genauerem Eingehen ist hier nicht Raum. [Nur darauf sei hingewiesen, daß *EdMeyer* in der während des Druckes dieses Werkes erschienenen *2. Auflage* seiner *Geschichte des Altertums, Stuttg. 1909, I 2, 799 ff.* auf Grund der Entdeckung des Tocharischen wieder für die asiatische Urheimat der Indogermanen eintritt.] Kulturgeschichtliches Material bei *OSchrader, Sprachvergleichung und Urgeschichte,* [3] *Jena 1907* (vgl. dazu meine Anzeige *Berl.ph.W. 1908, 1091 ff.*) und *Reallexikon der indogerm. Altertumskunde, Straßbg. 1901.*

2. Die griechische Sprache

Die Geschichte der griechischen Sprache zerfällt in zwei Perioden, deren Grenze in die Zeit Alexanders des Großen fällt, die Periode des Sonderlebens der griechischen Dialekte und die Periode der Gemeinsprache. Die erste

Epoche läßt sich natürlich gegen die indogermanische Urzeit nicht abgrenzen, wir können nur etwa als ihren Anfang die Festsetzung der Vorfahren der Hellenen auf dem Boden Griechenlands betrachten. Eine Darstellung der Urgeschichte der griechischen Sprache läßt sich wie die der vorhergehenden prähistorischen Epochen nur mosaikartig aus zahlreichen Bruchstücken zusammensetzen, und die Lücken unseres Wissens sind so groß, daß das Bild dabei kein vollständiges wird. Vielfach können wir nur die Probleme aufzeigen und formulieren, die hier zu lösen sind, zumal in jüngster Zeit die Erforschung der ganzen griechischen Vorgeschichte durch die kretischen Ausgrabungen in ein neues Stadium getreten ist.

Die ältere ganz auf der Stammbaumtheorie basierende Anschauung, daß an den Anfang der griechischen Sprachgeschichte eine Periode des einheitlichen Urgriechisch zu stellen sei, das sich dann in den ionischen, aiolischen und dorischen Dialekt gespaltet habe, kann heute nicht mehr aufrecht erhalten werden. Die Entwicklung der griechischen Dialekte ist vielmehr im großen und ganzen eher konvergierend als divergierend; in älterer Zeit treten uns weit mehr mundartliche Differenzen entgegen als in jüngerer, wo ja die Dialekte schließlich in der Gemeinsprache münden. Wir kommen also für die Urzeit zunächst nicht auf eine urgriechische Spracheinheit, sondern vielmehr auf mehrere nebeneinander liegende Dialekte. Und die Geschichte der griechischen Stämme und der griechischen Religion führt uns zu ganz ähnlichen Resultaten. Auch da geht der Weg von der Zersplitterung zur Einheit. Die Hellenen treten uns im Anfang ihrer Geschichte als eine Vielheit von politisch gesonderten, in Sitte und Glauben differierenden Stämmen entgegen, denen das volle Bewußtsein nationaler Einheitlichkeit und dementsprechend auch ein Gesamtname noch fehlt. Das ältere Epos kennt bekanntlich eine Landschaft Ἑλλάς und ein Volk der Ἕλληνες nur im südlichen Thessalien in der Nachbarschaft von Phthia, und die umständliche Ausdrucksweise im Schiffskatalog (*B 530*) Πανέλληνας καὶ Ἀχαιούς zeigt, daß zur Zeit seiner Entstehung der hellenische Name als Bezeichnung der ganzen Nation erst aufkam.

Die Ausdehnung des Namens der Hellenen beruht wohl darauf, daß der früh verschollene thessalische Stamm für besonders alt galt, sein Eponym Hellen daher in Thessalien gleich an den Stammvater der Menschen, Deukalion, Sohn des Prometheus, angeknüpft wurde, der nach seinem Namen zu urteilen nur ein anderer Prometheus war (Δευκαλίων zu δεύκει· φροντίζει Hesych aus unbekannter Quelle, hom. ἐνδυκέως). Der Name Ἕλληνες, dor. Ἕλλᾶνες zeigt dieselbe Bildungsweise wie zahlreiche andere meist nordgriechische Ethnika, Ἀθαμᾶνες, Αἰνιᾶνες (Herodot Αἰνιῆνες), Ἀγριᾶνες, Ἀτιντᾶνες, Ἀκαρνᾶνες, Ἀρκτᾶνες, Ἀζᾶνες (ion. Ἀζῆνες), Κεφαλλᾶνες (Κεφαλλῆνες), Εὐρυτᾶνες, Ἐγχελᾶνες (*Herodian I 12f.*, vgl. auch Τιτᾶνες, Τιτῆνες), aber weicht von diesen sämtlich auf der Stammsilbe -ᾱν- betonten Formen (*Herodian I 12ff.*) auffällig im Akzent ab. Da es sich um ein aiolisches Volk handelt, könnte man an aiolische Barytonese denken. Aber daß die aiolische Betonung des Namens von allen Griechen akzeptiert worden wäre, ist schon wegen des oxytonierten Ἑλλάς nicht eben wahrscheinlich. Erwägt man, daß als nationaler Gesamtname Πανέλληνες älter als Ἕλληνες ist (außer in *B* bei Hesiod und Archilochos nach Apollodor bei *Strab. VIII 370*; vgl. *EdMeyer, Gesch. d. Alt. II 535*), und daß manche Komposita mit παν- den Akzent zurückgezogen haben (παναλήθης, πανώκης, πάναλες, παμμεγέθης, παμπάλαιος, παμμίαρος), so darf man die Frage aufwerfen, ob die Barytonierung zuerst im Kompositum eingetreten (vgl. Τιτάν : Αἰνοτίταν, αὐχήν ποιμήν : ἐριαύχην ἀρχιποίμην *Herodian I 13. 16*) und Ἕλληνες als Gesamtname eine Abkürzung von Πανέλληνες sein.

Mit der Stammbaumtheorie steht auch die übliche Einteilung der griechischen Dialekte in Aiolisch, Ionisch und Dorisch in Zusammenhang; denn sie beruht auf der zuerst im hesiodischen Katalog (*fr. 7 Rz.*) bezeugten Genealogie, die die Eponyme der Aioler, Dorier und Ionier zu Nachkommen des Hellen macht, also eine

Spaltung der Hellenen in jene drei Stämme annimmt. Diese Theorie paßt vorzüglich auf Kleinasien, wo im Norden die Aioler, im Süden die Dorier, in der Mitte die Jonier sitzen; den Stammes- und Dialektverhältnissen im Mutterlande wird sie dagegen weniger gerecht. Die arkadische, boiotische, thessalische Mundart läßt sich in keinem jener Hauptdialekte unterbringen, auch nicht das Kyprische und Pamphylische in Asien. Hat der hesiodische Stammbaum auch eine gewisse reale Grundlage, so ist doch eine richtigere Anschauung über die älteste Entwicklung der griechischen Dialekte erst von der Geschichte der Stämme aus, mit der sie in engstem Zusammenhange steht, gewonnen worden. Die Geschichtsforschung muß dabei, vom Bekannten ausgehend, den Weg, den die Ereignisse genommen, rückwärts schreiten.

Die Urgeschichte der griechischen Stämme stellt sich uns als eine Übereinanderschichtung verschiedener griechischer Völkerschaften dar. Die jüngste Schicht ist durch die sogenannte Dorische Wanderung gebildet worden d. i. die Invasion der Dorier und der mit ihnen verwandten nordwestgriechischen Stämme in Thessalien, Mittelgriechenland außer Attika und den Peloponnes, sowie in Kreta und andere südliche Inseln des Ägäischen Meeres. Die Bevölkerung, auf die die Eroberer stießen, wird von den Modernen in Ermanglung eines antiken Gesamtnamens teils als ‘achäisch’, teils als ‘aiolisch’ bezeichnet. Indem die Eroberer mit den Unterworfenen teilweise verschmolzen, vermischten sich ihre Dialekte, jedoch waren die Komponenten dieser Mischung in den einzelnen Landschaften verschieden stark. In Arkadien z. B. erhielt sich der achäische oder aiolische Dialekt rein, weil die Dorier in das arkadische Bergland nicht eindrangen. In anderen Landschaften des Peloponnes dagegen, in Achaia, Argolis, Lakonien überwog sogar das dorische Element in der Mischung, während in Thessalien wieder das aiolische stärker vertreten war. Aufgabe der Sprachwissenschaft ist es also, die Elemente dieser Mischungen zu sondern und den älteren, vordorischen Sprachzustand, den achäischen oder aiolischen Dialekt, wie er auf dem Festlande vor der ‘dorischen Wanderung’ bestand, zu rekonstruieren.

Die moderne Benennung dieser Bevölkerung als Achäer gründet sich darauf, daß das Epos bekanntlich alle vor Ilios kämpfenden Griechen so bezeichnet d. h. die vordorische Bevölkerung des Festlandes, mit Ausschluß also der Dorier, der Ionier und auch der Pelasger. Insoweit ist der moderne Gebrauch des Namens ganz passend. Im Altertum selbst aber wurde der Name *Achäer* in nachepischer Zeit bekanntlich anders verwendet, nämlich für die Bevölkerung der nordpeloponnesischen Landschaft Achaia und ihrer italischen Kolonien sowie der Ἀχαία Φθιῶτις im südöstlichen Thessalien. Da aber diese Verschiedenheit des Sprachgebrauches und das Verhältnis der nachepischen zu den epischen Achäern nicht aufgeklärt ist, so hat die Verwendung des zweideutigen Namens etwas Mißliches und wird daher von manchen Gelehrten beanstandet. /Der Vorschlag, ihn durch *Aioler* zu ersetzen, leidet an demselben Übelstand, da auch dieser Name zweideutig ist, nämlich sonst nur den kleinasiatisch-lesbischen Volksstamm bezeichnet, und von peloponnesischen Aiolern ist überhaupt erst in dem späteren Zeugnis *Strabons VIII 333* die Rede. Ich habe die Bezeichnung *Achäer* beibehalten, weil sie schon so eingebürgert ist, daß sie kaum noch mißverstanden wird. Vielleicht wäre aber ein anderer unzweideutiger Name wie das auch schon epische *Panachäer* vorzuziehen. AThumb hat den Ausdruck *Zentralgriechen* vorgeschlagen, der aber nicht sehr passend ist, weder für eine vorhistorische Periode, wo Ionier und Achäer zusammen auf dem Festlande saßen, noch für die historische Zeit, wo die asiatischen Aioler so weit östlich wohnen wie die Ionier.

Neben diesen beiden Dialektgruppen steht selbständig eine dritte, die ionische mit Einschluß des Attischen. Ihr historisches Verhältnis zur ‘achäischen’ Gruppe ist strittig. Was wir zunächst feststellen, ist ein Nebeneinander beider Gruppen. Die ioni-

schen Stämme sind in ihre historischen Sitze auf den Kykladen und in Kleinasien aus dem Peloponnes und Mittelgriechenland eingewandert: auf diese Herkunft weisen ihre eigenen Traditionen, und sie ist nach der ganzen Sachlage von vornherein zu vermuten. Attika, nach Solon die πρεσβυτάτη γαῖα Ἰαονίας, ist immer in den Händen dieses Stammes geblieben und gilt daher als das Mutterland der Ionier schlechthin. Außerdem waren die Kynuria (*Herodot VIII 73*), wahrscheinlich auch der Nordosten des Peloponnes und nach einer zwar in moderner Zeit angezweifelten, aber schwerlich ganz unbegründeten Überlieferung das spätere Achaia Sitze der Ionier. Die übrigen Gebiete Mittelgriechenlands und des Peloponnes waren in den Händen der 'Achäer'. Wie das Verhältnis der Ionier zu den Achäern zu beurteilen ist, ob ihr Nebeneinander auf einem älteren Nacheinander beruht und die Ionier eine ältere Schicht als die Achäer darstellen, die älteste griechische überhaupt, wird unten zur Sprache kommen. — Neben diesen drei griechischen Volksstämmen haben wir nun noch einen vierten, vorgriechischen anzunehmen, eine autochthone Urbevölkerung des griechischen Festlandes und der Inseln, deren Sprache mit der der alten Bevölkerung Kleinasiens verwandt gewesen zu sein scheint.

Grammatische Darstellungen der griechischen Dialekte haben seit *HLAhrens'* grundlegendem Werk (*Götting. 1839–43*) *RMeister* (*Götting. 1882–89*), *OHoffmann* (*Götting. 1891–98*), *HWSmyth* (*Oxford 1894*) zu liefern begonnen; keine ist bisher vollendet. Das inschriftliche Material ist in *HCollitz-FBechtels Sammlung der griech. Dialektinschriften, Götting. 1884–1905*) vereinigt. Eine Auswahl für Unterrichtszwecke hat früher *PCauer, Delectus inscriptionum graecarum propter dialectum memorabilium,* ² *Lpz. 1883,* neuerdings *FSolmsen, Inscriptiones graecae ad inlustrandas dialectos selectae,* ² *Lpz. 1905,* geliefert. Eine sehr brauchbare Übersicht über die Analyse der griechischen Dialekte gibt *CDBuck, The Interrelations of the Greek Dialects, Class. Phil. II (1907) 241 ff.*

Urbevölkerung Griechenlands. Daß vor den Hellenen eine andere, den Stämmen Kleinasiens verwandte Bevölkerung auf dem griechischen Festland und den Inseln des Ägäischen Meeres gesessen hat, läßt sich mit großer Wahrscheinlichkeit aus der älteren Schicht griechischer Ortsnamen schließen, die mit den kleinasiatischen eine auffallende Ähnlichkeit zeigen. Die in Kleinasien so verbreiteten Bildungen mit c und cc wie Ἁλικαρνᾶσσός, Λυρνησσός, Σαγαλασσός, Πεδνηλισσός, Μύλασα, Βάγασα, sind auch auf griechischer Seite ungemein häufig: Μυκαλησσός, Τερμησσός, Ὑμηττός, Βριληττός, Γαργηττός, Παρνᾶσός, Κηφισός, Ἰλισός, Παμισός usw., und den kleinasiatischen Bildungen mit -νδ- wie Ἄλινδα, Πίγινδα, Κάλυνδα entsprechen die griechischen mit -νθ- abgeleiteten Ortsnamen, Τίρυνς, Κόρινθος Σάμινθος, Ἀμάρυνθος, Λέβινθος, Πρεπέσινθος u. a. Auch in den radikalen Elementen weisen die Ortsnamen zu beiden Seiten des Ägäischen Meeres nicht wenige Übereinstimmungen auf, z. B. Μυκαλησσός in Boiotien und in Karien, hier neben Μυκάλη. Hierzu kommen die Zeugnisse Herodots (*I 171*) und Thukydides' (*I 4. 8*), die von einer ehemals karischen Bevölkerung der Kykladen berichten. Wirkliche Reste aber vorgriechischer Sprache liegen uns seit einiger Zeit in der Inschrift von Lemnos und drei Steinen von Praisos auf Kreta vor. Letztere Inschriften, die man gewiß mit Recht auf die Eteokreter, die Urbevölkerung Kretas, zurückführt, zeigen eine ungriechische Sprache, welche sich vorläufig nicht mit Sicherheit klassifizieren läßt. Das Idiom der lemnischen Inschrift weist beachtenswerte Anklänge an das Etruskische auf, und die Vermutung, daß wir es hier mit der Sprache der für Lemnos bezeugten Tyrrhener und mit einer dem Etruskischen verwandten Mundart zu tun haben, läßt sich nicht ohne weiteres von der Hand weisen. Im übrigen bleibt hier noch recht vieles problematisch. Die Sprache der Inschriften von Praisos zeigt

weder mit dem Lemnischen noch mit dem Lykischen, das wir von allen kleinasiatischen Idiomen verhältnismäßig am besten kennen, nähere Berührungen; ebensowenig das Etruskische, das hier in Betracht kommt, wenn es seine Heimat in Lydien hatte, mit dem Lykischen. Es ist fraglich, ob es sich hier nur um eine einzige dialektisch differenzierte Bevölkerung oder um verschiedene Völkerstämme handelt. Dadurch kompliziert sich die Frage nach der ethnologischen Stellung der vorgriechischen Urbevölkerung. Sollten sich einmal die zahlreichen in einem unbekannten Schriftsystem aufgezeichneten altkretischen Inschriften des 2. Jahrtausends v. Chr., die bei den neueren Ausgrabungen namentlich in Knosos zutage gekommen sind, entziffern und deuten lassen, so werden wir wohl auf diese Fragen eine zuverlässige Antwort erhalten.

Zur Frage der Urbevölkerung und der kleinasiatischen Ortsnamen vgl. *PKretschmer, Einleit. in die Geschichte d. griech. Sprache, 293 ff. 401 ff.* und *AFick, Vorgriech. Ortsnamen, Göttingen 1905.* – Die erste Inschrift von Praisos in archaischem Alphabet ist *Mus. Ital. II (1888) 673* veröffentlicht, die beiden anderen in ionischer Schrift von *RSConway, Annual of the Brit. School at Athens VIII (1901–2) 125. (X 1903–4) 115.* RSConway hält die Sprache für indogermanisch, was ich nach dem vorliegenden Material weder bestreiten noch zugeben mag. Auffällig ist der Reichtum an *r* (Z. 7 ιρερμη, 8 ξιρερφινς, 10 ριςραικαριφ): die dritte Inschrift weist bei ca. 125 Buchstaben 16 ρ auf, während z. B. im Anfang des Gortynischen Gesetzes auf ebensoviel Buchstaben nur 4 ρ kommen. Dies erinnert an den heutigen Dialekt des südkretischen Sphakia, wo λ vor dunklen Vokalen zu zerebralem *r* geworden und dadurch die Zahl der *r* sehr vermehrt ist; auf der zweiten Inschrift von Praisos kommt jedoch λ vor, und ein Zusammenhang der Erscheinungen ist wegen des zeitlichen und örtlichen Abstandes natürlich nicht wahrscheinlich. Wenn αρκ⟨ρκ⟩οκλες auf der ältesten Inschrift mit Dittographie von ρκ für Ἀρχοκλῆς steht, so handelt es sich hier natürlich um Entlehnung aus dem Griechischen, ebenso bei νομος auf dem zweiten Stein, wenn es = gr. νόμος ist. – Über die altlemnische Inschrift *s. unten S. 177.* – Auf die Frage nach der ethnologischen Stellung der autochthonen Bevölkerung Kleinasiens und speziell der Lykier ist hier nicht Raum einzugehen, ich verweise auf meinen Artikel *Die Sprachdenkmäler der Lykier, Allgem. Zeit., Beilage 1902 Nr. 137, 507 ff.* – Von den kretischen Inschriften in epichorischer Schrift steht eine englische Publikation bevor.

Ist den Hellenen eine autochthone Urbevölkerung vorhergegangen, so bildete ihr Zusammentreffen mit diesem Urvolk auf griechischem Boden den ersten Akt ihrer Geschichte. Ein gewisses Licht auf diese Vorgänge wirft zunächst die Tatsache, daß auch Städtenamen der historischen Zeit, nicht bloß Gebirgs- und Flußnamen jenen vorgriechischen Sprachcharakter zeigen, beispielsweise Κόρινθος, Τίρυνς, Ἄρνη, Κνωσός, Καρνηςσόπολις (später Lyktos). Hier sind also die Hellenen auf Ansiedlungen der Urbevölkerung gestoßen und haben sie sich annektiert. Greifbarer sind uns aber diese Vorgänge vor allem durch die archäologischen Funde geworden. Die Ausgrabungen Schliemanns und die daran sich anschließenden haben uns eine ins 2. Jahrtausend v. Chr. zurückreichende eigenartige und schon hochentwickelte Kultur kennen gelehrt, die wir nach ihrem Hauptfundort als mykenische zu bezeichnen pflegen. Die Streitfrage, wie weit diese Kultur, die durch ihre Eigenart und durch die Verarbeitung orientalischer Elemente sich über die primitive Kultur der europäischen Urzeit hoch erhebt, der Urbevölkerung und wie weit sie den Hellenen angehört, ist in ein neues Stadium getreten durch die Ausgrabungen auf Kreta, besonders in Knosos, Phaistos und Aja Triada. Sie lehren uns die überragende Stellung dieser Insel in der Urzeit kennen, in der sie das Zentrum der autochthonen oder, wie man sie jetzt vielfach nennt, ägäischen Kultur gebildet zu haben scheint. Aber auch hier fällt es schwer, die Grenze zwischen Vorgriechisch und Griechisch zu ziehen, und die Meinungen hierüber gehen jeden-

falls vorläufig noch weit auseinander. Wir müssen mit der Möglichkeit rechnen, daß die ersten hellenischen Einwanderer die hochentwickelte autochthone Kultur, die sie vorfanden, übernahmen und mit der Urbevölkerung derart verschmolzen, daß eine ethnologische Scheidung nicht überall möglich ist. In der Sprache siegten durchaus die hellenischen Einwanderer.

WDörpfeld, AthMitt. XXX (1905) 257ff. schreibt die älteren Paläste von Knosos, Phaistos und Aja Triada den 'Karern', die jüngeren den 'Achäern' zu und erkennt in der Zerstörung der älteren Paläste das Merkmal des Bevölkerungswechsels. Gegen *DMackenzie, Annual of the Brit. School XI (1904/05) 181ff. XII (1905/06) 216ff.*, der in der architektonischen Entwicklung der altkretischen Kultur keinen Riß anerkennt und letztere in ihrem ganzen Verlauf auf die 'mediterrane' Rasse zurückführt, verteidigt *WDörpfeld*, seine Ansichten *AthMitt. XXXII (1907) 576ff.* (S. jetzt die Zusammenfassung bei *EMeyer, I 2³, 268ff.*). Beide rechnen noch nicht mit der Möglichkeit einer vorachäischen griechischen Schicht pelasgisch-ionischen Stammes.

Die ionische Dialektgruppe

Als älteste griechische Bevölkerung treten uns, wie wir sahen, im Peloponnes und in Mittelgriechenland Ionier und Achäer entgegen. Die Dialekte dieser beiden Volksstämme stehen nebeneinander wie andererseits 'Achäisch' und Westgriechisch. Zwar haben Ionisch und Achäisch Merkmale gemein, die dem Westgriechischen fehlen: die Assibilation von -τι zu -ϲι auch im Wortauslaut (ion.-achä. δίδωϲι, φέροντι φέρουϲι = westgriech. δίδωτι, φέροντι), den Ersatz von τοί, ταί durch οἱ, αἱ — dafür gibt es aber auch zwischen Achäisch und Westgriechisch Übereinstimmungen, an denen das Ionische nicht teilnimmt: αἰ = ion. εἰ, achä. κε, westgr. κα = ion. ἄν, die Apokope der Präpositionen, ξ im Aorist, wo das Ionische ϲ hat (ark. παρετάξωνϲι, hom. ἐνάριξα u. a.). — Hätten nun von jeher Ionier und Achäer nebeneinander im südlichen Hellas gesessen, so müßten wir erwarten, daß auch die Kykladen und die lydisch-karische Küste von beiden Volksstämmen gemeinsam besiedelt worden wären. In Wirklichkeit sind sie aber nur von den Ioniern okkupiert, und einen achäischen Dialekt finden wir im Osten erst auf dem fernen Cypern, außerdem Reste derselben Mundart auf Kreta und sehr spärliche auf einigen südlichen kleinen Inseln. Da uns aber die ehemalige Existenz der Ionier für ganz verschiedene Teile des Festlandes mehr oder weniger sicher bezeugt wird, von Attika abgesehen für Boiotien, Achaia, die Kynuria, den Nordosten und den Westen (Pylos) des Peloponneses, so muß die Frage aufgeworfen werden, ob nicht die Ionier, oder richtiger die Bevölkerung, aus der die Ionier der Kykladen und Kleinasiens hervorgegangen sind, einmal den ganzen Süden des Festlandes inne hatten, hier die älteste griechische Schicht und überhaupt die ersten griechischen Einwanderer darstellen und die Achäer ihnen von Norden her gefolgt sind und sie außer in Attika überall entweder verdrängt haben oder mit ihnen verschmolzen sind. Sollte diese Annahme zutreffen, so haben wir, wenigstens in manchen Gegenden, eine vierfache Schichtung anzunehmen: 1. Nichtindogermanische Urbevölkerung. 2. Ionier. 3. Achäer. 4. Westgriechen. Keinesfalls ist eine so vielfache Überschichtung an sich unwahrscheinlich, sie hat nicht wenige historische Parallelen.

Überliefert ist die Schichtung Ionier—Achäer direkt für Achaia, und eine dritte darüberliegende westgriechische Schicht ergibt sich aus den Inschriften dieser Landschaft. Für Boiotien sind Ionier durch die Tradition, Achäer und Westgriechen durch den Dialekt bezeugt. Für die Annahme einer ältesten urionischen Schicht lassen sich aber auch dialektgeschichtliche Gründe geltend machen. Die Arkader, die nach *Strabon VIII 333* von der Dorisierung wenig betroffen wurden und des-

halb Αἰολιστὶ διελέχθησαν, haben den Inschriften zufolge allerdings einen Dialekt gesprochen, der mit dem Aiolischen mehrere Merkmale gemein hat: ἀπύ, Ποσοιδάν, ὐν aus ὀν = ἀνά, δέκοτος, Flexion der Contracta als Verba auf -μι. Aber daneben weist dieser Dialekt nichtaiolische mit dem Ionischen übereinstimmende Merkmale auf: das Aiolische bildet den Dat. Pl. der konsonantischen Stämme auf -εσσι (χρημάτεσσι), das Arkadische wie das Ionische: χρήμασι, ebenso das Kyprische: παισί. Andererseits beweisen el. φυγάδεσσι und die Dative auf -εσσι in den Kolonien Korinths, daß diese Bildung auch dem peloponnesischen 'Achäisch' eigentümlich war, ark. χρήμασι usw. also unachäisch ist. Der aiol. Partikel κε entspricht ion. ἄν: im Arkadischen wird ἄν, in Mantineia nach εἰ κ' neben ἄν, auf Cypern κε gebraucht. Der Infinitiv der Verba auf -μι geht in Arkadien wie im Ionischen auf -ναι (ῆναι) aus, nicht wie im Aiolischen auf -μεναι (ἔμμεναι) oder wie im Dorischen auf -μεν (ῆμεν). Für aiol.-westgr. αἰ brauchen die Arkader gleich den Ioniern εἰ usw.

In Korinth und seiner Kolonie Korkyra sowie in Sikyon wird ο durch Kontraktions- oder Ersatzdehnung zu ου gelängt wie im Ionischen, nicht zu ω wie im Westgriechischen, Aiolischen und Arkadischen, d. h. ο war in ersteren Dialekten geschlossenes, in letzteren offenes ο. Die Schreibung ΟΥ für diese Dehnung ist in Korinth und Sikyon viel früher Regel als in Attika oder irgend einer anderen Gegend, sie geht schon auf den ältesten Inschriften durch: kor. Ϝωνόου *IG. IV 357.* Διοδώρου *355.* korkyr. δάμου usw. (*IGA. 340. 342. 344*), sikyon. Μοῦσος *IG. IV 425* (dor. μῶσα). Ist dies ein urionisches Element, so liegen auch in Korinth drei griechische Schichten übereinander, denn Aioler sind durch die Dative auf -εσσι in den korinthischen Kolonien und die Thukydidesstelle *IV 42* (Δωριῆς τὸ πάλαι ἱδρυνθέντες τοῖς ἐν τῇ πόλει Κορινθίοις ἐπολέμουν οὖσιν Αἰολεῦσι) bezeugt; korinthische Dorismen sind z. B. Ποτειδάν, ἵκομες *IG. IV 329.* – Der Fortgang der Forschung muß lehren, ob sich diese Annahme einer ältesten den Ioniern verwandten Bevölkerungsschicht auch sonst bewährt.

Die Annahme einer ältesten urionischen Bevölkerung habe ich *Glotta I (1907) 9ff.* näher begründet. Weitere Dialektanalysen werden ergeben, ob noch sonst Reste des Ionischen auf dem Festlande zu erkennen sind. Vielleicht ist boi. λάδδουσθη = λάζυσθαι ein Ionismus: λάζυμαι bei Hippokrates und im Attischen (*Aristoph. Lys. 209*); vgl. *LSadée, Boeot. Dial. 59. HJacobsohn, Phil. LXVII (1908) 348, 32.* – Die Pelasgerfrage lasse ich hier bei Seite. – Die Bildung des Fut. und Aor. von Dentalstämmen mit ξ ist dialektgeschichtlich noch nicht ganz geklärt. *CDBuck, Class. Phil. II (1907) 251,* hat beobachtet, daß in der Argolis ξ gemieden wird, wenn ein Guttural vorhergeht (also durch eine Art Dissimilation): ἐδίκασαν, Ϝεργάσ(σ)ατο, κατεσκεύασαν, ἀνσχίσαι, aber ἐναρμόξαι, προσεφάνιξε, ἐγκατοπτρίξασθαι u. a. Dasselbe scheint vorher schon Blaß bei *RKühner, Gramm. I,² Hannover 1890, 158* erkannt zu haben, der auf kalymn. δικασσέω neben ψαφίξηται hinweist. Ferner hat das Arkadisch-Kyprische nach derselben Regel ξ und σ verteilt: in Mantineia δικασά[μ]εν neben ποινίξασθαι, weiter παρετάξω, aber κατεσκεύϜασε. Bei Homer begegnet neben häufigem σσ ξ auch nur in Fällen, wo kein Guttural vorhergeht: ἐνάριξα, κτερεΐξω, μερμήριξα, πτολεμίξω u. a., bei Hesiod φημίξωσι. Daraus scheint sich zu ergeben, daß diese Regel 'achäisch' war, während das Westgriechische ξ auch nach Guttural (kret. δικάξασθαι ὁρκιξάτω, messen. ὁρκιξάτω, herakl. ἐργαξόνται, delph. ὁρκιξέω, korkyr. ἀπολογίξασθαι) hatte. – ου = dor. ω auch in der Argolis auf den Inschriften in ionischem Alphabet (außer der jüngeren aus Hermione *IG. IV 729*).

Nach ihrer Ausbreitung über die Kykladen und die lydische und karische Küste haben die Ionier neue dialektische Merkmale ausgebildet, die gern als Hauptcharakteristika des ionischen Dialektes angesehen werden, aber gerade nicht zu den ältesten gehören. Es sind dies der Wandel von $\bar{a}$ in η und der etwas jüngere Schwund von Ϝ. Ersterer scheint von den kleinasiatischen Ioniern ausgegangen zu sein; auf den Inseln wird noch in historischer Zeit das aus $\bar{a}$ entstandene $\bar{e}$ vom

alten *ē* unterschieden, und in Attika ist der Zusammenfall mit η durch vorhergehendes ρ, ι, ε, υ verhindert worden. Wie alt die in der ganzen ionisch-attischen Dialektgruppe vertretene Ausbreitung des ν ἐφελκυστικόν ist, wissen wir nicht. — Daß auf dem ausgedehnten Dialektgebiet von der karischen bis zur attischen Küste sich noch wieder lokal beschränkte mundartliche Idiotismen entwickelten, ist natürlich. Am stärksten unterscheidet sich das Attische von den ionischen Dialekten, z. B. (abgesehen von dem schon erwähnten ᾱ nach ρ und hellen Vokalen) durch die Vokalkontraktion, durch das vermutlich aus Boiotien eingedrungene ττ für cc, das aber auch auf Euboia (Eretria und Styra) übergegriffen hat, durch den von den o-Stämmen entlehnten Genitiv πολίτου = ion. πολίτεω, Einzelheiten wie ὦν = ion. ἐών, ξύν = σύν u. a. Unter den Inseln hat namentlich die größte, Euboia, ihre Besonderheiten wie den Infinitiv εἶν für εἶναι und den eretrisch-oropischen Rhotazismus. Für die asiatische Ias ist besonders der Verlust des *h*, die sogen. Psilosis, charakteristisch, die sich aber auch auf den aiolischen Dialekt erstreckt.

Über die dialektische Differenzierung des Ionischen s. *FBechtel, Die Inschriften des ion. Dialekts, AbhGG. 1887* und *GDI. III 2, 5. Heft, Vorwort.* Über das Attische *KMeisterhans, Gramm. der att. Inschriften*[3] *(besorgt von ESchwyzer), Berl. 1900. PKretschmer, Die griech. Vaseninschriften ihrer Sprache nach untersucht, Gütersloh 1894, 73 ff.*

Die 'achäische' oder aiolische Dialektgruppe.

Die Sprache der zweiten großen Stammgruppe, zu der wir uns jetzt wenden, liegt am reinsten vor im Aiolischen, der Mundart der vor der Invasion der Thessaler aus Thessalien nach Lesbos und der gegenüberliegenden asiatischen Küste ausgewanderten 'Achäer', die ihres südlichen Zweiges im Arkadischen, das von der Dorisierung verschont blieb, und im Kyprischen, dem Dialekt der aus dem Peloponnes vor der dorischen Wanderung nach Cypern übersiedelten Achäer. Daß der arkadisch-kyprische Dialekt zwar der Dorisierung entgangen ist, aber den Einfluß der urionischen Bevölkerung erfahren hatte, kam bereits zur Sprache. Gemeinsam sind beiden Zweigen des 'Achäischen' hauptsächlich folgende spezifische Merkmale: ein o für ion.-westgr. α unter gewissen noch nicht genau festgestellten Bedingungen, namentlich vor oder nach ρ: lesb. στρότος, βρόχυς, ark. ἐφθορκώς, wenn genau = att. ἐφθαρκώς, Στορπάου (*Eph.arch. 1906 Sp. 64*) = Ἀστραπαίου, paph. κόρζα = καρδία, στροπά (*Hesych.* στροπή, vgl. auch στροπά), doch α gerade im Stammnamen Ἀρκάδες; dann wo ein Nasal im Spiele ist: lesb.-ark. δέκοτος, ark. δυώδεκο, lesb. ἔνοτος, ark. ἑκοτόν, ferner ὀν, ark. kypr. ὐν aus ὀν = ion. ἀνά. οι im Namen des Poseidon, aiol. Ποτοίδαν (*Glotta I [1907] 351*), ark. Ποσοιδᾶνος (lak. Ποhοίδαια). Weiter κρέτος, θέρσος = κράτος, θάρσος. Auslautendes *-u* statt *-o* in lesb. ark. kypr. ἀπύ = ἀπό. Endlich die Flexion der Verba contracta als Verba auf -μι: lesb. κάλημι, ark. ἀδικέντα, ἀδικήμενος. Hierzu gesellen sich lexikalische Übereinstimmungen wie thess. und kypr. δαύχνα (*RMeister, Ber.Sächs.Ges. 1908, 3*), κασίγνητος als epischer Aiolismus und in Cypern, thess. κατίγνητος (*Larisa IG. IX 2, 894*).

Ein wichtiges Merkmal des nördlichen Zweiges, die Vertretung der *qu*-Laute vor *e*-Vokal durch Labiale gegenüber ion. westgr. Dentalen, ist im südlichen Zweig auffallend spärlich vertreten, nämlich nur in kypr. πείσει = τείσει (vgl. thess. ἀππεῖσαι) — aiol. πέσυρες = τέσσαρες, βέλφις = δελφίς.

Die Frage, von wo dieser Volksstamm gekommen, wo er seine dialektischen Eigentümlichkeiten ausgebildet hat, läßt sich natürlich schwer beantworten. Ein ge-

wisses Licht wirft vielleicht auf seine Ursprünge, wenigstens die seines nördlichen Zweiges, die Beobachtung, daß er sprachlich Berührungen mit den Nachbarvölkern zeigt, die die anderen griechischen Dialekte nicht teilen. Dazu gehört das Patronymikon auf -ιος, ein die Zugehörigkeit zum Vater bezeichnendes Adjektiv: aiol. Νικίαιος, Sohn des Nikias, als Aiolismus im homerischen Epos Τελαμώνιος Αἴας, Ποιάντιος υἱός, thess. Τιμογένειος, Sohn des Timogenes, boi. Μενάνδριος, Sohn des Menander. Während die Ionier den Vatersnamen in den Genitiv setzen (Σωκράτης Σωφρονίσκου), finden wir die aiolische Weise bei den Messapiern, einem von der Balkanhalbinsel nach Unteritalien ausgewanderten illyrischen Stamm, in den italischen Sprachen und im Gallischen wieder. Der lateinische Gentilname ist aus einem solchen Patronymikon hervorgegangen (*Tullius*, eig. Sohn des Tullus). Freilich darf nicht übersehen werden, daß die Verwendung des possessiven Adjektivs für den Genitiv eine altertümliche Erscheinung ist, die auch dem Ionischen nicht ganz fremd ist. Weiter kehrt die Verdoppelung von Konsonanten vor konsonantischem ι, wie sie dem Aiolisch-Thessalischen eignet (thess. κύρρον aus κύριον, πόλλιος aus πόλιος, aiol. μέτερρος aus *μέτεριος = μέτριος), im Messapischen und Oskischen wieder. Der ion. Lautgruppe αρ entspricht im Achäischen wie im Makedonischen (Κόραννος = Κάρανος) und Italischen *or*: att. καρδία – kypr. κόρζα (überliefert κορζία), lat. *cor*. Soweit diese Übereinstimmungen nicht spontan sind, ist zu erwägen, ob sie nicht in eine frühe Epoche zurückreichen und sich daraus erklären, daß die aiolischen Stämme entweder einmal jenen westlichen Nachbarvölkern geographisch näher waren oder mit ihnen länger in einem (wenn auch vielleicht nur mittelbaren) Konex gestanden haben als die ionischen Stämme.

Deutlich erkennbar sind uns die ‘Achäer’ jedoch erst in der Zeit, wo sie die herrschende Bevölkerung des griechischen Festlandes bilden, als die sie das homerische Epos schildert. Daß sie sich im wesentlichen von Norden nach Süden, von Thessalien über Mittelhellas nach dem Peloponnes ausgebreitet haben, ist ein Schluß, den wir wohl aus der sonstigen Richtung der griechischen Einwanderung ziehen dürfen. In Thessalien haben sie offenbar am frühesten Fuß gefaßt. Mit der pelasgischen Bevölkerung, die sie dort vorfanden, erscheinen sie in historischer Zeit schon untrennbar verschmolzen, während das Epos ‘Pelasger’ und ‘Achäer oder Hellenen’ noch trennt. Wohl schon vor ihrer Ausbreitung nach dem Peloponnes haben sich die Achäer von Nord- und Mittelhellas aus nach Osten über das Ägäische Meer ausgebreitet. Das schließt nicht aus, daß auch noch vom Peloponnes aus neue Scharen der ersten Auswanderung gefolgt sind, worauf gewisse sagenhafte Traditionen von den Ahnherren aiolischer, sich von Orestes, dem Sohne Agamemnons, ableitender Familien, ‘Penthilos’ in Mytilene, ‘Kleuas’ und ‘Malaos’ in Kyme zu weisen scheinen. Die Sage vom Kampf um Ilios ist der mythische Reflex eines ersten Vorstoßes achäischer Stämme gegen die Troas. Spätere Züge haben zu einer dauernden Besetzung der Insel Lesbos sowie des nördlichen Teiles der kleinasiatischen Küste bis Smyrna geführt. Der Bevölkerung dieses gesamten Gebietes wurde der Name Αἰολεῖς beigelegt, vermutlich nach einem unter ihr vertretenen einzelnen Stamme, der später verschollen war.

Zu den Hauptmerkmalen des aiolischen Dialekts gehört die Barytonese, die Zurückziehung des Akzents, soweit sie nach dem Dreisilbengesetz möglich war, in allen Wörtern außer Präpositionen und Konjunktionen: πόταμος, σόφος, βασίλευς. Obwohl sie nur für den aiolischen, d. h. lesbischen Dialekt bezeugt ist, also wohl nicht weit verbreitet war, kann sie nicht ganz jung sein. Denn aus aiol. ἔδοντες =

att. ὀδόντες (aus *ἐδόντες) folgt, daß sie älter als die Assimilation von unbetontem ε an ó ist, und das Nebeneinander von ὀβολός : ὀβελίσκος ἡμιωδέλιον macht es weiter wahrscheinlich, daß die Assimilation wieder älter ist als die Spaltung der *qu*-Laute im Ionischen und Westgriechischen in Labiale (vor *o*) und Dentale (vor *e*). Weitere im Merkmale des Aiolischen außer den schon früher genannten sind die Geminaten (στέλλαι = att. στεῖλαι, σελάννα = σελήνη, ἔμμι = εἰμί, μῆννος = μηνός), die Entstehung oder Bewahrung eines *u*-Diphthongen vor Vokal (αὔως = dor. ἀώς, ναῦος = νᾱός, εὔαδον = ἔαδον), die Entwicklung von ι vor νς (μοῖσα, στροτάγοις = att. στρατηγούς aus στρατᾱγόνς, ἔχοισι aus ἔχονσι), der Wandel von ρι in ρε (Δαμόκρετος), der Dat. Pl. der konsonantischen, *i*- und *u*-Stämme auf -εσσι (ἀγώνεσσι, πολίεσσι), der Infinitiv auf -μεναι (δόμεναι), die Flexion des Part. Perf. Akt. als Part. Praes. (πεπρεσβεύκων, fem. τετόκοισα).

Im Mutterlande, wo die 'Achäer' fast durchweg der Invasion der westgriechischen Stämme unterlegen sind, hat sich der achäische Dialekt mit dem der Einwanderer in verschiedenem Maße vermischt. In Thessalien blieb er im Osten, in der späteren Tetrarchie Pelasgiotis, reiner erhalten, als im Westen, in der Thessaliotis; die Einwanderung der Thessaler aus Epirus hat offenbar je weiter nach Osten um so mehr an Stärke abgenommen. Darauf beruhen die Dialektunterschiede, wie sie uns in den Urkunden von Larisa, Phalanna, Gyrton, Krannon, Pherai einerseits und Pharsalos, Kierion, Thetonion andererseits entgegentreten.

Vgl. namentlich *FSolmsen, RhMus. LVIII (1903) 598ff.*

Seit der Trennung der asiatischen Aioler vom Mutterlande, deren Wirkungen sich auch in der Geschichte der Schrift zeigen (+ in Thessalien = ξ, in der Aiolis = χ, Ψ dort = χ, hier = ψ), haben sich auf thessalischem Boden auch manche Neuerungen eingestellt. So der Gen. Sg. der o-Stämme auf -οι statt -οιο seit dem 3. Jahrh. in der Pelasgiotis und Perrhaibia z. B. Μενεδάμοι = Μενεδάμοιο (auf den aiol. Inschriften kontrahiert -ω), älter noch Φιλάγροιο, Παυ[σου]νείοιο u. a., die merkwürdige 3. Plur. des Imperf. und Aor. Akt. auf -οεν und -αεν, αιν: ἐνεφανίσσοεν = ἐνεφάνιζον, ὀνεθείκαεν ἀνεθείκαιν = ἀνέθηκαν u. a.

Während sich der 'achäische' Dialekt im nördlichen Griechenland ziemlich rein erhalten hat, ist er in den mittelgriechischen Landschaften bis auf geringe Reste der westgriechischen Invasion erlegen. Das gilt schon von der Phthiotis, gerade dem Stammlande der echten Achäer: hier ist vorläufig das adjektivische Patronymikon der einzige Rest des achäischen Dialekts, auch der noch unsicher. — In Mittelhellas sind die Achäer östlich nur bis zur boiotisch-attischen Grenze vorgedrungen. Boiotien hat von den mittelgriechischen Landschaften noch die zahlreichsten aiolischen Dialektelemente bewahrt, z. B. den Labial für den *qu*-Laut (Πειλεξενίς = Τηλεξενίς, πέτταρες = τέτταρες, Βελφοί = Δελφοί), ρο für ρα (στροτός, Ἐροτίων, Βρόχυλλος), die Flexion des Part. Perf. Akt. wie ein Part. Praes. (καταβεβάων = καταβεβηκώς u. a.), die adjektivischen Patronymika (Ξενώνιος). Sehr viel spärlicher sind die Spuren aiolischer Mundart dagegen weiter westlich. Dazu zu rechnen ist in Phokis das von Personennamen abgeleitete Adjektiv auf -ιος: Χαρμαδαία von Χαρμάδας (*IG. IX 1, 185*, vgl. thess. Πολυξεναία στάλλα), das auch boiotische δίδημι für δέω, das Plusquamperfektum auf -εον (delph. ἐφεστάκεον, vgl. hom. ἐγεγώνεον), sowie der ebenfalls Phokis mit Boiotien gemeinsame Gebrauch von ἐπί mit dem Namen des Toten auf Grabschriften (vereinzelt auch bei den östlichen Lokrern, *IG. IV 307*), der in der asiatischen Aiolis wiederkehrt, wahrscheinlich auch der Dat. Plur. aller konsonantischen Stämme auf -εσσι (lokr. χρημάτεσσι, delph.

caμάτecci, ἱερομναμόνecci). Noch weiter westlich, in Aitolien und Akarnanien, fehlen überhaupt alle sicheren Spuren aiolischer Mundart. Nur die Nachricht bei Thukydides *III 102*, daß die Gegend von Kalydon und Pleuron Αἰολίc geheißen habe, deutet auf frühere aiolische Bevölkerung in Aitolien.

Außer dem älteren Versuch, die griech. Dialekte zu analysieren, von *OHoffmann, De mixtis graecae linguae dialectis, Gött. 1888*, s. *LSadée, De Boeotiae titulorum dialecto, Halle 1903. FSolmsen, KZ. XXXIX (1906) 213ff.; RhMus. LIX (1904) 481ff.*

Die südlichen achäischen Stämme, die sich über den Peloponnes ausbreiteten, scheinen sich von ihren nördlicher wohnenden Brüdern dialektisch wenig unterschieden zu haben. Die Differenzen zwischen peloponnesischem Achäisch und Aiolisch, die wir antreffen, können meist sekundär entstanden sein, so — abgesehen von den früher auf eine vorachäische Schicht zurückgeführten Merkmalen — die Verdumpfung von auslautendem *-o* in *-u* (ark. ἄλλυ, kypr. τένοιτυ, ark. kypr. -αυ aus -ᾱο im Gen. Sg.), die Endung -τοι im Medium (Analogiebildung nach -το: ark. τένητοι, τέτακτοι). Daher bezeichnet denn auch Strabon (*VIII 333*) die ehemalige Bevölkerung des Peloponnes und ihren Dialekt direkt als aiolisch. Er berichtet dann weiter, daß mit der alten aiolischen Bevölkerung die einwandernden Dorier verschmolzen, daß ebenso die Dialekte der beiden Volksstämme sich vermischten und daher im Peloponnes die einen mehr, die anderen weniger aiolisch sprechen; nur die Arkader und Eleer hätten einen rein aiolischen Dialekt, jene, weil ihr Gebirgsland von den Doriern nicht okkupiert wurde, diese, weil sie mit Rücksicht auf den Kult des Zeus von Olympia geschont wurden. Mit Strabons Angaben stimmt der Befund, den die Dialektinschriften ergeben haben, im wesentlichen überein. Der arkadische Dialekt zeigt in der Tat, soweit nicht der 'ionische' Untergrund durchschimmert, 'aiolischen' Charakter. In Elis dagegen sind im Widerspruch mit Strabon auffallend wenig Aiolismen zu konstatieren: der sicherste ist der Dativ Pl. φυγάδecci auf der Szantoschen Bronze (*Z. 10*). Weiter das Einlenken der Kontrakta in die μι-Flexion, das sich in δαμοcιῶμεν auf derselben Inschrift *Z. 3* bekundet. Das ζ von ἡμιολίζοι (*GDI. 1151, 8*) ist wenigstens ein sicher undorisches Element.

Vgl. sonst *FBlaß, GDI. I 313. RMeister Gr. Dial., Göttingen 1889, II 11ff. OHoffmann, Gr. Dial. I 5f. zu GDI. 1151.*

In den übrigen Randlandschaften des Peloponnes ist eine reinliche Analyse der Dialekte in achäische und dorische Bestandteile noch nicht gelungen, teils weil das uns zu Gebote stehende Material noch zu dürftig ist, teils weil die Scheidung des Dorischen vom Achäischen an sich Schwierigkeiten macht. In Messenien, wo uns alte Urkunden fast ganz fehlen, kann θέρcoc (dorisch ist θάρcoc) in Δαμοθέρcης (*GDI. 4677. 4679* in Thuria), das in Thessalien wiederkehrt (*GDI. 345, 85*), mit der Eigennamen gegenüber gebotenen Vorsicht als 'achäisches' Element angesprochen werden, nicht jedoch ἔρcην 'männlich' (*GDI. 4650* = att. ἄρρην), das zwar aiolisch ist, aber auch in Elis (*ArchJahresh. I 198*), Gortyn, Epidauros, Kos und bei Herodot (aber thas. ἄρcην) auftritt. Das Zahlwort ἰόc auf der großen Mysterieninschrift von Andania (von *RMeister, GDI. 4689, 126* gelesen) 'einer' gehört bekanntlich auch dem Epos an und bildet das Maskulinum zu dem lesb. thess. homer. ἴα, dürfte also in Messenien achäischer Herkunft sein.

In der Nachbarlandschaft Lakonien liegt ein sicherer achäischer Rest in dem Gottesnamen Ποhοιδάν vor, der zu dem ark. Ποcοιδάν, äol. Ποτοίδαν stimmt (dor. Ποτειδάν), und zwar sowohl in dem auf die Achäer beschränkten οι wie in dem zu *h* gewordenen c aus τ. Die begreifliche Erscheinung, daß sich im Kult die alte

Form des Namens erhielt, wiederholt sich in dem Namen der Charite Φαέννα, die mit der Κλήτα auf dem Wege von Sparta nach Amyklai am Tiasaflusse ein Heiligtum hatte (*Paus. III 18, 4. IX 35, 1*), wenn diese Form nicht etwa aus der Chorlyrik stammt (vgl. Alkmans κληννά cod. κλεννά). Daß ihr Name dialektisch ΦαFέννα lautete, ergibt sich aus dem Namen des Hieromnemon der Lakedämonier Φάβεννος auf der delphischen Urkunde *GDI. 2513, 7*: φαFεννός aus *φαFεcνός zeigt die aiolisch-thessalische Behandlung der Lautgruppe cv, für die wir aus dem Südachäischen sonst noch kein Beispiel besitzen. Aus dem Achäischen stammt ferner die Apokope von κατά vor allen Konsonanten (nicht nur vor Dentalen) und von περί: Καππώτας, Καβάτας Beinamen des Zeus, Περκλῆς (*Annual of the Brit. School X [1903/04] 168*), Περφίλα u. a. Achäisch θέρcος erscheint wieder in einem Eigennamen Θέρcανδρος (lakon. Flötenspieler *Xenoph. Hell. IV 8, 18* und in der lakon. Genealogie *Paus. III 16, 6*). In anderen Fällen macht die Entscheidung der Frage, ob achäisch oder dorisch, größere Schwierigkeit. Das gilt beispielsweise von dem Wandel des sekundären intervokalischen c zu *h*, der nicht nur in Lakonien, sondern auch im Nachbarland Argolis schon frühzeitig und in weitem Umfange auftritt, z. B. lak. νικά*h*ας = νικάcας, Ἐλευhύνια = Ἐλευcύνια, Αἰνηhίας = Αἰνηcίας, Παhιφᾶι = Παcιφᾷ, προβειπάhας = προFειπάcας, arg. ἐποίFηhε = ἐποίFηcε, Φραhιαρίδας = Φραcιαρίδας, δαμόῖοι = δαμόcιοι, Θράύλλος = Θράcυλλος. Das Merkwürdige ist nun, daß das c in denselben Fällen vielfach auch erhalten ist: so steht auf demselben argivischen Stein Λυcίμαχος, Ἀγόραιcος neben Hαγηhικ[ράτης]. In den lakonischen Kolonien Tarent und Herakleia ist das sekundäre c durchweg bewahrt. Für ‘achäischen’ Ursprung der Erscheinung spricht ihr gleichartiges Vorkommen auch im kyprischen Dialekt, z. B. φρονέωϊ = φρονέωcι (daneben viele erhaltene -c-), auch im Auslaut: Ἐχέδαμο ὸ = Ἐχέδαμος ὁ wie lak. Διὸ hικέτα aus Διὸc ἱκέτα. Da sie hingegen im Arkadischen wie im Thessalischen und Aiolischen fehlt, so läßt sich der Sachverhalt daraus erklären, daß der Wandel von -c- in -*h*- auf den altachäischen Dialekt des östlichen und südöstlichen Peloponnes beschränkt war und die kyprischen Griechen, die ja nicht direkt aus dem Binnenlande, sondern von der Küste des Peloponnes aus nach Cypern kamen, ihn von dort aus mitgebracht haben. Auf der anderen Seite sind für dorische Herkunft dieses *h* Δράιππος = Δράcιππος und Πείανδρος = Πείcανδρος auf einer epirotischen Inschrift (*GDI. 1351*) geltend gemacht worden, zwei Belege jedoch, die den kyprischen nicht die Wage halten. In Elis, wo die „Verhauchung“ nur vereinzelt und spät auftritt (ἀδεαλτώhαι, ποιήαccαι), ist sie vielleicht, wie man angenommen hat, aus Lakonien importiert. Schließlich kann man aber auch die Möglichkeit nicht ganz ausschließen, daß die schon prähistorische Verhauchung von c sich in jüngerer Zeit in verschiedenen Gegenden (nach dem *EtM. 391, 15* noch in Pamphylien, Eretria und Oropos) spontan wiederholt hat. Dies Beispiel mag zeigen, wieviel Schwierigkeiten die Zuteilung einer dialektischen Erscheinung an eine der Dialektgruppen zuweilen macht.

Gehen wir weiter nach Nordosten, so springt uns in ὑπιcθοθόμος = ὀπιcθοδόμος auf einer Stele von Aigina (*IG. IV 1588, 9*) anscheinend ein Aiolismus entgegen (aiol. ὔπιcθα), aber da die Urkunde in attischem Dialekt abgefaßt ist, könnte die Form für den aiginetischen Dialekt nur in Anspruch genommen werden, wenn sie von einem einheimischen Steinmetzen herrührte. Von θέρcος in Personennamen (Θέρcανδρος, Θερcίδαμος, Θερcίων, Φιλοθέρcης in der Argolis, Θέρcις in Aigina *IG. IV 179*, Θερcίνους in Sikyon *GDI. 2563. 2564. 2566*) sowie von epidaur. ἔρcην gilt das früher Bemerkte. Wenn sich Αἰcχλαβιός, Αἰcκλαπιός in derselben Gegend (*IG. IV*

356. 1202) findet, so kann dieser Aiolismus, die Entwicklung eines ι nach α vor c + Konsonant (vgl. aiol. εἴκοιστος, boi. αἴστεα = ἄστεα *BCH. XXIV [1900] 70*), mit dem Kult des thessalischen Gottes nach dem Peloponnes gelangt sein. Das wichtigste vordorische, möglicherweise schon vorachäische Element im nordöstlichen Peloponnes ist aber ζ für dor. δδ, das in der ganzen Argolis und in Korinth herrscht: δικάζοιτο schon auf der alten Bronze aus Argos 554, Ζεύς auf altkorinthischen Tontäfelchen 263. 264, und die Stadt Τροζάν trägt das ζ von jeher im Namen.

RMeister (*Dorer und Achäer I, Lpz. 1904*) hat eine Scheidung der achäischen und dorischen Elemente in Lakonien und Argolis versucht, versteht aber unter den Achäern nicht einen aiolischen Stamm, sondern einen mit den Doriern verwandten, dessen Dialekt im nordpeloponnesischen Achaia fortlebe. Die Voraussetzung, von der er ausgeht, daß der politische Gegensatz der Spartiaten und Periöken in Lakonien den alten ethnologischen Unterschied von Doriern und Achäern darstelle, wird von Historikern (*BNiese, HistZ. N. F. XXVI [1889] 75ff. EMeyer II 272ff.*) als der Überlieferung widersprechend bestritten. Andere Einwände bei *AThumb, NJahrb. XV (1905) I 385ff. RSchwyzer Idg. Anz. XVIII (1905/6), 46.*

Die nördlichste Landschaft des Peloponnes, Achaia, führte nach den Alten ihren Namen von den Achäern, die von den Doriern aus Argos vertrieben sich hierher flüchteten. Den alten Dialekt dieses Küstenlandes sowie seiner Kolonien auf den Ionischen Inseln und in Unteritalien kennen wir fast gar nicht, denn die bisher gefundenen Inschriften sind fast alle ziemlich jung und die älteren wieder zu kurz. Die Mundart, die uns hier entgegentritt, ist ein abgeschliffener Dorismus mit nordwestgriechischer Färbung: 3. Pl. ἄγοντι, πρᾶτος, τῆνος, πόκ' (Ithaka *GDI. 1671*), Καρύνεια = Κερύνεια, Φαραί = Φεραί, καθιστᾶι (*GDI. 1644, 32*, vgl. delph. ἀποκαθιστάοντες), mask. Εὐσοίδα (Kephallenia), τοί (Ithaka *GDI. 1669*). Man hat deshalb die Frage aufgeworfen — die RMeister sogar bejaht —, ob die Achäer nicht statt eines aiolischen, vielmehr ein nordwestgriechischer, also den Doriern verwandter Volksstamm gewesen sind, der vor den Doriern die Herrschaft über den Peloponnes in Händen hatte. Diese Annahme hat jedoch das Bedenken gegen sich, daß dann das aiolisch-ionische Epos eine Nation feiern würde, die weder aiolisch noch ionisch war, und daß der dorischen Wanderung eine Dorisierung oder wenigstens seine Unterwerfung unter einen den Doriern eng verwandten Stamm schon lange vorhergegangen wäre. Da aber auch die sagenhafte Tradition Aitoler, also Nordwestgriechen mit den Doriern nach dem Peloponnes kommen läßt, so haben wir kaum Ursache, den westgriechischen Dialekt von Achaia anders zu erklären als in den übrigen Landschaften des Peloponnes. Dann waren die Achäer ein aiolischer Stamm, als welchen sie auch *Strabon VIII 333* (Ἀχαιῶν, Αἰολικοῦ ἔθνους) ausdrücklich bezeichnet (ihr Name tritt auch auf dem aiolischen Cypern in Ἀχαιῶν ἀκτή und Ἀχαιομάντεις auf), und ihre im Norden des Peloponnes zusammengedrängten Reste sind einer der dorischen Wanderung nachfolgenden nordwestgriechischen 'infiltration' unterlegen. Spuren ehemaligen aiolischen Dialekts sind die Namensform Ποσειδανία (dor. Ποτείδαια) der achäischen Kolonie in Unteritalien, Ἀρτέμιτι (dor. Ἄρταμις) in Zakynthos (*GDI. 1679*), ἱεροποιοί (*1669*) neben dor. ἰαρός (*1670*) in Ithaka.

Von Mittelgriechenland und Peloponnes breiteten sich die Achäer zunächst auf die benachbarten Inseln aus. Von den Ionischen Inseln, die sie einnahmen, war schon die Rede. Daß auf Euboia Achäer gesessen haben, kann man aus mehreren Tatsachen erschließen. Kyme im mittleren Teile der Insel ist doch wohl die Mutterstadt sowohl des aiolisch redenden Kyme in Kleinasien wie der kampanischen Stadt gleichen Namens, und letztere bietet in dem auslautenden *-u* = *-o* der Präposition ὑπύ (vgl. aiol. ἀπύ = ἀπό) ein achäisches Element. Ein Aiolismus ist viel-

leicht auch die Namensform des südlichen Vorgebirges Γεραιτός neben seltenerem Γεραστός, wenn sie – was jedoch unsicher bleibt – mit aiol. εἴκοιστος, boi. αἴστεα, thess. Αἰσκλαπιός zu vergleichen ist. Auf thessalische Einwanderer hat man den Rhotazismus von Eretria (Μίρτος = Μίστος) zurückgeführt, da er auch in Pharsalos und Matropolis (Θεορδότειος = Θεοσδότειος) begegnet.

Für Kreta werden die Achäer durch eine bekannte Odysseestelle, *τ 175*, bezeugt; der Schiffskatalog, *B 645 ff.*, macht als Mannen des Idomeneus speziell die Bewohner von Städten namhaft, die im mittleren Teil der Insel östlich des Ida liegen (allerdings mit dem Zusatz ἄλλοι τε). Ferner steht es von einem 'achäischen' Stamm, den Arkadern, fest, daß sie in Zentralkreta, in der Nähe von Gortyn, eine Niederlassung Ἀρκάδες hatten; auch die Ortsnamen Gortyn und Tegea hat Kreta mit Arkadien gemein. So treffen wir denn auch ein arkadisch-kyprisches Dialektmerkmal, die Form ἰν der Präposition ἐν, in zwei kretischen Städten Vaxos und Eleutherna. Weitere vordorische Elemente des Zentralkretischen sind der Nom. Pl. des Artikels οἰ, αἰ = dor. τοί, ταί, gelegentliches auf Assimilation beruhendes νν, so Διοννυσιαν aus Διοσνυσιαν in Eleutherna (*GDI. 4957*, thess. Διόννυσος), der von thessalischen Einwanderern mitgebrachte Ortsname Φαλάννα, wohl auch der Stadtname Βίαννος, Βίεννος und der Personenname Κύδαννος in Lato (*GDI. 5077*), ferner vielleicht πεδά für μετά in Gortyn, Knosos, Vaxos, Dreros und ἔρσην (*GDI. 4962. 4963. 4990*). Anderes, was man als achäische Elemente des Kretischen hierher gezogen hat, ist weniger sicher: so der Anlaut πτ- in πτόλεμος (Lato, *GDI. 5075, 50*) und πτόλις (Aptera, *4951*), vgl. ark. kypr. (hom.) πτόλις, thess. ττόλις, kypr. hom. πτόλεμος, thess. Τολεμαῖος; Ποσειδάν auf einer jungen Inschrift von Latos *GDI. 5075, 74*.

Zu den achäischen Bestandteilen der kretischen Dialekte vgl. *Nacinovich, Note sul vocalismo dei dialetti di Larisa e di Gortyna, Rom 1905, 30 ff. FEKieckers, Die lokalen Verschiedenheiten im Dialekte Kretas, Marburg 1908, 90 ff.*

Auch für die südlichen Sporaden ist achäische Besiedlung überliefert, im Dialekt aber wenig nachweisbar, weil wir nicht hinreichend alte und zugleich umfangreiche Sprachdenkmäler von diesen Inseln besitzen. In Betracht kommt etwa πεδά (πετά) = μετά in rhod. Πεδαγείτνιος, koisch Πεταγείτνιος, kalymn. Πεταγείτνυος, weiter namentlich ζ für dor. δ(δ) auf Thera (Ζεύς, Ζηνός *IG. XII 3, 350–3* u. ö.) und Rhodos (*IG. XII 1, 737*) schon in sehr alten Inschriften; und in der theräischen Kolonie Kyrene begegnen wir einem ausgesprochen achäischen Merkmal, der Flexion der Verba auf -εω als μι-Verba (τελεσφορέντες *GDI. 4837*). προγεγονοίσαις auf einer kyrenäischen Inschrift römischer Zeit (*MFränkel, Sitzgsb. Berl. Ak. 1903, 83 ff.*) ist problematisch: diese Aiolismen (-οις- aus -ονς-, Flexion des Part. Perf. als Part. Praes.) sind sonst außerhalb Lesbos-Chios nicht nachzuweisen. Weiter im Osten hat Cypern, das die Achäer schon vor der Einführung des phönikischen Alphabets in Griechenland besiedelt hatten, bis in die historische Zeit den Dialekt rein bewahrt.

Auch nördlich von Cypern, an der Südküste Kleinasiens, in Pamphylien, finden wir einen Dialekt, der sich in seiner Isolierung seinen altertümlichen, im wesentlichen achäischen Charakter erhalten hat. Wie im Arkadisch-Kyrischen ist hier auslautendes *-o* zu *-u* verdumpft (ἐβωλάσετυ, κατεϝέρξοδυ, ἰιαρύ), und der Gen. Sing. der mask. *ā*-Stämme geht daher auf -αυ aus (Κυδραμούαυ, ark. Γιστίαυ). Aber in Pamphylien trat der Lautwandel auch ein, wenn das -ο noch von einem -ς gefolgt war: Γαναξίωνος, Ἀθανάδωρυς, ΔιϜίδωρους, eine Erscheinung, die nur noch in Hermione (Δάμωνους, Νίκωνους *IG. IV 728, 13. 30*) und Chalkis (Κύκνυς = Κύκνος, *GDI. 5300*) wiederkehrt, auch hier wohl achäischen Ursprungs. Nach der Tradition waren die

pamphylischen Städte, besonders Aspendos argivische Kolonien (*Strab. XIV 667*), und der Name von Selge (auf Münzen der Stadt Ἐστλέγιυς aus Σλέγιος) erinnert an den einer epidaurischen Phyle, Σελεγηίς (*IG. IV 1485, 128 u. ö.*). Side galt für eine Kolonie des aiolischen Kyme (*Arrian, Anab. I 26*). Bemerkenswert ist aber, daß der pamphylische Dialekt auch mit dem kretischen und arkadischen mehreres gemein hat, so das τ von Πύτιος = Πύθιος, dem Beinamen des Apollo; pamphylisch ἄτρωπος stimmt zu gort. ἄντρωπος; pamph. ἰc aus ἰνc = εἰc zu ἰc, ἰν in Vaxos und ark. ἰν. In Kreta, Thera und Pamphylien begegnen wir einer Metathesis der Liquida: pamph. Ἀφορδίciιυc = Ἀφροδίcιος, kret. Ἀφορδίτα, στάρτος, ther. Στάρτοφος, Καρτιδάμας. Mit dem Arkadisch-Kyprischen teilt das Pamphylische ferner die Verbindung der Präposition ἐξ mit den Lok.-Dat. (pamph. ἐξ φυcέλαι, kypr. ἐξ τῶι Fοίκωι) sowie die μι-Flexion der Contracta: pamph. βωλήμενυc, ark. ἀδικήμενος; speziell mit dem Kyprischen die Unterdrückung oder schwache Artikulation des Nasals vor Konsonant. Das von RMeister auf der Inschrift von Sillyon Z. 11 gelesene δικαστήρεcci ist nicht ganz sicher. Vielleicht deutet der Name Πάμφυλοι an, daß die Bevölkerung dieser Landschaft aus verschiedenen – auch einheimischen nichtgriechischen Elementen – gemischt war.

Vgl. *ABezzenberger, Beitr. Bezz. V (1881) 325ff. PKretschmer, KZ. XXXIII (1895) 258ff.* und *RMeister, BerSächsGes. 1904, 3ff.*, der sich um die große Inschrift von Sillyon von neuem bemüht hat. Zuletzt *AMeillet, Rev. ét. gr. XXI [1908] 413ff.*

Die westgriechischen Dialekte

Der Herrschaft der Achäer auf dem griechischen Festlande wurde – nach ungefährer Schätzung im 12.–11. Jahrh. v. Chr. – ein Ende bereitet durch die sogen. ‚dorische' Wanderung, in Wirklichkeit einen ganzen Komplex von Invasionen mehrerer unter einander verwandter Stämme, die wir in Ermanglung eines aus dem Altertum überlieferten Namens als ‚Westgriechen' bezeichnen. Wir unterscheiden unter ihnen zwei Gruppen, die Dorier, die die Randlandschaften des Peloponnes okkupierten, und die Nordwestgriechen d. h. die Thessaler, Boioter und die ihnen nächstverwandten Stämme, die Lokris, Phokis, Aitolien und Akarnanien besetzten, dann auch nach Achaia und Elis hinüberwanderten. Die Herkunft der Dorier oder wenigstens des Stammes, nach dem sie sich benannten, ergibt sich schon aus ihrem Namen, der sie als Bewohner der Berglandschaft Doris südlich des Oeta bezeichnet. Nach antiker Überlieferung (*Herodot I 56*, Quelle unbekannt) wären sie ein Μακεδνόν d. h. makedonisches Volk und von der Hestiaiotis nach Doris gekommen, von wo sie die Dryoper verdrängten, d. i. die ‚Waldleute', die also in Doris, dem ‚Waldlande' (Δωρίc zu δωρι- = δορι- in Δωρίμαχος, Δωρίτιμος, ἀcχέδωρος wie γωνία zu γόνυ), ihre Heimat gehabt haben sollen. Die Namen *Pindos* und *Boion* der dorischen Tetrapolis sprechen allerdings dafür, daß ihre Bewohner vom Pindos und Boion-Gebirge gekommen waren. Von den Nordwestgriechen sollen die Thessaler aus Epirus in das nach ihnen benannte Land Thessalien eingedrungen sein. Die Heimat der Boioter aber scheint, nach ihrem Namen zu urteilen, der sie als *Leute von Boion* bezeichnet, im Boion-Gebirge gelegen zu haben. Dies alles deutet auf eine nordwestliche Herkunft der Einwanderer: von Epirus aus mögen sie sich, vielleicht von den Illyriern gedrängt, teils durch die spärlichen Übergänge des Pindos und Boion nach Osten, teils in südlicher Richtung nach Akarnanien und Aitolien vorgeschoben haben.

Die Sprache dieser westgriechischen Stämme lernen wir erst nach ihrer Vermischung mit der unterworfenen achäischen Bevölkerung kennen, wir können sie also nur durch eine Analyse der historischen Dialekte in ihre Elemente erschließen. Dabei müssen wir aber mit der Möglichkeit rechnen, daß das Westgriechische viel von seiner Eigenart bei der Verschmelzung mit dem Achäischen aufgegeben hat. Wenn die Angabe von Herodot (*I 56. VIII 43*), daß Dorisch und Makedonisch eng verwandt sind, zutrifft, so müßte uns das Makedonische eine Vorstellung von der dorischen Sprache vor der 'Wanderung' geben. Was wir von der Sprache der Makedonier wissen, ist jedoch leider äußerst wenig: es stehen uns nur Glossen und Eigennamen zu Gebote, kein Text, keine Inschrift, nicht ein einziger Satz. Was wir diesem beschränkten Material entnehmen, sind einmal Merkmale, die allen griechischen Dialekten fremd sind, so namentlich die Vertretung der Aspiraten durch Mediae: δάνος 'Tod' zu θάνατος, κάναδοι = γνάθοι, Βερενίκα = Φερενίκα, Βίλιππος = Φίλιππος, ferner Vertretung von αι durch α, wenn man dies aus ἀδῆ, ἀδραία = αἰθήρ, αἰθρία schließen darf, α statt ο in ἀβρουϝες (überliefert ἀβροῦτες) = ὀφρύες u. a. Daneben finden sich aber Berührungen mit dem Aiolischen: mak. Κόραννος = dor. Κάρᾱνος mit aiol. ορ = αρ und νν aus cν, mak. Κρατεύας, Γαυάνης, die mit ihren *u*-Diphthongen an thess. Ἀλεύας, Κλεύας erinnern, und auf der anderen Seite ein Dorismus wie der Wandel von ρc zu ρρ (mak. Δάρρων = Θάρσων). Die Beurteilung dieser dialektischen Verhältnisse ist schwierig und unsicher und unser Material für das Makedonische zu dürftig, um uns hier ganz klar sehen zu lassen.

Die viel erörterte Streitfrage nach der Stellung der makedonischen Nationalität und Sprache wird gewöhnlich so formuliert: waren die Makedonier Griechen oder Barbaren? AugFick, GHatzidakis (*Zur Abstammung der alten Makedonier, Athen 1897. Idg. F. XI (1900) 313 ff. KZ. XXXVII (1904) 150 ff. Γλωσσολ. Μελέται I 32 ff.*), OHoffmann (*Die Makedonen, Gött. 1906*) erklären sie für Griechen, HHirt (*Die Indogermanen, Straßb. 1905–7, I 149 f. II 602 ff.*) für Verwandte der Illyrier. Indessen auf die Frage, ob Griechen oder nicht, kommt es wenig an (denn das ist eine Frage des Sprachgebrauches), sondern darauf, die Stellung der Makedonier ethnologisch und sprachlich richtig zu kennzeichnen. Ich habe *Einleit. 288, Berl.ph.W. 1897, 1105* diese dahin charakterisiert, daß sie ein den Griechen eng verwandter Stamm waren, der sich von den später griechischen Stämmen loslöste, bevor sich die griechische Nationalität konsolidiert hatte. Dahin schien mir – kurzgesagt – einerseits die Notiz bei *Herodot V 22*, daß man den Makedonenkönig Alexander I. in Olympia anfangs als Barbaren zu den Spielen nicht zulassen wollte, ferner die Vertretung der Aspiraten durch Medien im Makedonischen zu weisen, anderseits die Ansicht Herodots (*V 22*), der an den Makedoniern so viel Hellenisches erkannte, daß er sie für Hellenen erklärte. Neuerdings macht sich FSolmsen (*Berl.phil.W. 1907, 275*) anheischig nachzuweisen, daß die Makedonier und andere Stämme das Mittelglied zwischen Aiolern und Westgriechen bildeten.

Was sich aus der Analyse der Dialekte als Merkmal des Westgriechischen ergibt, ist namentlich folgendes. Die Assibilation von τ vor ι zu c ist im Auslaut regelmäßig unterblieben, auch im Inlaut öfter da, wo sie die ion. ach. Dialekte haben eintreten lassen: δίδωτι, φέροντι = att. φέρουσι, aiol. φέροισι, arg. φέρονσι; πέρυτι = πέρυσι, Fίκατι = att. εἴκοσι, διακάτιοι, Ποτειδάν u. a.; auch τύ = cύ. Westgr. κα, γα = ach. κε, γε, westgr. πόκα, ὅκα = ion. πότε, ὅτε. Wgr. αἰ = ach. ion. εἰ. Das Zahlwort *vier* lautet im Wgr. τέτορες. In der Vertretung der *qu*-Laute vor ε durch Dentale stimmt das Wgr. mit dem Ionischen gegen das Achäische überein. Der Nom. Pl. des Demonstrativpronomens (später des Artikels) τοί, ταί hat seinen Anlaut bewahrt (ion. ach. οἱ, αἱ), ebenso τοῦτοι, ταῦται. Wgr. τῆνος = aiol. κῆνος ion. κεῖνος att. ἐκεῖνος. Die Personalendung der 1. Pl. lautet -μες (φέρομες, ion. ach. φέρομεν; ἐδώκαμες, γεγράφαμες). Die im Ionisch-Attischen nur ganz vereinzelt auftretende

Bildung des sogen. 'dorischen Futurums' ist im Westgr. Regel: delph. πραξέω, ὁρκιξέω, ταγευσέω, kret. βοαθησίω, herakl. ἐγδικαξῆται, epidaur. βλεψεῖσθαι, ko. knid. ποιησεῖσθαι usw. Ferner scheint die Wortstellung αἴ τίς κα gegenüber aiol. αἴ κέ τις, kypr. ἤ κέ cις, att. ἐάν τις für das Westgr. charakteristisch. Dazu kommen verschiedene Einzelheiten, wie die Adverbia auf -ει (ὅπει = att. ὅπου, αὐτεῖ usw.), πρᾶτος = ion. aiol. πρῶτος u. a.

Die beste Übersicht über die Merkmale des Westgriechischen gibt jetzt *CBuck, Class. Phil. II (1907) 247 ff.*

Innerhalb des Westgriechischen zeigt die nördliche Gruppe in Thessalien, Mittelgriechenland und übergreifend nach dem Peloponnes in Achaia und Elis gegenüber der dorischen einige Unterschiede, die sich jedoch nicht leicht begrenzen lassen. ε ist im Nordwestgriechischen vor ρ zu α geworden: thess. Κιάριον = Κιέριον, Κουάριος = Κουέριος (*GDI. 333*), lokr. πατάρα, ἀμάρα, Fεσπαρίων aus πατέρα, ἀμέρα, Fεσπερίων, el. Fάργον aus Fέργον, φάρην aus φέρην, in Achaia Φαραί neben Φεραί. Es sind ferner Anzeichen vorhanden, daß dem ion. ach. cc im Nordwestgriechischen ττ entsprach: der boiotische Dialekt zeigt durchweg ττ: ὁπόττος, μέττος, θάλαττα, Κίττος, ἐψαφίττατο, κομιττάμενοι usw. In Thessalien ist das vorthess. cc durchgedrungen, und ττ findet sich nur mehr vereinzelt, vor allem in dem Volksnamen der Thessaler selbst, Πετθαλοί aus Φετταλοί (boi. Φέτταλος) = Θεσσαλοί, wo der Labial freilich achäischen Ursprungs ist, ferner in Κόττυφος, Φαῦττιος; ebenso vereinzelt in aitolischen Ortsnamen Σπαττός, Ἕρματτός (*GDI. 1415. 1483*), lokr. Βουττός (*IG. IX 1, 381—387*). Hierher gehört vielleicht auch el. Μετάπιοι, Name einer Gemeinde (*GDI. 1150*, vgl. Μεσσα[π]ίων, cod. Μεσσαίων in Elis *Strab. VIII 355*), der Stadtname Μέταπα in Akarnanien neben lokr. Μεσσάπιοι, Μεσσάπιον ὄρος in Boiotien; in Italien Μέταβον = Μεταπ-όντιον neben Μεσσάπιοι. Dahingestellt bleibe, ob auch die Vereinfachung der Doppelkonsonanz in Μεταπ- für Μετταπ- eine nordwestgriechische Eigentümlichkeit ist: vgl. Μόλοτος auf der Inschrift von Larisa = Μόλοττος, bestätigt durch *Steph. Byz.* (unter Μολοσσία) *455, 9*: Μολοτοὶ δι' ἑνὸς τ̄; moloss. Θάρυψ (*IG. IV 1504, I 31. Thuk. II 80. Paus. I 11, 1*) = Θάρρυψ aus Θάρσυψ? (in Dodona Φίλιπος, Δράιπος *GDI. 1351*, in Stratos Κάλλιπος *BCH. XVIII [1894] 445. XIX [1895] 549*). Ob der dorischen Gruppe das ττ ganz gefehlt hat, läßt sich nicht mit voller Bestimmtheit entscheiden, da es überall durch ach. cc ersetzt worden sein könnte. Auf Kreta (Gortyn, Vaxos) wird zwar im 5. Jahrh. ττ geschrieben: ὁπόττοι, μέττον, δάττωνται usf., aber dies ist erst aus dem auf den ältesten Steinen vorliegenden ζ = *ts* o. dgl. entstanden (ὅζοι = ὅσσοι, ἀνδάζαθαι = ἀνδάσσασθαι). Das nordwestgr. ττ kann also auch verhältnismäßig jung sein. — Eine bewahrte Altertümlichkeit dagegen stellt der aus dem Nordwestgr. häufig bezeugte maskuline Nom. Sing. auf -ᾱ nach Art von lat. *scriba, incola* dar: boi. πυθιονίκα, ὀλυμπιονίκα, Μογέα, Καλλία, akarn. Προκλείδα, aitol. Νικάτα, thess. Χείμα, auf Kephallenia Εὐσοΐδα, auf Leukas Φιλοκλείδα u. a. Weit verbreitet in dieser Dialektgruppe ist auch der Wandel von cθ in cτ, der mit dem Spirantischwerden von θ zusammenhängt: thess. πεπείcτειν = πεπεῖσθαι, boi. καταδουλίτταcτη = καταδουλίσασθαι, lokr. χρήστω, χρῆσται, delph. ἱλαξάστω, καταρχέστων, πρόστα = πρόσθεν (auch Σπαῖρος aus Σφαῖρος, Ἰσκέας), el. λυσάστω, προστιζίων = προσθιδίων. Die Erscheinung begegnet auch in Messenien (ἀγείστω Andania) und in Lakonien (ἀποστρυθεσται *GDI. 4564*, χρῆσται *Ber.Sächs.Ges. 1905, 277*), kann aber hier auf Dissimilation beruhen. Andererseits -νθ- statt -ντ- in der Endung der 3. Plur. wahrscheinlich nach Analogie des -cθε der 2. Plur.: thess. ἐγένονθο, κατοικείουνθι, ἐφανγρένθειν, boi. δώωνθι, δαμιώνθω, phok. (in Stiris) θέλωνθι, ἱστάνθω

(*GDI. 1567, 8. 1538, 18*). In der Flexion der Contracta auf -έω haben diese Dialekte -ου- durch -ει- ersetzt, namentlich im Part. Praes. Pass., lokr. ἐνκαλείμενος = καλούμενος, delph. ποιείμενος, ἀφαιρείμενος, phok. ποιεῖνται = ποιοῦνται. Eine von ihnen bewahrte syntaktische Altertümlichkeit (vgl. lat. *in* mit Acc.) ist die Verbindung der Präposition ἐν mit dem Akkusativ (ἐν τὰν οἰκίαν), wo alle übrigen Dialekte die mit -c erweiterte Form (ἐνc, daraus εἰc und ἐc) verwenden. — In der hellenistischen Zeit wurde das Nordwestgriechische dank namentlich dem Achäischen Bunde zu einer Art Κοινή für die peloponnesischen Staaten und verbreitete daher einige seiner Merkmale über die ursprünglichen Grenzen.

Vgl. im allgemeinen *HWSmith, AmJphil. VII (1887) 421–445, CDBuck a. a. O. 264 ff.*, zur nordwestgriechischen, oder, wie er sie nennt, achäisch-dorischen Κοινή auch *RMeister, Gr. Dial. Göttingen 1889, II 81 ff.* — ττ schreibt den Nordwestgriechen zu *WilhSchulze, GGA. 1897, 900 ff.* (*FSolmsen, RhMus. LVIII [1903] 612 f. AThumb, NJahrb. XV [1905] 393*). Zu den Maskulinen auf ᾱ vgl. *WDittenberger zu IG. IX 1, 392. FSolmsen, RhMus. LIX (1904) 494 f.* Über ἐν c. acc. *ebd. LXI (1906) 291 ff.* — Der Dat. Pl. der konsonantischen Stämme auf -οις wie aitol. ἀρχόντοις, lokr. μειόνοις, delph. ἄνδροις, el. χρημάτοις. boi. ἤγυc = αἴγοις, γονέϋc (neben -εccι) greift in späterer Zeit über das Nordwestgriechische hinaus (lak. πλειόνοις, kret. λιμένοις u. a.).

Die Westgriechen haben sich so wenig wie ihre achäischen Vorgänger auf das Festland beschränkt, sondern sind den Achäern auch auf die südlichen Inseln gefolgt. Zuerst scheint Kreta von den Doriern okkupiert worden zu sein: dort kennt sie schon die Odyssee (τ 177), und es ist möglich, daß die Westgriechen, wie man angenommen hat, erst bis Mittelgriechenland gelangt waren, als sie die Okkupation Kretas unternahmen. Sicher geschah dies in einer Zeit, als sie noch *ts* sprachen, das, wie wir sahen, in Gortyn bis in historische Zeit als Affrikata erhalten blieb. Es ist also möglich, daß die früher erwähnte Differenz von nordwestgr. ττ und dor. cc aus altem *ts* sich daraus erklärt, daß die Dorier nach dem Peloponnes noch *ts* mitnahmen und dies dort unter dem Einfluß des Achäischen in cc wandelten, während ihre nördlichen Brüder und die kretischen Dorier vielmehr das *s* dem vorhergehenden Dental assimilierten. — Auch die südlichen Sporaden sowie Karpathos und Rhodos und der südliche Teil der karischen Küste mit Halikarnaß und Knidos unterlagen bekanntlich der Dorisierung.

Spätere Schicksale der griechischen Dialekte

Wir haben bisher die ältesten Schicksale der griechischen Dialekte kennen gelernt, wie sie durch die Schichtung der Stämme bedingt waren, wobei alle dialektischen Erscheinungen, die sich noch nicht sicher einordnen lassen, übergangen wurden. In jüngerer Zeit, nach der westgriechischen Invasion, entstanden nun natürlich neue dialektische Veränderungen, die mit der alten Gruppierung der Stämme nichts mehr zu tun haben. Soweit diese jüngeren Erscheinungen lokal beschränkt auftreten, können sie hier aus Raummangel nicht behandelt werden. Manche verbreiteten sich aber weiter und griffen über die alten Mundartengrenzen hinaus. So hat der ionisch-attische Schwund von F schon in der Zeit unserer ältesten Inschriften auch die Insel Thera ergriffen und sich frühzeitig auch dem Aiolischen mitgeteilt, dann sich auch auf die meisten übrigen Dialekte erstreckt. Ähnlich ist die Psilosis dem Ionischen mit dem Aiolischen gemeinsam. ττ hat sich schon in präliterarischer Zeit von Boiotien aus auf den attischen Dialekt ausgebreitet und ist sogar über den Euripos nach Eretria und Styra gewandert. Ein überseeischer Austausch dialektischer Merkmale scheint sich zwischen Elis und Kreta vollzogen zu haben.

Die spezifisch kretische erst ca. in das 4. Jahrh. fallende Verschiebung von δδ (= att. ζ) zu ττ (gort. ἀττάμιον = ἀζήμιον *GDI. 5021, 15*) kehrt auf einer Inschrift des 4. Jahrh. aus Olympia wieder: ἀττάμιον, νοστίττην = νοστίζειν *(Arch. Jahreshefte I [1898] 198).* Umgekehrt findet sich der elische Wandel von η in ᾱ vereinzelt auf einem gortynischen Stein des 3. Jahrh.: Τᾶ[να] *(GDI. 5023, 12*, unsicher in Hierapytna 5039, 11 = *CIG. 2555*) = Ζᾶνα, el. Ζᾶνες, und in dem Beinamen des Zeus Ὀράτριος (Ττῆνα Ὀράτριον *GDI. 5024, 61.* Τῆνα Ὀ. *5039, 11.* Ζῆνα Ὀ. *5041, 13),* der ein el. Fρᾱ́τριος (zu el. Fρᾱ́τρᾱ, sonst Fρήτρα) wiedergibt, beides vielleicht als 'Lehnwörter' aufzufassen.

Die weiteren Schicksale der griechischen Dialekte sind durch das Aufkommen der Gemeinsprache, der Κοινή bedingt, die die alten Mundarten verdrängt, um an ihre Stelle zu treten. Das allmähliche Zurückweichen der Dialekte im Schriftgebrauch können wir besonders an den Inschriften deutlich verfolgen. Zuerst verschwinden die lokal beschränkten Idiotismen, in Satzfügung und Wortwahl werden die Unterschiede von der attischen Prosa immer geringer, und zuletzt bleiben nur einige wenige weitreichende Dialektmerkmale, z. B. in dorischen Inschriften das ᾱ von δᾶμος, πρᾶτος oder in ionischen die Formel ἐφ' ἵςῃ καὶ ὁμοίῃ. Das Tempo, in dem die Dialekte aus der Kanzleisprache verschwanden, war in den einzelnen Landschaften ein verschiedenes. Die ionische Schriftsprache wich besonders früh, schon im 3. Jahrh. v. Chr., der verwandten attischen; in den dorischen Landschaften dagegen hielt sich ziemlich lange, bis ins 1. vorchristliche Jahrhundert, unterstützt von der föderativen Politik des Aitolischen und Achäischen Bundes ein nivellierter Dorismus, den man nicht unzutreffend als eine 'dorische Κοινή' bezeichnet hat.

Wann die Dialekte auch aus dem mündlichen Gebrauch gekommen sind, können wir nicht genau feststellen. Die literarischen Nachrichten hierüber sind spärlich. Nach *Sueton. Tib. 56* wurde zu Tiberius' Zeit noch dorisch gesprochen. Pausanias *VI. 27, 11* berichtet, daß die Messenier ihren dorischen Dialekt nicht aufgegeben und ihn bis zu seiner Zeit (um 170 n. Chr.) am treuesten von allen Peloponnesiern bewahrt hätten. Aus den Inschriften kann ein präziser Schluß auf die gesprochene Sprache nicht gezogen werden. Das Schwinden der Mundart in jenen kann zwar ganz im Allgemeinen als ein Vorläufer derselben Erscheinung im mündlichen Gebrauch betrachtet werden, aber ein genauer Zeitpunkt ergibt sich daraus für letztere nicht. Vermutlich hat die Landbevölkerung länger am Dialekt festgehalten als die Städte, denen der regere Verkehr die Gemeinsprache zuerst zuführen mußte. Die Tatsache aber, daß ein Rest des lakonischen Dialekts sich bei den Tsakonen sogar bis heute erhalten hat, muß davor warnen, den Untergang der gesprochenen Mundart in allzu frühe Zeit zu verlegen. Die Τσάκωνες, die in wenigen Ortschaften am östlichen Abhange des Malevó (Parnon) bis zum Meere hin, also in der antiken Kynuria wohnen, sprechen einen den übrigen Griechen nicht verständlichen Dialekt, der wenn auch vermischt mit Elementen der allgemeinen neugriechischen Volkssprache zahlreiche Merkmale des Spätlakonischen bewahrt: 1. dor. ᾱ: μάτη 'Mutter' = lak. μάτηρ. 2. υ = *u*, nach Dentalen wie im Boiotischen *ju*: γουναῖκα = γυναῖκα, λιούκο = λύκος (vgl. boi. Λιουκίσκος). 3. ε vor Vok. > ι: ἐννία '9'. 4. θ > c: cηλυκό = θηλυκόν. 5. Schwund von intervokalischem c: ὁροῦα = ὁρῶca. 6. Rhotazismus von auslautendem c: τᾶρ = τᾶc. 7. Bewahrung von F: δαβελέ = δαFελός, att. δᾱλός. 8. Wandel von ρν > νν: βάννε 'Lamm' = Fαρνίον, vgl. βάννεια· ἄρνεια Hesych, gort. ὄννιθα aus ὄρνιθα. 9. ἐτῆνε 'jener' = dor. τῆνος. 10. *kh, th* aus cκ, cτ: ἀκhό = lak. ἀκκόρ aus ἀcκός, ἔthε = ἔcτε (vgl. lak. ἔτταcαν = ἔcταcαν, gort. ἰθθᾶντι = ἱcτᾶντι). Bei den Tsakonen hat

sich der alte Dialekt so lange halten können, weil sie durch den im Westen steil abfallenden Malevo vom übrigen Peloponnes abgeschnitten sind. Immerhin läßt sich danach die Möglichkeit nicht leugnen, daß auf dem Land oder mindestens im Gebirge die Mundarten viel länger bewahrt wurden, als wir ahnen können.

Die ganze Frage des Schwindens der griechischen Dialekte verlangt eine eigene Untersuchung, womit *PWahrmann, Prolegomena zu einer Geschichte d. griech. Dialekte im Zeitalter des Hellenismus, Wien 1907,* den Anfang gemacht hat. – Bemerkenswert ist, daß Suidas, der Lexikograph des 10. Jahrh., noch einen Namen von thessalischer Form trägt: Σουΐδας aus Σωΐδας *GDI. 345, 90 u. ö.*

Die Sprache der Literatur

Die Entwicklung der literarisch verwendeten Dialekte und der schriftlich fixierten Sprache folgt ihren eigenen Gesetzen und erfordert daher eine gesonderte Betrachtung: sie steht jedoch bei den Griechen in einem so innigen Zusammenhang mit der Entwicklung der Literatur selbst und der literarischen Gattungen, daß sie in diesem sprachgeschichtlichen Abriß nur gestreift werden kann.

Die älteste literarische Gattung der Griechen, die wir kennen, das Epos, stellt uns sogleich vor ein großes sprachgeschichtliches Problem, das formuliert zu haben das Verdienst von AugustFick ist. Die Sprache der homerischen Gedichte ist der ionische Dialekt vermischt mit einer beträchtlichen Zahl aiolischer Elemente. Dahin gehören z. B. die Formen πίσυρες, φῆρες = θῆρες; ἀργεννός ἐρεβεννός, ἐραννός, ἄμμες ὔμμες, ἔμμεναι; ἤμβροτον = att. ἥμαρτον; der Diphthong in εὔαδε, αὐερύω, οὖας, ἔχευα, ἀλεύασθαι; die Apokope in κάππεσε, κάλλιπε usw.; der Dat. Pl. der konsonantischen Stämme auf -εσσι: κύνεσσι, πόδεσσι, ἄνδρεσσι, Αἰάντεσσι; die Flexion der Contracta nach Art der Verba auf -μι: καλήμεναι, φορήμεναι, ἀλιτήμενος, ἀπειλήτην, ὁμαρτήτην; die Patronymika auf -ιος: Ποιάντιος υἱός, Καπανήιος υἱός, Νηλήιος, (Ἀγαμεμνονέη ἄλοχος); die Partikel κε neben ἄν. Auch das ᾱ von λᾱός, Λᾱομέδων, θεά, Ποσειδάων, Μαχάων, Ἰάονες, Αἰνείᾱς, Ἑρμείᾱς, Αἰνείᾱο, πυλάρτᾱο, θεάων, θυράων, usw. wird richtiger als Aiolismus denn als urionisch erklärt.

Es entsteht die Frage, wie diese Dialektmischung der epischen Sprache geschichtlich zustande gekommen ist. Zur Lösung des Problemes gibt uns die Überlieferung selbst einen gewissen Anhalt, indem sie die Heimat Homers nach Smyrna verlegt, einer Stadt, die ursprünglich aiolisch später in die Gewalt von Ioniern aus Kolophon geriet und der Ionisierung verfiel. Da ferner der Schauplatz des ältesten Epos, der Ilias, in der aiolischen Sphäre liegt und sein Hauptheld, Achill, ein Aioler aus Thessalien ist, so dürfen wir annehmen, daß der Ursprung der epischen Dichtung bei den kleinasiatischen Aiolern zu suchen ist und die Ionier sie erst von ihnen übernommen haben. Aber diese Annexion einer literarischen Gattung und die ganze Art des Vorganges bedarf auch dann noch der Aufklärung. Nicht einleuchtend ist die Hypothese von Fick, die Ὁμηρίδαι, 'eine kastenartige Innung', seien in Smyrna die Träger des aiolischen Epos gewesen, seien um 700 v. Chr., als die Stadt ionisch wurde, nach Chios ausgewandert, hätten dort die epische Sprache 'in ganz äußerlicher Weise' ionisiert und in dieser 'äußerlich ionisierten Äolis' ihre Erweiterungen und Fortsetzungen der alten Epen gedichtet. Wenn man erwägt, daß die Dichter der chorischen Lyrik, auch wenn sie ionischen Stammes waren wie Simonides und Bakchylides, den dorischen Dialekt festhielten, offenbar weil er ihnen von dem Stil dieser Dichtungsgattung unzertrennlich schien, so müßte man erwarten, daß auch das Epos, wenn es seine Ausprägung als literarisches εἶδος ganz und ausschließlich den

Aiolern verdankte, seinen ursprünglichen aiolischen Dialekt besser bewahrt hätte. Also wird der Anteil der Ionier an der Ausbildung des Epos weit größer gewesen sein als Aug. Fick annimmt: ihn genauer abzugrenzen fehlen uns jedoch die Mittel. Die Versuche, den angeblichen aiolischen Grundstock von Ilias und Odyssee wiederherzustellen, sind vergeblich: wir wissen nicht so genau, in welchem Entwicklungsstadium die Epen an die Ionier übergingen. Mindestens von der Odyssee aber fragt es sich, ob sie nicht ganz den Ioniern angehört, und zu erwägen ist, ob die aiolischen Dichter es überhaupt schon zu großen umfassenden Epen gebracht hatten. Die epische Dialektmischung aber konnte sich um so leichter vollziehen, wenn in dem ionisierten Smyrna und überhaupt in dem ganzen ionisch-aiolischen Grenzgebiet schon die Volkssprache beide Dialekte gemischt hatte, wie die Ias von Chios und Erythrai nachweislich einige Aiolismen (πρήξοιcιν, γράφωιcιν, λάβωιcιν, Ἀργεννον, Πελιναῖον auf Chios, Φαννόθεμις in Erythrai) enthielt. Endlich ist für den Übergang des aiolischen Epos zu den Ioniern an eine jüngere Parallele zu erinnern, die Verpflanzung des aiolischen Liedes durch lesbische Musiker und Sänger — Terpander und seine Nachfolger, Arion von Methymna — unter die Dorier. Ähnlich mögen die aiolischen Aöden der homerischen Zeit unter den Ioniern gewirkt und bei ihnen das Heldenlied heimisch gemacht haben.

AugFick, Die homerische Odyssee in der ursprünglichen Sprachform wiederhergestellt, Götting. 1883. Die homerische Ilias nach ihrer Entstehung betrachtet und in der ursprünglichen Sprachform wiederhergestellt, Götting. 1886. Bezz.B. XVI (1892) 1. XXI (1897) 1. XXIV (1900) 1. XXVI (1902) 1ff. — *FBechtel, Die Vocalcontraction bei Homer, Halle 1908 S. XI,* hat seine Rekonstruktion der aiolischen Urilias (in *ERoberts Studien zur Ilias, Berl. 1901, 258 ff.*) widerrufen. Als Experimente haben übrigens diese Wiederherstellungsversuche manches Lehrreiche. — Die letzte Behandlung der Sprachfrage bei *PCauer, Grundfragen der Homerkritik,* ² *Lpz. 1909, 146ff.* — Merkwürdig ist, daß der den Anfang eines Epos bildende Hexameter, den eine Papyrusrolle in der Schulszene auf der Durisvase aufweist (*PKretschmer, Griech. Vaseninschr., Gütersloh 1894, 104ff.*), in aiolischem Dialekt abgefaßt ist (Μοῖcά μοι ἀ[μ]φὶ Cκάμανδρον ἐύρ[ρ]ων ἄρχομαι ἀ[εί]δειν). Freilich ist der Vers aus zwei verschiedenen Gedichtanfängen kontaminiert und somit von etwas fragwürdigem Wert.

Wie in der Dialektmischung zeigt die epische Sprache auch in zahlreichen anderen Erscheinungen ihren künstlichen durch eine lange Tradition ausgebildeten Charakter. Das daktylische Metrum nötigte vielfach zur Langmessung kurzer Vokale (ἀθάνατος, εἰνάλιος, ἱcτίη, οὐλόμενος, Πριαμίδης, θῦγατέρα), führte aber auch zur Bildung neuer Wortformen (z. B. μαχόμεcθα statt μαχόμεθα, ἱππιοχαίτης statt ἱπποχαίτης) und zu einem von der lebendigen Sprache abweichenden Gebrauch mancher Flexionsformen (z. B. Plur. statt Sing.). — Ferner unterlag die sprachliche Form der Epen im Laufe einer langen Überlieferung verschiedenen Entstellungen, die sich namentlich in einer Modernisierung, also einer Annäherung an die jedesmalige Sprachnorm äußerten.

Eine auf der Höhe der Wissenschaft stehende und vollständige Darstellung der epischen Sprache fehlt. Vorläufig müssen wir uns mit den Werken von *HAdMonro, A Grammar of the Homeric Dialect,* ² *Oxford 1891. GVogrinz, Grammatik der homer. Sprache, Paderborn 1889* und *IvanLeeuwen, Enchiridium dictionis epicae, Leiden 1892* behelfen. Eine vortreffliche Einführung in die an das Epos sich knüpfenden sprachlichen Probleme verspricht *EdHermanns Sprachwissenschaftlicher Kommentar zu Homer* zu werden, von dem eine Probe in der *Festschrift der Hansaschule zu Bergedorf (1908) 171–214* erschienen ist. — Von großer Wichtigkeit ist für die Beurteilung der homerischen Sprachform der chronologische Gesichtspunkt. Es fragt sich bei jeder Erscheinung, ob sie aus der aiolischen oder ionischen Epoche des Epos stammt, ob sie erst den jüngsten Entwickelungsstadien des Epos angehört oder bereits in nachepische, aber noch voralexandrinische Zeit fällt usw. Nicht immer ist natürlich eine Entscheidung möglich.

Die metrische Dehnung ist sehr gründlich in *WilhSchulzes Quaestiones epicae, Gütersloh 1892*, behandelt, die auch sonst reichen Aufschluß über die epische Sprache geben. Einzelnes berichtigen *OADanielsson, Zur metr. Dehnung im älteren griech. Epos, Upsala 1897* und *FSolmsen, Untersuchungen zur griech. Laut- und Verslehre, Straßbg. 1901.* Daß manche auffälligen Wortbildungen und Wortverwendungen der epischen Sprache sich aus dem metrischen Bedürfnis erklären, erkannte *FrEllendt, Über den Einfluß des Metrums auf Wortbildung und Wortverbindung, Königsbg. 1861.* Über die Verwendung des Plurals statt des Singulars *KWitte, Singular und Plural, Lpz. 1907.* – Die Modernisierung der epischen Sprache ist ein Vorgang, der schon sehr frühzeitig begonnen hat. So mag die Verdrängung des F weit zurückreichen. Die sog. 'epische Zerdehnung' beruht nicht auf Entstellung der unkontrahierten Formen durch die Abschreiber, sondern die offenen Formen sind in einer jüngeren Periode des Epos durch die kontrahierten ersetzt worden, und die Aussprache der durch die Kontraktion entstandenen langen *a* und *o* war ihrem Ursprung aus zwei Vokalen gemäß, noch eine derartige (zweigipflige oder dgl. – genau können wir sie nicht feststellen), daß die Vokale zweisilbig gemessen werden konnten. Vgl. falisk. *vootum* (anders urteilt jetzt *HEhrlich, RhMus. Mus. LXIII [1908] 107 ff.*). Archilochos' Κρεήτη = Κρήτη ist wie Νικιέης in dem späten parischen Epigramm *GKaibel Ep. Gr., Berl. 1878, 818* Nachahmung der epischen Zerdehnung, die also mindestens schon damals bestand, und Simonides' πυυρ = πῦρ kann auch hierher gehören. – Die bekannten Fälle εἶως, τείως, τεθνειώς, θείω erklären sich wohl daraus, daß die ursprünglichen Formen ἦος, τῆος, τεθνηώς, θήω durch die jüngeren ἕως, τέως, τεθνεώς ersetzt und in diesen das ε *metri causa* gedehnt wurde. – Die Hypothese, daß zahlreiche Fehler der Überlieferung durch den μεταχαρακτηρισμός d. h. durch die Umschrift der epischen Texte aus den verschiedenen lokalen archaischen Alphabeten in das später allgemein rezipierte ionische Alphabet verschuldet seien, haben *UvWilamowitz, Hom. Untersuch. (Phil. Unters. VIII) Berl. 1884, 286 ff.* und *ALudwich, Aristarchs homerische Textkritik, Lpz. 1885, II 420* mit Recht bekämpft. Ein wenig gewürdigtes Argument bildet die schon erwähnte Schale des attischen Vasenmalers Duris mit der Schulszene, in der der Hexameter auf der Rolle in ionischem Alphabet, die übrigen Beischriften in attischem geschrieben sind (*Griech. Vaseninschriften 106*). In den ersten Jahrzehnten des 5. Jahrh. wurden also auch außerhalb Ioniens die Epen in ionischem Alphabet niedergeschrieben, das im Buchwesen offenbar schon damals das herrschende war.

Das ionische Epos hatte ein ausgeprägtes literarisches Idiom geschaffen, das auch von Dichtern nichtionischer Herkunft verwendet wurde und seine konventionelle Form durch alle Zeiten bewahrte. Wie die verschiedenen Verfasser der sogenannten Homerischen Hymnen, braucht auch der Boioter Hesiod diese aiolisch-ionische Sprache des Epos. Er hat jedoch einige Aiolismen mehr als Ilias und Odyssee: ἀρώμεναι (*WT 22*), αἴνημι (*683*), den Gen. Pl. τριηκόντων (*696*), den Acc. ἄψιν = ἀψῖδα (*426*). Auffälliger sind gewisse Dorismen bei ihm: τέτορ(α) (*WT. 698*), der Acc. Pl. der *ā*-Stämme auf -ᾰς (κούρᾰς *Th. 60 u. a.*), ferner zwei Erscheinungen, die entweder aus einem dorischen Dialekt oder aus dem Aiolischen herrühren können, die Apokope von περί (περοίχεται *Th. 733*, περίαχε *678*), die im Thessalischen, Phokischen, Lokrischen, Elischen, Lakonischen und im Aiolischen vertreten ist, und der Gen. Pl. auf -ᾶν (μελιᾶν *WT. 145*, θεᾶν *Th. 41*). Woher sie stammen, ist noch nicht aufgeklärt.

HLAhrens (*Kleine Schriften, Hannover 1891, I 174 f.*) führt die aiolischen Elemente der Werke und Tage auf die Abkunft des Vaters Hesiods aus dem aiolischen Kyme, die Dorismen auf den Einfluß der hieratischen delphischen Poesie zurück. *AugFick, Hesiods Gedichte, Götting. 1887*, wendet auch auf Hesiod seine bekannten Prinzipien an und läßt die Ἔργα in ursprünglich rein aiolischem Dialekt abgefaßt sein. – Die Ἀσπὶς Ἡρακλέους v. 302 weist sogar einen Acc. Pl. auf -ος (ὠκύποδας λαγὸς ἥρευν) auf. Vgl. zu Hesiod jetzt *HJacobsohn, Phil. LXVII (1908) 325 ff. 481 ff. passim.*

Die epische Poesie hatte den Hellenen die erste Literatursprache gegeben: der von ihr geschaffene Sprachstil übte naturgemäß auch auf die in der Folgezeit entstehenden Gattungen der poetischen Literatur seinen Einfluß aus. Am stärksten

äußerte sich diese Wirkung begreiflicherweise in den Dichtungsgattungen, die mit dem Epos das daktylische Metrum gemein hatten, der Elegie und dem Epigramm. Die Sprache der Epigramme können wir sicherer als die anderer literarischer εἴδη beurteilen, weil sie uns nicht nur in Hdss. vorliegt, wo sie durch die Abschreiber entstellt sein kann, sondern auch aus antiker Zeit selbst auf Stein und Bronze, also in authentischer Form überliefert ist. Wir können aus diesem Material für die ältere Zeit die Regel ableiten: der Epigrammdichter verwendet in erster Linie seine eigene Mundart, gebraucht aber epische Dialektformen, wenn sie ihm metrisch bequemer, d. h. denen des eigenen Dialekts metrisch nicht gleichwertig sind, und entnimmt außerdem dem Epos einzelne Ausdrücke und Wendungen. So wird, da das daktylische Metrum viel Kürzen fordert, oft die homerische Genetivendung -οιο dem epichorischen -ου oder -ω vorgezogen. Z. B. schreibt man in Korkyra (*IGA. 346, 6*):

cὺν δάμωι τόδε cᾶμα κασιγνήτοιο πονήθη.

Es fällt dem Dichter nicht ein, das korkyr. δάμωι, cᾶμα durch homerisches δήμωι, cῆμα zu ersetzen, aber die epische Endung -οιο, die eine Kürze vor -ου voraus hat, verwendet er. Aus demselben Grunde erscheint homer. ἔην statt ἦν (in Chios, *EHoffmann, Sylloge epigr. graec., Halle 1893, 63, 4*), ἐνί statt ἐν (Elateia *EHoffmann 189*, Paros *n. 302* usw.); umgekehrt augmentlose Verbalformen, wo eine Silbe weniger benötigt wurde: θάνε statt ἀπέθανε (Pherai, *EHoffmann 193 u. o.*), νίκασε (Kephallenia, *Hoffmann 388*). Das Augmentum temporale fehlt, wo eine Kürze statt einer Länge erforderlich war (ὄλετο Pharsalos, *EHoffmann 55*). Der Athener braucht im Epigramm aus metrischer Bequemlichkeit γαῖα für γῆ (*EHoffmann 69. 90. 133*), ἠελίου für ἡλίου (*n. 73*), φιλέων für φιλῶν (*n. 108*), ἐών für ὤν (*n. 73*), νῆος, Κεφαλῆος für νεώς, Κεφαλέως (*n. 108. 268*), am Versschluß Ἀθήνη statt Ἀθηναία. Um einen Hiatus zu vermeiden, erscheint das paragogische ν auch in Gegenden, die es in Prosa nicht kennen (z. B. θῆκεν ἀποφθίμενος Thespiai; *EHoffmann 56*). Zu demselben Zweck oder, um Positionslänge zu erzeugen, wird τοῦ, τόν usw. in relativer Funktion verwendet: auf Chios (*EHoffmann 63*)

αὐτῇ ἐπέστησεν, τοῦ παράκοιτις ἔην.

Den stilistischen Einfluß der homerischen Sprache bezeugen die zahlreichen dem Epos entlehnten Ausdrücke und Formeln wie κασίγνητος für ἀδελφεός, παράκοιτις für γυνή (Chios, *EHoffmann 63*), ἀποφθίμενος statt ἀποθανών, πίνυτός (*17*), ὄρχαμος (*252*), ἀπώλεσαν ἀγλαὸν ἦβην, τὸ γὰρ γέρας ἐστὶ θανόντων, ἐνὶ μεγάροις ἐγένοντο usw. Ein besonderer Fall ist es, wenn Heimat des Verfassers und Aufstellungsort der Inschrift verschieden sind. Dann wird entweder der Dialekt des Aufstellungsortes gewählt — so in Athen in dem Grabepigramm des Aigineten *IG. II 2753*, des Gortyniers *II 2867*, der Herakleotin *II 2920* — oder es wird der Heimatsdialekt beibehalten, z. B. von den Ioniern in Athen (*AKirchhoff, Herm. V [1870] 48 ff.*); auch Dialektmischung konnte dann eintreten.

Diese aufgestellte Regel erleidet nun zwar schon in älterer Zeit gewisse Ausnahmen, aber sie können die Regel nicht umstoßen. So begegnen wir auf Inschriften von Athenern zuweilen ionischem η: Ἀθηναίη *EHoffmann 258* neben att. ἑαυτ[ῆς], auf der Grabschrift des Pythagoras von Salybria (*EHoffmann 32*) Πυθαγόρην neben προξενίας, δημοσίᾳ, Σαλυβρίαν, und andererseits dorischem ᾱ: Ἀθάνα neben πολιήοχε, μνῆμ', ἥδε (*EHoffmann 242*), Ἀθαναία neben ἀπαρχήν (*EHoffmann 214*). In jüngerer Zeit häufen sich solche Fälle: ein Nebeneinander von ion. att. η und dor. ᾱ

ist hier nichts Seltenes; sogar aiol. Μοιcâν begegnet gelegentlich auf einer attischen Grabschrift des 3.–2. Jahrh. v. Chr. (*GKaibel 845*). Hier hat der Einfluß der epischen Sprache, der dorischen und der aiolischen Lyrik die Regel durchbrochen oder, wenn man will, aufgehoben, wofür in einzelnen Fällen noch besondere Anlässe bestanden. In einem singulären Fall, dem Epigramm des Antigenes, *AP. XIII 28,* äußert sich die Einwirkung der dorischen Chorlyrik schon im Metrum. In dieser Weihinschrift eines Dreifußes für einen choregischen Sieg hat der Dichter dem Anlaß entsprechend gegen die Sitte ein dithyrambisches Versmaß gewählt und demgemäß am Schlusse des Epigrammes dorisch-aiolische Formen gebraucht: νίκαν, ἕκατι, θεâν, Μοιcâν.

Vgl. *RWagner, Quaestiones de epigrammatis graecis gramm., Lpz. 1883. AvMeß, Quaestiones de epigrammate attico et tragoedia antiquiore dialecticae, Bonn 1898,* ergänzt und berichtigt *AKirchhoffs* Ausführungen *Herm. V. s. o.* – Ein Beispiel der Dialektmischung bietet die Weihinschrift des Theräers Archedamos *EHoffmann 270* mit dor. ἐξηργάξατο neben att. Ἀρχέδημος (auf anderen Inschriften schreibt er sich Ἀρχέδαμος), Νυμφῶν, φραδαῖcι. Über Antigenes *UvWilamowitz, Herm. XX (1885) 62 ff.*, über Simonides' Epigramme *ders. GGN. 1897, 306 ff.*

Da das Epigramm nur eine bestimmte Anwendung der Elegie darstellt, so erwarten wir in ihr dieselben Sprachverhältnisse. Indessen zeigt die Überlieferung der elegischen Kunstdichtung einen viel engeren Anschluß an die epische Sprache als die volkstümliche epigrammatische Dichtung der älteren Zeit. Wieweit hier überall im einzelnen die echte Form erhalten oder entstellt ist, muß dahingestellt bleiben. Dagegen entzieht sich die iambische Dichtung, soweit sie uns vorliegt, als ein selbständiges Gewächs der ionischen Poesie dem Einfluß der epischen Kunstsprache und bedient sich des reinen Volksdialekts. Ähnlich steht es mit der melischen Dichtung: die lesbischen Aioler, die das Einzellied auf eine künstlerische Stufe erhoben, verwendeten für die literarische Gattung, die sie schufen, naturgemäß ihren Heimatsdialekt, verstatteten jedoch der epischen Sprache einigen, wenn auch keinen großen Einfluß. Auf dorischem Boden war es das Chorlied, das die eifrigste Pflege fand und dadurch zu einem eigenen poetischen εἶδος gestaltet wurde. Die Sprache dieser chorischen Dichtung bietet eine auffälligere Erscheinung als die der anderen lyrischen Gattungen. Ihre Grundlage bildet zwar ein – lokaler Idiotismen mehr oder weniger entkleideter – Dorismus, aber daneben begegnen aiolische Elemente, und der gewohnte homerische Einschlag fehlt nicht. So finden wir bei Alkman neben den Merkmalen dorischer Mundart (ἠτί, Μῶcα, ὠρανόν, τὼc ἀρίcτως, πωλύς, ὅκα, πόκα) in den femininen Partizipien das lesbische οι (ἔχοιcα, φέροιcα, λιποῖcα usw.), ferner das aiolische νν (κληννά = dor. κληνά), außerdem Homerismen wie das Fehlen des Augments (τέκε, κέντο, δῦcαν), die Form εὕδουcιν, in einem freilich verderbten Verse den Kasus auf -φι (ὠρανίαφι). In den Fragmenten des Ibykos und Stesichoros treten die aiolischen Formen ganz zurück und die epischen Elemente (Ὠκεανοῖο, ὄχεcφι, θρέψαν, κτάνον, παμφανόωντα, γεγαῶτας) um so mehr hervor, besonders auch im Stilistischen (κουριδίαν ἄλοχον, εὐcέλμος, ὀνομάκλυτος, ἐέλδωρ, ἀπειρεcίου κυκλαγμοῦ). Das aiolische Element in der chorischen Lyrik ist offenbar dem Einfluß der lesbischen Lieder zuzuschreiben, von denen das Chorlied nur eine auf dorischem Boden entwickelte Abart darstellt. In dem in Sparta wirkenden Kitharoden Terpander von Antissa tritt uns der Typus des unter Doriern wirkenden lesbischen Sängers entgegen, von dem der sapphische Vers gilt: πέρροχος ὡc ὅτ' ἄοιδος ὁ Λέcβιος ἀλλοδάποιcιν. Er und seine Nachfolger machten die aiolische Gesangeskunst in Lakonien

heimisch, die sich dort nunmehr selbständig weiter entwickelte. Nachdem aber die dorische Chorlyrik einmal ihren eigenen Stil ausgebildet hat, bleibt er von ihr auch auf nichtdorischem Boden unzertrennlich, und so verwenden auch die Ionier Simonides und Bakchylides, der Boioter Pindar, weniger die tanagräische Dichterin Korinna, diese künstliche Mischsprache. Aiolismen sind bei Simonides und Bakchylides nicht sehr zahlreich: κλεεννός, ἔλλαθι, bei Bakchylides einmal λαχοῖca, Μοῖca neben häufigem Μοῦca, ἐπαίνημι, das schon im hesiodischen αἴνημι ein Vorbild hat, also nebst ἔμμεν und ἄμμι aus dem Epos stammen kann. Episch ist weiter der Mangel des Augments in βάλλε, κίχε, ἄναccεν und vieles im Wortschatz. Die Doris der beiden keischen Dichter wird von den antiken Grammatikern als ἀνειμένη καὶ χθαμαλή gekennzeichnet, die Überlieferung bietet sogar vereinzelt ionisches -cι bei Bakchylides ἴcχουcι, οἰκεῦcι neben καρύξοντι, πτάccοντι, cεύοντι, andererseits aber weniger gewöhnliche Dorismen wie die Infinitivformen auf -εν (ἴcχεν, ἐρύκεν, θύεν, φυλάccεν). Besonders auffällig ist ionisches η vereinzelt im Wortinnern: φήμα (neben φᾱμί), ἐπίζηλος, πολύζηλος. In der Sprache des größten griechischen Chorlyrikers, Pindars, erkennen wir dieselben Komponenten. Die aiolischen ι-Diphthonge vor c erscheinen bei ihm nicht nur in den Femininen auf -οιca (κλέπτοιca, διαγγέλλοιca, ἔχοιca), sondern auch in den maskulinen Partizipien (ὀρθώcαις, ὁμόccαις), in der 3. Plur. Praes. ἀριcτεύοιcι und im Acc. Plur. δίcκοις, αἰχμαίc; ferner begegnet das aiolische νν (κλεεννός, κελαδεννός, φαεννός) und αἴτημι, und von homerischen Aiolismen ἄμμε, ὔμμε, ἔμμεναι, von epischen Formen überhaupt der Gen. Sg. auf -οιο (βωμοῖο, νόcτοιο) und augmentlose Praeterita (cύτο, πέφνε, ἕπετο, ὄλeccε) Wie bei Bakchylides bietet stellenweise die Überlieferung und zwar aller oder der besten Handschriften ionisches η: Γηρυόνα, Ἀθηναία, Εὔφημος, ἡμέραις, προcηύδα, cιδηρίταν, Μυκηνᾶν u. v. a. Dazu tritt bei Pindar noch ein Element, das er mit Hesiod gemein hat: πέροδος für περίοδος und ein weiteres, das wie die Apokope von περί im delphischen, lokrischen, thessalischen Dialekt erscheint, die Verbindung von ἐν mit dem Akkusativ.

Wir können nicht in jedem einzelnen Fall entscheiden, ob die Überlieferung zuverlässig ist oder nicht, zumal wenn die Handschriften schwanken, aber daß diese ganze bunte Dialektmischung nicht bloß auf die Ungenauigkeit der Abschreiber zurückgeht, kann heute kaum noch bezweifelt werden. Wir haben Analogien schon in den Steininschriften gefunden, und der aus dem 4. Jahrh. stammende Papyrus mit den 'Persern' des Timotheos bietet in diesem Nomos in ziemlich bunter Mischung dor. ᾱ neben attischem η: νᾶες, μάτηρ, cίδαρος, ἁμέρα, πλαγά, Ἕλλαν, Καλλιόπα — cκηνάς, cτολή, κηρύκων, ἤγαγες, im Gen. Plur. durchweg dor.-aiol. -ᾶν, im Dat. Sg. -αι. Für eine jüngere Zeit, das 2. Jahrh. v. Chr., beweist der epidaurische Stein mit dem Hymnus des Isyllos, der den epidaurischen Dialekt (dor. ᾱ, ὅκα, τύγα, ποcτείχοντι, ποι) mit epischer Sprache (ion.-att. η, coι neben τοι, Infin. auf -ειν und -εν) verbindet. Wir müssen wohl den Vorgang mehr als eine Vermischung der poetischen Stile denn als eine Dialektmischung auffassen: man wählte die epische Sprache, wenn man den epischen Erzählungston anschlagen wollte, die aiolischen Formen, wo man sich im melischen Stil bewegte. Daß hier aber doch eine gewisse Willkür herrschte, läßt sich kaum bestreiten.

Über die Sprache der lyrischen Poesie haben die Ansichten lange geschwankt. *AFührer, Die Sprache und die Entwicklung der griech. Lyrik, Münster 1885,* wendete die Ficksche Methode auch auf die Lyriker an, denen er, von epischen Elementen abgesehen, reinen Dialekt beigelegt wissen wollte. Die richtige Anschauung bahnte *HLAhrens, Über*

die Mischung der Dialekte in der griech. Lyrik (*Götting. 1852 = Kleine Schriften, Hannover 1891 I 157 ff.*) an. S. sodann *UvWilamowitz, Über die Entstehung der griechischen Schriftsprachen, Verh. der 32. Phil.-Vers. 1878, 36ff. Isyllos v. Epidauros* (*Phil. Unters. IX*) *Berl. 1886, 25 f.; Textgeschichte der griech. Lyriker, AbhGG. IV 3, Berl. 1900. Timotheos Perser, Lpz. 1903. Textgeschichte der griech. Bukoliker* (*Phil. Unters. XVIII*) *Berl. 1906. Berl. Klassikertexte V 2* (*Berl. 1907*). Vgl. ferner *EdZarncke, Die Entstehung der griech. Literatursprachen, Lpz. 1890*, wo weitere Literatur angegeben ist. — Über Pindars Sprache *OSchröder* im *Vorwort seiner Ausgabe, Lpz. 1900, 21ff.* Über Bakchylides *JSchöne, De dialecto Bacchylidea, Leipz. Stud. XIX* (*1899*) *181ff.*

Das attische Drama, erwachsen aus der Verbindung chorischer Lyrik mit iambisch-trochäischer Poesie, zeigt sich naturgemäß auch in seiner Sprachform mit diesen Dichtungsgattungen verwandt. Die Chorlieder sind in einer allerdings sehr gemilderten Doris abgefaßt, deren Merkmal meist nur noch im dorischen ᾱ besteht, der Dialog in attischem Dialekt. Hier wie da äußert sich der Einfluß der epischen Sprache besonders im Wortschatz, aber auch in den Formen (Gen. auf -οιο, Fehlen des Augments: ἄμμι, ὔμμι, τεός u. a.).

Material bei *BGerth, Quaestiones de graecae tragoediae dialecto, Curt. Stud. I 2, 191ff. AvMeß a. a. O. 30ff.* Vgl. ferner *WAly, Die Aeschyli copia verborum, Berl. 1904.*

Prosaische Aufzeichnungen sind bei den Griechen gewiß so alt wie der Gebrauch der Schrift überhaupt, und wie die Inschriften lehren, bediente sich dabei jeder Stamm seines eigenen Dialektes. Eine wirkliche Prosaliteratur entwickelte sich aber erst, als die wissenschaftliche Forschung, Historiographie, Philosophie, Geographie, Astronomie, Medizin, soweit gediehen war, zu schriftlicher Aufzeichnung ihrer Ergebnisse zu schreiten. Darin gingen die Ionier voran, und so entstand bei ihnen zuerst eine Prosaliteratur, die den ionischen Dialekt zu einer allgemein brauchbaren Schriftsprache gestaltete. Daß sie ihre Ausdrucksmittel zum Teil der epischen Sprache entlehnte, ist um so natürlicher, als die älteren Forscher und noch Empedokles im 5. Jahrh. für ihre Schriften die epische Form verwendet hatten. Diese ionische Schriftsprache kam bald zu solcher Geltung, daß sie auch von nichtionischen Autoren angenommen wurde wie dem Halikarnassier Herodot, in dessen Vaterstadt sie allgemein eingeführt war, dem Lesbier Hellanikos, dem Koer Hippokrates, dem Syrakusaner Antiochos. Sie war also auf dem Wege zur gemeingriechischen Schriftsprache zu werden, und die literarische Entwicklung hätte gewiß dahin geführt, wenn nicht die in Attika aufblühende Prosa der ionischen den Rang abgelaufen hätte. Die politische und geistige Entwicklung, die Athen im 5. Jahrh. zum πρυτανεῖον τῆς Ἑλλάδος erhob, machte es auch zum literarischen Vorort. Anfangs wendeten die attischen Autoren ihren Dialekt noch mit einer gewissen Schüchternheit an und vermieden daher teilweise den lokalen Idiotismus ττ für ionisches und sonstiges σσ, wählten auch ion. ἤν für att. ἐάν: so Antiphon, Thukydides, während schon Andokides κηρύττειν, κρείττων geschrieben zu haben scheint. Bald aber drang der reine Dialekt durch, und diese attische Schriftsprache machte der ionischen so erfolgreich Konkurrenz, daß nun auch sie von fremden Schriftstellern wie dem Syrakusaner Philistos (um 375 v. Chr.), dem Stymphalier Aineias (um 358) angewendet wurde, hatte doch schon der Ionier Gorgias sich ihrer bedient und durch seine Stilistik die attische Kunstprosa begründet.

Zur ionischen Schriftsprache vgl. *EdZarncke, Entstehung der griech. Literatursprachen, 11ff.* Über die stilistische Entwicklung der attischen Prosa, auf die hier nicht eingangen werden kann, s. das große Werk von *ENorden, Die antike Kunstprosa, I Lpz. 1898,* ² *1909* ferner *GThiele, Herm. XXXVI* (*1901*) *218ff.*, der für Gorgias' Sprache das att. ττ erschließt.

Die griechische Gemeinsprache

Das Verschwinden der lokalen griechischen Dialekte ist bedingt durch die Entstehung einer griechischen Gemeinsprache im Zeitalter des Hellenismus. Ganz deutlich läßt sich diese Entwicklung zur Einheit zunächst auf dem Gebiete der Literatur und Schriftsprache erkennen. Hier hatte schon vor Alexander die attische Prosa einen derart maßgebenden Einfluß gewonnen, daß immer mehr nichtattische Autoren sich ihrer bedienten und schließlich die literarische Verwendung anderer Dialekte außerhalb der Poesie – wie die Doris des Mathematikers Archimedes im 3. Jahrh. – zur seltenen Ausnahme wurde. Die seit Alexander über den ganzen Orient sich ausbreitende hellenistische Kultur machte den attischen Dialekt, den schon Philipp in die makedonische Staatskanzlei eingeführt hatte, nach und nach auch zur allgemeinen Schriftsprache. Die Prosa der hellenistischen und der Kaiserzeit enthält jedoch in größerer oder geringerer Zahl gewisse Elemente, die dem Attisch der klassischen Epoche fremd sind, auch wenn wir von allen rein stilistischen Unterschieden absehen, wie sie durch den zeitlichen Abstand, die literarische Entwickelung, die individuellen Verschiedenheiten der einzelnen schriftstellerischen Persönlichkeiten bedingt sind. Diese Merkmale der jüngeren Gräzität gehören allen Gebieten der Grammatik an. Lautliche Beispiele, die sich in einer Schriftsprache naturgemäß als orthographische darstellen, sind die Verwechslungen von αι mit ε und η, von οι mit υ, die auf dem Wandel dieser Diphthonge in Monophthonge beruhen (χῆρε = χαῖρε, χέρυ = χαίροι, ὖκος = οἶκος u. dgl.), die Vertauschung von η mit ι und ει (ἴρως = ἥρως, ἐτίμεισεν = ἐτίμησεν), der Ersatz der Mediae durch Spiranten (ῥαυδους = ῥάβδους, Ταραπιγήωι = Ταραπιείῳ), die Erweichung der Tenues nach Nasalen. Flexivische Fälle sind der Akkusativ Sing. der konsonantischen Stämme auf -αν (γυνεκαν = γυναῖκα), der Acc. Pl. derselben Stämme auf -ες (τοὺς λέγοντες), die Übertragung dieser Endung auch auf die femininen ᾱ-Stämme (ἡμέρες), die Aoriststämme mit ξ von Dentalstämmen (κατεσκεύαξε), der Übertritt der Verba auf -μι in die Flexion der Verba auf -ω (δίδω = δίδωμι) u. a. In der Syntax fällt das Schwinden des Dativs auf, daher der Ersatz der Präposition ἐν c. dat. durch εἰς c. acc., ferner der Untergang des Optativs und der Zusammenfall des Konjunktivs mit dem Indikativ. Zahllos sind endlich die lexikalischen Unterschiede der hellenistischen Schriftsprache vom klassischen Attisch einschließlich der Wortbildung, auch wenn wir hier das Stilistische wieder in Abzug bringen.

Es kann keine Frage sein und wird auch von niemandem bezweifelt, daß diese in ihrer Summe sehr zahlreichen Elemente, die der späteren Gräzität ihr eigentliches Gepräge geben, aus der Umgangssprache der hellenistischen Zeit stammen. Je mehr ein Schriftsteller oder Schreiber dem Einflusse der Sprache, die er im Leben sprach und hörte, nachgab, desto stärker sind in seiner Prosa jene dem klassischen Attisch fremden Elemente vertreten. Die Fachliteratur und die rhetorische Prosa bieten verhältnismäßig das reinste Attisch und unterliegen hauptsächlich im Wortschatz, weniger in der Formenwahl und der Syntax den Einwirkungen der lebenden Sprache. Dasselbe gilt von der Kanzleisprache, soweit nicht einzelne ungebildete Schreiber oder Steinmetzen vulgäre Formen in die von ihnen kopierten Texte einfließen ließen. Ebenso schrieb natürlich jeder gebildete Mann auch im Privatverkehr. Wäre die Entwickelung der Schriftsprache auf diesem Wege fortgefahren, so hätte sie sich wahrscheinlich immer mehr der Volkssprache genähert. Allein die energische Reaktion, die in der römischen Periode gegen diese An-

näherung an die lebende Sprache eintrat und die Rückkehr zu den klassischen Vorbildern predigte, der 'Attizismus', hat die Literatursprache wieder auf die Bahn des reinen Attisch zurückgelenkt und die Hellenen für lange Zeit zur Diglossie verurteilt. Nur die sich mehr an die niederen Volksklassen wendende Literatur, die Septuaginta-Übersetzung des Alten Testaments, das Neue Testament und ein Teil der frühchristlichen Literatur, hielt sich von der streng attizistischen Richtung fern und machte der Sprache des Volkes nicht ganz unbedeutende Konzessionen. Noch weiter geht darin, aber unabsichtlich, eine dritte Klasse von Texten, die privaten Aufzeichnungen der minder Gebildeten, Briefe, Eingaben an Behörden, Rechnungen, Konzepte, Schreibübungen, wie sie uns jetzt so massenhaft auf Papyri vorliegen, dazu die meist etwas sorgfältiger abgefaßten privaten Inschriften. Auch diese Leute wollen die herrschende Schriftsprache, d. h. attisch schreiben und verfallen nur aus Unkenntnis derselben in die Sprache des täglichen Lebens, die sie zuweilen annähernd getreu, doch fast nie ganz rein wiedergeben.

Das reiche Material, das uns die epigraphischen und Papyrusfunde der letzten Jahrzehnte geliefert haben, gestattet uns jetzt ein ganz anderes Urteil als früher über die Sprachverhältnisse der jüngeren Gräzität. Die Fülle der Gesichtspunkte und Aufgaben, die sich auf diesem bis vor kurzem noch so wenig bestellten Felde der Forschung darbieten, läßt sich freilich in unserer kurzen Skizze nicht einmal andeuten. Zur Orientierung über den ganzen Komplex der Fragen dient das Buch von *AThumb, Die griechische Sprache im Zeitalter des Hellenismus, Straßbg. 1901.* Aus der Literatur über die Sprache hellenistischer Autoren erwähne ich *FKaelker, De elocutione polybiana, Lpz.Stud. III (1889) 220ff. WilhJerusalem, Die Inschr. von Sestos und Polybios, WienSt. I (1879) 32ff.* Zum Attizismus vgl. *UvWilamowitz, Herm. XXXV (1900) 1ff.* Über die Sprache der einzelnen Attizisten bietet Sammlungen *WSchmid, Der Atticismus in seinen Hauptvertretern, Stuttg. 1887ff.* – Die Ansicht von einer spezifischen Eigenart der biblischen Gräzität ist jetzt aufgegeben. Der weitaus größte Teil der Erscheinungen, die man als Hebraismen, als Merkmale des Judengriechisch angesehen hat, kehrt in profanen hellenistischen Texten wieder: dies hat zuerst *AdDeißmann, Bibelstudien, Marb. 1895* und *Neue Bibelstudien, 1897,* durch Vergleich mit der Sprache der Papyri nachgewiesen. Zur LXX s. *RHelbing, Grammatik der Septuaginta, Götting. 1907.* Die Tatsachen der neutestamentlichen Gräzität registrieren *Winers Gramm. des neutestamentl. Sprachidioms,* [8] *bearb.* von *PWSchmiedel, Götting. 1894ff.* und *FBlaß, Gramm. des neutestamentl. Griechisch,* [2] *Götting. 1902.* Prolegomena dazu gibt *WFMoulton, A Grammar of New Testament Greek*[2] *I, Edinburgh 1906.* Zur Sprache der altchristlichen Literatur *s. HReinhold, De graecitate patrum apostolicorum librorumque apocryphorum N. T. quaest. gramm., Halle 1898.* – Die Sprache hellenistischer Inschriften untersuchen *ESchweizer, Gramm. d. pergamen. Inschriften, Berl. 1898* und *ENachmanson, Laute und Formen der magnetischen Inschr., Upsala 1903.* In derselben Weise sind natürlich alle Inschriften hellenistischer und römischer Zeit auszubeuten, sobald sie in übersichtlichen Sammlungen vorliegen. – Die reiche Fundgrube der Papyri ist noch am wenigstens ausgeschöpft. Den älteren Texten ist *EMaysers Gramm. der griech. Papyri der Ptolemäerzeit, Lpz. 1906,* gewidmet. Sehr reichhaltig ist *WCrönerts Memoria graeca Herculanensis cum titulorum, Aegypti papyrorum, codicum denique testimoniis comparata, Lpz. 1903. KDieterichs Untersuchungen zur Geschichte der griech. Sprache, Lpz. 1898,* bieten viel Material, sind aber wegen der zahlreichen Versehen mit Vorsicht zu benutzen.

Die Diglossie, die, im Zeitalter des Hellenismus entstanden, durch die attizistische Richtung erst recht stark ausgeprägt worden war, geht durch die ganze weitere Geschichte der griechischen Sprache bis in die Gegenwart hindurch. Auch im byzantinischen Mittelalter stand neben der im wesentlichen attischen Kunstprosa der großen Literatur die Umgangs- oder Volkssprache, die freilich nur in verhältnismäßig wenigen literarischen Denkmälern, wie den Heiligenleben des Kyrill, des Leontios von Neapolis u. a., in den Chroniken des Malalas und des Theophanes Confessor, außerdem in Urkunden zu Worte kommt. Erst etwa vom 12. Jahrh. ab

gelangt sie in einer Reihe poetischer Denkmäler wie dem Spaneas, den Gedichten des Prodromos, der Chronik von Morea, dem Physiologos, verschiedenen Romanen stärker zur Geltung. Diese 'vulgärgriechischen' Dichtungen sind die ersten Proben der neugriechischen Volkssprache, wie sie heute in Griechenland und den griechischen Gegenden des türkischen Reiches gesprochen wird. Auch in der Gegenwart aber ist von dieser dialektisch differenzierten Sprache, der δημοτικὴ γλῶσσα, die herrschende Schriftsprache, die sogen. καθαρεύουσα, durchaus verschieden. Diese nimmt in der Gestalt, die sie um die Wende des 18. Jahrh. erhalten hat, die Traditionen der alten Literatursprache wieder auf, die in der Zeit der Komnenen und Paläologen (11.—15. Jahrh.) eine neue archaisierende Ära durchlaufen hatte: sie ist im wesentlichen altgriechisch mit einigen wenigen Konzessionen an die Sprache des Tages.

Über die neuere Geschichte der griechischen Sprache orientieren *KKrumbacher, Das Problem der neugriech. Schriftsprache, Münch. 1903. GHatzidakis, Die Sprachfrage in Griechenland, Athen 1905, 49 ff. Α. Σκιάς, Ὁ ἀληθὴς χαρακτὴρ τοῦ λεγομένου γλωσσικοῦ ζητήματος* im *Wissensch. Jahrbuch der Univ. Athen 1902–3, Athen 1904, 131 ff.* Von dem Streit um die moderne griechische Schriftsprache ist hier nicht der Ort zu handeln.

Wie man sieht, entspricht die moderne Diglossie demselben bereits antiken Zustand, sie ist ein Erbe aus dem Zeitalter des Hellenismus, und es ergibt sich ferner aus der historischen Grammatik, daß die neugriechische Volkssprache die Fortsetzung der hellenistischen bildet. Fast alle jene aus der Umgangssprache stammenden Elemente der hellenistischen Schriftsprache finden sich im heutigen Neugriechisch wieder, und umgekehrt erweisen sich sehr viele Merkmale des Neugriechischen als bereits antik. Daraus folgt, daß die neugriechische Volkssprache ungemein wichtig für die richtige Beurteilung der Sprachverhältnisse in der Epoche des Hellenismus ist: sie erweist, verglichen mit der antiken Schriftsprache, was an dieser volkstümlich ist und was nicht, sie hilft uns also die hellenistische Umgangssprache wieder erschließen. Wenn wir beispielsweise bei hellenistischen Autoren ναός und λαός lesen statt att. νεώς und λεώς, so ergibt sich aus dem Neugriechischen, das allein ναός und λαός kennt, daß dies in der Tat die volkssprachlichen Formen waren. – Wir haben also für die hellenistische Epoche zwei Gemeinsprachen zu unterscheiden, eine mündliche Κοινή, die Umgangssprache oder Volkssprache, und eine von dieser mehr oder weniger beeinflußte, im Prinzip aber attische Literatursprache, die schriftliche Κοινή.

Wegen der Wichtigkeit des Neugriechischen für die Erforschung der hellenistischen Sprache seien hier einige Literaturnachweise gegeben (vgl. *GMeyer, Ngr.Stud. I, Wien 1894. AThumb, Idg. Anz. I [1892] 38. 146. VI [1897] 210. IX [1900] 17*). Als Einführung zu empfehlen ist *AThumbs Handbuch der ngr. Volkssprache, Straßb. 1895*, als Wörterbuch *Βλάχος, Λεξικὸν Ἑλληνογαλλικόν, Athen 1897.* Zur ngr. Grammatik vgl. *GHatzidakis, Einleitung in die ngr. Grammatik, Lpz. 1892. Γλωσσολογικαὶ μελέται I., Athen 1901. Μεσαιωνικὰ καὶ Νέα Ἑλληνικά I. II. Athen 1905–7. JPsichari, Études de philologie néo-grecque, Paris 1892. PKretschmer, Der heutige lesbische Dialekt verglichen mit den übrigen nordgriech. Mundarten* (= *Schriften der Balkankommission d. Wien. Akad., Wien 1905*). *KDieterich, Sprache und Volksüberlieferungen der südl. Sporaden (ebd. 1908). HPernot, Études de linguistique néo-hellénique. I. Paris 1907. GMorosi, Studi sui dialetti greci della Terra d'Otranto. Lecce 1870.* – Über die Unterscheidung einer mündlichen und schriftlichen Κοινή s. *PKretschmer, Entstehung der Koine S.Ber.Wien.Akad. CXLIII 36*; auf ähnlichem Standpunkt steht *AThumb, Die griech. Sprache, Straßbg. 1901, 6 ff.*

Fragen wir nach dem Wesen und Ursprung der auf die bezeichnete Weise erschlossenen mündlichen Κοινή, so muß vor allem betont werden, daß sie nicht unbedingt einheitlich ist, sondern wie dies bei einer weit ausgebreiteten mündlichen

Gemeinsprache natürlich ist, dialektische Differenzen zeigt. Wenn z. B. η teils mit ε, teils mit ι vertauscht wird, so weist dies auf zwei sich gegenseitig ausschließende Entwickelungen des η. Oder der akkusativische Gebrauch des Nom. Pl. auf -ες (τοὺς λέγοντες) kann auch in der Volkssprache nicht ganz allgemein gewesen sein, da der Akk. Pl. auf -ας heute noch auf Ikaros vorkommt und hier gerade als rustik empfunden wird. Und während die Schriftsprache im wesentlichen attisch ist und bleibt, ist die Volkssprache im Prinzip indifferent gegen dialektische Reinheit und trägt einen ausgesprochenen Mischcharakter. Sie enthält außer einem wichtigen Merkmal, der bekannten Verteilung von ᾱ und η, auffallend wenige Erscheinungen von spezifisch attischem Charakter, aber viele direkt unattische Merkmale. Namentlich im Lautlichen, für das ja auch eine Schriftsprache mit ihren durchaus nicht eindeutigen Zeichen einen gewissen Spielraum läßt, siegten mehrfach die unattischen Tendenzen. Statt. att. ττ hat die Volkssprache σσ und, während die Attiker gerade für δασυντικοί galten, ist die Psilosis in ihr durchgedrungen. Unattisch ist auch die für das Neugriechische so charakteristische Monophthongierung von αι und οι, die der boiotischen Behandlung dieser Diphthonge entspricht. Vor Vokalen wird der Unterschied besonders deutlich: hier hat das Attische αι zu ᾱ gewandelt, eine Entwickelung, die von dem Wandel αι > *e* so verschieden ist wie etwa die oberdeutsche von der niederdeutschen Behandlung des Diphthongen *ai*. Attischem Ἀθηνᾶι, ἐλᾶα, κᾶω, κλᾰ́ω aus Ἀθηναία, ἐλαία, καίω, κλαίω steht vulgäres *eléa, kéo, kléo* = ngr. ἐλιά, καίγω, κλαίγω (mit *e*) gegenüber. Unbestritten sind die zahlreichen Ionismen der mündlichen Κοινή, aber auch die übrigen Dialekte haben, was man mit Unrecht in Zweifel gezogen hat, nicht wenig beigesteuert. So wird man die hellenistischen und neugriechischen Aoriste mit ξ statt σ (κατεσκεύαξε, σχίξας, ngr. ἐξέταξα, ἐχαιρέτιξα) kaum von der analogen dorischen Bildungsweise trennen können. Vielfach handelt es sich hier um Einzelheiten, um lexikalische Fälle, die mehr durch ihre große Zahl als einzeln genommen durch ihre Bedeutung ins Gewicht fallen.

Über die Entstehung dieser Vulgärsprache können wir nur Vermutungen aufstellen. Was wir deutlicher erkennen, ist nur das endgültige Ergebnis der Entwickelung, das uns schließlich im Neugriechischen unmittelbar vorliegt. Es läßt sich z. B. nicht sagen, ob zuerst die attische Schriftsprache auch als mündliche Gemeinsprache gebraucht wurde und nach und nach Elemente anderer Dialekte in sich aufnahm oder ob etwa die Basis von vornherein eine im östlichen Mittelmeerbecken herrschende ionisch-attische Verkehrssprache war. Wahrscheinlich ist jedenfalls, daß die hellenistischen Großstädte und Hafenorte mit ihrer aus allen griechischen Stämmen gemischten Bevölkerung, in erster Linie Alexandreia, daneben etwa auch Antiocheia, der Boden waren, auf dem sich aus und über den Dialekten jener Mischcharakter entwickelte, der der mündlichen Gemeinsprache ihr Gepräge gibt.

Meine Ansichten über die Κοινή habe ich in den *S.Ber.Wien.Akad. CXLIII Nr. X* (*Die Entstehung der Koine, Wien 1900*) dargelegt und halte daran fest trotz des Widerspruches von *AThumb, Die griech. Sprache, Straßbg. 1901, VI*, und anderen, die zu einseitig die attische Grundlage betonen und den Mischcharakter der mündlichen Koine verkennen. Auf die Streitfragen genauer einzugehen fehlt es hier an Raum.

3. Die lateinische Sprache

Die Geschichte der lateinischen Sprache läßt sich etwas kürzer erzählen als die der griechischen; wir können sie zeitlich nicht so weit zurückverfolgen wie diese und haben es in ihr auch nur mit einem einzigen Dialekt zu tun. Allerdings können

wir die Urgeschichte des Lateinischen nicht darstellen, ohne daß wir auch den übrigen Sprachen und Völkern der Appenninhalbinsel Beachtung schenken, dem Milieu, aus dem das Lateinische hervorgegangen ist. Es sind dies namentlich die umbrisch-sabellischen Stämme und die Etrusker.

Die italische Dialektgruppe

Der indogermanische Sprachzweig, zu dem das Lateinische gehört, der italische im engeren Sinne, bestehend aus dem Umbrischen, den sabellischen Dialekten und dem Lateinisch-Faliskischen, ist in historischer Zeit über ganz Mittel- und Unteritalien mit Ausschluß Etruriens verbreitet. Daß die Träger dieser Sprache in ihre historischen Sitze eingewandert sind wie die Hellenen auf der Balkanhalbinsel, ergibt sich aus ihrer Verwandtschaft mit den übrigen Indogermanen. Aber diese Vorgänge liegen zeitlich so weit zurück, daß die geschichtliche Tradition hierüber nichts berichtet, und sie versagt uns auch sonstigen Aufschluß über die älteste Geschichte dieser Nation. So sind wir ganz auf zwei andere Quellen angewiesen, die sprachlichen und die archäologischen Tatsachen.

Nach der Sprache unterscheiden wir unter diesen Völkern zwei Gruppen von sehr ungleichem Umfange, die umbrisch-sabellische und die latinisch-faliskische. Das Umbrische ist fast ausschließlich durch die Tafeln von Iguvium vertreten und daher von seiner etwaigen dialektischen Differenzierung sehr wenig bekannt. Von der südlichen Gruppe der italischen Mundarten, die die heutige Wissenschaft mit Erweiterung einer antiken Benennung als sabellische bezeichnet, kennen wir am genauesten die oskische, von der uns die meisten Denkmäler die samnitische Bevölkerung Campaniens, einige auch Samnium, Lucanien und Bruttium hinterlassen hat. Es ist eine Streitfrage, ob das Oskische die Sprache der vorsamnitischen Bevölkerung Campaniens war, die die Griechen Ὀπικοί nennen, und von den Samniten, als sie im 5. Jahrh. Campanien erobert hatten, als Schriftsprache angenommen und weiter verbreitet wurde, oder ob das Oskische von Haus aus vielmehr die Sprache der Samniten war und nur von den Römern inkorrekt nach der mit den Samniten nicht näher verwandten älteren Bevölkerung von Campanien benannt worden ist. Die nächstliegende Annahme ist wohl, daß die *lingua Osca* wirklich die Sprache der Osker war, das Samnitische aber zwar zu derselben Dialektgruppe wie das Oskische gehörte, jedoch mundartlich von ihm verschieden war. Auf das Vorhandensein solcher dialektischen Differenzen weisen die Abweichungen der Sprache des Stadtrechtes von Bantia in Lucanien von dem Idiom der oskischen Inschriften Campaniens. Während in letzterem *i̯* nach Konsonanten erhalten blieb, wurde in Bantia *li̯* zu *ll* (*allo* = *alia*), *ti̯* zu *s* (*Bansa* = *Bantia*), *di̯* zu *z* (*zicolom* 'Tag' = **diēculum*). Diese Behandlung von Dental + *i̯* läßt sich aber auch im Stammlande der Samniten, bei den Sabinern nachweisen (sabin. *Clausus* = *Claudius*), ferner bei den zwischen Sabinern und Samnium wohnenden Marsern in ihrem Volksnamen *Marsi* (auf einer mars. Inschrift *Martses*) = *Martii*, bei ihren paelignischen Nachbaren *Musesa* = *Musedia* und in dem von Lykophron überlieferten Μαμέρϲα unbekannter Provenienz = *Mamertia* (campan. *Mamerttiais*). Wenn also sonst auf Inschriften Süditaliens und Samniums derselbe Dialekt wie in Campanien geschrieben wird, so sind hier wohl die dialektischen Differenzen zugunsten der oskischen Schriftsprache unterdrückt worden. Dagegen treten uns bei den übrigen Stämmen Mittelitaliens auf den wenigen Inschriften, die wir von ihnen besitzen, vom Oskischen abweichende originelle Mundarten entgegen.

Über die umbrisch-sabellischen Dialekte belehren jetzt am besten die Werke von *RvPlanta, Grammatik d. osk.-umbr. Dial., Straßbg. 1892–97. RSConway, The Italic Dialects, Cambridge 1897* und *CDBuck, Elementarbuch der oskisch-umbrischen Dialekte, deutsch von EProkosch, Heidelbg. 1905.* Bahnbrechend für diese Studien waren *ThMommsens Unterital. Dialekte, Lpz. 1850* (vergriffen), ferner *ThAufrecht und AKirchhoff, Die umbr. Sprachdenkmäler, Berl. 1849–51. FBücheler Umbrica, Bonn 1883.*

Für die Dialektverhältnisse innerhalb des italischen Sprachzweiges ist es zunächst charakteristisch, daß der Abstand zwischen der umbrisch-sabellischen und latinisch-faliskischen Gruppe ein relativ sehr bedeutender ist, viel größer z. B. als zwischen den griechischen Mundarten. Lautliche Unterschiede sind unter anderen auf umbrisch-sabellischer Seite *p*, *b* für lat.-fal. *qu*, (*g*)*u*, Assimilation von *nd* zu *nn*, von *x* zu *ss*, Wandel von *ns* zu *f*, von *kt*, *pt* zu Spirans + *t*, ausgedehnte Synkope kurzer Vokale (z. B. osk. *factud*, *húrz* = lat. *facito*, *hortus*), Labialisierung von auslautendem *-ā* in *-ō*, auf lateinischer Seite die weitgehende Vokalschwächung in Mittelsilben (lat. *integer*: umbr. *antakres*). Zu den flexivischen Differenzen gehört der Nom. Pl. auf *-ae*, *-i* im Lat. gegenüber osk. umbr. *-ās*, *-ōs*, bei den konsonantischen Stämmen auf *-ēs* für osk. *-(ĕ)s*, der osk.-umbr. Gen. Sg. der *o*- und konsonantischen Stämme auf *-eis* für lat. *-ī* und *-is* (*-us*). Zahlreich sind die Unterschiede in der Konjugation: dem lat. Futurum *amabo*, fal. *pipafo* stehen osk. *deivast*, umbr. *prupehast* gegenüber, dem lat. *dixerit*, *venerit*, osk. *dicust*, umbr. *benust*; starke Abweichungen zeigen die Perfektbildungen, der Infinitiv geht im Umbr. und Osk. auf *-om* aus, dieselbe Dialektgruppe kennt einen mit *-m-* gebildeten Imperativ Pass. osk. *censamur*, umbr. *persnihmu* usw. Syntaktisch bemerkenswert ist die Bewahrung des Lokativs und die Häufigkeit der Postpositionen im Umbrischen und Oskischen. Zu diesen zahlreichen Abweichungen gesellt sich nun eine merkwürdig große Verschiedenheit des Wortschatzes. Für die gewöhnlichsten Begriffe, wie Feuer, Mann, Gemeinde, Sache, Geld, Recht, Tür, gut, wollen, wohnen, ferner für die demonstrativen Pronomina bestehen in beiden Dialektgruppen verschiedene Ausdrücke. Vergleicht man den Text des Gesetzes von Gortyn hinsichtlich seines Wortschatzes mit dem Attischen, so kommen auf 100 Worte etwa 10–15 differierende: prüft man in derselben Weise die Iguvinischen Tafeln, so weichen unter 100 Wörtern 60–70 vom Lateinischen ab.

Wir müßten die beiden Dialektgruppen als zwei verschiedene Sprachen ansehen, wenn nicht diesen Abweichungen doch sehr viele und wichtige Übereinstimmungen gegenüberstünden. Z. B. der Zusammenfall von *eu* und *ou* in *ou*, der Wandel der Aspiraten in tonlose Spiranten (*f* oder *h*), der teilweise Abfall auslautender Vokale (lat. osk. umb. *est* = ἔστι), die große Rolle, die der Ablativ spielt, seine Ausdehnung auf sämtliche Stammklassen, die Bildung des Dat. Sing. des Personalpronomens (*mihi*, *tibi*: umbr. *mehe*, *tefe* usw.), der Gebrauch des Interrogativs als Relativum, die gleichen Konjugationstypen, die Bildung des Ind. und Konj. Imperfecti Act. (lat. *amabam*, osk. *fufans*; lat. *foret*, osk. *fusíd*), die Verschmelzung von Aorist und Perfekt, von Konjunktiv und Optativ, die Passivform auf *-r*, Supinum und Gerundivum, die Konstruktion des Acc. cum Infin. Diese Berührungen sind doch so zahlreich und bedeutend, daß wir von einer einzigen Sprache reden dürfen.

Auffällig ist weiter der sehr verschiedene Umfang der beiden Dialektgruppen, deren eine nur zwei kleine Landschaften umfaßt. EdMeyer II 493 ff. hat zwar behauptet, daß Opiker, Ausoner, (später Aurunker aus **Ausonci* genannt) und Oenotrer, die alte Bevölkerung Unteritaliens, den Latinern aufs nächste verwandt waren, und die

Möglichkeit bleibt erwägenswert, aber zum vollen Beweise reichen seine Argumente nicht hin, und wir müssen daher die Richtigkeit der Hypothese dahingestellt lassen.

Innerhalb der umbrisch-sabellischen Gruppe stehen sich Umbrisch und Oskisch am fernsten. Die Differenzen sind zum Teil durch sekundäre lautliche Veränderungen, wie die Monophthongierung der Diphthonge, die Assibilation von *k* vor *e* und *i* im Umbrischen, die Vokalentfaltung im Oskischen (Μαμερεκιες = *Mamercius*) bedingt. Die zwischen Umbrien und Campanien wohnenden Stämme, wie die Paeligner, Marser, Marruciner, Volsker, scheinen, nach den spärlichen Überresten ihrer Sprache zu urteilen, dialektisch eine Mittelstellung eingenommen zu haben, sie berühren sich teils mit den Umbrern, teils mit den Oskern. Auffällig ist, daß das Volskische trotz seiner südlichen Lage dem Umbrischen besonders nahe steht.

Das Problem, aus welchen geschichtlichen Vorgängen sich diese ganzen Dialektverhältnisse erklären, ist noch ungelöst. Aus der historischen Überlieferung ergibt sich nur, daß das umbrische Gebiet einst nach Norden und Westen weiter ausgedehnt war, vermutlich früher auch Etrurien umfaßte, und daß die sabellischen Gebirgsstämme vom Zentralkamm des Apennin aus sich nach Osten und Süden ausgebreitet und schließlich auch Campanien und Unteritalien okkupiert haben: der letzte Akt der Eroberung Italiens durch die indogermanischen Italiker. Die Sage ferner, daß die Hirpiner, die Picenter und die Samniter oder Sabeller aus Auswanderungen von Sabinern hervorgegangen sind, hat nichts Unglaubwürdiges und wird für letzteren Stamm auch durch die Verwandtschaft der Namen wahrscheinlich, denn *Sabīni* sowie *Sabellus* aus **Sabenlos*, **Sabnlos* und *Samnium*, osk. *Safinim* aus **Safniom* = gr. Σαύνιον sind Ableitungen von demselben Gottesnamen lat. *Sabus* oder vorauszusetzendem **Sabo*. – Kombinationen werden uns hier vielleicht einmal weiter führen, und namentlich von der Archäologie ist noch neuer Aufschluß über die älteste Geschichte der italischen Stämme zu erhoffen. Die bisher in dieser Richtung gemachten Versuche haben jedoch noch zu keinem sicheren Resultat geführt. Der Gedanke von Conway, die Bildung der Ethnika zu weiteren Schlüssen zu benutzen, ist gewiß beachtenswert: aber wenn er allein daraufhin zwei Bevölkerungsschichten unterscheidet, von denen die ältere Völkernamen auf *-ci* (*Osci*, *Aurunci*, *Volsci*, *Hernici*, *Falisci*), die jüngere auf *-ni* (*Sabini*, *Hirpini*, *Campani*, *Lucani*, *Frentani* usw.) bildete, so muß diese Basis vorläufig als unzureichend gelten. Ganz von der Archäologie geht die Theorie von Modestov aus, die zum ersten Mal die Bodenfunde energisch für die älteste Geschichte der italischen Stämme verwertet. Die ältesten Reste des Menschen aus der Steinzeit und der sogen. äneolitischen Periode schreibt Modestov mit italienischen Forschern einer vorindogermanischen den Iberern verwandten Bevölkerung zu, die er als Ligurer bezeichnet. Im Anfange der Bronzezeit seien dann die ersten indogermanischen Stämme, die Vorfahren der Latiner von Norden über die Alpen in Oberitalien eingewandert und hätten die Pfahlbauten des Gardasees und der Poebene errichtet. Diese protolatinischen Terramarebewohner, charakterisiert durch Bronzekultur, Pfahlbauten, Orientierung ihrer Niederlassungen nach der Himmelsrichtung sowie Leichenverbrennung, wurden nun von einer zweiten indogermanischen Völkerwelle, die über die Alpen drang, den Umbrern, aus ihren Sitzen vertrieben und wanderten über Picenum längs der Ostküste nach Süden, nach Latium sowie nach Unteritalien, wo die Terramare von Quagliati bei Tarent für sie zeugt. Die Umbrer, nach Modestov die Schöpfer jener Eisenkultur, welche in Italien Villanovakultur genannt wird, drängten den Latinern nach und bevölkerten das nördliche Italien von den Alpen bis zum südlichen

Etrurien, aus dem sie später durch die aus Kleinasien eingewanderten Etrusker wieder vertrieben wurden. Auf diese Weise erklärt Modestov die bedeutenden Unterschiede des latinischen vom umbrischen Dialekt. Einzuwenden ist gegen seine Theorie hauptsächlich, daß sie von einer Voraussetzung ausgeht, die zwar richtig sein könnte, aber doch durchaus erst bewiesen werden müßte, daß nämlich verschiedene Kulturstufen, wie die Terramare- und Villanovakultur, auf Verschiedenheit der Bevölkerung, nicht auf innerer Entwicklung und Einflüssen von außen beruhen.

Zur Identität von *Sabelli* und *Samnites* vgl. *Liv. VIII 1, 7. Plin. III 12, 107. Varr. Sat. Men. 17* (*EASonnenschein Class. Review XI [1897] 339 f. XII [1898] 305*), zur etymologischen Erklärung von *Sabini, Sabelli, WilhSchulze, Lat. Eigennamen Abh.GG. NF. V 2, Berl. 1904, 478 ff.* – *RSConway* hat seine Theorie auf dem Historikerkongreß in Rom vorgetragen (*Atti del Congresso internazionale di scienze storiche 1903, I 9 ff.*). Vgl. auch *Athenaeum, 4. Mai 1907.* – *BModestov, Introduction à l'histoire romaine, Paris 1907*: das russische Original hat *MHoernes, Globus 1902, 5 ff.*, einer Kritik unterzogen. [Jetzt stellt *EMeyer I 2*[2], *792* die erwägenswerte Hypothese auf, daß die späteren Italiker von Illyrien aus über das Adriatische Meer nach der Appenninhalbinsel gekommen sind.]

Die etruskische Sprache

Die Rolle, die die Etrusker in der ältesten Geschichte Italiens gespielt haben, ist früher etwas unterschätzt worden. Jetzt beginnt die Erkenntnis durchzudringen, daß wir eine etruskische Periode der italischen Geschichte, d. h. eine Epoche der Hegemonie dieses Volkes in Italien an der Schwelle der historischen Zeit anzunehmen haben. Auch die soviel diskutierte Frage nach der Herkunft der Etrusker scheint einer Klärung entgegenzugehen. Denn von den beiden Ansichten, die sich hier bekanntlich gegenüberstehen, der von *Herodot I 94* ausgehenden, wonach die Etrusker von Lydien aus, jedenfalls aus dem Osten in das früher ganz den Umbrern gehörige Mittelitalien eingewandert seien, und der auf *Dionysios von Halikarnass I 30* fußenden Theorie, die die Etrusker als autochthon in Italien ansieht, wird die erste immer wahrscheinlicher, wennschon der Skeptiker auch jetzt noch sagen darf, daß sie nicht streng 'erwiesen' ist. Es spricht für sie eine ganze Reihe von Wahrscheinlichkeitsgründen. Die *Turša*, die nach ägyptischen Berichten im 13. und 12. Jahrh. mit anderen 'Nordvölkern' oder 'Völkern von den Ländern des Meeres' in Ägypten einfielen, aber zurückgeschlagen wurden, und wohl richtig mit den Tyrsenern der Griechen identifiziert werden, sind gewiß eher von den Küsten des Ägäischen Meeres als von dem fernen Etrurien gekommen. Denn bei der zweiten Invasion unter Ramses III. zogen diese Völker zu Lande durch Syrien von Schiffen an der Küste begleitet bis zur ägyptischen Grenze. Dazu kommen die Zeugnisse der griechischen Historiker über Tyrrhener an den Küsten des Ägäischen Meeres. Der Name Τυρσᾱνοί, Τυρρανοί, att. Τυρρηνοί zeigt eine Bildung, die für ethnisch verwendete adjektivische Ableitungen von Ortsnamen in der ganzen nördlichen Hälfte Kleinasiens verbreitet ist: Πλακιᾱνοί, Μυρλεανοί, Σκυλακηνοί, Κολοηνοί, von *o*-Stämmen Παριᾱνοί, Κυζικηνοί, Λαμψακηνοί, Περγαμηνοί, Ὀλυμπηνοί, Ἀδραμυττηνοί, Δινδυμηνός usw. Da sie in allen von Phrygern okkupierten Gebieten, aber auch bei den Thrakern vorkommt (Ἀθυπαρηνός, Βιζυηνός, Ζινδρουμηνός, Μοριηνοί, Σαρσητηνή, Σκελεντηνή u. a.), so scheint sie thrakisch-phrygischen Ursprungs; vgl. ΑκενανολαFος auf der Midasinschrift mit Ἀκενᾶς auf einer griechischen Inschrift Phrygiens. Dieser Sachverhalt weist darauf hin, daß die Tyrrhener ein kleinasiatischer Stamm waren, der seinen Namen von einem Ort *Τύρσα, Τύρρα erhielt, wie ein solcher für das südliche Lydien bezeugt wird. Die Identität aber der Tyrrhener mit

den italischen Etruskern, die für das ganze Altertum feststeht, sollte nicht, wie es geschieht, bestritten werden. Die Umbrer haben die Endung *-āno-* durch die ihnen geläufige *-co-* (vgl. umbr. *iapusco*, *naharcom*) ersetzt und so Τυρσᾱνο- zu *Tursco* umgeformt: umbr. Turskum, *Tuscom* (lat. *Tuscus*). Erstere Form liegt auf italischem Boden nach einer Vermutung BGNiebuhrs in dem Namen des Rutulers *Turnus* vor, der dann auf der etruskischen Lautform **Tursna* beruhen müßte.

Über die Etrusker und ihre Herkunft orientiert nach dem älteren Hauptwerk von *KOMüller, Die Etrusker,* ² *von WDeecke, Stuttg. 1877*, jetzt am besten der Artikel von *GKörte* in *RE. u. Etrusker*, der für ihre kleinasiatische Heimat eintritt. Über die etruskische Frage außerdem *BModestov Introduct. 341 ff.* – Zu den griechischen Nachrichten über Tyrrhener im Ägäischen Meere s. *EMeyer, Forsch. z. alten Gesch. I, Halle 1892, 1 ff.* – Die beliebte Deutung der Τυρρηνοί von τύρσις *turris* als 'Turmerbauer', 'Turmmänner' wird der oben hervorgehobenen Tatsache nicht gerecht, daß die Endung *-ανό-* für adjektivische Ableitungen von Ortsnamen verwendet wird, während für die in jener Deutung angenommene Funktion eine Parallele erst nachgewiesen werden soll. Noch unerklärt ist die Form *Etrusci*. Zwar läßt sich die Metathesis des *r* verstehen (vgl. etwa *Trasumennus* neben *Tarsumennus lacus Quintil. I 5, 13*), aber höchst auffällig ist nicht nur das vorgetretene *e*, sondern auch – was meist übersehen wird – die Länge des *u* in *Etrūria* aus **Etrūs-iā*. Beides läßt sich phonetisch schwer erklären, sondern weist eher auf Vermischung mit einem anderen Wort. Die Etrusker mögen – beispielsweise – das umbr. *Tursko* nach einem einheimischen Gentilnamen *etrū* (vgl. über einen solchen *Schulze, Lat. Eigennamen 268*) in *Etrūsco-* umgeformt haben, im Hinblick darauf, daß auch ihr nationaler Name *Rasena* ein gentilizischer war (*Schulze a. a. O. S. 91*).

Ein viel umstrittenes Argument für die Heimat der Etrusker bildet die ungriechische Inschrift von Lemnos. Die Anklänge einzelner Worte an etruskische stimmen so gut zu den für Lemnos bezeugten Tyrrhenern, daß man dieses Argument nicht ohne weiteres ignorieren darf. Allerdings tragen die Funde der Nekropole von Myrina nach Fredrich thrakisch-phrygischen Charakter, was auf Herkunft dieser Kultur von den thrakischen Sintiern deutet, die schon die Ilias *A 594* als Bewohner von Lemnos nennt, aber das hindert kaum die Annahme, daß Tyrrhener eine Zeit lang die Insel okkupiert und jene Inschrift hinterlassen haben. Es hat den Anschein, daß dieses Seeräubervolk an verschiedenen Küsten Wohnsitze gesucht hat, (ἔθνεα πολλὰ παραμειψαμένους sagt *Herodot I 94*), bis es solche in Italien endgültig fand. – Weitere Indizien für die östliche Herkunft der Etrusker ergeben sich aus ihren Berührungen mit der orientalischen und hellenischen Kultur. Dazu gehört namentlich die Verwandtschaft der in Etrurien eine so große Rolle spielenden Haruspizin mit der babylonischen Eingeweideschau, die durch die mit Götternamen auf 16 Feldern beschriebene Bronzeleber von Piacenza und ähnliche in Babylonien gefundene Lebern veranschaulicht wird. Speziell für die lydische Heimat fällt ins Gewicht, daß das ausschließlich etruskische Zeichen 8 für *f* sich jetzt auf einer Inschrift aus der Gegend von Magnesia am Sipylos, die in lydischer Schrift und Sprache geschrieben ist, wieder gefunden hat, ohne daß sich hier freilich der Lautwert feststellen ließe.

Zur Inschrift von Lemnos *GCousin FDurrbach, BCH. X (1886) 1 ff.* vgl. *CPauli, Eine vorgr. Inschr. von Lemnos I, Lpz. 1886. II 1894. ATorp, Die vorgr. Inschr. von Lemnos, Christiania 1903. ENachmanson* und *GKaro, AthMitt. XXXIII (1908) 47 ff. FrSkutsch* in *RE. VI 782*. Über die Nekropole von Myrina *CFredrich, AthMitt. XXXI (1906) 60 ff.* Er ist geneigt, die Inschrift für thrakisch oder phrygisch zu halten, aber mit den uns erhaltenen phrygischen Inschriften zeigt die lemnische gar keine Berührung (trotz *WTomaschek, Die Thraker II 45*). – Zur Bronzeleber von Piacenza s. *GKörte, RömMitt. XX (1905) 374 ff.* Die Ableitung des ersten Teiles von *haruspex* aus einem babylonischen Wort *HAR* 'Leber' ist sehr fragwürdig, da die Lesung des keilschriftlichen Wortes, wie ich von assyriologischer Seite höre, nicht feststeht. – Die lydische Inschrift ist in den *Denkschriften der Wiener Akad. LIII (1908) 2, 99* veröffentlicht; dazu meine Bemerkungen *S. 100 ff.*

Mit dem Problem des Ursprungs der Etrusker hängt die Sprachfrage eng zusammen, und auch hier ist jetzt erfreulicherweise die Sachlage soweit geklärt, daß der nichtindogermanische Charakter des Etruskischen fast allgemein anerkannt wird. Das Fehlen zahlreicherer stichhaltiger Übereinstimmungen mit dem Indogermanischen auf der einen Seite, die Abweichungen vom indogermanischen Sprachtypus z. B. in den Zahlwörtern auf der anderen führen zu diesem Ergebnis. Ist die ältere Heimat der Etrusker in Kleinasien zu suchen, so liegt die Frage näher, ob ihre Sprache etwa mit den Idiomen der dort autochthonen Bevölkerung verwandt war. In dieser Richtung sind jedoch bisher nur wenige schlagende Übereinstimmungen entdeckt worden, z. B. der Eigenname etrusk. *Tarχu, Tarχna* Τάρκων, *Tarquinius* – kilik. Ταρκόν-δημος, Ταρκυν-δβέρρας, lyk. *Trqqñta* (vgl. etr. *Tarχnteś*) Τροκόνδας, kar. Ταρκόν-δαρα (auf der 3. Inschrift von Praisos Ταρκομν . .) usw., wo aber natürlich auch an Zufall oder an Entlehnung seitens der Tyrrhener gedacht werden kann. Auch Verwandtschaft mit den kaukasischen Sprachen ist behauptet worden, ist aber naturgemäß schon wegen des zeitlichen Abstandes der beiderseitigen Quellen schwer zu beweisen.

Eine zusammenfassende und fördernde Darstellung dessen, was wir von der etruskischen Sprache sicher wissen, gibt jetzt *FrSkutsch* in *RE. VI 770 ff.* Gut orientiert auch *GHerbig, Zum heutigen Stand der etrusk. Frage, Beilage z. Allgem. Ztg. 1907 Nr. 92 f.* – *FHommel, Grundriß d. Geogr. u. Gesch. d. alten Orients,*[2] *München 1904, 64 f.* stellt außer *Tarquinius*-Ταρκόνδας noch andere, aber fragwürdige etruskisch-kleinasiatische Parallelen zusammen. Mit den kaukasischen Idiomen hat *VThomsen, Bull. de l'Acad. Kopenhagen 1899 Nr. 4* das Etruskische verglichen.

Was uns aber an diesem merkwürdigen Volk hier in erster Linie angeht, ist die Bedeutung, die es für die italischen Stämme, insbesondere für Rom und die lateinische Sprache gehabt hat. Ist die herodotische Tradition im Recht, wonach die Tyrsener zur See ἐς Ὀμβρικούς gelangt seien, so haben wir mit der Möglichkeit zu rechnen, daß sie die umbrische Bevölkerung, die sie in dem späteren Etrurien vorfanden, nicht völlig vertrieben, sondern zum Teil sich unterworfen, etruskisiert und mit sich verschmolzen haben. Nachdem sie hier festen Fuß gefaßt hatten, haben sie, offenbar kraft der höheren Kultur, die sie mitgebracht hatten, ihre Herrschaft im Norden über den Appennin bis in die Poebene ausgedehnt, im Süden sich bis nach Campanien ausgebreitet und auch diese Landschaft sich unterworfen. So scheinen die Etrusker im 6. und 5. Jahrh. v. Chr. die Herrschaft über einen großen Teil Italiens ausgeübt zu haben. Diese historisch überlieferten und durch Funde bestätigten Nachrichten werden nun durch sprachliche Tatsachen in bedeutsamer Weise ergänzt. WilhSchulzes systematische Untersuchung der italischen Eigennamen hat überraschend enge Beziehungen und Zusammenhänge zwischen den etruskischen und italischen Namen ergeben, und zwar haben sowohl die italischen Stämme von den Etruskern, wie diese von ihnen fertige Namen oder Namenelemente entlehnt. Die Verbreitung der etruskischen Eigennamen gestattet uns die Ausdehnung der etruskischen Herrschaft zu erschließen, und es zeigt sich, daß diese Latium nicht weniger als Campanien umfaßt, sich also ohne Unterbrechung längs fast der ganzen Westküste der Halbinsel erstreckt hat. Schon Varro (*l. l. V 55*) weiß, daß die angeblichen ältesten römischen Tribusnamen *Ramnes, Tities, Luceres* tuskischen Ursprungs sind, und Schulze erklärt auch *Roma* selbst für die Ansiedlung eines etruskischen Geschlechtes *ruma* und leitet die Namen der römischen Tore *Porta Capena* und *Ratumenna* von etruskischen Geschlechtern der *capna* und *ratumsna* her.

Außerhalb Roms ist Tusculum immer ein Beweis tuskischer Ansiedlung auf latinischem Boden gewesen, und die Rutuler von Ardea gelten für Tyrrhener.

Schon *FHommel* (bei *RObernhummer und HZimmerer, Durch Syrien und Kleinasien, Berl. 1891, 433* und *Grundriß d. Geogr. u. Gesch. des alten Orients,*[2] *München 1904, 64*) hat den etruskischen Ursprung eines Teiles der römischen Personen- und Geschlechtsnamen behauptet mit Berufung darauf, daß gerade die römischen Namen sich am meisten vom Typus der indogermanischen entfernen (sein Vergleich mit kleinasiatischen Namen ist natürlich ganz hypothetisch). Den Beweis für diese These hat erst *WilhSchulze, Zur Geschichte lateinischer Eigennamen* (*AbhGG. NF. V 2. Berl. 1904*) erbracht. Im einzelnen Falle ist zuweilen die Entscheidung, ob die Etrusker einen italischen Namen etruskisiert oder die Italiker einen etruskischen entlehnt haben, oder ob endlich eine spontane Übereinstimmung vorliegt, schwer.

Es fragt sich, wieweit Wirkungen des etruskischen Einschlages sich auch in der Sprachgeschichte geäußert haben. Zunächst auf dem Gebiet der Eigennamen vielleicht nicht nur in dem Eindringen zahlreicher einzelner Namen, sondern auch im ganzen System. Das italische Namensystem ist ausgezeichnet durch das Hervortreten des Geschlechtsnamens, der aus dem alten Patronymikon auf *-ios* erwachsen — wie es auch im achäischen Zweige des Griechischen (aiol. Ποιάντιος), bei den Messapiern und Kelten besteht — zum Hauptnamen, zum eigentlichen *nomen* wird, während der ursprüngliche Hauptname, der Individualname, zum *praenomen* herabsinkt. Diese Entwicklung kann nicht älter als das 6. Jahrhundert, eher jünger sein, da die aus dieser Zeit stammende Inschrift der Fibula von Praeneste *(Manios med vhevhaked Numasioi)* noch die bloßen Individualnamen zeigt. Auch die verschiedene Stellung des Gentilnamens — bei Römern und sabellischen Stämmen vor dem Genitiv des Vatersnamens, bei Umbrern und Volskern hinter demselben — spricht gegen ein hohes Alter jener Entwicklung. Bedingt ist diese aber durch eine Geschlechterherrschaft, durch aristokratische Verhältnisse. Der Geschlechtsname konnte zu solcher Bedeutung nur gelangen, wenn man auf die Geschlechtszugehörigkeit großes Gewicht legte. So hat sich auch im Mittelalter der Familienname da zuerst entwickelt, wo vornehme Geschlechter eine Rolle spielten, in den italienischen Städterepubliken und in Byzanz. Die Tyrrhener nun, die die umbrische Bevölkerung westlich des Appennin unterworfen hatten, bildeten hier die herrschende Klasse, die vermutlich den Grundbesitz des Landes unter sich aufgeteilt hatte. Hier waren also die Bedingungen für die Ausbildung des Geschlechtsnamensystems gegeben, und in der Tat zeigen die Etrusker ein sehr reich entwickeltes Gentilnamensystem; sie sind sogar, wie Schulze ausführt, in den Familiencognomina den Römern voraus, die vielleicht von ihnen den Gebrauch solcher Cognomina zur Unterscheidung der Zweige eines Geschlechts empfangen haben. Die Ausdehnung der etruskischen Herrschaft über Latium und Campanien und vielleicht noch weiter südlich bis in Apulien hinein dürfen wir uns gewiß nicht als eine Überflutung dieser Landschaften mit etruskischer Bevölkerung denken, sondern die Etrusker werden vor allem den Grundbesitz okkupiert, diese Grundbesitzer aber nur eine dünne Schicht über der einheimischen italischen Bevölkerung gebildet haben. Denn während sie diese in ihrem Stammlande völlig etruskisiert haben, sind doch die Spuren der etruskischen Herrschaft in den übrigen italischen Landschaften in historischer Zeit relativ geringe, die wichtigsten sind eben die Geschlechtsnamen. Die Latiner wie die Sabeller Campaniens haben im wesentlichen ihre Sprache und Nationalität bewahrt, und schon im 6. Jahrh. v. Chr. herrscht in Rom, wie der Cippus vom Forum Romanum beweist, die lateinische Sprache. Aber zur Entwicklung des italischen Gentilnamen-

systems mag allerdings die Herrschaft der etruskischen Geschlechter nicht wenig beigetragen haben.

Auf die Abhängigkeit des Gentilnamensystems von der 'Geschlechtsidee', dem Aufkommen eines Großgrundbesitzes und Adelstandes hat schon *EMeyer II 516 f.*, hingewiesen. Daß aber die Beschränkung der Individualnamen, der späteren Praenomina, auf eine kleine Zahl mehr eine Folge als eine Ursache jenes Systems war, wird schon durch die moderne Parallele wahrscheinlich gemacht. Allerdings kann bei dieser Verringerung auch die geringe Neigung der italischen Sprachen für Composita und füglich auch für die zusammengesetzten idg. Personennamen mitgewirkt haben. – Daß die etruskische Herrschaft über Latium und Campanien mit dem Aufkommen des Gentilnamensystems (vereinzelt können natürlich Geschlechtsnamen schon in viel älterer Zeit vorgekommen sein) auch zeitlich ungefähr zusammenzufallen scheint (6.–5. Jahrh.), habe ich oben nicht betont, weil sich diese chronologischen Fragen (vgl. dazu *GKörte a. a. O.*) nicht so kurz erledigen lassen.

Daß die Römer ferner von den Etruskern manche Kulturwörter entlehnt haben, ist bei der Überlegenheit der etruskischen Kultur über die latinische sehr begreiflich. So werden von den Alten *histrio, idus, mantisa, balteum, atrium* u. a. aus dem Etruskischen abgeleitet. *persona* 'Maske' hat FrSkutsch auf inschriftliches etr. *φersu* zurückgeführt. Das von Laberius gebrauchte *levenna* 'von angeborenem Leichtsinn' zeigt die etruskische Endung *-enna* gar an ein lateinisches Wort gehängt. Wichtig ist, daß auch griechisches Sprach- und Kulturgut Römern und anderen italischen Stämmen durch etruskische Vermittlung zugekommen ist. Die Umbrer haben bekanntlich ihre Schrift zunächst von den Etruskern empfangen, und bei den Römern scheint wenigstens der Gebrauch des Gamma C für die gutturale Tenuis auf etruskischem Einfluß zu beruhen. Lat. *sporta* = σπυρίδα weist durch sein *t* = δ auf etruskische Vermittlung, und *gruma* = γνῶμα erinnert durch sein abnormes *r* für gr. ν an etr. *Memrun, Αχmemrun* = Μέμνων, Ἀγαμέμνων. Die Landesvermessung bildete einen Teil der Etrusca disciplina. So erklärt sich nun auch das bisher rätselhafte lautliche Verhältnis von *triumpus, triumphus* zu θρίαμβος: der im Etruskischen erklärliche Ersatz von β durch *p* (etr. *φuipa* = Φοίβη), sowie die Aspiration in der Form *triumphus* weisen auf etruskische Vermittlung, und vortrefflich stimmt dazu die Überlieferung, die die Triumphalinsignien aus Etrurien herleitet *(Strab. V 220. Flor. I 5, 5f.)*. Lat. *Catamitus* = Γανυμήδης zeigt die abnormen Lautsubstitutionen von etr. *Catmite* (Beischrift auf einem etr. Spiegel). Wenn der Dioskurenkult, wie Wissowa vermutet, aus dem ehemals etruskischen Tusculum nach Rom gekommen ist, so kann auch die Synkope in *Pollux*, älter *Pol(l)ouces* aus **Poldoucēs* = Πολυδεύκης aus dem Etruskischen *(Pultuke)* stammen.

Zu lat. *persona* s. *FrSkutsch, Arch.l.Lex. XV (1908) 145 f.*, zu *levenna WilhSchulze, Z. Gesch. lat. Eigennamen, 288.* – Auch in röm. *quinquatrus* Minervafest am 5. Tage nach den Idus, falisk. *decimatrus*, tusculan. *triatrus, sexatrus, septematrus* erkennt *WDeecke, Die Falisker, 90* (bei *OMüller, Etrusker II, Stuttg. 1877, 47*) eine etruskische Endung (anders *FStolz, Hist. Gramm., Lpz. 1894, I 549*).

Zu *gruma* s. *COMüller-WDeecke, Etrusker II 155 f. CThulin* in *RE.* unter *Etrusca disciplina.* – Über *triumphus* kaum richtig *WilhSchulze, GGA. CLVIII (1896) 240.* Zur Herkunft des Triumphzuges aus Etrurien s. *GWissowa, Religion der Römer, München 1902, 36. 384, 5.*

Es kommt nun weiter in Frage, ob der Einfluß des Etruskischen auf das Lateinische so intensiv war, daß er sich auch auf das lautliche Gebiet erstreckte. Deutlich ist dies in der Tat in Praeneste der Fall; auf Cisten und Spiegeln aus diesem Ort begegnet ein Ersatz der Media durch die Tenuis *(Alixentros, Casentera = Cassandra, Acmemeno = Agamemnon)*, auf Grabschriften eine Vokalunterdrückung *(Dcumius, Gminia, Ptronio, patr*, auf einer Cista *Diesptr)*, die an die etruskischen

Synkopen erinnert. Dasselbe scheint von der lateinischen Aspiration in Worten nichtgriechischer Herkunft zu gelten; denn im Etruskischen ist die Aspiration von Tenues (z. B. *Φerse* und *Perse* = Περσεύς) eine gewöhnliche Erscheinung. Von *triumphus* war schon die Rede. Für die Cognomina *Gracchus*, *Cethegus*, *Thalna, Thermus, Matho, Otho,* macht WilhSchulze etruskischen Ursprung wahrscheinlich, auch für *Caepio,* dem nur Cicero *(Orator 48 § 160)* Aspiration beilegt. – Von noch viel größerer Bedeutung wäre es aber, wenn die präliterarische Betonung der ersten Wortsilbe im Lateinischen auf etruskischen Einfluß zurückgehen sollte, was sich freilich nicht beweisen läßt, aber chronologisch möglich erscheint. Im Lateinischen bestand diese an die Stelle des indogermanischen freien Wortakzentes getretene Anfangsbetonung in der Zeit der älteren Entlehnungen aus dem Griechischen, wie wir aus den Vokalschwächungen und -unterdrückungen in den auf die erste folgenden Silben griechischer Lehnwörter *(Agrigentum* = Ἀκράγαντα, *talentum* = τάλαντον, *Massilia* = Μασσαλία, *cupressus* = κυπάρισσος) schließen können. Daß aber auch die Etrusker die erste Wortsilbe betonten, folgt erstens aus dem Zeugnis *Quintilians I 5, 23* für die Betonung *Cámillus*, *Céthegus*, da diese Cognomina etruskischen Ursprunges sind, sodann daraus, daß das Etruskische ähnliche Synkopen oder Vokalschwächungen in nichterster Silbe aufweist wie das Lateinische, z. B. *Clútmsta* = Κλυταιμήστρα, *Cáśntra* = Κασσάνδρα, *Atlenta, Atlnta* = Ἀταλάντη, *Ménle* = Μενέλαος, *Lamtan* = Λαομέδων, *Aθrpa* = Ἄτροπος, *prumfts* aus lat. *pronepos*. – Schon die angeführten Tatsachen zeigen, daß der Einfluß des Etruskischen auf das Lateinische in älterer Zeit nicht ganz unbedeutend war: er würde sich aber vielleicht in noch größerem Umfange erkennen lassen, wenn unsere Kenntnis der etruskischen Sprache nicht so ungenügend wäre.

Die Etrusker besaßen nur eine Gattung von Explosivae, die sich weder mit der Media noch der Tenuis des Griechischen und Lateinischen deckte, sondern eine Mittelstellung (stimmlose Lenis?) eingenommen zu haben scheint. Sie wählten zu ihrer Bezeichnung die griechischen Tenuiszeichen, nur für die Gutturalis neben älterem K auch C, das schließlich durchdrang, letzeres vermutlich weil die etr. Gutturalis ihrer Artikulationsstelle nach dem griech. γ näher als dem κ stand. Römer und Griechen umschrieben die etr. Explosivae meist mit ihren Tenues, öfter aber auch mit ihren Mediae: z. B. *Vibenna, Ogulnius* neben *Oculnius, Tages,* Τάγης, *idus* neben *itis* 'Tag', Ἀδρίας, *Adria, Hadriaticum* neben *Atria, Atriaticum.*

Das Lateinische in der historischen Zeit

Das Lateinische ist der frühzeitig zur Gemeinsprache der Landschaft Latium gewordene Dialekt von Rom. Er unterschied sich von anderen latinischen Mundarten, auch dem Faliskischen, durch die Erweichung von inlautendem *f* zu *b: libertas:* fal. *loferta;* in Praeneste *nefrones* (Lanuvium *nebrundines*), *Ūfens (tribus Oufentina)*; auch durch das Festhalten der Diphthonge: *in Latio rure edus, ⟨qui⟩ in urbe, ut in multis A addito aedus Varro l. l. V 97; rustici pappum Mesium, non Maesium VII 96.* Die städtische Bevölkerung nahm wohl schon früh durch Zuzug von außen fremde Elemente in sich auf, die auch manche dialektische Idiotismen in die römische Sprache hineinbrachten: so das unrömische *f* in *rufus* (umbr. *rofu*) neben *ruber, vafer* (neben *vabrum Corp. Gloss. IV 188, 15*), *scrōfa, bufo,* das *p* in *popīna* = lat. *coquīna,* die Assimilation von *nd* zu *nn* in *grunnio* aus *grundio* wie im Oskischen. Sehr auffällig ist *bōs* = βοῦς, skr. *gáus,* für das man im Lateinischen **vōs* erwartet (vgl. *vorāre*: gr. βορά). Daß die Römer die Bezeichnung eines ihnen so vertrauten Haustieres von nichtlatinischen Bevölkerungselementen entlehnt hätten,

wäre nur denkbar, wenn diese fremden Elemente sehr bedeutend gewesen wären, was wir sonst keineswegs bestätigt finden. Ebenso verhält es sich mit *lupus*, wenn es für ein lat. **luquos* = λύκος steht: hier könnte allenfalls die Häufigkeit des Wolfes in den Wäldern des Sabinergebirges, auf die Horazens *silva lupus in Sabina* hindeutet, die Entlehnung aus dem sabinischen Dialekt erklären. Auch die Wörter mit *l* aus *d* wie *lacruma* = *dacruma* (δάκρυ), *oleo olefacio* neben *odor odefacio, calamitas* neben *cadamitas, Melica* = *Medica* (*Varro r. r. III 9, 19*), *novensiles* aus *novensides,* führt man wohl mit Recht auf fremde (sabinische?) Bevölkerungselemente zurück: nur sollte man sich dafür nicht auf die Tatiuslegende berufen, sondern auf Zuzüge wie die historisch bezeugte Einwanderung des Geschlechtes der Claudier, das im Anfange der republikanischen Zeit mit seiner ganzen zahlreichen Clientel aus dem Sabinischen nach Rom übersiedelte.

Auch die monophthonge Aussprache von *au* und *ai* (*ae*) drang vom Lande in die Stadt ein: *Olipor* = *Auli puer, Lorentius* = *Laurentius, olla* = *aulla, Polla* = *Paulla, pollulum, oricla* = *auricula, coles* = *caules, clostra* = *claustra* (*Cato*), *Cecilius* = *Caecilius.* Die Verbreitung dieser Aussprache läßt sich an der Unsicherheit ermessen, die namentlich in importierten Ausdrücken eintrat und hyperrömische Wortformen erzeugte. Wir können heute nur mit Mühe feststellen, ob *cauda* oder *coda, caudex* oder *codex, plaudo* oder *plodo, faeles* oder *feles* das Ursprüngliche darstellt. *plaustrum* scheint hyperurban für *plostrum* (*CIL. I 206*), was durch die interessante Anekdote von Vespasian und Florus bei *Sueton Vesp. 22* illustriert wird. So erklärt sich auch *scaina* (*CIL. I 1280*), *scaena* (*proscaenium* usw.) für σκηνή und *scaeptrum* für σκῆπτρον (*Varro l. l. VII 96*): es sind hyperrömische Formen des griechischen Lehnwortes wie *scauria* 'Schlacke' in der Lex metalli Vipascensis für σκωρία. Manche griechischen Worte sind vermutlich den Römern nicht direkt zugegangen. Von etruskischer Vermittelung war schon die Rede. *rosa,* wenn über **rodia* aus gr. ῥοδέα entstanden, verrät sabellische Vermittelung. *cādūceus* = κᾱρῡκεῖον erklärt sich wohl weniger durch eine begrifflich nicht recht verständliche Anlehnung an *cădūcus* als aus Umkehrung des dialektischen Lautwandels *d* > *r* (*peres* = *pedes* 'in usu cotidie loquentium', *Larinum* = *Ladinum?*).

Die weitere Entwickelung des Lateinischen war hauptsächlich durch die Entstehung einer Schriftsprache bedingt, deren Anfänge uns durch den Cippus vom Forum Romanum schon für das 6. Jahrh. bezeugt werden. In der älteren Zeit wurde freilich von der Schrift offenbar noch ein so bescheidener Gebrauch gemacht, daß sich ein fester Sprachtypus nicht ausbildete. Es ist auffällig, welchen Mangel an Einheitlichkeit und Regelung, namentlich in orthographischer, aber auch in grammatischer Beziehung, noch die öffentlichen Inschriften des 2. Jahrh. v. Chr. zeigen. Die Lex Acilia repetundarum vom Jahre 122 v. Chr. bietet nebeneinander *arvorsario* und *advorsarium, avorsum* und *aversum, quai* und *quae, slis, lis, litis* und *leitis, soveis* und *suei, quoiei* und *quoi,* bildet den Nom. Pl. *virei* und *vireis; ceiveis, ioudicis* und *ioudices.* Die Sententia Minuciorum vom Jahre 117 schreibt *controvorsieis* und *controversis, conflovont* und *comfluont, suso susum sursum,* die Lex agraria vom Jahre 111 *oina* und *unum, ious* und *ius, poplicus* und *publicus, tableis* und *tabuleis.* Seit dem 3. Jahrh. bemühten sich Beamte, Schulmeister, Schriftsteller Regel und Ordnung in die Willkür zu bringen. So beseitigte Appius Claudius Caecus, der berühmte Censor des Jahres 312, angeblich das Schwanken zwischen intervokalischem *s* und *r* z. B. in *Valesios—Valerios, Fousios—Fourios,* dem die Schriftsprache offenbar nach Eintritt des Rhotacismus verfallen war, indem

er das *-r-* der lebendigen Sprache durchführte (eine ungeschickte Grammatikernotiz läßt ihn den Buchstaben R ‘erfinden’). Vermutlich wurden solche Reformen bald, wie noch heute, in den Schulen begonnen. Darauf weist die Nachricht, die dem Freigelassenen Sp. Carvilius, der im 3. Jahrh. in Rom die erste Elementarschule (γραμματοδιδασκαλεῖον) eröffnete, die Differenzierung des Buchstabens G von C (C.— Gaius) beilegt. Der Dichter Ennius soll die Konsonantengemination in die lateinische Orthographie eingeführt haben, die sich auf Inschriften erst seit 189 findet, also ganze drei Jahrhunderte nachdem sie in Attika durchgeführt worden, und auch später als Osker und Messapier die Neuerung angenommen hatten.

Auch in grammatischer Richtung ist die klassische Literatursprache das Ergebnis eingreifender Normalisierung, die das Schwanken der lebendigen Sprache zwischen verschiedenen Formen beseitigte. Auslautendes *-m* und *-s* wurden, wahrscheinlich unter gewissen Bedingungen, in der Aussprache stark reduziert, *-m* fiel vor Vokalen ganz aus. Die älteren Inschriften lassen daher *-s* und *-m* bald weg (*Cornelio* = *Cornelios, oino* = *unum, duonoro* = *bonorum*), bald schreiben sie die Laute: die klassische Zeit jedoch führt sie der Deutlichkeit und Gleichmäßigkeit halber überall durch; eine Ausnahme bilden nur *non* aus *noenum*, *nihil* aus *nihilum*. Aus der plautinischen Prosodie ergibt sich, wie Skutsch gezeigt hat, daß die Umgangssprache in zweisilbigen Wörtern wie *ille, iste, unde, inde, nempe* den Vokal der auslautenden Silbe vielfach synkopierte, und die bekannte Crassus-Anekdote *Cic. de div. II 84* lehrt, daß *cave ne eas* wie *cauneas* gesprochen wurde: die Schriftsprache ignoriert solche Schwankungen mit wenigen Ausnahmen wie *nec: neque, ac: atque, neu: neve, seu: sīve*. Ähnlich wechselten in der Umgangssprache unter unbekannten Bedingungen *calidus, aridus, avidus* und *caldus, ardus, audus*: die Schriftsprache kennt bloß die volleren Formen (was Augustus nach *Quint. I 6, 19* als περίεργον ‘preziös’ tadelte): nur das Adverb *valde* neben *validus* hat sie in seiner synkopierten Form aufgenommen, vielleicht, weil sie es in einer volkstümlichen Bedeutung ‘sehr’ verwendete, die an die volkstümliche Form gebunden war. In der lebendigen Sprache scheint unbetontes *ov* zu *av* geworden, betontes bewahrt zu sein: *cóvos, cous* ‘hohl’, aber *caváre, cavérna*. Die Volkssprache bewahrte *covos*, wie port. *covo*, span. *cueva* lehren: die Literatursprache führte das *a* durch (*cavus*). Der Umlaut von *ĕ* zu *ŏ* hing von einem *o* der folgenden Silbe ab: *duenos* > *duonos* > *bonus*, aber **duene* > *bene* behielt *e*. Bei den neutralen *s*-Stämmen wie *helos* mußte demnach *e* in der Pänultima mit *o* wechseln: *holus: heleris, glomus*: **glemeris*. Während nun die Literatursprache nur *holus, glomus* kennt, bewahrte die Volkssprache nach Ausweis von rumän. *ghem* aromun. *gl'em*, ital. dial. *džemo* neben *ghiomo*, cors. *grembulu* neben *grombulu* die *e*-Form neben der *o*-Form. — Diese Ausgleichung und Normalisierung der Sprache ist in der höheren Literatur wohl schon am Ende der Republik, zur Zeit Ciceros, allgemeiner aber erst in der Kaiserzeit durchgeführt worden, und es hat natürlich nie an Ausnahmen gefehlt, in denen ein Schreiber von der lebendigen Sprache verführt die Regeln der Literatursprache verletzte.

Vgl. die Andeutungen *KZ. XXX (1890) 497 ff. XXXIX (1906) 275.* — Die Entwicklung der Literatursprache, die wesentlich Stilgeschichte ist, verfolgen wir hier nicht. Es sei auf *ENordens Antike Kunstprosa, Lpz. 1898,* [2] *1909*, sowie auf die anziehende Darstellung in *FrSkutschs* Abriß *Die lat. Sprache, Kultur der Gegenwart I 8*[2], *Lpz. 1907, 455 ff.*, verwiesen.

Je mehr die Literatursprache ihren eigenen Lebensgesetzen folgend sich konsolidierte, desto größer mußte allmählich der Gegensatz zwischen ihr und der lebendig sich fortentwickelnden gesprochenen Sprache werden. Diese, das sogenannte

Vulgärlatein, war auch nicht vollkommen einheitlich, sondern stufte sich von der Umgangssprache der gebildeten Kreise, dem *cotidianus sermo*, der *consuetudo* ab bis zur Sprache des niederen Volkes, dem *plebeius* oder *proletarius sermo*. Neben dieser sozialen Abstufung gehen lokale Differenzen her, die durch die weite Ausbreitung des Lateinischen erst über Italien, dann über die anderssprachigen Provinzen des römischen Reiches bedingt waren. Die Latinisierung mag, wie FLeo vermutet, im Heere begonnen haben und fand dann an den römischen Bürger- und Militärkolonien feste Stützpunkte. Die sprachgeschichtliche Bedeutung des Vulgärlateins, wenn man unter dieser eingebürgerten traditionellen Bezeichnung nicht die Pöbelsprache, sondern das gesprochene Latein schlechthin versteht, beruht darauf, daß aus ihm die modernen romanischen Idiome hervorgegangen sind, während die lateinische Literatursprache auf immer engere gelehrte Kreise sich beschränkend zu einer 'toten' Sprache geworden ist. Der Satz, daß nur das Lebendige lebt, hat sich auch hier bewährt.

Die Unterschiede des Vulgärlateins vom Schriftlatein bestehen erstens in den lautlichen Veränderungen der lebenden Sprache, wo die Schriftsprache den einmal graphisch fixierten Lautstand festhält, weiter in Analogiebildungen, Ausgleichungen, Vereinfachungen und Übertragungen im Flexionswesen, in volkstümlichen Wortableitungen und Neubildungen (z. B. Deminutiven an Stelle der Stammwörter, Postverbalien), in der Wortwahl, die zum Verlust mancher schriftlateinischen Wörter auf einem Teil oder dem ganzen lateinischen Sprachgebiet führt (z. B. *os* 'Mund' und 'Knochen', *crus, magnus, parvus, arbitror, puto* 'meine', *deleo, lateo, iacio, pello*), andererseits zahlreiche Fremdworte zuläßt, welche die Schriftsprache im allgemeinen meidet: z. B. *gamba* aus καμπή, *goruthus gorthus* aus γωρυτός, *cata* (*mane*), *barca* von βᾶρις.

Unsere Quellen für das Vulgärlatein sind literarische Texte, die die Sprache des Lebens reflektieren, wie die Gespräche bei Petron, spätlateinische Fachschriftsteller, wie die Tierärzte, Inschriften und einige Papyri (*BGrenfell and AHunt, Greek Papyri, Series 2., Oxford 1897, 156 ff.* u. a.), die Fehler der Abschreiber in Hdss., die antiken Grammatiker und Glossare, besonders die Literatur über Sprachfehler, Barbarismen usw. (*Appendix Probi*), die lateinischen Lehnwörter im Griechischen und anderen Sprachen (z. B. ngr. μούσκουλα 'Moos' erweist mit ital. *muschio* ein sonst nicht bezeugtes vulgärlat. **musculus* 'Moos'), endlich die Schlüsse aus den romanischen Sprachen. Zur Einführung in die Erforschung des Vulgärlateins dient der von *WilhMeyer-Lübke* bearbeitete Abschnitt in *GGröbers Grundriß d. roman. Philol. Straßbg. 1888 I² 451 ff.*, auch desselben *Einführung in das Studium der roman. Sprachwiss., Heidelbg. 1901, c. V.* Ein mit Kritik zu benutzendes lexikalisch-etymologisches Hilfsmittel ist *GKörtings Lateinisch-roman. Wörterbuch*, ³ *Paderborn 1907.*

III. DIE HAUPTKAPITEL DER GRAMMATIK

Die folgenden methodologischen Erörterungen können in keiner Beziehung erschöpfend sein; sie sollen zur Einführung in den modernen Betrieb der griechischen und lateinischen Grammatik dienen und ihn an einer Auswahl von Fällen veranschaulichen.

GHatzidakis, Ἀκαδημεικὰ ἀναγνώσματα εἰς τὴν Ἑλληνικήν, Λατινικὴν καὶ μικρὸν εἰς τὴν Ἰνδικὴν γραμματικήν, Athen 1902–4, führt in die Grammatik beider klassischer Sprachen ein.

GMeyer, Griech. Gramm., ³ *Lpz. 1896* – ohne Akzent- und Wortbildungslehre.

KBrugmann, Griech. Gramm., ³ *München 1900.*

RKühner, Ausführliche Grammatik der griech. Sprache, ³ *I. Teil besorgt von FBlaß, (1890–92). II. Teil (Satzlehre) besorgt von BGerth, Hannover 1898–1904.* Veraltet (besonders die Lautlehre), aber wegen des Materiales brauchbar.

AJannaris, An Historical Greek Grammar, chiefly of the Attic Dialect as written and spoken from classical antiquity down to the present time, Lond. 1897, nur für die jüngere Gräzität zu brauchen.

HHirt, Handbuch der griech. Laut- und Formenlehre, Heidelb. 1902.

WMLindsay, Die latein. Sprache, übersetzt von HNohl, Lpz. 1897.

FrStolz und JHSchmalz, Latein. Gramm., [2] *München 1900.*

FrStolz, GLandgraf, HBlase, JGolling u. a., Historische Grammatik der latein. Sprache (im Erscheinen seit 1894 [Lpz.]).

FSommer, Handbuch der latein. Laut- und Formenlehre, Heidelb. 1902.

1. Lautlehre

Auf keinem Gebiete der Grammatik hat die moderne Sprachwissenschaft so tief eingreifende, revolutionäre Änderungen vollzogen wie auf dem der Lautlehre; hier hat sie ihre größten Triumphe gefeiert. Die tyrannische Willkür oder die Hilflosigkeit, mit der die Früheren dem scheinbaren Chaos der Lautverhältnisse gegenüberstanden, ist einer prinzipiellen Sicherheit und Exaktheit gewichen, wie sie eigentlich noch auf keinem anderen Gebiete der Geschichtswissenschaften erzielt ist. Und diese Umwälzung reichte in ihren Wirkungen weit über die Grenzen der Lautlehre hinaus. Die ganze Formenlehre und die Etymologie sind von ihr aus auf eine neue Grundlage gestellt und reformiert worden. Vielerlei ist zusammengekommen, um diese Entwicklung herbeizuführen. Die im Anfang des 19. Jahrh. begründete historische und vergleichende Grammatik lieferte der Lautgeschichte ein so umfangreiches Material, daß schon die rein empirische Beobachtung dadurch eine festere Grundlage erhielt und die strenge Regelmäßigkeit des Lautwandels deutlicher hervortrat. Die Einführung der von der Naturwissenschaft ausgebildeten Lautphysiologie in die Grammatik und die Untersuchung moderner Idiome verschaffte dann den Sprachforschern eine tiefere Einsicht in das Wesen der Laute und eine präzisere Kenntnis ihrer Artikulation. Der lebhafte Streit endlich, der sich um das Dogma von der Ausnahmslosigkeit der Lautgesetze entspann und auch heute noch nicht ganz ausgetragen ist, führte zu einer weiteren Klärung unserer Anschauungen von der Natur des Lautwandels.

Lautphysiologie. Die genaue physiologische Bestimmung der Laute ist für den Grammatiker – wiewohl ihm die naturwissenschaftliche Methode, mit der sie zu operieren hat, nicht sehr nahe liegt – kein bloßes opus superfluentiae, sondern ein unerläßliches Erfordernis. Ohne die Lautphysiologie steht er ganz unter der Herrschaft des Buchstabens. Die Schriftzeichen deuten nur sehr unvollkommen die verschiedenen Artikulationsakte an; ein Buchstabe deckt eine ganze Gruppe verwandter Laute. Mit *e* z. B. wird eine lange Skala von Vokalen, die zwischen *a* und *i* liegen, bezeichnet, mit *r* eine ganze Sippe sehr verschiedenartig artikulierter Laute. Die schwächeren Übergangslaute zwischen den am stärksten hervortretenden Lauten werden in der Schrift meist ignoriert (z. B. der *w*-Laut, der im Griechischen zwischen υ und folgendem Vokal gesprochen wurde), die mannigfachen Abstufungen der Tonhöhe und Tonstärke gar nicht oder nur zum kleinsten Teil graphisch ausgedrückt usw. Da der reguläre Lautwandel auf der Addition zahlreicher unmerklich kleiner Lautverschiebungen beruht, so kann er ohne genauere Lautanalyse überhaupt nicht verstanden werden.

Bei den Alten haben sich ursprünglich weniger die Sprachforscher als die Musiker, Metriker und Rhetoriker mit der physiologischen Untersuchung der Laute abgegeben, Aristoteles in der Poetik, Dionysios von Halikarnaß in seiner Stilistik

(περὶ cυνθέcεωc ὀνομάτων), Aristides Quintilianus in seiner Musiklehre, Terentianus Maurus und Marius Victorinus in ihren Metriken. In der Neuzeit wurde die Lautphysiologie zunächst nur von Physikern und Ärzten betrieben, und erst, als ihre große Wichtigkeit für das Studium lebender Mundarten erkannt worden, auch in die Linguistik eingeführt. Den Physiker geht mehr die akustische Seite des Phänomens, der eigentümliche Klang der Laute, an, den Physiologen dagegen die genetische Seite, die Hervorbringung der Laute durch Bewegungen der Artikulationsorgane. Für den Sprachforscher sind beide Betrachtungsweisen ziemlich gleich wichtig. Für das Sprechen hat allerdings die Genesis der Laute die unmittelbarste Bedeutung. Aber das Hören spielt in der Sprachentwicklung eine kaum geringere Rolle und wirkt auch auf das Sprechen zurück. Denn die Sprachübertragung geht auf dem Wege des Gehörs vor sich, das Kind, das sprechen lernt, kann die Bewegungen der Artikulationsorgane außer denen der Lippen nicht wahrnehmen, es ahmt selbständig den gehörten Klang nach. Man hat längst beobachtet, daß dieselben oder ähnlich klingende Laute auf verschiedene Weise gebildet werden können. Die uvularen *r*-Laute entstehen ganz anders als die alveolaren *r*, jene durch Bewegungen des Zäpfchens, diese durch Vibrieren der Zungenspitze an den Alveolen der Zähne; sie klingen freilich auch nicht gleich, werden aber doch meist als verwandt empfunden und lösen sich sprachgeschichtlich ab. In der Sprachwissenschaft wird die akustische Betrachtungsweise gegen die genetische meist zurückgesetzt, obwohl sprachpsychologisch die Resultate der Lautbildung, die Klänge, ebenso wichtig sind, wie die Artikulationsakte. Wenn die übliche Systematik der Sprachlaute von Dentalen und Palatalen redet, so erhält man den Eindruck, das Wesentliche ihrer Artikulation sei bei ersteren durch die Zähne, bei letzteren durch den Gaumen bedingt. Aber wenn man mit zurückgebogener Zungenspitze am Gaumen einen Verschlußlaut bildet, so entsteht ein Laut von *t*-artigem Klange, ein sogenannter Cerebral (wie in sizil. *cavaḍḍu* aus *cavallo*). Daraus ersieht man, daß der *t*-Klang nicht durch die Zähne, sondern durch die Zungenspitze, den Zungensaum (Corona) oder die Vorderzunge überhaupt, der *k*-Klang aber nicht durch den Gaumen, sondern durch den mittleren und hinteren Zungenrücken (Dorsum) verursacht ist. Nicht die harten und festen Mundteile, sondern die weichen und beweglichen, die leichter in Schwingungen geraten, Zunge und Lippen, geben den Lauten ihren charakteristischen Klang, und man würde daher richtiger von Koronalen und Dorsalen statt von Dentalen und Palatalen reden. Ebenso ist wohl der Klang der Nasale zum Teil durch das Mitschwingen der beweglichen Nasenflügel, nicht nur durch die Resonanz der festen Nasenhöhle bedingt.

Unsere phonetische Terminologie ist teilweise noch die antike lateinische, und wir dürfen diese traditionellen Ausdrücke getrost beibehalten, wenn sie auch ihrem ursprünglichen Sinn nach nicht mehr zutreffen. So bezeichnen wir die stimmhaften und stimmlosen Verschlußlaute als *Mediae* und *Tenues*, die lateinischen Übersetzungen von μέcα und ψιλά, welche griechischen Originalausdrücke sich jedoch auf die Aspiration bezogen: ψιλά bedeutet unaspirierte Laute, μέcα mittlere, d. h. mittelstark aspirierte im Gegensatz zu den δacέα, den eigentlichen Aspiraten.

Zur Einführung in die Lautphysiologie zu empfehlen sind außer dem grundlegenden älteren Werke von *EBrücke, Grundzüge der Physiologie und Systematik der Sprachlaute*, [2] *Wien 1876*, das gerade das Griechische und Lateinische besonders berücksichtigt, *ESievers, Grundzüge der Phonetik*[5], *Lpz. 1901*, und *OJespersen, Lehrbuch der Phonetik, Lpz. 1904.* Die akustische Betrachtungsweise ist in den Vordergrund gerückt in *OBremers Deutscher Phonetik, Lpz. 1893.*

Aussprache. Das Kapitel von der Aussprache, das die praktischen Grammatiken zu eröffnen pflegt, ist in den meisten wissenschaftlichen Sprachdarstellungen weggelassen, und dies aus guten Gründen. Was wir Aussprache nennen, ist das Verhältnis der Laute zu den Schriftzeichen. Da sich aber die Laute verändern, während die Schriftzeichen beibehalten zu werden pflegen, so ist dieses Verhältnis beständigen Wandlungen unterworfen. Der griechische Buchstabe Φ wurde zur Zeit seiner Erfindung als *p* + *h* gesprochen; als aber die Aspirata in die Spirans *f* übergegangen war, wurde das alte Zeichen dennoch beibehalten, jetzt also als *f* ausgesprochen. In einer historischen Grammatik fällt demnach die Lehre von der Aussprache mit der Geschichte der spontanen Lautveränderungen zusammen und gehört daher in die Lautlehre.

Die übliche Fragestellung, ob die Erasmische oder die neugriechische Aussprache des Altgriechischen die richtige sei, ist vom wissenschaftlichen Standpunkt aus verkehrt. Die heutigen Griechen, bei denen beinahe jeder Bauer diese Frage mit leidenschaftlichem Eifer diskutiert, sehen sie auch hauptsächlich von einem andern Standpunkte an, vom nationalen. Ihnen gilt es, durch die Sprache ihre legitime Abkunft von den alten Hellenen zu erweisen. Abgesehen natürlich von so sachkundigen Gelehrten wie Hatzidakis. Die Frage, wann die neugriechische Aussprache eingetreten ist, muß für jeden Laut besonders gestellt werden. ει ist mit ι schon in vorchristlicher Zeit zusammengefallen, aber υ wurde noch im frühen Mittelalter von ι geschieden. Das Neue Testament wird sicherlich viel richtiger neugriechisch als Erasmisch gelesen, aber für Sophokles oder gar für die homerischen Epen ist dasselbe nicht zutreffend. Dennoch tun die heutigen Griechen recht daran, auch diese Texte in moderner Aussprache zu lesen, nicht nur aus dem praktischen Grunde der Gleichmäßigkeit, sondern weil so schon die Byzantiner, ja gewiß auch das ausgehende Altertum gelesen haben und sie also damit eine alte Tradition fortsetzen, durch die sie wirklich mit der Antike verknüpft werden.

Wir andererseits haben keine Ursache, auf unsere Aussprache des Altgriechischen besonders stolz zu sein, denn sie ist reich an Fehlern oder Inkonsequenzen. Wir verwerfen die neugriechische Aussprache im allgemeinen und befolgen sie doch bei φ und χ; θ aber wieder sprechen wir gar wie τ aus, weil unserer Sprache die interdentale Spirans fehlt. Dem ζ, das im Altertum mindestens drei verschiedene Lautwerte hatte, geben wir einen vierten, *ts*, den es (außer etwa auf Kreta) ganz gewiß nicht hatte. c sprechen wir in den meisten Fällen stimmhaft statt stimmlos. αι und ει, οι und ευ werden in Norddeutschland zusammengeworfen, nur in Österreich richtig geschieden.

Unsere weniger fehlerhafte Ausprache des Lateinischen steht ungefähr auf einer Linie mit der neugriechischen Aussprache des Altgriechischen. Wenn wir *ae* wie *ē*, *caedo* wie *tsēdo*, *ratio* wie *ratsio* sprechen, so setzen wir damit eine bis ins frühe Mittelalter zurückreichende Tradition fort, die uns mit einer Zeit verknüpft, in der das Lateinische noch eine lebendige Sprache war. Unsere ältesten Lehnwörter aus dem Lateinischen führen uns freilich in noch frühere Epochen zurück. Unser *Kaiser*, got. *Kaisar* = lat. *Caesar* wird schon zur Zeit des gallischen Krieges aufgenommen sein, als der Name Caesars bei den Germanen bekannt und gefürchtet wurde, denn es zeigt noch *ai*, nicht wie die übrigen Entlehnungen *ē*, für lat. *ae*. *Kaiser* und *Caesar* (ähnlich im Armenischen *kaisr* und jüngeres *kesar* aus griechischer Quelle) spiegeln den Lautstand zweier durch ungefähr ein halbes Jahrtausend getrennter Epochen wieder.

Gute Monographien über diese Fragen sind *FBlaß, Über die Aussprache des Griechischen,* [3] *Berl. 1888* und *ESeelmann, Die Aussprache des Latein. Heilbronn 1885.*

Die Bestimmung der jeweiligen Aussprache, d. h. der sukzessive wechselnden Artikulationen der einzelnen Laute bildet die Grundlage der Lautgeschichte oder, wenn man will, die notwendige Vorarbeit dazu. Unsere Hilfsmittel hierfür sind von verschiedener Art; nicht selten müssen mehrere Anhaltspunkte kombiniert werden.

1) Die schriftliche Wiedergabe der Laute. Sie bildet naturgemäß bei den nur durch die Schrift überlieferten toten Sprachen den Ausgangspunkt der Lautbestimmung. Die Folgerungen aus den Schriftzeichen gelten zunächst nur für die Zeit ihrer Einführung: denn, wie schon bemerkt, wird das Schriftzeichen oft festgehalten, auch wenn der Laut sich verändert. In solchen Fällen müssen andere Hilfsmittel für die Bestimmung der Laute herangezogen werden. Die phonetische Genauigkeit in der Lautbezeichnung war eine sehr verschiedene. Die Unterschiede in der Dauer der Artikulation wurden anfänglich von den Griechen wie den Römern weder bei den Vokalen noch bei den Konsonanten graphisch bezeichnet. Denn H und Ω im ionischen Alphabet bezeichneten nicht den langen *e*- und *o*-Laut zum Unterschied von dem kurzen, sondern das offene *e* und *o* zum Unterschied vom geschlossenen. Das naxische Alphabet drückt daher mit Ε auch das kurze offene *e* aus, das z. B. in Δεινοδίκεω, ἀλλέων aus dem sekundären η (< *ā*) entstanden war. Im übrigen war allerdings mit dem qualitativen Unterschied auch ein quantitativer verbunden, aber hätten die Ionier diesen mit ihrem H und Ω bezeichnen wollen, so hätten sie ihn konsequenterweise auch bei α, ι und υ ausdrücken müssen. Auch die Korinther unterschieden in ihrem Alphabet das geschlossene *e* mit E vom offenen, das sie mit B bezeichnen. Beide Buchstaben werden aber sowohl für lange als für kurze Vokale gebraucht. Erst auf italischem Boden ist eine Bezeichnung der Vokallänge durch die Verdoppelung geschaffen worden, die in Rom durch den Dichter Accius eingeführt worden sein soll. PhBersu (*Beitr. Bezz. XXIII [1899] 252 ff.*) hat scharfsinnig vermutet, die Doppelsetzung des Vokalzeichens (*aa* = *ā*) zur Bezeichnung der Länge sei ausgegangen von den Fällen, wo der lange Vokal mit Circumflex oder zweigipfligem Akzent gesprochen wurde; bei solcher Betonung kann der Hörende schwanken, ob es sich um einen oder zwei Vokale handelt, weil der Doppelton (δίτονος) leicht den Eindruck der Zweisilbigkeit macht. Dieser Art sind osk. *teer*[*úm*], unterital. *Maarcus*, daher auch in griechischer Umschreibung Μααρκος, Μααρκελλος, Catos *diee* für *diēm* (*Quint. IX 4, 39*), falisk. *vootum*, weiter auch umbr. *Naharkum* neben *Nar.* Von den zweigipfligen Längen ist die Verdopplung auf gewöhnliche Längen übertragen worden und hat in dieser Bedeutung von den Gracchen bis auf Sulla geherrscht. In der Kaiserzeit wurde diese Schreibweise nur noch vereinzelt angewendet und durch eine andere, den Apex über dem Vokalzeichen, ersetzt, für langes *i* seit Sulla auch durch die nach oben verlängerte Form des *i*-Zeichens, die *i longa.*

Sehr viel früher und regelmäßiger ist die längere Dauer gewisser Konsonanten, die Konsonantendehnung, graphisch ausgedrückt worden, auch sie durch die Verdopplung des betreffenden Buchstabens. Während die Griechen die gedehnten Konsonanten in ἄλλος, ἵππος, τέσσαρα usw. ursprünglich von den einfachen nicht unterschieden, wird die Konsonantendehnung seit dem Ende des 6. Jahrh. fakultativ durch Verdopplung bezeichnet und dieser Usus von der zweiten Hälfte des 5. Jahrh. ab zur Regel. Auch hier wird die Bezeichnung der Dehnung durch Geminata ihren besonderen Grund haben, der wohl im Einfluß des Syllabierens auf die

Schreibung zu suchen ist. Wenn man ein Wort wie ἄλλος d. h. *a* + gedehntes *l* + *os* in Silben zerlegte, erhielt man als erste Silba ἀλ-, als zweite -λος, weil die Silbengrenze mitten in den gedehnten Konsonanten fiel, dieser also zu beiden Silben gehörte; daher schrieb man ἄλλος. Daraus erklärt sich dann auch, wie FrBlaß erkannt hat, daß c vor Konsonanz so oft verdoppelt wird, z. B. Νέσστωρ, Ἀσσκληπιός, μισσθός: auch hier fiel die Silbengrenze in das c, das somit Bestandteil der vorhergehenden wie der folgenden Silbe war. — In Italien ist die Konsonantenverdopplung zuerst im Süden, bei Messapiern und Oskern, nachweisbar und beruht hier wohl auf griechischem Vorbild. In Rom soll sie Ennius eingeführt haben; sie begegnet dort jedenfalls auf den Inschriften seit Anfang des 2. Jahrh. v. Chr. Die Umbrer dagegen haben sie nur ganz vereinzelt und erst spät verwendet.

Nicht immer lassen sich die graphischen Nüancen sicher deuten. So haben die Mantineer für einen von c verschiedenen dentalen Reibelaut, den die Kyprier von c nicht unterscheiden, ein besonderes Zeichen, erfunden, Ⴘ, dessen genauen Lautwert wir nicht bestimmen können. Dasselbe gilt z. B. von dem Zeichen ⋈ des sogenannten nordetruskischen Alphabets, das einen *x*-ähnlichen Laut bedeutet zu haben scheint.

Besondere Beachtung verlangt die häufige Erscheinung, die man als 'umgekehrte Schreibung' zu bezeichnen pflegt: der Zusammenfall zweier Laute führt zur Vertauschung ihrer graphischen Bezeichnungen. Nachdem der Diphthong αι zu *e* geworden und dadurch mit ε zusammengefallen war, wird umgekehrt αι für ε geschrieben, z. B. ὑπαίρ für ὑπέρ, βαιβεώσω für βεβαιώσω, χαῖραι für χαῖρε. Die Lautgruppe ευς ging in der hellenistischen Zeit über *efs* in *eps* über, und es wird nun umgekehrt die ursprüngliche Lautfolge ευψ durch ευς wiedergegeben: ἐμβλεύσαντας statt ἐμβλέψαντας, ἔστευσα, auch ἔστευψα statt ἔστεψα. Im Lat. wurde *xt* zu *st* vereinfacht (*Sestius* = *Sextius*); Unkundige schrieben daher *xt* auch für primäres *st*: *Calixtus*, als Papstname bekannt, für *Callistus*. Da man *homo* schrieb, aber, nach Schwund des *h*-Lautes, *omo* sprach, schrieb man auch *hemo* für *emo*, *Horcus* für *orcus* usw. Nachdem *n* vor *s* ausgefallen waren, wird umgekehrt *n* vor *s* gesetzt, wo es nie gesprochen worden war: *occansio* für *occasio*, *Crenscens* für *Crescens* u. v. a. Noch gewaltsamer ist die Rekonstruktion, die ein korinthischer Vasenmaler vorgenommen zu haben scheint, indem er ΛαδάμαFος für ΛαFοδάμας schrieb. Er selbst sprach gewiß Λαδάμας, denn die Korinther schreiben in dieser Zeit Ποτειδᾶνι in Prosa, aber in poetischen Inschriften ΠοτειδάFωνι.

Zuweilen verbindet sich die umgekehrte Schreibung mit der etymologischen. Da man der Etymologie gemäß σύνμαχος für σύμμαχος schrieb, wobei das Syllabieren wohl auch eine Rolle gespielt hat, gingen Unkundige so weit, auch ἐγραμμάτευεν für ἐγραμμάτευεν, κέκρυνμαι für κέκρυμμαι, καλύνματα für καλλύμματα, ὄνμασι für ὄμμασι, Ἐνμανουήλ usw. zu schreiben, und brachten es sogar fertig, nach ἄνπελος = ἄμπελος, ἐνγύς = ἐγγύς, ἐστὶν περὶ = ἐστὶμ περὶ auch Μελάμθιος für Μελάνθιος, αὐτὸμ καὶ für αὐτὸν καὶ oder αὐτὸγ καὶ (auf att. Verfluchungsinschriften) und Κόριγθος für Κόρινθος zu schreiben. Ähnlich haben bei den Römern die etymologischen Schreibungen *conlegium*, *inlustris* u. dgl. zu einem *Inlyricum* geführt.

Von diesen rein graphischen Erscheinungen sind die analogen Lautumkehrungen zu scheiden. Wenn ein Individuum zwei (lokale oder soziale) Dialekte zugleich beherrscht, so werden in seiner Psyche die einander entsprechenden Wortformen beider Dialekte beständig assoziiert, und ihr lautliches Verhältnis kann zur Ursache

analogischer Neubildungen werden. Wir haben bereits früher gesehen, daß sich so lat. *plaustrum* für *plostrum* und ähnliches erklärt. Nicht immer aber läßt sich leicht entscheiden, ob eine graphische oder eine phonetische Umkehrung vorliegt. Das gilt z. B. von den sog. Hyperdorismen wie ἄβᾱ, ἔφᾱβος für altdor. ἥβα, ἔφηβος, πλᾶθος für πλῆθος, die gewöhnlich als Unformen der späteren grammatischen Überlieferung aufgefaßt werden. Sie könnten aber schließlich auch in einer Zeit, in der neben die absterbenden dorischen Mundarten die hellenistische Gemeinsprache getreten war, von den Doppelsprachigen wirklich gesprochen worden sein.

2) Eine direkte Quelle für die Ermittelung der Lautartikulation bilden sodann die Beschreibungen der griechischen und römischen Laute bei den antiken Grammatikern. Auch hier muß natürlich zuerst Quellenkritik geübt werden. Die Erkenntnis, ob eine Lautbeschreibung auf eigener Beobachtung des Grammatikers beruht oder ob sie aus älteren Quellen abgeschrieben oder wenigstens durch Vorgänger beeinflußt ist, hat namentlich für die Chronologie große Wichtigkeit. Denn im ersten Fall gilt die Beschreibung für die Zeit des Grammatikers, im zweiten für die seiner Quelle. Die phonetischen Angaben der Alten leiden zwar teilweise, mangels genauerer physiologischer Kenntnisse der Grammatiker, an Fehlern oder wenigstens Unklarheiten, bleiben aber dennoch im allgemeinen eine wertvolle Quelle unserer Information und sind auch zuweilen nur mit Unrecht in Zweifel gezogen worden. So hat Blaß (in *RKühners Gramm. Hannover 1890, I³ 66*) die sonst wenig gewürdigte Beschreibung der griechischen Medien als schwach aspirierter Laute bei Dionysios v. Halikarnaß *de compos. verb. p. 174ff.* Sch. und Dionysios Thrax *p. 13, 1* aufrechterhalten und mit dem glücklichen Hinweis gestützt, daß dazu die neugriechische Entwickelung der Mediae zu Spiranten gut stimme.

3) Ein indirektes Hilfsmittel zur Bestimmung der Lautqualität bilden ferner die Lautveränderungen. Aus dem lat. Wandel von intervokalischem *s* in *r* (*terrārum* aus *-āsom*) ist zu schließen, daß altlat. *s* zwischen Vokalen (z. B. in *lases*) stimmhaft wie im Deutschen war, und dazu stimmt osk. *z* in *egmazum* G. Pl. 'der Dinge'. Im Altattischen ist Θαλθύβιος (dies mit Übertragung der Aspiration in den Anlaut aus Ταλθύβιος) durch dissimilatorischen Schwund des zweiten *t*-Lautes zu Θαληύβιος geworden, wie βόλβιτος zu βόλιτος. Daraus folgt, daß in θ damals ein *t* und ein *h* enthalten, daß es also noch die Aspirata *th* war.

4) Auch die modernen Fortsetzungen des Griechischen und Lateinischen, das Neugriechische und die romanischen Sprachen, können uns manches über die antike Aussprache lehren: hier klingen uns zwar spät, aber dafür lebendig die griechischen und römischen Laute ans Ohr. Daß z. B. c im Anlaut vor Vokalen und im Inlaut zwischen Vokalen durchaus stimmloses *s* ist, wird uns durch das Neugriechische bestätigt, wo σίδερο, πόσος, νησί mit sogen. scharfem *s* gesprochen werden. Wenn im lakonischen Dialekt c für θ erscheint (ἀνέσηκεν = ἀνέθηκεν, σιόρ = θεός), so könnte man denken, daß c hier die interdentale Spirans bezeichne, in die θ anderwärts übergangen ist, aber tsakon. *krisá* = κριθά, *séri* = θέρος usw. lehren, daß θ im Lakonischen wirklich zu alveolarem *s* geworden war. Im Vulgärlateinischen ist *au* zu *o* monophthongiert worden: daß dieser Wandel auch in spätester Zeit nicht ganz durchgedrungen und allgemein geworden ist, beweist die Erhaltung des Diphthongen *au* im Rumänischen, Albanesischen, westlischen Rätoromanischen und Provenzalischen: rum. *aur*, prov. *aur* – it. span. *oro*. Überhaupt sind die modernen Laute als die Zielpunkte der ganzen Lautentwicklung für deren Erforschung von größter Wichtigkeit: sie geben uns den Endpunkt der Geschichte

jedes Lautes wie das älteste Schriftbild deren Anfangspunkt an, und es bleibt uns in jedem Fall die Aufgabe zu bestimmen, wann dieser Endpunkt erreicht worden ist.

5) Ein weiteres wichtiges Hilfsmittel für die Lösung dieser Aufgaben bilden sodann die Umschreibungen griechischer und lateinischer Wörter in fremden Sprachen. Von griechischen Elementen liegen solche namentlich vor im Ägyptisch-Koptischen, Hebräischen, Syrischen, Armenischen, Indischen, Lateinischen, Gotischen, Slavischen, von lateinischen im Griechischen, Keltischen, Baskischen, Germanischen. Sie leisten uns oft wertvolle Dienste, wo fast alle anderen Hilfsmittel versagen. Das ist z. B. der Fall in der Frage, wann der *h*-Laut gemeingriechisch geschwunden ist. Nachdem sämtliche griechische Staaten das ionische Alphabet akzeptiert hatten, dem ein Zeichen für den Hauch fehlte, weil er im ionischen Dialekt geschwunden war, gibt uns die Schrift keinen Aufschluß mehr darüber, wie weit das *h* noch in den anderen Mundarten gesprochen wurde. Eine Ausnahme bildet nur der tarentinisch-herakleische Dialekt, für den der Hauch durch das neuerfundene Zeichen ⊢ bezeugt wird. Da lassen uns nun die Umschreibungen griechischer Wörter im Lateinischen, Gotischen, Armenischen, Syrischen, Koptischen vermuten, daß der *h*-Laut bis ins 4. Jahrh. n. Chr. bei den Griechen lebendig war. Daß die Schreibung des *h* in diesen Transskriptionen nicht etwa auf Einfluß grammatischer und orthographischer Doktrinen beruht (was an sich nicht besonders wahrscheinlich wäre), machen solche Fälle wahrscheinlich, wo die grammatische Tradition den Spiritus asper nicht kennt, z. B. ἐλπίς: man vergleiche lat. *Helpis CIL. X 3369* u. ö., *Helpidius 478* usw., kopt. *helpis* mit *h*ελπίς des altattischen Steins *CIA. I 442, 8* und ἐφ' ἐλπίδι, ἀφελπίζω im Neuen Testament; kopt. *he*ϑ*nos*, armen. *het'anos* = gr. ἔθνος; kopt. *hirene* und gortyn. χ' ἰρήνα = καὶ ἰρήνα *BCH. IX (1885) 6ff.* (*GDI. 5018, 5)* u. a. Daraus folgt nun natürlich nicht, daß *h*- bis zum Ausgang des Altertums allgemein im griechischen Sprachgebiet gesprochen wurde, sondern beide Lautstufen, die aspirierte und die ψίλωσις, werden nebeneinander gelegen haben, bis endlich diese den Sieg davontrug und das *h* definitiv aus der Sprache verschwand. — Umgekehrt zeigen alle römischen Lehnwörter im Germanischen Fehlen des in nachchristlicher Zeit verstummten *h*-Lautes z. B. *helvus* : ahd. *ëlo*, mndl. *eluw*, *hircus* : ahd. *irah* (*FrKluge, Grundriß d. germ. Phil., Straßbg. 1901, I² 339. 351*).

Vgl. *AThumb, Untersuch. über d. Spiritus asper, Straßbg. 1888, 81ff. PKretschmer, Entstehung der Koine, S.Ber.Wien.Ak. CXLIII Wien 1900, 20f. WilhSchulze, S.Ber.Berl.Ak. 1905, 21f.*, dessen Erklärung von got. *haipno*, weiter dtsch. *Heide* aus ἔθνος aber unannehmbar ist. Die Annahme von *UvWilamowitz, GGA. 1901, 41*, daß das δαςύνειν in dieser späten Zeit nur der Theorie der Schule angehöre, bedarf ebenso des Beweises wie das Gegenteil.

Für die schwierige Frage, wann *c* im Lateinischen vor *e* und *i* über palatalisiertes *k'* hinweg zu *ts* geworden ist, geben die lateinischen Lehnwörter im Germanischen und Keltischen wertvolle Aufschlüsse. Wie spät die Lautstufe *ts* erreicht worden ist, beweisen got. *aurkjus* = lat. *urceus*, got. *faski*, ahd. *fasci* = lat. *fascia*, ahd. *chirsa* Kirsche, mndl. *kerse* = *cerasus*, vgl. breton. *ceiros*; ir. *cepp*, andd. *cipp*, ahd. *chipfa* = *cippus* usw. Darauf deuten ferner auch die lateinischen Lehnwörter im byzantinischen und modernen Griechisch mit erhaltenen κι, κε, deren Auftreten in den neugriechischen Dialekten zugleich erweist, daß sie volkstümliche, nicht bloß gelehrte auf literarischem Wege erfolgte Entlehnungen sind, z. B. byz. μάγκιψ, μαγκίπιον, neugr. μάγκιπας = lat. *manceps*, byz. κουμέρκιον, ngr. κουμέρκι = *commercium*, ngr. κίγκλα, auch gίγκλα = *cingula* u. a. — Seit *HSchuchardt, Zeitschr. f. roman. Phil.*

XXI (1897) 235, wird altsächs. *tins* Zins = lat. *census* von Romanisten als Beweis einer Zwischenstufe palatalisiertes *t'*, die zwischen *k'* und *ts* lag, geltend gemacht. Allein trotz kymr. *tengl* aus *cingula*, bask. *tipula* aus *caepulla* bleibt die frühere Auffassung des altsächs. *tins* als Verniederdeutschung eines hochdeutschen *zins* mit Substitution von *t* für ahd. *z* unwiderlegt, und der chronologischen Folgerung, daß vor der hochdeutschen Lautverschiebung lat. *ce* zu *t'e* geworden sei (*WilhMeyer-Lübke, Einführ. in d. roman. Sprachw., Heidelbg. 1901, 125*), fehlt somit die Beweiskraft.

Die einschlägige Literatur ist ziemlich umfangreich, erschöpft aber den Gegenstand noch keineswegs. So sind die griechischen Fremdwörter und Eigennamen im Koptischen, Syrischen, Arabischen und jüngeren Lateinischen, die lateinischen im Baskischen noch nicht genügend untersucht; ebensowenig die griechischen Elemente in den meisten romanischen Sprachen. *JJHeß, Idg. F. VI (1896) 123 ff.* stellt die griechischen Umschriften demotischer Wörter zusammen. Literatur über griech. Fremdwörter im Hebräischen, Aramäischen und Arabischen verzeichnet *AThumb, Idg. Anz. VI (1896) 56 ff. IX (1890) 123.* Vgl. sodann *CBrockelmann, Die griech. Fremdwörter im Armenischen ZDMG. XLVII, 1 ff. AThumb, Die griech. Lehnwörter im Armenischen, ByzZ. IX (1900) 388 ff. FOWeise, Die griech. Wörter im Latein., Lpz. 1882. WLuft, Die Umschreibungen der fremden Namen bei Wulfila, KZ. XXXV (1899) 291 ff. WilhSchulze, Griech. Lehnworte im Got., S.Ber.Berl.Ak. 1905, 726 ff.* Für die latein. Lehnworte in fremden Sprachen s. *ThEckinger, Die Orthographie lat. Wörter in griech. Inschriften, München 1893. GMeyer, Ngr. Stud. III,* wo *1 ff.* weitere Literatur angegeben ist. Die lat. Lehnworte im allgemeinen behandelt *FrKluge* im *Grundr. d. germ. Phil. Straßbg. 1901, I² 333 ff.*, anderes verzeichnet *OSchrader, Sprachvergleich. u. Urgesch.,* ³ *I* 82. Zu den lat. Elementen der kelt. Sprachen s. *JosLoth, Les mots latins dans les langues brittoniques, Paris 1892. JVendryès, De hibernicis vocabulis quae a latina lingua originem duxerunt, Paris 1902.*

6) In beschränktem Maße läßt endlich, wie bekannt, die metrische Poesie lautgeschichtliche Folgerungen zu, namentlich auf die Quantität der Vokale, aber auch auf andere Erscheinungen wie Vokalelisionen, Behandlung auslautender Silben, Silbentrennung. Metrische Gründe haben bekanntlich zur Erkenntnis des F im Epos geführt. Was man gewöhnlich Prosodie nennt, ist ja eigentlich Lautlehre der Poesie. Die von musikalischen Noten begleiteten delphischen Hymnen (*BCH. XVIII [1894] 345 ff.*) sind für die Artikulation der Diphthonge lehrreich. Auch sonst lassen sich gelegentlich Erscheinungen der Kunstsprache zu Folgerungen verwerten. So schließt GThiele (*Herm. XXXVI [1901] 248*) aus der Alliteration von π mit φ bei Gorgias (πᾶσιν—φανερά—φήσει—πίστιν) auf Aussprache von φ als *ph*.

Lautwandel. In der Geschichte jeder Sprache treten uns Veränderungen der Laute so zahlreich und deutlich entgegen, daß ihre Konstatierung zuerst sehr einfach und leicht erscheint, und zwar ist es immer eine Vergleichung, die uns zur Beobachtung von Lautwandeln führt. Wir vergleichen 1. die Wortformen verschiedener Zeitalter, wie att. Ἀθηναία : Ἀθηνάα : Ἀθηνᾶ, altlat. *duenos*, dann *duonos*, weiter *bonus*, italien. *buono*. 2. die Wortformen verschiedener, aber verwandter Dialekte und Sprachen: dor. aiol. μάτηρ : ion. att. μήτηρ; dor. Δεύς : ion. att. Ζεύς; lat. *quod* : osk. *pod*; gr. ἑπτά : lat. *septem*. 3. verschiedene Wortformen derselben Zeit und Sprache oder Mundart, die etymologisch zusammengehören, z. B. λείπω und λέλοιπα; ἄγω und ἀκτός; *facio* und *conficio*, *deus* und *dīvus*, *bonus* und *bene*. In vielen Fällen erscheinen derartige Gleichungen ohne weiteres so evident, daß wir gar keinen Beweis für ihre Richtigkeit verlangen. Wer kann zweifeln, daß dor. μάτηρ = ion. μήτηρ sei, daß *facio* und *conficio* zusammengehören? Aber kann man mit derselben Sicherheit behaupten, daß lat. *sei*, *sī* sich mit osk. *svaí* 'wenn' oder gr. βούλομαι mit lat. *volo* decke, oder daß franz. *aller* aus lat. *ambulare* entstanden sei? Hier entstehen in uns Zweifel verschiedener Art: die einen, die etymologischer Natur sind

d. h. auf der Funktion oder Bedeutung der Worte beruhen, gehen uns hier zunächst nichts an, die anderen sind in der Natur der Laute selbst begründet. Der Laie ist geneigt, nur lautähnliche Wortformen einander gleich zu setzen, also nur Wechsel von einander ähnlichen Lauten anzunehmen und würde daher z. B. Wandel eines *o* in *k* oder eines *p* in *l* a priori für unglaublich halten. Die antike Grammatik und die ältere überhaupt hatte kaum ein anderes Kriterium für die Beurteilung von Lautveränderungen. Wie wenig Wert es hat, ersieht man daraus, daß doch auch Laute miteinander wechseln, die wir a priori nicht für ähnlich halten würden, wie *l* und *i* in ital. *pianta* aus *planta*, *chiamo* aus *clamo*, *fiume* aus *flumen* usw. oder *s* und *h*.

So haben denn auch die Früheren planlos und willkürlich Lautveränderungen angenommen, ohne einen Maßstab für die Richtigkeit oder Unrichtigkeit solcher Annahmen zu besitzen. Erst mit dem Aufblühen der sprachwissenschaftlichen Studien seit Grimm, Bopp und Pott wurde den Schicksalen der Laute mehr Aufmerksamkeit geschenkt und die strenge Regelmäßigkeit beobachtet, mit der viele von ihnen aufzutreten pflegen. Epochemachend wirkte da namentlich die von Jakob Grimm aufgestellte Formel der germanischen Lautverschiebung, das Grimmsche Gesetz, das das Verhältnis der germanischen Konsonanten zu den griechischen und lateinischen in eine feste Regel faßte. Noch ernster nahmen es die Folgenden, namentlich August Schleicher, mit der Gesetzmäßigkeit des Lautwandels, dem Schleicher sogar gelegentlich die ausnahmslose Geltung von Naturgesetzen zuerkannte. Immer mehr wandte sich das Hauptinteresse der Sprachforscher den Schicksalen der Laute zu, neue wichtige Lautveränderungen wurden entdeckt, die Lautphysiologie wurde in die Grammatik eingeführt, und die sich mehr und mehr befestigende Überzeugung von der strengen Regelmäßigkeit aller phonetischen Wandlungen wurde schließlich — in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts — in dem Satze formuliert: Lautgesetze sind ausnahmslos, d. h. die Veränderungen der Laute vollziehen sich nach ausnahmslosen Gesetzen. Dieser Satz ist das — freilich vielumstrittene — Dogma der modernen Sprachforschung geworden. Wie er hauptsächlich auf empirischem Wege gewonnen war, so ist auch seine Bedeutung zunächst eine methodologische. Er besagt, daß wer den Wandel des Lautes *x* in den Laut *y* behauptet, nachweisen muß, daß *x* in allen Wörtern, in denen es vorkommt, zu *y* geworden ist: trifft dies nicht zu, so ist entweder jener Lautwandel mit Unrecht angenommen oder die ihm widersprechenden Etymologien und Worterklärungen sind falsch. So wäre etwa die Annahme, daß F in Fällen wie βούλομαι : lat. *volo* zu β geworden sei, abzuweisen, weil wir dann überall β als Vertreter von ursprünglichem F zu erwarten hätten; aus sehr zahlreichen Belegen wie Fάστυ : ion. att. ἄστυ, Fέργον : ἔργον, Foῖνος : οἶνος ergibt sich, daß F in den Dialekten, die den Anlaut von βούλομαι bewahrten, einfachem Schwunde unterlag. Die Gleichung θεός = lat. *deus*, die den älteren Grammatikern so einleuchtend schien, ist falsch, weil weder *d* im Griechischen zu θ wird, noch eine Aspirata im Anlaut im Lateinischen zu *d* noch θ und lat. *d* auf irgendeine andere gemeinsame Grundform zurückgeführt werden können. Freilich erscheint diese Gleichung ohnehin unhaltbar, wenn man weiß, daß *deus* im Altlateinischen *deivos* lautete und θεός kein F, sondern nur ς oder *j* zwischen ε und ο verloren haben kann.

Um den Satz von der Ausnahmslosigkeit der Lautgesetze richtig zu beurteilen, darf man sich von den scheinbaren Störungen der Lautgesetze nicht irritieren lassen.

1. Jedes Lautgesetz gilt nur in einer gewissen räumlichen Begrenzung, innerhalb einer Sprache oder auch nur eines Dialekts. Durch Entlehnung können nun in seinen Bereich aus einem Gebiet, wo es nicht gilt, Formen eindringen, die ihm dann scheinbar widersprechen. λοχᾱγός, ξενᾱγός, οὐρᾱγός in der attischen Prosa sind keine Ausnahmen von dem attischen Lautgesetz, wonach ᾱ in η übergeht (vgl. στρατηγός, ὁδηγῶ), weil sie von Haus aus nicht attische Formen, sondern Lehnwörter aus der dorischen Militärsprache sind. Lat. *popīna* 'Garküche' gegenüber *coquo* bezeugt nicht ausnahmsweisen Wandel von *qu*, das sonst im Lat. erhalten bleibt, in *p*, sondern ist ein oskisches Wort, das die römische Volkssprache aufgenommen hat. Wo so vielfache Dialektmischung vorliegt wie z. B. in der Kunstsprache des homerischen Epos können wir keine lautliche Konsequenz erwarten.

2. Jedes Lautgesetz kann auch zeitlich begrenzt sein. Nachdem der Wandel des Lautes *x* zu *y* vollzogen ist, können neue Wortformen mit *x* aufkommen, dessen Erhaltung nunmehr keine Ausnahme von jenem Lautgesetz darstellt. Im Griechischen ist intervokalisches ϲ in prähistorischer Zeit geschwunden, aber das in jüngerer Zeit neu entstandene intervokalische ϲ von μέϲος, (aus *μέθjος), τείχεϲι (aus τείχεϲϲι), ἐκόμιϲα (aus *ἐκόμιδϲα), βάϲις (aus *βάτις), usw. blieb erhalten. Im Lateinischen wurde dasselbe *s* zwischen Vokalen über stimmhaftes *z* zu *r*, aber später entstandenes *s* blieb stimmlos und entging daher dem Rhotazismus, z. B. *cāsus* aus *cāssus*, dies aus **cād-tus*.

3. Ein Lautgesetz wird von einem anderen gekreuzt. Diese 'Interferenz' zweier Lautwandel schafft zwar wirkliche Ausnahmen, aber solche, die ebenso gesetzmäßig bedingt sind. Wir können hier auch sagen, daß das eine Lautgesetz von vorn herein nicht richtig formuliert war. Das Lautgesetz, wonach im Spätgriechischen die Aspiraten φ, χ, θ zu Spiranten werden, wurde durch ein anderes gekreuzt, daß von zwei zusammenstoßenden Spiranten einer Verschlußlaut werden muß. Das zweite Lautgesetz hat gesiegt z. B. in ngr. φτάνω aus φθάνω, ἐχτρός aus ἐχθρός, αἰϲτάνομαι aus αἰϲθάνομαι, ϲκίζω aus ϲχίζω, ἔπαψα aus *épafsa* aus ἔπαυϲα, aber die Verbindung ϲφ blieb in den meisten Dialekten als *sf* (ϲφαλίζω, ϲφάζω, ϲφῆϱα), in einigen wenigen wurde sie gemäß dem zweiten Gesetz zu ϲπ. Nicht immer läßt sich hier das wirkliche Verhältnis genau ermitteln: es kann sich da auch um zwei zeitlich aufeinander folgende Lautwandel handeln, von denen der zweite einen älteren Zustand wiederherstellt.

Wesentlich verschieden von diesen phonetischen Faktoren ist nun ein Prinzip, das scheinbar ebenfalls Ausnahmen von den Lautgesetzen schafft und dessen scharfe Scheidung von dem lautlichen Prinzip das notwendige Komplement zu dem Satz von der Gesetzmäßigkeit des Lautwandels bildete, das Wirken der Analogie. Nicht alle lautlichen Verschiedenheiten zwischen älteren und jüngeren Formen beruhen auf phonetischen Veränderungen. Wenn lat. *honōs* später durch *honōr* ersetzt wird, so ist hier nicht auslautendes *-s* ausnahmsweise zu *-r* geworden, sondern das *-r-* ist aus den Casus obliqui, *honōris*, *honōri* usw., wo es im Inlaut zwischen Vokalen lautmechanisch aus *-s-* entstanden war, übertragen. Dabei wirkte das Vorbild von *r*-Stämmen wie *orator*, *oratōris* mit. Oder wenn dem dor. τοί, ταί ion. att. οἱ, αἱ entspricht, so ist hier nicht gegen die Lautgesetze τ zu Spiritus asper geworden, sondern οἱ, αἱ sind Neubildungen veranlaßt durch die Analogie des Singulars ὁ, ἡ.

Die grundsätzliche Trennung von Lautgesetz und Analogiewirkung bildete eine wichtige Errungenschaft der sprachwissenschaftlichen Technik, aber theoretisch wurde sie anfangs nicht richtig gedeutet. Indem man die Lautgesetze mit den aus-

nahmslosen Naturgesetzen auf eine Linie stellte, wurde ihr Unterschied von den Analogiewirkungen als der des Physischen vom Psychischen aufgefaßt. Diese Anschauung, daß die Ausnahmslosigkeit der Lautgesetze aus ihrem Charakter als Naturgesetzen hervorgehe, rief berechtigten Widerspruch hervor, und zugleich wurde nun auch die Ausnahmslosigkeit selbst Gegenstand von Einwendungen, die, wenigstens in der Theorie, auch heute noch aufrecht erhalten werden.

Ungerechtfertigt waren von diesen Angriffen solche, die sich auf gewisse einzelne angebliche Ausnahmen von Lautgesetzen gründeten. Derartige 'sporadische' Lautveränderungen, 'Lautneigungen', hatten ältere Sprachforscher wie Georg Curtius in großem Umfange angenommen, und er gehörte denn auch zu den heftigsten Gegnern des Satzes von der Ausnahmslosigkeit der Lautgesetze. Aber einzelne angeblich unerklärliche Ausnahmen können nichts beweisen, weil ihre Aufklärung von der Zukunft erwartet werden darf, sei es daß neue Lautgesetze entdeckt oder andere Wege der Erklärung eingeschlagen werden. Tatsächlich sind auch unzählige Lautwandel, die man früher für sporadisch hielt, nachher als gesetzmäßige erwiesen worden. So nahm Curtius einen sporadischen Übergang von Tenues in Aspiratae vor Nasalen an z. B. in λύχνος neben ἀμφιλύκη, τέχνη neben τέκτων, κυλίχνιον neben κύλικος, πελίχνη neben πελίκη (vgl. damit unverändertes κν in τέκνον, ὅκνος, πυκνός usw.), während wir jetzt hier eine Lautgruppe *ksn* zugrunde legen, die gesetzmäßig zu χν wurde (λύχνος aus **luksnos*). In der Akzentwirkung, Dissimilation, Fernassimilation haben wir neue Mittel gefunden, scheinbare Ausnahmen von der gesetzmäßigen Lautentwicklung zu begreifen.

Schwerer wiegen dagegen die Einwände, die sich aus einer genaueren Erforschung des Wesens der Lautveränderungen gegen deren Ausnahmslosigkeit zu ergeben scheinen. Das hat man bald eingesehen, daß die Auffassung der Lautgesetze als Naturgesetze unhaltbar ist. An diesem Irrtum hatte noch die alte Anschauung, als ob die Sprache ein Organismus, etwas Körperliches sei, einen Anteil. Man darf auch nicht vergessen, daß wir, wenn wir vom Übergang eines Lautes in einen andern reden, nur ein Bild gebrauchen. Denn der Laut ist ja nichts Substantielles, das sich verwandeln, in eine andere Substanz übergehen kann, sondern es handelt sich bei ihm um einen Vorgang, einen Artikulationsakt, und wenn der Sprechende diesen nicht in derselben Weise wie früher wiederholt, so reden wir von Lautwandel. Bei der Bildung eines Lautes ist nun zwar die Bewegung der Artikulationsorgane ein physiologischer Vorgang, aber der Willensimpuls, der die zu den Artikulationsorganen führenden motorischen Nerven erregt, sowie die Momente, die diesen Impuls bestimmen, auf ihn einwirken, ihm die Richtung geben, sind psychischer Natur. Andererseits handelt es sich bei den durch Analogiewirkung entstandenen Lautneuerungen nicht nur um psychische Vorgänge, sondern, wie beim Lautgesetz, auch um physische, nämlich die Lautartikulationen. Also unterscheiden sich Lautgesetz und Analogiewirkung nicht dadurch, daß jenes physischer, diese psychischer Natur ist, sondern der Unterschied liegt wo anders, er beruht darin, daß die Analogiewirkungen mit den Bedeutungen der Worte zusammenhängen, die Lautwandel im engeren Sinne aber davon ganz unabhängig sind. Wir können erstere Vorgänge daher dynamische, letztere mechanische nennen.

Das Lautgesetzprinzip war im Kreise der Indogermanisten gefunden worden, die es vorzugsweise mit den literarisch überlieferten alten Sprachen zu tun haben. Hier liegen die Verhältnisse scheinbar sehr einfach, weil die ungenaue Bezeichnung der Laute durch die Schrift eine Gleichförmigkeit und Regelmäßigkeit der Laut-

verhältnisse vortäuscht, wie sie in der Wirklichkeit nicht besteht. Wer lebende Mundarten studiert, erhält da ganz andere Eindrücke, er findet hier eine unendliche Mannigfaltigkeit von Lautnuancen. Wo die Schrift nur ein Zeichen bietet, weist die lebendige Sprache unzählige, wenn auch dicht neben einander liegende Lautstufen auf. Jedes Individuum hat seinen eigenen Dialekt, und selbst dieser bleibt sich nicht gleich, sondern ist nach Alter, Stimmung, äußeren Einflüssen usw. mancherlei Schwankungen unterworfen. Darauf beruht es ja z. B., daß wir einen Bekannten, ohne ihn zu sehen, lediglich an seiner Sprache erkennen, und experimentell lassen sich diese Unterschiede der Lautbildung genau meßbar konstatieren. Kann man unter solchen Umständen an eine Allgemeingültigkeit und Ausnahmslosigkeit von Lautgesetzen glauben? — In der Tat sind durch solche und andere Erwägungen manche Sprachforscher an der Richtigkeit dieses Axioms irre geworden oder haben es gar geradezu für gefährlich oder schädlich erklärt. Andere wieder befinden sich in einem Zwiespalt zwischen Theorie und Praxis: sie halten es theoretisch für unbeweisbar, aber dennoch praktisch für unentbehrlich. So ist es heute von vielen Linguisten unsicher, ob sie an die Ausnahmslosigkeit der Lautgesetze glauben oder nicht, aber in allen Einzelfällen lautgeschichtlicher Untersuchungen ist das Verfahren der meisten Sprachforscher trotzdem ein ziemlich gleichmäßiges. Wie ist der Widerspruch, der hier besteht, zu lösen?

Zunächst muß betont werden, daß das Prädikat der Stetigkeit und Gleichmäßigkeit den lautmechanischen Vorgängen in viel höherem Maße zukommt als allen anderen sprachlichen Prozessen, und dies aus zwei Gründen. Lautveränderungen gehen — seltene Ausnahmen abgerechnet — unabsichtlich und unbewußt vor sich. Wir werden uns der einzelnen Akte der Lauterzeugung so wenig bewußt, daß sogar ein angestrengtes Studium nötig ist, um uns darüber Klarheit zu verschaffen. Daß wir bei den Nasalen das Gaumensegel senken, bei den stimmhaften Lauten die Stimmbänder in Schwingungen versetzen, bei den stimmlosen jedoch nicht, bei jedem Vokal der Zunge eine andere Lage geben usw., sind Vorgänge, von denen niemand, der nicht gerade Lautphysiologie treibt, eine Ahnung hat. Von den Veränderungen in der Lautbildung aber gilt im allgemeinen, daß sie nicht nur unbewußt, sondern auch gegen den Willen der Sprechenden eintreten. Nur die seltenen Fälle affektierter Lautbildung, wie sie gelegentlich vorkommen, bilden wirkliche Ausnahmen. Dahin gehört wohl, wenn es von Alkibiades in *Aristophanes' Wespen 44* heißt, er habe lispelnd (τραυλίζας) ὁλᾶς, Θέωλος, κόλακος für ὁρᾶς, Θέωρος, κόρακος gesagt. Aber gerade solche vereinzelten individuellen Ausnahmen zeigen, wie jede Abweichung von der lautlichen Norm in einer Sprachgemeinschaft als anstößig und lächerlich empfunden und deshalb in der Regel vermieden wird. Die Ansicht der Früheren, daß Lautveränderungen aus Rücksicht auf den Wohlklang — καλλωπισμός 'Verschönerung' nennt es Platon im Kratylos — vorgenommen werden (man lese, was nach *Cicero Orat. § 153 ff.* alles *aurium causa* geschehen ist), ist heute als Irrtum erkannt, und wenn in der Hannover 1890 erschienenen neuen Auflage von *RKühners Griechischer Grammatik* sich noch eine Wohllautlehre findet, so ist das ein altes Inventarstück aus vergangenen Zeiten. Zweitens ist an der Lautbildung hervorzuheben, daß ihre Akte mit einer ungeheuren Häufigkeit wiederholt werden. Wir können rechnen, daß manche Laute von einem Individuum täglich im Durchschnitt ein paar tausend Mal artikuliert werden. Aktionen aber, die unbewußt und mit solcher Häufigkeit wiederholt werden, laufen naturgemäß mit einer außerordentlichen Gleichmäßigkeit ab, der zwar nicht das Prädikat

mathematischer Genauigkeit, wohl aber das maschinenmäßiger Präzision zuzuerkennen ist.

Auf einem Gebiet aber, wo solche mechanische Regelmäßigkeit herrscht und das der Willkür und unkontrollierbaren Laune des Einzelnen so gut wie ganz entzogen ist, werden auch alle Veränderungen und Störungen nach ihrer kausalen Verknüpfung viel klarer und durchsichtiger sein als bei den anderen psychischen Prozessen, bei den Bewußtseinsvorgängen. Von lautmechanischen Gesetzen darf in demselben Sinne die Rede sein wie von Gesetzen der Mechanik des Gehens oder anderer körperlicher Bewegungen.

Das Wesentliche an dem Satz von der Ausnahmslosigkeit der Lautgesetze ist jedoch im Grunde nur der durch ihn gegebene stetige Antrieb, den Bedingungen und ursächlichen Zusammenhängen der Lautveränderungen so weit wie irgend möglich nachzugehen. Gesetzt selbst, dieser Satz bestünde zu unrecht, so dürften wir ihn aus einer theoretischen Behauptung in eine methodologische Forderung umwandeln. Wie etwa die Epigraphik die Annahme von Schreibfehlern als *ultimum refugium* betrachtet und nach Möglichkeit vermeidet, so könnten wir verlangen, daß man Ausnahmen von Lautgesetzen oder Lautgesetze, die Ausnahmen haben, nur im alleräußersten Notfalle zulasse, nämlich wenn jene Ausnahmen oder Lautgesetze an sich unbestreitbar sind und eine andere Erklärung der Fälle ganz unmöglich ist. Wer kann aber im Einzelfalle mit Sicherheit sagen, daß eine andere Erklärung wirklich ganz undenkbar sei, wer kann vorauswissen, welche Deutungswege in Zukunft noch gefunden werden? – Man sieht also, wer eine Ausnahme von einem Lautgesetz annimmt, tut eigentlich nichts anderes, als daß er bekennt, den betreffenden Fall nicht erklären zu können, am Rande seines Wissens zu stehen. Die bloße schroffe Konstatierung einer solchen Ausnahme hat daher keinen positiven Wert, und der Widerspruch zwischen Theorie und Praxis in der Beurteilung der Lautgesetze erweist sich uns somit nahezu als irrelevant.

Mit diesen allgemeinen Erwägungen sind nun freilich noch nicht alle Einwände beseitigt, die gegen die Konsequenz des Lautwandels erhoben worden sind. Die für die praktische Handhabung der Lautgesetze wichtigste Frage bleibt: ist das Postulat, daß ein Lautwandel, der in einigen Wörtern eingetreten ist, notwendig in allen erfolgt sein müsse, berechtigt? – Diese Frage muß bejaht werden, wenn die Artikulation jedes der in der Sprache beständig wiederkehrenden phonetischen Elemente, die wir Laute nennen, für sich gelernt und eingeübt wird, so daß die einmal erlernte Bewegung in jedem Wort, wo der Laut wiederkehrt, in derselben Weise wiederholt wird. Das ist in der Tat die gewöhnliche Ansicht, aber sie hat auch Widerspruch erfahren: man hat behauptet, daß die Aussprache für jedes einzelne Wort besonders erlernt werde. Allein diese Anschauung ist kaum haltbar. Beginnt doch die Spracherlernung des Kindes tatsächlich mit Einzellauten, zuerst Vokalen, dann Verbindungen einfacher Konsonanten mit Vokalen. Zweitens würde, wenn jedes Wort seine eigene Aussprache hätte, die Wiederkehr einer begrenzten Anzahl phonetischer Elemente in allen Wörtern sich nicht erklären.

Selbst durch die Lautveränderungen entstehen häufig keine neuen Laute, oder, wo sie entstanden sind, gehen sie dann weiter in schon bestehende über. So ist intervokalisches *s* im Lat. zunächst zu stimmhaftem *z* geworden, wie es sonst dem Lateinischen fremd war; das *z* hat sich aber nicht gehalten, sondern ist in das schon existierende *r* übergegangen. Oder im ionischen Dialekt wurde $\bar{a}$ zunächst zu einem zwischen $\bar{a}$ und η liegenden offenen $\bar{e}$, aber diese Mittelstufe blieb nicht

bestehen, sondern fiel mit dem alten η zusammen. Dieser Zusammenfall zweier Laute erscheint uns, weil er sich meist in der Schrift besonders deutlich markiert (durch Bezeichnung beider Laute mit demselben Buchstaben), als ein gewisser Abschluß des Lautwandels.

In allen Sprachen findet sich nur eine begrenzte Zahl von Lauten, und eben dies erleichtert die Erlernung einer Sprache bedeutend. Müßte die Aussprache jedes Wortes besonders erlernt werden, so würde es einem Kinde, sobald es einmal alle Laute seiner Muttersprache bilden kann, nicht so leicht fallen, jedes neue Wort sofort nachzusprechen, es braucht eben die eingelernten Artikulationen nur in einer neuen Reihenfolge zu wiederholen. Wird aber die Artikulation jedes Lautes für sich erlernt und durch unzählige Wiederholungen eingeübt, so muß sie auch in allen Wörtern die gleiche sein, und wenn sie sich allmählich verändert, dies in allen Wörtern tun — es sei denn, daß die Veränderung durch Nachbarlaute bedingt ist, wie sie nur in einigen Wörtern den betreffenden Laut umgeben (sogen. bedingter oder kombinatorischer Lautwandel).

Die Literatur über die Lautgesetzfrage ist am vollständigsten verzeichnet bei *EWechssler, Giebt es Lautgesetze?, Halle 1900.* Dazu *EugHerzog, Streitfragen der roman. Philologie, I. Bd. Die Lautgesetzfrage, Halle 1904.*

Arten des Lautwandels. Wenn wir auch Ursache haben, an dem Prinzip des Lautgesetzes festzuhalten und darin ein wertvolles Hilfsmittel der Sprachforschung zu sehen, so darf man doch nicht glauben, daß es die Zauberformel sei, die alle Schwierigkeiten der Lautgeschichte spielend löst. Hier wie überall ist eine mechanische Anwendung an sich richtiger Prinzipien gefährlich, und diese Gefahr ist anfänglich, als die beiden Schlagworte 'Lautgesetz' und 'Analogie' gefunden waren, nicht immer vermieden worden. Was sich nicht sofort unter das eine Schlagwort bringen ließ, mußte notwendig unter das andere fallen, und so ist man mit der Annahme von Analogiewirkungen öfter etwas zu schnell gewesen, wenn man nicht sogleich das 'ausnahmslose Lautgesetz' eruieren konnte. Seitdem haben wir gelernt, wie mannigfaltig die Faktoren sind, die in der Lautgeschichte eine Rolle spielen, wie zahlreiche Gesichtspunkte dabei in Betracht gezogen werden müssen. Eine Klassifikation der Lautveränderungen kann nur dazu dienen, eine Übersicht über diese verschiedenen Arten des Lautwandels zu geben, die nicht alle wesentlich von einander verschieden, sondern mehr oder weniger unter sich verwandt sind.

Man pflegt namentlich zwischen spontanem oder unbedingtem und kombinatorischem oder bedingtem Lautwandel zu unterscheiden. Unter ersterem versteht man eine Veränderung, die ein Laut in allen Lagen erleidet unabhängig von andern lautlichen Faktoren. Dahin rechnet man z. B. den Wandel von *ā* zu *ē*, von *u* zu *ü* im Ionischen, den gemeingriechischen Übergang der Mediae Aspiratae in Tenues Aspiratae, den Schwund von F, den oskisch-umbrischen Wandel von *qu* in *p*. Bedingter Lautwandel dagegen ist ein solcher, der an bestimmte lautliche Umgebung, wie die Nachbarschaft eines anderen Lautes, die Stellung des Akzentes oder dergl. gebunden ist, z. B. der lat. Wandel von *k* vor *l* in *t* (*pōc(u)lum* aus **pōtlom*), von *tt* in *ss* (*passus* aus **pat-to-s*), Schwund von *s* vor *m* (*cōmis* aus altlat. *cosmis*); der griech. Übergang von βν in μν (cεμνός aus *cεβνός). Manche Linguisten wie JHoffory u. a. haben früher auf diese Unterscheidung von spontanem und bedingtem Lautwandel großes Gewicht gelegt. Davon ist man in neuerer Zeit etwas zurückgekommen. Zunächst ergeben sich bei dieser Einteilung zwei quantitativ recht ungleiche Gruppen:

spontane Lautwandel sind viel seltener als kombinatorische; im Griechischen gibt es nur wenige, im Lateinischen aber eigentlich gar keinen. Zweitens ist der Unterschied zwischen spontan und bedingt nicht sehr scharf, er beruht auf dem Begriff des Einzellautes, dessen Grenze gegen die Lautverbindung zuweilen fließend ist. Ich kann eine Aspirata *ph* als eine Verbindung von *p* und *h* ansehen, ich kann sie aber auch als Tenuis mit gehauchtem Absatz auffassen und somit den lat. Wandel von *bh* > *ph* > *f* entweder als spontanen oder als bedingten bezeichnen. Umgekehrt kann ein betontes *o* als ein von unbetontem *o* verschiedener Laut aufgefaßt werden, insofern die Betonung, Stimmstärke, Stimmhöhe oder dergl. zum Wesen des Lautes gerechnet werden kann oder muß; dann sind auch die an den Akzent gebundenen Vokalveränderungen spontane.

Die bedingten Lautveränderungen unterscheiden wir zunächst nach den für sie maßgebenden phonetischen Faktoren.

I. Die zahlreichsten sind solche, bei denen der bedingende Faktor ein benachbarter andersartiger Laut ist. Von den konsonantischen Veränderungen dieser Art bilden einen Haupttypus die Assimilationen, bei denen der Konsonant dem benachbarten Konsonanten angeähnelt oder völlig angeglichen wird.

Eine bloße Anähnelung liegt vor in ἀκτός, *actus* zu ἄγω, *ago*; *impello* aus *inpello*; *somnus* aus **sopnos*, ὕπνος; cεμνός aus *cεβνός. Eine völlige Angleichung in aiol. cελάννᾱ aus *cελάcνᾱ, ἄμμες aus *ἄcμες, ὄμμα aus *ὄπμα; δικάcccαι aus *δικάδ-cαι; lat. *sella* aus **sedlā*, *summus* aus **supmos*, *appeto* aus *adpeto* usw. Der Vorgang ist bald regressiv, wenn der assimilierte Konsonant vorhergeht (so in den zitierten Fällen), bald progressiv, wenn derselbe folgt, wie in ἄλλος aus *ἄλ̯ιος, aiol. μῆννος aus *μηνcός; lat. *collis* aus **colnis*, *torreo* aus **torseo*; osk. *nn* aus *nd*.

Psychologisch werden die Assimilationen richtiger als zeitliche Verschiebungen der Artikulationsakte aufgefaßt, denn um eine Tendenz benachbarte Laute ähnlich zu machen handelt es sich nicht. Bei der regressiven Assimilation wird ein Artikulationsakt antizipiert: so in *somnus* aus **sopnos* die nasale Artikulation des *n*, d. h. das Herabsenken des Gaumensegels, wodurch nun auch *p* nasalen Klang erhält, d. i. zu labialem Nasal *m* wird. In *impello* aus *inpello* ist die labiale Artikulation des *p* vorweggenommen, in *actus* zu *ago* die Öffnung der Stimmritze, durch die *g* stimmlos, d. h. zur Tenuis *k* wird. Bei der regressiven Angleichung ist die ganze Artikulation des zweiten Lautes antizipiert, womit zugleich die des ersten Konsonanten verschwindet. Denn in δικάccαι wurden nicht zwei *s* gesprochen, sondern ein *s* von der Dauer zweier Konsonanten, also ein gedehntes *s*, und ebenso in allen anderen Fällen sogenannter Geminatae; deshalb werden diese eben in archaischer Zeit nur mit einem Buchstaben bezeichnet. Bei der progressiven Assimilation wird die Artikulation des ersten Konsonanten über ihre ursprüngliche Dauer verlängert, kontinuiert, z. B. in ἄλλος aus *ἀλ̯ιος die des *l*. – Die regressiven Assimilationen sind im allgemeinen viel häufiger als die progressiven; weshalb, wird später zur Sprache kommen.

Neben diesen Kontaktwirkungen sind erst in neuerer Zeit die Fernwirkungen von Konsonanten aufeinander genauer erkannt und gewürdigt worden. Die Fernassimilationen unterscheiden sich von den Assimilationen zusammenstoßender Konsonanten nicht nur dadurch, daß die betreffenden Konsonanten von einander durch andere Laute getrennt sind, sondern sie treffen vorzugsweise Laute, die von vornherein einander verwandt sind, während die Nahassimilation sich auch auf unver-

wandte Konsonanten erstreckt. Z. B. lat. *quinque* aus **penque* = πέντε, *bibo* aus **pibō* = skr. *píbāmi*; gr. Κλύκα aus Γλύκα, Θιμόνοθος aus Τιμόνοθος.

Erst in neuerer Zeit ist die Forschung auf einen Vorgang aufmerksamer geworden (bekannt ist er schon den antiken Grammatikern), der die Umkehrung der Assimilation darstellt und manche Rätsel der Lautgeschichte zu lösen geeignet ist, die sogenannte Dissimilation oder Verunähnlichung zweier gleicher Laute. Dissimilation zusammenstoßender Konsonanten ist selten und andersartig, z. B. die ngr. Verwandlung zweier Verschlußlaute in Spirans + Verschlußlaut und zweier Spiranten ebenfalls in Spirans + Verschlußlaut (ὀχτώ aus ὀκτώ, φτάνω aus φθάνω). Was man in der Regel unter Dissimilation versteht, ist Ferndissimilation: ἀργαλέος aus *ἀλγαλέος, τίθημι für *θίθημι, πείθω für *φείθω; lat. *consulāris* für **consulālis*, *pelegrīnus* aus *peregrīnus*. An Stelle des einen der beiden gleichen Konsonanten ist ein ähnlicher getreten. Der Ausdruck Dissimilation ist also nicht ganz treffend, denn es tritt nicht Unähnlichkeit an die Stelle von Ähnlichkeit, sondern Ähnlichkeit an die Stelle von Gleichheit. Ein analoger Vorgang ist es auch, wenn der eine Konsonant gänzlich schwindet, z. B. φᾱτρίᾱ aus φρᾱτρίᾱ, ἔχω, d. i. *ékhō* aus *ἔχω (vgl. ἕξω, ἑκτός) d. i. *hékhō*, Σαπφώ aus Ψαπφώ, ἀγήοχα aus ἀγήγοχα, ngr. ἀφέντης aus ἀφτέντης (= αὐθέντης), lat. *crebesco* aus *crebresco*, *obsetrix* aus *obstetrix*. Ferner fällt von zwei Silben, die mit gleichen Konsonanten anfangen, die eine zuweilen ganz aus (sogenannte syllabische Dissimilation oder Haplologie): ἀμφορεύς aus ἀμφιφορεύς, ἡμέδιμνον aus ἡμιμέδιμνον, lat. *nūtrīx* aus **nūtrītrīx*, *semestris* aus **semimestris*. Die Richtung der Dissimilation wird durch verschiedene Momente bestimmt, z. B. durch lautmechanische, wenn der der Tonsilbe nahestehende Konsonant bleibt, der andere dissimiliert wird, (φᾱτρίᾱ), durch dynamische, wenn der Konsonant bleibt, der einer wegen ihrer Bedeutung im Bewußtsein dominierenden Silbe (z. B. der Wurzelsilbe) angehört. Diese Lautveränderungen unterscheiden sich von den übrigen darin, daß sie nicht mit derselben Konsequenz, nicht ausnahmslos auftreten.

Die neueste monographische Behandlung der Erscheinung hat *KBrugmann* geliefert: *Das Wesen der lautlichen Dissimilationen. Abh.Sächs.Ges., phil.-hist. Kl. XXVII (1909) Nr. V.*

Assimilation und Dissimilation sind Vorgänge, von denen auch Vokale betroffen werden. Nahassimilation liegt vor in lat. *ou* aus *eu*, im Griech. und Lat. *ī* über *ii* aus ει, *ei*, att. ω, d. i. offenes ǭ über ορ aus οα, d. i. geschlossenes *o* + *a* usw. Fernassimilation z. B. in lat. *bonus* aus *dvenos*, *homo* aus *hemō*, gr. ὀδόντες aus ἐδόντες, ἕβδομος aus ἑβδεμος, θαραπεύω aus θεραπεύω. Auf Dissimilation zustammenstoßender Vokale beruht z. B. die Erhaltung des ᾱ im Attischen nach hellen Vokalen, sowie in ἀήρ statt ἠήρ; des lat. *e* nach *i* in *societās*, *variegāre*, sonst *i*: *novitās*, *cāritās*, *pūrigāre*.

Ein zweiter den Landwandel bedingender wichtiger Faktor ist der Akzent. Seine Bedeutung für die Lautgestaltung ist auch erst in neuerer Zeit, seit Entdeckung des Vernerschen Gesetzes, das die Ausnahmen von der germanischen Lautverschiebung mittels der Betonung erklärt, voll gewürdigt worden. Der Akzent erstreckt seinen Einfluß hauptsächlich auf die Vokale und zwar in der Weise, daß die schwachbetonten oder ganz tonlosen Vokale Reduktionen oder völligen Schwund erfahren. Schon in indogermanischer Urzeit sind solche Vokalschwächungen eingetreten (vgl. λείπω : λιπεῖν), und im Lateinischen ist der ganze Vokalismus auf diese Weise alteriert worden (*rēdigo* aus **rēdagō*, *dexter* aus **dexiteros* usw.). Im Altgriechischen dagegen sind die Wirkungen des Akzents auf die Vokale nur geringe (unbetontes

εο zu ο: νοccóc aus νεοccóc u. a.). Einfluß des Akzents auf Konsonantenwandel ist seltener, wenigstens in den klassischen Sprachen.

Prinzipiell noch fast garnicht gewürdigt ist bisher ein dritter den Konsonantenwandel bedingender Faktor, die Wertabstufung der einzelnen Konsonanten nach ihrer Stellung im Wort. In den meisten indogermanischen Sprachen werden anlautende Konsonanten mehr oder weniger verschieden von inlautenden behandelt. Ziemlich groß sind die Unterschiede z. B. in den romanischen Sprachen, auch im Prakrit und in neuiranischen Dialekten. Sie bestehen meist darin, daß Konsonanten, die inlautend verändert werden oder ganz ausfallen, anlautend intakt bleiben. So ist in griechischen Dialekten F inlautend geschwunden, wo es anlautend erhalten blieb: vgl. boiot. Φαναξίλαος, aus ΦαναξίλαFος, Ϝικοκλεῖς aus *ϜικFοκλέFης, gortyn. Ϝοικέα aus ϜοικέFα. Anlautendes *h-* (aus c-) bleibt, inlautendes ist schon frühzeitig geschwunden: ἕδη aus *cέδεca. Im Lateinischen bleibt anlautendes *f-* stimmlos, inlautendes dagegen wird stimmhaft und weiter zu *b*: *fero* = φέρω, aber *ambo* = ἄμφω. Der anlautende Konsonant ist also viel widerstandsfähiger als der inlautende, der Alterationen und gänzlichen Ausfall erleidet. Damit hängt eine andere Erscheinung im Griechischen zusammen: auslautende Konsonanten werden an anlautende angeglichen, während dieselben Lautgruppen im Inlaut unverändert bleiben: κὰρ ῥόον aus κὰτ ρόον, aber μέτρον; κὰλ λαπάρην, aber ἐχέτλη; κὰμ μέccον, aber πότμος; αὐερύω aus *ἀFFερύω, ἀνFερύω gegen ξένFος, ion. ξεῖνος. Also anlautender Konsonant gleicht sich vorhergehenden Konsonant völlig an, verdrängt ihn also, während inlautender dies nicht vermag, jener ist demnach stärker, wird mit mehr Intensität hervorgebracht als dieser. Der Grund hierfür ist wohl ein rein psychischer: der Anlaut eines Wortes bildet gewissermaßen dessen äußere Marke und drängt sich daher relativ stärker vor in der Wortvorstellung als die übrigen Laute des Wortes. — Unter den inlautenden Konsonanten sind es wieder die Silbenanlaute, die vor den anderen Konsonanten dominieren. Daraus erklärt sich die früher berührte Erscheinung, daß die Assimilationen größtenteils regressiv, nicht progressiv erfolgen. Der zweite Konsonant bildet in der Regel den Anlaut einer Silbe und verschlingt als der stärkere den vorhergehenden Silbenauslaut (z. B. νυκ-τί > gortyn. νυττί). Das Gegenstück zum Wortanlaut stellt der Wortauslaut dar. In allen indogermanischen Sprachen gibt es Auslautsgesetze, denen zufolge Vokale und Konsonanten der letzten Wortsilben wesentlich anders behandelt werden wie in allen übrigen Silben. Im Griechischen fallen alle auslautenden Konsonanten außer *s*, *r* und Nasal ab. Im Lateinischen erleiden die Vokale der Schlußsilben vielfache quantitative und qualitative Veränderungen usw. Noch bedeutender sind diese Alterationen der Auslautssilben in anderen Sprachen wie dem Keltischen, Germanischen, Lituslavischen. Der Wortauslaut ist also der am meisten in der Wortvorstellung zurücktretende Teil des Wortes. — Der Symbolwert der einzelnen Teile des Wortes stuft sich demnach gemäß folgender Skala ab: 1. Wortanlaut, 2. Silbenanlaut, 3. Silbenauslaut, 4. Wortauslaut. Diese Stärkeskala stellt jedoch kein ausnahmsloses Gesetz dar, sondern wird zuweilen von lautmechanischen Prinzipien gekreuzt, die ihr entgegen wirken.

Näheres hierüber s. *Glotta I (1907) 47 f.*

Erst in neuerer Zeit ist ein vierter Faktor zur Erklärung auffälliger Lauterscheinungen herangezogen worden, das Tempo der Rede. Ausgehend von der Erfahrung, daß wir bei schnellem Sprechen weniger korrekt artikulieren, leichter die Laute verschleifen und unterdrücken, als bei langsamer Rede, erkennt man in den

lautlich alterierten Wortformen Schnellsprech- oder Allegroformen, denen man die unveränderten Formen als Lentoformen gegenüberstellt. So sind kontrahierte Formen wie lat. *lātrīna, dītis, oblīscor* als Allegroformen und *lavātrīna, dīvitis, oblīvīscor* als Lentoformen aufgefaßt worden. Ebenso hat man die synkopierten Formen *caldus, ardum, valde* als Schnellsprechformen den primären Formen *calidus, āridum, valide* als Lentoformen gegenübergestellt. Dagegen wäre nichts einzuwenden, wenn man damit nicht noch etwas anderes sagen wollte, nämlich, daß auf diese Weise gleichzeitige Doppelformen entstehen, in die sich eine Form je nach dem Tempo der Rede spalte. Auf diesem Wege könnte man eigentlich alle Ausnahmen von Lautgesetzen als Lentoformen erklären. Vorläufig fehlt es für diese Anschauung an einer empirischen Grundlage, an Beobachtungen der Variationen des Sprechtempos und dadurch bedingter Doppelformen. Aber auch von der prinzipiellen Seite der Sache abgesehen, bedürfte es in jedem einzelnen gegebenen Falle des Beweises, daß die Doppelformen gerade auf zwei verschiedenen Redetempi beruhen. In den angeführten Fällen sind ja auch noch andere Erklärungen denkbar. So können die synkopierten Formen *caldus, virdis* usw. in der lebendig sich fortentwickelnden Umgangssprache entstanden sein, während die älteren Formen *calidus, viridis* von der Schriftsprache konserviert und daher wohl auch von literarisch Gebildeten gesprochen wurden. Das Adverb *valde* aus *valide* aber ist von Cicero offenbar aus der familiären Sprache in die Literatur eingeführt. Man wird also vorläufig besser davon absehen, Verschiedenheiten des Redetempos zur Erklärung von Erscheinungen der alten Sprachen zu verwenden.

In eine besondere Kategorie gehören endlich jene abnormen Entstellungen, die in gewissen Ausnahmefällen Wörter und ganze Phrasen der Umgangssprache erleiden und die einst von HugoSchuchardt gegen die Ausnahmslosigkeit der Lautgesetze geltend gemacht worden sind, wie die spanische Anrede *usted = vuestra merced*, franz. *sire* aus *senior*, ngr. ἀφές aus ἀφέντης, skr. *bhávān* ehrende Bezeichnung aus *bhagavān*. Auf einer solchen 'inneren Kürzung' beruht wohl die Anrede ὦ τᾶν (*Herodian I 508, 7*) bei Aristophanes, Platon u. a., die aus der ebenso üblichen Anrede ὦ τάλαν zusammengeschrumpft zu sein scheint. Eine äußere Kürzung dieser Art zeigt das zur 'Versicherungspartikel' herabgesunkene lat. *pol* für *Pollux;* auch das so häufig eingestreute οἶμαι 'glaub ich' mit seiner exzeptionellen Zusammenziehung von οιο in οι dürfte hierher gehören. Das neugriechische Futurum z. B. θὰ ἔλθω 'ich werde kommen', auch θένα ἔλθω ist aus θέλω νὰ ἔλθω (wörtlich 'ich will, daß ich komme') gekürzt. Hier handelt es sich nicht mehr um mechanischen Lautwandel; weder die Schnelligkeit noch der schwache Akzent, mit dem allerdings diese stereotypen Wendungen oft gesprochen werden, sind die wahre Ursache jener Wortverstümmlungen. Es handelt sich hier vielmehr um Phrasen, deren Bedeutung so verblaßt ist und die so minderwertig geworden sind, daß der Sprechende gar kein Gewicht darauf legt, ob sie in allen Details deutlich verstanden werden, und sie daher mehr oder weniger nachlässig artikuliert, zusammenzieht oder unterdrückt. Man erinnere sich hier auch, wie der attische Komödiendichter Amphis den maulfaulen Fischhändler schildert (*Athenaios VI 224 d*), der 'keine ganzen Wörter sprechend, sondern eine Silbe verschluckend' sage: τάρων βολῶν γένοιτ' ἄν. ἡ δὲ κέστρα κτὼ βολῶν (für τεττάρων ὀβολῶν und ὀκτὼ ὀβολῶν). Was hier individuelle und temporäre Sprechfaulheit ist, erscheint in den früher zitierten Fällen — auf welchem Wege, ist freilich nicht überall klar — generell und usuell geworden.

Im Vorstehenden konnten nur einige der bemerkenswertesten Typen des Laut-

wandels besprochen, viele nicht einmal gestreift werden. So weit auch gerade auf diesem Gebiete die Sprachwissenschaft gekommen ist, so bleibt doch, wie die vielen Streitfragen lehren, hier noch gar manches ungeklärt, und unsere Einsicht in den wirklichen Verlauf der verschiedenen Lautveränderungen bedarf noch überall der Vertiefung. So ist die Frage nach der psychophysischen Ratio mancher Lautwandel noch kaum gestellt worden. Für die alten Sprachen lassen sich ja auch exakte phonetische Untersuchungen nicht anstellen, diese müssen vielmehr von den lebenden Sprachen ausgehen, und nach deren Analogie die Sprachvorgänge früherer Zeiten beurteilt werden.

Aus der reichen Literatur zur Lautlehre hebe ich hier einige neuere Arbeiten hervor, die die heutige sprachwissenschaftliche Methode gut veranschaulichen: *FBechtel, Hauptprobleme der idg. Lautlehre, Götting. 1892. JWackernagel, Das Dehnungsgesetz d. griech. Composita, Basel 1889. Beiträge zur Lehre vom griech. Akzent (ebd. 1893). WilhSchulze, Quaestiones epicae, Gütersloh 1892. FSolmsen, Untersuch. z. griech. Laut- und Verslehre, Straßbg. 1901. FSommer, Griech. Lautstudien, Straßbg. 1905. FrSkutsch, Forsch. z. lat. Grammatik und Metrik, Lpz. 1892. FSolmsen, Studien z. lat. Lautgeschichte, Straßbg. 1894.*

2. Flexionslehre

Unter Flexion pflegt man den Ausdruck der Beziehungen zwischen den Redeteilen durch Wortendungen zu verstehen. Diese Definition ist indessen nur halb zutreffend. Nicht alle sogenannten Flexionssuffixe haben eine bloß relative Bedeutung, sondern ein Teil von ihnen – von FNFinck als Bestimmungselemente von den anderen, die er Beziehungselemente nennt, unterschieden –, wie die Dual- und Pluralendungen, die Genusbezeichnungen, die Moduselemente, drückt Vorstellungen aus, die allerdings nicht ganz selbständig, sondern an die Wortvorstellungen gebunden sind, und kommt dadurch den Stammbildungssuffixen nahe. In der Tat wird dieselbe Endung *-ā* bald als Stammbildungssuffix (z. B. in φορά), bald als Flexionsendung (in lat. *bona*) aufgefaßt. Im Sinne des herrschenden Sprachgebrauches besteht eben der Unterschied der Flexionsendungen von den übrigen Suffixen nicht darin, daß sie bloße Beziehungen ausdrücken, sondern er liegt darin, daß jene mehr generell, diese mehr speziell verwendet werden. πολίτης gilt für ein anderes Wort wie πόλις, aber πόλεως, πόλιν, πόλεις ist dasselbe Wort wie πόλις, nur 'gebeugt', d. h. modifiziert. Das ist natürlich auch zunächst Sache des Sprachgebrauchs: noch Aristoteles faßte δικαίως als eine πτῶσις von δίκαιος auf und stellte es mit einem δίκαιον auf gleiche Linie; auch die Adjektiva sind ihm πτώσεις des Stammwortes. Aber jener Sprachgebrauch läßt sich immerhin rechtfertigen. Man kann die Flexionsendungen – mit relativ wenigen Ausnahmen – an jedes Wort anhängen, aber die Anfügung von Stammbildungssuffixen ist durch den Sprachusus mehr oder weniger beschränkt, und jede Neubildung dieser Art wird auch als Neuerung empfunden. Dennoch ist der Unterschied kein ganz scharfer, mehr ein gradueller als ein wesentlicher, d. h. die Flexionsendungen sind in viel höherem Grade generell als die Stammbildungssuffixe.

Die Flexion ist keine den indogermanischen Sprachen unveränderlich anhaftende Erscheinung. Wir können in eine Zeit zurückblicken, wo sie dem idg. Sprachstamm wie anderen Sprachstämmen (z. B. dem chinesischen) noch fremd war. Sie erreicht den Höhepunkt ihrer Entwicklung bereits in vorhistorischer Zeit, wenigstens was die europäischen Sprachen angeht, und geht in geschichtlicher Zeit beständig zurück, bis sie in den modernen Sprachen den Tiefpunkt ihrer Entwicklung erreicht.

Mit dieser absteigenden Entwicklung scheint ein anderes Phänomen parallel zu gehen: die Freiheit der Wortstellung nimmt immer mehr ab und weicht bestimmten Gesetzen. Indessen ist es doch noch die Frage, ob die beiden Vorgänge sich gegenseitig bedingen und der eine die Ursache des anderen ist.

Ein deutlicher Überrest der flexionslosen Periode des Indogermanischen ist vor allem die Bildung des ersten Gliedes von Compositis, das in dem nackten Stamm ohne Kasusendung besteht: ἱππό-δαμος, cυ-φορβός, ναυ-πηγός usw. D. h. der Typus der Wortzusammensetzung ist zu einer Zeit entstanden, als die späteren Kasusendungen noch nicht existierten. Daher sind die begrifflichen Beziehungen zwischen den Gliedern des Kompositums nicht ausgedrückt. In δημοβόρος vertritt δημο- einen vom Schlußglied abhängigen Akkusativ, in δημογέρων einen Genitiv, in ἀκρόπολις ἀκρο- ein Attribut zu πόλις u. s. f. Nur die Stellung der Glieder deutet teilweise deren gegenseitiges begriffliches Verhältnis an. Aber auch außerhalb der Zusammensetzung sind die Fälle nicht selten, wo der reine Stamm ohne Flexionsendung als Wort auftritt. Der Vokativ aller Nomina besteht in dem bloßen Stamm: ἀγαθέ unterscheidet sich von dem Stamm ἀγαθο- in ἀγαθός usw. nur durch den Ablaut des auslautenden Vokals. Das Fehlen der Kasusendung erklärt sich vermutlich daraus, daß der Vokativ allein schon einen Satz darstellt und daher an ihm Beziehungen zu anderen Satzteilen nicht auszudrücken waren. Ähnlich besteht die verbale Anrufsform, der Imperativ, im nackten Stamme: ἄγε (= dem Stamme in ἄγε-τε), lat. *ī* 'geh' aus *ei*. Außerdem entbehren eines Kasussuffixes manche Lokative wie αἰέν 'immer', 'in Ewigkeit' zu αἰϝών, dor. αἰές, dgl. zu αἰϝοc- im Akk. αἰῶ aus *αἰϝόca. Die Infinitive auf -μεν wie δόμεν, ἴδμεν, ἦμεν sind suffixlose Lokative von *men*-Stämmen. Der Nom. Akk. der neutralen konsonantischen Stämme wie lat. *nōmen*, gr. ἄcτυ, γόνυ, der Nom. der *ā*-Stämme, χώρᾱ, *terra* bestehen ebenfalls im nackten Stamm.

Weitere Spuren ehemaliger Flexionslosigkeit sind solche Fälle, wo die Funktion der Flexionsendungen durch Stammwechsel verrichtet wird. Der Akkusativ des Pronomens der I. Person, ἐγώ, *ego* wird statt durch ein Kasuszeichen durch einen gänzlich anderen Stamm μέ, *mē* ausgedrückt. Das Demonstrativum ὁ aus **so* bildet seinen Akk. τόν = **to-m* von einem anderen Stamme *to-*. — Unter den Nomina zeigen einige Neutra im Nom. Akk. Sing. einen *r*-Stamm, in den Casus obliqui einen *n*-Stamm:

lat. *iecur* ἦπαρ = skr. *yákṛt*
iecin(or)is ἥπατος *yaknás*

Lat. *iecinoris* ist für **iecinis* eingetreten mit Übertragung des *or* aus dem Nom. **iecor*; vgl. *femur: feminis*. Die Flexion ἥπατος vertritt wie in ὀνόματος = lat. *nōminis* die eines *n*-Stammes. Ebenso verhalten sich οὖθαρ lat. *ūber* — οὔθατος (skr. *ūdhar*: *ūdhnas*), ἦμαρ (ἡμέρα) — ἤματος, ὕδωρ — ὕδατος (skr. *udnás*, lat. *unda*, hom. Ἀλοσ-ύδνη). Hier fungiert also der *r*-Stamm nur als Akk. (denn der Nom. ist bei den Neutren mit dem Akk. identisch, *iugom* hat die Form eines Akk. Sing.). Als 'Akkusativ der Zeiterstreckung' dient der *r*-Stamm auch in νύκτωρ 'nächtlicher Weile' (vgl. die Verbindung ἡμέρας τε καὶ νύκτωρ), dazu νυκτερινός = lat. *nocturnus*; ebenso in ἦμαρ 'bei Tage' (νύκτας τε καὶ ἦμαρ, *Il. E 490*); als Akk. der räumlichen Ausdehnung z. B. ἦπαρ *Il. N 411 f.* ἔβαλ' Ἱππασίδην Ὑψήνορα . . . ἦπαρ. Welcher Art der Vorgang hier war, ob etwa der *r*-Stamm vermöge seiner ursprünglichen (kollektiven?) Bedeutung gewisse Funktionen des Akk., der *n*-Stamm aus demselben

Grunde solche des Lokativs übernahm (vgl. die suffixlosen Lokative αἰέν, skr. *udán* 'im Wasser', *údhan* u. a.), läßt sich nicht mit Sicherheit sagen.

In eine Zeit vor der Entstehung der Motion reichen die weiblichen Verwandtschaftswörter μάτηρ lat. *māter*, θυγάτηρ, ion. ἐνάτηρ (hom. εἰνατέρες) zurück. Später fungieren die Substantiva auf -τήρ nur noch als Maskulina (γενετήρ, γενέτωρ lat. *genitor*), und die zugehörigen Feminina werden mit Suffix -ī-, ιᾱ abgeleitet: γενέτειρα aus *γενέτερjᾱ, lat. *genitrī-x*. In υἱύς: θυγάτηρ, *frāter*: *soror* ist durch den ganzen Wortstamm ausgedrückt, was in *filius*: *filia*, ἀδελφός: ἀδελφή, κασίγνητος: κασιγνήτη durch die Endungen bezeichnet ist. Für *agna*, *porca* wurde ursprünglich *agnus femina*, *porcus femina* gesagt.

In Ursprung und Wesen der indogermanischen Flexion einzudringen ist eigentlich nur möglich mit Hilfe der Vergleichung nichtindogermanischer Sprachstämme. Sehen wir hier von solchen über die Grenzen der klassischen Sprachen zuweit hinausgehenden Betrachtungen ab, so muß namentlich hervorgehoben werden, daß Deklination und Konjugation eine schärfere Unterscheidung von Nomen und Verbum bewirkten.

Hervorgebracht ist jedoch dieser Unterschied nicht erst durch die Flexion: auch flexionslose Sprachen unterscheiden Nomen und Verbum, Gegenstands- und Zustandsbegriffe. Die indogermanische Verbalflexion setzt auch die Unterscheidung des Personalpronomens, also des Ichbegriffes, des Selbstbewußtseins, von den wechselnden seelischen Zuständen und Vorgängen schon voraus. Indem sie die Bezeichnungen der beiderseitigen Begriffe eng verknüpft, schafft sie die sogenannte *erste Person* des Verbums und weiter, entsprechend den betreffenden Pronomina, die *zweite* und *dritte Person*. Eine charakteristische und folgenschwere Neuerung war es dann aber, daß das Indogermanische das Verhältnis eines nicht persönlichen Gegenstandsbegriffes, einer Sache, zu dem Zustandsbegriff mit dem Verhältnis des Ichs zu seinen wechselnden Zuständen gleich setzte und damit der sogen. *dritten Person* des Verbums eine sehr weite Verbreitung gab. Vermöge dieser Ausdrucksweise werden Zustände und Vorgänge wie Erlebnisse oder Handlungen von Sachen empfunden. In dem Satze *gutta cavat lapidem* wird der Tropfen wie eine handelnde Person aufgefaßt.

Die verbale Ausdrucksweise hat in den indogermanischen Sprachen an Häufigkeit immer mehr zugenommen, doch ist auch die alte nominale Satzform, der Nominalsatz, namentlich in den älteren Sprachen noch vertreten; das Russische und Litauische hat ihn bis heute bewahrt. Griechisch und Lateinisch zeigen den Nominalsatz noch sehr häufig, aber meist nur, wenn das Subjekt nicht die 1. oder 2. Person ist. In diesem Fall ist er im homerischen Epos ungefähr so häufig wie der Verbalsatz: οὐκ ἀγαθὸν πολυκοιρανίη *B 204*. τηλοῦ γὰρ Λυκίη *E 479*. Ἕκτορος ἥδε γυνή *Z 460*. οἰωνοὶ δὲ περὶ πλέες ἠὲ γυναῖκες *Δ 395*. Auch der Prosa, z. B. Platon, der Gesetzessprache der Inschriften, ist der Nominalsatz geläufig: σύνπαντες οὗροι ἑβδομήκοντα πέντε. Ὅση τῶν οὔρων τούτων ἔσω, πᾶσα Δοφῖτις Grenzbestimmung Chios *IGA. 581, A 6ff*. In gewissen Wendungen wie ἀνάγκη, οὐ θέμις, δῆλον ὅτι..., οὐδὲν θαυμαστόν, dem Partizip auf -τέον ist die nominelle Fassung sogar die Regel. Selten ist sie bei der 1. Person: ἕτοιμος ἔγωγε καὶ μανθάνειν καὶ ἀκούειν *Plat.Krat. 384e*. Auch das Lateinische kennt den Nominalsatz, besonders in sprichwörtlichen Wendungen: *Quot homines, tot sententiae; Tunica propior pallio*, aber auch sonst: *Beatus ille qui procul negotiis usw., Cui bono? Factum optime* u. dgl. oft in der Komödie; stehend *mirum quantum* u. a. In diesen Fällen eine Ellipse von ἐστί, *est*

anzunehmen, wäre natürlich verkehrt. Vielmehr ist hier gerade der Zusatz der sog. Copula sekundär und bedeutet die Verwandlung des älteren Nominalsatzes in einen Verbalsatz.

Zum Nominalsatz im Idg. s. *AMeillet, Mém. Soc. Linguist. XIV (1903) 1ff.*

Während sich die Prinzipien der indogermanischen Flexion bis zu einem gewissen Grade aufklären lassen, können wir den etymologischen Ursprung der einzelnen Flexionsendungen nicht exakt nachweisen. Die Entstehung der Flexion geht in eine so frühe Epoche der Urzeit zurück, daß wir uns darüber nur mehr oder weniger unsichere Vermutungen bilden können. Wir würden das Problem überhaupt ganz beiseite lassen, wenn nicht andere Fragen, die an die Bedeutung und Gebrauchsweise der Kasus, Modi usw. sich knüpfenden, damit zusammenhingen. Zwei Theorien sind zu seiner Lösung aufgestellt worden. Die von Franz Bopp begründete sog. Agglutinationstheorie erklärt die Flexionsendungen als an den Wortstamm 'angeleimte' ursprünglich selbständige Pronomina. So gehe das *-s* des Nominativs (θεό-c) auf das Demonstrativum *so* = gr. ὁ zurück, die Personalendung des Singulars *-mi, -si, -ti* auf die Personalpronomina μέ, cέ (aus τFέ) und das Demonstrativum το-. Die von Alfred Ludwig aufgestellte Adaptationstheorie verwirft diese Erklärungsweise und sieht in den Flexionsendungen Stammbildungssuffixe, die nur innerhalb des Satzgefüges durch Adaptation zu ihrer flexivischen Bedeutung gekommen sind.

Demgegenüber ist zu bemerken, daß nicht einzusehen ist, warum sämtliche Flexionsendungen, die so verschiedene Funktionen erfüllen, auf dieselbe Weise entstanden sein müßten. In den einen Fällen kann Agglutination, in den anderen Adaptation vorliegen. So hat für die Personalendungen Bopps Erklärung eine gewisse Wahrscheinlichkeit, wenn sich auch die damit verbundenen lautlichen Schwierigkeiten nicht alle beseitigen lassen. Bemerkenswert ist, daß die finnischen Personalendungen zum Teil mit den indogermanischen übereinstimmen und sich auch mit den finnischen Personalpronomina berühren: vgl. finn. Sing. 1. Pers. *-n* aus *-m*, lapp. *-m*. 2. Pers. *-t*. Plur. 1. Pers. *-mme*, 2. Pers. *-tte* mit den Personalpronomina *minä* 'ich', *sinä* 'du', *me* 'wir', *te* 'ihr'. Es ist schwer, da überall an Zufall zu glauben.

In anderen Fällen hat wieder die Adaptationstheorie mehr für sich. Ein jüngerer Beleg dafür ist die lat. 2. Plur. Pass. *legimini*, dessen Identität mit gr. λεγόμενοι schon Bopp erkannt hat. Ein *vos legimini* (ohne Kopula) = ὑμεῖc λεγόμενοι ist als λέγεcθε gedeutet worden, und das Suffix *-mini* übernahm daher die Funktion einer 2. Pers. Plur. Pass. Die früher erwähnten suffixlosen Lokative wie αἰέν αἰέc sind ebenfalls adaptierte Wortstämme. Ferner hat Johannes Schmidt (*Pluralbildungen der idg. Neutra*) gezeigt, daß der Plural der Neutra im Indogermanischen durch ein von Haus aus singulares Kollektivum ersetzt wurde, daß also z. B. die Endung von *juga* mit dem Stammbildungssuffix *-ā* von *terra* identisch ist. Im Griechischen ist die kollektivische Funktion der Formen auf -α noch so lebendig, daß sie, wie bekannt, mit dem Prädikat des Singulars verbunden werden: *Il. B 396*: τὸν δ' οὔ ποτε κύματα (das Gewoge) λείπει. Wenn aber der Mehrheitsbegriff stärker hervortritt, so wird auch das Prädikat in den Plural gesetzt: *Il. Λ 634*: οὔατα δ' αὐτοῦ τέccαρ' ἔcαν. Hier sehen wir die Funktion der Pluralendung bei ihrer Entstehung. — Im Prinzip wird man also jedenfalls annehmen müssen, daß die Flexionsendungen auf verschiedene Weise entstanden sind, deren genaue Feststellung aber in den meisten einzelnen Fällen unmöglich ist.

Das Problem ist zuletzt am ausführlichsten behandelt von *HOertel* und *EdwMorris, An Examination of the theories regarding the nature and origin of Indo-European inflection*

(*Harvard Studies XVI 63 ff.*) – Als eine ausgezeichnete Probe neuerer flexionsgeschichtlicher Untersuchungen darf das zitierte Werk von *JohSchmidt, Die Pluralbildungen der idg. Neutra, Weimar 1889* bezeichnet werden. Sonst seien beispielsweise genannt *KBrugmann, Die Demonstrativpronomina der indogerm. Sprachen, Abh.Sächs.Ges. XXII (1904) Nr. 6. HOsthoff, Vom Suppletivwesen der indogerm. Sprachen, Heidelbg. 1900. JWackernagel, Genetiv und Adjektiv* in den *Mélanges de Linguistique offerts à M. de Saussure, Paris 1908, 123 ff.* Ein Muster philologisch-grammatischer Forschung war *FBüchelers Grundriß der latein. Deklination (herausgegeben von JWindekilde, Bonn 1879).* Eine großartige Materialsammlung bildet *FNeues Formenlehre der latein. Sprache*[3] *(von CWagner, Berl. 1888 ff.).* Für seine Zeit bedeutend war *GCurtius' Verbum der griech. Sprache,*[2] *Lpz. 1877–80.*

Die Entwicklung der Flexion hat gewiß eines langen Zeitraumes bedurft, ehe die einzelnen Flexionsformen zu den Paradigmen zusammenwuchsen, wie sie die Grammatik aus der Sprache abstrahiert. Daß die Kasus eines Nomens, die verschiedenen Formen eines Verbums als eng zusammengehörig empfunden werden, zeigt sich besonders deutlich in den formalen Ausgleichungen, denen die Formen derselben Gruppe zu unterliegen pflegen. Was die frühere Grammatik als Anomalie bezeichnete und was vom Standpunkte einer jüngeren Zeit in der Tat als Unregelmäßigkeit empfunden wird, ist meist gerade das Alte und Ursprüngliche, das noch nicht der Analogiewirkung und Uniformierung verfallen ist. So zeigt lat. *genus* aus *genos*: Gen. *generis* aus **geneses* noch denselben alten Wechsel des Vokals im Stammbildungssuffix *-os*: *-es* wie gr. γένος : γένεος aus *γένες-ος, aber *tempus* (aus *tempos*) : *temporis, corpus : corporis* usw. haben das *-o-* des Nom. **tempos, *corpos* durch die ganze Flexion durchgeführt. Das außerhalb des Paradigmas stehende adverbiell erstarrte *temperi* sowie *temperare* haben dagegen das alte *e* bewahrt. Gr. χθών hatte in den Casus obliqui die Stammform χθαμ- oder χαμ-, wie sie das dem Paradigma entfremdete adverbielle χαμαί, χαμᾶζε, sowie das Adjektiv χθαμαλός aufweisen. Aber *χθαμί wurde nach dem Nom. χθών, dessen -ν aus auslautendem *-m* lautgesetzlich entstanden war, zu χθονί umgeformt.

Durch den Wandel von *vo* zu *u* wurde *deivos oleivom* zu *deus oleum.* Ursprünglich wurde daher flektiert *deus deum*, aber *dīvī dīva, oleum : olīvī olīva.* Erstere Flexion spaltete sich in die zwei ausgeglichenen Paradigmata *deus dei* fem. *dea* und *dīvos (dīvus) dīvī, dīva.* Für *oleum* verwenden die Dichter auch *olīvum* und neben *olīva* trat *olea.* Beim Verbum wurden z. B. Singular und Plural, wenn sie in der Wurzelsilbe verschieden vokalisiert waren, ausgeglichen: οἶδα – ἴδμεν zu οἶδα – οἴδαμεν, γέγονα – γέγαμεν zu γέγονα – γεγόναμεν. Im Lateinischen wurde die alte Flexion des Konjunktivs *siem sies siet sīmus sītis sient* zu *sīm sīs sīt sīmus sītis sint* uniformiert. In Gortyn wurde αἱρεῖσθαι nach dem Aor. ἑλέσθαι zu αἱλῆθθαι (< *αἱλέεσθαι) umgeformt, in der jüngeren Gräzität die Aspirata von καθορῶ auf καθιδεῖν, κάθοπτρον (ngr. καθρέφτης *ByzZ. X [1901] 583*), von ὑφίσταμαι auf ὑφέστη übertragen.

Aber nicht nur die Formen desselben Paradigmas beeinflussen sich gegenseitig, sondern auch die parallelen Flexionsformen verschiedener Paradigmen wirken aufeinander. Der Nom. Plur. der sogen. II. Deklination, d. h. der *o*-Stämme, ging auf *-ōs* aus: osk. *Núvlanús* 'Nolani', dagegen bei den Pronomina auf *-oi* : gr. τοί, lat. *istī.* Im Griechischen und Lateinischen wurde die Pronominalendung auf die Nomina übertragen: ἀγαθοί, *bonī.* Nach Analogie von πολίτης : πολίτην : πολίτου wird auch τριήρης : τριήρην : τριήρου flektiert. υἱέσι, der Dat. Pl. zu υἱύς, wird nach den übrigen Verwandtschaftsworten wie θυγατράσι, πατράσι, zu υἱάσι umgeformt. Ähnlich in hellenistischer Zeit συγγενεῦσι nach ἀγχιστεῦσι, γονεῦσι. Der Dat. Pl. der konsonantischen

Stämme nahm im Griechischen infolge der vor der Kasusendung -ϲι eingetretenen konsonantischen Veränderungen vielfach ein von den übrigen Kasus abweichendes Aussehen an, eine Anomalie, die in mehreren Dialekten durch Analogiebildungen beseitigt wurde. Im Nordwestgriechischen wurde (χρήματα χρημάτων) χρήμαϲι nach (ἕϲχατα ἐϲχάτων) ἐϲχάτοιϲ oder dgl. durch χρημάτοιϲ ersetzt (ebenso ἀγώνοιϲ, ἄνδροιϲ, ἐόντοιϲ, Φωκέοιϲ, τρίοιϲ). Im Aiolischen wurde zum Nom. Pl. πόδεϲ ein Dativ πόδεϲϲι gebildet nach dem Vorbild von νόμοι : νόμοιϲι (*JWackernagel, Idg. Forsch. XIV [1903] 374*). In Herakleia scheint man die Partizipia Praes. Act. ursprünglich πράϲϲοντεϲ: *πράϲϲαϲϲι flektiert und dann letztere Dativform nach dem Nom. zu πραϲϲόνταϲϲι umgeformt zu haben. Im Spätgriechischen wurde zu den Nom. Pl. γονεῖϲ, ϲυγγενεῖϲ ein Dat. γονεῖϲι, ϲυγγενεῖϲι geschaffen (*WilhSchulze, KZ. XXXIII [1895] 399 f.*). In einem kretischen Dialekt (*GDI. 5148, 4*) ist μήτιμι, der alte Dat. von μήτιϲ, mit μηδενί zu μηδιμι kontaminiert. Zu ἄγω wurde nach dem bedeutungsverwandten ἐνήνοχα (von ἐνεκ-) ein Perfekt ἀγήγοχα, dor. ἀγᾶγοχα gebildet. Die Endung der 3. Plur. des sigmatischen Aorists -ϲαν (ἐποίηϲαν) ist in hellenistischer Zeit auf andere Aoriste ausgedehnt worden: ἔδοϲαν, ἔφαϲαν, später auch ἐλάβοϲαν, ἦλθοϲαν, εἶπαϲαν, παρεκάλουϲαν, παρέχοιϲαν usw.

Seltener ist eine Einwirkung von Verbalformen auf Nomina und Pronomina wie sie ital. *eglino, elleno* zeigt, das die Endung *-no* von der 3. Pl. *amano* bezogen hat. So ist auf Kreta, als das dialektische φέρομεϲ durch hellenistisches φέρομεν ersetzt wurde, hiernach auch ἁμέν, τινέν für ἁμέϲ, τινέϲ, ἀκούϲαντεν für ἀκούϲαντεϲ eingetreten (*JohSchmidt, KZ. XXXVI [1900] 400 ff.*). Bemerkenswert sind weiter noch besonders die Beeinflussungen, die die Zahlwörter – eine Wortgattung für sich – gegenseitig ausüben: herakl. ὀκτώ, ἐννέα, delph. ἕνατοϲ mit *h-* nach ἕξ, ἑπτά; el. ὀπτώ mit π nach ἑπτά. Lat. *novem* statt **noven* (vgl. *nōnus, nōnaginta*) nach *decem*. – Auch die eigenartige Erscheinung des sogen. ν ἐφελκυϲτικόν (zuletzt behandelt von *FSommer* in der *Festschrift zur 49. Philol. Vers. Basel 1907*) scheint sich ausschließlich auf analogischem Wege ausgebreitet zu haben.

Das Prinzip der Analogiewirkung und Übertragung ist der wirksamste Faktor in der Geschichte der Flexion. Das Vulgärlatein und die romanischen Idiome haben durch massenhafte analogische Umformungen und Ausgleichungen das ganze lateinische Flexionssystem in beträchtlichem Maße umgestaltet. Ähnlich verhält es sich mit der neugriechischen Flexion. Die Verba auf -μι sind in der späteren Gräzität in die Flexion der Verba auf -ω übergegangen. Die Präsensendung -νω von δύνω, πλύνω, πίνω ist auf zahlreiche andere Verba übertragen worden: δίνω für δίδωμι, λύνω für λύω, χύνω für χέω, δέρνω für δέρω, cπέρνω für cπείρω, cτέλνω für cτέλλω, πλερώνω für πληρόω usw. Der Passivaorist auf -θην ist nach Analogie von aktiven Perfekten auf -ηκα zu -θηκα (ἐδέθηκα = ἐδέθην) umgeformt worden usf.

Der Philologe ist meistens geneigt, solche jüngeren Analogiebildungen – früher nannte man sie gern falsche Analogiebildungen – als Barbarismen zu brandmarken. Das ist nicht der richtige historische Standpunkt. Wie namentlich OJespersen in seinem Werke '*Progress in Language*', *London 1894* ausgeführt hat, bringt das Walten der Analogie vielmehr gerade einen Fortschritt zustande, indem es die für den Zweck der Sprache wertlosen Anomalien beseitigt, die Flexion einfacher und regelmäßiger gestaltet und so die Sprechtätigkeit erleichtert. Auch als eine schöpferische Kraft erweist sich die Analogiewirkung dadurch, daß sie Neubildungen schafft, wo ein sprachliches Bedürfnis nach solchen vorhanden ist. So ist das κ-Perfektum im wesentlichen ein Produkt der Analogiewirkung, die von einigen wenigen Formen wie

ἔθηκα (verwandt mit lat. *fēci*) und ἔδωκα ausging. Anfangs wurden nur von vokalisch auslautenden Stämmen Perfekta mit κ abgeleitet (βέβληκα, πεποίηκα, τετίμᾱκα), eine Stufe, auf der noch die Sprache des Epos steht, später auch von konsonantischen Stämmen (ἔσταλκα, πέφαγκα). Der ganze sogen. schwache Aoristus Pass. auf -θην ist eine Neubildung auf Grund der 2. Sg. Aor. Med. ἐδό-θης = skr. *ádi-thās*, wo -θης die Endung darstellte: zu ἐδό-θης wurde nach ἐμάνην ἐμάνης usw. ἐδόθην, ἐδόθη, ἐδόθημεν usw. geschaffen.

Hat in dieser Beziehung auch das Flexionswesen eine gewisse Weiterbildung und Ausgestaltung erfahren, so läßt sich doch auf der anderen Seite nicht verkennen, daß es im ganzen in der historischen Zeit beständig zurückgegangen ist, freilich die Deklination viel stärker als die Konjugation. Bereits in den ältesten griechischen und lateinischen Sprachdenkmälern zeigt sich, daß die Casus obliqui ihre ursprüngliche Funktion nicht mehr alle voll ausüben und daß sie ihre Zahl verringert haben. So reicht im Griechischen der alte Lokativ Sing. auf -ι und der Lok. Plur. auf -σι nicht mehr aus, den Ort der verbalen Handlung zu bezeichnen: mit wenigen Ausnahmen (οἴκοι, Ἰσθμοῖ, Ἀθήνησι, Πλαταιᾶσι usw.) bedarf er noch der Hinzufügung eines Adverbiums ἐν ‘innen’, das in der epischen Sprache noch von dem zugehörigen Kasus getrennt werden kann (*T 326* ὃς Σκύρῳ μοι ἔνι τρέφεται). Später wird dieses Adverb regelmäßig proklitisch vor die Kasusform gestellt und entwickelt sich so zu dem, was wir Präposition nennen. Im Lateinischen genügt der Ablativ Sing. auf *-d* nicht mehr zur Bezeichnung der Richtung, es muß zu ihm das ursprünglich adverbiale *ab* (= ἄπο, dtsch. *ab*) hinzugesetzt werden. Diese Bedeutungsabschwächung der Kasussuffixe mag zum Teil darin seinen Grund haben, daß die Kasus nicht ausreichten, alle die mannigfachen Beziehungen auszudrücken, die zwischen einem verbalen und einem nominalen Begriff bestehen können. Da nun in Fällen, wo z. B. das Verhältnis von unterhalb, oberhalb, in der Nähe, ringsherum bezeichnet werden sollte, Adverbien wie ὕπο, ἔπι, πάρα, πέρι hinzugefügt werden mußten, so wurde nach dieser Analogie auch da, wo es sich um die Bedeutung ‘innen’ handelte und der Lokativ allein genügt hätte, ein deutlicheres Adverb hinzugesetzt. Indem aber dieser fakultative Zusatz schließlich usuell und obligatorisch wurde, büßte die Kasusendung ihren ursprünglichen begrifflichen Wert allmählich ein. Das Griechische hat daher alle anschaulichen Kasusbedeutungen, die lokativische, ablativische und instrumentalische, aufgegeben und nur den Nom., Akk., Gen., Dat., Vok. behalten. Das Lateinische hat außerdem noch den Ablativ bewahrt, verwendet ihn aber öfter in der Funktion des alten Instrumentalis. Dieser Kasusverlust setzt sich in jüngerer Zeit fort. Das Neugriechische hat auch den Dativ eingebüßt, manche Dialekte auch den Gen. Plur. Der Dual ist schon in hellenistischer Zeit verschwunden. Viel weiter sind die romanischen Sprachen gegangen: sie besitzen — vom Rumänischen abgesehen, das noch den Dat. Sing. fem. bewahrt hat — überhaupt nur noch einen einzigen Kasus, der als Nom. und Akk. zugleich dient; Gen. und Dat. werden mit den Präpositionen lat. *de* und *ad* ausgedrückt.

Andersartig waren die Schicksale der Konjugation. Hier zeigt nur das Lateinische schon in alter Zeit größere Verluste. Konjunktiv und Optativ, Aorist und Perfekt des Aktivs sind hier zusammengefallen, der Dual ist wie beim Nomen verloren gegangen. Im Passiv sind Aorist und Perfekt untergegangen. Das Romanische hat im ganzen genommen den Formenbestand der Verbalflexion nicht so stark verringert wie den der Nominalflexion, es hat hauptsächlich das ganze Passivum aufgegeben. — Im Neugriechischen dagegen fällt vor allem die Verminderung der Modi auf; von

denen nur Indikativ und Imperativ geblieben sind. Konjunktiv, Optativ, ferner alle Infinitive und ein Teil der Partizipien sind untergegangen, von den Tempora das Perfekt und der Aorist des Mediums.

3. Wortforschung

Die Wortlehre oder Wortforschung hat es mit dem Wortschatz einer Sprache im ganzen sowie mit den Wörtern im einzelnen zu tun. Da die lautmechanischen Veränderungen der Wortformen in die Lautlehre fallen, so muß sich eine Untersuchung des Wortschatzes zunächst auf die Bedeutungen der Wörter, ihre Verzweigungen und Veränderungen richten (Bedeutungslehre oder Semasiologie). Eine Betrachtung der Wortform mit Rücksicht auf ihre Bedeutung ergibt ferner, daß das indogermanische Wort ein einer kleineren Zahl von Wörtern gemeinsames Anfangselement, die sogenannte Wurzel, und einen noch zahlreichen anderen Wörtern gemeinsamen Schlußteil, das Suffix, enthält. Die suffixalen Elemente werden in der Wortbildungslehre behandelt, die radikalen in der Etymologie, die freilich an sich und von Hause aus keine Wurzellehre ist, sondern den Ursprung und die Grundbedeutung der Wörter aufsucht.

Mit diesem System der Wortlehre kreuzt sich die Wortforschung im engeren Sinne, die Wortgeschichte, die das einzelne Wort für sich nach allen diesen Rücksichten, nach Bildung und Bedeutung betrachtet, seine Entstehung, sein erstes Auftreten, die verschiedenen Arten seiner Verwendung, seine lokale Verbreitung und vorkommenden Falls sein Verschwinden untersucht. Derartige ausführliche Biographien von Worten, wie eine solche HDiels von στοιχεῖον *elementum* geliefert hat, sind freilich noch sehr selten. Man überläßt diese Aufgabe fast ganz dem Lexikon, und so ist es gekommen, daß man diese Wortforschung mit dem üblen Namen der Lexikographie bezeichnet hat, als ob eine ganze Disziplin bloß für die Kunst, ein Wörterbuch zu schreiben, konstituiert werden dürfte. Ein Lexikon ist von Hause aus ein praktisches Hilfsmittel, ein Nachschlagewerk, eine Materialsammlung für den Philologen und Sprachforscher, aber keine Aneinanderreihung von Wortgeschichten, durch die auch ein Lexikon nie entbehrlich gemacht werden würde. Die Wortforschung schöpft ihr Material aus dem Wörterbuch, nicht aber ist das Wörterbuch das Ziel und Ergebnis der Wortforschung. Der ganze Zweck und Wert des wissenschaftlichen Lexikons liegt in der möglichst vollständigen Sammlung der Belege aus allen Texten, in einer wortgeschichtlichen Statistik, einer Arbeit, die niemand im einzelnen Falle ad hoc machen kann, sondern die systematisch im ganzen geleistet werden muß. – Die lateinische Wortforschung erhält jetzt im *Thesaurus linguae latinae* die nötige materielle Grundlage; die griechische ist leider noch für lange Zeit auf die unvollkommenen älteren Hilfsmittel angewiesen. Doch wird jetzt von verschiedenen Seiten die Schöpfung eines Thesaurus der griechischen Sprache angestrebt.

Über die Erfordernisse eines modernen wissenschaftlichen Lexikons, speziell des lateinischen Thesaurus spricht *EdWölfflin* in seinem *Arch.l.Lex. IX (1896) 3ff. XII (1899) 373ff.* Vgl. auch *LCohn, Griech. Lexikographie, München 1900, 1, 375ff. FHeerdegen, Lat. Lexikographie, ebenda 2, 495ff.* Über die Technik der Herstellung des lat. Thesaurus berichtet *FrVollmer, NJahrb. XIII (1904) 49.* Mit dem Plan eines griechischen Thesaurus hat sich zuerst die von der Internationalen Association der Akademien eingesetzte Kommission beschäftigt: s. darüber *PKretschmer, Glotta I (1907) 339ff.* Neuerdings ist die griechische Regierung mit einem ähnlichen Plan hervorgetreten; vgl. *KKrumbacher, Internat. Wochenschr. f. Wiss. Kunst u. Techn. 29. Mai 1909.* — Lexikalische Hilfsmittel außer den bekannten Wörter-

büchern von HStephanus', FrPassow, WPape, GEBenseler, AeForcellini, KEGeorges u. a. sind *HvanHerwerdens Lexikon graecum suppletorium et dialecticum, Leiden 1902.* Mit einer *Appendix, 1904. KEGeorges Lexikon der latein. Wortformen, Lpz. 1890. OGradenwitz, Laterculi vocum latinarum, Lpz. 1904.* Bibliographisch informiert *HSchönes, Repertorium griechischer Wörterverzeichnisse und Speziallexika, Lpz. 1907.* – Die zitierte Schrift von *HDiels* ist betitelt: *Elementum, Lpz. 1899.*

Daß die Geschichte der Worte im Zusammenhang mit der Entwicklung der durch sie bezeichneten Begriffe, also der ganzen materiellen und geistigen Kultur behandelt werden muß, ist in neuerer Zeit von vielen Seiten mit Recht betont worden. So selbstverständlich dies ist, ist es doch in praxi oft versäumt worden, weil, wie früher bemerkt, durch die Abgrenzung der Disziplinen manche natürlichen Zusammenhänge zerrissen werden und so auch Sprachforschung und Kulturgeschichte auseinander gekommen sind. So muß namentlich der Ursprung, die Neubildung von Wörtern aus allgemein geschichtlichen Ursachen, aus dem Bedürfnis der Zeit heraus erklärt werden, ein Gesichtspunkt, den sich speziell die Etymologie zu merken hat. Es ist ferner von Edward Schröder *GGN. 1906 (17. Nov.), Geschäftl. Mitteil. 97ff.* betont worden, daß die Wörter nicht Erzeugnisse der Volksseele, sondern Schöpfungen von Individuen sind und nur bei ihrer Auswahl Bewahrung und Umwertung die Gesamtheit mitwirkt. Deutlich und nachweisbar ist die Urheberschaft des Einzelnen oft bei gelehrten Neubildungen, bei der Schaffung technischer Termini; in den meisten übrigen Fällen freilich geht der Wortschöpfer in der Gesamtheit unter: die Verhältnisse liegen hier ganz ähnlich wie bei der Entstehung der 'Volkslieder', die ja auch von einzelnen geschaffen, vom Volk höchstens umgebildet sind.

Wichtig ist es auch, das einzelne Worte nicht isoliert zu betrachten, sondern als Bestandteil des ganzen Wortschatzes zu würdigen, da seine Schicksale oft mit denen der Synonyme in Zusammenhang stehen. Das gilt insbesondere auch vom Aussterben der Wörter, dessen Ursachen im übrigen verschiedene sind. Der Untergang eines Wortes kann 1. durch das Verschwinden der damit bezeichneten Sache bedingt sein, z. B. wenn *toga, tunica* den romanischen Sprachen, χιτών, ἱμάτιον, χλαμύς u. dergl. dem Neugriechischen abhanden gekommen ist. 2. durch morphologische Gründe: die ngr. Volkssprache hat die anomalen Substantiva größtenteils aufgegeben, z. B. ἦπαρ durch cυκώτι, φρέαρ durch πηγάδι, ὕδωρ darch νερό, οὖc durch ἀφτί (= ὠτίον), κύων durch cκυλλί ersetzt. Dahingestellt bleibe, ob das Romanische aus ähnlichen Gründen, wie KSchmidt vermutet, unregelmäßige Verba aufgegeben, z. B. *iubeo* durch *commando* ersetzt hat. 3. Auch lautliche Ursachen kann man zuweilen für den Verlust eines Wortes verantwortlich machen, ohne daß sich dies immer streng erweisen ließe. Im Neugriechischen ist das Adverb auf -ῶc verloren gegangen und durch das Neutr. Pl. auf -α ersetzt worden (καλά, ψηλά), vielleicht weil -ῶc mit Nom. Sg. m. -όc zusammenfiel (καλῶc = καλός). Man hat vermutet, daß die romanischen Sprachen ähnlich *bellum* 'Krieg' wegen Zusammenfalles mit dem Adjektiv *bellus* bzw. Akk. *bellum* eingebüßt haben. 4. Ein Wort wird durch ein Synonym verdrängt: *equus* durch *caballus*, während sich *equa* hielt (prov. *egua*, sard. *ebba*, span. *yegua* usw.), *crus* durch *gamba, camba* = καμπή, ποιῶ im Ngr. durch κάμνω (nur dialekt. ποΐκα, ποΐcε). 5. Auf ein Wort wird ein 'Tabu' gelegt. οἶνοc und ἄρτοc sind in der ngr. Volkssprache durch κρακί und ψωμί ersetzt worden, vielleicht weil jene Worte durch den religiösen Gebrauch beim Abendmahl geheiligt waren, ähnlich wie im Deutschen *Abendmahl* im profanen Sinne vermieden und durch *Abendessen, Abendmahlzeit*, in Österreich *Nachtmahl* ersetzt wird. *ver-*

bum ist der romanischen Volkssprache (außer rumän. *vorbă*) verloren gegangen (dafür *parabola* u. a.), weil es durch den religiösen Gebrauch für 'Gotteswort' geweiht war. Die griechische Kirche verpönte die alten heidnischen Personennamen, die daher größtenteils ausstarben.

Die ganze Frage ist noch sehr wenig untersucht worden; einiges bei *OHey, Arch.l.Lex. IX (1896) 214. AMeillet, Interdictions de vocabulaire dans les langues indo-européennes, Paris 1906.*

1. Bedeutungslehre

Die Bedeutungslehre, von CReisig Semasiologie, von MBréal Semantik genannt, ist zwar schon seit langer Zeit für eine besondere Disziplin erklärt worden, hat aber erst in den letzten Jahrzehnten, wo namentlich ihre Prinzipien Gegenstand der Untersuchung geworden sind, wirkliche Fortschritte gemacht.

WilhWundt, Völkerpsychologie[1] *I 2, 420ff.*, legt nach philologisch-linguistischen Begriffen zu wenig die exakte Beobachtung der faktischen sprachlichen Vorgänge zugrunde; theoretisch sind aber seine Ausführungen von Interesse. *HPaul, Prinzipien d. Sprachgesch.,*[2] *Halle 1880ff. 66ff. 208. ADarmesteter, La vie des mots,*[7] *Paris 1887. MBréal, Essai de sémantique,*[3] *Paris 1904. FHeerdegen, Lat. Semasiologie, Berl. 1890. RHecht, Die griech. Bedeutungslehre, Lpz. 1888.* Die übrige Literatur wird später genannt.

Die Wortbedeutungen sind in der natürlichen Sprache keine ganz eindeutigen und scharf abgegrenzten Vorstellungen; sie variieren daher auch von Individuum zu Individuum: der Hörer oder Leser knüpft oft nicht genau dieselben Vorstellungen an die Wortformen wie der Sprecher oder Schriftsteller, und dieser Sachverhalt bildet beständig die Quelle von Wortstreitigkeiten, Mißverständnissen und Schwierigkeiten für die Interpretation, zugleich aber auch einen hohen Reiz der Sprache, die jedem Hörenden die Rolle eines Interpreten aufnötigt und das Letzte und Höchste ungesagt läßt. Ausgenommen hiervon sind die Personennamen sowie die wissenschaftlichen, technischen, juristischen Termini — dazu kann man auch die Zahlen rechnen als mathematische Begriffe —, die entgegen dem natürlichen Sprachgebrauch künstlich abgegrenzt, definiert werden. — Das Gesagte gilt in erster Linie von den Wörtern, die mehr oder weniger isoliert auftreten, z. B. in Aufschriften, Büchertiteln, Registern, Wörterbüchern, sowie in solchen Sätzen und Redezusammenhängen, in denen ihre Bedeutung nicht durch besondere Mittel eingeengt und näher bestimmt ist.

Satzzusammenhang und in der lebendigen Sprache auch Situation und begleitende Geberden können bewirken, daß durch Ideenassoziation sich mit der Bedeutung eines Wortes eine neue Vorstellung von oft sehr viel geringerem Umfang verbindet. Es ist der Vorgang, den FHeerdegen mit Verwendung des Wortes (im Gegensatz zur Bedeutung), HPaul mit okkasioneller Bedeutung (neben der usuellen), BErdmann mit Supposition bezeichnet. In dem Satze *suis rebus consulit* hat *res* seine Bedeutung 'Dinge, Sachen' nicht verloren, aber durch den Zusammenhang wird eine zweite speziellere 'Interesse, Vorteil' hervorgerufen, die sich neben die erste allgemeinere Vorstellung stellt, wobei bald die eine, bald die andere die dominierende sein kann. Auch in dieser Beziehung bestehen von Fall zu Fall, von Individuum zu Individuum Differenzen. Pronomina, Konjunktionen und andere Partikel erhalten ihren begrifflichen Inhalt fast ausschließlich erst durch den Zusammenhang der Rede und die Situation. Aufgabe der philologischen Interpretation ist es, die an einer bestimmten Textstelle mit einer Wortform vom Autor verbundenen Vorstellungen zu ermitteln, Aufgabe der Wortforschung dagegen, die Wortbedeutung unabhängig von jenen äußeren Faktoren zu bestimmen. Daß beides in vielen

Fällen nur mit ungefährer Genauigkeit geschehen kann, ist in der Natur der Wortbedeutung selbst begründet.

Die Angaben unserer Lexika bedürfen vielfach der Revision. Ein Beispiel ist folgender Fall: hom. ἄναξ pflegt mit Herrscher übersetzt zu werden und wurde schon von den Alten als βασιλεύς erklärt. Aber die Stelle der Ilias *Z 402 f.:*

τόν ῥ' Ἕκτωρ καλέεσκε Σκαμάνδριον, αὐτὰρ οἱ ἄλλοι
Ἀστυάνακτ'· οἷος γὰρ ἐρύετο Ἴλιον Ἕκτωρ.

setzt voraus, daß damals ἄναξ 'Schützer' bedeutete (der Name des Kindes ist von den Verdiensten des Vaters hergeleitet). Zwar scheint schon Platon (*Kratyl. 394 BC*) Ἀστυάναξ hier als 'Stadtherrscher' aufgefaßt zu haben. Aber die Stelle ist bei dieser Deutung nicht wohl verständlich. Denn Herrscher von Ilios war doch Priamos, und ein Ausdruck 'Stadtherrscher' konnte nicht so unmittelbar, wie es hier geschieht, mit dem Hinweis auf die Errettung der Stadt durch Hektor erklärt werden. Ferner sieht man, wie viel besser die Bedeutung 'Schützer' zu dem Beinamen der Dioskuren, Ἄνακες, stimmt als der Begriff 'Herrscher', sind sie doch in ausgeprägtem Maße Schutzgottheiten (Σωτῆροιν Ἀνάκοιν τε Διοσκούροιν *CIA. III 195*). Ebenso ist ἄναξ, ἄνασσα vielleicht auch als Epitheton anderer Gottheiten wie des Apollon, Hephaistos, der Demeter aufzufassen, die doch eigentlich nicht gerade als König, Königin gedacht oder mit βασιλεύς, βασίλεια bezeichnet werden. Auch die kyprische Behörde der ἄνακτες, die nach Eustathios (zu *N 582*) polizeiliche Funktionen gehabt zu haben scheint, führte wohl als 'Schutzleute' diesen Titel. Die homerischen Anakten sind also von vorn herein 'Schützer' ihrer Unterthanen (vgl. *RWagner* im *Lohengrin II 3: 'Doch will der Held nicht Herzog sein genannt, ihr sollt ihn heißen: Schützer von Brabant'*); es ist vielleicht kein Zufall, daß ἄναξ ἀνδρῶν nicht mit βασιλεὺς ἀνδρῶν wechselt. Indem sich aber hier der Nebensinn des 'Herren' einstellte, entwickelte sich die Bedeutung 'Schutzherr' und daraus später 'Herrscher'.

Überhaupt wird gern eine Wortbedeutung, die für die klassische Zeit gilt, irrtümlich auf ältere oder jüngere Perioden übertragen. Wenn in dem Gleichnis *Ev. Marc. 12, 1* der Mann in seinem Weingarten einen πύργος baut, so wird hier kaum mehr an die alte Bedeutung 'Turm', sondern an die neugriechische 'Landhaus' (vgl. span. *torre* 'Landhaus') zu denken sein. Umgekehrt bedeutet z. B. *latro* bei Plautus noch nicht wie in der 'klassischen' Zeit den Straßenräuber, sondern den Mietsoldaten usw. Daß im Mittellatein sich die Bedeutungen der gewöhnlichsten Wörter oft stark verschoben haben (z. B. *civitas, terra* = Stadt, *comes* = Graf, *barbarus* im 5. Jahrh. = Krieger), wird von Unkundigen leicht übersehen.

Wie jede Vorstellung, wird auch die Wortbedeutung von einem Gefühlston begleitet, und diese Begleitgefühle spielen keine ganz unwichtige Rolle in der Sprache. Auch sie variieren von Individuum zu Individuum und von Fall zu Fall. Manche Worte haben besonders hohe Gefühlswerte und zugleich sehr geringe Vorstellungswerte, z. B. Ehrentitel, Epitheta ornantia u. dgl. Wie wenig sich der epische Dichter bei den stehenden Beiwörtern dachte, zeigt sich, wenn er *E 375* die verwundet zu ihrer Mutter flüchtende Göttin mit φιλομμειδὴς Ἀφροδίτη bezeichnet. Vgl. Goethes *doch grün des Lebens goldner Baum.* Solche Wörter werden nur noch um ihres Gefühlswertes willen verwendet. Die gehobene poetische und rhetorische Sprache wählt mit Vorliebe Worte, die einen hohen Gefühlswert haben, und vermeidet im Gegenteil solche, die nur einen geringen besitzen, wie die Abstrakta und technische Ausdrücke. Die Begleitgefühle haben also einen gewissen Einfluß auf das Schicksal

der Wörter, auf ihre Wahl und Verwendung, schließlich auch auf ihre Bedeutungsentwicklung. Vgl. z. B. lat. *captivus* 'gefangen': ital. *cattivo* 'schlecht, armselig', franz. *chétif* 'elend, dürftig', deren Bedeutung wesentlich auf dem mit dem Begriff 'gefangen' verbundenen Wertgefühl beruht.

Diese Probleme können hier nur oberflächlich berührt werden. Feinsinnig handelt darüber *JulKeller, Grundlinien zu einer Psychologie des Wortes und Satzes, Progr., Mannheim 1907,* der auch die Bedeutung des 'Begleitgefühls' erkannt hat.

Damit berühren wir schon den wichtigsten Gegenstand der Bedeutungslehre, den Bedeutungswandel. Hier hat man sich lange Zeit fast ganz darauf beschränkt, die Bedeutungsveränderungen nach den logischen Gesichtspunkten der begrifflichen Erweiterung, Verengerung, Determination, Übertragung (Metapher) usw. zu klassifizieren. Es versteht sich, daß sich die Wortbedeutungen in ebenso vielen Richtungen verändern können, wie unsere Vorstellungen überhaupt; denn 'Bedeutungen' sind ja nichts anderes als die mit den Lautkomplexen verknüpften Vorstellungen. Erst in jüngster Zeit hat man angefangen, diese Vorgänge nach sprachlich psychologischen Gesichtspunkten zu betrachten und namentlich auch den Ursachen des Bedeutungswandels nachzugehen. Freilich läßt sich bei toten Sprachen das Agens nicht immer sicher bestimmen. Auch ist zu beachten, daß zu einem Bedeutungswandel mehrere Ursachen zusammengewirkt haben können. Die wichtigsten Faktoren des Bedeutungswandels sind etwa folgende:

1. Geringere Bedeutungsverschiebungen ergeben sich schon aus der früher geschilderten Natur der Bedeutung, aus dem Mangel an scharfer Begrenzung und anschaulicher Klarheit des an die Wortform geknüpften Vorstellungskomplexes. Zuweilen handelt es sich auch mehr um eine Änderung des Begleitgefühles als der Vorstellung, z. B. wenn τρώγω im Neugriechischen für 'essen' schlechthin verwendet wird. Da ferner die menschlichen Vorstellungen beständiger Veränderung und Entwicklung unterworfen sind, so müssen sich auch die Bedeutungen mit der Zeit verändern. Die mit Worten wie θεός, δαίμων, ψυχή verbundenen Begriffe waren in perikleischer Zeit nicht mehr genau dieselben wie in homerischer, in nachchristlicher Zeit vollends andere als in der klassischen Zeit usw.

2. Eine wichtige Rolle beim Bedeutungswandel spielt der durch Satzzusammenhang und Situation bedingte Nebensinn. Wird ein Wort oft in demselben Zusammenhang gebraucht, so heftet sich diese Nebenbedeutung dauernd an dasselbe, wird die dominierende und kann schließlich die eigentliche Bedeutung ganz verdrängen. ποιητής ist von Haus aus der 'Verfertiger' schlechthin (κλίνης ποιητής *Plat.*), aber in Fällen wie ποιητὴς κωμῳδίας entwickelte sich die Nebenbedeutung 'Dichter' und wurde später zur dominierenden. Lat. *deico* bedeutete, wie δείκνυμι ahd. *zeigōn* 'zeigen' lehren, ursprünglich 'zeigen' (vgl. das verwandte *indĭcāre* z. B. *dolorem lacrimis*) und kam wie got. *ga-teihan* 'anzeigen, erzählen, sagen' in Sätzen, wo es sich um ein Zeigen mit Worten handelt, zu der Bedeutung 'sagen'. Gewöhnlich ist die Nebenbedeutung nicht die einzige Ursache des Bedeutungswandels, sondern es kommt noch ein weiterer Faktor dazu.

3. Ein sehr hervorragendes Agens des Bedeutungswandels ist das Bedürfnis nach einem bestimmten Ausdruck. In der Zeit, wo ποιητής seine Bedeutung zu 'Dichter' verengerte, fehlte ein Ausdruck für den Beruf des Poeten, da ἀοιδός, ῥαψῳδός dafür nicht mehr paßten. Ein neuer Begriff fordert eine Bezeichnung und diese wird durch Umprägung einer älteren gewonnen. Namentlich die zahlreichen wissenschaftlichen und technischen Termini werden auf diese Weise geschaffen.

Ebenso hat das Christentum ältere Ausdrücke für seine neuen Bedürfnisse umgedeutet: z. B. *sacramentum* 'der Treueid der Soldaten' wurde für gewisse religiöse Weihen verwendet usw. Ein Bedürfnis entsteht auch dadurch, daß ein Wort aus irgend einem Grunde ausstirbt und nun ein Ersatz nötig wird. So hat die jüngere Gräzität das ihr unbequeme ἐσθίω aufgegeben und τρώγω in der Bedeutung 'essen' verwendet, das Italienische und Französische *edere* durch *manducare* 'kauen' (it. *mangiare*, frz. *manger*) ersetzt.

4. Verwandt ist der Fall, wo zwar ein Ausdruck vorhanden ist, aber weil er nicht angemessen oder nicht ausreichend erscheint, vermieden und durch einen anderen ersetzt wird. Hierher gehören die Euphemismen: man scheut sich vor dem ominösen Wort und verwendet einen Ausdruck von harmloserer Bedeutung in schlimmem Sinne; dadurch wird, vom ethischen Standpunkt betrachtet, eine pejorative Bedeutungsentwicklung hervorgerufen. Z. B. αἰδώς, *membrum* = *penis*; ἀπαλλαγή, *obitus*, *excessus* usw. = Tod, *valetudo* = *morbus*, *amica* = *meretrix*, Caesars *pacare* für 'unterwerfen'. Man entzieht ein durch religiösen Gebrauch geheiligtes Wort der Profanierung, indem man es durch ein anderes von ähnlichem Sinne ersetzt: roman. *parabola* = *verbum* usw. Die umgekehrte Erscheinung ist es, wenn das eigentliche Wort als zu schwach empfunden und zu stärkerer Wirkung ein ungewöhnlicher Ausdruck gewählt wird: hierher fallen sowohl die Übertreibungen der Höflichkeit (*majestas tua* = *tu*), wie die des Zorns (Schimpfwörter wie *flagitium, gymnasium flagri* u. dgl., Hyperbeln wie *enecare* für 'quälen'). Der Witz sucht solche ungewöhnlichen Ausdrücke, um komische Wirkung zu erzielen. Roman. *testa* 'Scherbe, Hirnschale' = Kopf, *papilio* 'Schmetterling', in der römischen Soldatensprache = Zelt, frz. *pavillon*, sind wohl als Erzeugnisse des Volkswitzes zu verstehen. Auch die spezifisch poetischen Ausdrücke und rhetorischen Figuren entspringen dem bewußten Streben nach einer vom Alltäglichen möglichst weit entfernten, gehobenen Sprache.

5. Ein Wort kann seine Bedeutung verändern infolge Einflusses eines anderen mit ihm assoziierten Wortes (von Darmesteter *contagion* genannt). Z. B. *oratio* verdankt seine spätere Bedeutung 'Gebet' der Einwirkung des Stammwortes *orare*, das von der Bedeutung 'reden' zu 'bitten', dann zu 'beten' übergegangen war. In dieses Kapitel gehören die Bedeutungswandel, die auf Übersetzung eines Fremdwortes beruhen, von Singer als 'Bedeutungslehnwörter' bezeichnet. Im Lateinischen, wo die griechischen Termini technici auf diese Weise übersetzt wurden, sind die einschlägigen Fälle sehr zahlreich: z. B. *sinus* 'Meerbusen' nach κόλπος, *casus* im grammatischen Sinne nach πτῶσις, *punctum* 'Interpunktionszeichen' nach στιγμή. Das Deutsche hat seinerseits Wörter nach lateinischen Vorbildern umgedeutet, Fälle, die also nicht als spontane Übereinstimmungen des Bedeutungswandels verwertet werden dürfen: *Ausdruck* nach *expressio*, *Schiff* der Kirche nach *navis*, *vergeben* = verzeihen nach *perdonare*, *Flügel* eines Heeres, Gebäudes nach *ala*, *wiederholen* nach *repetere* usw.

Die Kausalität des Bedeutungswandels hat zuerst hervorgehoben *OHey, Semasiolog. Studien, Jahrb.f.Phil. Suppl. XVIII (1892) 81 ff. Arch.l.Lex. IX (1896) 193 ff.* (Besprechung von *KSchmidt, Gründe des Bedeutungswandels, Progr. Berl. 1894*). *XIII (1900) 201 ff.* S. ferner *FHeerdegen, Vh.36.PhilVers. 1891, 202 ff. FSchröder, Zur griech. Bedeutungslehre, Progr. Gebweiler 1893. JohStöcklein, Bedeutungswandel der Wörter, München 1898.* Über *Bedeutungslehnwörter SSinger, Zeitschr. f. deutsche Wortforsch. III (1902) 220 ff. IV (1903) 125 ff.* Über Euphemismen im Lat. *OHey, Arch.l.Lex. XI (1898) 515 ff.* Eine interessante Studie über *campana* Glocke, *species* Spezerei bietet *EdWölfflin, ebd. 537 ff.*

Eine Reihe von Fällen wird mit Unrecht zu den Bedeutungswandeln gerechnet, während die Veränderung vielmehr auf Seiten der Wortform liegt. Ein Wort oder eine Wortverbindung kann durch Kürzung oder Ellipse mit einem anderen Wort zusammenfallen: *moneta* 'Münzwerkstätte, Münze' beruht zunächst auf Kürzung von (*Junonis*) *Monetae aedis* zu *Moneta* (älter *ad Monetae = ad Monetae aedem*). Spätgr. cπανός 'Dünnbart' ist aus cπανοπώγων gekürzt, βίαιος 'eines gewaltsamen Todes sterbend' aus βιαιοθάνατος usf. Hier einen Bedeutungswandel anzunehmen, wäre ebenso falsch, als wenn man einen solchen in ἰός 'Pfeil' (aus *ἰcFός): ἰός 'Gift' (aus *Fιcός) sehen wollte, wo zwei verschiedene Wörter lautlich zusammengefallen sind. Allerdings ist die Grenze zwischen wirklichem und scheinbarem Bedeutungswandel zuweilen schwer zu ziehen. So kann *cohors* in militärischem Sinne eine stehend gewordene Abkürzung von *cohors militum* sein, kann aber auch das einfache *cohors* sein, das seine spezielle militärische Bedeutung durch die Situation erhielt und durch das Bedürfnis zum Terminus gestaltet wurde.

Eine besondere Bewandtnis hat es mit der 'Bedeutung' der Eigennamen. Namentlich Laien pflegen ein großes Interesse an der Frage zu nehmen, was ein Personen- oder Ortsname 'eigentlich bedeute', während neuere Namensforscher wie WilhSchulze oder der Germanist EdSchröder diese Frage prinzipiell von sich weisen. Es besteht in dieser Beziehung ein Irrtum oder doch eine Unklarheit. Ein Personenname 'bedeutet' ja durchaus nichts anderes als den Träger des Namens, ein Ortsname die damit bezeichnete Örtlichkeit, ein Volksname das eine Volk, das so benannt ist. Was man aber gewöhnlich unter der 'Bedeutung eines Eigennamens' versteht, ist die Bedeutung, die die Namensform hätte, wenn sie nicht Name, sondern Appellativum wäre: z. B. Διόδωρος = Zeusgeschenk. So liegt die Sache überall, wo ein Appellativum als Eigenname verwendet wird: ἀμύντωρ 'Helfer' als Personenname, οἰνοῦccα 'die weinreiche' als Inselname usw. Sehr oft ist aber der Sachverhalt ein ganz anderer: viele Namen sind weder zugleich Appellativa noch könnten sie es ohne weiteres sein. Wenn in *Aristophanes Wolken 60 ff.* Strepsiades erzählt, wie sein Sohn zu dem Namen Φειδιππίδης gekommen sei — seine Frau habe einen Namen mit ἵππος, wie Ξάνθιππος, Χάριππος, Καλλιππίδης gewünscht, er selbst wollte ihn nach dem Großvater Φειδωνίδης nennen, und sie einigten sich daher auf Φειδ-ιππίδης —, so erkennen wir, daß es verkehrt ist in Namen wie Καλλίμαχος, Ἱππόδημος, Κύνιππος, Λυcιφῶν, Cτρατιπποκλῆς einen bestimmten Sinn zu suchen. Es kommt also in der Namensforschung vielmehr darauf an, die Motive festzustellen, die den Namengeber bei der Bildung eines neuen oder der Wahl eines schon bestehenden Namens leiteten. Von dem Etymon, d. i. der Grundbedeutung einer Namensform darf allerdings da die Rede sein, wo der Name appellativischen Ursprunges ist.

Es sei bei dieser Gelegenheit einige Literatur über griech. und lat. Eigennamen angeführt: *AugFick und FBechtel, Die griech. Personennamen,*[2] *Götting. 1894* (die 1. Aufl. war grundlegend für die indogermanische Namenkunde). *FBechtel, Die einstämmigen männlichen Personennamen des Griech., Berl. 1898. Die att. Frauennamen, Götting. 1902. MLambertz, Die griech. Sklavennamen, Wien 1907. AugFick, Vorgr. Ortsnamen, Götting. 1905. Bezz.Beitr. XXI (1896) 237. XXII (1897) 1. 222. XXIII (1897) 1. 189. XXV (1899) 109. XXVI (1901) 233. — Wilh.Schulze, Zur Geschichte lat. Eigennamen. AbhGG. NF. V 2, Berl. 1904.*

2. Wortbildungslehre

Die Bedeutung eines indogermanischen Wortes gliedert sich — von den Flexionsendungen abgesehen — in vielen Fällen deutlich in zwei (zuweilen auch mehr) Vor-

stellungen, deren erste dem Anfangsteil des Wortes, der sogen. Wurzel und deren zweite seinem Endstück, dem sogen. Suffix entspricht. Diese vielumstrittenen Termini stammen, wie MHJellinek und Delbrück erkannt haben, aus der hebräischen Grammatik, sind aus ihr schon mindestens im 17. Jahrh. auf die deutsche Sprache übertragen worden und haben sich so bis auf uns vererbt. Die Übertragung vom Semitischen auf heterogene Sprachen hat gewisse Unzuträglichkeiten im Gefolge gehabt. In der hebräischen Grammatik bezeichnet *radix* (*šoreš*) die Stammform einer Gruppe von Wörtern, meist die 3. Pers. Sg. Praes., also immer ein reales selbständiges Wort, nicht ein aus dem Wortganzen abstrahiertes Wortelement, und *suffixum* ist die Bezeichnung des angehängten Pronomens zum Unterschied vom *Pronomen separatum*; was wir Suffix nennen, heißt dagegen in der hebräischen Grammatik *litterae serviles* (im Gegensatz zu den *litterae radicales*). Indem man nun die Ausdrücke *radix* und *suffixum* auch auf die europäischen Sprachen anwendete, damit aber die Elemente eines Wortes bezeichnete, schrieb man auch diesen Elementen, besonders der Wurzel, selbständige Existenz zu, und es entwickelte sich so, schon im 18. Jahrhundert, die Anschauung, daß die Wurzeln die Wörter der Urzeit darstellen.

Vgl. *BDelbrück, Einleitung in das Studium der indogermanischen Sprachen,*[4] *Lpz. 1904, 24 ff.*

Diese von der indogermanischen Sprachwissenschaft übernommene Lehre hat in neuerer Zeit vielen und zum Teil berechtigten Widerspruch erfahren. Es ist nicht zu erweisen, daß die durch die Wortanalyse gewonnenen indogermanischen Wurzeln alle jemals reale Wörter gewesen sind. Ebensowenig sind die indogermanischen Suffixe sämtlich oder auch nur zum größten Teil als selbständige Elemente hinten an die Wurzel angeklebt worden, wenn schon nachweislich in historischer Zeit Suffixe aus zweiten Gliedern von Kompositis erwachsen sind. Wir erkennen vielfach deutlich, wie unursprünglich die Form mancher Suffixe ist, wie sich die Grenzen zwischen ihnen und den Wurzeln verschieben. Aus τηλεδαπός: τῆλε, ἡμεδαπός: ἡμέων, παντοδαπός: παντός ergibt sich ein Suffix -δαπός, das aus ποδ-απός, ἀλλοδ-απός abstrahiert ist, wo aber δ die Endung des Acc. Sg. Neutr. des Pronomens (ποδ-, ἀλλοδ- = lat. *quod, aliud*) war. Deshalb will KBrugmann neuerdings den Ausdruck *Suffix* als mißverständlich ganz verwerfen und schlägt dafür *Formativ* oder *Formans* d. i. Bildungselement vor. Indessen wird diese im Grunde genommen nichtssagende Bezeichnung dem Wesen des Suffixes keineswegs gerecht. Das Suffix ist ebenso wie die Wurzel Träger einer Bedeutung: in ἄροτρον 'Ackerwerkzeug' knüpft sich an ἀρο- die Vorstellung des Pflügens, Ackerns, an -τρο- die Vorstellung des Werkzeuges; das Suffix ist hier in keinem anderen Sinne formativ, 'wortbildend', wie die Wurzel, beide 'bilden' zusammen das Wort, wie die Glieder eines Kompositums. Nun ist allerdings in sehr vielen Fällen die Bedeutung des Suffixes eine allgemeinere, blassere als die der Wurzel, und es kann sogar ganz bedeutungslos werden: dann handelt es sich eben um sekundär verdunkelte Suffixe, um suffixale Residua. Wir müssen hier zwischen der sprachpsychologischen und der historisch-grammatischen Wortanalyse genau unterscheiden. Wurzel und Suffix sind nicht bloß abstrakte Schöpfungen der grammatischen Wortanalyse, sondern reale Fakta des sprachlichen Empfindens. Aus *stare, stamen, stabulum* usw. abstrahiert auch das naive Sprachgefühl ein diesen Wörtern gemeinsames Anfangselement *sta-* mit der Bedeutung 'stehen, stellen' und aus *stator, dator, lictor, orator, imperator* usw. eine diesen Wörtern gemeinsame Endung *-tor* mit der Bedeutung

einer tätigen Person, also ein Suffix: dies wird erwiesen durch die Neubildung von Wörtern nach diesen Typen, ein Vorgang, der eine solche Wortanalyse zur notwendigen Voraussetzung hat. Nun steht aber über den sich an Wurzel und Suffix knüpfenden Einzelvorstellungen die dem Wortganzen zukommende Gesamtvorstellung, und diese kann derart in den Vordergrund treten und dominieren, daß sie jene Einzelvorstellungen gänzlich verdrängt. Dann kommt das somit bedeutungslos gewordene Suffix dem Sprechenden nicht mehr oder nicht so deutlich zum Bewußtsein. So wird der Grieche der historischen Zeit in κήρυξ, Stamm κᾱρυκ-'Herold' (skr. *kārú-*'Lobverkünder') das stammauslautende -κ- kaum noch sehr deutlich als suffixal empfunden haben, da weder die Bedeutung noch parallele Bildungen ihm die Gliederung des Wortes zum Bewußtsein gebracht haben dürften. Ebenso können Lautwandel oder andere Veränderungen die Grenze zwischen Wurzel und Suffix verwischen und letzteres unkenntlich machen, z. B. Suffix *-os* (*-es*) in *iūs* (altlat. *iovestod* = *iūstō*), *rūs*, *aes*. Hier bestehen Suffixe in sprachpsychologischem Sinne überhaupt nicht mehr, nur der Grammatiker erkennt sie noch durch Heranziehung älterer Sprachstufen und verwandter Idiome. Diese abgestorbenen Suffixe sind damit zugleich unproduktiv geworden d. h. fungieren nicht mehr als Muster von Neubildungen. Bei diesem Sachverhalt ist nicht zu ersehen, welche Berechtigung der Ausdruck 'wortbildend, formativ' haben soll. Er erweckt nur die falsche Vorstellung, als ob diese Zusätze zur Wurzel bloß zu dem Zweck nötig wären, damit ein Wort zustande komme – eine Ansicht, die schon durch die suffixlosen 'Wurzelstämme' (wie βοῦς, ναῦς, σῦς, *rēx*, *vōx*) widerlegt wird.

Im Namen *Suffix* dagegen kommt wenigstens ein wesentliches Merkmal dieser Elemente zum Ausdruck, der Umstand, daß sie stets hinter der Wurzel, also an nichterster Stelle im Wort auftreten und folglich niemals wie die Wurzel (in den sogenannten Wurzelstämmen, wie eben bemerkt) selbständig vorkommen können. Dadurch ist es weiter bedingt, daß ihre Entwicklung stets in Zusammenhang mit dem Wortganzen steht. Ihre Bedeutung oder Verwendung wird beeinflußt durch die Gesamtbedeutung des Wortes, zu dem das Suffix gehört. Z. B. hat das Suffix *-tro-*, *-trā* von Haus aus eine ausgesprochen instrumentale Bedeutung. Ein Wort nun wie λέκτρον, das eigentlich 'Liegegerät' bedeutete, konnte auch als 'Ort zum Liegen, Lagerstätte' aufgefaßt werden und auf diese Weise das Suffix eine lokale Bedeutung erhalten, daher θέᾱτρον 'Ort zum Schauen', und ähnlich werden sich ὀρχήστρα 'Tanzplatz', κονίστρα 'Staubplatz', κυλίστρα 'Wälzplatz' – etwa nach Fällen wie εὔστρα 'Vorrichtung zum Sengen (der Schweine)', daher 'Platz zum Sengen' – erklären.

Da das suffixale Element nur im Wortganzen lebt, so wird auch seine Form nur aus diesem abstrahiert. Hierbei konnte das nicht von historischem Wissen geleitete naive Sprachgefühl den ursprünglichen Charakter der Wortbildung leicht verkennen. Lat. *nocturnus*, das wie gr. νυκτερινός von einem Lokativ auf *-r*, gr. νύκτωρ, abgeleitet ist, wurde in *noctū* 'Nachts' + *-rnus* analysiert und erzeugte die Neubildung *diurnus* von *diū* 'bei Tage', weiter *somnurnus* von *somnus* und das späte *mensurnus*.

Eine relative Selbständigkeit des Suffixes bezeugt der Suffixwechsel, d. h. der Ersatz eines Suffixes durch ein gleichbedeutendes anderes, das ihm im Sprachgebrauch den Rang abläuft, z. B. ngr. θαλασσινός für θαλάσσιος, μεσιακός für μεσαῖος, πικράδα für πικρότης, spätlat. *fervura* für *fervor*, *manuclus* für *manuplus*. Nach solchen historisch klaren Fällen müssen Doppelformen wie νεκρός neben dem durch iran. *nasuš*

als älter erwiesenen (hom.-altatt. auf einer Inschrift) νέκυς beurteilt werden. Analog sind die Weiterbildungen: lat. *genetrix* für **genetrī* = skr. *jánitrī*, byz. στέψιμον = στέψις und dergl.

Eine besondere Gattung suffixaler Abstraktion bilden die sogenannten retrograden Bildungen, unter denen die Postverbalia die häufigsten sind. Nach dem Vorbilde von *multa*: *multare*, *cura*: *curare* wird zu *pugnāre* 'handgemein werden (vgl. *pugnus* 'Faust'), kämpfen' ein Substantiv *pugna* 'Kampf' gebildet. Nach Analogie von *minister*: *ministrare* und dergl. entstand zu *adulterare* 'ad alteram se convertere' als scheinbares Stammwort *adulter* 'Ehebrecher'. Ähnlich *degener* zu *degenerare*, *administer* zu *administrare*, ferner *accomodus* zu *accomodare*, *rebellis* zu *rebellare* u. v. a. Im Altgriechischen ist die Erscheinung seltener: ἧττα zu ἡττᾶσθαι, wahrscheinlich auch χαλκεύς zu χαλκεύω, βασιλεύς zu βασιλεύω; sehr häufig dagegen im Neugriechischen (z. B. ἄπρεπος : πρέπει, σιγός : σιγῶ, ὀκνός : ὀκνῶ, ζήτεια : ζητῶ) und in den romanischen Sprachen (ital. *domanda* : *domandare*, *liga*: *ligare* usw.).

Es konnten hier nur einige wichtigere Grundsätze für die Wortbildung berührt werden. Literaturangaben und zusammenfassende Darstellungen bieten die grammatischen Handbücher (zuletzt namentlich *KBrugmanns Grundriß d. vergl. Gramm. II 1,*[2] *Straßbg. 1906*). Aus der neuesten Literatur seien erwähnt *WDittenbergers* ausgezeichnete Aufsätze *Ethnika und Verwandtes, Herm. XLI (1906) 78 ff. 161 ff. XLII (1907) 1 ff. 161 ff. EFränkel, Griech. Denominativa, Götting. 1906. ADebrunner* in den *Idg.Forsch. XXI (1907) 13 ff. 201 ff.*

3. Etymologie

Die Etymologie ist ein Erbteil aus der antiken Grammatik: sie will, wie ihr (vielleicht von den Stoikern aufgebrachter) Name lehrt, das ἔτυμον, die wahre, eigentliche, ursprüngliche Bedeutung jedes Wortes ergründen. Die moderne Etymologie stellt sich im wesentlichen noch dieselbe Aufgabe, nur daß sie erkannt hat, daß wir jenes Ziel, die Ermittlung der Grundbedeutung aller Wörter, nicht erreichen können, weil wir nicht bis zum Ursprung der Sprache und der Menschheit vorzudringen vermögen. Wir rechnen vielmehr zur Etymologie alles, was vom Standpunkt eines gegebenen Wortes aus dessen Vorgeschichte aufhellt. Der Romanist sieht das Etymon eines franz. *peine* schon im lat. *poena*, nach dessen Herkunft er nicht weiter fragt; der Latinist wieder erkennt das Etymon von lat. *poena* im gr. ποινή, und der Gräzist endlich sucht die Etymologie von ποινή durch Vergleichung mit den verwandten Sprachen (avest. *kaēnā* 'Strafe') und mit den zugehörigen Worten (τείω 'büße') aufzuklären. Darüber hinaus kann der 'Wahrheitskundige' nicht vordringen.

Die Etymologie ist das Gebiet, auf welchem der Altertumsforscher am häufigsten vom Sprachforscher Auskunft verlangt, weil er durch die ältere Bedeutung der Wörter über den Ursprung und das eigentliche Wesen der Sachen belehrt zu werden hofft. Und in der Tat ist der Gewinn, den die Etymologie für die Altertumskunde abwirft, in zahlreichen Fällen nicht unbedeutend. Wenn βωμός zu βῆμα, dor. βᾶμα gehört wie φωνή zu φήμη, dor. φάμᾱ, dann war der Altar oder richtiger die Gattung von Altären, die mit βωμός bezeichnet wurde, von Haus aus ein Bema, ein Tritt, wie ja auch der Felsaltar auf der Pnyx als Rednerbühne, als Bema diente. Der Rechtshistoriker wird mit Interesse davon Notiz nehmen, daß *testis*, wie osk. *trstus* 'die Zeugen' und *tristaamentud* = *testamento* lehren, eigentlich *tertius*, den Dritten (neben den beiden Streitenden, den *rei*) bedeutet. Die Religionsgeschichte kann aus der Erklärung von ναός, aiol. ναῦος als *νας-Fό-ς 'Wohnung' zu ναίω (aus

*ναϝιω), νάϲϲατο entnehmen, daß die Griechen sich den Tempel, wie sie ihn schufen, als die 'Wohnung' der Gottheit vorstellten usw. Mit der etymologischen Forschung greift die Sprachwissenschaft in unzählige sachliche Fragen, in fast alle realphilologischen Disziplinen, zuweilen entscheidend, ein. – Welcher Nutzen der Textinterpretation, der Erklärung verschollener oder sonst unbekannter Ausdrücke, z. B. im homerischen Epos, in den dialektischen Inschriften, aus der Etymologie erwächst, bedarf keiner weiteren Ausführung.

Aus dieser Wichtigkeit der Etymologie für andere Fächer erklärt es sich, daß sie so lange Zeit den Tummelplatz dilettantischer Spielerei gebildet hat. Wenn sie heute endlich auf eine wissenschaftliche Stufe erhoben ist, so verdankt sie dies bekanntlich in erster Linie den Fortschritten der modernen Lautlehre: wir lassen im allgemeinen keine Etymologie gelten, die nicht lautlich einwandfrei ist. Damit ist für dieses Forschungsgebiet eine zuverlässige Basis gewonnen. Allein wir sind in neuerer Zeit auch zu der Einsicht gekommen, daß es mit den Lautgesetzen allein nicht getan ist, daß wir ihre Bedeutung nicht überschätzen dürfen. Es gibt etymologische Gleichungen, die unbedingt überzeugend sind und doch sicheren Lautgesetzen widersprechen. Kein Sprachforscher bezweifelt, daß lat. *bōs* dem gr. βοῦϲ und dem indischen *gáus* entspreche, und doch verlangen die Lautgesetze ein lat. **vōs* statt *bōs*. Aber die sonstige Übereinstimmung dieser Wörter hat soviel Zwingendes, daß wir lieber die Beseitigung der lautlichen Schwierigkeit von der Zukunft erwarten als die Gleichung aufgeben mögen. Dagegen hat man sich weniger gescheut, die sich doch unwiderstehlich aufdrängende Gleichung *habere* = deutsch *haben* als der germanischen Lautverschiebung widerstrebend (lat. *h* = germ. *g*; germ. *h* = lat. *c*) in Zweifel zu ziehen. Umgekehrt werden alljährlich nicht wenige Etymologien produziert, die lautlich tadellos sind und dennoch recht wenig einleuchten.

Weiter ist zu erwägen, daß wir die Lautgesetze zum großen Teil aus sicheren Etymologien ableiten: wenn wir aber nun andererseits die Etymologien nur nach den Lautgesetzen beurteilen, so drehen wir uns im Kreise. Das lautliche Kriterium genügt also nicht für die Etymologie, es müssen daneben noch andere Faktoren berücksichtigt werden, das sind die Wortbildung und die Bedeutung. Eine Etymologie kann nach der lautlichen und nach der begrifflichen Seite untadelhaft sein und doch am Kriterium der Wortbildung scheitern. Daß *discipulus* von *disco* abgeleitet sei, scheint auf den ersten Blick keinem Zweifel zu unterliegen, und doch setzt diese Annahme eine sonst nicht belegte und so wenig verständliche Ableitung auf *-pulus* voraus (*mani-pulus* 'eine Handvoll' gehört im zweiten Teil zu *pleo*), daß wir eine andere Erklärung suchen müssen. Stowasser geht von einem verlorenen **discipio* aus (Gegensatz *praecipio* 'lehre'), von dem *discipulus* wie *capulus*, *decipula*, *excipulum*, *muscipula* abgeleitet sei. Das epische Beiwort des Hermes διάκτορος auf διάκτωρ von διάγω zurückzuführen, mag dem Laien ganz unbedenklich vorkommen. Aber die Wortbildungslehre legt ein entschiedenes Veto ein – ἰατρός neben ion. ἰητήρ zeigt die zu erwartende Bildungsweise – und so hat man διάκτορος besser aus διά und κτέρας 'Besitz' (vgl. γένος : ἀπόγονος) erklärt.

Das dritte etymologische Kriterium, die Bedeutung, ist früher oft vernachlässigt worden: heute legt man ihm mit Recht eine viel größere Wichtigkeit bei. Etymologien, die unwahrscheinliche Bedeutungswandel zur Voraussetzung haben, sind nicht mehr wert als die aus lautlichen Gründen unhaltbaren. Die Schwierigkeit ist nur die, daß es für den Bedeutungswandel selbst schwer ist, bestimmte Kriterien

zu finden. Man kann prinzipiell nur sagen, daß eine Etymologie um so sicherer ist, je weniger sie uns in semasiologischer Beziehung zumutet. Im übrigen kann eine Entscheidung nur von Fall zu Fall getroffen werden, weil zugleich die beiden anderen Faktoren, Laute und Wortbildung, dafür ins Gewicht fallen. Man darf dem einen Kriterium gegenüber etwas nachsichtiger sein, wenn die beiden anderen völlig zutreffen. Z. B. νέφος 'Wolke' und slav. *nebo* 'Himmel' muß man trotz der Bedeutungsdifferenz für identisch ansehen, denn dieser Mangel wird durch die vollkommene Übereinstimmung von Lauten und Stammbildung (*nebo* ist ebenfalls *s*-Stamm) aufgewogen, zumal auch der Bedeutungswandel im engl. *sky* 'Wolke, Himmel' (aus altnord. *skȳ* 'Wolke') eine Parallele hat. Aus solchen Gründen fällt das Urteil in etymologischen Fragen leichter als auf anderen sprachwissenschaftlichen Gebieten subjektiv aus. Immerhin kann auch hier strenge Kritik das Sichere vom Unsicheren, das Wahrscheinliche vom Unwahrscheinlichen trennen.

Von etymologischen Hilfsmitteln für das Griechische wird vielleicht *EBoisacq's* im Erscheinen begriffener *Dictionnaire étymologique de la langue grecque, Heidelb. 1907,* am meisten empfohlen werden können. Das frühere Hauptwerk von *GCurtius, Grundzüge der griech. Etymologie,* [5] *Lpz. 1879,* ist jetzt teilweise veraltet. *LeoMeyers Handbuch d. griech. Etymologie, Lpz. 1901 f.,* steht nicht auf der Höhe der Forschung und bietet im Verhältnis zu seinem großen Umfang (4 Bände) viel zu wenig. *WPrellwitz' Etymolog. Wörterbuch der griech. Sprache,* [2] *Götting. 1905,* müßte mehr durchgearbeitet sein. Neu ist die Studie von *FSolmsen, Beiträge zur griech. Wortforschung I, Straßbg. 1909.* – Für das Lateinische ist nur *AWaldes* inhaltreiches *Lat. etymolog. Wörterbuch, Heidelbg. 1907,* zu nennen, brauchbar besonders wegen der Literaturnachweise. In Vorbereitung ist: *JMStowassers Lateinisch-Deutsches Schulwörterbuch,* [3] *von MLPetschenig. Einleit. und etymol. Teil neu bearbeitet von FrSkutsch.*

4. Syntax

Von allen Teilen der Grammatik ist die Syntax ohne Zweifel der am längsten zurückgebliebene. Die Sprachwissenschaft hat dieses Gebiet lange Zeit vernachlässigt, weil das vergleichende Verfahren dafür weniger reichen Gewinn abwirft als für Laut-, Flexionslehre und Etymologie, und da sich auf diesen Gebieten Probleme und Resultate den Sprachforschern zudrängten, fanden sie für die syntaktische Forschung keine Zeit und Muße. So blieb diese fast ganz den Philologen überlassen, aber man kann nicht sagen, daß gerade die bedeutendsten Philologen sich der Syntax mit besonderem Eifer angenommen hätten. In neuerer Zeit nun, wo die Ernte auf anderen grammatischen Gebieten anfängt magerer zu werden, nimmt das Interesse für die Syntax zu, und es ist zu erwarten, daß das früher Versäumte jetzt nachgeholt werden wird.

Das Beste, was die frühere Syntax geleistet hatte, lag naturgemäß nach der philologischen Seite. Die Syntax verlangt intimere Kenntnis einer Sprache als die übrigen Gebiete der Grammatik; die richtige Interpretation der einzelnen Textstellen fällt für sie in höherem Maße ins Gewicht. In dieser Beziehung haben die älteren Syntaktiker nach Maßgabe der philologischen Kritik ihrer Zeit die Grundlagen für die griechische und lateinische Syntax gelegt. Aber Prinzipien und Methode der syntaktischen Forschung bedurften nach vielen Seiten einer Reform, die sich in derselben Richtung vollziehen mußte wie die Umgestaltung der Sprachwissenschaft überhaupt.

Auch für die Syntax muß der Ausgangspunkt der Betrachtung die gesprochene Sprache sein. In ihr treten Faktoren hervor, die in der Schrift nicht zum Ausdruck kommen, wie namentlich die Satzbetonung, und umgekehrt zeigt sich, daß die

literarische Prosa Erscheinungen entwickelt und ausgestaltet, die der Umgangssprache fremd sind oder doch wenig in ihr ausgebildet werden. So macht die gesprochene Sprache von der Hypotaxe einen viel geringeren Gebrauch als die Schriftsprache, die sie zu künstlichen, oft komplizierten Perioden weiter entwickelt. Es ist interessant zu beobachten, wie weit z. B. die neugriechische Volkssprache in der Parataxe geht. Aber auch innerhalb der Schriftsprache selbst sind die syntaktischen Unterschiede nach literarischen Gattungen und individuellem Stil ziemlich bedeutend. Z. B. ist in der Kunstprosa die Wortstellung von der Neigung zu rhythmischen Satzschlüssen, die zu den technischen Mitteln der Rhetorik gehört, beeinflußt, also zu Folgerungen über die natürliche Wortstellung nicht durchweg brauchbar. Der Syntaktiker muß also alle Sprachgattungen in den Kreis seiner Betrachtung ziehen; und der griechische Syntaktiker darf daher auch die dialektischen Inschriften, der lateinische die umbrischen Tafeln von Iguvium nicht ignorieren.

Damit berühren wir schon einen zweiten Punkt, worin es der älteren Syntax gebrach, die Vergleichung der verwandten Sprachen. Das vergleichende Verfahren wirft freilich für die Syntax nicht ganz so viel Gewinn ab wie für die übrigen Gebiete der Grammatik. Der Grund hierfür ist hauptsächlich der, daß wir nur Satztypen und Arten der Wortverknüpfung miteinander vergleichen können, nicht aber (von wenigen einwortigen Sätzen abgesehen) wirkliche Sätze. Das Verhältnis wäre dasselbe, als wenn auf dem Gebiete der Wortlehre nur Wurzeln und Suffixe der verwandten Sprachen übereinstimmten, nicht aber ganze Wörter. Trotzdem ist der Nutzen des vergleichenden Verfahrens für die Syntax noch immer bedeutend genug. Die von der vergleichenden Grammatik in der Flexionslehre gewonnenen Resultate haben zugleich auch für die Kasus-, Tempus- und Moduslehre grundlegenden Wert. Dahin gehört die Erkenntnis, daß in einzelnen Casus obliqui verschiedene Kasus zusammengefallen sind, im Griechischen z. B. der Dat. Pl. auf -ϲι ursprünglich ein Lokativ ist, der zugleich die Funktionen des Dat. und Instrum. übernommen hat, im Lat. der Ablativ auch die Funktionen des alten Instrumentalis und Lokativus versieht, ferner daß im lat. Konjunktiv zugleich ein Optativ steckt, im lat. Perfekt Aorist und Perfekt vereinigt ist, daß der Infinitiv der Kasus eines Verbalabstraktums ist usw. Die vergleichende Grammatik hat so auch in der Syntax das Prinzip der historischen Entwicklung zur Geltung gebracht, das den früheren Syntaktikern wenig zum Bewußtsein gekommen war. Diese Entwicklung ist natürlich nicht nur zeitlich aufwärts, sondern auch abwärts bis ins Neugriechische und ins Vulgärlatein, zu verfolgen und daher auch den Autoren der jüngeren Gräzität und Latinität die gebührende Aufmerksamkeit zuzuwenden. — Übrigens ist das vergleichende Verfahren auch über die indogermanischen Sprachen hinaus gerade für den Syntaktiker vielfach sehr lehrreich, sowohl durch die Analogien, die sich dabei für indogermanische Erscheinungen ergeben, als auch durch die Abweichungen, die die Eigenart des indogermanischen Satzbaues erst ins rechte Licht setzen. Welche interessanten Perspektiven sich da eröffnen, mag beispielsweise die anregende Studie von *HermJacobi, Compositum und Nebensatz, Bonn 1897*, zeigen.

Die wichtigste Reform aber, die in der Syntax Platz greifen mußte, war die Einführung der psychologischen Methode an die Stelle der rein logischen Betrachtungsweise, welche die Grammatik seit dem Mittelalter beherrscht hatte. Dieser Umschwung vollzog sich ungemein langsam und allmählich. Zwar hatte schon im Jahre 1809 ChrKoch in einer jetzt verschollenen Schrift *De linguarum indole non ad logices sed psychologiae rationem revocanda, Marburg*, auf die neuerdings

Golling aufmerksam gemacht hat, den alten Irrtum bekämpft und treffend auf die sog. Attraktion als ein Beispiel sprachlicher Unlogik hingewiesen. Aber er blieb vereinzelt mit diesen Anschauungen, und es dauerte beinahe ein halbes Jahrhundert, ehe sie in LLange, *Andeutungen über Ziel und Methode der syntaktischen Forschung, Verh. Phil. Vers. Götting. 1852* wieder einen Vertreter fanden. Lange betonte, daß an der Entwicklung einer Sprache die ganze Masse des Volkes teil habe und in ihr daher nicht die scharfe wissenschaftliche Logik, sondern vielmehr die 'Volkslogik' zum Ausdruck komme, die durchaus nicht immer folgerichtig, oft sogar geradezu unlogisch sei. Auch diese mehr negative als positive Kritik vermochte aber nicht die logische Methode definitiv aus der Syntax zu verdrängen. Erst als in der vergleichenden Sprachwissenschaft die psychologische Auffassung der sprachlichen Erscheinungen zum Durchbruch kam, mußte ihr auch in der Syntax die logische Betrachtungsweise endgültig weichen. HZiemer zog in seinen *Junggrammatischen Streifzügen, Colberg 1882,* zuerst diese Konsequenz und übertrug die in der Flexions- und Stammbildungslehre gewonnenen Begriffe der Analogiebildung, Ausgleichung und Kontamination auf die Syntax. Wenn der Grieche statt ἐλαφρότεροι ἢ ἀφνειοί (*Od. α 164*) ἐλαφρότεροι ἢ ἀφνειότεροι oder der Römer statt *audactior quam paratus: audactior quam paratior* sagt, so liegt hier eine gedankenlose Übertragung der Komparativendung vom ersten auf das zweite Adjektiv vor. Der zweite Dativ in Wendungen wie *ei est nomen Claudio, Themistocli licuit esse otioso*, ὑμῖν εὐδαίμοσιν ἔξεστι γενέσθαι, ὑμῖν ἀγαθοῖς προσήκει εἶναι beruht auf einer formalen Angleichung an den ersten Dativ. Die Konstruktion *interdicere alicui aqua et igni* erklärt sich aus Vermischung von *interdicere alicui aquam et ignem* und *intercludere aliquem aqua et igni.*

Komplizierter war der Vorgang bei der Entstehung der merkwürdigen Konstruktion des Accusativus cum infinitivo, wie sie in besonderer Häufigkeit das Lateinische, auch das Oskisch-Umbrische, in geringerem Maße das Griechische ausgebildet hat. Verständlich ist diese Konstruktion ohne weiteres da, wo der Akkusativ das Objekt zu dem sog. regierenden Verbum bildet, und der Infinitiv ebenfalls zu diesem gehört, also in Fällen wie *jubet me proficisci* 'er treibt mich zum Abreisen an' (*iŭbeo,* altlat. *ioubeo* gehört zu skr. *yodhayati* 'er setzt in Bewegung'), *iusirandum pollicitust dare se* (*Plaut. Most. 1084*) 'er machte sich anheischig einen Eid abzulegen'. Das Auffällige ist nun, daß die Konstruktion sich auch da findet, wo entweder der Infinitiv oder der Akkusativ nicht zum Verbum gehören kann (*dicunt Homerum caecum fuisse — verum est amicitiam nisi inter bonos esse non posse*) und zweitens, daß der Akkusativ in diesen Fällen offenbar als Subjekt, der Infinitiv als zugehöriges finites Verbum empfunden wird. Letztere Verschiebung erklärt sich daraus, daß der Acc. c. inf. historisch einen beigeordneten Satz ablöst, dessen Subjekt dem Akkusativ und dessen Verbum dem Infinitiv entsprach. *Caesar dixit Gallos Romanis bellum intulisse* beruht auf einer älteren parataktischen Ausdrucksweise: *Caesar dixit: Galli Romanis bellum intulerunt.* Bei der Überführung dieser parataktischen in die hypotaktische Konstruktion diente nun einerseits als Vorbild die Verbindung der Verba sentiendi und declarandi mit dem doppelten Akkusativ (*nihil humani a me alienum puto — Cleanthem victorem declarat*), andererseits die Sätze vom Typus *iubet me proficisci.*

Für Geschichte und Prinzipien der Syntax vgl. außer der früher zitierten Literatur über die Prinzipien der Sprachforschung im allgemeinen *JosGolling, Einl. in die Geschichte d. lat. Syntax = Hist. Gramm. d. lat. Spr. III 1, Lpz. 1903. EdwMorris, On principles and*

methods in Latin Syntax, London 1902, der die Wichtigkeit der Wortgruppe, der Umgebung eines Wortes für dessen syntaktische Funktion betont (Adaptationstheorie). *BLGildersleeve, Problems in Greek Syntax (AmJphil. XXIII [1902] 1 ff.)* hebt das stilistische Moment hervor, *FrSkutsch, Zur lat. Syntax (Arch.l.Lex. XV [1902] 34 ff.)* den Zusammenhang der Syntax mit Lautlehre und Morphologie. Von zusammenfassenden Darstellungen bringen die historisch-vergleichende Methode zur Geltung *BDelbrücks Syntax* in *KBrugmanns Grundriß d. vergleich. Gramm. III–V, Straßbg. 1893–1900* und *KBrugmanns Syntax* in seiner *Griech. Gramm.,*[3] *München 1900.* Als Materialsammlungen sind nützlich *RKühners Griech. Satzlehre, neu bearbeitet von BGerth, Lpz. 1898–1904* und *ADraegers Hist. Syntax d. lat. Sprache,*[2] *Lpz. 1878–81.* Mehr den philologischen Standpunkt hält *JHSchmalz* in seiner *Lat. Syntax (= Handb. d. klass. Altert. II 2),*[3] *München 1900,* fest. Eine neue lateinische Syntax als Teil der *Hist. Gramm. der lat. Sprache (III 1, Lpz. 1903)* ist im Erscheinen begriffen. Auf das griechische Verbum beschränkt sich *JMStahls Kritisch-historische Syntax des griech. Verbums in der klassischen Zeit, Heidelberg 1907.* Zur Syntax der griechischen Dialekte haben neuerdings Beiträge geliefert: *KMeister, Der syntaktische Gebrauch des Genetivs in den kret. Dialektinschriften, Idg.Forsch. XVIII (1905/6) 133 ff. HJacobsthal, Der Gebrauch der Tempora und Modi in den kret. Dialektinschriften, Straßbg. 1907. EFClaflin, The Syntax of the Boeotian Dialect Inscriptions, Baltimore 1905.*

So sehr aber auch in der Theorie die psychologische Methode anerkannt und zur Herrschaft gelangt ist, so ist es doch in Praxi durchaus nicht leicht, sich von der logischen Betrachtungsweise, die so lange die Syntax beherrscht hat, immer gänzlich zu befreien. Verdeutlichen wir uns dies zum Schluß an einem Grundprobleme der Syntax, der Definition des Satzes. Ein Problem fast so viel umstritten wie einst die Quadratur des Kreises. Die älteste antike Definition des Satzes, die des Dionysios Thrax, lautet nach Uhligs Lesung p. 22,5 λόγος ἐστὶ πεζῆς λέξεως σύνθεσις διάνοιαν αὐτοτελῆ δηλοῦσα, bei *Priscian II 45* mit einem Zusatz: *oratio est ordinatio dictionum congrua sententiam perfectam demonstrans.* Diese bis in die neuere Zeit wiederholte Definition, wonach der Satz eine 'Verbindung von Wörtern' wäre, wird sofort durch die Tatsache einwortiger Sätze wie *vivo, pluit,* die Imperativsätze *dic,* ἄγε widerlegt. Vermeidet man diesen Fehler und behält man nur den zweiten Teil des antiken Lehrsatzes bei, so ergibt sich jene Definition, die in moderner Zeit besonders populär geworden ist: der Satz ist der sprachliche Ausdruck eines Gedankens. Woran wir hier Anstoß nehmen, das ist der Ausdruck *Gedanke.* Entweder ist dieser Begriff ein so weiter und unbestimmter, daß er selbst erst definiert werden müßte, oder er steht in engerem, logischem Sinne, bedeutet also Denkvorgang, Urteil. Damit wird dann jene rein logische Auffassung des Satzes angebahnt, die z. B. dazu geführt hat, das Verbum sein als Kopula, d. h. als die Verbindung von Subjekt und Prädikat, den Gliedern des logischen Urteils, anzusehen. Unrichtig ist die Definition schon deshalb, weil sie nur auf den Aussagesatz paßt, die anderen Satzarten aber wie der Imperativsatz, der Optativsatz gar nicht oder nur gewaltsam mit ihr vereinigt werden können.

Eine andere moderne Definition vermeidet den Ausdruck *Gedanken* und ersetzt ihn durch Vorstellung oder Vorstellungsmasse, die dem Sprechenden und Hörenden als ein zusammenhängendes und abgeschlossenes Ganze erscheint. Ein Fortschritt ist hier insofern zu konstatieren, als der Übergang vom Logischen ins Psychologische versucht ist, aber eine Nachwirkung der alten logischen Auffassung ist doch geblieben; denn auch diese Definition trifft nur auf die Aussagesätze zu. Ein Imperativsatz ist nicht Ausdruck einer Vorstellung, sondern eines an Vorstellungen sich knüpfenden Willenstriebes. Die Bezeichnung des Satzinhaltes als eines abgeschlossenen Ganzen nimmt den antiken Ausdruck αὐτοτελής, *perfecta* wieder auf. Damit ist etwas Richtiges geahnt, aber nicht klar erkannt und nicht

richtig ausgedrückt. Denn ich kann durchaus auch ein (nicht als Satz fungierendes) Wort als Ausdruck einer ein abgeschlossenes Ganzes bildenden Vorstellungsmasse bezeichnen, der z. B. gegenüber der Silbe den Charakter der Vollständigkeit hat. Durch diese Formulierung wird also der Satz nicht gegen das Wort abgegrenzt.

Dasselbe ist gegen die Paulsche Definition zu sagen: der Satz sei das Symbol dafür, daß sich die Verbindung mehrerer Vorstellungen in der Seele des Sprechenden vollzogen habe, und das Mittel dazu, sie auch in der Seele des Hörenden zu erzeugen. Die Verbindung von Vorstellungen ist keineswegs das für den Satz allein Charakteristische. Aber auch die neueste Definition, die von Wilhelm Wundt aufgestellte, hat keine befriedigende Lösung des Problems gebracht. Wundt beanstandet den Ausdruck *Verbindung* von Vorstellungen bei HPaul und ersetzt ihn durch *Gliederung*. Nach ihm wäre der Satz der sprachliche Ausdruck für die willkürliche Gliederung einer Gesamtvorstellung in ihre in logische Beziehungen zu einandergesetzten Bestandteile. Obwohl diese Definition von anderer Seite Zustimmung gefunden hat, ist sie doch ebenso unbefriedigend wie die früheren. Sie trifft genau so auf das einzelne Wort wie auf den Satz zu. Wenn ich in dem Satze ἔχει τρεῖς πόδας eine gegliederte Gesamtvorstellung sehe, so muß ich sie doch auch in dem Wort τρίπους anerkennen, und nicht etwa nur in Compositis, sondern auch in einfachen Worten. Z. B. ἄροτρον drückt eine Gesamtvorstellung 'Pflug' aus, die in die Einzelvorstellungen 'pflügen' (ἀρο-) und 'Werkzeug' (-τρο-) gegliedert ist. Das also, worauf es gerade ankommt, die Abgrenzung des Satzes gegen das Wort, ist durch diese Definition nicht erreicht. Einem Philosophen wie Wilh Wundt konnte zwar dieser Fehler nicht entgehen, er glaubt ihn aber damit entschuldigen zu können, 'daß zwischen Satz und Wort eine absolute Grenze nicht zu ziehen sei'. Das heißt in Wirklichkeit eingestehen, daß die Definition nicht gelungen ist. Ein weiterer Mangel an ihr ist, daß sie sich wieder nur auf die Aussagesätze bezieht, denn die Aufforderungssätze geben doch nicht bloß Vorstellungen Ausdruck.

Man sieht, keine der bisherigen Definitionen hat das wahre Wesen des Satzes enthüllt, und der Grund ist, daß sie es alle im Vorstellungsinhalte des Satzes suchen. Darin stehen sie immer noch unter dem Einflusse logischer Betrachtungsweise, obwohl diese in der Theorie z. B. von Wilh Wundt gerade aufs energischste bekämpft wird. Die Logik, die es mit den Denkgesetzen zu tun hat, sieht bei Betrachtung der Sprache immer nur auf die Begriffe und Urteile, die durch das Sprechen ausgedrückt werden. Darin liegt aber das Wesen des Satzes nicht begründet. Wollen wir es erkennen, so müssen wir den ganzen psychischen Prozeß ins Auge fassen, durch den ein Satz zustande kommt.

Jede Ausübung der Sprechtätigkeit, jede einzelne sprachliche Äußerung ist durch einen bestimmten seelischen Vorgang bedingt, durch einen Affekt, wenn man mit Wundt dazu nicht nur Gefühlsverläufe, sondern auch Willensvorgänge rechnet. Einem Aussagesatz liegt das Motiv zugrunde, dem Angeredeten eine bestimmte Vorstellung oder Vorstellungsmasse (deren Eigenschaften, Gliederung usw. für das Wesen des Satzes im allgemeinen ganz gleichgültig sind) zu suggerieren. Ein Aufforderungssatz beruht auf dem Willenstriebe, den Angeredeten zu einer gewissen Handlung zu veranlassen. Diese Affekte oder Willensvorgänge konstituieren das Wesen des Satzes. Sie beginnen mit einem Spannungs- und Erregungsgefühl, das schließlich seine Lösung findet, und eben dieser Lösung, die lautlich in vielen Sprachen in der Senkung der Stimme ihren Ausdruck erhält, entspricht

das Ende des Satzes, jene Eigenschaft der Vollständigkeit und Abgeschlossenheit, die ältere und neuere Definitionen an dem Satz hervorheben, ohne doch in das Wesen der Sache einzudringen. Eine sprachliche Äußerung ist erst dann ein Satz, wenn der Affekt, der sie veranlaßt, seine Lösung gefunden hat, der Willenstrieb, der ihr zugrunde liegt, befriedigt ist. Hierauf beruht der Unterschied zwischen Wort und Satz. *Errare humanum est* ist ein Satz, aber *errare* allein nicht, so lange kein psychisches Motiv vorhanden ist, dieses eine Wort auszusprechen. Sobald aber ein solches besteht, kann auch das einzelne Wort allein einen Satz darstellen. Unsere Definition lautet also: der Satz ist eine sprachliche Äußerung, der ein Affekt oder Willensvorgang unmittelbar zugrunde liegt.

Von der Art und Richtung des psychischen Motives hängt weiter die besondere Eigenart der verschiedenen Sätze ab. Die übliche Einteilung der Sätze in Aussagesätze, Aufforderungs- oder Ausrufungssätze und Fragesätze, geht auch von diesem Gesichtspunkt aus, während doch gleichzeitig die übliche Definition sich nur auf die im Satz ausgedrückten Vorstellungen bezieht. Scharfe Grenzen lassen sich jedoch zwischen den verschiedenen Satzarten nicht ziehen, weil auch die ihnen zugrundeliegenden psychischen Motive nicht so streng zu scheiden sind. Wir können nur für jede Sprache oder jeden Sprachstamm die in ihm am häufigsten wiederkehrenden Satztypen namhaft machen und müssen darauf verzichten, ein Schema aufzustellen, in das alle Sätze wohl oder übel eingezwängt werden.

Der Aussage- oder Behauptungssatz ist ein Satz, der den Zweck hat, in dem Hörenden eine bestimmte Vorstellung wachzurufen. Der Aufforderungsatz dient dem Zweck, den Angeredeten zu einer gewissen Handlung zu veranlassen. Der Gefühlssatz entspringt, ohne Rücksicht auf eine zweite Person und oft ohne die Anwesenheit einer solchen, einem starken Gefühlsausbruch in der Seele des Sprechenden, z. B. *Me miserum! Vae victis!* Es ist jedoch nicht immer leicht, einen Satz in eine dieser Klassen einzuordnen. Die äußere Form entscheidet nicht. Ein Optativsatz kann ein Aufforderungssatz sein (*Il. Δ 193* πίθοιό μοι), kann aber auch die Mitteilung eines Wunsches bedeuten, also einem Aussagesatz gleich stehen (*Il. Σ 121*: νῦν δὲ κλέος ἐσθλὸν ἀροίμην) und kann endlich auf dem einen lebhaften Wunsch begleitenden Gefühlsausbruch beruhen, ohne direkt an eine andere Person gerichtet zu sein. Auch ein Vokativ kann bald auffordernd sein (*Lydia, die . . .*), bald einen Gefühlssatz darstellen (*o matre pulchra filia pulchrior*). Die von Wundt und Brugmann vorgenommene Zusammenfassung der Aufforderungs- und Gefühlssätze in eine Klasse der ‘Ausrufungssätze’ ist wenigstens in der Benennung nicht sehr glücklich: auch ein Aussagesatz kann ‘ausgerufen’ werden (*I. Mos. 41, 43: und ließ vor ihm her ausrufen: der ist des Landes Vater!*).

Eine besondere Satzklasse, die manches Rätselhafte hat, bilden die Fragesätze: sie haben den Zweck, den Angeredeten zu einer Äußerung zu veranlassen. Je nachdem, ob sich die gewünschte Äußerung auf den ganzen Satz oder nur auf einen einzelnen Punkt beziehen soll, unterscheiden wir 1. Satzfragen (Totalfragen), von Sütterlin Entscheidungsfragen genannt, in denen der ganze (oder wesentliche) Satzinhalt in Zweifel gezogen und dem Angeredeten zur Entscheidung vorgelegt wird: ἔνδον ἔστ’ Εὐριπίδης; 2. Wortfragen (Partialfragen), von PhWegener Ergänzungsfragen genannt, in denen der Sprechende vom Angeredeten nur über einen einzelnen Punkt seiner Aussage Aufschluß verlangt: τί φησ’ ὁ χρησμός; πῶς ἐπράχθη τοῦτο; – Merkwürdig und der Erklärung bedürftig ist nun die Art, in der in den Fragesätzen die Frage, d. h. die Erwartung einer Antwort zum Ausdruck gebracht wird.

Die erste Klasse, die Satzfragen, sind ihrer Form nach von den Aussagesätzen ursprünglich nicht verschieden. Denn die Inversion in den modernen Sprachen (*geht ihr? allez-vous?*) ist eine sekundäre Erscheinung, die ja auch nicht auf die Fragesätze beschränkt ist, und die Hinzufügung besonderer Fragepartikeln wie lat. *-ne, num*, gr. ἦ, ἆρα ist bekanntlich, wenn auch sehr häufig, doch nicht obligatorisch. Somit bleibt als einziger alter Unterschied zwischen Satzfrage und Aussagesatz die Tonmodulation. Während am Schluß des Aussagesatzes die Stimme sich senkt (*du hast gelesen*), tritt in der Satzfrage am Ende scheinbar eine Tonhebung ein (*hast du gelesen?*): in Wirklichkeit hebt sich die Stimme nicht unbedingt oder doch nur wenig, sondern sie bleibt ungefähr auf derselben Tonstufe wie vorher, und nur das Unterbleiben der Stimmsenkung am Satzende unterscheidet die Satzfrage vom Aussagesatz. Wie kommt nun diese Tonmodulation dazu, die Frage, also die Forderung einer Antwort, zu bezeichnen? PhWegener, der auf diese Frage eine Antwort gesucht hat (*Untersuch. über die Grundfragen des Sprachlebens, Halle 1885, 75*), erklärt den Frageton als einen Verwunderungston und sieht daher im Fragesatze eine verwunderte Mitteilung. Aber der Tonfall bei Verwunderung ist vom Frageton ganz verschieden, nur in der verwunderten Frage (*du bist krank?*) diesem ähnlich, was aber auf Rechnung der Frage, nicht der Verwunderung kommt. Daß die sogenannte Tonhebung nicht auf dem Gefühl des Zweifels, der Unsicherheit beruht und nicht vom Wesen der Frage untrennbar ist, geht aus ihrem Fehlen in der Wort- oder Partialfrage hervor (*wann ist Caesar ermordet worden?*). Aber nicht nur hier fehlt sie, sondern auch in der disjunktiven Satzfrage, deren zweiter Teil die Negation des ersten bildet. Die Doppelfragen: *Ist es wahr oder ist es nicht wahr? Willst du gestehen oder nicht?* haben keinen anderen Tonfall wie die entsprechenden disjunktiven Aussagesätze: *Es ist wahr oder es ist nicht wahr. Du willst gestehen oder nicht.* Damit ist aber auch die Erklärung des Fragetons gegeben. Die einfache Satzfrage ist von Haus aus der erste Teil eines disjunktiven Aussagesatzes, dessen zweiter Teil der Kürze halber weggelassen ist. Beispielsweise die Frage *Pater eius rediit?* war ursprünglich die erste Hälfte der disjunktiven Aussage *Pater eius rediit aut non rediit.* Indem der Sprechende durch die disjunktive Formulierung die Sache unentschieden läßt, reizt er den Angeredeten sich seinerseits darüber zu äußern. Der Frageton, d. h. die mangelnde Tonsenkung am Ende des Fragesatzes, stellt also die Tonstufe dar, wie sie der Mitte eines Satzes zukommt, wo sich die Stimme noch nicht gesenkt hat; er ist ein Zeichen dafür, daß der Fragesatz ein abgebrochener Satz ist: die Spannung hat noch nicht ihre Lösung gefunden. Noch deutlicher ist derselbe Vorgang, wenn der disjunktive Aussagesatz erst nach dem *oder* abgebrochen wird; z. B. *Du willst jetzt ausgehen, oder —?* Natürlich ist dieser Ursprung des Fragetons längst vergessen, und der Mangel der Stimmsenkung zu einem 'mechanisierten Mittel', die Frage zu bezeichnen, geworden.

Die zweite Klasse der Fragesätze, die Wort- oder Ergänzungsfrage, unterscheidet sich vom Aussagesatz dadurch, daß ein einzelner Punkt der Aussage durch ein Interrogativum als ein solcher bezeichnet wird, über den vom Angeredeten Auskunft verlangt wird. Auf die Natur dieser Fragepronomina wirft es ein Licht, daß sie zugleich als Indefinitpronomina fungieren, und zwar betont und meist an den Anfang des Satzes gestellt in interrogativem Sinne: gr. τίς = lat. *quis*, ποῦ, πότε, πῶς usw.; unbetont und enklitisch nachgestellt in indefinitem Sinne: οὔ-τις, *ne quis*, οὔποτε, οὔπω usw. Auch in anderen Sprachstämmen, wie dem Malayischen und dem Japanischen sind

Interrogativa und Indefinita identisch. Man hat angenommen, daß das Indefinitum aus dem in den Satz eingeschalteten Interrogativum hervorgegangen sei: z. B. ἦλθέ τις πρὸς τὸν βασιλέα eigentlich 'es kam — wer? — zum König'. Indessen wird eher die von Wegener aufgestellte umgekehrte Ansicht zutreffen, daß das Interrogativum ein betontes Indefinitum sei. Denn dem Nomen, das *quis* als Pronomen vertritt, muß doch etwa die Bedeutung 'ein (dem Sprechenden) Unbekannter', also eine indefinite, beigelegt werden. Also ein betontes und an den Anfang des Satzes gestelltes *irgendwer* soll den Angeredeten reizen, über diese Person, wenn er es kann, Aufschluß zu geben. Dieser Anreiz zur Antwort ist aber eben das, was wir *Frage* nennen.

Wenn nun, wie wir gesehen haben, jedem Satz ein psychisches Motiv zugrunde liegt, wie steht es dann mit dem aus mehreren Sätzen zusammengesetzten Satze, dem Satzgefüge? — Es ist eine für die Geschichte der Satzgefüge fundamentale, übrigens bis auf Adelung zurückgehende Erkenntnis, daß es ursprünglich nur einfache Sätze gegeben hat und das hypotaktische Satzverhältnis aus dem parataktischen hervorgegangen ist. Äußerlich betrachtet sind drei Fälle zu unterscheiden. 1. Der zweite von zwei aufeinander folgenden Sätzen wurde dem ersten untergeordnet. Z. B. *Timeo. Ne moriatur* 'Ich habe Furcht. Möge er nicht sterben!' wird zu *Timeo ne moriatur*, wo das lat. *ne* gegenüber deutschem *ich fürchte, daß er stirbt* sich eben aus dieser Entstehung erklärt. 2. Der erste Satz wird dem zweiten untergeordnet: Εἴ μοι τι πίθοιο! Τό κεν πολὺ κέρδιον εἴη 'Ei, Möchtest du mir doch gehorchen! Das wäre weit besser', wird zu einem Satz verschmolzen, indem der erste Satz als Bedingung für den zweiten aufgefaßt wird: 'Wenn du mir folgst, wäre das weit besser' (*Il. ι 27*). Vgl. etwa die Satzfügung in Goethes: *Sei im Besitze und du wohnst im Recht* = Wenn du im Besitz bist, so wohnst du im Recht. 3. Ein eingeschobener Satz wird dem ihn umgebenden Satz untergeordnet. *Il. B 308 ff.* δράκων ... εμερδαλέος. τόν ῥ' αὐτὸς Ὀλύμπιος ἧκε φόωσδε,... ὄρουεν ist ursprünglich folgendermaßen gedacht 'ein schrecklicher Drache — den schickte der Olympier selbst ans Tageslicht — stürzte sich ...'. Indem der eingeschachtelte Satz dem ihn einschließenden untergeordnet wird, wird das Demonstrativum τὸν zu dem, was wir Relativum nennen.

Wie ist nun diese Entstehung der Hypotaxe psychologisch zu erklären und mit dem Wesen des Satzes, wie es sich uns dargestellt hat, zu vereinigen? Zunächst ist klar, daß die Verschmelzung zweier Sätze zu einem durch den Zusammenhang der Vorstellungsmassen, die die beiden Sätze ausdrücken, bedingt ist. Aber dieser Zusammenhang war eben nur eine Bedingung, nicht die Ursache ihrer Verschmelzung. Denn in einer Erzählung, einer Rede, einer Abhandlung hängen ja oft alle Sätze logisch miteinander zusammen, aber die Verschmelzung zu einem Satz beschränkt sich dennoch nur auf gewisse Fälle. Auch sollte man meinen, daß die beiordnenden Partikeln schon genügen, jenen Zusammenhang zum Ausdruck zu bringen. Man hat wohl mindestens zwei Entstehungsursachen der Satzverschmelzung zu unterscheiden. In den einen Fällen wurde der zweite von zwei aufeinanderfolgenden Sätzen — einerlei ob er nun später zum Neben- oder zum Hauptsatz wurde — von dem Sprechenden als so wesentliche Ergänzung des ersten empfunden, daß dieser ohne ihn unvollständig erschien, d. h. das Spannungsgefühl, das den zugrunde liegenden Affekt begleitet, fand seine Lösung nicht am Ende des ersten, sondern erst an dem des zweiten Satzes. Beispielsweise in der Satzfolge Εἰπέ: Τί κλαίεις καὶ ὀδύρεαι Ἀργείων Δαναῶν ἠδ' Ἰλίου οἷτον ἀκούων, ist der erste Satz so inhaltsarm, sagt

ohne den zweiten so wenig, daß wir begreifen, wenn der Sprechende die Absicht, mit der er zu reden angefangen, erst am Ende des zweiten Satzes befriedigt sieht und daher die beiden Sätze zu einem: Εἰπὲ ὅ τι κλαίεις usw. verbindet. Man sieht zugleich, daß der sogenannte Nebensatz hier durchaus nichts Nebensächliches und weniger Wichtiges als der Hauptsatz enthält. Diese Entstehung von Satzgefügen wiederholte sich aber nicht beständig von neuem, sondern nachdem sich einmal Typen von zusammengesätzten Sätzen ausgebildet hatten, wurden sie mechanisch nachgeahmt und entwickelten sich ohne Rücksicht auf ihren Ursprung weiter.

In anderen Fällen handelt es sich um Nebensätze, die (meist unwesentliche) erläuternde Zusätze zum Hauptsatz darstellen. Hierher gehören einmal die eingeschobenen Sätze (Fall 3), und mit diesen auf einer Linie stehen die angeflickten Sätze, wie *Il. A 35*: ἠρᾶθ' ὁ γεραιὸς Ἀπόλλωνι ἄνακτι, τὸν ἠύκομος τέκε Λητώ. Dies sind die Nebensätze im eigentlichsten Sinne, die von vorn herein nach der Wichtigkeit ihres Inhalts, gewöhnlich auch nach ihrer Betonung dem Hauptsatz, dem sie angegliedert werden, untergeordnet sind, denen also eine schwächere Willensspannung als den Hauptsätzen zugrunde liegt. Sie gehen mit diesen keine sehr innige Verschmelzung ein, sondern bleiben immer mehr oder weniger Einschiebsel und Anhängsel. Aber in ihrer weiteren Entwicklung gehen sie mit den auf die erste Weise entstandenen hypotaktischen Sätzen vielfach so zusammen, daß die Grenzen zwischen beiden Kategorien ziemlich verwischt werden. So ist das lateinische Relativum *qui* in Sätzen der ersten Klasse entstanden, wird aber dann auch auf die der zweiten Kategorie angewendet.

ANTIKE METRIK

VON

ERNST BICKEL

I. DER DAKTYLISCHE HEXAMETER

Der älteste und namhafteste Vers der Alten ist der rezitative Vers der Ilias und Odyssee, der homerischen Hymnen, der Lehrgedichte des Hesiod und der bukolischen Poesie, der heroische Hexameter: μῆνὶν ἄειδὲ θεὰ Πηλῆϊἄδεω Ἀχὶλῆὸς (*Ilias A 1*), ἄνδρὰ μὸι ἔννὲπὲ μοῦσὰ πὸλύτρὸπὸν ὅς μἄλὰ πōλλἄ (*Od. α 1*). Der zeilenweise, κατὰ στίχον, wiederholte Fuß besteht aus 6 Metra, deren Hebung (arsis, antik θέσις) aus einer Länge, deren Senkung (thesis, antik ἄρσις) aus zwei Kürzen oder gleichfalls einer Länge besteht; das 6. Metrum hat einsilbige Senkung unbestimmter Quantität. In der metrischen Terminologie der alexandrinischen Grammatik, über die das Enchiridion des Hephaistion aus Hadrianischer Zeit (*ed. MConsbruch, Lpz. 1906*) Aufschluß gibt, heißt das Einzelmetrum des ποὺς ἑξάμετρος: δακτυλικόν –⏑⏑, bzw. σπονδειακόν – –. Das Schlußmetrum gilt als καταληκτικὸν εἰς δισύλλαβον; insofern seine letzte Silbe anceps (ἀδιάφορος) ist, kann das Schlußmetrum als τροχαϊκόν –⏑ auftreten.

Bemerkungen zur griechischen Prosodie

Die Sprache haben Homer und alle späteren antiken Dichter durch quantitativ geregelte Abfolge von Hebung und Senkung unter der Bedingung gebunden, daß Vokalzusammenstoß an der Wortgrenze, der Hiat (χασμῳδία) gemieden wird. Freilich steht bei den Griechen das Pronomen τί (τῑ) ausnahmslos im Hiat; auch ὅτὶ und περὶ und die Wörter mit Ausgang auf -ὺ wie σύ, ὠκύ, ἄστὺ, ebenso einige einsilbigen Wörter auf -ο wie πρό treten bei Homer und vielfach bei Späteren in Hiat. Die Möglichkeit dieses Hiates gründet sich auf die Qualität des Vokales in den betreffenden Wörtern, auf die allgemeine Behandlung dieser Wörter in der griechischen Satzphonetik. In ähnlicher Weise ist vor und nach Interjektionen bei den antiken Dichtern Hiat zulässig. – Die Aufnahme einer Eigenheit der griechischen Satzphonetik in den epischen Stil bedeutet auch die Zulassung des Vokalzusammenstoßes in der Senkung des Daktylos bei schließendem langen Vokal oder Diphthong unter gleichzeitiger Kürzung desselben in Fällen wie ὄφρα μὴ‿αὖτε (*A 578*). Doch benutzt im wesentlichen nur die daktylische Dichtung diese Auslautserscheinung des prosodischen Hiates, und auch sie in ihren späteren Vertretern unter größerer Beschränkung. – Ein weiteres Mittel, den Hiat zu vermeiden, bietet sich Homer und nicht minder der gesamten übrigen Dichtung in der Abwerfung der auslautenden kurzen Vokale -ε -ἀ -ο vor vokalischem Anlaut dar, wie diese Abwerfung, Elision (ἔκθλιψις) überhaupt einer jeden griechischen Rede eignet. Auch viele auf -ῐ schließende Wörter und Wortformen lassen Elision zu. Ferner sind die ι-Diphthonge, die vor Vokal bei Homer unter Schwund des ι meist als Kürze gemessen werden (ἄνδρα μοὶ ἔννεπε), andererseits auch bei ihm und gelegentlich in sonstiger Poesie (wie besonders die Verbalendung -αι in der Komödie) der Elision fähig; vgl. z. B. ὅς μ' ἔθελεν (*Z 165*), βούλομ' ἐγώ (*A 117*). – Das Gegenstück der Elision ist die Aphairesis, das Abwerfen eines anlautenden ε oder des ἀ von ἀπό nach auslautendem langen Vokal oder Diphthong; im Epos findet sich Aphairesis angeblich *A 277* Πηλεΐδη 'θελ' (ἔθελε). – Der Vokalzusammenstoß zweier Wörter, die zusammen einen Sprechtakt bilden, führt in der griechischen Dichtung gemäß der Sprache des Lebens vielfach auch zur Kontraktion der beiden Vokale, zur Krasis. Die Krasis besitzt wie Elision und Aphairesis ihren Ausdruck in der Schrift; vgl. z. B. *Θ 360* ἀλλὰ πατὴρ οὑμός (ὁ ἐμός). Die beiden Vokale vereinigen sich in der Krasis zu einem neuen Laut teilweise nach den

gewöhnlichen Regeln der Kontraktion im Innern des Wortes, teilweise (z. B. in ἀνήρ aus ὁ ἀνήρ, τἀνδρός aus τοῦ ἀνδρός) bringt das Hauptwort des Sprechtaktes seinen Vokal unter Abweichung von den sonst üblichen Kontraktionsregeln zur Geltung. – Einen letzten, indes nur selten beschrittenen Ausweg, den Hiat zu vermeiden, besitzt seit Homer die griechische Poesie in der Synaloiphe, der Verschleifung zweier Vokale beliebiger Quantität zu einem durch die Schrift nicht darstellbaren neuen Mischlaut von der Dauer einer Länge, vgl. z. B. *I 537* ἠ◡οὐκ ἐνόησεν. Hauptsächlich gehen einige Partikeln und Pronomina (wie δή, ἤ, μή, ἐπεί, ἐγώ) mit anlautendem kurzen oder langen Vokal oder Diphthong (sehr oft mit οὐ) die Synaloiphe ein. – Diese prosodischen Erscheinungen ermöglichen zusammen mit der poetischen Auswahl und Stellung der Wörter die hiatfreie Rede der griechischen Kunststile.

Freilich zeigt der epische Vers Homers, wie er an der Spitze der Literatur steht, in der Zulassung des Hiates noch mancherlei Freiheiten. Das Epos findet in der exspiratorischen Kraft des Versiktus genügenden Grund, jeden auslautenden langen Vokal oder Diphthong in Hiat zu setzen, vgl. z. B. *A 30* ἡμετέρῳ | ἐνὶ. *Γ 122* εἰδομένη γαλόῳ | Ἀντηνορίδαο. *ε 51* σεύατ' ἔπειτ' ἐπὶ κῦμα λάρῳ | ὄρνιθι. *A 1* μῆνιν ἄειδε θεὰ Πηληϊάδεω Ἀχιλῆος. – Außerdem wird im Epos in bestimmten Fällen die Senkung durch einen im Hiat stehenden langen Vokal ausgefüllt, anstatt daß der Vokal in solcher Stellung (wie in ὄφρα μὴ αὖτε u. s.) gekürzt würde; vgl. z. B. *P 734* πρόσσω̄ | ἄϊξας. *τ 174* πολλοί, ἀπειρέσιοι, κα͡ὶ | ἐννήκοντα (bei einsilbigem Wort). *E 484* οἷόν κ' ἠὲ φέροιεν Ἀχαιοὶ | ἢ κεν. Auch kurzer Vokal tritt gelegentlich in der Senkung, in ihrer ersten oder zweiten Silbe, in Hiat; vgl. z. B. *Π 404* ἡνία | ἡΐχθησαν. *A 565* ἀλλ' ἀέκουσα κάθησο | ἐμῷ. *A 578* πατρὶ φίλῳ ἐπίηρα φέρειν Διΐ | ὄφρα. Doch beschränkt sich das Vorkommen des Hiates in der Senkung, abgesehen von mancherlei Ausnahmen (*s. u.*), auf die Stellen nach dem Spondeios oder dem Daktylos des 1. und 4. Fußes. – Im übrigen ist die Zahl der nach späterer Technik unzulässigen Hiate im Epos durch RBentleys Entdeckung des aiolischen Digamma um eine Fülle von Stellen vermindert worden (*A 30* ἡμετέρῳ ἐνὶ (F)οἴκῳ).

Abgesehen von der Hiatfrage sind noch weitere Erscheinungen der Prosodie für die Versbildung des Epos und der übrigen griechischen Dichtung von grundlegender Bedeutung. Die Schwierigkeit, die Sprache des Lebens zu der klaren Form des epischen Maßes zu gestalten, äußert sich am hervorstechendsten in zwei Eigentümlichkeiten der homerischen Kunstsprache, der metrischen Dehnung und der epischen Zerdehnung. Die metrische Dehnung besteht in einer sprachgeschichtlich nicht begründeten, durch den Zwang des daktylischen Versmaßes veranlaßten Längung einer kurzen Silbe solcher Wörter und Sprechtakte, die wegen der Quantitätenfolge ihrer Silben ohne solche Längung vom Epos ausgeschlossen wären. In der Hebung wird die 1. Kürze eines Wortes wie ἄθἄνᾰτος zu ἄθἄνᾱτος gedehnt, die 2. Kürze eines Wortes wie διΐφῐλε zu διΐφιλε (ὑπὲρ ἅλα zu ὑπεὶρ ἅλα); ein Wort von 5 Kürzen wie ἀπερέᾰσιος wird vor Vokal zu ἀπερέᾱσιος, vor Konsonant zu ἀπεῑρέσιος. Ebenso wie die Häufung von Kürzen widerstrebt der daktylischen Messung die Silbenfolge von Wörtern wie Ἀπόλλωνι, Οὐλύμποιὸ, deren Eingangssilbe gedehnt wird: Ἀπόλλω̄νῑ, Οὐλύμπο͡ιὸ. In der Senkung erstreckt sich die metrische Dehnung auf die Vokale ῐ und ῠ, wenn sie vor Vokal zwischen Längen stehen (προθῡμΐῆσι – προθῡμίῆσι. ἐπῐθῠ́ου͡σι – ἐπῐθῡ́ουσι), außerdem auch auf jeden anderen von Längen umschlossenen Vokal, wenn ihm F folgte (ἐγχε͡ΐω – ἐγχεῖω. ἠγνο͡ΐῆσε – ἠγνοῖῆσε). Graphischen Ausdruck besitzt die metrische Dehnung in den Schreibungen ει für ε, ου (vor Vokal auch οι) für ο.– Auch in die daktylische Dichtung der Römer fand die metrische Dehnung als Grăzismus Eingang; vgl. Messungen wie *Verg. Aen. VI 61 Ităliae.* – Die epische Zerdehnung (distractio vocalium) betrifft in der Hauptsache Wortformen wie ὁρόωντες u. a., die der Erklärung als organische Vorstufen der kontrahierten Formen Schwierigkeiten bereiten. Es ist mit der Möglichkeit zu rechnen, daß diese Formen nur künstliche Gebilde sind, zu dem Zwecke geschaffen, zwischen der herrschenden Kontraktion der lebenden Sprache und dem Bedürfnis der Verse zu vermitteln, die mit Ansetzung der offenen Formen gebaut waren.

Solcher auf das Epos beschränkten Zerdehnung der Vokale steht gegenüber die sprachgeschichtlich durchsichtige Zerfällung eines Diphthongen in seine organischen Bestandteile, bzw. die Unterlassung einer später regelmäßig eintretenden Kontraktion, die Diairesis (divisio) der Vokale, die für die ganze griechische Dichtung seit Homer von Bedeutung ist. Im Epos legt das ausschließliche Vorkommen eines späteren Diphthongs in der Senkung es nahe, an dem Vollzug der Kontraktion zu zweifeln; Ἀτρε͡ΐδῆς (*A 7. 12*), Ἀτρε͡ΐδᾱ (*A 16*), Ἀτρε͡ΐδαι (*A 17*) usw. fügt sich stets auf diese Art in den Vers. Synairesis

und Diairesis zweier Vokale eines Wortes geht aber bei Homer entsprechend der Entstehung des Epos in vielen Fällen nebeneinander her; das Vorhandensein der doppelten Messung z. B. εῦ neben ἐῦ steht fest, weil der Versiktus nicht nur oft den zweiten Vokal allein (*Ξ 202* οἵ μ' ἐν σφοῖσι δόμοισιν ἐΰ τρέφον), sondern gelegentlich auch den Diphthong trifft (*ο 406* εὔβοτος εὐμηλος). Im übrigen ist das Verhältnis von Kontraktion und Nichtkontraktion in den verschiedenen Dichtungsarten und Dialekten verschieden.

Wenn eine durch die Schrift nicht ausgedrückte freiere Synärese im Vers auftritt, so wird solche Synärese oft Synizesis (συνεκφώνησις) genannt. Derartige Synizese ist bei Homer z. B. im Gebrauch von Wörtern wie πνοιή (aus *πνοϝιά) zu beobachten; die vorher durch ϝ getrennten Vokale verwendet das Epos als Diphthong οι unter dem Versiktus nur im 1. Fuß des Hexameters, der in prosodischer wie in metrischer Hinsicht einen freieren Bau zuläßt. In der attischen Dichtung wird z. B. θεός entsprechend der in Eigennamen Θούδωρος neben Θεόδωρος u. ä. üblichen Kontraktion, gelegentlich einsilbig als Länge gebraucht (θεῷς). – Überall erlaubt ist in griechischer Dichtung seit Homer die Synizese von ε vor langem Vokal oder Diphthong (Πηληϊάδεω 'Αχιλῆος); über den sprachlichen Vorgang bei dieser Synizese vgl. *SCHOL. Heph. p. 106 Consbr.* – Der Synizese liegt keineswegs immer ein der Kontraktion gleichender Vorgang zugrunde; im Epos erscheinen wenigstens in Eigennamen Messungen wie *B 537* Ἰστιαιαν. *I 382* Αἰγυπτίᾳς als Synizesen, während die konsonantische Behandlung des ι diese Messungen ermöglicht (Ἰστϳαιαν, Αἰγυπτϳας). Die Synizese als Vereinigung eines Vokales mit einem anderen zu einem einzigen Laut ist in ihrer prosodischen Wirkung verschieden von solcher Synizese, bei der zugleich die Verwandelung eines Vokales in einen Konsonanten von statten geht. Z .B. steht neben der homerischen und ionischen Form βορῆς, wie sie aus βορέῆς durch Synizese entstanden mit solcher Silbenfolge den Hexameter (*I 5. Ψ 195*) beginnen darf (*s. u.*), die attische Form βορρᾶς, die gleichfalls durch Synizese aus βορέᾶς entwickelt, infolge der Einwirkung des konsonantisch gewordenen ε auf den vorhergehenden Konsonanten (βορϳᾶς) verschieden gemessen wird. – Eine συνεκφώνησις der Vokale, bei der aus 2 Kürzen nur eine einzige Kürze entsteht, ist als Ausstoßung eines Vokals, Hyphairesis, aufzufassen (vgl. z. B. die epische Form des Gen. βορέω aus βορέεω). – Vokalausstoßung findet auch bei der Schwächung der Diphthonge οι und αι vor Vokal im Innern des Wortes statt, wie solche Schwächung besonders in der Prosodie der attischen Dichter bei Wörtern wie πόιῶ (ποῶ), πὸιεῖς (ποεῖς) usw., γεραιός (γερᾱός), παλαιός δἴκαιος, φιλαθήναιος u. ä. beliebt ist. Aber die Regel vocalis ante vocalem corripitur hat abgesehen von der Auslautserscheinung des prosodischen Hiates für das Griechische keine Geltung; sie gilt im Lateinischen.

Die sämtlichen zuletzt angeführten prosodischen Erscheinungen, Diairesis, Synizesis, Hyphairesis und Vokalschwächung betreffen den Vokalzusammenstoß im Wortinnern. Wohl bei einer jeden dieser Erscheinungen handelt es sich in gleicher Weise bald um lautliche Vorgänge, die der lebenden Sprache gerecht sind, sicherlich einer Stufe der organischen Sprachentwicklung entsprechen und eben nur durch die bekannte Messung des Verses in ihrer bezeichnenden Eigentümlichkeit hervortreten, bald aber auch um prosodische Freiheiten, die allein der Versbildung zuliebe von Dichtern zugelassen sind. Die in zahlreiche Mundarten gespaltene griechische Sprache ist auf der Grundlage verschiedener Dialekte literarisch geworden, und die einmal vorhandenen literarischen Stile haben auf die Prosodie der später neu entstehenden Dichtungsstile eingewirkt. Solcher Sachverhalt bedingt es, daß dieselbe prosodische Eigentümlichkeit in der griechischen Dichtung bald als poetisch freie, bald als dialektisch verständliche Silbenmessung auftritt. – Besonders erscheint auch die öfters im Epos, selten bei den attischen Dichtern begegnende Auslautserscheinung der sog. Apokope (ἀμβαίνω, ἀναβαίνω. ἄμ μέσον, ἀνὰ μέσον. κάββαλε, κατέβαλε. κὰδ δύναμιν, κατὰ δύναμιν u. ä.) im Ionischen und Attischen als Eigenheit der Kunstsprache: in der lesbischen Dichtung und der dorischen Chorlyrik sind diese Formen zu Hause. – Der Apokope entspricht im Wortinnern die Synkope, die Ausstoßung eines kurzen Vokals zwischen Konsonanten (τίπτε, τίποτε). – Neben Apokope und Synkope betreffen noch weitere prosodische Vorgänge die Begegnung von Konsonant und Vokal an der Wortgrenze oder im Inlaut. Die Metathesis, die Umstellung der Liquida ρ im Innern des Wortes (gelegentlich auch von λ, μ, ν) führt zu Doppelformen. Die Prothesis der Vokale, der Vokalvorschlag vor einem ursprünglich konsonantisch beginnenden Wort (vor ρ, λ, μ, ν, ϝ, ς) stellt gleichfalls der Versbildung Doppelformen zur Verfügung; vgl. z. B. im Epos die durch Vokalvorschlag vor ϝ entstandenen Formen ἐέργω (ἔργω), ἐέλδομαι (ἔλ-

δομαι) u. ā. Der Versbildung erwünschte Nebenformen können sich auch durch die Epenthesis der Vokale, durch Vokalentfaltung (ἀνάπτυξις) im Innern des Wortes bilden; doch ist für die Erklärung der hier in Betracht kommenden nebeneinander einhergehenden Ersatzformen wie z. B. στυφλός, στυφελός oft auch die Möglichkeit der Synkope zuzugeben.

Schließlich ist noch zum Verständnis der Silbenmessung des Epos und der übrigen griechischen Dichtung ein Hinweis auf die Längung einer Silbe mit kurzem Vokal durch folgende Konsonanz nötig. Als lange Silbe gilt der antiken Dichtung die Silbe mit langem Vokal, mag nun dieser Vokal selber den Ausgang der Silbe bilden oder Konsonanz nach sich haben. Kurz ist die Silbe, die auf kurzen Vokal endet. Zwischen kurzer und langer Silbe steht die positionslange, d. h. die kurzvokalische, aber konsonantisch geschlossene Silbe. Weil indes die griechische Silbentrennung im Inlaut jeden zwischen Vokalen auftretenden einfachen Konsonanten zur folgenden Silbe zieht (Ἀχι–λῆος), so kann nur im Auslaut die mit einfacher Konsonanz schließende kurzvokalische Silbe positionslang gebraucht werden; dies ist der Fall z. B. *Π 416* Ἰδαῖός | ὃ .... *Α 153* δεῦρο μαχησόμενός | ἐπεὶ. *Α 51* αὐτὰρ ἔπειτ' αὐτοῖσι βέλος | ἐχ πευκὲς. *Σ 288* . . . μέροπές | ἄνθρωποι. Aber ausschließlich unter dem Versiktus kommt die Positionslänge der konsonantisch auslautenden kurzvokalischen Silbe zur Geltung, da allein hier die stärkere Exspiration die lautphysiologische Möglichkeit bietet, den Schlußkonsonanten bei dem zugehörigen Vokal der Silbe zu belassen; in der Senkung wird auch im Auslaut, wie inlautend es überhaupt geschieht, der zwischen Vokale gelagerte Konsonant zum folgenden Vokal gezogen (ἱστὸν ἐποιχομένην). – Die Neigung der Sprache, im Flusse des Verses die Schlußkonsonanten der Silben in der Senkung von dem zugehörigen Vokal zu lösen, tritt am auffälligsten in die Erscheinung, wenn das folgende Wort nicht mit einem reinen Vokal, sondern mit dem halbvokalischen Laut F beginnt (*Α 106* κρήγυὸν Fεῖπας. *Α 141* μέλαιναν Fερύσσομεν); die Tatsache, daß vor F im Wortanlaute konsonantisch auslautende kurzvokalische Silben kaum irgendwo bei Homer oder sonstigen Dichtern in der Senkung als Länge erscheinen, weist auf die bereits vor dem Schlußkonsonanten des Auslautes liegende Silbengrenze des Sprechtaktes hin. – Vor anlautenden Liquiden und Nasalen dagegen bleibt ebenso wie vor allen übrigen Konsonanten jedweder auslautende Schlußkonsonant bei dem Vokal der Silbe; verteilt auf Auslaut und Anlaut bewirkt jegliche Doppelkonsonanz in der antiken Dichtung, was Hebung und Senkung angeht, Positionslänge.

Folgt einer kurzvokalisch auslautenden Silbe ein mit mehrfacher Konsonanz anlautendes Wort, so wird bei Homer in der Senkung solcher kurze Auslaut nicht etwa durchweg positionslang; Messungen wie *λ 484* πρὶν μὲν γάρ σε̄ | ζωόν. *ν 228* ὦ φίλ' ἐπεί σε̄ | πρῶτα bleiben vielmehr im wesentlichen auf den 1. und 2. Fuß beschränkt. Die mehrfache Konsonanz im Anlaut verbürgt an und für sich nicht die konsonantische Schließung des kurzvokalischen Auslautes und also auch nicht dessen Positionslänge, vgl. *Α 69* τᾰ̀ δὲ | δράγματα. *Ο 142* ἵδρῡσε | θρόνῳ. *Φ 223* ταῦτὰ Σκᾰ́μανδρε. *ι 391* ἠὲ | σκέπαρνον u. ä. Freilich wird durch die Silbengrenze zwischen Auslaut und Anlaut und durch die Doppelkonsonanz in der Mitte der Senkung der Fluß des Verses derartig gehemmt, daß auch die kurze Messung kurzvokalischen Auslautes vor Doppelkonsonanz nur ungern auftritt; im allgemeinen lediglich dann, wenn ein doppelkonsonantisch anlautendes Wort sich nicht anders in den Hexameter bringen läßt als unter Vorausschickung einer Kürze (vgl. Wörter wie Σκᾰ́μανδρος). Doch nimmt unter den Gruppen anlautender Doppelkonsonanz Muta cum liquida eine Ausnahmestellung ein; vor solcher Doppelkonsonanz wird kurzvokalischer Ausgang viel unbefangener kurz gebraucht. – Steht dagegen kurzvokalischer Auslaut vor Doppelkonsonanz in der Hebung, so reicht der Exspirationsstrom des betreffenden Vokales zum Anlaut des folgenden Wortes hinüber, die Silbengrenze fällt in die anlautende Konsonanz selber hinein, und der kurzvokalische Auslaut stellt sich somit als konsonantisch geschlossene, d. h. positionslange Silbe dar (*Α 38* Κίλλαν τε ζαθέην. *Β 495* Ἀρκεσίλᾱός τε Προθοήνωρ τε Κλονίος τε). – In der Hebung des Verses kann kurzvokalischer Auslaut sogar vor einfacher Konsonanz Positionslänge erhalten, sofern die flüssige Natur des anlautenden Konsonanten (ρ, μ, ν, λ) es mit sich bringt, daß seine Artikulation noch während der Exspiration des auslautenden Vokales einsetzt (*Β 196* θυμὸς δὲ μέγας). Die Verlängerung kurzer Schlußvokale ist besonders oft vor ρ anzutreffen, nicht allein im Epos, sondern vor allem auch bei den Attikern, regelmäßig in der attischen Komödie (hier auch in der Senkung). – Auch vor anlautendem

δ solcher Wörter, die ursprünglich mit δF begonnen haben, wird bei Homer in der Hebung knrzer Schlußvokal gelängt (*ι 236* δὲ δείσαντες); in der Senkung bleibt dagegen die einstige Beschaffenheit des Anlautes prosodisch wirkungslos (*μ 203* τῶν δ' ἄρὰ δεισάντων).

Was den Wortinlaut, die hier anzutreffende Wirkung mehrfacher Konsonanz angeht so ist das Verhalten von Muta cum liquida besonders zu beachten. Abgesehen von M. c. l. veranlaßt jedwede Doppelkonsonanz inlautend Positionslänge, bei Homer ebenso wie bei den sonstigen Dichtern, in der Senkung sowohl wie in der Hebung. Die Verbindung M. c. l. aber pflegt zwar im Epos der Regel nach gleichfalls Positionslänge inlautend zu bewirken, selbst in der Senkung (*E 315* οἱ πέπλοιο. *I 15* αἰγίλιπος πέτρης). Und als Inlaut gilt auch solcher Anlaut, dem proklitisch der Artikel vorausgeht (*A 6* δὴ τὰ πρῶτα). Aber bereits im Epos wird seit altersher in Wörtern, die wie ἀλλοτρῐων (*T 298*) und entsprechende sich nur unter Kurzmessung der Silbe vor M. c. l. in den Hexameter schicken, die Positionslänge vor M. c. l. vernachlässigt. Zur Regel vollends wird die Vernachlässigung der Positionskraft von M. c. l. in der Senkung bei den Attikern (Correptio Attica). In der Hebung des Verses freilich kann auch bei Attikern, wenigstens in der Tragödie, inlautend Silbe mit kurzem Vokal vor M. c. l. lang gebraucht werden. Die Correptio Attica beruht auf der Verschiebung der Silbengrenze (πα–τρός statt πατ–ρός). Das Verhalten der verschiedenen Gruppen von M. c. l. ist verschieden. — Aus diesen Darlegungen erhellt, daß überall in der griechischen Dichtung M. c. l. weniger dazu geeignet ist, die vorhergehende Silbe konsonantisch zu schließen als sonstige Doppelkonsonanz. Von aller Positionslänge gilt, soweit die poetische Technik der Griechen reicht, der Satz: τὸ φύσει μακρὸν μεῖζόν ἐστι τοῦ θέσει μακροῦ.

An Literatur über die Positionslänge ist zu nennen: *FSolmsen, Unters. z. gr. Laut- u. Verslehre, Straßbg. 1901* und *RhMus. LX (1905) 492 ff. AvMeß, RhMus. LVIII (1903) 270 ff. JSchade, Diss. Greifswald 1908.* Die früheren Arbeiten sind hier zu finden. — Bezüglich der sonst oben erwähnten prosodischen Erscheinungen vgl. die grammatischen Handbücher, die Sprache in diesem Handbuch.

Prosodie und Metrik sowohl des Epos wie der folgenden Dichtung lassen sich in der Darstellung der Ergebnisse trennen, nicht in der Arbeit der Forschung. Um die homerische Prosodie richtig zu überschauen, ist besonders der metrisch freiere Bau einzelner Füße des homerischen Hexameters zu beachten. (Vgl. *WilhSchulze, Quaestiones epicae, Gütersloh 1892, 374 ff.*) Die Senkung des 1. Fußes begnügt sich in zahlreichen Versen (στίχοι λαγαροί) mit Silben, die einer Kürze nahestehen (*E 358* πολλὰ λ(λ)ισσομένη. *Ψ 493* Αἶαν 'Ιδομενεῦ). Auch die Hebung des 1. Fußes wird bei Homer öfters durch eine einzige Kürze gebildet (στίχοι ἀκέφαλοι: *ω 432* ἴομεν ἦ. *X 379* ἔπεἰ δὴ). Und wie der 1. Fuß darf auch der letzte sich mit einer einzigen Kürze in der Hebung begnügen (στίχοι μείουροι: *Π 385* χέει ὕδωρ).

Diese metrischen Freiheiten des älteren Epos waren dem jüngeren fremd; und wie das Bewußtsein von der Vielgestaltigkeit des epischen Verses in seinem 1. und letzten Fuße schwand, so wurden deren metrische Freiheiten in späterer Zeit die Ursache prosodischer Irrtümer. Z. B. begegnet bei Homer ὕδωρ mit scheinbar gelängten ῡ im Nomin. nur in στίχοι μείουροι, im Gen. nur in στίχοι ἀκέφαλοι (*Φ 312*); dazu längt Homer in jeglichem Versfuß auf Grund metrischer Dehnung die Eingangssilbe im Dativ, da ja dieser bei 3 aufeinanderfolgenden Kürzen an und für sich nicht in den Hexameter paßt (*Ψ 282*); sonst aber gebraucht er das Wort durchweg mit kurzer Anfangssilbe (*Z 457. μ 306. ν 109* u. s.). Das jüngere Epos dagegen glaubte mit dem Gebrauch von ὕδωρ und ὕδατος an jeder beliebigen Versstelle in Hebung und schließlich sogar in der Senkung eine prosodische Freiheit Homers nachzuahmen (*Apoll. Rhod. IV 290* u. s.). — In ähnlicher Weise erklärt sich die schwankende poetische Prosodie von ἀνήρ und anderen Wörtern.

Auch im 4. Fuß des homerischen Hexameters kann unter der Voraussetzung, daß das Ende des Fußes mit dem Wortende zusammenfällt, gelegentlich die Hebung aus einer Kürze gebildet werden (*π 45* . . . παρὰ δ' ἄνὴρ | ὃς καταθήσει). Gerade auch solche Freiheiten im Gebrauch einer Kürze als Länge, die sich sonst auf den Versschluß beschränken, wie z. B. die Verwendung des Wortes Κρονίων im Vers-

schluß (*A 528* u. s.) kehren im 4. Fuß bei Wortende wieder (*ϱ 424.* – Vgl. *FSolmsen, Unters. zur griech. Laut- und Verslehre, Straßbg. 1901, 47ff.*). Doch erstreckt sich die Ähnlichkeit des 4. Fußes bei Wortschluß an seinem Ende mit dem letzten nicht auch in der Richtung, daß der 4. Fuß gelegentlich einsilbige Senkung kurzzeitiger Quantität zuließe. Während mehr als die Hälfte aller Homerverse die Grenze des 4. und 5. Fußes durch Wortschluß kennzeichnet, wird vielmehr bei solchem Bau des Hexameters die 4. Senkung überwiegend zweisilbig gebildet, zum mindesten durch eine von Natur lange Silbe ausgefüllt. Dies ist der Sinn der für das Verständnis des epischen Versbaues der Griechen grundlegenden Beobachtung von GHermann zu den Orphica (*Ausg. Lpz. 1805, 729*) und von FAWernicke zum Tryphiodor (*Ausg. Lpz. 1819, 173f.* – lex Wernickiana). Nicht einmal die sonst überall vollgültige Positionslänge einer auf Auslaut und Anlaut verteilten Doppelkonsonanz genügt bei Wortschluß des 4. Fußes zur Längung einsilbiger Senkung desselben. Der Ausgang eines Verses wie *A 796* ... ἄμὰ δ' ἄλλος | λᾱὸς ἐπέσθω statt ἄλλος δ' ἅμὰ ... bleibt seltene Ausnahme; in Versschlüssen wie *A 552* ... ποῖον τὸν μῦθον ἔειπες bilden die Wörter τὸν◡μῦθον ein einziges Wortgebilde. Schließlich hat die Weiterbildung der Technik des Hexameters in späteren Jahrhunderten bei den Alexandrinern und bei Nonnos zu völliger Vermeidung des Spondeios im 4. Fuß bei Wortschluß nach demselben geführt, während im Wortinnern der Spondeios des 4. Fußes zu keiner Zeit irgendwie anstößig oder auch nur unbeliebt war.

Mit dem Wernickeschen Gesetz aber besitzt der Inhalt einer anderen wichtigen Beobachtung zum Bau des griechischen Hexameters inneren Zusammenhang; GHermann (*Orphica, Lpz. 1805, 692ff.*) hat erkannt, daß das griechische Epos den Einschnitt κατὰ τέταρτον τροχαῖον nur in verschwindenden Ausnahmen zuläßt (vgl. z. B. *Ψ 760* ἄγχι μάλ' ὡς ὅτε τίς τε γυναικὸς | ἐῡζώνοιο statt ἐῡζώνοιο γυναικός). Die scheinbare Zusammensetzung des Hexameters aus einem steigend anhebenden Schlußglied wie ἐῡζώνοιο und einem Vorderglied, dessen 4. Fuß katalektisch ausläuft ἄγχι μάλ' ὡς ὅτε τίς τε γυναικός, galt der Technik für anstößig (lex Hermanniana).

Das Hermannsche wie das Wernickesche Gesetz ist ein Beweis der Bedeutung, die das Verhältnis von Wortschluß zu Fußende für die epische Technik besitzt. Während die ursprüngliche Entstehungsbedingung des epischen Maßes wie sämtlicher Formen der antiken Dichtung die Bindung der Sprache durch quantitativ bestimmte Abfolge von Hebung und Senkung ist, beruht die künstlerische Entwickelung des Hexameters und der antiken Versbildung überhaupt auf der allmählichen Regelung des Verhältnisses von Wortschluß zu Fußende. Die Beobachtung der verschiedenen Bauweise des Hexameters führt in bezug auf das Verhältnis von Wortschluß zu Fußende zu einer Reihe grundlegender metrischer Begriffe, die auch für den übrigen griechischen Versbau sich als gültig herausstellen. Eine Zusammenstellung von 6 daktylischen, bezw. spondeischen Wörtern unterscheidet sich sinnfällig von einem Hexameter. Ein Vers, wie ihn der Lateiner Ennius bietet *fr. var. 14 sparsis hastis longis campus splendet et horret* ist als gewagtes rhetorisches Kunststück zu erklären. – Wo immer Wort und Versfuß im antiken Vers der Regel nach einen gemeinsamen Abschluß finden, liegt Trennung des Verses in selbständige Teile, metrische Diairesis vor. Der Hexameter zeigt regelmäßiges Zusammentreffen von Wortschluß und Fußende am Ende des 4. und vielfach des 1. Fußes; die Diärese an ersterer Stelle heißt die bukolische, weil sie in der bukolischen Dichtung noch

häufiger und auffälliger als bei Homer sich zeigt (*Theokr. 1, 64* ἄρχετε βουκολικᾶς Μοῖσαι φίλαι | ἄρχετ' ἀοιδᾶς). Wortende nach dem 2. Fuß tritt weniger hervor, nach dem 3. ist es ganz ungewöhnlich, nach dem 5. dann unmöglich, wenn derselbe ein Spondeios ist. — An solchen Versstellen dagegen, wo ein Einschnitt des Wortendes in das Innere des Versfußes der Regel nach erscheint, ist von einer Caesur (τομή) zu sprechen; eine solche bewirkt allerdings ebenso wie die Diärese Spaltung des Verses in Teile, aber diese Teile erscheinen zugleich als Glieder eines Ganzen, insofern ihnen die Einheit des zerschnittenen Fußes selber zur Verknüpfung dient. Im Hexameter findet sich Cäsur besonders innerhalb des 3. Fußes, entweder — dies am häufigsten — nach der 1. Kürze der zweisilbig gebauten Senkung (κατὰ τρίτον τροχαῖον: ἄνδρα μοι ἔννεπε μοῦσα | πολύτροπον, ὃς μάλα πολλά), oder nach der Hebung desselben Fußes (πενθημιμερής, semiquinaria: μῆνιν ἄειδε θεά | Πηληϊάδεω Ἀχιλῆος). Aber auch nach der Hebung des 4. Fußes kehrt Einschnitt in zahlreichen Versen wieder, so daß auch hier eine Cäsur anerkannt werden muß, die meist von einem Einschnitt nach der 2. Hebung begleitet ist (ἑφθημιμερής, semiseptenaria mit τριθημιμερής, semiternaria; εἶμ' Ὀδυσσεὺς | Λαερτιάδης | ὃς πᾶσι δόλοισιν). Ihrem Wesen nach bedingt die Cäsur ebenso wie die Diärese eine Verzögerung im Ablauf des Verses an der betreffenden Versstelle. Aber jenes Ausklingen der sinkenden Stimme mit angeschlossener Pause, wie es an dem beliebigen Beispiel eines mit bukolischer Diärese gebauten Hexameters: ἄνδρα μοι ἔννεπε Μοῦσα, πολύτροπον | ὃς μάλα πολλά sich beobachten läßt, ist bei dem Einschnitt des Wortendes in den Versfuß (in dem z. B. angeführten Vers nach μοῦσα) nicht zu erwarten. Daß der Versfuß in der Cäsur unterbrochen wird, nicht aber zu seinem Ende gelangt, kann ein Anhalten der erhobenen Stimme zum Ausdruck bringen. Gerade auch die zahlreichen Homerverse, in denen das die Cäsur bildende Wort Elision erleidet (*A 536* ὣς ὃ μὲν ἔνθα καθέζετ' | ἐπὶ θρόνου· οὐδέ μιν Ἥρη) sind treffliche Beispiele gegliederter, kunstvoll geformter Verse, deren Einheit nicht in Teile sich auflöst. Andererseits leuchtet ein, daß die in der Cäsur notwendig stattfindende Verzögerung im Ablauf des Verses bei willkürlicher Ausdehnung (Sinneseinschnitt) zum Hiat in der Cäsur führen kann. Hiat findet sich bei Homer gelegentlich sowohl nach der Cäsur κατὰ τρίτον τροχαῖον (*s. o. S. 234*) als auch nach der πενθημιμερής bei gleichzeitiger Verwendung kurzvokalischen Auslautes als Hebung (*ι 366* Οὖτις ἐμοί γ' ὄνομά, | Οὖτιν δέ με κικλήσκουσιν). — Aus dem Gesagten ergibt sich, daß nicht jeder Einschnitt des Wortendes in den Versfuß eine Cäsur darstellt. Nur das regelmäßige Wiederkehren des Einschnittes an bestimmter Versstelle mit prosodischen Begleiterscheinungen gibt das Recht von einer Cäsur zu reden.

Die Diärese ihrerseits bedeutet im Gegensatz zu der Cäsur eine solche Gliederung des Verses, bei der auf den Ausdruck der Verseinheit verzichtet wird. Ganz abgesehen von der Frage, ob die Diärese die nachträgliche Spaltung eines größeren Verses anzeigt, oder ob sie die Fuge der Zusammensetzung selbständiger Versfüße bedeutet, läßt ihr Auftreten die substantielle Existenz kleinerer metrischer Gebilde erkennen (vgl. *Uv Wilamowitz, S.Ber.Berl.Ak. 1902, 887, 1*). Die Zulassung des Hiates in der Diärese nach dem Daktylos oder Spondeios des 1. und 4. Fußes im Hexameter gründet sich auf die Vorstellung, daß die gegebene Einheit des Hexameters in der Diärese in Teile auseinanderfällt. Sobald die Technik bei der Bildung eines Verses sich über ihre Absicht im Klaren ist, verschiedene Glieder zu einer neuen Einheit zusammenzufügen, ist Hiat in der Diärese ein Unding, und nirgends

begegnet innerhalb der Versreihen der Lyrik, wovon unten die Rede sein wird, in der Diärese Hiat. Sobald aber hinwiederum die Dichter die Form eines Langverses geläufiger im Sinne haben als die Formen der den Vers bildenden Glieder, wird das Auftreten des Hiates an der dann nicht als Kommissur, sondern als Teilpunkt empfundenen Versstelle begreiflich. Die Diärese als Teilpunkt eines Verses verträgt ihrem Wesen nach den Hiat bei weitem eher als die Cäsur (vgl. *FLeo, Plaut. Forschungen, Berl. 1895, 3*).

Wie die Gliederung des Hexameters durch Diärese und Cäsur die ursprüngliche Formgebung des Verses angeht, so bezieht sich auch die weitere Entwickelung des Hexameters bei den Alexandrinern auf das Verhältnis von Wortschluß zu Fußende. Erstlich besitzt bei den Alexandrinern jeder Vers eine Cäsur des 3. Fußes, entweder die Cäsur κατὰ τρίτον τροχαῖον oder die πενθημιμερής. Des weiteren kommen die Beschränkungen, die sich die Alexandriner in Wortschluß und Wortzusammengehörigkeit bei der Bildung des Hexameters auferlegt haben, in drei von WilhMeyer (*S.Ber.Bayr.Ak. 1884, 980ff.*) beobachteten Regeln zum Ausdruck. Nach der ersten dieser Regeln darf der Trochaios und der Daktylos im 2. Fuß nicht durch den Schluß eines drei- oder mehrsilbigen im 1. Fuß beginnenden Wortes gebildet werden. Dementsprechend genügt weder ein homerischer Vers wie *A 5* οἰωνοῖσί τε πᾶσι bei Verwendung der Cäsur κατὰ τρίτον τροχαῖον der alexandrinischen Technik, noch ein Vers wie *A 1* μῆνιν ἄειδε θεά bei Verwendung der πενθημιμερής. Alsdann unterliegen die mit πενθημιμερής gebauten Verse noch einer weiteren Beschränkung; Homerverse wie *A 8* τίς τ' ἄρ σφωε θεῶν, die dem Inhalt der 1. Meyerschen Regel nicht widerstreben, sind bei den Alexandrinern wegen der Quantitätenfolge des Wortes vor der πενθημιμερής (⏑ –) verpönt. Die 3. Meyersche Regel betrifft den Wortschluß nach der 5. Hebung; dessen Auftreten verträgt sich nicht mit dem gleichzeitigen Auftreten der πενθημιμερής oder auch der ἑφθημιμερής. Die πενθημιμερής wird von den Alexandrinern entweder mit der ἑφθημιμερής oder mit der bukolischen Diärese zusammen verwandt. Somit weicht der Eingangsvers der Ilias auch wegen des Baues seiner 2. Hälfte (θεά | Πηληϊάδεω |) von der Alexandrinischen Technik ab. – Einen einzigartigen Gipfelpunkt erreicht außerdem die epische Technik der Alexandriner in der Bildung des στίχος σπονδειάζων, des Verses mit Spondeios im 5. Fuß. Auch schon bei Homer wird oft der Ablauf des Hexameters durch Auftreten des Spondeios im 5. Fuß gehemmt, und auch schon für ihn ist es ebenso wie für die Alexandriner und jede Bildung des Hexameters Vorschrift, spondeischen Wortschluß des 5. Fußes zu meiden. Ausgänge wie ξ *239* δήμου⏑φῆμις. *Arat. 221* ἵππου⏑κρήνην sind als einheitlicher Wortkomplex aufzufassen. Bei den Alexandrinern tritt nun aber der σπονδειάζων mit gesuchter Häufigkeit auf; der eigenartige Schluß kommt im Verein mit der übrigen Gliederung des Verses dem Geschmack der Zeit am meisten entgegen (*Kall. εἰς Ἄπ. 8* οἱ δὲ νέοι μολπήν τε καὶ ἐς χορὸν ἐντύνεσθε). – Den Hexameter des Theokrit behandelte *CKunst in ARoßbachs Spez. gr. Metrik, Lpz. 1889, 849ff.*, den des Nonnos *ALudwich ebd. 55ff.*

In die lateinische Literatur wurde der Hexameter durch Ennius als fertige Kunstform eingeführt. Auch am Eingang der griechischen Literatur bei Homer erscheint der Hexameter bereits in ausgebildeter Gestalt als einheitlicher Vers. Doch steht zu erwarten, daß die Technik des Hexameters eine andere ist bei den Griechen, die den Vers geschaffen und entwickelt haben, eine andere bei den Römern, die ihn als versus longus (*Cic. de leg. II 68*) übernahmen. Bezeichnenderweise ist dem Bau des lateinischen Hexameters das Wernickesche und Hermannsche Gesetz fremd; gerade spondeischer Wortschluß des 4. Fußes ist bei den Römern besonders beliebt (*Verg. Aen. I 1 . . . Troiae qui | primus ab oris*), und bei ihnen erregt der Einschnitt κατὰ τέταρτον τροχαῖον keinen solchen Anstoß (*Verg. Aen. I 51 . . . loca fētă | fŭrentibus austris*). Die bukolische Diärese steht nicht einmal in den Eklogen Vergils im Vordergrund. Von einer Diärese nach dem 1. Fuß kann bei den Römern

nicht gesprochen werden. Besonders sind spondeische Wörter im 1. Fuß bei ihnen meistens unbeliebt, während z. B. Nonnos den spondeischen Wörtern gerade den 1. Fuß als einzigen, abgesehen von dem letzten, eingeräumt hat. Von den beiden Cäsuren des 3. Fußes ist bei den Alexandrinern die Cäsur κατὰ τρίτον τροχαῖον, bei den Lateinern die semiquinaria Hauptcäsur. Selbst wenn es bei den Griechen bereits eine Sonderentwickelung des Hexameters gegeben hat, die der semiquinaria den Vorzug gab (Archestratos aus Gela), und wenn selbst der Einschnitt κατὰ τέταρτον τροχαῖον gelegentlich einem Griechen geläufig wurde (Κυνηγετικά des Oppian), so erscheint es doch richtig, bei dem römischen Hexameter gerade wegen seiner Natur als Lehnvers die allgemeine und dauernde Vernachlässigung wichtiger Bildungsbedingungen des epischen Verses vorauszusetzen. — Über die Rücksicht auf den Wortakzent im lateinischen Hexameter *s. u. S. 248.*

Die weitere metrische Stilisierung des Hexameters bei den Römern, die Umwandelung seiner archaischen Form zur neoterischen, klassischen und nachklassischen betrifft in ähnlicher Weise wie die alexandrinische Umformung der homerischen Technik die Regelung von Wortschluß und Wortzusammengehörigkeit. (Vgl. *ThBirt, Ad historiam hexam. lat. symbola, Diss. Bonn 1876. WilhMeyer, S.Ber.bayr.Ak. 1884, 1024ff. 1889, 228ff.*). Der neoterische Hexameter fällt in mancher Beziehung aus der innerrömischen Entwickelung heraus; in der Vorliebe für den Spondiacus sucht er unmittelbare Anlehnung an die Alexandriner. Am hervorstechendsten zeigt sich der Unterschied zwischen dem archaischen und klassischen Hexameter in der Bildung der Klausel. Erstlich vermeiden es die klassischen Dichter, mit einem einzigen Wort den 5. und 6. Fuß auszufüllen, oder auch die Senkung des 5. Fußes zusammen mit dem 6. in demselben Wort zu vereinen; Versschlüsse wie *Enn. ann. 132 . . . aequiperáre, 77 túm cupiéntes* verschwinden bei den Klassikern. Außerdem kommt der im archaischen Vers häufige Ausgang auf ein einsilbiges Wort (*Enn. ann. 94 locís dant*) bei den Klassikern in Wegfall, wofern nicht die Verletzung der Regel eine besondere Wirkung auf das Ethos des Verses ausüben soll (*Hor. ars 139 ridiculus mus*). Die dritte Beschränkung, die sich die Klassiker bei der Bildung der Klausel auferlegt haben, besteht in der Abneigung, die 5. Hebung durch den Schluß eines mehrsilbigen Wortes zu bilden. Ausgänge wie *Enn. ann. 40 novós | ita sola* werden in der Folgezeit immer seltener, während Schlüsse mit einem Monosyllabon in der 5. Hebung weiter zu Recht bestehen (*Verg. Aen. VI 30 tu quoque magnam*). — Jedoch ist vor griechischen Eigennamen und Fremdwörtern, die die 5. Senkung und den 6. Fuß füllen, auch bei den Klassikern Schluß eines mehrsilbigen Wortes in der 5. Hebung beliebt (*Verg. Aen. IX 9 pětít | Eūándri. VII 398 cănít | hўměnāēos*). Vor lateinischen Wörtern wird Wortschluß der 5. Hebung durch die Nachahmung griechischer, oder älterer lateinischer Dichter oder durch die Absicht der Tonmalerei entschuldigt.

Meist handelt es sich in diesem Falle um den Spondiacus; zugleich pflegt nach der 5. Hebung Hiat einzutreten (*Aen. VII 631 turrigerae | Antemnae*), oder die Hebung wird durch eine konsonantisch geschlossene kurzvokalische Silbe vor vokalischem Anlaut gebildet (*georg. II 5 gravidús | autumno*). In der besten Technik des lateinischen Hexameters findet sich Hiat vor lateinischen Wörtern, abgesehen von der semiquinaria, nur nach der 5. Hebung (*Ov. met. III 184. XI 17*). Auch die Längung von *que* vor schwacher Position bei doppelt gesetztem *que* (die Wiedergabe des homerischen Gebrauches von τε–τε), die im klassischen lateinischen Hexameter in der semiternaria zuhause ist (*Verg. buc. 4, 51. Ov. met. I 193*), tritt auch in der 5. Hebung bei Vergil und Ovid auf (*Aen. IX 767. met. XIII 257 f. Noemŏnăquĕ | Prўtănímque*).

Außer der Gestaltung der Klausel gilt die Entwickelung des lateinischen Hexameters der Gliederung des Verses durch die Cäsuren. Die archaische Technik baut gelegentlich Verse ohne jede Cäsur (*Enn. ann. 43*), gibt aber mit ihrer Wahl der semiquinaria als Hauptcäsur der folgenden Entwickelung die Richtlinie. Die semiquinaria genügt als einzige Cäsur des Hexameters auch den Klassikern (*Verg. Aen. VI 27 hic labor ille domus | et*

inextricabilis error). Gewöhnlich freilich wird sie in der klassischen Technik von der semiseptenaria oder der bukolischen Diärese oder von beiden Einschnitten zugleich begleitet (*Aen. I 1*). Was den vor der Hauptcäsur liegenden Versteil angeht, so hat die Abneigung der Alexandriner, den Hexameter mit einem Bau wie *Ilias A 1* zur semiquinaria ansteigen zur lassen, wohl auf den neoterischen Hexameter des Catull eingewirkt, nicht aber auf den klassischen des Vergil, dem Versanfänge wie *Aen. I 126 stagna refusa vadis I 370 quove tenetis iter* geläufig sind. Gemieden wird bei den Römern im allgemeinen ebenso wie bei den Griechen, die semiquinaria durch ein Monosyllabon zu bilden, dem daktylisches oder spondeisches Wort oder Wortende vorangeht; Versanfänge wie *Verg. Aen. IV 385 et cum frigida mors* oder *Lucr. III 353 vel manifestas res* sind Ausnahmen. (Vgl. *OBraum, De monosyllabis ante caesuras hex. lat. collocatis, Diss. Marburg 1906.*) – Die Cäsur κατὰ τρίτον τροχαῖον pflegt im klassischen lateinischen Hexameter zusammen mit der semiternaria und semiseptenaria aufzutreten (*Aen. II 3 infandum | regina | iubes*); nur bei Ennius oder bei dem Neoteriker Catull, ausnahmsweise auch bei Vergil gliedert die alexandrinische Hauptcäsur allein den Vers (*Cat. 64, 141. Verg. Aen. IV 486*). – Der archaischen Technik genügt auch die semiseptenaria als einzige Cäsur (*Enn. ann. 343*), bei den Klassikern sucht sie am liebsten die Unterstützung der semiternaria (*Verg. georg. III 226*). – Bei Benutzung der semiternaria scheuen sich die Klassiker im allgemeinen, den Hexameter mit einem daktylischen oder spondeischen Wort zu beginnen, weil hierbei die Cäsur durch ein Monosyllabon gebildet würde; Versanfänge wie *Verg. Aen. III 318 excipit aut. V 782 cogunt me* sind weniger häufig. – Über das Verhältnis der Cäsur zum Sinneseinschnitt im lat. Hex. vgl. *FSylla, Qua ratione poetae veteres Romani in hex. sensus interstitium collocaverint, Diss. Breslau 1906.*

Die unterschiedliche Bedeutung der Cäsuren des lateinischen Hexameters zeigt sich auch an dem Grade ihrer Fähigkeit, den Hiat zu rechtfertigen. Der Cäsur κατὰ τρίτον τροχαῖον folgt Hiat in dem einzigen Vers *Verg. buc. 2, 53 prūnă; | hŏnōs;* der bukolischen Diärese *Verg. Aen. I 405 dĕă. | ille. buc. 8, 11.* (Über den prosodischen Hiat an den gleichen Versstellen und im Hexameter überhaupt *s. u. S. 254*). – Die semiquinaria vermag in weitester Ausdehnung selbst bei den Klassikern den Hiat eines langen Vokales zu entschuldigen (*Verg. Aen. IV 235 spĕ | ĭnĭmĭca*). Doch findet sich bei Ovid und einigen anderen Dichtern strengster Technik nicht einmal in der semiquinaria anders Hiat als vor einsilbigen Partikeln (*et, aut*) oder bei griechischen Wörtern, oder vor Interjektionen (*Ov. met. V 312. XIV 832. Manil. I 795. Prop. II 15, 1*); aber vor und nach Interjektionen ist Hiat überhaupt nicht an die Cäsuren gebunden. – Mit dem Vorkommen des Hiates in der Hebung nach langem Vokal geht im allgemeinen Hand in Hand der Gebrauch einer konsonantisch geschlossenen kurzvokalischen Silbe vor vokalischem Anlaut, den selbst Ovid in der semiquinaria zuläßt (*met. III 184 sŏlét | āūt. Manil. I 876*), nur Lucan gänzlich meidet. – In der semiseptenaria ist bei Vergil und bei Früheren wie Catull der Hiat langer Vokale erlaubt (*Aen. V 735. Cat. 66, 11*), in der besten Technik nicht. Wohl aber gestattet auch die beste Technik in der semiseptenaria die Benutzung einer konsonantisch geschlossenen kurzvokalischen Silbe (d. i. mittelzeitigen) vor vokalischem Anlaut (*Ov. met. XV 217 mātrĭs hăbĭtāvimus. Manil. I 10 făcĭs | ad tantă*). – In der semiternaria ist Hiat eines langen Vokals und mittelzeitige Schlußsilbe zuletzt bei Vergil und dann wieder bei Späteren wie Juvenal zu finden (*Aen. III 606. IV 64. Iuv. 12, 36*). – Von der Benutzung einer konsonantisch geschlossenen kurzvokalischen Silbe ist das Auftreten kurzvokalischen Auslautes vor einfacher Konsonanz oder gar vor Vokal in der Cäsur stilkritisch verschieden. Ennius und Iuvenal bilden Verse mit solcher Freiheit (*ann. 147 ăquĭlă̆ | pennīs. Iuv. 10, 54 supérvăcŭă̆ | āūt*); den Klassikern ist dieselbe nur auf Grund handschriftlicher Überlieferung und auch dann erst nach sorgfältiger Prüfung der fraglichen Stellen (*Verg. Aen. III 464. Tib. I 7, 61. Prop. II 13, 25, Ov. am. III 7, 55*) zuzuschreiben. Die auch für die Klassiker zweifelsfreie Längung von *que* bei folgendem *que* an bestimmten Versstellen ist, wie oben bemerkt, unmittelbare Nachahmung des homerischen Gebrauches von τε–τε. Wo immer die Technik des Hexameters in metrischer oder prosodischer Beziehung die strengen Bahnen ihrer geschichtlichen Entwickelung verleugnet, handelt es sich entweder um die Nachahmung eines gefeierten Vorbildes oder um die Erreichung eines rhetorischen Zweckes oder um Eigennamen. – Über die Synalöphe im lat. Hexameter *s. u. S. 252f.*

Das elegische Distichon

Der Hexameter vereinigt sich mit einem weiteren daktylisch-spondeischen Vers von sechs Hebungen, der indes zwischen 3. und 4. Hebung und ebenso nach der 6. Hebung der Senkung ermangelt, und schon bei den Alten Pentameter hieß, zu dem elegischen Distichon: τίς δὲ βίος, τί δὲ τερπνὸν ἄτερ χρυσῆς Ἀφροδίτης; τεθνάῑην, ὅτε μοι μῆκέτι ταῦτὰ μέλοι (*Mimn. fr. 1*). Auch in der Zusammensetzung mit dem Pentameter bewahrt der Hexameter seine Selbständigkeit wie dies die Katalexe des daktylischen Rhythmus mit sich bringt. An der Grenze zwischen Hexameter und Pentameter tritt ganz gewöhnlich Hiat auf, dagegen findet sich Verbindung durch Wortzusammenhang (συνάφεια) nur vereinzelt bei Eigennamen (*Simon. fr. 131* Ἀριστογείτων). Freilich möchte gelegentlich das Vorkommen eines elidierten Wortes am Ende des Hexameters auf einen engeren Anschluß des Pentameters hindeuten (*Kall. epigr. 41* οἶδ'—εἶτ' Ἔρος); aber nicht nur im Distichon, sondern ebenso auch in den κατὰ στίχον gesetzten Hexametern haben die Dichter ausnahmsweise den stets möglichen spondeischen Ausgang des Hexameters zur unmittelbaren Hinüberführung des Rhythmus zum folgenden Verse benutzt (versus hypermeter).

Der Pentameter seinerseits zerfällt in zwei einander entsprechende Kurzverse (κῶλα): daktylische Tripodien (Trimeter), deren letztes Metrum aus einer einzigen die Hebung tragenden Silbe besteht und der antiken Theorie (*Heph. 4 p. 13 C.*) als καταληκτικὸν εἰς συλλαβήν gilt. Daß in der Tat im Pentameter zwei katalektische Verse zu einer neuen Einheit verbunden sind, wird sichergestellt durch das völlige Ausbleiben der Synaphie zwischen den beiden Gliedern. Katalexe und Synaphie schließen einander im antiken Versbau, wie gerade das Beispiel des Pentameters lehrt, aus. Nicht einmal Elision wagten die Dichter anders als ausnahmsweise am Schlusse des 1. Kolon zuzulassen. Bei solcher offenbar stets empfundenen Katalexe des Vordergliedes vermochte die Technik einen in gewissem Betracht einheitlichen Vers aus den beiden Kurzversen nur dadurch zu gewinnen, daß sie Hiat von der Diärese fern hielt und die Schlußhebung des Vordergliedes stets aus einer vollen Länge bildete. Andererseits darf die Schlußhebung des ganzen Pentameters sich mit Syllaba anceps begnügen, weil hier die Pause des Versschlusses zur Geltung kommt.

Doch hat unter den Lateinern Ovid auch hier sich gescheut, durch kurzvokalischen Auslaut den überhaupt nur aus der Hebung bestehenden Daktylos zu bilden. – Abgesehen von der letzten Hebung unterscheiden sich die beiden Glieder des Pentameters bei Griechen wie Römern durch den vorwiegenden Gebrauch des Spondeios im 1. Glied, den ausschließlichen des Daktylos im zweiten. Das Bestreben, das 2. Glied in flüssigem Rhythmus ablaufen zu lassen, hat die besten Techniker veranlaßt, Vokalverschleifung außer der Elision eines kurzen Vokals (*Ov. am. III 6, 46 pōmĭferă arvă rĭgas*) im 2. Glied zu meiden. – Was Worttrennung und Wortzusammenhang im Innern der einzelnen Kola des Pentameters angeht, so werden einsilbige Wörter sowohl vom Schlusse des 1. wie des 2. Kolon von jeher ferngehalten. Im Pentameter des Ovid endigt das 2. Kolon regelmäßig auf ein zweisilbiges Wort. – Vgl. auch *PKessel, De pentametro inscriptionum latinarum, Diss. Bonn 1908.* – Über die geschichtliche Entwicklung der Technik des Distichons bei den Griechen s. *UvWilamowitz, Aristoteles und Athen II, Berl. 1893, 404.*

Die Art, wie im elegischen Distichon ein längerer Vers von einer kürzeren metrischen Reihe begleitet wird, ist die epodische Kompositionsweise (s. *AKießling-RHeinze, Horaz-Ausg. I⁵, Berlin 1908, 437*).

II. DER IAMBISCHE TRIMETER

Mit dem daktylischen Hexameter, dem Vers des homerischen Epos, der wie das Epos selber von einer Reihe hellenischer Stämme geschaffen sein muß, wetteifert an Bedeutung ein Vers des ionischen Stammes, der iambische Trimeter: πᾰ́τερ Λῠκάμβᾰ, ποῖὸν ἐκφρᾰ́σω τὸδὲ (*Archil. fr. 94*). Als Sprechvers des Dramas hat der Trimeter nächst dem daktylischen Hexameter die weiteste Verbreitung in der Antike gefunden. Die Einheit (der Fuß oder das Metrum), die dreimal wiederkehrend den ποὺς τρίμετρος ausmacht, ist der iambische Viersilbler (πᾰ́τε̄ρ Λὺκᾱ́μ̄-), der aus der doppelten Abfolge einer Kürze und Länge besteht. In der 1., 3. und 5. Senkung des Verses kann statt der Kürze eine Länge eintreten; die Unbestimmtheit dieser Versstellen entspricht der Zusammensetzung des Trimeters aus drei iambischen Einzelfüßen. Indes wird in der metrischen Theorie der Alten meist die einfache Aufeinanderfolge von Kürze und Länge als Einheit genommen und ἴαμβος genannt. Der Versschluß wird im iambischen Trimeter durch die Möglichkeit der βραχυκαταληξία gekennzeichnet (*s. CLachmann, Kleinere Schriften II, Berl. 1876, 86. UvWilamowitz, Eurip. Her. II² 1895, 26*): d. h. die letzte Hebung kann von einer Kürze getragen werden, in welchem Falle der Vers mit der Silbenfolge zweier Kürzen, dem πυρρίχιος, schließt.

Der grundlegende Unterschied zwischen der rein ionischen Versbildung des Trimeters und dem daktylischen Versbau besteht in der ionischen Freiheit, die Länge der Hebung in zwei Kürzen aufzulösen (*Archil. fr. 25* θε͜ῶν ἔργὰ μὲγᾰ́λῆς...). Beim Daktylos dagegen ist Auflösung der Hebung den Griechen völlig fremd, und auch die Römer kennen sie nur als seltene Ausnahme (*Enn. fr. var. 42 V.* Über die Synkope *Enn. ann. 490 captĭbŭs* für *căpĭtĭbus, CLE. 248, 4 faclĭă* für *făcĭlĭă, s. u. S. 256*). An Stelle von ◡ tritt bei Auflösung der Hebung im Trimeter die Silbenfolge dreier Kürzen, der τρίβραχυς. Die Auflösungen im Trimeter sind eine Hauptursache der verschiedenen Formen des Verses im Verlauf seiner Geschichte entsprechend dem verschiedenen Grad ihrer Häufigkeit, entsprechend der Versstelle ihres Auftretens und entsprechend ihrer Lage am Anfang oder im Innern eines drei- und mehrsilbigen Wortes oder ihrer Verteilung auf mehrere Wörter. Archilochos und andere Iambographen haben in streng stilisierender Kunst nicht öfter als einmal im Vers die Hebung aufgelöst, die attischen Tragiker sind allmählich zu vermehrter Zulassung der Auflösungen fortgeschritten, die volkstümliche Metrik der Komödie kennt bei beliebiger Anzahl der Auflösungen nur die Beschränkung, nicht anstatt der Syllaba anceps der letzten Hebung zwei Kürzen zu setzen. Bei Verteilung der durch Auflösung der Hebung entstandenen Silben auf zwei Wörter nimmt sich nur die Komödie die Freiheit, auf die Auslautssilbe eines mehrsilbigen Wortes die erste Kürze der Hebung zu legen (*Aristoph. Wolk. 29*... πᾰτέρ' ἔλαύνεις δρόμους). Den beliebtesten Platz geben für aufgelöste Hebungen zu jeder Zeit die Anfangssilben mehrsilbiger Wörter ab (*Archil. fr. 21* οὐδ' ἔρὰτός...). Falls die Auflösung der Länge die 1., 3. oder 5. Hebung trifft, kann bei der unbestimmten Quantität der 1., 3. und 5. Senkung eine daktylische Silbenfolge in den Trimeter Eingang finden (*Aristoph. Wolk. 19* κᾰ́κφὲρὲ τὸ γραμμὰτεῖον...). Im tragischen Trimeter ist der Daktylos nur an 1. und 3., nicht aber auch an 5. Versstelle zulässig.

Wie in dem unterschiedlichen Gebrauch aufgelöster Hebungen, so ist ferner in der Freiheit der Senkung, in der möglichen Bildung derselben aus zwei Kürzen, die Verschiedenheit der Formen des Trimeters bei Komikern, Tragikern und Iambo-

graphen begründet. Die von der Senkung zur Hebung ansteigende Silbenfolge zweier Kürzen und einer Länge, der ἀνάπαιστος (⏑⏑–) findet sich im komischen Trimeter an sämtlichen Versstellen, ganz ausnahmsweise selbst an der letzten, gelegentlich auch mehrmals in demselben Vers (*Aristoph. Frö. 1203* καὶ κῡδᾰ-ριον καὶ λῆκῠθῐον καὶ θῡλᾰκῐον). Die Iambographen haben dem Anapäst überhaupt den Eingang in ihren Stil verwehrt. In der Tragödie begegnet er abgesehen von Eigennamen nur im 1. Fuß. Bei Ersetzung von ⏑– durch den Anapäst haben die Dichter das Verhältnis des Versfußes zur Worteinheit streng beachtet. Der Aischyleische Trimeter, der mit Anapäst beginnt, steigt mit einem drei- oder mehrsilbigen anapästischen Wort an (*Prom. 89* πότᾰμῶν). Verteilung des Anapästes auf verschiedene Wörter findet sich allein in der Komödie, und auch hier nicht an jeder Versstelle bei jedem Verhältnis des Versfußes zur Wortgrenze, worüber unten anläßlich der lateinischen Umbildung des griechischen Trimeters zu sprechen ist. — Durch Auflösung der Hebung des Anapästes und andererseits auch durch Zulassung des Anapästes nach aufgelöster Hebung des Iambos entsteht im Trimeter die Silbenfolge von vier Kürzen, der προκελευματικός, dessen Gebrauch bei den griechischen Komikern selten und bestritten ist, bei den Römern unter gewissen Bedingungen erlaubt (*s. u. S. 247*).

Die Bedeutung von Worttrennung und Wortzusammengehörigkeit am Schlusse des Trimeters hat für den tragischen Stil RPorson (*Praef. Eurip. Hec.*[3], *Lpz. 1824, p. XXXII*) dargetan. Wenn der Vers auf ein Wort oder Wortgebilde von der Silbenfolge des κρητικός (–⏑–) schließt, muß die 5. Senkung aus einer Kürze bestehen; der Vers *Eurip. Hec. 343* κρύπτοντά χεῖρᾰ καὶ πρόσωπὸν ἔμπᾰλιν wird durch die Lesung τοὔμπαλιν fehlerhaft (lex Porsoniana). — In der Mitte des Verses vermeiden es die Tragiker ein einziges Wort über den viersilbigen Iambos zu lagern; eine Versbildung wie *Aisch. Pers. 499* στρατὸς περᾷ κρυσταλλο-πῆγα διὰ πόρον ist Ausnahme. Tragiker wie Iambographen pflegen den Trimeter durch Cäsuren, πενθημιμερής oder ἑφθημιμερής zu gliedern (*Archil. fr. 29* ἔχουσα θαλλὸν | .... *ebd.* ὤμους κατεσκῐᾱζε | ..). Ähnliche Berechtigung wie diese Cäsuren besitzen indes auch die Diäresen nach dem 1. oder dem 2. Viersilbler, während die Spaltung des Trimeters in seine drei ursprünglichen Teile durch gleichzeitiges Eintreten der beiden möglichen Diäresen, abgesehen von Ausnahmen der tragischen Technik, besonders Euripides fremd ist. Trimeter, die sowohl der πενθημιμερής wie auch der ἑφθημιμερής ermangeln, bilden auch die Tragiker. Dagegen ist ebenso wie das Auseinanderfallen des Verses in seine drei ursprünglichen Einheiten in der Tragödie die Zerreißung des Verses in zwei gleiche Hälften durch Einschnitt nach der 3. Hebung verpönt. Ein Vers wie *Eurip. Her. 754* ὦ πᾶσα Κάδμου γαῖ' ἀπόλλυμαι δόλῳ wird durch die Vokalverschleifung zusammengehalten.

Es erübrigt, eine selten vorkommende, aber für die Art der ionischen Versbildung äußerst bezeichnende Unregelmäßigkeit im Bau des Trimeters vorzuführen. Durch Umbiegung, ἀνάκλασις des Rhythmus vermögen die beiden Kürzen des iambischen Viersilblers im Innern des Fußes zusammenzutreten, während die beiden Längen sie umschließen, vgl. *Aisch. Choeph. 1046* φαιοχίτωνες καὶ πεπλεκτανημέναι. *Aristoph. Fried. 663* ἦεν ἄκούω. Die durch solche Anaklasis des Iambos entstehende Silbenfolge –⏑⏑–, der χορίαμβος erscheint in dem von Archilochos ausgebildeten Trimeter als gesetzwidrige Ausnahme und bleibt im attischen Drama bei vereinzeltem Vorkommen auf den Anfang des Verses beschränkt. Aber die Ana-

klasis des viersilbigen Fußes der ionischen Iambographie führt nicht allein zum Choriambos, sondern auch zu der Silbenfolge ⏑ – – ⏑, dem ἀντίσπαστος. Den Antispast hat die ionische Dichtkunst zusammen mit zwei vorausgehenden iambischen Viersilblern zu einem festen Vers eigener Gesetzmäßigkeit vereinigt. Der von Hipponax zuerst gepflegte τρίμετρος σκάζων (χολίαμβος) *Hipp. fr. 55 A* ὤμιξεν αἷμα καὶ χολὴν ἐτίλησε, den später nicht nur eine besondere Art der Iambographie festhält, sondern der auch als dramatischer Sprechvers im Mimiambos Verbreitung gewann, läßt sich mit keinem triftigen Grund als nachträgliche Abart des Archilochischen Trimeters ansprechen. Vielmehr führt die Zusammenstellung des Hipponakteios mit dem Archilochischen Trimeter und mit den unter Benutzung des Choriambos gebildeten Versen des Dramas von selber zu der Erkenntnis, daß Hipponax ebenso wie Archilochos vielgestaltige (polyschematistische) Trimeter einer kunstloseren Dichtung benutzt haben, um die Maaße, die sie gesetzmäßig bauten, zu gewinnen. Erst in diesem Zusammenhang werden nun auch die vermehrten Auflösungen der Hebung im Trimeter der Komödie und die hier statthafte Bildung zweisilbiger Senkungen geschichtlich verständlich; gegenüber der Klarheit und Strenge Archilochischer Kunst erscheint die Bildungsweise des komischen Trimeters als volkstümlich und ursprünglich (vgl. *UvWilamowitz, Choriambische Dimeter, S.Ber.Berl.Ak. 1902, 890 ff.*). — Die Anaklasis im iambischen Trimeter und die quantitative Unbestimmtheit seiner Senkung gesellen sich zu der Möglichkeit der Auflösung seiner Hebung, um das Bild der Metrik des ionischen Stammes gegenüber der im daktylischen Hexameter geltenden Verstechnik zu bestimmen.

Von Regeln für die Bildung des Hipponakteios ist hervorzuheben, daß zwar bei den Lateinern in der 5. Senkung ausschließlich kurze Silbe auftritt (*Cat. 8, 1 miser Catulle desinas ineptīrĕ*), die Griechen aber auch hier die Unbestimmtheit der Senkung aufrecht erhalten. Da nun auch die Schlußsilbe des ganzen Verses anceps ist, so hat der Hipponakteios Viersilbler von vier Längen aufzuweisen (*Anan. fr. 3, 2* καὶ σῦκα βαιὰ καὶ δύ' ἢ τρεῖς ἀνθρῶπους). — In der jüngeren Choliambographie, besonders in den μυθίαμβοι des Babrios trägt die vorletzte Silbe des Verses regelmäßig den Wortakzent, und zwar meist die προσῳδία ὀξεῖα. — Vgl. *JPelckmann, Versus choliambi apud Graecos et Romanos historia, Diss. Greifswald 1908.*

Die lateinische Umgestaltung des griechischen Trimeters knüpft an den Vers der Komödie an; der Anapäst wird an sämtlichen Stellen außer der letzten — hier niemals — zugelassen. Den Unterschied des Lehnverses von seinem Vorbild bezeichnet sein Name: versus senarius. Aus sechs Füßen erscheint der Senar im Gegensatz zu dem griechischen Trimeter zusammengesetzt, insofern die im Innern des 1. und 2. griechischen viersilbigen Iambos gelagerten Senkungen, die 2. und 4. Senkung des Verses, für die Lateiner Syllaba anceps sind und oft durch Längen gebildet werden (*Plaut. Rud. 13 qui falsās litis falsīs testimoniis*). Die Ansetzung eines zweisilbigen Iambus von seiten der Lateiner bei der Bildung des Senars wird auch durch den Inhalt des Gesetzes nahegelegt, nach welchem der für die iambische Silbenfolge im Senar statthafte Anapäst, wo immer er im Senar auftritt, sein Verhältnis zur Worteinheit regelt. Die wichtige Grundbedingung für das Vorkommen des Anapästes im Senar ist in dem von GHermann (*Elem. doctr. metr., Lpz. 1816, 78*) und FRitschl (*Praef. zu Plaut. Mil., Bonn 1848, p. XXII*) festgelegten Gesetz vom zerrissenen Anapäst ausgesprochen: bei zweisilbig gebildeter Senkung ist es verboten, die beiden Kürzen der Senkung oder eine der beiden durch die Schlußsilben eines mehrsilbigen Wortes zu bilden. Nach diesem Gesetz wird z. B. der

Vers *Plaut. Asin. prol. 11 Demophilus scripsit, Maccus | vortit barbare* durch die Lesung *Macciu(s)* für *Maccus* zerstört; der Vers *Ter. Andr. 155 si proptĕr | ămōrem* ... verlangt proklitischen Anschluß der Präposition an das Nomen; das daktylische Wortende *Ter. Ad. 827 . . . intellĕgĕre‿in lŏcō* ist nur infolge der Synalöphe der Schlußsilbe des Wortes metrisch erlaubt. Auch für die Griechen hat das Gesetz vom zerrissenen Anapäst Gültigkeit, indes mit einer für den Unterschied des sechsfüßigen Senars vom dreifüßigen Trimeter bezeichnenden Einschränkung. Weil die Fußgrenze des viersilbigen Iambos im Trimeter allein vor die 3. und 5. Senkung fällt, kommt nur für diese beiden Senkungen das Gesetz in Frage. In der 2. und 4. Senkung des Trimeters, im Innern der metrischen Einheit des iambischen Viersilblers vermag die Zerreißung des Anapästes das Gefüge des ganzen Verses viel weniger zu lockern, vgl. *Aristoph. Vög. 1022* ἐπίσκοπὸς ἥκω . . . *Frö. 652* ἄνθρωπος ἱερός· δεῦρὸ | πάλιν βαδιστέον.

Ein weiterer Unterschied zwischen Trimeter und Senar besteht in der Verwendung des Prokeleusmatikos an sämtlichen Versstellen des Senars mit Ausnahme der letzten. Der durch Auflösung der Hebung des Anapästes entstehende aufsteigende Prokeleusmatikos (*Ter. Phorm. 966 ĕgŏ rĕdĭgam . . .*) kann bei der zweisilbigen Senkung des Prokeleusmatikos nur unter Beachtung des Gesetzes vom zerrissenen Anapäst Eingang in den Senar finden. Andererseits pflegt aber ein gewisser Einschnitt vor der Hebung, wie ihn die Proklisis eines zweisilbigen Wortes oder die Vokalverschleifung im Innern eines Wortkomplexes (*Ter. Phorm. 276 . . . invĭdĭam‿ădĭmunt . . .*) mit sich bringt, den Gebrauch des aufsteigenden Prokeleusmatikos zu kennzeichnen. — Der durch Auftreten zweisilbiger Senkung nach aufgelöster Hebung sich entwickelnde fallende Prokeleusmatikos (*Plaut. Trin. 804 contĭnŭo‿ŏpĕrĭto*) füllt besonders gern die 1. Hebung und 2. Senkung des Verses.

Besondere Beachtung verlangt der Bau des Senars an seinem Anfang und seinem Ende; Freiheiten des Anfangs stehen strengen Gesetzen des Schlusses gegenüber. Die prosodische Technik ist im 1. Fuß des Senars in vielfacher Hinsicht eine andere als im übrigen Vers (*s. die Bemerkungen zur lat. Prosodie: Wortakzent und Versiktus. Iambenkürzung. Positionslänge*). — Der strenge Bau des Versschlusses besteht in der Beschränkung, unter der Wortende vor dem letzten Iambus eintreten darf. Ausgang des Senars auf iambisches Wort verträgt sich nicht mit iambischer Bildung seines fünften Fußes (vgl. z. B. *Plaut. Amph. 2 . . . lāĕtúm | lŭcrīs. 6 perpĕtŭō lŭcrō. 37 ignŏrant nĕquĕ | tĕnént*). Lediglich bei Auflösung der vierten Hebung ist iambischer Wortschluß im fünften Fuß möglich (*Plaut. Curc. 86 . . . quém nōn rĕcĭpĭăt | mărĕ*). Regelrecht ist iambischer fünfter Fuß bei Versschluß auf kretisches Wort oder auf mehr als dreisilbige Wörter (*Plaut. Amph. 3 . . . rĕbŭs ómnĭbús. 1. mércĭmŏnĭĭs*). Was den Ausgang auf kretisches Wort angeht, so ist daran zu erinnern, daß im griechischen tragischen Trimeter solcher Versausgang nach dem Porsonschen Gesetz unbedingt die Kürze der fünften Senkung verlangt. Dem Gesetz des Senars, daß den fünften Fuß kein iambisches Wortende bilden darf, widerstreben nicht Versschlüsse wie z. B. *Plaut. Poen. 495 . . . aut īs in mălám crŭcém* noch solche wie *Ter. Haut. 304 . . . rŏgārĕ‿ŭtī*, weil die Wörter *in malam crucem* sich als einziger Wortkomplex darstellen, die Wörter *rŏgārĕ‿utī* durch die Verschleifung zusammengehalten werden. — Über weitere Auslautsgesetze des Senars, die die Auflösung der drittletzten Hebung in zwei durch Wortschluß getrennte Kürzen angehen vgl. *FMarx, Ber.Sächs.Ges. 1907, 130 ff.*

Die metrischen Gesetze des Senars, wie sie Quantitätenabfolge und Verhältnis

von Wortschluß zu Fußende betreffen, vermögen das Verständnis für den Bau des Verses allein nicht zu vermitteln. Für die richtige Bildung des Senars kommt der Wortakzent, seine Beziehung zum Versiktus, nicht weniger als Quantität und Wortzusammengehörigkeit in Betracht, wie RBentley zuerst gesehen hat (*De metris Terentianis σχεδίασμα. Terent. rec. RBentley, Cantabr. 1726. Editionem cur. EVollbehr, Kiel 1846, L*). Unterrichtung in der lateinischen Prosodie ist für die Einsicht in die Entstehungsbedingungen des Senars und der lateinischen Versbildung überhaupt unerläßlich. Und wie bei den Griechen die homerische Prosodie Grundlage der Prosodie aller späteren poetischen Stile ist, so erscheint für die römische Dichtung die plautinische Prosodie als Ausgangspunkt der prosodischen Lehre.

Bemerkungen zur lateinischen Prosodie

Weitgehende Übereinstimmung des Wortakzentes mit dem Versiktus ist in der lateinischen Dichtung vielfach anzutreffen. Diese Übereinstimmung ist indes nur zum Teil unmittelbar beabsichtigt; zum Teil bringt die Einfachheit des lateinischen Betonungsgesetzes (nach dem bei kurzer vorletzter Silbe der Ton auf die drittletzte Silbe fällt, bei langer vorletzter Silbe auf diese selber) zusammen mit der Regelung des Verhältnisses von Worteinheit zu Fußende diese Übereinstimmung von selber hervor. Der klassische Hexameter pflegt auf zwei- oder dreisilbige Wörter zu schließen (s. o. S. 241); solcher Bau der Klausel bedingt Übereinstimmung von Wort- und Versakzent entsprechend dem lateinischen Betonungsgesetz nicht nur im sechsten, sondern auch im fünften Fuß (vgl. *Verg. Aen. I 290 híc quŏquĕ vŏtis. 5 cóndĕrĕt úrbem. 11 caelĕstĭbŭs ĭrae. 6 úndĕ Lătĭnum. 10 ădĭrĕ lăbŏres. 12 tĕnŭĕrĕ cŏlŏni*). Die ausschließliche Verwendung zwei- oder dreisilbiger Wörter im Hexameterschluß der Klassiker läßt sich nicht hinlänglich mit der Absicht, Wort- und Versakzent in Übereinstimmung zu bingen, erklären; denn auch in den von den Klassikern gemiedenen Versschlüssen fünfsilbiger Wörter wie *Enn. ann. 132 aequĭpĕrārĕ* liegt Haupt- wie Nebenton des Wortes auf den vom Versiktus getroffenen Silben. Wenn nun aber der klassische Hexameter auch Versschlüssen wie *Cat. 64, 58 pellĭt vădă rĕmis* aus dem Wege geht, zugleich jedoch solche wie *Verg. Aen. I 290 híc quŏquĕ vŏtis* zuläßt, so ist offenbar die Scheu vor dem Auseinanderfallen von Vers- und Wortakzent die Ursache dieser weiteren Beschränkung (vgl. *ENorden, Verg. Aen. VI, Lpz. 1903, 437 f.*). Ein Sprechtakt wie *armăque* gilt wegen seines Akzentes nicht als daktylisches Wortgebilde, sondern hat nur den 1. Fuß vollkommen frei (s. *JCornu, S.Ber.Wien.Ak. CLIX 3. [1908] 34ff.*). – Ebenso wie im Hexameterschluß zeigt sich auch im Senar und zwar hier im Innern des Verses vom zweiten bis vierten Fuß Übereinstimmung von Wort- und Versakzent. Im Senar treten die Cäsuren, besonders die semiquinaria zu den Bedingungen des lateinischen Betonungsgesetzes hinzu, um als Nebenwirkung der metrischen Anlage des Verses die Übereinstimmung zwischen Wort- und Versakzent hervorzurufen (vgl. *WilhMeyer, Abh.Bayr.Ak. 1886, 4 ff.*). Zum Teil aber zeigt sich bei der Bildung des Senars die Rücksicht auf den Wortakzent auch in unmittelbarer Wirksamkeit. Nirgends begegnet die Betonung eines tribrachischen Wortes auf der Mittelsilbe (*gĕnĕrĕ*). Daktylisches Wort nimmt nur in dem ersten freier gebauten Fuß den Iktus auf die erste der beiden wortschließenden Kürzen (*Ter. Eun. 348 dēsĭnĕ*). Der im zweiten und vierten Fuß anders als im griechischen Trimeter zulässige Spondeus darf nicht auf der Senkungssilbe den Wortton tragen. Nur in einem Verse wie *Plaut. Rud. 14 . . . ábiūránt pĕcŭnĭám* ist die Verletzung dieser Regel gestattet; hier entschuldigt die Verbindung der beiden iambischen Schlußfüße durch Worteinheit den Widerstreit des Wort- und Versiktus im vierten Fuß. Auch anapästisches Wort oder Wortende tritt nicht mit tontragender Kürze in die Senkung des zweiten oder vierten Fußes; ein Vers wie *Plaut. Most. 58 . . . ēvĕnĭāt prĭŭ(s) quám mihĭ* wird durch Einsetzung der Form *ēvĕnāt für ēvĕnĭāt* regelrecht. Die Verwendung des Prokeleusmatikos im Senar ist an die Bedingung geknüpft, daß die Iktussilbe den Wortakzent trägt (*Ter. Phorm. 966 ĕgŏ rĕdĭgam*). Wenn gelegentlich der Iktus eines fallenden Prokeleusmatikos die Tonsilbe nicht trifft, wie *Plaut. Rud. 43 . . . fĭdĭcĭnĭŏ dŏmúm*, so ist es fraglich, ob überhaupt die prokeleusmatische Messung zu Recht besteht, und nicht vielmehr, unter Anerkennung vortoniger Synkope des betreffenden Wortes *fĭdĭcĭnĭŏ* (s. u. S. 257),

der Anapäst herzustellen ist. – Zu solcher weitgehenden Berücksichtigung des Wortakzentes bei dem Bau des Senars steht die Beobachtung, daß viersilbige mit drei Kürzen beginnende Wörter den Iktus regelmäßig auf die erste und letzte Silbe nehmen (*Plaut. Rud. 36 mălĭtĭám*), nur in einem scheinbaren Gegensatz. Die vom Versiktus verlangte Betonung *mălĭtĭam* ist nämlich tatsächlich die ursprüngliche, eine Spur des älteren Akzentgesetzes der lateinischen Sprache, demzufolge der Ton auf die erste Silbe eines jeden Wortes fiel. – In Versen wie *Plaut. Rud. 31 ... argūmentum ĕlŏquār* fallen Wort- und Versakzent im vierten Fuß nicht auseinander: bei Verschleifung der Endsilbe darf Zurückziehung des Akzentes angenommen werden.

Wie aber bei den Römern die Zusammenfügung der Wörter zum Vers nicht ohne Berücksichtigung des Akzentes der Wörter von statten ging, so läßt anderseits auch die Versbildung die prosodischen Wirkungen des Wortakzentes auf die Quantität an den Tag treten. Einsicht in die Wirkungen des exspiratorischen Akzentes der lateinischen Sprache und des seinem Wesen nach gleichgearteten Versiktus auf die Quantität ist für das Verständnis der römischen Metrik, in Sonderheit der dramatischen, von einschneidender Bedeutung. Erstlich bewirkt der Akzent Kürzung durch Tonanschluß; einsilbige Wörter wie *tū*, *sī* u. ä. erleiden, wenn sie mit *quidem* in Verbindung treten (*Plaut. Epid. 99 tŭquĭdem. Lucil. 475*), Minderung ihrer Quantität (s. *FBücheler, Arch.l.Lex. III [1886] 144 ff.*). – Alsdann kann bei den altlateinischen Szenikern jede von Natur oder durch Position lange Silbe iambischer Wörter unter dem Einfluß der vorausgehenden exspiratorisch betonten Kürze Kürzung erfahren; vgl. z. B. *Ter. Eun. 8 ex Grăecīs bŏnĭs lătīnās fēcīt nŏn bŏnās.* Die unbetonte Endsilbe des iambischen Wortes *bŏnĭs* ist bereits in der lebenden Sprache wegen der Kürze der vorhergehenden Tonsilbe zur Minderung ihrer Quantität geneigt; durch das Hinzutreten des Versiktus zum Wortakzent wird sie vollends mittelzeitig (Iambenkürzung. Gesetz der brevis brevians. s. *CFWMüller, Plaut. Prosodie, Berl. 1869, 83 ff. FSkutsch, Forsch. z. lat. Gramm. u. Metrik I: Plautinisches und Romanisches. Lpz. 1892, 6 f.*). Als iambisches Wort gilt der Sprache, bezw. der Verstechnik auch der iambische Sprechtakt zweier Monosyllaba (*Plaut. Stich. 237 quĭs hăĕc*); dabei verschlägt es nichts, wenn ein Einsilbler des iambischen Sprechtaktes durch Synalöphe aus einem zweisilbigen Wort entstanden ist (*Ter. Ad. 10 ĕum hĭc lŏcúm*). Auch wenn das iambische Wort oder die beiden Einsilbler in die Senkung fallen, ist die pyrrichische Messung statthaft (*Ter. Phorm. 411 hŏmŏ suăvis*). Der entscheidende Grund, der die in der Senkung auftretende Kürzung der Endsilben iambischer Wörter, selbst solcher, die von Natur lang sind, allererst möglich macht, liegt wiederum in der Aussprache iambischer Wörter überhaupt. Bei dem tatsächlichen Zustandekommen der Kürzung im Senar ist aber auch der durch den Satz und Vers bedingte Tonanschluß des iambischen Wortes an das nachfolgende eng zugehörige Wort, dessen erste Silbe Wort- und Versakzent zugleich inne hat, in Rechnung zu stellen (*hŏmŏ suăvis*). – Nächstverwandt der pyrrichischen Messung iambischer Wörter in der Senkung ist die Kürzung der zweiten Silbe iambisch ansteigender mehrsilbiger Wörter mit Wortakzent und Versiktus auf der folgenden dritten Silbe (*Ter. Haut. 71 vŏlŭptāti. Plaut. Epid. 405 pŭdĭcĭtĭam*). Solche Iambenkürzung ist gleichfalls selbst auf naturlange Silben ausgedehnt (s. *FSkutsch, Iambenkürzung und Synizese, Satura Viadrina, Breslau 1896, 130 ff.*), weil auch sie ihre Möglichkeit aus einer Eigentümlichkeit des lateinischen Sprachlebens herleitet. Im Latein werden unbetonte Silben im Wortinnern durch den folgenden Akzent geschwächt (vgl. die Synkope vortoniger Silben, *calfăcio călĕfăcio* aus *călēfăcio, s. WMLindsay-HNohl, Die lat. Sprache, Lpz. 1897, 198*). Aber entsprechend dem sprachlichen Grund der Iambenkürzung in den Anfangsss lben eines mehrsilbigen Wortes kann diese bei naturlangen Silben nur dann eintreten, wenn der Versiktus und die natürliche Betonung übereinstimmen (*pŭdĭcĭtĭam*). – In der plautinischen Prosodie freilich begegnet auch öfters Iambenkürzung zu Anfang mehrsilbiger Wörter, während nur der Satzakzent, nicht der natürliche Wortakzent mit dem Versiktus zusammentrifft (*Plaut. Cas. 453 vŏluptās mea*). Doch betrifft diese von dem wirklichen Sprachleben sich weiter entfernende poetische Freiheit der Iambenkürzung lediglich positionslange, d. h. mittelzeitige Silben. – Ebenso ist es eine Freiheit poetischer Prosodie, die nur für positionslange Silben in Betracht kommt, wenn die pyrrichische Messung einer iambischen Silbenfolge zu Anfang mehrsilbiger Wörter durch den auf die Eingangssilbe des Wortes fallenden Versiktus allein bewirkt wird (*Plaut. Most. 30 iŭvĕntūte*). Weitergehende Freiheit ist auch die Iambenkürzung, die ein kurzes einsilbiges Wort und die lange Anfangssilbe eines mehrsilbigen

vokalisch anlautenden Wortes angeht (*Ter. Phorm. 143 vĕl ŏĕcĭdĭtŏ. Plaut. Trin. 1101 sĕd ĭntus*); auch hier erleidet nur Positionslänge Kürzung. – Im Versanfang überschreitet die Iambenkürzung die hier angegebenen Grenzen, s. *FLeo, Plautinische Forschungen, Berl. 1895, 293 Anm.*

Die Iambenkürzung macht aber nicht nur zahlreiche Messungen der plautinischen Prosodie verständlich, sondern gibt auch einen hauptsächlichen Erklärungsgrund für die in der gesamten lateinischen Dichtung gemäß der Entwickelung der Sprache hervortretende Kürzung der vokalisch oder konsonantisch schließenden Endsilben. Für die Kürzung vokalisch auslautender Endsilben kommt ferner auch der im Satz vor vokalischem Anlaut entstehende prosodische Hiat (*s. u. S. 254*) mit seiner Wirkung auf den auslautenden langen Vokal in Betracht. Die Prosodie der Endsilben ist ein wichtiges Unterscheidungsmittel der verschiedenen poetischen Stile. In hellster geschichtlicher Zeit verläuft die Kürzung des auslautenden -ō. Zu Beginn der Literatur ist dieselbe in den iambischen Wörtern *ĕgŏ, dŭŏ, mŏdŏ* vollzogen; nur ausnahmsweise füllt die Endsilbe von *ego* bei Plautus (*Poen. 1185*) die Länge einer Senkung; in seltenen Fällen tritt in der daktylischen Dichtung die Endsilbe von *modo* in die Hebung, noch seltener – wohl nur in Imitation der griechischen Prosodie ἐγώ – die von *ego* (*Val. Fl. VIII 158*), oder gar die von *duo*. Des weiteren wird die dramatische Iambenkürzung, die sich überhaupt auf sämtliche iambische Wörter und dementsprechend auch auf sämtliche mit schließendem -ō erstreckt, von der daktylischen Poesie und der klassischen Sprache in bestimmten häufig gebrauchten Wörtern wie *hŏmŏ* u. ä. aufgenommen. Alsdann zieht die Kürzung auch kretische Wörter in ihren Bereich (*Hor. sat. I 4, 93 mentĭŏ*). Ein spondeisches auf -ō endigendes Wort begegnet als Trochäus zuerst *Prop. III 9, 35* (*findŏ*), während Ovid bereits seinen Namen *Nāsŏ* stets trochäisch verwendet. Nur das -ō des Dativs und Ablativs bewahrt während der klassischen Zeit überall seine Länge. Erst bei Iuvenal findet sich eine vereinzelte Kürzung wie *sat. 3, 232 vĭgĭlandŏ*. – Früher als die in ihren einzelnen Fortschritten verfolgbare Kürzung des -ō fand diejenige des auslautenden -ā im Latein statt. Sichere Spuren der ursprünglichen Länge des -ā im Nom. Sing. der ā-Stämme und im Nom. und Acc. Plur. der Neutra sind nicht einmal bei Plautus vorhanden. Erhalten blieb die Länge des auslautenden -ā nur im Abl. Sing. der -ā-Stämme, außerdem in den Indeklinabilia auf -ā (*antĕā, propterĕā, suprā* usw. *trīgintā* usw.) und schließlich im Imper. der 1. Koniugation. Ungeachtet der bei Plautus möglichen Kürzung sämtlicher iambischen Wörter auf -ā hat die klassische Dichtung nur die pyrrichische Messung des vielgebrauchten Imperativs *pŭtă* (*Pers. 4, 9*) erlaubt. Unter den Indeclinabilia auf -ā werden *ĭtă* und *quĭă* seit Beginn der Literatur pyrrichisch gemessen. *contră* und *frūstră*, Spondeen bei den Klassikern, gelten bei Plautus, *contra* zuletzt bei Ennius und dann wiederum nach Hadrian (*CLE. 1254*) für Trochäen. Der spondeischen Messung von *frustra* und *contra* entspricht die Ursprungserklärung dieser Adverbia als Ablative des Femininums, der trochäischen diejenige als Akkusative des Neutrums. – Auslautendes -ē bewahrt seine Länge im Abl. Sing. der -ē-Stämme überall in der lateinischen Dichtung abgesehen von gelegentlicher Iambenkürzung bei Plautus (*Pe. 243 fĭdĕ*). Dagegen hat auch in die daktylische Poesie die plautinische Iambenkürzung der Imperative der 2. Koniugation in einigen besonders durch Tonanschluß abgeschliffenen Wörtern wie *căvĕ, vălĕ, vĭdĕ* Eingang gefunden. Die lange Endung der Adverbia auf -ē behält ihre Quantität später in der nachplautinischen Zeit, auch in iambischen Wörtern, während Plaut. *Poen. 1280 prŏbĕ* mißt. Andrerseits hat sich vor Beginn der Literatur der pyrrichische Gebrauch von *bĕnĕ* und *mălĕ* eingebürgert. Die Adverbia *saepĕ, impūnĕ, tĕmĕrĕ* wie ebenso *Enn. ann. 73 lūdĭcrĕ* sind Akkusative des Neutrums. – Daß nirgendwo das schließende -ĕ des Infinitivs Langmessung aufweist, ist wegen plautinischer Versschlüsse wie *Asin. 250 fingĕrĕ fallācĭám* zu bemerken. Hier handelt es sich um die Verwendung einer Kürze in der Diärese vor dem zweitletzten Iambus, d. h. ebenso wie z. B. bei dem Gebrauch des Nom. *ăquĭlă* in der semiquinaria des Hexameters *Enn. ann. 147* nicht um eine prosodische, sondern um eine metrische Erscheinung (*s. o. S. 242 und u. S. 254*). – Scheinbar gelängtes ablativisches -ĕ konsonantischer Stämme der 3. Deklination (*Plaut. Men. 478 dĕ partĕ mĕā*) erledigt sich als orthographische Variante durch Anerkennung des Ablativsuffixes der ī-Flexion (*partī* aus *partīd*). – Kurzmessung von auslautendem -ī begegnet in der plautinischen Iambenkürzung (*ăbĭ dĕdĭ dărĭ, dŏmĭ ĕrĭ pārĭ*). Die spätere Zeit kennt mittelzeitiges auslautendes -ĭ nur in den Wörtern *nisĭ quāsĭ ibĭ ŭbĭ mihĭ tibĭ sibĭ*. – Auslautendes -ū wird nur von Plautus in iambischen Wörtern gekürzt.

Über die unmittelbaren und analogischen Wirkungen der Iambenkürzung hinaus sind die konsonantisch geschlossenen Endsilben im Latein mit Ausnahme der auf *-s* endigenden in geschichtlicher Zeit gekürzt worden (*s. Lindsay-Nohl, Die lat. Sprache, Lpz. 1897, 241ff.*). Bei Plautus erscheinen Formen wie *nōmĭnāt attĭnēt exĭt dēsĭt dēsīdĕrēt* usw. kaum irgendwo unter Kurzmessung der Endsilbe. Nur da, wo solche Formen iambische Wörter ausmachen (*ămăt dĕcĕt pĕrĭt* usw.) ist die Kürzung zuhause. Ennius füllt mit Flexionsendungen wie *-āt* und *-ēt* die Senkung des Daktylos (*ann. 371 ponĕbāt ántĕ sălūtem. 83 éssēt índŭpĕrātor*). Doch macht sich andererseits bereits zur Zeit des Ennius der kürzende Einfluß des Schlußkonsonanten, der dentalen Tenuis, auf den vorausgehenden langen Vokal der Verbalendung geltend (*ann. 138 mandĕbăt hŏmŏnem. 222 potéssĕt in ármis*). Die klassische Dichtung setzt die ursprünglich langen Endungen der Formen auf *-t* gelegentlich in die Hebung des Daktylos vor vokalischem Anlaut (*Ov. met. III 184 sōlét | aut*). Doch bleibt diese Verwendung der Formen auf *-t* im nachennianischen Hexameter auf die Cäsuren beschränkt, wird also lediglich unter derselben Bedingung zugelassen, unter der auch nicht ursprünglich lange, konsonantisch geschlossene Endsilben mit kurzem Vokal in die Vershebung vor Vokal treten (*s. o. S. 242*). Darnach ist klar, daß der späteren Zeit das Bewußtsein von der ursprünglichen Länge der Verbalformen auf *-t* vollkommen gefehlt hat. Eine Ausnahmestellung nimmt nur in jeder Technik das *-īt* des Perfekts (ursprüngliches *-ēit*) ein. Die Formen *īīt* und *petīīt* und ihre Composita begegnen sogar nirgends mit kurzer Endsilbe; doch findet sich bei Seneca u. a. häufig Kontraktion (*petît* usw. – Vgl. *CLachmann, Comm. in Lucr., Berl. 1850, 206ff. FNeue-CWagener, Formenlehre d. lat. Sprache III*[3]*, Berl. 1897, 426f.*). – Ebenso wie auslautendes *-t* haben auslautendes *-l* und *-r* eine kürzende Wirkung auf voraufgehenden ursprünglich langen Vokal in den Endsilben ausgeübt. Die neutralen Substantiva auf *-ăl* und *-ăr* (*tribunal exemplar* usw., eigentlich Adjektiva auf *-āle* und *āre*) zeigen in der klassischen Poesie kurze Endsilbe, während Plautus z. B. *Aul. 411a bacchanāl* mißt. Auch im Nom. der Substantiva und Adjektiva auf *-ŏr* (*maerŏr, -ōris. maiŏr, -ōris* usw.) wird die Endsilbe bei Plautus entsprechend ihrer ursprünglichen Quantität lang gebraucht, bei den Klassikern dagegen kurz. Endlich verschwindet später die von Plautus noch bewahrte Länge der 1. Pers. Sing. Pass. (*morŏr fatĕŏr utŏr experiŏr morĕr utăr* usw.). Die klassische Prosodie behandelt sämtliche konsonantisch schließende Endsilben mit Ausnahme derjenigen auf *-s* ohne Rücksicht auf ihren Ursprung als Kürzen. – Unter den Endsilben auf *-s* zeigen diejenigen auf *-as, -es, -os*, wie als rein praktische Regel gemerkt werden darf, im allgemeinen langen Vokal. – *Pers. 5, 134* mißt *rŏgās* in iambischer Wortform. – Der Nom. auf *-es* von einem Dentalstamm wie *mīles* (*ĭtis*), der ursprünglich doppelkonsonantisch ausging (*miless* aus **milit–s*) hat bei Plautus und vulgär (*CLE. 263, 1*) lange, sonst kurze Endsilbe. In denjenigen Dentalstämmen freilich, wo *-i* der Endung *-es* voraufgeht, ist die Langmessung allgemein (*abiēs ariēs pariēs*). – Die Endung *-is* erscheint meist als Kürze; lang ist sie im Plural der Deklinationen und in der 2. Person Sing. Praes. Ind. der 4. Konjugation (*audīs*, auch *mavīs*) und im Konjunktiv des Präsens und Perfekts (*possīs velīs* usw. *amaverīs* usw.). Im Nom. Sing. der Substantiva der 3. Deklination begegnet *-īs* nur in Bildungen wie *Samnīs* (aus *Samnītis* synkopiert), und in *sanguīs*. – Die Endung *-us* ist kurz abgesehen vom Gen. Sing. und Nom. und Acc. Plur. der *ū*-Stämme. Ebenso erscheint *-ūs* im Nom. einiger konsonantischen Stämme (*virtūs servitūs iuventūs senectūs sālūs pălūs tellūs*). *Hor. ars 65* mißt *pălŭs*. – Auch die Prosodie der Monosyllaba ist vielfach in der szenischen Dichtung eine andere als in der klassischen. Gemeinsam ist der klassischen Sprache mit der plautinischen die Langmessung einsilbiger Substantiva auf *-l* und *-r* mit ursprünglich langem Vokal (*sōl fūr*). Andrerseits ist *cŏr* trotz seines kurzen Vokals bei Plautus *Poen. 390a* als Länge bezeugt; hier erweist sich ursprünglicher Auslaut auf mehrfache Konsonanz als wirksam (*cor* aus **cord*). Auch das Zahladverbium *tĕr* aus *terr*, **ters*) und besonders die Verbalform *ĕs* (*ess*) sind als ursprünglich auf Doppelkonsonanz auslautende Wörter bei Plautus positionslang (*s. FBücheler, RhMus. XLVI [1891] 237f.*). In der daktylischen Dichtung dagegen wird stets *ĕs* gemessen. Der Nom. des Neutrums *hoc* (*hocc* aus *hŏd-ce*), bei Plautus infolge schließender Doppelkonsonanz eine lange Silbe, tritt auch sonst im Latein nur als Länge auf. Der Nom. des Masc. *hĭc* ist bei den Szenikern kurz, bei den Klassikern vorwiegend lang.

Neben die Lehre von Quantität und Akzent tritt diejenige vom Hiat. Wie für die Griechen so ist für die Römer die Vermeidung des Vokalzusammenstoßes an der Wort-

grenze Voraussetzung jeder gebundenen Rede. Die Griechen vermeiden den Hiat durch Ekthlipsis und Aphairesis, durch Abwerfen eines kurzen auslautenden bzw. anlautenden Vokals, oder auch durch Krasis und Synalöphe, durch Bildung eines neuen Wortes nach den Regeln der Kontraktion bzw. durch die Verschleifung der Vokale zu einem durch die Schrift nicht ausgedrückten Laut von der Dauer einer Länge. Die Römer beseitigen den Hiat der Hauptsache nach auf eine einzige Weise: die Vokale beliebiger Quantität oder auch Diphthong und Vokal werden in einer Verschleifung vereinigt, die mit der griechischen Ekthlipsis (Elision) die Vernachlässigung der Quantität des auslautenden Vokales oder Diphthongen gemein hat. Mit der griechischen Synalöphe dagegen hat die römische Verschleifung gemeinsam, daß sie einen durch die Schrift nicht darstellbaren qualitativ neuen Mischlaut erzeugt. Diese Synalöphe der Römer führt bei starrer Durchführung ihres Prinzips zu Härten der Versbildung, insofern sie die quantitative Außerachtlassung auslautender langer Vokale und Diphthonge vor anlautender Kürze ermöglicht (*Ter. Phorm. 30 aequō‿ănimo. Verg. Aen. XII 548 totae‿ădeo conversāe‿ăcies*). Der Komödie erscheint solche Synalöphe noch unanstößig, aber von den Daktylikern wird sie immer seltener zugelassen. Und noch nach anderen Richtungen hin hat die entwickelte daktylische Technik bei der Verwendung der Synalöphe sich Beschränkungen auferlegt. Die Beliebtheit, ja die stilistische Richtigkeit der Synalöphe im Hexameter ist besonders auch von ihrer Stellung im Vers abhängig (vgl. *GEskuche in LFriedländers Iuv.-Ausg., Lpz. 1895, 57ff. ENorden, Komm. zu Verg. Aen. VI, Lpz. 1903, 442ff.*). In bezug hierauf ist zu unterscheiden, ob der Versiktus die durch Verschleifung entstandene Silbe trifft (*Verg. Aen. I 111 ín brĕvĭă‿ét syrtes*), oder ob die Verschleifung in der Senkung, und zwar unmittelbar nach der Hebung eintritt (*Aen. I 55 illī‿índignantēs. I 318 námque‿ŭmĕris*), oder ob sie nach dem Trochäus in der Mitte der Senkung begegnet (*Aen. I 213 lĭtŏrĕ‿ăĕnă*). Der Versiktus trifft den durch Synalöphe entstandenen Laut im klassischen Hexameter ganz gewöhnlich in der 2., 3. und 4. Hebung, selten dagegen in der 5. (*Aen. II 658 ... pătrīō‿éxcidit ŏre*) oder gar in der 6. (*Aen. I 99 ... ùbi‿ingens*). Mit der Synalöphe eines Monosyllabon beginnt den Vers z. B. Horaz *sat. I 1, 52*. Die Beliebtheit der Verschleifung in der 2., 3. und 4. Hebung wird in gewisser Richtung durch die Cäsuren des Hexameters, semiternaria, semiquinaria und semiseptenaria beeinflußt. Die jeweilige Cäsur beschränkt das Auftreten der Synalöphe in der betreffenden Hebung auf die Verschleifung einsilbiger Wörter (*Aen. I 303 córdà vŏlŭtă dĕō‿ín | prīmĭs...*). Doch kann andererseits auch in Versen wie *Hor. ars 87 cŭr ĕgŏ sĭ nĕquĕō‿ígnōrŏquĕ pŏĕtă sălŭtor* trotz der Verschleifung in der 3. Hebung neben der semiseptenaria vor dem enklitischen *que* die semiquinaria nach dem ersten Bestandteil des Compositums *ignoro* anerkannt werden. Synalöphe steht mit der Cäsur, dem Wesen dieser entsprechend, nicht im Widerspruch (*s. o. S. 239*). Überall aber ist im ausgebildeten Hexameter das Auftreten der Synalöphe unter dem Versiktus an die Bedingung gebunden, daß der anlautende Vokal nicht der den Wortakzent tragenden Anfangssilbe eines mehrsilbigen Wortes angehört (Lachmannsche Regel. – *s. Comm. in Lucr. 196ff. vgl. ENorden, Komm. zu Aen. VI 450ff.*): Verschleifungen wie *Verg. Aen. II 624 túm vēro‿ómnĕ ... IX 620 ... sĭnĭtĕ‿ármă. XII 474 ... altă‿ătrĭă* sind Ausnahmen. Iambische Wörter kommen für derartige Verschleifung überhaupt nicht in Frage; solche treten nur mit Monosyllaba in Synalöphe (*Aen. IX 408 suspendīvĕ thŏlō‿āut*) oder mit vortonigen Silben (*VI 336 ... ăquā‿ínvolvēns*). Auch benutzen iambische Wörter die Cäsur, um durch Hiat sich vor Verschleifung zu schützen (*Cat. 66, 11 ... nŏvŏ | auctŭs*). – In der Senkung unmittelbar nach der Hebung begegnet Synalöphe am häufigsten im 1. und 4. Fuß; die letztere Versstelle (*Aen. I 19 ... Trōiănō‿ā sángŭinĕ dŭci.*) ist zusammen mit der 2. Hebung des Verses (*Aen. I 13 Cárthāgō‿Ítălĭám*) der beliebteste Platz der Synalöphe im Hexameter; diese beiden Versstellen gestatten am ehesten die Verschleifung langer Vokale und Diphthonge. In der Senkung unmittelbar nach der 3. Hebung ist die Synalöphe seltener, weil ihr Vorkommen hier eine Verdunkelung der Hauptcäsur im Gefolge hat (*Aen. I 57 ... mollítquĕ‿ănĭmŏs*). Ganz selten ist Synalöphe in der Senkung unmittelbar nach der 5. Hebung (*Verg. georg. I 63 ... érgŏ‿ăgĕ térrāē*). – Synalöphe nach dem Trochäus in der Mitte der Senkung ist im 1., 2. und 5. Fuß keine Ausnahme, allerdings unter der Bedingung, daß es sich um kurze Vokale handelt (*Aen. X 292 séd mărĕ‿ínóffēnsúm ... VI 776 ... nŏmĭnă‿ĕrunt ... IV 322 ... sĭdĕră‿ădĭbam*). Im 3. und 4. Fuß ist Synalöphe nach dem Trochäus auch bei kurzen Vokalen äußerst unbeliebt (*Aen. VIII 364 ... contémnĕrĕ‿ŏpĕs ... VI 201 ... grăvĕ‿ŏléntis Àvérni*). – Treten Wörter,

die auf Vokal schließen, dem seinerseits ein Vokal oder Diphthong voraufgeht, in Synalöphe, so ist nach erfolgter Verschleifung des Schlußvokales sowohl in der daktylischen wie in der szenischen Technik der Römer der Hiat gang und gäbe (*Plaut. Amph. 55 cōmoédiă‿út. Verg. Aen. VI 714 Lēthaēī‿ad flŭmĭnĭs. IV 312 Trŏiă‿antĭquă*). Indes wird Synalöphe eines langen Vokales nach langem Vokal oder Diphthong zwar nirgends von den Szenikern, wohl aber von vielen Dichtern daktylischer Technik gemieden (vgl. *CLachmann, Comm. in Lucr., Berl. 1850, 158ff.*). – In einem Falle wie *Prop. IV 6, 17 Áctĭă Júlēāe* findet keine Synalöphe statt, *Jūlēāe* ist dreisilbig bei konsonantischem Anlaut.

Synalöphe erleiden aber im Latein nicht nur die vokalisch auslautenden Silben, sondern auch die auf *-m* schließenden. Doch ist die Behandlung des auslautenden *-m* bei szenischen und daktylischen Dichtern verschieden. In der daktylischen Dichtung wird schließendes *-m* vor Vokal abgeworfen, so daß Synalöphe entsteht (*Verg. Aen. VI 2 ét tandem‿Eŭbŏĭcĭs Cūmărum‿adlăbĭtŭr*), vor Konsonant beibehalten, so daß die mit *m* geschlossene Silbe Hebung wie Senkung zu füllen vermag (*Aen. VI 87 . . . spūmántem sánguĭnĕ*). Ennius erscheint als Schöpfer dieser Regel, die er selber freilich noch in zwei Ausnahmefällen verletzt (*ann. 332 . . . mĭlĭă mĭlĭtŭm | óctō. 494 dúm quĭdĕm ‚ ŭnŭs . . .*). Die plautinische Prosodie weicht von der daktylischen erstlich dadurch ab, daß in ihr die bei Ennius ausnahmsweise vorkommende Verhinderung der Synalöphe durch Schluß-*m* eine häufigere Erscheinung ist (*Most. 21 corrúmpĕ‿ĕrĭlem | ădŭlēscéntem | óptŭmúm*); die Regel freilich ist auch bei Plautus die Synalöphe über *m* hinaus (*Most. 4 . . . vīvam‿úlcīscăr*). Außerdem hat Plautus die Positionskraft des schließenden *m* vor Konsonanten wenigstens im Wort *enim* vernachlässigt; *enim* wird vor Konsonanten nicht nur gelegentlich, sondern ausnahmslos in der Komödie pyrrichisch gebraucht. Zur Erklärung dieser Erscheinung reicht die lambenkürzung nicht aus; selbst Ennius wirft noch einmal das Schluß-*m* von *enim* ab (*ann. 371 nŏn ĕnì(m) rūmōrĕs*). – Auch auf *-s* schließende kurzvokalische Silben haben möglicherweise in der szenischen Technik die Synalöphe über den Endkonsonanten hinaus zugelassen; eine Reihe von Versen (*Plaut. Amph. 55 cōmŏëdĭa‿út sīt ómnĭbŭ(s)‿ĭsdem vórsĭbús*) erscheint bei angenommener Unterdrückung des Schluß-*s* richtig gebaut, während sie sonst mit dem Gesetz vom zerrissenen Anapäst (*s. o. S. 246*) in Widerspruch stehen. In der daktylischen Technik freilich ist die Synalöphe über *s* hinaus nirgends zu finden. Dagegen tritt die Schwäche des Schluß-*s* nach kurzem Vokal in der daktylischen Dichtung vor konsonantischem Anlaut hervor. Von Ennius (*ann. 52 . . . gĕnĕtrĭx pătrĭ(s) nóstrī*) bis Catull (*116, 8 . . . tŭ dăbĭ(s) súpplĭcĭúm*) und Lucrez ist Vernachlässigung der Positionskraft des Schluß-*s* kurzvokalischer Silben erlaubt, während zugleich nur ausnahmsweise solche Auslautssilben vor Konsonant als Längen in die Senkung treten. Auch bei Plautus ist in einem Senarschluß wie *Bacch. 313 . . . óccīdístĭ(s) mĕ* die Unterdrückung des *s* klar ersichtlich. – In Zusammenhang mit der Synalöphe bei auslautendem *m* und *s* und der prosodischen Behandlung dieser Endkonsonanten ist auch des plautinischen Hiates nach Silben mit ursprünglichem Auslaut auf *-d* (im Ablativ, Imper. auf *-tōd* und Acc. des Personalpronomens) zu gedenken. Ebenso wie die plautinische Technik sich des auslautenden *m* bedient, um den Hiat zu verhindern, obschon sie anderseits ganz gewöhnlich unter Vernachlässigung dieses Konsonanten Synalöphe stattfinden läßt, treten auch die ursprünglich auf *-d* nach langem Vokal auslautenden Ablative nebst den Akkusativen des Personalpronomens bald in Synalöphe, bald in prosodischen Hiat (*Men. 91 sŭō‿árbitrātū(d) ádfātim. 563 . . . cúm cŏrōnā(d) ĕbrĭús. Bacch. 909 tēd óbsĕcrŏ. – s. FBücheler-JWindekilde, Grundriß d. lat. Decl., Bonn 1879, 92ff.*).

In den Fällen, in denen ursprünglicher Silbenschluß auf *-d* oder *-m* bei Plautus die Synalöphe verhindert, ist der Hiat sprachgeschichtlich gerechtfertigt. Solcher prosodische Hiat, der im lateinischen Sprachleben seine Begründung besitzt, läßt sich aber auch in noch anderen Arten des Vokalzusammenstoßes erkennen, und zwar nicht nur bei Plautus, sondern auch sonst in der römischen Dichtung. Die Endung *-āe* des Genetivs erleidet bei Plautus nirgends Synalöphe, erscheint vielmehr überall vor Vokalen unter Hiat (vgl. *FLeo, Plaut. Forschungen, Berl. 1895, 308ff.*). Das Vorhandensein der altlateinischen Genetivendung *-āī* (*Plaut. Aul. 295 fīlĭāī nŭptĭīs. Lucr. I 29 mĭlĭtĭāī*) gibt zu dieser prosodischen Behandlung des genetivischen *ae* bei Plautus die Erklärung; vor Vokalen ist bei ihm überall die zweisilbige Endung anzusetzen (*Pers. 409 pĕcūnĭāē | accĭpiter* d. i. *pĕcūnĭāī‿accipiter*). Das *āe* des Dativs tritt bei Plautus durchweg in Synalöphe, während das *āe* des Nom. Plur. diese nicht scheut, aber andererseits auch eine bemerkenswerte

Festigkeit vor vokalischem Anlaut besitzt (*Trin. 539 altérnae* | *árbŏrĕs*). Seit Lucilius erleidet auch der Genitiv auf *-āe* Verschleifung. Die spätere Zeit bewahrt die Erinnerung an die ursprüngliche Festigkeit des *-āe*, indem sie in Versen wie *Lucr. VI 716 . . . ĕtĕsĭāe* | *éssĕ fĕrúntur* (*Verg. georg. I 437. IV 461. Aen. III 211. Hor. epod. 5, 100*) unter Verkürzung des Diphthongen denselben in Hiat setzt. – Prosodische Berechtigung besitzt auch der Vokalzusammenstoß nach einem Monosyllabon mit Ausgang auf langen Vokal oder *-m*. Jede Technik römischer Dichtung läßt solchen Hiat zu, obschon auch die Verschleifung der Monosyllaba nirgends fehlt (*Plaut. Amph. 22 . . . quī ‿ íntellĕxĕrăt. Hor. sat. II 6, 29 . . . quám rem ‿ ăgis*). Der lange Vokal der Monosyllaba wird im Hiat gekürzt, sowohl in der Hebung wie in der Senkung. Vgl. z. B. *Ter. Phorm. 27 quĭ̆* | *ăget. 982 dŭm ĕgo ‿ hūc. Ad. 143 năm* | *ĭtást. Hor. sat. I 9, 38 sĭ̆ mĕ* | *ămās.* Auch mehrsilbige Wörter mit auslautendem langen Vokal werden gelegentlich unter Kürzung des Vokals von den Daktylikern in Hiat gesetzt (*Enn. var. fr. 15 Énnĭ* | *ĭmăgĭnĭs. var. fr. 3 Scĭpĭŏ* | *ínvicte*). Die augusteische Dichtung bedient sich dieses letzteren Hiates nur bei Redefiguren (*Verg. buc. 3, 79 vălĕ vălĕ* | *ínquit. 6, 44 Ov. met. III 501*) und Eigennamen (*Verg. georg. I 281 Pĕlĭŏ Óssam. Aen. V 261, Ov. am. II 13, 21*).

Dem sprachlich gerechtfertigten prosodischen Hiat der römischen Dichtung steht der in der Geschichte des Verses begründete metrische Hiat gegenüber. Über den Hiat in der bukolischen Diärese und den Cäsuren des Hexameters *s. o. S. 242*. Auch in einem Verse wie *Verg. georg. I 437 Glāūcō* | *ét Pănŏpĕae* ist der Hiat nach *Glauco* ohne Verkürzung des auslautenden Vokales im Hinblick auf die Versstelle nach griechischem Muster zugelassen (*s. o. S. 234*). – Im Senar ist metrischer Hiat in der Diärese vor dem zweitletzten Jambus gang und gäbe (*Plaut. Amph. 141 fĕrŏ* | *ĭmăgĭném. Asin. 85 Saureám* | *uxŏr tŭá*); dieselbe Versstelle gestattet auch die Bildung der Hebung aus mittelzeitiger Silbe (*Curc. 438 vĕnimŭs* | *in Cárĭám*) oder gar aus kurzvokalischem Auslaut (*Asin. 225 fingĕrĕ* | *fallăcĭám*). Auch wird der Gebrauch der Syllaba anceps an dieser Versstelle durch die Beobachtung geschützt, daß ungewöhnliche Wortformen hier ebenso wie am Versende ihren Platz haben (*Pseud. 767 dănúnt lēnŏnĭám*. Vgl. *WNoetzel, 'De archaismis' . . ., Berl. Diss. 1908*). – Außerdem findet sich in der Hauptcäsur des Senars, der semiquinaria wenigstens bei Personenwechsel Hiat (*Aul. 307 Trin. 432*).

Wo immer sprachgeschichtlich oder metrisch unbegründeter Hiat in der römischen Dichtung vorliegt, ist es Aufgabe der Kritik die Überlieferung zu berichtigen. – Anlautendes *h* vermag nirgends bei den Römern vor dem beginnenden Mittelalter den Hiat zu entschuldigen, so wenig wie das πνεῦμα δασύ bei den Griechen. – Noch erübrigt zum Vokalzusammenstoß in der römischen Dichtung der Hinweis, daß die Synalöphe zwar die hauptsächliche, aber nicht die einzige Weise ist, die den Römern die Vermeidung des Hiates ermöglicht. Die Verbalformen *es* und *est* vereinigen sich auf Grund von Aphairesis mit voraufgehendem vokalischen Auslaut (*Plaut. Most. 34 cūrātĭóst*). Vgl. *OBrinkmann, De copulae est aphaeresi, Diss. Marb. 1906.* – Auch für das Pronomen *iste* kommt Aphairesis des anlautenden Vokals in Frage (*Hor. epist. II 2, 163 mŏdŏ̆ (i)stō*). Die Zusammenziehung von *es* und *est* mit voraufgehender auf *-s* bzw. *-m* endigenden kurzvokalischen Silbe (*fortunatus: fortunatŭs es. – amatust: amatŭs est, amatum est. – amatumst: amatum est*) ist entweder unter Ansetzung von unterdrücktem Schluß-*s* bzw. *-m* als Synalöphe aufzufassen, oder es ist Ausstoßung des anlautenden Vokals nach Konsonant, Prokope, anzunehmen. Annahme von Prokope schützt auch in Fällen wie *Verg. Aen. VI 389 iam (i)stinc* das Monosyllabon vor Verschleifung.

Was den Vokalzusammenstoß im Innern der Worte und die an ihn sich knüpfenden prosodischen Erscheinungen angeht, so zeigt das für die lateinische Sprache überhaupt gültige Gesetz vocalis ante vocalem corripitur in einigen poetischen Messungen besonders weitreichende Wirkung. In den Genetiven *unīus illīus totīus alterīus* usw. hat die Sprache die Länge des *i* nach dem Zeugnis des Quintilian *I 5, 18* erhalten; die Dichtung erlaubt gleichwohl die Kürzung des *ĭ* seit Plautus; ohne Verszwang mißt *Lucr. III, 97 tōtĭŭs*. Die daktylische Poesie gebraucht auch das *ī* von *fīō* in den Formen *fĭĕrī* und *fĭĕrem* stets als Kürze, während Plautus und Terenz noch öfters in diesen Formen *ī* geben (*Bacch. 788 fĭĕrĕt*). Das ursprünglich lange *ū* des Perfekt *fŭī* (*Plaut. Capt. 262. Enn. ann. 377 fŭĭmŭs*) unterliegt für gewöhnlich bereits bei Plautus der Kürzung. Wie die Sprache *prĕhendo* (*praehendo*) gebildet hat, so begegnet die Kürzung von *prăĕ Ov. met. VII 131 praeăcūtāe*.

Des weiteren zeigt die römische Dichtung öfters in griechischen Lehnwörtern die Kürzung der Länge vor Vokal (*Plaut. Asin. 333 Pĕllăeŏ. Ter. Phorm. 339 bălinĕis*). Das Adjektiv *Chĭus* gebraucht Horaz (*carm. III 19, 5*) mit langem *i*, Plautus (*Curc. 78*) mit kurzem.

Aber auch kurzer Vokal (*ĕ, ĭ, ŭ*) erleidet vor Vokal im Latein in zahlreichen Wörtern und Wortformen (*dĕus mĕus tŭos sŭos*, Formen von *is idem ire scire*) noch eine weitere Abschwächung. Bei Plautus verschwindet öfters ein Wort wie *sŭō* mit beiden Vokalen in der Synalöphe (*Mil. 262 sermŏnĕ sŭō ălĭquem*); solche Synalöphe beweist die einsilbige Lesung *sūō*. In der daktylischen Dichtung tritt einsilbiges *sūō* gleichfalls auf (*Lucr. I 1022 ōrdĭnĕ sĕ sūō quăĕquĕ*). Ein Wort wie *ĕōdem* mit dem Wortakzent auf der langen zweiten Silbe wird zweisilbig bei Plautus (*Poen. 895*) und ebenso bei Lucilius (*1191 pŭĕr ēōdem dĕfĕrăt*) gemessen. Für *tŭīs* findet sich *tīs CLE. 430, 8* geschrieben (. . . *iungár tīs úmbră ſigūrīs*). *Lucr. II 991* mißt *sĕmĭnĕ ŏr(ĭ)úndi*. Die durch solche Beispiele veranschaulichte prosodische Behandlung kurzer Vokale vor Vokal pflegt Synizesis genannt zu werden. Eine einleuchtende sprachwissenschaftliche Erklärung dieser Synizese geben RSRadford und WMLindsay (vgl. *Bursian CXXX [1907] 183 ff.*). S. auch *FBücheler, CLE. 54, 6. 248, 3* u. sonst. – Doch werden unter Synizesis auch noch andere Erscheinungen der Prosodie verstanden. Von der lateinischen Synizese ist die Synizese in der Klausel des Hexameters als eine Nachahmung griechischer Verstechnik zu scheiden. Wie Homer *A 15* u. s. χρῡcέῳ zweisilbig mißt, so Vergil *Aen. VIII 372* u. s. *āūrēo*. Die in der griechischen Dichtung übliche Synizese von ε vor langem Vokal wird von der neoterischen Poesie der Römer aufgegriffen und in eigener Ausgestaltung und andererseits Begrenzung verwandt. Die meisten Fälle der Synizese von *ĕ* vor Vokal begegnen in der Klausel des Hexameters; hier bietet auch der Hexameter bester Technik eine Reihe von Beispielen (*Ov. fast. V 637 álvēō*). Vor kurzem Vokal tritt *ĕ* z. B. *Hor. sat. II 2, 21 óstrĕă* in Verschleifung. Vergil allein hat diese Art der Synizese vom Schluß des Hexameters auch auf den Anfang des Verses übertragen (*Aen. VI 280 férrēī*). Unmittelbare Nachahmung griechischer Vorbilder ist auch die Synizese in iambischen Versen griechischer Technik *Hor. epod. 2, 35 lăquēō. Sen. Med. 778 Hércŭleúm.* – Doch auch in der klassischen daktylischen Dichtung der Römer begegnen Synizesen, die sich als echt lateinische darstellen, bei den Griechen keine Entsprechung finden. Nahverwandt mit der Plautus geläufigen Synizese der reduzierten Vokale *ĕ, ĭ, ŭ* ist die konsonantische Behandlung, die Verhärtung der Halbvokale *i* und *u*, die in Wörtern wie *ărĭēs, tĕnŭĭs* u. ä. bei vorausgehender kurzen Silbe die Positionslänge dieser Silbe bewirkt (*Verg. Aen. II 16 ăbjĕtĕ. II 492 ărjĕtĕ. V 589 părjĕtĭbus. V 432 gĕnvă. georg. II 121 tĕnvĭă. Hor. carm. III 4, 41 consĭljum. III 6, 6. sat. II 8, 1*). Nach langen Silben begegnet diese Verhärtung der Halbvokale z. B. *Lucil. 91 mălvistí. Lucr. I 1106 ómnjă. Verg. Aen. I 2, Lāvĭnjăque. VII 237. Hor. sat. I 7, 30. II 8, 21. Pers. 2, 10.* Ovid vermeidet diese lateinische Synizese abgesehen von dem Versschluß *met. XV 718 Antjum*, während er die Synizese nach griechischem Vorbild zuläßt. Ein anderer Dichter bester Technik, Manilius, mißt allerdings *I 182 fórtvĭtŏs* im Gegensatz zu Horaz *carm. II 15, 17 fórtŭĭtum*. Hier handelt es sich aber nicht um eine der lebenden Sprache fremde Verhärtung des *u* in *fortŭītus* von Seiten des Manilius, sondern um eine poetisch freie Erweichung des Halbkonsonanten *u* zum Vokal von seiten des Horaz. Ebenso hat Catull *23, 17* das Wort *pītvīta* (so gemessen *Hor. sat. II 2, 76. epist. I 1, 108*) viersilbig gebraucht (*pītŭīta*). Erweichung von *u* zu Vokal begegnet auch *Cat. 2, 13. Lucr. VI 552 ăqŭāē. 1072 ăqŭāī. Tib. I 7, 40 Hor. carm. I 23, 4 silŭāē. sat. I 8, 17 sŭētāē. Phaedr. I 2, 8* und sonst. Bei solcher Erweichung des Halbvokals scheint poetische Freiheit wenigstens zum Teil mit archaischem Sprachgebrauch zusammenzutreffen, insofern für Plautus z. B *lārŭa* dreisilbig ist. Andererseits läßt sich, was den Halbvokal *i* angeht, bei Plautus *mŭlier* durchweg mit Synizese *muljer* lesen. – Besondere Beachtung verdient die lateinische Synizese in Wörtern wie *Hor. epod. 12, 7 uĭētīs, Stat. silv. I 4, 36 tĕnŭĭŏrĕ. Theb. V 597 tĕnŭĭă óssă*. Hier liegt entweder zusammentreffende Verhärtung von *u* und *i* vor folgendem Vokal vor (*tenvjŏre*), oder Verhärtung des *u* bei gleichzeitiger Abschwächung des *ĭ v(i)ētīs, tenv(i)ŏre*.

Synizese pflegt auch eine Synairesis im Innern des Wortes genannt zu werden, die in poetisch freier Verwendung für den Vers passende Formen darbietet. Die gleichen Vokale *e* und *e* vereinigen sich zu *ē* z. B. in *dēsse* (*Lucr. I 43. Ov. met. I 77* u. s.), *i* und *i* zu *ī* z. B. in *īs* (*iīs*), *mīs*, (*miīs*), *desīt* (*desiīt*) u. sonst. *a* und *i* treten zu *āī* in den

von den Szenikern häufig gebrauchten Formen *aīn, aībam* zusammen. Überall begegnet in der lateinischen Dichtung die Synärese von *e* und *i* zu *ēi* bzw. *ī* (*Plaut. Trin. 945. Enn. ann. 461 dēindĕ. Prop. IV 8, 83 dein. Plaut. Trin. 38 rēi. Verg. buc. 3, 96 rēice. Hor. sat. I 6, 39. Manil. V 373 dēicere. Hor. epist. I 7, 91 Voltēi*). Ebenso ist die Synärese von *o* und *i* in *prōindĕ, prōin* überall möglich (*Plaut. Amph. 311. Sen. Agam. 129. Stat. Theb. I 658*). Außerdem vgl. Synäresen wie *Plaut. Trin. 106. Lucil. 468 fuit* u. ä. – Intervokalisches *u* hindert die Synärese so wenig wie intervokalisches *h*; vgl. Wortformen und Messungen wie *sis* (*sī vīs*), *Plaut. Mil. 1359 oblīscendi* (*oblīvīscendi*). *Plaut. Amph. 1108 dēōrsum* (*dēvorsum*), *dītior* (*dīvitior*) u. ä.; ebenso *nīl* (*nihil*), *mī* (*mihi*), *prēndo* (*prehendo*). *dehinc* wird *Plaut. Trin. 838. Stat. Ach. I 370* u. s. einsilbig gemessen. Vgl. auch *Cat. 98, 6 dīscas* für *dēhīscas* u. ä.

Schließlich liegt noch in einigen Fällen der Synizese Synalöphe zugrunde. Plautus verwendet *Pseud. 899 circumīre* dreisilbig, *Men. 231 circumīmus* viersilbig. Die dreisilbige Messung erklärt sich ebenso wie *Lucr. IV 340 círcum‿ăgĭtúr* (gegenüber *Hor. sat. I 9, 17 círcŭmăgī*) durch Synalöphe in *circum*. Außerdem vgl. *Plaut. Most. 31 antehac. Capt. 641 deártŭātus. Cas. 453 deósculĕr. Trin. 648 praeóptavísti* (*Cat. 64, 120*). *Ov. met. XI 65 anteit. Hor. sat. II 3, 91 quoad. II 6, 67 prout.* – Übrigens ist oft schwer zu entscheiden, ob Synalöphe oder Synärese der Synizese zugrunde liegt, weil die Sprache auch bei der Vereinigung der Präposition mit dem Stammwort durch Kontraktion lange Silben schafft (*prēndo, cōgo* usw.). – Die Messungen *Ov. met. V 105 sēmiănimī. XII 536 sēmihŏmĭnēs* (*Verg. Aen. VIII 194*) scheinen gleichfalls durch Ekthlipis ermöglicht (*sēm(ĭ)ănĭmī*); sonst wenigstens meidet Ovid die Verhärtung der Halbvokale in der Mitte des Verses. – Aufgehen eines *u* in folgendem *u* ist in *rĕlĭcŭŏs* zu beobachten; dasselbe ist bei den Komikern überall und zuletzt bei Lucrez (*III 648 rĕlĭcŭŏ*) viersilbig, fehlt von Lucrez bis Persius, um bei diesem (*5, 87*) in der von nun an gültigen dreisilbigen Messung *rĕlĭcŭs* aufzutreten. – Aufgehen eines *i* in folgendem *i* zeigen die Composita *ăbĭcio, ădĭcio ŏbĭcio*, bei denen die Quantität der Anfangssilbe schwankt. Z. B. tritt neben plautinisches und klassisches *ădĭcio* jüngers *ădĭcio* (*Manil. I 666 hīs ădĭcĕ‿oblīquŏs*).

Der Synizese als poetisch freierer Vokalkontraktion steht gegenüber die Diairesis der Diphthonge. In der römischen Dichtung zeigen viele früher diphthongisch behandelten Wörter in der späteren Zeit Diairesis. Z. B. sind die Dative *ēi, cūi, hūic* bei Plautus (abgesehen von den Formen *ēī* d. i. *ēiēi*, *cūī* d. i. *quoiēi Trin. 558, hūīc* d. i. *hoiēīc Amph. 702*) diphthongische Monosyllaba. In der klassischen Zeit ist einsilbiges *cūī* und *hūīc* allein gültige Messung (*Tib. I 1, 4. I 2, 41*); Seneca dagegen bietet unter Diärese des Diphthongs zweisilbiges *cŭī* (*Ag. 146. Troad. 852*), Statius zweisilbiges *hŭīc* (*silv. I 1, 107. I 2, 135*). Jambisches *ēī* begegnet ausnahmsweise bei Plautus (*Curc. 360*), später bei *Ov. hal. 34. Germ. Ar. 457.* Diphthongisches *ēi* geben noch *Cat. 82, 3. Manil. III 72* (*ēīdem*). – Die Genitive *ēiŭs, cūiŭs, hūiŭs* treten bei den Szenikern ebenso als Einsilbler wie als Trochäen auf; aber die klassische Zeit läßt die Synärese außer Brauch kommen; einsilbiges *cūiŭs* findet sich zuletzt im Panegyricus auf Messala (*Catal. 9, 35*). – Die Wortformen *dēī* (*dī*), *dēīs* (*dīs*) werden bei den Szenikern und im älteren Latein einsilbig gemessen; erst die Neoteriker (*Cat. 4, 22. Tib. III 5, 22. Prop. IV 1, 5*) verschaffen der bei Ovid und bei den Späteren beliebten iambischen Messung *dĕī, dĕīs* Eingang in die Literatur. – Ein wichtiges stilgeschichtliches Kriterion ist auch die iambische Messung des Gen. Sing. der Substantiva der *io*-Stämme, die abgesehen von *Verg. Aen. III 702 flŭvĭī* nicht vor Properz auftritt (*I 6, 34*). Auch Properz mißt noch ohne Verszwang *II 1, 24 Mărī*, während früher nur Formen wie *Plaut. Amph. 157 aūxĭlī, Enn. ann. 337 prāemī* vorkommen. Vom Gebrauch der Substantiva unterscheidet sich derjenige der Adjectiva gleichen Stammes, deren Gen. überall auf *-ĭī* endet (*Lucr. I 832 pătrĭī sermŏnis*). Adjektivisch verwandt ist *Cat. 9, 5 nuntĭī*. – Bei der Übertragung des griechischen Diphthongen *ευ* findet sich Diärese *Culex 117 Orphĕŭs. Manil. I 350 Perseŭs.*

Neben den prosodischen Erscheinungen, die den Vokalzusammenstoß angehen, steht die Synkope und verwandte Erscheinungen, die den Zusammenstoß von Konsonant und Vokal betreffen. Der Schwund kurzer Vokale tritt entweder in vortonigen oder nachtonigen (meist nicht positionslangen) Silben ein, niemals aber in einer Silbe, die den Wortakzent trägt. Messungen wie *Enn. ann. 490 cáptĭbus* (*căpĭtĭbus*) *frg. inc. 29 fēstra* (*fenestra*) *CLE. 248, 4 fáclĭa* (*făcĭlĭa*). *Hor. sat. II 3, 283 surpĭte* (*surrĭpite*). *Iuv. sat.*

3, 263 strĭgĭlĭbus (*strĭgĭlĭbus*) sind als Nachwirkung des älteren Akzentgesetzes aufzufassen; ursprünglich trug jedes lateinische Wort den Hauptton auf der Anfangssilbe. Vortonige Synkope begegnet z. B. bei Plautus und später bei Phaedrus in Wörtern wie *benfĭcium malfĭcium*; sonst vgl. z. B. *Lucil. fr. 317 frigdăria. Lucr. VI 1088 coplăta* Mit nachtoniger Synkope ist z. B. *Plaut. Persa 266 ărdos* (*ārĭdos*) zu lesen, vgl. *Lucil. 733 ărdum.* Außerdem vgl. *Lucil. 84 compóstae. 268 cálda. Verg. Aen. II 379 aspris. Hor. sat. I 2, 113 soldo* u. ä. – Die Synkope stellt aber nicht nur der Dichtung Nebenformen zur Verfügung, sondern verhilft auch zum Verständnis anderer prosodischen Erscheinungen. Wenn z. B. Vergil die unbeliebte Synalöphe eines langen Vokals vor kurzer Silbe (*s. o. S. 252*) gerade in Fällen wie *Aen. II 73 conversī ănimi. XII 3 signarī ŏcŭlis* u. ä. zuläßt, so erklärt die Möglichkeit der Lesung *anmi, oclis* die anscheinende Härte der Versbildung. – Das Auftreten von Doppelformen wie *perĭclum, perĭcŭlum* (*Plaut. Capt. 740 perĭclum vītae mēae tuō stăt pĕrĭcŭlō. Lucil. 905 cūius sĭn pĕrĭclo fĕcĕrĭs pĕrĭcŭlúm*) ist nicht durch Synkope veranlaßt, sondern durch Vokalentfaltung, Anaptyxis: *periclum, cubiclum, poplus, vehiclum, vinclum, saeclum* sind die ursprünglichen Formen. – Diminutiva wie *aurĭcula* widerstreben der Synkopierung. – Synkope des auslautenden Vokals (Apokope) findet sich bei Plautus in *nemp*(*ĕ*) (*Bacch. 188 ... nemp*(*e*) *rēctĕ vălĕt. Cas. 599*) außerdem z. B. in *und*(*ĕ*) (*Mil. 687.* – Vgl. *FSkutsch, Plautinisches und Romanisches, Lpz. 1892*). Plautinischem *făcĕ, dīcĕ, dūcĕ* gegenüber sind bei den Klassikern *făc, dīc, dūc* die alleinigen Formen. Vgl. auch *Cat. 27, 2 ingĕr.*

Die Messung der positionslangen Silben (d. h. mittelzeitigen; s. *Lindsay-Nohl, Die lat. Sprache, 149ff. AMarx, Hülfsbüchlein für die Aussprache der lat. Vokale in positionslangen Silben.*[3] *Mit einem Vorwort von FBücheler, Berl. 1901, V*) entspricht in der römischen Dichtung im allgemeinen der jeweiligen Technik der griechischen Vorbilder. In der szenischen Dichtung herrscht die Correptio Attica (*s. o. S. 237*); für die daktylische Dichtung ist Homer maßgebend. Im Hexameter wird kurzvokalischer Auslaut vor anlautender Doppelkonsonanz abgesehen von Muta cum liquida nur ungern als Kürze gebraucht; vereinzelt, meist in der Klausel, begegnen Messungen wie *Lucil. 375 accurerĕ scribas. Lucr. I 372 cederĕ squamigeris. IV 849 mollĭă strata. Verg. Aen. XI 309 ponitĕ spes. Hor. sat. I 5, 35 praemĭă scribae. Ov. met. II 24 lucentĕ smaragdis* (*Lucr. IV 1126*). *her. 1, 87 altă Zacynthos* (*Verg. Aen. III 270*). Freilich erscheint kurzvokalischer Auslaut vor solcher Doppelkonsonanz in der Senkung auch nicht unbedenklich als Länge; vielmehr pflegt die beste Technik konsonantisch geschlossene oder lange offene Silben vor Wörtern, die mit anderer Doppelkonsonanz als M. c. l. anlauten, in die Senkung zu setzen (*s. o. S. 236*). – Selten wird im Hexameter oder in iambischen Versen auslautender kurzer Vokal in der Hebung vor Doppelkonsonanz gelängt (*Cat. 4, 9 Propontidă trucemve. 18 impotentiă freta*). – Positionslange Silben unterliegen in der szenischen Technik meistens leichter der Kürzung als naturlange, was sich besonders in der Iambenkürzung zeigt. – Außerdem hat die Positionslänge von *ille* unter dem Einfluß der Tonanschlüsse, die das Wort einging, gelitten; die erste Silbe begegnet als Kürze bei Plautus (*Curc. 413. Merc. 657. Trin. 137, Mil. 1170*) und auch noch in späterer Zeit (*CLE. 130, 2*). – Schließlich läßt sich unter Vernachlässigung der Positionslänge im Anfang des Senars, z. B. *CLE. 24, 1 imminét* anapästisch lesen. – Vgl. auch *Ter. Phorm. 936 immŏ vĕro.*

III. ÜBERBLICK ÜBER DIE ANTIKEN VERSMAASSE

Einführung in die antike Metrik als historische Disziplin und Teil einer Stilgeschichte der antiken Dichtung läßt sich nicht durch die kurzgefaßte Darstellung der hauptsächlichen Gesetze der verschiedenen griechisch-römischen Versmaße gewinnen. Nur die Beobachtung der vielfältigen Entstehungsbedingungen einzelner meistgebrauchter Verse auch nach der prosodischen Seite hin ist imstande, die empirische Erfassung der grundlegenden Begriffe Arsis, Thesis, Katalexe, Brachykatalexie, Cäsur, Diärese, Synaphie, Kolon, Langvers, Auflösung der Hebung, freier Senkung und Anaklasis herbeizuführen. Ein möglichst vollständiger Abriß der Forschung, die in neuerer Zeit der Geschichte des Hexameters und Trimeters, der gebräuchlichsten Maße der Alten und zugleich zweier technisch verschiedenen Maße, gegolten hat,

wird am ehesten in die Arbeitsweise historischer Metrik einleiten, die aus prosodischen Beobachtungen vorwiegend ihre Schlüsse zieht. Zugleich kann die zu fordernde Ausnutzung der Metrik für die Stilgeschichte, für die chronologischen und antiquarischen Einzelfragen derselben und nicht minder für deren pragmatischen Verlauf überhaupt, nur durch ausführliche Vornahme einzelner auserlesenen Maße in Kürze veranschaulicht werden. Vorbildlich für die stilgeschichtliche Benutzung der Metrik ist in neuester Zeit das Werk von *FBücheler, Carmina latina epigraphica I, II, Lpz. 1895/97*, durch seine Anlage nach metrischen Gesichtspunkten geworden.

Das metrische System des Hephaistion (*ed. MConsbruch, Lpz. 1906*), der Niederschlag alexandrinischer Philologie ist für die moderne Metrik von höchstem Wert, für sie von gleicher Bedeutung wie das Studium der alten Grammatiker für die Sprachforschung. Aber der Einführung in die Metrik vermag darum Hephaistion doch nicht allein als Ausgangspunkt zu dienen, weil die Regelung von Wort- und Fußgrenze, die der künstlerischen Entwickelung der antiken Versbildung zugrunde liegt, für die Griechen nicht genügend Gegenstand rückblickender Erkenntnis war. Durch Observation, philologische Kritik und Exegese haben in der Neuzeit RBentley, RPorson, GHermann, CLachmann, FRitschl und andere die Metrik als historische Disziplin begründet. In jüngster Zeit hat UvWilamowitz-Moellendorff der modernen Disziplin der historischen Metrik neue Grundlagen gegeben, ihren Aufbau nach mannigfacher Richtung hin vorgezeichnet. Neben dem Handbuch GHermanns, *Elementa doctrinae metricae, Lpz. 1816*, einer unvergänglichen Schöpfung zurückliegender Forschung, bieten die metrischen Interpretationen, die Wilamowitz in Kommentaren zu griechischen Dichtern und in sonstigen zahlreichen Abhandlungen niedergelegt hat, zurzeit die beste Einführung in die Metrik.

Die nach GHermann erschienenen Handbücher der Metrik sind mit Vorsicht zu benutzen. In dem mehrbändigen Werk *Theorie der musischen Künste der Hellenen von ARoßbach u. RWestphal* ist die *Spezielle gr. Metrik von ARoßbach* (*Bd. III 2, Lpz. 1889*) auf die *Gr. Rhythmik* (*I*), *Gr. Harmonik* (*II*) und die *Allgemeine Theorie der gr. Metrik* (*III 1*) von *RWestphal* (und *HGleditsch*) aufgebaut. Anstatt durch prosodische Beobachtung und empirische Forschung suchte Westphal nur zu sehr mit Hilfe der modernen Musik und auf Grund modernen rhythmischen Empfindens das Verständnis der antiken Metrik zu erschließen. Die bleibenden Ergebnisse der Westphalschen Forschung sind dementsprechend gering. Über eine wichtige Erkenntnis Westphals vgl. *UvWilamowitz, Commentariolum metricum, Ind. schol. Gotting. 1905, 11.* – Subjektive Spekulation verschiebt auch das Bild der Tatsachen, die Roßbachs *Spezielle Metrik* in einer an sich dankenswerten Fülle darbietet. – Auch die Benutzung der *Metrik der Gr. u. R. von WChrist*[2], *Lpz. 1879* ist ein arger Notbehelf, weil der Gebrauch dieses Handbuches die nutzlose Einarbeitung in die ihm wie Westphal eigenen Begriffe des 'kyklischen Daktylos', der 'Logaöden' und der 'ἀλογία' nötig macht. Diese Begriffe beruhen zum Teil auf irrtümlicher, zum Teil auf zweifelhafter Ausdeutung unwesentlicher Bemerkungen antiker Autoren. Über das willkürliche, modern empfundene Postulat der Takteinheit griechischer Maße s. *LRadermacher, Bursian CXXIIII* (*Supplementband*) *1905, 2 u. 6.* – Der Abriß antiker Metrik von *PMasqueray, Traité de Métr. Gr., Paris 1899*, dem eine mäßige Übersetzung ins Deutsche von *BPreßler, Lpz. 1907*, zuteil geworden ist, sucht bei dogmatischer Anlage unmittelbare Anlehnung an Hephaistion. – Die Bearbeitung der Metrik in Müllers Handbuch der kl. Alt. von *HGleditsch*[3], *München 1901*, steht unter dem Einfluß Westphals. Die Literaturangaben Gleditschs in diesem Werk werden ergänzt durch seine Berichte bei *Bursian* (zuletzt *Bd. CXXV [1906] 1ff.*).

Ungleich wichtiger als diese metrischen Handbücher sind zurzeit die Wilamowitzschen Einzeluntersuchungen. Der griechischen Metrik ist von Gottfried Hermann bis zu Wilamowitz ein entscheidender Fortschritt deshalb versagt geblieben, weil nach Hermann niemand mit gleichen Kenntnissen die verschiedenen Stile der griechischen Dichtung wie Wilamowitz beherrscht hat. Fast das ganze Gebiet der Metrik hat Wilamowitz in seinen

Darlegungen behandelt, die zum Teil in größere Werke eingeschlossen hier zusammengestellt werden mögen. Für die Metrik der hellenischen Lyrik und des attischen Dramas vgl. die Ausgaben: *Euripides Herakles, 2. Bearb. I, II. Berl. 1895. Euripides Hippolytos, Griechisch und Deutsch, Berl. 1891. Aischylos Orestie, Griechisch und Deutsch, 2. Stück, Das Opfer am Grabe, Berl. 1896. Timotheos, Die Perser, Lpz. 1903. Berliner Klassikertexte V 2, Lyrische und Dramatische Fragmente, Berl. 1907.* Vgl. ferner die Abhandlungen: *Commentariolum metricum I u. II, Ind. schol. Gotting. 1895 u. 1895/6. De versu phalaeceo, Mélanges Weil, Paris 1898, 449 ff. The poems of Bakchylides, ed. by Kenyon, GGA. 1898, 125 ff. Grenfell and Hunt, The Oxyrhynchus Papyri I, GGA., 1898, 673 ff. Die Textgeschichte der griechischen Lyriker, AbhGG IV 3, Berl. 1900. Choriambische Dimeter, S.Ber.Berl.Ak. 1902, 865 ff. Drei Schlußszenen griechischer Dramen, S.Ber.Berl.Ak. 1903, 436 ff. und 587 ff.* – Für die hellenistische Lyrik vgl. besonders: *Die Galliamben des Kallimachos und Catullus, Herm. XIV (1879) 194 ff. Isyllos von Epidauros (PhilUnters. IX) Berl. 1886. Des Mädchens Klage, eine alexandrinische Arie, GGN. 1896, 209 ff. Die Textgeschichte der griechischen Bukoliker (Phil. Unters. XVIII) Berl. 1906, 248 ff.* – Das Neue und Eigene der Wilamowitzschen Forschung mag an dem Beispiel des bereits behandelten iambischen Trimeters in Kürze hervorgehoben werden. Die Betrachtung des Trimeters ging früher von dem Vers des Archilochos aus, das Überhandnehmen zweisilbiger Senkungen und aufgelöster Hebungen in der Komödie wurde als Umbildung und Entartung der Urform des Verses angesehen. Wird aber die Versgeschichte zur Stilgeschichte der Literaturgattungen, die sich des Trimeters bedienen, richtig in Beziehung gesetzt, so verlangen die Auflösungen und zweisilbigen Senkungen des komischen Verses als volkstümliche und naturwüchsige Technik gedeutet zu werden. Der Gegensatz der ionischen Versbildung des Trimeters zum sonstigen Versbau der Griechen ist in der Weise zu würdigen, daß das Sonderleben der einzelnen griechischen Volksstämme und Kulturkreise der geschichtlichen Erforschung der Metrik die Richtlinien gibt. Und wie die Unterscheidung der Stile den Blick für die älteste Form des Trimeters freimacht, so führt die Beobachtung einer sämtlichen Stilen iambischer Dichtung gemeinsamen Besonderheit der Versbildung, der choriambischen Anaklasis des Iambos, zu dem Einzelfuß des Trimeters, dem Element des ionischen Versbaues, dem Viersilbler polyschematistischer Form. Daß Aischylos ebenso wie Aristophanes, Semonides wie Herondas den Choriambos im Trimeter zulassen, ist eine für das System der Wilamowitzschen Metrik grundlegende Erkenntnis, die mit dem zweisilbigen Iambus früherer Metrik endgültig aufräumt; diese Erkenntnis nimmt von prosodisch sicherem Urteil und methodischer Textkritik, nicht aber von irgendwelcher spekulativen Erwägung ihren Ausgang (vgl. *Herakles II 166 f. u. s.*). Die choriambische Anaklasis des Iambos ist dann weiter durch die neuen Papyrosfunde bestätigt worden, und hat sich dadurch, daß sie Textesänderungen aus metrischem Grunde (z. B. *Herond. 4, 20 S. 24 Bücheler und sonst*) unnötig erscheinen läßt, glänzend bewährt. Überhaupt haben die Neufunde der Papyri die Wilamowitzsche Metrik schließlich zur Reife gebracht. An den Fund des Bakchylides knüpft sich die erste Darlegung jener Gedanken über den Viersilbler als Element der Versbildung (*GGA. 1898, 148 ff.*), die in der Abhandlung *Choriambische Dimeter* (*S.Ber.Berl.Ak. 1902, 865 ff.*) vertiefte Wiedergabe und Vollendung erfahren haben. Von diesem letzteren Aufsatz ist für jeden, der in die griechische Metrik Einführung sucht, auszugehen, hier ist zu enden.

In innigem Zusammenhang mit der Wilamowitzschen Forschung steht diejenige von FLeo, der die neuen Erkenntnisse für die lateinische Dichtung mit Meisterschaft fruchtbar gemacht hat. Vgl. *Die plautinischen Cantica und die hellenistische Lyrik, AbhGG. I 7, Berl. 1897. Der Saturnische Vers, AbhGG. VIII 5, Berl. 1905.* – S. auch: *Zur neuesten Bewegung in der griechischen Metrik, NJahrb. IX (1902) 159 ff.*

Vermögen aber auch Beiträge zur Geschichte einzelner Versmaße wie die in den Abschnitten I und II zum daktylischen Hexameter und zum iambischen Trimeter allein Einführung in die Begriffe und die Arbeitsweise historischer Metrik zu gewähren und die Bedeutung dieser Disziplin für die Stilgeschichte ins Licht zu rücken, so wird doch andererseits eine elementare Unterweisung in der Metrik erst vollständig durch den Überblick über eine größere Anzahl ihrer Formen.

1. Der katalektische trochäische Tetrameter (*Archil. fr. 75* κλῦθ' ἄναξ Ἥφαιστε καί μοι | σύμμαχος γουνουμένῳ) hat als ursprünglicher Sprechvers des attischen Dramas

mit dem iambischen Trimeter um den Platz gestritten. In der neuen Komödie häufig verwandt ist dieser Tetrameter auch in der römischen Palliata der hauptsächliche Dialogvers nächst dem Senar. Außerdem tritt er volkstümlich gebraucht bei Griechen und Römern in beliebigen Gedichten auf.

Die Technik des Verses ist in jeder Beziehung die gleiche wie die des Trimeters bzw. des Senars. Der trochäische Einzelfuß _ ⏑ _ ⏑ erweist sich als gleichwertig dem iambischen Einzelfuß ⏑ _ ⏑ _ und seinen anaklastischen Gestaltungen, dem Choriambos und Antispast. Für Auflösung der Hebung und Bildung der Senkung aus zwei Kürzen (Setzung des Daktylos) gelten die in der Geschichte des Trimeters für dessen Bildung gekennzeichneten Unterschiede der Stile (*Aristoph. Ach. 318* ὑπὲρ ἐπιξήνου θελήςω τὴν κεφαλὴν ἔχων λέγειν. – S. *UvWilamowitz, Iyllos v. Epid.* (*Phil. Unters. IX*) *Berl. 1886, 7ff.*). – Die lateinische Umgestaltung des kat.troch. Tetrameters (*Plaut. Amph. 157 rĕmĭgĭŏ vēlŏquĕ quántum | pŏtĕris féstīna‿ét fŭgé*) zerlegt den Vers in sieben Einzelfüße, indem sie den Spondeios auch an der 1., 3. und 5. Versstelle zuläßt (versus septenarius, quadratus). Eine Abweichung der Technik des Septenars von der des Senars findet sich nur in dem einen Punkt, daß das Gesetz vom zerrissenen Anapäst für den 1. Fuß des Septenars keine Geltung hat. Der Septenar darf also mit daktylischem Wort oder mit trochäischem bei daktylischer Bildung des 1. Fußes beginnen (*Ter. Phorm. 863 pŏnĕ | rĕprĕndit . . .*).

Die Übereinstimmung des Septenars mit dem Senar in der Technik abgesehen gerade vom Anfang des Verses rechtfertigt gewissermaßen die antike Erklärung des Septenars als Senar mit vorausgeschicktem Creticus. Diese antike Ableitung des Septenars aus dem Senar ist ein unterrichtendes Beispiel der durch Varro hauptsächlich vertretenen παραγωγή aller Metra aus dem heroischen Hexameter und dem iambischen Trimeter. Solche metrische Theorie steht im Gegensatz zu dem alexandrinischen bei Hephaistion vorliegenden metrischen System, das sämtliche Versmaße in μέτρα πρωτότυπα (δακτυλικόν, ἀναπαιστικόν usw.) zerlegt. Vgl. *FLeo, Herm. XXIV (1889), 380ff.*

Die Zusammensetzung des troch. Tetrameters aus einem akatalektischen und einem katalektischen Dimeter wird bewiesen durch die Diärese nach der 4. Senkung. Doch ist Synaphie der beiden Kola, die öfters in der Komödie begegnet (*Aristoph. Wolk. 607. Plaut. Trin. 1145*), das natürliche Ergebnis der Entwickelung des Langverses, und wird nicht wie bei dem elegischen Pentameter durch Katalexe des Vordergliedes behindert. Wenn Plautus im Gegensatz zu den Griechen trotz der auch ihm geläufigen Synaphie der Kola gelegentlich den Hiat in der Diärese zuläßt (*Stich. 730*), so entschwindet ihm bei dem Gebrauch des Lehnverses das Bewußtsein, daß die Diärese nicht nur die Fuge, sondern auch die Kommissur des Langverses darstellt. – Wo immer im römischen Septenar die Diärese als Cäsur die Gliederung des Verses übernimmt, pflegt der 4. Fuß trochäisch oder spondeisch gebildet zu werden. Bei Synaphie der Kola ist Cäsur nach der 4. Hebung beliebt; in diesem Falle ist der 3. Fuß ein reiner Trochäus oder ein Tribrachys (*Ter. Phorm. 863 pŏnĕ rĕprĕndit pállĭŏ | rĕsŭpīnō réspĭcĭŏ rŏgŏ*).

Übrigens haben die Römer auch, obschon in der Literatur kaum vor Hadrian, den Septenar nach griechischer Technik gebaut. Dem Senar nach griechischer Technik ist bereits von Catull, Horaz, Seneca u. a. Heimatrecht in Rom verliehen worden. Im klassischen Zeitalter dichtet nur Phaedrus Senare.

2. Weitere Spielarten derselben Verstechnik, der iambischer Trimeter und trochäischer Tetrameter angehören, sind der iambische katalektische Tetrameter (*Hippon. fr. 90* εἴ μοι γένοιτο παρθένος | καλή τε καὶ τέρεινα), der iambische Septenar der römischen Komödie besonders der Atellane (*Plaut. Most. 181 ĕgŏ vĕrum‿ămŏ, vērúm vŏlŏ | dīcĭ mihĭ méndācem‿ŏdi*), und ferner der akatalektische iambische Tetrameter (*Alkm. fr. 10* καὶ κῆνος ἐν cάλεcci πολλοῖc | ἥμενος μάκαρc ἀνήρ), der iambische Octonar der Römer (*Ter. haut. 206 scortārī crĕbrō nŏlunt, nŏlunt | crĕbrō cónvīvārĭér*). – Der iamb.kat. Tetrameter der Griechen pflegt mit Diärese nach der 4. Hebung oder Cäsur nach der 5. Senkung gebaut zu werden. Doch bildet die griechische Komödie auch Verse ohne Diärese oder Cäsur (*Aristoph. Wolk. 1076*); ferner findet sich in der griech. Komödie hier und da die sonst bei

Eintreten der Diärese verpönte Auflösung der 4. Hebung (*Aristoph. Wolk. 1039*) oder Setzung des Anapästes an 4. Versstelle vor der Diärese (*ebd. 1427*). Der römische Septenar ermangelt nirgends der Diärese und der Cäsur zugleich; bei Auftreten der Diärese wird der 4. Iambus rein gebaut. Andererseits begegnet bei den Römern die den Griechen unbekannte Freiheit, die 7. Hebung aufzulösen (*Ter. Ad. 708 sī frāter āut sŏdālis ésset | quī̆ măgĭ(s) mŏrem gĕrĕret*). – Auch wenn Plautus gelegentlich Hiat oder Syllaba anceps in der Diärese des Septenars zuläßt (*Asin. 632. 651*), so steht es dennoch außer Zweifel, daß ein einheitlicher Langvers vorliegt, weil die Abwechselung zwischen akatalektischem und katalektischem Dimeter den Langvers zusammenhält. Der akatalektische Octonar dagegen fällt bei Anwendung von Hiat oder Syllaba anceps in der Diärese von selber in zwei Dimeter auseinander; vgl. z. B. *Amph. 262 nunc pérgam‿ĕri‿ímpĕrĭum‿éxĕquī̆ | et mĕ dŏmúm căpéssĕré.* Die Möglichkeit der Bildung dieses bei den Griechen überhaupt seltenen akatalektischen Tetrameters beruht recht eigentlich auf Synaphie der beiden Dimeter und Cäsur nach der 5. Senkung.

Der trochäische Octonar der Römer (*Ter. Ad. 155 óbsĕcrŏ pŏpŭlārēs fértĕ | mĭsĕro‿atque‿ínnŏcénti‿āuxĭlium*) ist kein Sprechvers. Bei Terenz werden solche Octonare stets durch einen anderen trochäischen Vers, wie durch einen troch.kat. Dimeter (*Ad. 159b hŏdie‿umquam‿ĭtĕrum‿ut vāpŭlét*) zum Abschluß gebracht (Bentleysche Regel. – *S. Terent. rec. Cantabr. 1726, ed. EVollbehr, Kiel 1846, 28 u. 52.*).

3. Die ionische Verskunst, wie sie zuerst am iambischen Trimeter des Archilochos und dem Hinkiambos des Hipponax zu kennzeichnen versucht wurde, und die auch in den iambischen und trochäischen Tetrametern des Dramas hervortritt, hat aber noch andere κατὰ στίχον gesetzte Verse geschaffen neben den bisher vorgeführten. Dieselbe mögliche Umbiegung, Anaklasis des Rhythmus, die Iambos ⏑ – ⏑ –, Trochaios – ⏑ – ⏑, Choriambos – ⏑ ⏑ – und Antispast ⏑ – – ⏑ als einander gleichwertig erscheinen läßt, setzt auch die Silbenfolgen ⏑ ⏑ – – und – – ⏑ ⏑, den ἰωνικὸς ἀπ' ἐλάσσονος (*ionicus a minore*) und den ἰωνικὸς ἀπὸ μείζονος (*ionicus a maiore*) in Beziehung zu den übrigen Viersilblern. Zusammenziehung der beiden Kürzen des Ionikers ist möglich. Besonders beachtenswert ist es, daß die letzte Länge des steigenden Ionikers wie die erste des fallenden durch eine Kürze ersetzt werden kann (⏑ ⏑ – ⏑. ⏑ – ⏑ ⏑). Auflösung der Längen ist durchaus statthaft, aber nicht bei beiden zugleich. Sechssilbige Metra gibt es nicht. Im viersilbigen Ioniker ist stets eine innere Kürze vorhanden. Für die Gesetze und die Geschichte des ionischen Maßes vgl. besonders *UvWilamowitz, Isyll. von Epid. 19ff. und 125ff.* (*Ioniker bei den Lyrikern*). – Die kleinste Einheit des ionischen Maßes, die als selbständiger Vers, wenigstens im späteren Altertum weite Verbreitung erlangt hat, ist der akatalektische Dimeter des aufsteigenden Rhythmus, der Anakreontische Vers: κὐᾰθούς ὡς ἀνὺβρίστως (*Anakr. fr. 63*). In der älteren Dichtung tritt indes dieser Dimeter ebensowenig in stichischer Verwendung unter Zulassung des Hiates und der Syllaba anceps an der Versgrenze auf, wie der akatalektische iambische und trochäische Dimeter, die angesichts der größeren Verseinheiten des iambischen und trochäischen Tetrameters als deren Glieder Erwähnung fanden. Gleichwohl erscheint der ionische Dimeter in gewissem Betracht von Anfang an in der griechischen Dichtung als gebräuchlichere, selbständigere Einheit gegenüber dem iambischen und trochäischen akatalektischen Dimeter; denn wo immer der später stichisch gesetzte anakreontische Vers als Kolon größerer ionischer Versreihen sich zeigt (*Anakr. fr. 63*), begegnet als Ersatzform dieses Dimeters das δίμετρον ἀνακλώμενον: ἄγε δή, φέρ' ἡμῖν, ὦ παῖ. Die Anaklasis, die das δίμετρον ἀνακλώμενον bildet, rechnet nicht mit dem viersilbigen Fuß sondern mit dem achtsilbigen, dem ionischen Dimeter, als bestehendem Ganzen.

Die Verbindung des akatalektischen ionischen Dimeters a minore mit demselben Dimeter in katalektischer Form ergibt den katalektischen ionischen Tetrameter a minore, den Versus galliambus: Γαλλαὶ μητρὸς ὀρείης | φιλόθυρσοι δρομάδες (*Heph. c. 12*), *Sŭpĕr áltă véctŭs Áttis cĕlĕrĭ rătĕ mărĭă* (*Cat. 63, 1*). Die mannigfache Gestalt des Galliambos hat einerseits ihren Grund in dem sowohl im 1. wie im 2. Kolon möglichen Ersatz des ionischen Dimeters durch das δίμετρον ἀνακλώμενον, andrerseits in der beliebigen Auflösung der

Hebungen und in der Zusammenziehung der Kürzen der Senkung zu einer Länge. Bei der Zusammenziehung der Kürzen kann an die Stelle des ἰωνικός der μολοσσός (_ _ _) treten. Durch die Katalexe wird reiner Ionikos zum Anapäst, oder, infolge gleichzeitiger Brachykatalexie, zum Tribrachys (δρομάδες). Der anaklastische Dimeter endet bei Katalexe anstatt auf den trochäischen Viersilbler auf den Kretikos (*Cat. 63, 35 lassŭlāe*) oder den Daktylos (*63, 73 pāenĭtet*); falls die vorletzte Hebung aufgelöst ist, schließt der anaklastische Dimeter mit dem Prokeleusmatikos (*celeri ratĕ mărĭă*) oder der Silbenfolge ∪∪∪_, dem παιών (*63, 3 lŏcă dĕāe*). – Zur Geschichte des Verses vgl. *UvWilamowitz, Die Galliamben des Kallimachos und Catullus, Herm. XIV (1879) 194 ff.*

Neben dem ionischen Tetrameter a minore, dem Galliambos, steht der katalektische ionische Tetrameter a maiore, der Versus Sotadeus: Ἥρην ποτέ φασιν Διὶ | τὸν τερπικέραυνον (*Heph. c. 11*). Für den 1. 2. und 3. Ioniker kann der trochäische Viersilbler eintreten, gelegentlich erstreckt sich die trochäische Anaklasis über den ganzen Vers mit Ausnahme des letzten katalektischen Fußes. Der letzte Fuß entbehrt der Senkung gänzlich; auch kann die 2. Länge des katalektischen Fußes entsprechend ihrer Lage am Versende durch Syllaba anceps vertreten sein. Auflösung einer Hebung in 2 Kürzen und Ersatz der Kürzen der Senkung durch eine Länge ist im Sotadeus überall möglich; nur das Metrum der Clausel duldet keine Auflösung. – In der römischen Satura Menippea (*Petron. 23, 3*) ist der Vers heimisch; auch Ennius bedient sich seiner (*fr. var. 29 ille ictŭ[s] rĕtrŏ réccĭdit | ín nătém sŭpĭnus*). Vgl. *CLachmann, De versibus Sotadeis . . ., Kleinere Schriften II Berl. 1876, 67 ff.*

4. Es liegt auf der Hand, daß noch andere Tetrameter außer dem trochäischen, dem iambischen, dem Galliambos und dem Sotadeios sich durch die abwechselnde Anaklasis des ursprünglichen Viersilblers der ionischen Technik erzeugen lassen. Es fragt sich nur, welche Bildungen die Kunstdichtung aufgegriffen und zu festen Formen stilisiert hat. – Der polyschematistische Eupolideische Vers: ὦ θεώμενοι κατέρῳ πρὸς ὑμᾶς ἐλευθέρως *Arist. Wolk. 518*) stellt Trochäus, Choriambos und Antispast in wechselnder Reihenfolge zusammen bei Katalexe des letzten Metrums. – Der polyschematistische Kratineios: Εὖτε κισσόχαιτ' ἄναξ χαῖρ' ἔφασκ' Ἐκφαντίδης (*Heph. c. 15*) vereinigt den Choriambos hauptsächlich mit dem Iambos, verwendet aber auch den Trochaios. Bei Katalexe des letzten Viersilblers kann an Stelle des Iambos die Silbenfolge ∪_∪, der ἀμφίβραχυς treten (καὶ ξυνέγιγνόμην ἀεὶ τοῖς ἀγαθοῖς φάγροισιν *Heph. c. 15*).

5. Wie die Anaklasis des ionischen Viersilblers eine Hauptursache der Mannigfaltigkeit der griechischen Versbildung ist, so hat auch die Freiheit der Senkungen des Viersilblers die Neuschöpfung selbständiger Versformen veranlaßt. Bei Unterdrückung einer der beiden Senkungen des Viersilblers tritt an seine Stelle der κρητικός _∪_, bezw. der βακχεῖος ∪__, oder der παλιμβάκχειος __∪. Gleichwertig mit dem Kretikos sind die Silbenfolgen _∪∪∪ und ∪∪∪_, der παιὼν πρῶτος und τέταρτος. Dem mit Auflösung einer Hebung gebauten βακχεῖος bezw. παλιμβάκχειος entspricht der παιὼν δεύτερος ∪_∪∪, bezw. der παιὼν τρίτος ∪∪_∪. Über den Paion als Abart des Viersilblers und als Grundform des Kretikos vgl. *UvWilamowitz, Chori. Dim. 886, 3* und die Literaturnachweise dort.

Der hauptsächliche Vers des paionisch-kretischen Rhythmus ist der akatalektische kretische Tetrameter: αὐτόματα πάντ' ἀγαθὰ τῷδέ γε πορίζεται (*Arist. Ach. 976*). Stichisch verwandt, mit Hiat am Versschluß findet sich dieser Tetrameter in der griechischen Komödie selten, häufig dagegen bei Plautus (*Amph. 220 dispertíti vírí dispertíti ordínés*). Regelmäßiger als die Griechen zerlegt Plautus den Vers durch Diärese in 2 Kola; die Hebung vor der Diärese wird nicht von ihm aufgelöst. Andrerseits erlaubt sich Plautus die von den Griechen gemiedene Freiheit, Längen in die Senkungen des 1. und 3. Fußes zu setzen. – Auch der katalektische kretische Tetrameter ist Plautus geläufiger als den griechischen Komikern (*Most. 329 sí cădés nón cădés quín cădám técum*). – Bakcheen finden sich im griechischen Drama nur vereinzelt in Ausrufen (*Aisch. Eum. 778* στενάζω τί ῥέξω. *Aristoph. Wolk. 708* τί πάσχεις τί κάμνεις); die griechischen Bakcheen pflegen mit Wortschluß an jedem Fußende gebaut zu werden. – Bei Plautus ist der

akatalektische bakcheische Tetrameter ein häufig verwandtes Liedmaß (*Most. 99 aūscúltāte‿argū́mentă dúm dīco‿ăd hánc rem*). Selbst die vor der mittelzeitigen Schlußsilbe gelagerte vorletzte Hebung verstattet Auflösung der Länge (*Most. 91 nŏvā́rum‿āēdĭum ‿ésse‿arbĭtrṓr sĭ́mĭlem‿ĕgo‿hṓmĭnem*). – Vgl. *WilhMeyer, AbhBayrAk. 1886, 95 ff.*

6. Zur der Versbildung aus dem Daktylos und dem ionischen Viersilbler tritt diejenige aus dem ἀνάπαιστος ⏑⏑–. Der Bau anapästischer Verse setzt den Doppelfuß ⏑⏑– ⏑⏑– als einfachen Bestandteil voraus. Stichisch verwandt wird von den Griechen und Römern seit altersher der katalektische anapästische Tetrameter ὅτ᾽ ἐγὼ τὰ δἰκαιὰ λέγων ἤνθουν | καὶ σωφροσύνη νενόμιστο (*Aristoph. Wolk. 962*), *ĕrĭt ét tĭbi‿ĕ̄xóptātum‿óptingḗt | bŏnum‿hăbe‿ắnĭmum nḗ formī́dā* (*Plaut. Mil. 1011*). Die Diärese nach der 4. Hebung zeigt die Zusammensetzung des Tetrameters aus einem akatalektischen und katalektischen Dimeter; der katalektische Dimeter trägt den Namen παροιμιακός. Ersatzformen für den Anapäst sind der Spondeios – –́, der Daktylos –⏑́⏑, und Prokeleusmatikos ⏑⏑⏑́⏑. Doch wird der Prokeleusmatikos vom griechischen Tetrameter ferngehalten. Der Spondeios an 7. Versstelle ist bei den Griechen der Liedgattung der Embaterien allein eigen: ἄγετ᾽ ὦ Σπάρτᾱς ἔνὸπλοι κοῦροι | ποτὶ τὰν Ἄρεως κῑ́νησιν (*Heph. c. 8*). Auflösung der 7. Hebung kennt nur der römische Vers (*Plaut. Mil. 1022 . . . éxpectándo‿excrū́cĭōr*). Dagegen geht auch Plautus der Auflösung der 4. Hebung vor der Diärese aus dem Weg. – In den Plautinischen Anapästen herrscht eine in vieler Beziehung freiere prosodische Technik als im Senar (Literatur hierüber findet sich *Bursian CXXX [1907] 174 f. 212 ff.*).

Liedbildung

Dieselben Metra, die als Urbestandteile der κατὰ στίχον gebrauchten Verse erscheinen, treten aber auch zu größeren Liedern in der antiken Dichtung zusammen. Liedreihen iambischer, trochäischer, ionischer, päonischer, anapästischer oder daktylischer Metra erreichen einen Umfang, der die Ausdehnung stichischer Langverse um ein Vielfaches übertrifft. Von vornherein ist anzunehmen, daß solche aus dem Metrum gebildeten Lieder in mehrere selbständige Abschnitte, Perioden (Perikopen) zerfallen. Der Analyse dieser Lieder erwächst die Aufgabe festzustellen, wo immer die Fermate, der Periodenschluß stattfindet. Den Begriff der Fermate hat CLachmann (*Horatiana, Kleinere Schriften II, Berl. 1876, 86 ff.*) in grundlegender Weise festgestellt. Die Kriterien des Hiates, des katalektischen Metrums und der Bildung der Hebung aus einer einzigen Kürze, der Brachykatalexie (Syllaba anceps), stehen der Analyse der aus gleichen Metren gebildeten Lieder als formale, eindeutige Kennzeichen der Fermate zu Gebote. Indes vermögen die drei genannten Kriterien nur die Mindestzahl der Perioden anzugeben. Wie Hiat und Syllaba anceps an der Grenze stichisch gesetzter Verse nur gelegentlich auftreten, so hat die Analyse gleichförmiger Metrenreihen mit äußerlich nicht gekennzeichnetem Periodenschluß zu rechnen. Z. B. zeigt der aus 78 steigenden Ionikern gebaute Paean des Isyllos (*s. Uv Wilamowitz, Phil. Unters. IX, Berl. 1886, 12 ff.*) nach dem 6., 27. und 55. Metrum Hiat: außerdem ist das 18., 45. und 65. Metrum nicht aus dem Ionikos (⏓⏑––), sondern aus dem Anapäst (⏑⏑–) gebildet, erweist sich somit als katalektisch; schließlich findet sich in der 2. Hebung des 40. Metrums Syllaba anceps, die Hebung besteht aus einer einzigen Kürze. Nach diesen Kriterien zerfallen die 78 Ioniker des Paean in 8 Perioden von je 6, 12, 9, 13, 5, 10, 10 und 13 Versfüßen. Mit solcher Einteilung der Reihen darf sich jedoch die Analyse des Liedes nicht begnügen. Weil die durch Hiat, Katalexe und Syllaba anceps gewonnenen Grenzpunkte mit Sinneseinschnitt zusammenfallen, sind vielmehr auch die Satzschlüsse nach dem 12. und

34. Metrum zu benutzen, um die zweite und vierte Reihe von je 12 und 13 Ionikern in je 2 weitere Perioden von 6 und 6 bezw. 7 und 6 Versfüßen einzuteilen. — Dergestalt gewinnt die metrische Kritik die ursprünglichen Glieder eines cύcτημα ἐξ ὁμοίων κατὰ περιορισμοὺc ἀνίcουc. — Diese am Ioniker beispielsweise veranschaulichte Bildungsart von Systemen aus ungleichen Reihen desselben Metrums erstreckt sich auch auf die Metra anderer Gattung. Anapästische Systeme aus ungleichen Gruppen von Metren gebaut, sind besonders in der Tragödie als Einzugslieder des Chors zu treffen. Den Bau der anapästischen Systeme hat zuerst RBentley erkannt (*Epistola ad JoMillium, Oxon. 1691. Lpz. 1781, 474*). — Die Gesetze der iambischen Systeme hat UvWilamowitz (*Comm. metr. I. II, Ind. schol. Gott. 1895 u. 1895/6*) dargelegt. — Über trochäische aus dem Metrum gebildete Lieder vgl. *UvWilamowitz, Komm. zu Aisch. Choeph., Berl. 1896, 256ff.* — Bei der Analyse der iambischen und trochäischen Lieder ist besonders zu beachten, daß die Senkungen unterdrückt werden können. Z. B. findet sich in den trochäischen Liedern für den Viersilbler sehr häufig der Kretikos, öfters der Spondeios und gelegentlich der Palimbakcheios, am Reihenende auch der Molossos. — Paionisch-kretische Lieder sind in der klassischen Zeit selten. Von der modernen Kritik werden hie und da iambische Lieder als paionische mißdeutet (*s. UvWilamowitz, Comm. metr. I 6ff. GGA. 1898, 140f.*). Nur in der Komödie und im Hymnos wird der Paion häufig verwandt (vgl. *OCrusius, Die delphischen Hymnen, Phil. LIII [1894] Ergänzungsheft*). — Über die Systeme bei Plautus vgl. *FLeo, Die plaut. Cantica und die hell. Lyrik, AbhGG. I, 7 (1897) 23ff.*

Aber nicht sämtliche, aus dem Metrum gebildete Lieder zerfallen in ungleiche Reihen des betreffenden Metrums in der Weise, daß Hiat, Syllaba anceps und Katalexe nebst dem Hilfsmittel der Satzgrenze allein die Gliederung des Systems anzeigen. Z. B. begegnen in der Komödie (*Aristoph. Wolk. 889—949*) auch solche anapästischen Systeme, die innerhalb des ganzen Systems, das aus einer einzigen langen Periode gebildet sein kann, durch gelegentliche Verteilung je zweier Metren auf verschiedene Personen, durch Vermeidung der Auflösung der schließenden Länge des jeweiligen 2. Metrums die Einheit des akatalektischen anapästischen Dimeters hervortreten lassen. In späterer Zeit schließlich, in den Tragödien des Seneca, nehmen die Stelle anapästischer Systeme stichisch gesetzte, durch Hiat und Syllaba anceps abgegrenzte Dimeter ein (*s. FLeo, De Sen. trag. observ. crit., Berl. 1878, 98ff.*). Auch die aus ungleichen Perioden gebauten anapästischen Systeme der griechischen Tragödie klingen oftmals bei katalektischem Schluß des Einzelmetrums auf einen durch Einheit des Satzteiles zusammengehaltenen Paroimiakos aus, das katalektische 2. Kolon des anapästischen Tetrameters. Ein aus 26 Versfüßen gebautes daktylisches System des Sophokles (*Oid. Kol. 228—234*) läßt die 22 letzten Metra ohne äußere Abgrenzung ablaufen; aber der Hiat nach dem 4. Metrum legt es nahe, das ganze System in 6 daktylische Tetrameter mit schließendem Dimeter abzusetzen (s. *GKaibel, Comm. zu Soph. El., Lpz. 1896, 90.*). Der akatalektische daktylische Tetrameter begegnet als Element daktylischer Liedbildung auch z. B. bei Alkman (*Heph. c. 7*). — Daß in den Ionikern des Anakreon der Dimeter auch ohne Abgrenzung durch Hiat, Katalexe oder Syllaba anceps infolge des möglichen Ersatzes zweier Metren durch das δίμετρον ἀνακλώμενον sich als Einheit zu erkennen gibt, ist oben (*S. 261*) bemerkt worden.

Die Analyse der aus dem Metrum gebildeten Systeme führt also vielfach in

ähnlicher Weise zu Kola als Elementen der Liedbildung, wie die metrische und prosodische Beobachtung der stichisch gebrauchten Langverse zu Kurzversen hinführt.

Aber jenen Kurzversen, die als Glieder der Perioden in Systemen oder als Glieder der stichischen Versmaße in ihrer iambischen, trochäischen, ionischen, daktylischen, anapästischen Eigenart erkenntlich sind, stehen andere Kurzverse gegenüber, die einer Zerlegung in derartige Einzelmetra widerstreben. Aus dem Metrum gebildete Kola und Verse vereinigt das griechische Lied mit Elementen wie z. B. dem ποὺς δόχμιος (*Pind. Ol. 1, 30* ψεῦδεσι ποικίλοις. *1, 26* Πόσειδάν, ἔπεσι. *1, 2* ἅτε διαπρέπει), einem Fuß von mannigfacher Gestalt (*s. ASeidler, De vers. doch. trag. Graec. I. II, Lpz. 1811/12. UvWilamowitz, Timotheos 29 u. s.*), dessen Ableitung aus einer der zu festen Formen stilisierten Metrengattungen willkürlich bleibt. Eine Abart des Dochmios ist der ὑποδόχμιος (*Pind. Ol. 1, 29* πού τι καὶ βροτῶν) und auch der sog. ἴαμβος ἰσχιορρωγικός ⏑–⏑–⏑– (*Soph. El. 1260* γε σοῦ πεφηνότος). Als ein anderes derartiges Kolon schwer zu bestimmender Herkunft erscheint das μέτρον Γλυκώνειον (*Pind. Ol. 1, 1* ἄριστον μὲν ὕδωρ ὅ δέ. *Pyth. 8, 2* ὦ μέγιστον πόλι θύγατερ. *Soph. Ant. 108* φύγαδα πρόδρομον ὀξυτέρᾳ), das ebenso wie der Dochmios polyschematistisch auftritt. Mit Vorschlagssilbe begegnet das Glykoneion z. B. *Eur. Or. 816* ὅθεν φόνῳ φόνος ἐξαμεί– (vgl. *UvWilamowitz, Chori. Dim. 867*). Die katalektische Form des Glykoneion ist das μέτρον Φερεκράτειον (*Pind. Ol. 1, 1* χρυσὸς αἰθόμενον πῦρ). Sozusagen als Glykoneion ἀκέφαλον kann das μέτρον Τελεσίλλειον (*Pind. Ol. 1, 28* ἦ θαυμάτ᾽ πολλά καί) gemerkt werden, als katalektisches Telesilleion das Kolon Reizianum (*Pind. Nem. 4, 4* γὲ μαλθάκ᾽ τεύχει). Festgewordene Einzelfüße sind auch für das griechische Lied das μέτρον Ἀριστοφάνειον (*Pind. Ol. 1, 30* ἐξαπάτωντι μῦθοι), das μέτρον ἰθυφαλλικὸν (*Pind. Ol. 1, 55* εἰ δέ δή τιν᾽ ἄνδρα) und Ἀδώνειον (γνῶθι σεαυτόν). Über das Kolon ⏑–⏑⏑–, den pes thymelicus der Römer, vgl. *FLeo, Plaut. Cant. 76.* — Umfangreichere Metra, die der Zerlegung in Einzelfüße bestimmter Art Schwierigkeiten bereiten, sind das μέτρον Φαλαίκειον (*Heph. c. 10* Πάν, Πέλασγικὸν Ἄργος ἐμβατεύων), das auch an das Maß *Heph. c. 7* ἔρος δαῦτέ μ᾽ ὁ λυσιμελὴς δόνει erinnern darf, ferner z. B. das μέτρον Πραξίλλειον (*Heph. c. 11* πληρῆς μὲν ἐφαίνετ᾽ ἁ σελάνα), endlich das μέτρον Ἱππωνάκτειον (*Heph. c. 10* καὶ κνίσῃ τινὰ θυμήσας). Andere Kola, mit denen die griechische Liedbildung als festen Elementen rechnet, entbehren der Benennung wie besonders das Kolon *Pind. Nem. 4, 1* πόνων κεκριμένων. Verschiedene Namen trägt das Kolon des ῥυθμὸς ἐνόπλιος: Ἐρασμονίδη Χαρίλαε (*Heph. c. 15*); dasselbe wird mit freier Senkung gebaut, während die Hebung nur selten Auflösung zuläßt. Entsprechend seiner polyschematistischen Bildungsweise kann das Enoplion mit dem anapästischen Paroimiakos, mit dem ionischen anaklastischen Dimeter, dem iambischen katalektischen Dimeter und ebenso mit dem nach der Cäsur κατὰ τρίτον τροχαῖον liegenden Teil des heroischen Hexameters zusammenfallen.

Diese Kola haben die Senkungen frei, auch gestatten sie, soweit sie nicht unter dem Einfluß der daktylischen Technik stehen, Auflösung der Hebungen. Einige dieser Kola, wie das Reizianum, Ithyphallikon und Adoneion pflegen als Klausel verwendet zu werden. Aber ursprünglich katalektische Bildungen verlieren diesen Charakter, treten mit nachfolgenden Gliedern in Synaphie (*s. UvWilamowitz, GGA. 1898, 149*) und erleiden auch wohl von neuem Katalexe (*Chori. Dim. 893*). Einen weiteren wichtigen Grund der polyschematistischen Bildung dieser Kola gibt die Anaklasis ab (*Chori. Dim. 888 ff.*). Auch das Auftreten der Vorschlagssilbe, der sogenannten Anakrusis (über diese vgl. *Chori. Dim. 867*, außerdem *FLeo, NJahrb. IX [1902] 163. Der Sat. Vers 74 ff.*) trägt zur Mannigfaltigkeit der

Formen bei. Schließlich hat bei der Entstehung dieser Kola eine Eigentümlichkeit griechischer Versbildung mitgewirkt, die der Katalexe am Versende entspricht: das erste Metrum einer aus einander gleichen Elementen gebildeten Reihe tritt vielfach in wesentlich verkürzter Form auf (*s. Herakles*² *II 165 f. Chori. Dim. 887*). Über Veränderung volkstümlicher Verselemente durch Verkürzung und Komprimierung s. auch *FLeo, Der Sat. Vers 78.* – Übrigens ist nicht bei sämtlichen derartigen Kola der Zusammenhang mit einer der ausgebildeten Metrengattungen in gleicher Weise zweifelhaft. Über die Beziehungen des Φαλαίκειον zum ionischen Trimeter vgl. *UvWilamowitz, De versu Phal., Mélanges Weil, Paris 1898, 449 ff.* Das polyschematistische Γλυκώνειον läßt sich vielfach als iambisch-ionischer Dimeter auffassen, vgl. *HWeil, Étud. de littér. et de rythm. grec. Paris 1902.* Doch bedeutet die mögliche Messung eines polyschematistischen Kolons an sich keine Erklärung desselben. Besonders ist festzustellen, ob das Auftreten eines Gliedes an die Umgebung bestimmter Metrenarten gebunden ist. Vorbildlich ist die Weise, wie GKaibel (*Comm. z. Soph. El. 147*) auf Grund prosodischer Beobachtung bestimmt, daß das Kolon ⏑ – ⏑ – ⏑ – nicht iambisch ist, sondern ein Dochmios. Viele der oben aufgeführten Kola wie z. B. das unbenannte Kolon – – ⏑ ⏑ – sind aus volkstümlich freigebauten choriambischen Dimetern entstanden. In solchen Dimetern schwankt das 1. Metrum zwischen sechs Silben (dann Kürzen) und zwei.

Die angegebenen urgriechischen Kola treten teilweise untereinander, teilweise mit Kurzversen, die aus dem Metrum gebildet sind, zu Langversen und Perioden zusammen. Diese machen ihrerseits das aiolische Lied der Chorlyrik und des Dramas aus. Die Wiederholung derselben Reihe von Perioden (oder einer einzelnen längeren Periode) gibt sich als Liedbildung in Strophen. Strophen pflegen epodisch (vgl. das elegische Distichon) auszuklingen. Die Chorlyrik fügt an eine zweimal gesetzte Strophe (στροφή und ἀντιστροφή) eine dritte eigenen Baues, die Epode, und läßt solche dreigliedrige Einheit sich wiederholen. – Im aiolischen Lied wird die Fermate ebenso wie im σύστημα ἐξ ὁμοίων durch die Kriterien des Hiates, der Katalexe und der kurzen Hebungssilbe bestimmt. Eine besondere Erleichterung gewährt der Analyse aiolischer Lieder die bekannte Form der überall wiederkehrenden urgriechischen Kurzverse. Doch ist darauf zu achten, ob die hervortretende Einheit des Kurzverses bei ihrem Ausgang Periodenschluß mit sich führt, oder ob unter Diärese die Periode weitergeht. Bei der Liedbildung in Strophen gibt gelegentliche Synaphie zweier Kola in einer Strophe die Sicherheit, daß in den übrigen Strophen bei wortschließendem Kolon nicht Periodenschluß, sondern Diärese vorliegt. Synaphie und Hiat wechseln nirgends in verschiedenen Strophen desselben Liedes an der gleichen Stelle miteinander ab. Sobald die Diärese als Punkt der Kommissur zweier Glieder empfunden wird, erträgt sie nicht den Hiat.

Die Analyse aiolischer Lieder hat die Aufgabe, anscheinend aus dem Metrum gebildete Kurzverse willkürlicher Größe als wiederkehrende Elemente urgriechischer Verskunst nachzuweisen. Die nach dieser Richtung hin von der alexandrinischen und neuzeitlichen Metrik geleistete Arbeit bekundet sich vielfach in den Namen der Versglieder; z. B. scheint das Γλυκώνειον nach dem Alexandriner, der das Verselement in seiner Bedeutung erkannt hat, benannt zu sein. Das Reizianum trägt den Namen von seinem Entdecker, dem Lehrer GHermanns. Andere Kola benannten die Alexandriner nach dem Text, in dem sie dieselben vorzugsweise nachgewiesen hatten (Τελεσίλλειον, Πραξίλλειον). Die alexandrinische Philologie übernahm die lyrischen Texte in der äußeren Form des Prosatextes, erst sie führte die Kolometrie der Handschriften ein (*s. UvWilamowitz, Isyllos 12 f. Timotheos, 7 f.*). Die erfolgreiche Bestimmung eines Liedelementes bekundeten die hellenistischen poetae docti mit Vorliebe dadurch, daß sie nunmehr das Maß zuerst κατὰ στίχον verwandten (*s. FLeo, Plaut. Cant. 64 ff.*).

Die urgriechischen Kola sind aber nicht nur zu Perioden im Rahmen größerer Lieder zusammengetreten, sondern auch zu stichisch gebrauchten Langversen. Γλυκώνειον und Φερεκράτειον bilden zusammen das Πριάπειον (*Pind. Ol. 1, 1* ἄριστον μὲν ὕδωρ ὁ δὲ χρυσὸς αἰθόμενον πῦρ. *Cat. fr. 1, 1 hunc lūcúm tĭbĭ dēdĭcŏ, cŏnsĕ-*

crŏquĕ Prĭăpĕ). Der Enoplios besteht aus dem eigentlichen κῶλον ἐνόπλιον und dem ἰθυφαλλικόν *Heph. c. 15* Ἐρασμονίδη Χαρίλαε χρημά τοι γέλοιον).

Der lateinische Versus Saturnius, ein ursprünglich italisches Maß (*mălúm dăbúnt Mĕtéllī Nāevió pŏĕtae*) entspricht dem Enoplios; vgl. *FLeo, Der Sat. Vers, AbhGG. VIII 5, 1905.* Außerdem vgl. über den Saturnier *FBücheler, RhMus. LXIII (1908) 321 ff.*

Die lesbische Dichtung des Alkaios und der Sappho hat die aus urgriechischen Kola entstandenen στίχοι und diese Kola selber auf eine von der sonstigen griechischen Verstechnik abweichende Art verwandt. Die lesbische Dichtung ist silbenzählend; die ursprünglich polyschēmatistischen Glieder und Verse hat sie zu Reihen von bestimmter Silbenzahl und gleichbleibender Abfolge von Längen und Kürzen stilisiert. Nur am Versanfang bewahrten auch die Lesbier Freiheiten der polyschematistischen Bildung. Da diese indes keine Änderung der Silbenzahl des Verses herbeiführen durften, so findet sich hier gelegentlich Ersatz einer Länge durch eine einzige Kürze. Die Freiheiten am Anfang lesbischer Verse hat GHermann (*El. doctr. metr. 68 ff.*) unter dem Namen der aiolischen Basis zusammengefaßt. – Das Φαλαίκειον wird bei den Lesbiern zum Σαπφικὸν ἑνδεκασύλλαβον (*Sap. fr. 1* ποικιλόθρον' ἀθάνατ' Ἀφροδίτα). Das Πραξίλλειον kann zum Ἀλκαϊκὸν ἐννεασύλλαβον (*Alk. fr. 18* τὸ δ' ἔνθεν· ἄμμες δ' ὂν τὸ μέσσον. *Hor. carm. III 1, 3 audĭtă mūsārúm sācérdos*) in Beziehung stehen; das Ἱππωνάκτειον vielleicht zum Ἀλκαϊκὸν δεκασύλλαβον (*Alk. fr. 18* ναῖ φορήμεθὰ σὺν μελαίνᾳ. *Hor. carm. III 1, 4 vírgĭnĭbús pŭĕrĭsquĕ cánto*), einem ursprünglichen Dimeter (*s. Uv Wilamowitz, Timotheos 35*). Das Reizianum und eine Form des Dochmios vereinigen sich zum Ἀλκαϊκὸν ἑνδεκασύλλαβον (*Alk. fr. 18* τὸ μὲν γὰρ ἔνθεν | κῦμα κυλίνδεται. *Hor. carm. III 1, 1 ōdī prŏfānum | vólgŭs ĕt árcĕō*); das Reizianum und das Aristophaneion zum Ἀλκαϊκὸν δωδεκασύλλαβον (*Alk. fr. 55* ἰόπλοκ' ἄγνα | μελλιχόμειδε Κύπρoι). Mit dem Glied ⏑ – – ⏑ ⏑ – (*Pind. Nem. 4, 1* πόνων κεκριμένων) schließt sich der Dochmios bei den Lesbiern zum Ἀσκληπιάδειον zusammen (*Alk. fr. 33* λάβᾶν τῶ ξίφεος | χρῡσοδέτᾶν ἔχων. *Hor. carm. I 1, 1 Maecēnās ătāvīs | ēdĭtĕ rēgibús*). Im katalektischen Asklepiadeion tritt an die Stelle des Dochmios das Adoneion (*Aristoph. Ritt. 789* Νίκην ἢ Χαρίτων | ἐστὶν ἑταίρα). Das größere Asklepiadeion (*Alk. fr. 44* μηδὲν ἄλλο φυτεύσῃς πρότερον δένδριον ἀμπέλω) zeigt zwischen dem ursprünglichen choriambischen Dimeter am Eingang und dem Dochmios der Klausel einen weiteren Choriambos. – Von lesbischen Strophen sind besonders die Alkaiische und die Sapphische zu erwähnen. Die Alkaiische Strophe besteht aus dem zweimal gesetzten Alkaiischen Elfsilbler, dem der Alkaiische Neunsilbler und Zehnsilbler folgen. Die Sapphische Strophe besteht aus dem dreimal gesetzten Sapphischen Elfsilbler und dem epodisch angefügten Adoneion. – Über weitere lesbische Strophen vgl. *AKießling-RHeinze, Horaz-Ausg. I⁵, Berl. 1908, 1 ff.*

Über das dorische Lied in Daktylo-Epitriten, Daktylo-Trochäen mit dem Trochaios von der Form – ⏑ – – und anakrusischen Daktylen nach Art des Enoplion (– – ⏑ – ⏑ ⏑ – ⏑) vgl. *ABoeckh, Pind. ed. Lpz. 1811, Tom. I 2: De metris. OSchroeder, Pind. rec. Lpz. 1900, 497 ff.: De metro dactyloepitritico. FLeo, Zur neuesten Bewegung in der griech. Metrik, NJahrb. IX (1902) 159 ff.*

Von dem sonstigen Vers- und Periodenbau unterscheidet sich die Bildung der sog. asynartetischen Verse (vgl. *RBentley zu Horat. epod. 11. Ausg. Cantabr. 1711, Berl. 1869*). Bereits im elegischen Pentameter sind zwei Kola zu einem Vers ver-

bunden, die doch niemals durch Synaphie völlig verschmelzen können. Neben den elegischen Pentameter tritt nun ferner der elegiambische Vers (*Archil. fr. 85* ἀλλᾰ μ' ὁ λῡσὶμελής | ὦ 'ταῖρε, δάμναται πόθος. *Hor. epod. 11, 24 víncĕrĕ móllĭtĭḗ | ămór Lȳcísci mḗ tĕnét*), der aus dem Kolon des elegischen Pentameters und dem iambischen Dimeter gebildet, am Schlusse des 1. Kolon Hiat und Brachykatalexie zuläßt. – Eine Bildung gleicher Art wie dieser Vers ist der iambelegische (*Hor. epod. 13, 10 lĕvā́rĕ dī́rīs péctŏrā́ | sóllĭcĭtū́dĭnĭbús*). – Der elegiambische Vers vereinigt sich mit einem vorausgeschickten iambischen Trimeter, der iambelegische mit einem daktylischen Hexameter zum Distichon.

Der Prosarhythmus

Die antike Kunstprosa, wie ihr Begriff von ENorden im Werke *'Die antike Kunstprosa* (*2 Bde., Lpz. 1898. 2. Abdruck 1909*) geklärt und festgestellt worden ist, zählt unter ihren Postulaten den Prosarhythmus. Als sogenannter Erfinder des Prosarhythmus galt dem Altertum der in der Platonischen Politeia als Gesprächsperson charakterisierte Rhetor Thrasymachos aus Chalkedon (*Aristot. Rhet. III 8. 1409a 2. Cic. or. 39 ff. 175. Suidas s. v.* Θρασύμαχος), Schöpfer der großen, aus einzelnen Gliedern zusammengefügten rhythmischen Periode war Isokrates (*Norden 116ff. UvWilamowitz, Herm. XXXV [1900] 32ff.*). Die Periode der Kunstprosa bedeutet zugleich eine logisch-grammatische wie eine rhythmische Einheit; vgl. *Aristot. Rhet. III 9. 1409a 35 ff.:* λέγω δὲ περίοδον λέξιν ἔχουσαν ἀρχὴν καὶ τελευτὴν αὐτὴν καθ' αὑτὴν καὶ μέγεθος εὐσύνοπτον... *ebd. 1409b 5* ἀριθμὸν ἔχει η ἐν περιόδοις λέξις ... *ebd. 8* δεῖ δὲ τὴν περίοδον καὶ τῇ διανοίᾳ τετελειῶσθαι. Die Periode zerfällt in κῶλα (membra) und κόμματα (incisa), die mit den syntaktischen Teilen der Periode nicht notwendig zusammenfallen. Über die Begriffe κῶλον und κόμμα vgl. besonders *Aristot. Rhet. III 9. 1409b 13. Cic. or. 211. 223. de orat. III 184ff. Quint. inst. IX 4, 122ff.* – In offenbarer Anlehnung an die Metrik sind die Termini der rhythmischen Prosa, Periode, Kolon und Komma, von der rhetorischen Theorie der Antike aufgestellt worden (*Norden 42*). Auch in der Metrik gibt für die Einteilung der Liedsysteme in Perioden der Sinneseinschnitt ein wichtiges Merkmal ab, während die weitere Gliederung der metrischen Periode in Kola von dem logisch-grammatischen Gliederbau des Gedankens unabhängig ist.

Die rhythmische Form der Prosa bezweckt eine ähnliche Kunstwirkung wie die metrische der rezitativen Dichtung und betrifft ebenso wie diese wenigstens in der ganzen klassischen Zeit die Quantitätenabfolge. Auch die sprachliche Voraussetzung der metrisch gebundenen Rede, die Vermeidung des Hiates ist der rhythmischen Prosa eigen: im Text des Isokrates, des Vollenders der Periode, ist der Vokalzusammenstoß durch Auswahl und Stellung der Wörter, durch die prosodischen Mittel der Ekthlipsis usw. ebenso wie in einem poetischen Text in Wegfall gebracht. Hieraus geht hervor, daß die ganzen Perioden des Isokrates in fortlaufenden Rhythmen komponiert sind. Die moderne Forschung hat die rhetorische Vermeidung des Hiates eindringlich untersucht, noch bevor sie den Grund dieser Vermeidung des Hiates, den Rhythmus, in seiner Entwickelung genauer verfolgte. Die Stellung der einzelnen Schriftsteller zum Hiat ist seit GEBenselers Werk über den Hiat (*De hiatu in oratoribus Atticis et historicis Graecis, Fribergae 1841*) immer sorgfältiger bestimmt worden; in die methodische Verwertung der Hiatfrage für die höhere und niedere Kritik führt beispielsweise die Behandlung des pseudoplatonischen Dialogs Alkyon durch *ABrinkmann, Quaestionum de dialogis Platoni falso addictis specimen, Diss. Bonn 1891, 7ff.* vortrefflich ein.

Die hiatfreien Texte sind die rhythmischen; aber erst in der neuesten Zeit ist die wissenschaftliche Bestimmung des Prosarhythmus, seiner Entwickelung und seiner Geschichte geglückt, die erfolgreiche Ausnutzung auch des Rhythmus für die literarhistorische Kritik und die Recensio der Schriftsteller begonnen worden. Die attischen Begründer des Prosarhythmus, Isokrates, Demosthenes usw. bedienen sich einer jeglichen Rhythmengattung, um das Ethos und Pathos des jeweiligen Gedankens zum Ausdruck zu bringen (s. *Norden 911 ff. KMünscher, Die Rhythmen in Isokrates' Panegyrikos, Gymn.-Progr. Ratibor 1908*). Dabei zeigt der attische Prosarhythmus seine Kunst darin beschlossen, daß eine eigentliche Bindung der Rede, die gesetzmäßige Wiederkehr der Quantitätenabfolge ihm durchaus ferne

liegt. Die negative Bestimmung des Prosarhythmus, daß er nicht an Verse erinnern darf, wie sie Aristoteles gegeben hat (*Rhet. III 8. 1408b 30* ῥυθμὸν δεῖ ἔχειν τὸν λόγον, μέτρον δὲ μή) verhilft hauptsächlich zum Verständnis seines Wesens, und erklärt auch die bereits von Aristoteles beobachtete Vorliebe des Prosarhythmus für den Paian. Der rezitative Versbau der Antike kennt in der attischen Zeit keine στίχοι vom Rhythmus des γένος ἡμιόλιον (*Aristot. Rhet. III 8. 1409a 8* ἀπὸ μόνου (παιᾶνος) γὰρ οὐκ ἔστι μέτρον τῶν . . . ῥυθμῶν), nur στίχοι des γένος ἴσον und διπλάσιον. Dementsprechend sind daktylische, iambische oder trochäische Rhythmen sämtlich ungeeignet, die Periode der Kunstprosa zu beherrschen. Aber päonisch gesprochener Rhythmus begegnete nirgends in der Poesie, ihn wählte sich die Kunstprosa.

Die wichtigste Bestimmung des Prosarhythmus aber, die ebenfalls schon Aristoteles in der Rhetorik (*III 8*) darbietet, besteht in der Beobachtung, daß am Schlusse der Periode und ihrer Teile der Rhythmus am sorgfältigsten geformt wird. Schon die Attiker zeigen an denjenigen Stellen des Textes, wo Periode oder Kolon ausklingen, eine merkbare Vorliebe für bestimmte, ausgewählte Quantitätenreihen (*Norden 914. Münscher ebd. 42*). Die spätere griechische Kunstprosa hat eine gesetzmäßige Bindung des Rhythmus am Perioden- und Kolonende vorgenommen, und die ganze lateinische Literatur, soweit sie rhythmisch ist, hat sich nach dem Vorbild der späteren griechischen Kunstprosa gerichtet. Durch solche Abkehr des Prosarhythmus von der Freiheit und Formenfülle der attischen Periode zu mißlicher Beschränkung auf wenige, immer wiederkehrende Motive am rhythmischen Schlußpunkt wird nun aber die philologische Faßbarkeit des Prosarhythmus, sein Wert für die Stilkritik ungemein gesteigert. In der Entdeckung von Klauselgesetzen hat die Erforschung des Prosarhythmus glänzende Erfolge zu verzeichnen.

Das Klauselgesetz der asianischen Kunstprosa, das auch die Römer, in Sonderheit Cicero und Seneca beachten, verstattet vier Formen: 1. die katalektische kretische Dipodie, _ ⏑ _ _ ⏒, 2. die akatalektische kretische Dipodie _ ⏑ _ _ ⏑ ⏓, 3. den Ditrochäus _ ⏒ _ ⏒ (die Rhetorik rechnet nach zweisilbigen Trochäen usw.), 4. (viel seltener) den Hypodochmius _ ⏑ _ ⏑ ⏓ (s. *Norden 917 ff. JWolff, De clausulis Ciceronianis, Jahrb.f.Phil. Suppl. XXVI [1901] 581 ff.*). Durch Auflösung der Längen und Ersatz des Kretikus durch den Molossus _ _ _ oder den Choriambus _ ⏑ ⏑ _ können diese Formen noch abwechselungsreicher gestaltet werden. – Der Ditrochäus (Dichoreus) _ ⏑ _ ⏑ ist die typische Kadenz griechisch-asianischer Manier gewesen; betreffs seiner ist wichtig das Zeugnis Ciceros *or. 212: insistit autem ambitús mŏdĭs plūrĭbús, e quibus unum est secuta Āsĭă māximē, qui dichoreus vocatur cum duo extremi chorei sunt id est e sĭngŭlīs lóngīs ét brĕvĭbŭs. . . . Dichoreus non est ille quidem sua sponte vitiōsŭs ĭn clāūsŭlīs, sed in orationis numero nihil est tam vitiosum quam si sémpĕr ést ĭdem. cadit autem per se ille ípsĕ prāēclārē, quo etiam satietas fórmīdándă est măgis.* Bei Cicero pflegt dem Ditrochäus ein Kretikus, Molossus oder Choriambus vorauszugehen. Über die Ausdehnung der Klausel vgl. *Cic. or. 216 sed hos cum in clausulīs pĕdĕs nŏmĭnō, non loquor de unó pĕde extrēmō: adiungo quod minimum sit próximúm sŭpĕrĭórem, sāēpe ĕtĭám tértĭúm.* – Beispielshalber sind in den letzten Belegstellen aus Cicero zugleich die Rhythmen bezeichnet; ein weiteres Beispiel für die praktische Anwendung des asianisch-römischen Klauselgesetzes mag Seneca entnommen werden: *epist. 114, 16 f.: quid de illa (oratione) loquar in qua verba díffĕrúntur et diu expectata vix ad clāūsŭlās rĕdĕunt? quid illa in éxitū léntă, quălis Cicĕrónis ést, devexa et móllĭtĕr dĕtĭnĕns, nec aliter quam solet ad morem suum pedémquĕ réspóndēns? . . . sic Sallustio vigente amputātāē sénténtĭāē et verba ante exspectatum cadentia et obscura brevitas fuĕrĕ prō cúltu.*

Die textkritische Feststellung der Klauseln muß davon ausgehen, daß im Innern des Rhythmus Hiat unerträglich ist, vielmehr gegebenenfalls Synalöphe Anerkennung verlangt. Überhaupt ist die Prosodie der poetischen Sprache und ihre Geschichte bei der Feststellung der Klausel beständig im Auge zu behalten. Bei den Lateinern ist das Verhältnis des Wortakzentes zum Iktus der Klausel besonders zu beachten. – Die schwierigste Aufgabe besteht für die Prosarhythmik in der richtigen Ansetzung der Schlußpunkte innerhalb der Periode; über den neuen Weg, mit Hilfe traditioneller handschriftlicher Interpunktion eindeutige Richtlinien für die Abgrenzung der rhetorischen Periodenteile, der Kola, zu gewinnen, *s. Norden², Nachträge zu S. 952.* — Bei der Heranziehung des asianischen Klauselgesetzes zur Textkritik muß im übrigen die individuelle Selbständigkeit und schriftstellerische Eigenart der einzelnen Autoren sorgfältig veranschlagt werden. – Im Cicerotext

zeigt die Verletzung des Klauselgesetzes, wie sie z. B. in dem gelegentlichen Vorkommen der adonischen Klausel, der Kadenz des Hexameterschlusses besteht, nicht unbedingt einen Fehler der Überlieferung an; vgl. *Norden 934, 3. ThZielinski, Das Clauselgesetz in Ciceros Reden, PhilSuppl. IX 4 (1904) 163 ff. OPlasberg, Ausgabe von Ciceros Parad. Stoic. usw. Lpz. 1908, 41, 1.* Dementsprechend hat das Gesetz für Cicero mehr die Bedeutung einer Kunstregel, deren Kenntnis gleichwohl für die Recensio wichtig genug bleibt.

In der spätgriechischen Prosa seit dem 4. Jahrh. begegnet ein neues von WilhMeyer entdecktes Klauselgesetz, das entsprechend der damals vollzogenen Umbildung des musikalischen Akzentes der altgriechischen Sprache nicht mehr auf der Quantität, sondern auf dem Wortakzent beruht. Das Meyersche Gesetz, das die byzantinische Prosa in weitester Ausdehnung bis zum 16. Jahrh. beherrscht, bei einzelnen Autoren streng befolgt erscheint, bei anderen wenigstens als Kunstregel in hohem Ansehen steht, lautet (s. *Der accentuirte Satzschluß in der griech. Prosa vom 4. bis 16. Jahrh., Götting. 1891, Gesamm. Abhandl. zur mittellat. Rythmik II, Berl. 1905, 206*): 'die Silben welche einer Sinnespause unmittelbar vorangehen, sollen einen bestimmten Tonfall haben; hiebei soll aber nicht die Länge oder Kürze der Silben, sondern nur der Wortakzent berücksichtigt werden; und zwar sollen vor der letzten Hebung der Art mindestens 2 Senkungen stehen, wie ἁπάντων ἀνθρώπων; nach der letzten Hebung kann stehen, was will; also: διαλέγονται ἄνθρωποι. ἁπάντων ἀνθρώπων. ἅπας σοφός. σοφίαν τιμᾷ.' – Unter den drei Hauptformen des Meyerschen Gesetzes, der akzentuierten adonischen ⏜ ∼ ⏜ ⏜ ∼, choriambischen ⏜ ∼ ∼ ⏜ und doppeldaktylischen Klausel ⏜ ∼ ⏜ ⏜ ∼ ⏜ besitzt die doppeldaktylische für die spätgriechische Prosa dieselbe Bedeutung wie die quantitierende ditrochäische für die asianische Rhetorik. In dieser Kadenz gefällt sich die späte Geschmacksrichtung am meisten. Als anschauliches Beispiel des akzentuierten Rhythmus und seiner Vorliebe gerade für den doppelten Daktylus vgl. die Weihnachtspredigt des Sophronios (*herausg. von HUsener, RhMus. XLI [1886] 501 ff. WilhMeyer, Übungsbeispiele über die Satzschlüsse . . ., Berl. 1905, 25*): Φαιδρὰν τὴν παροῦσαν ἡμέραν ὁρῶ καὶ ὑπερλαμπρον· καὶ διπλοῖς ἡμᾶς καταυγάζουσαν κάλλεσι· καὶ λαμπρότητι διτταῖς καὶ φαιδρότητι λάμπουσαν· οὐχ ὡς ἡλίων δύο διπλοῦν ἡμῖν ὑποφαίνουσαν· καὶ οὕτω διπλαῖς περιαστράπτουσαν χάρισιν· ἀλλ' ἕνα τῆς δικαιοσύνης τὸν ἥλιον φέρουσαν· usw. – Auch in der römischen Kunstprosa herrscht seit dem 4. Jahrh. der akzentuierte Satzschluß (s. *WilhMeyer, GGA. 1893, 16 ff. Gesamm. Abhandl. . . . II 258 ff.*). Ebenso wie bei den Griechen ist es bei den Lateinern das Haupterfordernis der nach dem Wortakzent gebauten Klausel, daß eine mindestens zweisilbige Senkung vor dem letzten Akzent zu stehen kommt. Abweichend von den Griechen legen die Lateiner darauf Wert, die beiden letzten Hebungen auf verschiedene Wörter zu verteilen: auch schenken sie den Silben, die der letzten Hebung nachfolgen, Beachtung. Diesen Gesichtspunkten zufolge tritt die römische akzentuierte Klausel in folgenden Hauptformen auf: 1. Cursus planus: *. . . veritātēm | scrūtārī* (*Amm. XV 1, 1*), 2. Cursus tardus: *. . . quōsdām | ēxtĭnguērēt* (*ebd. 2*), 3. Cursus velox: *. . . limātĭūs | ābsōlvĕmūs* (*ebd. 1*), 4. daktylische Schlüsse: *. . . ŏptīnēt | pŭnctī* (ebd. 4); *pŏstēā | prĭncīpēm* (*ebd. 2, 7*).

Die epochemachenden Entdeckungen WilhMeyers über den akzentuierten Satzschluß in der byzantinischen und mittellateinischen Prosa haben der Philologie die erste Kunde von dem Vorhandensein rhythmischer Formen gegeben, die jahrhundertelang die lebendige Kunstübung der Prosa beherrschten und den Ausdruck der literarischen Sprache auf vielfältige Weise beeinflußten. Die eigentliche Geschichte dieser rhythmischen Formen steht begreiflicherweise noch in ihren Anfängen, zumal da ihr Entdecker von vornherein darauf verzichtete, ihren Ursprung aus der früheren Rhythmik der Hellenen abzuleiten. Nach WilhMeyer wurde der griechische akzentuierte Satzschluß aus der lateinischen Literatur übernommen, während das Aufkommen der rhythmischen Dichtung semitischen Ursprungs mit dem Ausbau der akzentuierten Klausel zeitlich zusammengefallen sei. Das auf den Kretikus sich gründende System der quantitierenden Klausel der lateinischen Prosa sollte nach WilhMeyers Auslegung eines Zeugnisses des Terentianus Maurus über den Kretikus und seine Bedeutung für die Rhetorik (*1439 ff.*) erst gegen Ausgang des 2. Jahrh. n. Chr. ersonnen worden sein. Diesen Konstruktionen WilhMeyers gegenüber ist es das Verdienst ENordens in der Ausführung '*Über die Geschichte des rhythmischen Satzschlusses*' (*Anhang II zur Kunstprosa 909–960*), den Zusammenhang des mittelalterlichen lateinischen Cursus mit der griechischen Kunstprosa erkannt zu haben und damit die große Richtlinie für die Geschichte des Prosarhythmus, seine weitere Erforschung in Einzelarbeiten vor-

gezeichnet zu haben. Das Vorhandensein einer besonderen Beziehung der bei Terentianus Maurus vorliegenden Erörterung über die quantitierende Klausel zur rhythmischen Praxis gerade des 3. und 4. Jahrh. wird ohne den Versuch eines Beweises von WilhMeyer behauptet; vielmehr ordnet sich die Theorie des Terentianus in den Zusammenhang der älteren antiken Zeugnisse über den Kretikus als Grundlage des Prosarhythmus mühelos ein (*Norden 928*). Die klare Ableitung des lateinischen akzentuierten Satzschlusses aus dem quantitierenden, wie er schon bei Cicero und Seneca vorliegt, wird gleichfalls Norden verdankt (*950f.*); die Bedeutung dieser Erkenntnis Nordens haben unter anderen ThZielinski (*Das Clauselgesetz in Ciceros Reden 24*) und UvWilamowitz (*Hermes XXXIV [1899] 213, 3*) trefflich gewürdigt. Cursus planus und tardus entsprechen der kretischen katalektischen bezw. akatalektischen Dipodie, Cursus velox der trochäischen Dipodie mit vorausgeschicktem Kretikus. Schließlich sind auch Vorstufen der byzantinischen Klausel in der quantitierenden griechischen Prosarhythmik nunmehr aufgedeckt (vgl. *UvWilamowitz, Herm. XXXIV [1899] 214ff. Norden, Nachträge zu S. 922*).

Die überaus reiche Einzelliteratur der letzten Zeit zum rhythmischen Satzschluß findet sich zusammengestellt bei *ThZielinski, Das Clauselgesetz in Ciceros Reden, Phil. Suppl. IX 4 (1904) 19ff.* und *HBornecque, Les clausules métriques latines, Lille 1907, S. IXff.*

GRIECHISCHE UND RÖMISCHE LITERATUR

VON

ERICH BETHE · PAUL WENDLAND · EDUARD NORDEN

DIE GRIECHISCHE POESIE[1])

Von Erich Bethe

Die griechische Poesie hat in ununterbrochener Reihe bis zum Ende des 5. Jh. v. Chr. etwa vom 9. an eine Neuschöpfung nach der anderen hervorgetrieben und und in jeder höchste Kunstwerke geschaffen. Die Weltherrschaft in der Kunst hat sich das kleine in zahlreiche Staaten und Städtchen, aber ebenso viel keimreiche Wurzelstöcke von kaum erschöpfbarer Lebenskraft zerteilte Griechenvolk in denselben drei bis vier Jahrhunderten erobert, in denen es erst mühsam ringend sich die Bedingungen selbständiger Entwicklung erwarb, neue Formen des Staates und der Gesellschaft ausbildete und sich seiner Nationalität langsam bewußt wurde im Kampfe mit dem Weltreiche des Ostens. Das Epos hat mit dem 7. Jh. seine letzte Vollendung erreicht, im 7. und 6. werden die Elegie, der Jambus und die zahlreichen Formen des kleinen Liedes wie der großen Chorlyrik ausgebildet, das 5. Jh. gebiert die Tragödie und bildet die Komödie in doppelter Gestalt aus.

Nach kurzer Pause hat die frühhellenistische Zeit um 300 v. Chr., wenn auch nicht Vergleichbares, so doch weithin wirkendes Neues hervorgebracht oder alte Formen mit neuem Inhalt erfüllt. Dann aber ebbt der Flutstrom schöpferischer Dichtung, um erst wieder in der christlichen Kultur für neue Gedanken und Empfindungen, für neue Zwecke neue Formen zu finden.

I. EPOS

1. Am Anfange der griechischen Literatur steht Homer. Unter diesem Namen verstand man einst das gesamte Heldenepos. Doch schon Ende des 5. Jhs. begann die Einschränkung durch die Kritik, die schließlich nur Ilias und Odyssee Homer beließ. Sie allein blieben erhalten, von den anderen nur dürftige Reste. Als Ergebnis langer ernster Kunstübung stellen sie sich dar, einheitlich durch die gleichartige künstlerische Behandlung, Sprache, Vers, Stil. Ins 9. und 8. Jh. darf man etwa die Blüte des heroischen Epos setzen. Beträchtlich früher müssen die Anfänge dieser Kunstform und der Gestaltung des Stoffes liegen, der Heldensage. Sie sind zugleich entstanden oder doch ausgebildet, sie bedingen einander wie Kern und Schale. In den wilden Zeiten der griechischen Wanderungen sind sie geboren, die einzige lebendige Überlieferung der Vorgeschichte.

Die Achaeer-Aeoler nehmen in der griechischen Heldensage einen sehr bedeutenden Platz ein. Achilleus ist aeolischer Held: in Thessalien heimisch, auf Skyros einst verborgen, hat er Lesbos erobert, und an den gegenüberliegenden asiatischen Küsten weithin gekämpft. Wirklich sind Thessalien, Skyros, Lesbos Sitze der Aeoler. Aber die Sprache der Ilias ist nicht die aeolische. Doch steckt so viel Aeolisches in ihren sämtlichen Teilen, daß neuerlich die Aeolisierung versucht werden konnte. Die Gewaltsamkeit der angewandten Mittel beweist die Unmöglichkeit. Die Sprachform des vorliegenden Epos ist eher ionisch, zumal in

[1]) Dieser Teil wurde im Frühling 1904 niedergeschrieben. Zur Drucklegung 1909 wurden die neuen Funde eingearbeitet, geändert kaum.

jüngsten Stücken. Als Gemisch dieser beiden Dialekte stellt sie sich also dar, als eine Kunstsprache, die so niemals im lebendigen Verkehr gesprochen worden ist. Auch der Wortschatz ist buntscheckig: veraltete Worte wie ἄορ neben späteren wie νηός, dies nur in der ionischen Form, jenes nur im Arkadischen und Kyprischen nachweisbar, die mit dem Aeolischen verwandt sind. Je jünger die Poesie, je weniger aeolisch ist sie; daß sie aber einst ausschließlich aeolisch gewesen sei, ist damit nicht bewiesen. Jedenfalls haben zuletzt die kleinasiatischen Ionier diesen Schatz von Heldengeschichten aufgenommen, in Form und Inhalt weitergebildet. Erst durch sie ist das homerische Epos zu der uns bekannten Gestalt vollendet. Seine ionisch-aeolische Sprache wurde fortan Gesetz für die epische Dichtung bis zum Ende der Antike. In der ionisierten Gestalt trat das Epos, als sich die schöpferischen Dichter in Aeolis und Ionien von ihm zu neuen Formen und Aufgaben abwandten, etwa im 8. Jh. seinen Zug nach dem Mutterlande an. Auf den ionischen Inseln, wo Delos an seinen Apollofesten eine Stätte der Pflege und Vermittlung war, und im eigentlichen Griechenland, in Böotien und im Peloponnes, ist es mit Liebe aufgenommen und hat eine Nachblüte bis tief ins 6. Jh. hinein getrieben.

Auch die metrische Form, der heroische Hexameter, hat sich in Kleinasien zu dem festen Gebilde entwickelt, das durch die einfache Regelmäßigkeit seiner kleinen stets wiederkehrenden Zeile und die gleichzeitige Entfaltung unendlicher Mannigfaltigkeit ein bewunderungswürdiges Kunstwerk darstellt und als unübertreffliche Form für darstellende Dichtung von den Griechen stets beibehalten, in die lateinische und auch in moderne Sprachen übertragen ist. Sie zurück zu verfolgen ist überaus schwierig, weil die Übergangsformen verloren sind. Sicher aber ist, daß der für die Rezitation gemachte Hexameter aus einem sanglichen Verse entwickelt ist: denn 'Sänger' (ἀοιδός) heißt Demodokos, er führt die Laute (φόρμιγξ), auf der er präludiert und zu der er gelegentlich auch beim Chortanze singt (*ϑ 266*), und von 'singen' (ἀείδειν) spricht Homer, wenn er von seiner Poesie redet. Das sind Reste der Vergangenheit; Hesiod ist durch Überreichung eines Stabes von den Musen zum Dichter geweiht (*Theog. 30*).

Für die richtige Auffassung der Heldenepen ist es von größter Wichtigkeit, die Orte und Gelegenheiten ihres Vortrags kennen zu lernen und die Kreise, für die sie gedichtet und gesungen wurden. Sie haben noch während ihrer lebendigen Entwicklung gewechselt. Wie die Odyssee zeigt, gehörte zum fürstlichen Hofe ein Sänger: nach dem Mahle sang er im Männersaal zur Laute ein Lied von mäßigem Umfang, dem auf Verlangen ein zweites und mehrere folgten (*ϑ 72. 90*). Der homerische Hymnus auf Apoll (*I 146 ff. 165 ff.*) zeigt dagegen den Sänger an der Festversammlung der von überall her auf das heilige Eiland des Apoll zusammengeströmten Ionier, mitten im Volke; und nicht mehr allein tritt er auf als einziger, sondern im Wettbewerb mit anderen Sängern. Hesiod erzählt selbst, daß er im musischen Agon an den Leichenspielen des Amphidamas in Chalkis um den Preis gestritten (*WT. 654*). In solchen Wettkämpfen haben z. B. in Athen sicher seit dem 6. Jh. Rhapsoden die Homerischen Epen vorgetragen. So ward aus der fürstlichen Hofdichtung im engen Kreise des Geschlechts, der Rats- und Gefolgsmänner eine Volksdichtung vor zahlreicher bunt zusammengewürfelter Masse, zugleich ward aus dem Gesange des einzelnen, der Aufgabe des Augenblicks sich hingebenden Dichters der wetteifernde Vortrag sich überbietender Virtuosen, der gelegentlich in frostige Gedächtnis- und Formspiele ausartete, wie die Proben zeigen, die das 'Wettkampf Homers und Hesiods' betitelte Schriftchen erhalten hat.

Eine lange Entwicklung des heroischen Epos zeigen diese Marksteine seines Werdens in Sage, Sprache, Form und Zweck. Es ist klar, daß die Produktion zumal bei der fortschreitenden örtlichen Verbreitung eine unübersehbar reiche gewesen sein muß. Unzählig und immer wechselnd waren die Aufgaben der Sänger: neben den schönen fremden Heldenliedern wollte der Herr auch seiner eigenen Ahnen Taten hören und von seines Hauses erlauchtem Stammbaum; oder dem Gaste zu Ehren wurde gesungen, was dieser wünschte, wie es Demodokos bei den Phaeaken tut (*ϑ 492*) und am Feste mußte dem Gotte gehuldigt werden. Die Kunst der Improvisation ist unter solchen Umständen unerläßlich. Sie ist nur möglich, wenn der Sänger über eine feste metrische Form, einen Schatz von typischen Wendungen und eine ausgebildete Technik der Erzählung und Schilderung verfügt. Alle diese Merkmale trägt in der Tat das gesamte auf uns gekommene Epos. Begreiflich erforderte diese Kunst eine beträchtliche Schulung des Sängers, die nicht jedermann erlangen konnte und deshalb zur Bildung von Gilden führen mußte. Dazu kam die Notwendigkeit, sich die Stoffe der Heldensage anzueignen und Kenntnis der Geschlechtersagen zu verschaffen, eine Fülle von Wissen, die mehr und mehr anschwoll. Schließlich ist zur Unterstützung des Gedächtnisses eine Art epischer Hilfsbücher verfaßt. Von den für das Mutterland verfertigten können wir uns wenigstens eine Vorstellung verschaffen aus den Resten der hesiodeischen Kataloge, die Stammbäume der heroischen Ahnherren griechischer Fürsten- und Adelsgeschlechter in knappster Form registrierten. Wie derartiges verwertet wurde, zeigen einige späte Stücke der Ilias, wie *Z 145–210*, wo Glaukos dem Diomedes die Abstammung der lykischen Fürstenhäuser weitläufig auseinandersetzt, oder *Υ 213–241*, wo der Stammbaum der noch in geschichtlicher Zeit in der Troasfortlebenden Aeneaden durch viele Generationen hindurch genau beschrieben wird. So etwas kann nur gedichtet sein für die Angehörigen dieser Geschlechter; das ist zuerst an ihrem Hofe im Männersaal gesungen vor den adelsstolzen Herren und ihren Mannen.

Das griechische Heldenepos ist in Form, Sprache, Kunstmitteln eine nur von geschulten Sängern geübte, zunächt für kleine Kreise fürstlicher Hofhaltungen bestimmte Kunstdichtung. Zugleich ist sie aber doch wohl von Anfang an auch volkstümlich. Denn die alte Zeit kennt keine wesentlichen Unterschiede geistiger Bildung, und die Heldensage ist die Überlieferung der Taten und Leiden des ganzen Stammes. Als sich die Sänger mehr an die breiteren Schichten wandten und das Heldenepos aus seiner Heimat in alle Welt hinaustrugen, verloren die Sagen der einst maßgebenden Geschlechter und die örtlichen Beziehungen an Interesse, weil sie nicht überall verstanden wurden. Desto mehr mußte das in ihnen liegende allgemein Interessierende hervortreten. Die Ablösung der Sagen von ihrer Heimat führte zur Vereinfachung und zum Zusammenschluß der einzelnen um festbegründete Mittelpunkte, vor allem um Ilion. Im troischen Kreise trat dann als einheitliches und zumal in Kleinasien allgemein verständliches Motiv allmählich der Kampf der Griechen gegen die Barbaren ein. Ebenso führten die veränderten Bedingungen des Vortrages zur Ausgestaltung größerer Zusammenhänge. Während früher im Fürstensaal nach dem Mahle der Sänger vielleicht täglich ein oder mehrere kürzere Lieder sang, stand er später an Götterfesten einer großen von weit her zusammengeströmten Masse gegenüber, die, wenn sie einmal zum Anhören sich gesammelt hatte, nicht nach kurzem Liede wieder auseinandergehen mochte. Aber so umfängliche Epen, wie Ilias und Odyssee es sind, waren auch da nicht hinter einander vorzutragen, obgleich später die Athener bei einem einzigen Feste allein an Tragödien, ganz ab-

gesehen von den übrigen poetischen Darbietungen, quantitativ nicht weniger genossen haben. Doch es standen diese zwei Epen ja nicht allein, sondern sie waren mit einander und weiteren verbunden zu einem riesigen Kyklos, der den troischen Krieg von Uranfang an bis zur Rückkehr des Letzten, ja bis zum Tode des Odysseus durch Telegonos erzählte und sogar auch den Thebanischen Sagenkreis sich angegliedert hatte. Da ist an mündlichen Vortrag des Ganzen nie zu denken gewesen. Ein rein literarisches Interesse ist hier bereits lebendig, Mannigfaltiges anzuschließen, zu einer großen Einheit auszugestalten und bis in die letzten Motive und letzten Konsequenzen zu verfolgen. Dem Heldenepos scheint dieser Trieb wie ein Naturgesetz innezuwohnen.

Ilias und Odyssee und das Wenige, was wir sonst vom heroischen Epos besitzen oder erkennen können, stammt natürlich aus den letzten Zeiten seiner lebendigen Entwicklung. Als sich zunächst das griechische Kleinasien neue Lebensideale schuf, andere Kunstformen ausbildete, die führenden Geister und Kreise sich abwandten, da erstarrte allmählich der Strom der einst flüssig-schmiegsamen, sich stets verjüngenden Heldendichtung, und von dieser letzten Form blieb erhalten eine immer sich verengende Auslese: im 5. Jh. noch eine stattliche Reihe von Epen, neben anderen besonders des thebanisch-troischen Kreises, die sog. kyklischen Epen, Thebais, Epigonen; Kyprien, Ilias, Aithiopis, kleine Ilias, Iliupersis, Nostoi, Odyssee, Telegonie, alle unter dem Namen Homers. Schließlich errangen Ilias und Odyssee das Ansehen der höchsten poetischen Vollendung und damit die Würde, für die allein echten Werke Homers zu gelten.

Das Altertum hat die Ilias wie die Odyssee trotz eindringenden Studiums und scharfer Kritik stets für einheitliche Kunstwerke gehalten und nur verhältnismäßig kleine Stellen als störende Zutaten bezeichnet. Das 19. Jh. hat sie mit Aufwand großer Arbeit zu zertrümmern gesucht. Jetzt macht sich die Umkehr bemerkbar, aber jene Arbeit hat die Kenntnis unermeßlich vertieft. Als abgerundete, in sich geschlossene Dichtungen geben sich Ilias und Odyssee beide, und in der Tat sind sie zumal andern antiken Werken ähnlichen Umfanges gegenüber von augenfälliger Einheitlichkeit des Planes. Besonders die Odyssee ist mit ihrer ebenso schwierigen wie geschickten Anlage der Erzählung, die in der Mitte der Handlung beginnt, um die erste Hälfte in unvergleichlicher Ich-erzählung des Odysseus bei den Phaeaken nachzuholen, ein Meisterstück der Erzählungskunst und durch unzählige Nachahmungen aller Zeiten als solches anerkannt.

Die um vieles einfacher komponierte Ilias ist nicht weniger klar gruppiert: Streit Achills mit Agememnon, seine grollende Abkehr vom Kampf, dann die Kämpfe, die die Achaeer Achill zu Ehren in äußerste Not drängen sollen, auch wirklich drängen (M–O), denen aber der nationale Stolz als Gegengewicht, als Bild des sonstigen Verlaufs der Schlachten, eine Reihe von Siegen der Achaeer vorausgeschickt (Γ–H); das Eingreifen des Patroklos, der dem unerbittlichen Achill diese Erlaubnis abringt und in seiner Rüstung kämpft, sein Sieg und Tod; nun endlich ist Achill dem Krieg zurückgewonnen, den Freund an Hektor zu rächen; auf seine Neurüstung (Σ) und Versöhnung (T) folgt die Schlacht, beschlossen durch die Schilderung von Hektors Tod, die als Haupt- und Zielstück auch durch den äußeren Umfang sich heraushebt (X); in des Patroklos Bestattung und Hektors Lösung klingt das Lied von hochgemuter Helden stolzem Trotz und wilder Kampfeswut mild versöhnend aus.

Die oft hervorgehobene Planmäßigkeit beider Epen, die durch zahlreiche Verzahnungen, Rück- und Vorweise recht deutlich gemacht wird, ist nicht als zufälliges

Naturprodukt wie ein Kristall erklärbar, sondern fordert einen künstlerisch denkenden und disponierenden Menschen. Es muß einmal ein Mann die Ilias, ein anderer die Odyssee gemacht haben, so wie sie durch die Jahrhunderte gegangen sind. Zwei verschiedene Verfasser sind wahrscheinlich, weil sich die Odyssee vor allem in der Komposition, aber auch in Sprache, Technik, Anschauung jünger als die Ilias darstellt, obgleich einige Teile dieser ihr darin sehr nahe stehen, einige wenige sogar wie die Dolonie (K) Odysseeverse benutzen. Trotzdem ist es heute unmöglich, Ilias oder Odyssee als freie originale Dichtungen eines Mannes auszugeben. Denn in jedem der beiden Epen stehen eng vereint nebeneinander starke Ungleichheiten in Sprache, Technik, dichterischem Können, äußerer Kultur, Anschauung und Empfindung. Bald wird das F beobachtet, bald gröblich vernachlässigt, neben fast rein aeolischen Stücken stehen Verse mit unvertilgbaren Ionismen; hier eine drängende Fülle von Gleichnissen, nichts geschieht ohne Eingreifen der Götter, dort schlichte Erzählung, die Menschen handeln aus eigenem Entschluß; neben der ergreifenden Darstellung hoher und reiner Menschlichkeit wie Hektors Abschied (*Z 369*) der polternde Zeus, der die Götter und seine Gemahlin mit Prügeln bedroht (*Θ 1*), neben der Feinheit der πρεσβεία (I) die Öde der Versöhnung (T), neben der köstlichen Phaeakenepisode (ζ–θ) die verworrene Unbehilflichkeit des α; bald sind die Helden nur mit dem mykenischen Kuppelschild bewehrt, bald tragen sie außer dem ionischen Rundschild auch Panzer; die Auslieferung der Gefallenen zur Bestattung ist dem H 408 ebenso selbstverständlich, wie andern Stellen (*Λ 4, X 347*) die Schändung des erschlagenen Feindes, während das ganze Ω, solche Rohheit vom leuchtenden Heldenbilde Achills zu tilgen, mit Herzenswärme gedichtet ist.

Dazu kommen Spuren doppelter Fassungen derselben Geschichte, wie die Verwandlung des Odysseus durch Athenes Zauberstab (*ν 429*) neben dem anderen Motiv herläuft, daß der Held durch die 20 Jahre voll von Kämpfen und Sorgen gebeugt und entstellt bei der Heimkehr einzig nur von seinem alten Hunde (*ρ 291*) erkannt wird; wirkungsloses Versanden kunstvoll angelegter Motive, wie der Gesandtschaft an Achill (*I*), Wiederholungen wie die Vorstellung der Achaeerhelden, die sogar dreimal erfolgt: im Schiffskatalog ganz unkünstlerisch (*B 483*), in der Teichoskopie meisterhaft fein (*Γ 146*), in dem Rundgang Agamemnons vor der Schlacht recht geschickt (*Δ 250*).

Die zahllosen Anstöße, Widersprüche, Unebenheiten in Ilias wie Odyssee beweisen, daß Jahrhunderte hindurch verschiedenste Dichter an ihnen gearbeitet haben, der einheitliche Plan ihrer Komposition dagegen fordert einen einzigen künstlerisch waltenden Verfasser. Es ist unmöglich, in Lachmanns Art Einzellieder auszuschneiden. Und doch muß es einst solche kurzen Lieder gegeben haben, wie das Zeugnis der Odyssee (*ϑ 73 ff., 490 ff.*) beweist. Aber sie hielten sich nicht, weder in ihrer ursprünglichen Sprache noch Abrundung. In unablässigem Gebrauch haben sie sich sprachlich allmählig verjüngt, neueren Anschauungen sich anbequemt, sie haben sich auch inhaltlich oft genug je nach den verschiedenen Zwecken und Interessen verändert, sie haben sich bald an dieses bald an jenes Lied angeschlossen. Hier und da sind dann durch Genies feste größere Verbände geschaffen wie durch den Dichter der μῆνις, dessen Werk unsere Ilias benutzt, auch jenen Dichter, der den Aufenthalt des Odysseus bei den Phäaken in den Vordergrund rückte. Da zeigt sich schon ein Drang nach umfassenderen, künstlerisch geschlossenen Kompositionen, die naturgemäß an Stelle der ohne Zusammenhang

hintereinander gesungenen Einzellieder, wie sie die Odyssee schildert, treten mußten. In unserer Odyssee sind noch Spuren mehrerer älterer, von der letzten Fassung abweichender umfänglicher Odysseen vorhanden.

Die späteren epischen Dichter standen den meisten Sagen des thebanisch-troischen Kreises und vielen anderen keineswegs als frei schaffende Künstler unabhängig gegenüber. Man erwartete von ihnen nicht bloß eine Wiedergabe des vertrauten Stoffes, sondern man wollte auch die altberühmten und bekannten Dichtungen selbst wieder hören, und auch sie selbst hatten nicht den Ehrgeiz und die Verwegenheit, die einmal aufgenommene, auf ihre Wirkung und Beliebtheit erprobte Form durch eigene neue 'originale' zu ersetzen. So war die Aufgabe solches epischen Dichters eine ganz andere, als wir erwarten; er war, durfte und wollte nichts anderes sein als 'Redaktor'. Es ist aber wohl die schwerste und schärfer Kritik gegenüber undankbarste Aufgabe, eine Reihe nebeneinander herlaufender, oft sich widersprechender Dichtungen miteinander und mit einer Fülle von mehr oder weniger selbständigen Einzelschilderungen und aus irgendeinem Grunde herangezogenen Kampf- und Abenteuerliedern künstlerisch zu gruppieren und einheitlich zu gestalten. In Anbetracht dieser Schwierigkeit haben die homerischen Dichter Großes geleistet. Zudem muß man für die Kritik den Standpunkt des Publikums suchen, an das sie sich wandten. Nicht häufig wird Ilias oder Odyssee im Zusammenhange vorgetragen sein, noch seltener wurden sie hintereinander gelesen. An Götterfesten hörte sie das Volk einmal im Jahr oder gar nur alle vier Jahre von den Rhapsoden vorgetragen lange Stunden hindurch. Da wirkt nur das Einzelbild, und für das Bewußtsein des Zusammenhanges genügen wenige einfache Linien. Diesen Anforderungen entsprechen Ilias und Odyssee durchaus. Selbst ein Lachmann würde keinen Widerspruch bei solchem Hören aufgespürt haben.

Die Leistungen dieser ersten Periode griechischer Poesie sind überwältigend groß. Man braucht dabei nicht einmal einzuschätzen, daß damals doch auch die Keime gelegt oder entwickelt sind, die in der nächsten Zeit aufblühen; ihr Werk allein erheischt schon den höchsten Preis. Diese namenlosen Sänger des heroischen Epos haben den Griechen Unschätzbares geschaffen. Vor allem eine Sprache fähig zu allem: jedes Geschaute mit körperlicher Plastik und spielenden Farben zu schildern, Mensch und Tier, Haus und Waffen, Land und Meer und Himmel; jede Empfindung auszudrücken, Zorn und Milde, Hohn und Liebe, ruhige Heiterkeit und verzweifelten Schmerz. Sie haben ihnen Kunstmittel gebildet von unübertroffener Feinheit und stilvoller Wirkung: diesen wunderbaren Vers, diese Veranschaulichung durch treffende Beiworte, durch Vergleiche oder durch breit behagliches Erzählen, wie Hephaistos den Schild Achills formte und schmückte; diese Zeichnung der Menschen und ihrer Charaktere niemals durch Beschreibung, stets durch ihre eigenen Reden und Taten oder die Wirkung, die sie auf andere üben; diesen Wechsel von breiter Malerei bis ins kleinste und von knappster Zeichnung und straffster Anspannung; diese Massen bezwingende Komposition — einen unermeßlichen Schatz praktischer Poetik. Aber diese Homeriden haben den Griechen auch neue Götter geschaffen, nicht freilich um zu ihnen zu beten, aber göttlicher als die früheren dadurch, daß sie nicht mehr örtlich gebunden und beschränkt waren, daß sie als nationaler Gemeinbesitz empfunden werden konnten. Die Schrecken des Gespensterglaubens haben sie, die Aufgeklärten, vermindert, indem sie sie aus der heitern Welt in die Hölle bannten und selbst dahin unerschrockene Helden dringen ließen. Sie haben dem Menschen die Seele geöffnet und in ihre Tiefen geblickt: sie kennen den

trotzig kühnen Jüngling, der doch vor seiner Mutter weint wie ein Kind; den ernsten Mann, der gefaßt für sein Vaterland dem Tod entgegengeht; den greisen König, der sich demütigt, die Leiche seines Sohnes zu lösen. Sie schildern den Kummer der Gattin, die von ihrem Helden Abschied nimmt, ihre verzweifelte Klage, als sie ihn blutig im Staube erblickt; die sehnende Sorge der verlassenen Hausfrau, die treu des Gatten harrt unter den drängenden Freiern; der Jungfrau Träume und geheimste leise Wünsche. In diesen Gedichten liegt die reiche Welt in der ganzen Weite, wie sie diese Zeit sah. Und doch ist hier nicht die Welt, die sie sah, und so, wie sie sie sah, geschildert, sondern alles ist hinausgehoben und zurückversetzt in die längst vergangene Zeit der Heroen: das Heldengedicht durch die Jahrhunderte gehoben und geheiligt, hatte ihre poetische Arbeit konzentriert und zog mächtig alles in sich hinein. Und noch eines. Diese namenlosen Sänger haben die unvergleichlich reiche Heldensage der Griechen aus der verklingenden Überlieferung geschichtlicher Ereignisse mit Dichterkraft geschaffen und geformt; nicht bloß der Ilias und Odyssee, die troischen und thebanischen Sagen ganz und gar, die Sagen von Herakles, von den Argonauten und manche andere. So haben diese alten Dichter einen Reichtum erzeugt von Stoff und Kunst und Menschenkenntnis, aus dem alle Nachfahren unablässig geschöpft haben, genießend, umformend, neuernd; einen Reichtum, von dem die lateinische Poesie und alle Literaturen des Mittelalters und der Neuzeit wieder und wieder genommen und an dem sie sich oft verjüngt. 'Homer' ist wahrhaft der Vater der griechischen Poesie; er war ihr Schöpfer und ihr Nährer alle Zeit.

2. Hesiod. Neben Homer steht Hesiod, Spätling gegen den Alten, Boeoter neben dem Kleinasiaten, Benutzer und Nachahmer neben dem Original – und doch ein ganz Selbständiger und Neuerer: eine Persönlichkeit von Fleisch und Bein gegen den leeren Namen; Sänger eigener Erlebnisse, eigener Kämpfe gegen den Erzähler längst vergangener Taten; Gestalter selbstgeschauter Bilder, selbstgedachter Gedanken, umweht vom Erdgeruch seiner Scholle gegenüber dem internationalen konventionellen Klassizisten.

Der altepische Sänger verschwindet ganz hinter seinem Stoffe: nicht er singt, die Muse singt aus ihm. Der Beginn der neuen Zeit, das Bewußtwerden des eigenen Ichs zeigt sich im homerischen Hymnus auf den delischen Apoll, wo der 'blinde Sänger von Chios' seinen Ruhm zu künden bittet (*I 172*) – seinen Namen nennt er nicht: früh hat man in ihm Homer gesehen (*Thukyd. III 104*). Hesiodos aber von Askre hat auch seinen Namen (*Theog. 22*), seine Erfolge und seine Nöte in seine Epen fließen lassen, der individuellste Epiker. So stehen wir in Hesiods Gedichten auf festem Grund. Das Studium der 'Werke und Tage' lehrt ihn am besten kennen, die Theogonie zeigt ihn in der Behandlung eines großen zwar traditionellen, aber originell gestalteten und geordneten Stoffes. In Boeotien geboren und nur einmal über Wasser gefahren nach Chalkis auf Euboea (*WT 650*) ist er doch nicht echter Boeoter: aus dem aeolischen Kyme war sein Vater übers Meer gekommen ins Jammerdorf Askre am Helikon (*WT 636*). Das Gefühl der Überlegenheit asiatisch-griechischer Kultur hat er seinem Sohne vererbt, und der hat es im Kampf um die Erbschaft mit seinem Bruder Perses und den bestochenen Richtern (βαcιλῆεc) zum Selbstbewußtsein einer starken Persönlichkeit ausgebildet. Das ist kaum wahrscheinlich weit vor 650/600, vor den Zeiten eines Kallinos, Mimnermos, eines Archilochos und Solon. Hesiod war ein gelernter Rhapsode: das zeigt seine

Sprache, Metrik, Technik, die eben die homerischen sind, das bestätigt seine Angabe, er habe an den Leichenspielen des Amphidamas zu Chalkis im Wettgesange einen ohrigen Dreifuß erstritten (*WT 655*). Um den Kult der Musen am Helikon scheinen sich Rhapsoden wohl schon vor Hesiod zusammengeschlossen und dort Agone abgehalten zu haben (*Theog. 1ff. 5ff. 54. 21ff.* vgl. *WT 658*). Das Eigentümliche der Hesiodeischen Poesie ist, daß er die für den Heldensang ausgebildeten Formen benutzte, um auch Persönlichstes und Gegenwärtiges zu behandeln; derselbe Bruch mit dem Herkommen, der sich im Osten in der Abkehr vom Epos zeigt und sich am schärfsten in der Person des Archilochos ausprägt. Was in Kleinasien und auf den Inseln solche Neuerer, dann der Athener Solon in Elegie und Jambus aussprachen, das hat Hesiod noch im heroischen Maß gesagt. Klagen wider seinen Bruder, der ihn ums Erbe betrogen, Mahnungen an die Richter, nicht das Recht zu beugen, da dreimal tausend Wächter unsichtbar auf Erden lauschend der Göttin Meldung bringen und sie des Zeus Rache anruft; dazu Aufforderungen zu redlicher Arbeit, an seinen Bruder gerichtet, nicht allgemein predigerhaft, sondern eines Bauern an einen Bauern Punkt für Punkt mit all den langerprobten Regeln und der wichtigen Kenntnis der Jahreszeiten und den Anzeichen ihres Nahens. Diese beiden Themata hat Hesiod in dem Epos verbunden, das man später nicht übel, aber nur das zweite bezeichnend ἔργα καὶ ἡμέραι genannt hat. So locker der Zusammenhang zwischen ihnen beiden wie zwischen ihren einzelnen Teilen oft ist, so deutlich Veranlassung und Stimmung sie von einander unterscheidet, es hat sie doch der Dichter selbst zu einem Ganzen nach wohl durchdachtem, übersichtlich durchgeführtem Plan vereinigt. Es war die Zeit des ausgehenden Epos mit seinen großen Kompositionen. Dazwischen sind eingewebt grübelnde Gedanken über die Mächte des Lebens, die böse und die gute Eris (*11ff.*), über Fragen, wie kam das Leid unter die Menschen, und warum müssen sie im Schweiße des Angesichts den Acker bauen (*42ff.*). Auf alles wußte Hesiod zu antworten aus dem festen Glauben an göttliches Walten, hart und unabänderlich aber gerecht, und an die Möglichkeit der Besserung menschlichen Loses durch stetige Arbeit hinter dem Pfluge oder auf dem Schiffe und Redlichkeit gegen Bruder, Nachbar, Mitbürger und Fremde. So sehr er auch noch im Mythos steht, überall strebt er über ihn hinaus zu klaren moralischen Begriffen und handfesten Gedanken. Seine Parallele findet er an Propheten des alten Bundes. Zu ihrer Größe und ihrem Pathos aber fehlt ihm der nationale und religiöse Gegensatz mit seiner leidenschaftlichen Aufregung und dem Widerhall im breiten Volk. Er ist bäuerlicher Dichter im engen Kreise der Landschaft, und selbst sein Pathos wirkt meist naiv: gerade darin liegt sein Reiz, den die hellenistischen Dichter im Gegensatz zu Homer als Erquickung empfanden.

Die Sophistenthese, Homer und Hesiod haben den Griechen die Götter geschaffen (*Herodot II 53*), ruht aber auf seiner Theogonie. Dies merkwürdige Gedicht, trotz mancher störender Einlagen doch in Anlage und Zusammenhang kenntlich, ist wohl einem inneren Bedürfnis des Dichters entsprungen, der so stolz auf sein Werk war, daß er seinen Namen im feierlichen Prooemion (*22*) an die helikonischen Musen nannte, an deren Festagon er es vorgetragen haben wird. Was ihm vor allem am Herzen liegt, ist die Darstellung einmal der unerschütterlichen und unbetrügbaren Macht des Zeus, illustriert durch das Schicksal der Iapetiden, zumal den Mythos des Prometheus (*507–569, 614–16*), dann aber besonders, daß Zeus seine Herrschaft mit Recht erworben hat im Kampf gegen den Vaterschänder und Kinderfresser Kronos und die anderen Titanen, und daß er sie gerecht verwaltet. Ent-

mannung des auch nicht schuldlosen Uranos durch Kronos (*155 ff.*), Geburt des Zeus und Überlistung des Kronos (*453–491*), schließlich des Zeus Sieg, seine Erhebung zum Weltenkönig und Verteilung der Ehren an seine Getreuen (*881–885*), also Begründung einer moralischen Weltordnung, das ist der leitende, das Ganze zusammenschließende Gedanke, und gewiß ist er sein persönliches Eigentum, derselbe, der den Erga zugrunde liegt. Jedoch hat Hesiod keineswegs als Nebensache betrachtet die Ableitung und Aufreihung der Götter in zwei großen Stammbäumen vom Chaos her und von Gaia-Uranos. Da er diese zumal in der fleißig sorgsamen Ausführung, die in trockenen Namenreihen sich kaum genugtun kann, wohl hätte entbehren können, um seine Vorstellung darzulegen, so muß er mit diesen langen Genealogien einen weiteren Zweck verfolgt haben. Da bietet sich kaum ein anderer dar als der der Belehrung – zunächst wohl mehr der Rhapsoden, die all dieser Wissenschaft für ihr Handwerk bedurften, als des weiteren Publikums, das aber doch daran dauerndes Interesse genommen hat.

Ähnlichen Zwecken dienten die uns verlorenen, aber durch die ganze Antike erhaltenen Kataloge, auch Eoien genannt (nach einer Anknüpfungsformel ἢ οἵη), aber von den 'Großen Eoien' getrennt. Sie waren ein Gegenstück zur Theogonie; wie jene die göttlichen Stammbäume, so gaben diese die heroischen. Das erste Buch hat das große Stemma der Aioliden gegeben, von dessen Anlage Apollodors Bibliothek *I 49–108* nach Ausschaltung der breiteren Erzählungen eine ungefähre Vorstellung vermitteln kann. Diesem Epos entstammt die bekannte Vereinigung der drei Griechenstämme dadurch daß Doros, Xuthos, des Ion Vater, und Aiolos allen vorangestellt und zu Söhnen des Hellen gemacht werden, den die ersten Menschen Deukalion und Pyrrha gezeugt (*fr. 7*).

Ist die Urheberschaft Hesiods für die Kataloge durch ihre Ähnlichkeit in der Anlage mit der Theogonie wahrscheinlich – wenn auch nicht für ihre ganze Masse notwendig – so fehlt jede Handhabe, ihm die unter seinem Namen gehenden anderen, nur aus Bruchstücken kenntlichen Epen zuzusprechen. So waren die 'Großen Eoien' eine Sammlung kleinerer Gedichte verschiedener Zeit und Herkunft, deren jedes die göttliche Zeugung des heroischen Stammvaters eines erlauchten Geschlechts erzählt hat, jedes mit derselben Formel ἢ οἵη an einen verlorenen Eingang angeknüpft. Die Melampodie vereinigte, vielleicht nur zufällig, in wenigstens drei Büchern Erzählungen von verschiedenen Sehern der Heroenzeit, Melampus, Kalchas, Teiresias. In der Ἀσπὶς Ἡρακλέους ist zu beobachten, wie an ein Stück der Kataloge (*1–54*) der Kampf des Herakles mit Kyknos angedichtet ist (vgl. *UvWilamowitz, Herm. XL [1905] 120*), in den die ungeschickte Schildbeschreibung eingelegt ward.

3. Ausläufer. Das Heldenepos ebbt um 600 etwa. Es gibt einige Nachzügler, unter denen im Anfang des 5. Jhs. Panyassis Dichter einer Heraklee hervorragt, sie gewinnen aber keine Bedeutung. Wohl aber das epische Lehrgedicht. Gelegentlich erscheint es wie beim Milesier Phokylides in der knappsten Form der Gnome, übrigens stets mit seinem Verfassernamen signiert. Der hesiodischen Theogonie folgte eine Reihe anderer durch die lebhaften religiösen Bewegungen dieser Zeit gefördert und dogmatisch gefärbt: so des Epimenides von Kreta, so die orphischen. Sollten letztere den Eindruck altehrwürdiger Dichtung machen, so wurde doch auch bald die epische Form ebenso für das neueste und schärfste Denken verwendet von Xenophanes von Kolophon um 500 (*Vorsokr. 34*). Als Rhapsode homerischer und hesiodischer Epen, auch der elegischen Form mächtig, zog er, durch die persische

Niederwerfung des Ionieraufstandes heimatlos geworden, weit umher, um schließlich in der ionischen Kolonie Elea (Velia) in Süditalien in hohem Alter seßhaft zu werden, längst abgefallen von den Heiligtümern, die er hätte hüten sollen, der schärfste Gegner dieser Götter, die Homer und Hesiod nach menschlichem Muster als Diebe und Ehebrecher gebildet, der konsequenteste und leidenschaftlichste Prediger des Monotheismus, der je unter den Griechen aufgestanden. In Sprache und Kunstform, die er von ihnen geerbt, hat er Homer und Hesiod bekämpft (σίλλοι), in einem Epos seine neue Lehre niedergelegt. Im tiefsten ergriffen von der religiösen Bewegung, die die griechische Welt durchzitterte, nicht weniger ergriffen vom Sturm der Aufklärung, schuf er einen neuen erhabenen, geläuterten Gottesbegriff. Aber der Flüchtling drang nicht durch: der alte Glaube hielt sich mit tausend Wurzeln im Mutterlande, durch die Perserkriege noch gefestet. Aber im Neuland, in der geschichtslosen Kolonie Elea fand er eine Gemeinde, und hier erstanden ihm Nachfolger in seiner Philosophie wie in der epischen Form. Erst auf dieser letzten Entwicklungsstufe kam das Epos in den Westen, der am Heldenepos nie teilgenommen. Parmenides der Eleat (in der ersten Hälfte des 5. Jhs.) hat seine unheimliche Lehre von der Unwirklichkeit der sinnlichen Welt in ungelenken, im Altertum berüchtigten Hexametern, die oft an Hesiod anklingen, vorgetragen ohne Spur von Poesie bis auf die einer älteren Jenseitsfahrt nachgebildete berühmte Himmelfahrt mit feurigen, von Sonnenjungfrauen gelenkten Rossen zum Palast der Göttin, die ihm die Offenbarung gibt (*Vorsokr. 114*). Während des Parmenides Schüler Zenon und Melissos sich der längst von der Philosophie angenommenen Prosa zuwandten, hat das philosophisch-theologische Epos im Sicilier Empedokles von Agrigent (um 450) eine nachmals vom Aufklärer Lucrez (*I 729*) begeistert gepriesene Blüte erreicht. Eine gebietende Persönlichkeit, Staatsmann, Arzt, Philosoph, Weihepriester und Erlöser zugleich zog er, von Männern und Frauen gefolgt, durch die Städte, wie ein Gott geehrt und angefleht um Orakel und Heilung, und verkündete den Pfad zum Heil. So schildert er sich selbst im Anfang seines Sühngedichtes (*Vorsokr. 205 fr. 112*). Er offenbart darin die Geheimnisse der Verstrickung der Menschheit in Sünde, der Seelenwanderung zur Läuterung in scharfem Kampf gegen den Volksglauben und seine blutigen Opfer. Mit dieser orphischen Mystik, die seit Pythagoras im Westen sich reich entfaltet hatte, verband er, wie dieser, philosophische Spekulation und eingehende Naturforschung. Seine Philosophie, eine Vereinigung der eleatischen Lehre vom ewig Seienden und der heraklitischen vom ewigen Wechsel, hat er in einem zweiten Epos niedergelegt als göttliche Offenbarung in erhabener Sprache, gern die Abstraktion vermeidend, wie er seine vier Elemente Zeus (Luft), Hera (Erde), Aidoneus (Feuer), Nēstis (Wasser) und die sie zusammenführenden und trennenden Mächte Φιλότης (Liebe) und Νεῖκος (Haß) nennt (*Vorsokr. fr. 17*), und doch seine Lehre ins Einzelne ausführend, wie *fr. 100* seine eingehende Darstellung der Theorie der Atmung erhalten hat.

Konnte sich die epische Form im Lehrgedicht ausleben, so blieb sie für die Heldensage im 4. und 5. Jh. in der Erstarrung liegen. Die alten Epen wurden weitergegeben, nach wie vor durch Rhapsoden an den Festen, dann auch durch Schule und Buch. Neu erzeugt wird nur die Parodie des homerischen Stiles, der in seinem konventionellen anspruchsvollen Klassizismus den Spott herausforderte. Sie beginnt mit der Batrachomyomachia – denn der Margites ist nicht Parodie, sondern realistische Schilderung des Dümmlings – der erste Sproß eines langen Wurzelstockes, der sich durch die folgenden Jahrhunderte zieht und manche Blüte

getrieben hat. Ende des 5. Jhs. ist der einstige Rhapsode Hegemon von Thasos (*Po. ep. lud. 42*) berühmter Parode, im 4. Matron von Pitane (*a. a. O. 43*), der Sicilier Archestratos (*a. a. O. 114*). Wie beliebt die Kunstgattung war, zeigt, daß die Parodie eine feste Nummer in musischen Agonen sicher seit Anfang des 4. Jhs. war (*Eph. arch. [1902] 98*). *Vgl. Kap. V 2.*

Am Ende des 5. Jhs. beginnt eine Renaissance des Heldenepos. Choirilos von Samos (*FEp. 265*) besang den Sieg Athens über Xerxes in homerischem Stil mit großem Erfolg. Er eröffnet damit das enkomiastische Epos, das in den Jahrhunderten der hellenistischen Könige und römischen Kaiser reich ins Kraut schoß. Den Ruhm des Volks von Athen singt sein Werk, aber er hat auch wohl den Ruhm der beiden größten Männer seiner Zeit besungen, die ihn beide umwarben, des Lysandros und des Makedonenkönigs Archelaos. Sein jüngerer Zeitgenosse, Antimachos von Kolophon (*FEp. 273*), der mit weniger Glück zu Lysanders Ehren gedichtet, wandte sich wieder einem großen mythologischen Stoffe zu und schuf, gelehrt in Altertümern und Sprache, eine neue Thebais, Vorläufer der hellenistischen gelehrten Poesie. Noch deutlicher leitet er mit seiner Elegie Λύδη zu ihr über.

II. LYRIK

1. Die griechische Lyrik tritt uns wie das heroische Epos sogleich vollkommen fertig entgegen. Des Archilochos Jamben sind vollendet, und doch ist er ihr 'Erfinder'. Fertig ist auch das elegische Maß bei ihm wie bei Kallinos. Die ältesten Dichter des Einzelliedes Alkaios, Sappho, Anakreon sind seine unbestrittenen Meister. Und wenn wir im Chorliede eine Entwicklung von Alkman auf Pindar wahrnehmen, so hat doch auch schon jener erste Chormeister eine sichere und hohe Kunst. Da älteres Material fehlt, ist es unmöglich, die Entstehung dieser einzelnen lyrischen Formen sicher zu erforschen. Das aber ist gewiß, daß sie alle eine lange Geschichte durchlebt hatten, ehe sie uns bekannt werden. Es ist also die strenge aber keineswegs schablonenhafte Metrik dieser alten Lyriker nicht die ursprüngliche, sondern sie ist aus sehr viel freieren, roheren Gebilden durch dauernde Übung und Verfeinerung entwickelt. Nur darf man die Erkenntnis sich nicht dadurch verschließen, daß man von den kleinsten Einheiten, dem μέτρον oder gar dem πούς ausgeht, sondern man muß sich klar machen, daß in Wirklichkeit das Ursprüngliche ein ganzer Vers mit großem Rhythmus war, der rhythmisch verschieden variiert, verkürzt oder verlängt mannigfaltigste Formen erzeugen konnte (*UvWilamowitz, Choriambische Dimeter S.Ber.Berl.Ak. 1902, 866 ff*).

Das eigentliche Lied, die Einheit von Worten, Tönen, Rhythmus, zusammen erdacht und zugleich geboren, ist die älteste Poesie und aller einzelnen Gattungen Mutter. Seine Entstehung ist schwerlich aus einem einzigen Punkte zu erklären; doch soll, so manche andere auch in Betracht kommen, auf den Zusammenhang von Arbeit und Rhythmus hingewiesen sein, den *KBücher* in seinem weithin anregenden Werke *Arbeit und Rhythmus* ([4] *Lpz. 1909*) dargelegt hat. Überall wird das Bedürfnis beobachtet, Arbeit zu rhythmisieren, um sie zu erleichtern: das geschieht am natürlichsten durch Gesang. Am stärksten stellt es sich ein bei vielen, die dieselbe Arbeit verrichten: der Chor ist da. Aber auch bei einsamer Arbeit wird es empfunden: so entsteht das Einzellied. Im Anfang ist der Rhythmus, er stellt sich in gleichmäßiger Bewegung, d. i. Tanz, und in abwechselnd langen kurzen, oder hohen niederen Tönen dar, d. i. Gesang. Erst allmählich gesellt sich Wort und Gedanke hinzu. – Sehr früh und tief hat die Religion eingewirkt. Es

galt Götter herbeizurufen, zu wecken, zu verscheuchen. So spielen denn Chöre auch im griechischen Gottesdienst eine sehr bedeutende Rolle, sowohl auf der Orchestra des Heiligtums, wie in Prozession auf den Straßen. Religiösen Zweck hatten auch ursprünglich die Chöre, die das junge Paar zum Brautbette geleiteten, die am Totenbette und Grabe sangen, wohl auch die kriegerischen, aus denen vielleicht das Preislied des Siegers und das Heldenlied hervorging.

Die griechische Lyrik ist wie die des christlichen Mittelalters neben dem Heldenepos der poetische Ausdruck der Ritterzeit. Sinnfällig stellt der Chor ihre ständische Gebundenheit dar, wo der einzelne keine Rolle spielt. Gerade damals aber ringt sich das Individuum aus der Masse los und bringt sich im Gegensatz zu Stand und Staat zur Geltung. In Einzellied, Elegie und Jambus findet es geeignete Ausdrucksmittel. So unmittelbar manches davon auch wirkt, eindringendes Verständnis der griechischen Lyrik ist recht schwierig. Besitzen wir doch abgesehen von Pindars Siegesliedern, Bakchylides und Theognis nur sehr geringe Reste (gesammelt von *ThBergk, Poetae lyrici Graeci*[4], *Lpz. 1878–82, 3 Bde.*): kein einziges ganzes Chorlied vor dem 5. Jh. und von vollständigen Einzelliedern, jambischen undelegischen Gedichten etwa ein halbes Dutzend. Zwar haben Catull und, seine Anregung in großem Maßstabe fortsetzend, Horaz manches Gedicht der griechischen Lyriker bearbeitet, aber einen Ersatz für die verlorenen Originale gewähren sie nicht, weil sie mit höchstens zwei Ausnahmen (*Catull 51, 62*?) nicht Übersetzungen geben, sondern neue Dichtungen in Anlehnung an alte Motive frei schaffen.

Aus kleinen Häuflein Kehrichts der Grammatikerbesen und wenigen Bruchstücken, die ihres Inhalts wegen ausgehoben sind, müssen wir versuchen, das Verlorene zu rekonstruieren. Daher ist uns die Technik dieser Lyriker schwer, vielfach gar nicht kenntlich. Die Anlässe ihrer Gedichte, die Gelegenheiten ihres Vortrages sind so gut wie unbekannt. Dazu kommt, daß wir die staatlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse dieser Orte und Zeiten kaum anders als durch diese kümmerlichen Reste selbst kennen. Und können wir erstere nach dem Typus der uns sonst kenntlichen Ständekämpfe etwa konstruieren, so fehlen für diese sogar vielfach Parallelen. Das aber ist gewiß, daß gerade die Auffassung des Verhältnisses der beiden Geschlechter zueinander eine uns durchaus fremdartige war. Die Liebesempfindung, deren individueller Ausdruck sich sehr langsam entwickelt – sehr falsch galt sie für den einzigen oder für einen Quell der Lyrik – stellt sich großenteils homosexuell in voller Öffentlichkeit und Naivität dar: da sehen wir am deutlichsten, wie fremd uns jene Welt ist.

Die uns erkennbare Entwickelung der Lyrik geht wie das Epos von den östlichen Griechen aus, Ionern und Aeolern. Die Elegie erscheint im Gefolge des Epos in Kleinasien und auf den Inseln zuerst, auch von seinen Rhapsoden vorgetragen, aber schwerlich ist sie aus dem epischen Hexameter entwickelt, sondern aus derselben Wurzel wie dieser entsprossen, freilich in enger Anlehnung an das Epos ausgebildet, dessen Sprache sie auch redet. Der Jambus für die Rezitation tritt zuerst in Paros und Samos im 7. Jh. auf: jambische Trimeter, trochaeische Tetrameter. Beide, Elegie und Jambus, sind, wie ihre Träger wanderten, schon am Ende dieses Jahrhunderts ins Mutterland gebracht. Die Elegie wird später auch im Westen geübt, der Jambus als selbständige Gattung ist dort nicht nachweisbar. Ebensowenig ist dort je das Einzellied zu literarischer Geltung gekommen, die es um 600 in Lesbos und Ende des 4. Jhs. in Ionien hatte: auch das Mutterland hat es diesen Vorbildern nicht gleich tun können. Dagegen kennen wir Chorlieder nur aus Mutter-

land und Westen. Natürlich sind sie hier wie überall von Alters her geübt, aber auch in ihnen hatte der Osten und gerade wieder das musikalische Lesbos rascher eine höhere Kunst entfaltet, die, im 7. Jh. nach Hellas und weiter nach Sizilien und Großgriechenland importiert, die dortige Chorkunst befruchtete und zur höchsten Höhe förderte, während sie im ganzen Osten früh zurücktrat hinter den individuellen Gattungen und bald auch hinter der Prosa. Bezeichnend für den Abstand in der Entwicklung zwischen den Griechen in Asien und im aegaeischen Meer und denen im Mutterlande und Westen ist, daß den Dithyrambus, der hier stets vom Chor gesungen wurde, Archilochos bereits allein anstimmte (*fr. 77*), und daß trotz der Lesbier und Anakreons Ibykos aus Unteritalien sogar Liebeslieder von Chören aufführen ließ (*fr. 1. 2*).

2. Elegie und Jambus. Archilochos (*PLG. II 383*) gehört an die Spitze. Er und Homer galten den Alten als Archegeten ihrer Poesie; dieser Vater des Epos, hinter dem seine Person verschwindet, jener Schöpfer der individuellen 'Lyrik', deren Stoff der Dichter selbst ist. Zwei fremde Welten, vermittelt durch Hesiod.

Bei Archilochos ist alles persönlich. Auch wenn er einen überlieferten Stoff erzählt, tritt sein Selbst hervor: 'ich will Euch eine Märe sagen, o Kerykides, 's ist eine betrübte Geschichte' (*fr. 89*); auch ihre Nutzanwendung dürfte sehr persönlich gewesen sein. Doch ist solch Erzählen Ausnahme bei ihm. Sein Erlebnis, sein Haß und seine Liebe, sein Schmerz und sein Ärger, sein Unglück, seine Sehnsucht, kaum je ein Glücksempfinden, das ist's, was seine Verse füllt. Sie fließen nur, wenn sein Herz pocht. Aber das pocht nicht über der Menschheit Jammer, sein eigen Wohl und Wehe und seines engen Kreises Schicksal ist sein Lied. So geben seine Gedichte noch in der jämmerlichen Verwüstung, die kein einziges unversehrt gelassen und nur sehr wenige Bruchstücke von 5 bis 10 zusammenhängenden Versen geschont hat, ein lebensprühendes Bild dieses ersten ganzen Menschen. Auf der ionischen Insel Paros als Sohn eines Bürgers und einer Sklavin geboren, hat er mittellos seine Heimat verlassen, nachdem ihm Lykambes seine Tochter versagt (*fr. 94. 28*). Als Landsknecht (*fr. 1. 2. 24*) ist er weit herumgekommen: er kennt den Siris in Unteritalien (*fr. 21*) und hat in Euböa Ritterschlachten gesehen, bei denen Bogen und Schleuder verpönt (*fr. 3*). Schließlich ist er mit einer parischen Kolonie nach der Insel Thasos gegangen, die ihm gar nicht gefiel mit ihrem 'steilen waldstruppigen Bergrücken, wie ein Eselsrücken anzusehen' (*fr. 20 f.*). Da gab's harte Kämpfe gegen die Thraker, nicht immer glückliche, sogar seinen Schild büßte er einmal ein: diese Schande haben ihm die Ritter nie verziehen, doch er hat sich damit getröstet, daß wenigstens er selbst heil entronnen sei und sich nun einen andern — kaufen werde (*fr. 6*). Seine Zeit ist gesichert durch die von ihm (*fr. 74*) geschilderte Sonnenfinsternis vom 6. April 648.

Mannigfaltig sind die Formen seiner Poesie. In Elegien spricht er von seinem Kriegshandwerk zu Wasser und zu Lande, redet zu Kameraden, stimmt die Totenklage an. Aber sein eigentlichstes Maß waren jambische Trimeter und trochäische Tetrameter. Er hat sie als Form der öffentlichen Ansprache neben der Elegie ausgebildet, für die lebhafte Rede einzig geeignet, er hat sie für die persönliche Invektive in viel bewunderten Mustern scharf geschliffen und mit bebender Leidenschaft erfüllt. Von seinen berühmten Jamben gegen Lykambes, der nicht sein Schwiegervater hatte werden wollen, ist fast nichts erhalten; um so mehr muß man sich hüten, eine sentimentale Liebesgeschichte nach modernem Muster zu ergänzen.

Hinzu kommen die reizenden leicht variabeln Epoden, aus einem längeren Verse und einem kürzeren zusammengesetzt, bald nur aus Jamben, bald nur aus Daktylen, bald aus Jamben und Daktylen wie jambischem Trimeter und daktylischem Trimeter oder Elegiambus, daktylischem Hexameter und jambischem Dimeter, Archilochius (daktylischer Tetrameter + Ithyphallicus) und jambischem Trimeter. – Wie in den Epoden die spielende Schöpferkraft des formgewandten Dichters offen liegt, so hat er an den Jamben, wenn er auch diese Formen nicht geschaffen hat, so doch das Beste getan durch die Feinheit ihrer Durchbildung und die stets mustergültig gebliebene, selten erreichte Strenge. Auch Lieder hat er gedichtet, Dithyramben, Hymnen; sie sind ganz unkenntlich.

Nicht weniger bewunderungswürdig ist seine Sprache, die zwar besonders in den Elegien herkömmliche Wendungen nicht verschmäht, aber niemals üblich ist, niemals leer, niemals pathetisch, sondern gedrungen, klar, anschaulich treffend, stets der unmittelbare Ausdruck der Stimmung, frisch, manchmal derb, wie es unter Kriegsvolk nicht anders ist, oft schneidend scharf in Hohn und Haß, doch wieder auch weich, sehnsüchtig, todtraurig, von ergreifendem Mitgefühl; immer aber ist er ein tapferer und ganzer Mann.

Die Größe des Archilochos wird recht deutlich, wenn man mit ihm seinen ungefähren Zeitgenossen, den langweiligen Samier Semonides von Amorgos (*PLG. II 443 ff.*) vergleicht, von dem unverdient viel erhalten ist. Eine Persönlichkeit ist wieder, freilich eine lumpige, Hipponax in Ephesos (*PLG. II 460 ff.*), dann in Klazomenai, um 550. Persönliche Feindschaft besonders gegen einen Bupalos (*fr. 11 ff.*), der mit dem Bildhauer nichts zu tun hat, und Verwünschungen, Erzählungen (*fr. 1. 35. 38*) auch aus der Heldensage (*fr. 42*), und Bettel (*fr. 16–20. 43*) treten in den nicht unbeträchtlichen Resten hervor. Interessant war er den Alten, als 'Erfinder' des Hinkjambus, eines jambischen Trimeters, dessen letztes Metron den Rhythmus umkehrt, wohl aus dem losen volkstümlichen Jambus entwickelt. Auch als erster Vertreter jener Parodie ist er hingestellt worden, die mit den großartigen Wendungen des heroischen Epos trivialste Stoffe behandelt: so Hipponax einen Vielfraß (*fr. 85*).

Unpersönlich ist vielfach die ältere Elegie. So die des Kallinos (*PLG. II 3 ff.*), der die Smyrnaeer um 660 zum Kampfe gegen die Kimmerier anfeuerte. Die Formeln des Epos benutzt er stark. Unpersönlich tritt wenigstens uns Mimnermos auch von Kolophon (*PLG. II 25 ff.*) entgegen, Aulet, kleinasiatischer Ionier des ausgehenden 7. Jhs., älterer Zeitgenosse Solons (*Solon fr. 20*). Doch schlägt er neue Töne an: er preist weichlich üppigen Genuß, Jugend, Schönheit, Liebe, er jammert über das gräuliche Alter – lieber sechzigjährig sterben! Daneben Erinnerungen an die Heldensage. Es ist Gelagepoesie. Die frühhellenistischen Dichter nahmen ihn sich zum Vorbild. Hermesianax, der aller Menschen Werke aus der Liebe herleitet, behauptet auch von Mimnermos, er habe eine Nanno geliebt und ihr zu Ehren Elegien gedichtet. Die hellenistischen Gelehrten haben dann eine Elegiensammlung des Mimnermos Nanno genannt. Worauf sie dies gründeten, wissen wir nicht; in seinen Bruchstücken ist keine Spur eines Ausdrucks persönlicher Liebe, auch ist nirgend ein Liebesmotiv in seinen Sagen sicher erkennbar. Wohl möglich, daß das Ganze nur novellistische Erfindung ist, vielleicht aus falsch verstandener Überlieferung kombiniert, wie fast alles bei den Literarhistorikern in dieser Zeit, von denen Hermesianax die beste Vorstellung gibt. – Unpersönlich ist auch die Poesie des Tyrtaios (*PLG. II 8 ff.*), des ältesten mutterländischen Elegikers, der am Ende des 7. Jhs. den Spartiaten

in einem schweren Kriege gegen die aufständischen, von ‘unseren Großvätern’ unterworfenen und hart geknechteten Messenier Mut einsprach. Anschaulich und warm preist er den Heldentod in der Reihe der Vorkämpfer und schildert das Los des Mannes, der im Elend Obdach und Brot erbetteln muß (*fr. 10*). Auch für die wankende Verfassung trat er ein (*fr. 4*). Mitten im Leben dieser Spartiaten stehend, gibt er den Gedanken ihrer Besten den Ausdruck in der überkommenen Form, über die Üblichkeit hinausgehoben durch den grimmigen Ernst dieser Zeit, in der Sparta groß wurde. – Solon (*PLG. II 34ff.*) aber von Athen, der Archon des Jahres 594, hat seine grundtüchtige, ehrliche, kräftige Persönlichkeit vielen seiner Verse aufgedrückt. Als feste Form mit überkommener Technik handhabt er Elegie, jambische Trimeter, trochäische Tetrameter. Die Poesie ist für ihn zunächst das Mittel zum Wirken auf die Masse – gab es ja in Athen noch nicht Prosa, Buch, Broschüre –, selten ist sie ihm Bedürfnis zum Ausdruck erregten Innenlebens. Seine Hinterlassenschaft läßt uns in die kläglichen Verhältnisse Attikas, das noch nicht einmal Salamis dem mächtigen Megara entrissen hatte, und in seine heißen sozialen Kämpfe um 600 blicken, die Kämpfe der kleinen Leute, zumal der Bauern gegen die übermächtigen Großgrundherren und Kapitalisten, gegen das entsetzliche Schuldrecht und die politische Rechtlosigkeit. Solon hat in einer Elegie (*4*) die Mißstände geschildert, sich als Retter empfohlen und hat dann, nachdem er gerechten Sinnes seine Verfassung gegeben, sein Werk gegen beide Parteien in männlichen Versen verteidigt (*fr. 5. 6. 32*). Als einziger literarischer Zeuge dieser Zeit, als ältester Athener und Vater der Demokratie, als einer der ‘sieben Weisen’ hat er so viel Interesse und Liebe erweckt, daß beträchtliche Stücke seiner Gedichte erhalten sind, wenigstens eins vollständig (*13*). Froh der Arbeit für sich wie für seinen Staat, froh aller Freuden des Lebens, stellt sich dieser Athener dem schon sinkenden Ionien und seinem Wortführer Mimnermos entgegen und schilt ihn, der den Tod dem Sechzigjährigen wünscht (*fr. 20*); er selbst möchte achtzig Jahre alt werden: γηράσκω δ' ἀεὶ πολλὰ διδασκόμενος (*fr. 18*). – Um die politische Stimmung zu beeinflussen, ist später die Elegie nicht mehr verwendet; außer etwa daß der attische Reaktionär Kritias, einer der dreißig Tyrannen, u. a. auch in dieser Form für seine Ideen Propaganda machte. Dagegen hat der Ionier Xenophanes, herumziehender Rhapsode am Ende des 6., Anfang des 5. Jhs. (*s. o. c. I 3*), die Elegie benutzt zur Kritik am Götterglauben und falschen Werten, aber er scheint sie an Gelagen vorgetragen zu haben. Als Gelagepoesie und für die Totenklage ist die Elegie weiter gepflegt und entwickelt. Von zwei Zeitgenossen des Sophokles, Ion von Chios, auch Dichter von Tragödien und Dithyramben, Verfasser der ältesten Memoiren (*FHG. II 46*), und Dionysios Chalkus von Athen sind Proben erhalten (*PLG. II 262*). Älter ist ein ganzes Buch voll kurzer Gelagegedichte in elegischer Form, unter dem Namen des Theognis (*PLG. II 117ff.*). Er, ein Megarer des 6. Jhs., hat wirklich den Kern der Sammlung geschaffen, aber auch noch aus der Zeit der Perserkriege und aus anderen Orten sind Stücke aufgenommen und viele in mehreren Fassungen. Sie gibt meist die Stimmung adliger Herren in den sozialen Kämpfen wider die Plebejer. Theognis hatte seinen Geliebten Kyrnos angedichtet; im erhaltenen Buche sind auch andere Zeitgenossen angeredet, auch Weiber fehlen nicht ganz, z. B. *261–264*. Diese Gedichtchen sind dauernd bis tief ins 5. Jh. im Gebrauch gewesen, man sang sie abwechselnd zur Flöte; daher wurden sie verändert und abgeschliffen. Für diesen Zweck war kurzer Umfang erforderlich. Schließlich entwickelte sich aus ihnen das sympotische ‘Epigramm’. – Ein nicht geringer Teil

solcher Gelagepoesie war der Μοῦσα παιδική gewidmet, die auch sonst sich zu äußern Gelegenheit fand. Sie ist nie abgerissen, obgleich auch ihr seit Ende des 5. Jhs. in prosaischer Form Konkurrenz entstand, die wir am besten durch Platons Phaidros kennen lernen. – In der Totenklage hielt sich die Elegie in größerer Ausdehnung. Sie ist so gut wie verloren. Aischylos (*PLG. II 240ff.*) hatte für die Gefallenen von Marathon eine gedichtet. Wohl an diese Klageelegie hat Antimachos von Kolophon (*FEp. 273ff.*) um 400 angeknüpft, beeinflußt auch von Mimnermos, interessant auch als der, der das Heldenepos in neuer gelehrter Form wieder aufnahm. Der Tod seiner Geliebten Lyde – gleichgültig ob fingiert oder nicht – wurde ihm Anlaß, ohne daß er von sich selbst und seiner Liebe viel Worte gemacht zu haben scheint, traurige Geschichten aus der Sage in loser Folge sich zum Troste zu erzählen, alle wohl auf den erotisch-sentimentalen Ton gestimmt, in gewählter schwieriger Sprache. Bei Lebzeiten wenig beachtet, wurde er gerade durch dies Gedicht das Vorbild der frühhellenistischen Elegie, in der Einkleidung sowohl und sprachlichen Form wie ganz besonders durch die Betonung des Erotischen.

3. Das Einzellied. Die von den Aeolern besiedelte Insel Lesbos hat für unsere Wahrnehmung am frühesten Lied und Musik künstlerisch ausgebildet. Wir können ihre Leistung nur in ihrer letzten poetischen Vollendung aus den geringen Trümmern des Liedes des Alkaios und der Sappho ahnen, von denen einige anderen lesbischen Dichtern gehören mögen. Jene beiden lebten als Zeitgenossen um 600, Alkaios war der ältere, beide Sprossen des begüterten, Kunst übenden Adels, beide in die sozialen und politischen Wirren ihres Vaterlandes verwickelt, verbannt und zurückgekehrt. Auch Vers, Sprache, Technik haben beide als ererbtes Gut gemein. Sie bauen mannigfaltige kleine Strophen von zwei gleichen Stollen und einem Abgesang. Die nach ihnen benannten Strophenformen sind von beiden angewandt worden, also auch sie wohl schon ältere Gebilde. Daneben sehen wir Ioniker, fallende und steigende, in längeren und kürzeren Reihen Glykoneen; ferner Asklepiadeen, die größeren und kleineren, daktylische Reihen stets mit freibehandeltem zweisilbigen ersten Fuß in Reihen von 4, 5, 6.

Trotz alledem stehen diese zwei Lesbier neben einander wie zwei sich kaum berührende Kreise. Die beiden Geschlechter leben ein getrenntes Leben, jedes eine Welt für sich, jedes hat seine eigenen Interessen, Anschauungen, jedes sein eigenes Liebesleben mit all seinem Sehnen und feineren Stimmungen.

Alkaios (*PLG. III 147ff.*), der Typus des Ritters, lebt dem politischen Kampf wider Tyrannen und Plebejer, dem er in allen Wechselfällen sein kräftig Lied leiht (*fr. 18ff.*). Im Rittersaal (*fr. 15*) beim Becher erzählt er Abenteuer (*fr. 33*) und treffende Worte rechter Leute (*fr. 49*), preist die Freuden des Lebens (*fr. 34ff.*), singt auch mal ein Ständchen (*fr. 56*), mehr Lieder auf schöne Knaben, die in seinen Gedichten, wie aus Horaz zu schließen, stärker hervorgetreten sein müssen als in den erhaltenen Resten.

Schwer aber ist es, das weibliche Gegenbild zu verstehen, Sapphos (*PLG. III 84ff.*) Verkehr, ihre Gefühlswelt und ihre Kunst. Da die Männer sich abgeschlossen hielten, und all ihr feineres Empfinden im Verkehr mit ihren jungen Geschlechtsgenossen ausströmte, das sich bis zur romantischen Liebesschwärmerei und unbedingter Aufopferung steigerte, so haben damals die Frauen, auf sich selbst zurückgewiesen, dem ihrer Seele tief eingepflanzten Bedürfnis nach Zärtlichkeit und Hingebung eine andere Richtung gegeben, und sie entwickelten nun innerhalb ihres eigenen Ge-

schlechtes ein uns fremdartiges Liebesleben, das von zarter Neigung bis zur glühenden Leidenschaft und heftiger Eifersucht die ganze Stufenleiter erotischer Gefühle durchlief. Sappho lebte wie andere ihrer Mitbürgerinnen mit den Mädchen und für die Mädchen, die sogar von den asiatischen Griechenstädten zu ihr in jungen Jahren gebracht wurden, sich bei ihr auszubilden in allem, was man dort und damals von einer gebildeten Frau verlangte. Und die Frau stand wie der Mann auf der gleichen Bildungshöhe. In diesem engen Kreise ist der Sappho Sein und Kunst beschlossen; sehr selten ging sie darüber hinaus, etwa eines Mannes Liebe abzuweisen, oder Freude und Sorge um ihre Brüder, ihre Tochter, doch wohl auch meist vor ihren Mädchen auszusprechen. Dies beschränkte Frauenleben spiegelt sich in all seinen Äußerungen zart und anmutig in Sapphos formenschönen Liedern, deren kleinste Reste noch von der Wärme und Reinheit ihres Herzens wie von ihrer einzigen Kunst, Geschautes und Empfundenes in einfach-innigen Worten herzerquickend zu sagen, wunderbar zeugen. Heiße Sehnsucht, Eifersucht und leidenschaftliche Liebe bewegten oft den ruhigen See dieser weiblichen Gemüter. Und diese Töne klangen und klingen vor allen anderen aus ihren Liedern. Ihr einziges ganz erhaltenes Gedicht (*1*) ist ein Gebet an Aphrodite, daß die Göttin wie einst, als sie um ihren Beistand flehte, ihr das Herz eines geliebten Mädchens zuzuwenden, auch jetzt wieder ihr und ihrer Liebe gnädig helfe. Des Mädchens Rückkehr ins Vaterland oder seine Hochzeit entführte es von der Seite der Meisterin und den jugendfrohen Genossinnen. Zum Ehrentage spendete Sappho das Hochzeitslied (*fr. 91 ff.*) von mädchenhafter Zartheit und heiterem Ernst und mit den alten, Anmut umgossenen Scherzen. Der geschiedenen Freundin folgt ihre Sehnsucht über das Meer und findet Nahrung und Trost in süßen Erinnerungen an innig genossene Stunden (*Suppl. lyr. 12 f.*). So einzig die hehre Frau in der griechischen wie in aller Literatur steht, so wichtig ist es, sich klar zu machen, daß sie in ihrem Lesbos nur eine von vielen war und eine lange vor ihr gepflegte und reich neben und sicherlich auch noch nach ihr blühende Frauenkunst zu unvergleichlicher Vollendung geführt hat. Solche Kreise, solche Menschen, solche Kunst wachsen nicht über Nacht.

Der Ionier Anakreon von Teōs (*PLG. III 253 ff.*) ist Sänger von Beruf. An den Tyrannenhöfen des Polykrates von Samos († um 522) und der Peisistratiden findet er sein Publikum und sein Brot, früh als der klassische Lyriker anmutiger Lebensfreude bis in die Zeit der grauen Locken hinein (*fr. 43*) berühmt, der Meister heiterer Eleganz. Das Symposion ist sein Platz: da singt er, wie die Genossen, zur Lyra seine entzückenden anspruchslosen Liedchen in kleinen Strophen aus Glykoneen (*fr. 2 ff.*), Jamben, am liebsten aus Ionikern gebaut (*fr. 51 ff. 21*), denen er durch kleine Verschiebungen (Anaklasis) reizvolle Abwechslung und wundervolle Klangschönheit zu verleihen weiß.

Das Symposion erhielt durch die Sitte des Rundgesanges diese Lieder nicht nur in Athen bis Ende des 5. Jhs., sie erzeugte auch neue, gewiß aller Orten. Kleine Proben sind erhalten aus einem attischen Kommersbuch bei *Athenaios XV 694* (*PLG. III 643*), sogenannte Skolien in kleinstem Umfang von je einer Strophe. In bewegten Zeiten spielten die politischen Ereignisse hinein, wie bei Alkaios und wie in der Theognissammlung. Auch von größeren in 2–4 Strophen haben wir Proben: so Timokreons gegen Themistokles (*PLG. III 537 f.*), so das von Platon im Protagoras besprochene des Simonides, das in Polemik gegen einen Spruch des Pittakos einen neuen Maßstab der Tugend gibt, so Pindars erotische Skolien (*fr. 123 f.*).

Im 4. Jh. stirbt das Lied ab, vereinzelt werden seine Formen noch verwendet, so von Kerkidas um 350, doch nicht mehr zum Gesang. Aber im Gottesdienst erhielt sich bis in die hellenistische und römische Zeit die kleine Strophe (*vgl. c. V 2*): an sie knüpft dann gerade mit religiösem Liede Catull (*34*) an und gewinnt Verständnis für Sapphos Strophe: Horaz folgt dieser Anregung und bringt die Strophenform wieder in der Lyrik zur Geltung.

4. Chorlyrik. Von Choraufführungen ein einigermaßen richtiges Bild zu entwerfen ist sehr schwierig, nicht nur weil die Reste zumal der älteren Chorlyrik spärlich sind, sie zeigen auch verschiedene Verwendung des Chors. Bei Alkman lösen sich vom Chore Soli des Chormeisters ab, auch einzelner Chorjungfern sogar innerhalb der Strophe. Bei den andern scheint, wie in der Tragödie, der Chor nur als Ganzes zu singen, und meist wird er geradezu als Instrument vom Dichter gebraucht, während Alkman und gelegentlich auch die Späteren wie Pindar im jüngst entdeckten Partheneion (*Suppl. lyr. 31*) ihn seiner Zusammensetzung gemäß z. B. als Mädchen individualisierte. Wie dort der Sologesang dem Chor geopfert wurde, so hat in einer anderen Entwicklungsreihe der Solo singende Chormeister den Chor verdrängt: so könnte wohl die Kitharodik entstanden sein. Ihr Archeget der Lesbier Terpandros, der älteste aufgezeichnete Sieger an den lakonischen Karneen (7. Jh.) sang allein und galt als Begründer der kunstmäßigen Musik. Aber auch jener bei Alkman beobachtete Wechsel zwischen Chor und Solo ist nicht aufgegeben; er führte zu einer Art Oratorium und zum Musikdrama: jenes ist durch Bakchylides XVII jetzt anschaulich, dies durch des Philoxenos Kyklops (*PLG. III 609*) einigermaßen kenntlich. – Diese mannigfaltige Ausgestaltung ist durch die vielfache Verwendung des Chors bedingt oder doch gefördert: an Götterfesten (Hymnen, Paiane, Dithyramben), bei Prozessionen (Prosōdia), bei Leichenfeiern (Thrēnoi), bei Siegesfesten (Epinikien). Solche wurden im 6. und 5. Jh. viel von Privaten zur Verherrlichung eines Sieges an einem der vielen großen oder kleinen Agone gefeiert. So reiche Gelegenheit die privaten Anlässe der Dichtung gaben, die öffentlichen religiösen Veranstaltungen gewährten ihr doch einen sichereren Boden. Jene fielen mit der Ritterzeit, im Mutterlande um 450, diese blieben bestehen und erzeugten eine Nachblüte der Chorlyrik im responsionslosen ‘neuen Dithyrambus’, dem Träger moderner Musik. – Mannigfaltig wie die Gelegenheiten, war auch die Zusammensetzung der Chöre: Männer, Knaben, Frauen, Mädchen, meist wohl im Festkleid, gelegentlich auch kostümiert. Die Zahl schwankte. An den großen Agonen in Athen bestanden die kyklischen Chöre aus 50 Männern oder Knaben. Der Tanz wurde wie Rhythmus und Musik vom Dichter für jedes Lied geschaffen. Er variierte vom langsamen Schreiten bis zum ausgelassenen Springen, aber sicher war er nie der Blödheit des modernen Ballets ähnlich. Der Dichter übte sein Werk selbst ein (ἐδίδαςκε), doch war zu Pindars Zeit schon die Möglichkeit vorhanden, daß andere Chormeister aus Text und Partitur des Dichters dessen Werk auch ohne ihn einstudieren konnten. – Die Sprache des Chorliedes ist eine Mischsprache auf aeolischem Grunde mit dorischer Färbung und nicht geringer Benutzung homerischer Worte und Formeln. Dazu stimmt, daß die ältesten bekannten Chordichter Aeoler sind, Arion von Lesbos, auch wohl Alkman, und daß sie in Ländern sich betätigten, die von Dorern in Besitz genommen waren, besonders Lakedaemon, das im 7. Jh. als Pflegestätte der Musik hervortritt. Ob und wie stark einzelne Dichter, zumal die westlichen, ihre eigenen Dialekte angewandt haben, ist schwer zu ent-

scheiden. – Der Inhalt der Chorgesänge ist stets die Heldensage, um diesen Kern wird Hinweis auf den Anlaß und alles Persönliche als Nebenwerk gruppiert. Das als Einfluß Homers zu deuten, hat keine Wahrscheinlichkeit: die Heldensage ist von Alters her der eigentliche Stoff der Chorlyrik gewesen.

Der älteste greifbare Chormeister Alkman von Sardes (*PLG. III 14ff.*) war in Lakedaemon tätig. So wenig wie seine Zeit sicherzustellen ist – die Alten setzten ihn ins 7. Jh. – so persönlich tritt er uns entgegen. Nicht nur daß er sich oft mit Stolz als Schöpfer eines Gedichtes und seiner Musik in ihm selbst (*fr. 25*) genannt hat – er muß also Konkurrenten gehabt haben –, er hat auch von seiner Herkunft (*fr. 24*), seinem Appetit (*fr. 33. 76*), seinem Spitznamen (*fr. 27*), seinem Alter (*fr. 26*) in gemütlichem Wechselgesang mit seinen Chormädchen gesprochen. Das Hauptstück (*fr. 23, vgl. HDiels, Herm. XXXI [1896] 339ff.*) zeigt, wie naiv unvermittelt er den Übergang machte vom mythischen Hauptteil zum persönlichen Scherz. Gesundheit, Frische, derbe Fröhlichkeit tönen kräftig, doch nicht ohne Anmut aus seinen einfachen Versen. Besonders gern hat er Daktylen verwendet in Hexametern und Tetrametern, gelegentlich stichisch: man möchte sie als Vorstufe des homerischen Hexameters auffassen, in dieser alten Form im ursprünglichen Chorgesange erhalten. Auch Jamben und Ioniker wendet er ähnlich an. Sein größtes Fragment zeigt regelmäßigen Wechsel von trochaeischen Dimetern mit Glykoneen, Rhythmen, die am Schluß der Strophe in größerem Maßstabe wiederkehren. – Dagegen ist Stesichoros (*PLG. III 205ff.*) persönlich gar nicht faßbar, auch über seine Zeit und Heimat gibt es keine feste Überlieferung. Sicher ist nur, daß er älter als der 556 geborene Simonides war, der ihn zitiert (*fr. 53*), und daß er aus Sicilien (Himera) oder Unteritalien stammte. Dort in Rhegion war auch Ibykos (*PLG. III 235ff.*) zu Hause, der an den Hof des Tyrannen Polykrates von Samos († um 522) zog. Es gab Gedichte, die jedem der beiden beigelegt wurden, vielleicht keinem von beiden gehörten, da ja unzählige Chorlyriker damals tätig waren. Abgesehen von zwei Bruchstücken rauschend prächtiger Liebeschöre des Ibykos geben die Fragmente beider Heldensage, als solche äußerst interessant durch die lokale Tradition besonders des Westens. Und das ist das Wichtige, daß dessen blühende Griechenstädte in die Literatur mit diesen Dichtern eintreten, die ihre eigene heimatliche Sage ohne Vermittlung des Epos in Chorliedern fassen. Aber auch für die epischen Stoffe treten sie in Konkurrenz mit dem Epos, doch wohl weil ihnen das Chorlied die gewohnte Form der Heldensage war. So hat Stesichoros eine Iliupersis (*fr. 18–25*), eine Orestie (*fr. 34–42*), Nosten (*fr. 33*) für Chöre gedichtet, die Orestie so umfangreich, daß sie später in 2 Bücher von einem gelehrten Herausgeber geteilt wurde. Metrisch ist Stesichoros wichtig als der erste, bei dem die für die großen Chorstrophen von nun an viel besonders von Pindar, Bakchylides, den Tragikern angewandten 'Daktylo-Epitriten' nachweisbar waren, die nichts als eine eigenartige freie Umbildung der Ioniker sind (*FBlaß, Jahrb. f. Phil. CXXXIII [1886] 455 ff*).

Auch von der Poesie des Simonides von Keos (*PLG. III 382ff.*), der nach eigener Angabe (*fr. 147*) 556 geboren ist und noch 476 lebte (damals in Athen) und dichtete, können wir uns nur eine ungefähre Vorstellung machen. Nur ein Ganzes ist kenntlich, ein Skolion in Platons Protagoras erhalten: eine reine Gedankenarbeit über das Problem der Tugend (*UvWilamowitz, GGN. 1898, 204*). Ganz anders das Bruchstück eines Chorliedes (*fr. 37*), das die Danae mit ihrem schlafenden Knäblein zeichnet im finstern Kasten auf dem wogenden Meere, auch in der

Todesangst um das Kind und sich selbst noch ganz Demut vor Zeus, ihres Sohnes Vater; Poesie von einer Tiefe und Zartheit, wie sie in der Antike ihresgleichen kaum hat. Und wieder anders die Verse auf die Helden von Thermopylae (*fr. 4*), unvergeßliche Worte voll Hoheit und Innigkeit, Trauer und Stolz. Simonides war eine vielgewandte und eindrucksvolle Persönlichkeit, deren Erinnerung fortlebte. Er wanderte wie die Rhapsoden, dichtete für die Feudalherren in Thessalien, das demokratische Athen, den Tyrannen Hieron von Syrakus und viele andere, und wußte alle zu befriedigen, überall in höchstem Ansehen als Mann der Weisheit und Träger der öffentlichen Meinung, der Vorgänger der Sophisten. – Sein Neffe Bakchylides um 470—460 tätig, kam ihm nach keiner Seite gleich, keine Persönlichkeit, Durchschnittsdichter, gerade deshalb von großem Interesse. Ein glücklicher Papyrusfund hat 13 kleine und große Chorlieder für olympische, pythische u. a. Sieger ans Licht gebracht. Unter ihnen ragen hervor zwei (*V* und *III*) für den König Hieron von Syrakus 476 und 468 gedichtete Oden durch die schönen Erzählungen von Meleagers Tod und Kroisos' Rettung. Als Bereicherung unserer Kenntnis wichtiger sind seine von dem antiken Herausgeber Dithyramben benannten Chorlieder, meist unbekannter Bestimmung, bis auf eines nur aus einer mythischen Scene bestehend ohne jede Beziehung auf Ort und Gelegenheit der Aufführung, und auch jenes eine (*XVI* ἠίθεοι) grüßt nur mit einem Sätzchen am Schluß den delischen Apoll und empfiehlt ihm den Chor der Keer, wertvoll übrigens durch die Kunst der Erzählung, Metrik und Stoff. Das XVII. Stück ist einzig in seiner Art ein Wechselsang zwischen dem Chor der Athener und König Aigeus, der aus seinem Palaste tritt; also nicht ohne Kostüm und Dekorationswand aufführbar.

Neben Bakchylides steht um so größer Pindar von Theben. Seine poetische Tätigkeit ist von 498 (*Pyth. X*) bis 446 (*Pyth. VIII*) sicher zu verfolgen. Pindar ist der größte und letzte Vertreter der alten Chorlyrik, die mit der Ritterzeit stirbt. Er empfand die Tragik dieses Schicksals. Eine tiefe, grübelnde, schwerflüssige Persönlichkeit dichtet er mühsam trotz des reichen Erbes einer hoch entwickelten formvollendeten Kunst und schafft sich einen eigenen Stil von großer Pose, hochtönenden Worten voll gedrungener Gedankenfülle, knapp bis zur Dunkelheit, bis zur Maniriertheit, und doch ein echter Dichter. Wie weiß er Helden zu zeichnen! Von den Waldbergen, aus der Zucht des weisen Kentauren tritt Iason auf den Markt von Pherai unter die Menge, ein Panterfell um die Schultern, in der Hand zwei Lanzen, lang wallen ihm die Locken über den Rücken; und es raunt das Volk: 'ist's Apoll? ist's Ares? oder dem gewaltigen Otos oder Tityos möchten wir ihn gleichen, wären sie nicht längst erschlagen.' Und dann die Gegenüberstellung des hinterlistigen Pĕlias, der auf dem Mäulerwagen herangekommen, und jenes jungen Recken ohne Falsch und Furcht (*Pyth. IV 70 ff.*). Unvergleichlich die erhabene Pracht seines Preisliedes auf die Macht des Gesanges, der im Olympos den Blitz des Zeus dämpft und seinen Adler und den grimmen Kriegsgott bändigt; doch drunten in den Tiefen windet sich bei diesem Klange Typhōs der Götterfeind und speit Flammen aus dem schneeigen Aetna (*Pyth. I 1*). Unvergeßlich die düsteren Worte tiefer Schwermut, die letzten, die wir von dem greisen Dichter kennen: 'Eintagswesen! was sind wir, was sind wir nicht? Eines Schattens Traum ist der Mensch' (*Pyth. VIII 95*). – Erhalten sind nur die Chorlieder für die Sieger an den großen Nationalspielen, der kleinste Teil seines Nachlasses. Aber schwerlich werden wir ihn nach diesen sehr unrichtig beurteilen. Als Chordichter von Beruf hat er mit dieser Kunst sein Brot

verdient, ist auch gewandert wie Simonides und Bakchylides. Hatte er auch nicht die Gewandtheit dieser Ionier, so hat er doch trotz seiner Herbheit, wie sich das aus seiner Stellung ergab, für die verschiedensten Anlässe, Menschen und Staaten gedichtet, für Tyrannen und Junker so gut wie für das machtvoll sich erhebende Athen. Ihm gelten jene herrlichen Verse, die die Athener mit immer neuem Stolze hörten (*fr. 76*):

ὦ ταὶ λιπαραὶ καὶ ἰοστέφανοι καὶ ἀοίδιμοι
Ἑλλάδος ἔρεισμα, κλειναὶ Ἀθᾶναι, δαιμόνιον πτολίεθρον.

Gleichzeitig mit diesem gedankenvollen künstlichen Dichter, der in der Kunstsprache der Chorlyrik für Aegineten, Sicilier, Kyrenaeer so gut wie für seine Thebaner singt, hat seine Landsmännin Korinna für ihren kleinen Kreis Chorlieder mit einfacher Erzählung gedichtet im eigenen Dialekt und ganz kleinen simplen sich stets wiederholenden Strophen von Ionikern und choriambischen Dimetern. Ein Berliner Papyrus (*Suppl. lyr. 14*) brachte Reste zweier Gesänge ans Licht, die beide Lokalsagen behandeln; das eine den Wettgesang des Kithairon und Helikon, der, durch das Urteil der preisrichtenden Götter unterlegen, wütend den nach ihm benannten Fels ins Land schleudert.

Die weitere Chorlyrik ist auf die öffentlichen religiösen Feste beschränkt. Metrisch und jedenfalls auch musikalisch ein neues Gebilde: es hat nicht mehr strophische Responsion. Die Metren bewegen sich in freiem Wechsel, ganz Ausdruck der Stimmung. Es ist dieselbe Kunst, die Euripides in seinen späteren Tragödien angewandt hat. Ob er sie fertig aus der Chorlyrik übernommen, oder beide an ihrer Ausbildung wetteifernd gewirkt haben, ist nicht zu entscheiden, wahrscheinlich aber wird die Lyrik als die Trägerin der Musik die ersten Schritte getan haben. Es sind von dieser neuen Kunst beide schon bei Bakchylides erscheinende Formen weiter ausgebildet: sowohl die einfache Erzählung wie das Musikdrama, aus Chor und Soli bestehend. Dies sehen wir entwickelt in den Resten des Κύκλωψ des Philoxenos von Kythera, den Aristophanes schon 388 im Plutos *290 ff.* verspottet (*PLG. III 609*, vgl. *AJHartung, Phil. I [1846] 415*): der rüpelhafte Hirtenriese Polyphem ist in die Meermaid Galatheia verliebt, der er zärtliche Arien singt (*fr. 8*), von Odysseus, der auch als Solist eingeführt war (*fr. 9*), wird er durch die Vorspiegelung eines Liebeszaubers betrogen und geblendet. Die andere Gattung ist uns durch die Πέρσαι des Timotheos von Milet von 398/6 bekannt, deren größere Hälfte der älteste bisher bekannte Papyrus aus einem spätestens 350 v. Chr. geschlossenen Grabe enthält (hrg. von UvWilamowitz, Berl. 1903). Dieser νόμος wurde von einem Kitharoden vorgetragen; ob und wie weit der Chor beim Gesange beteiligt war, ist dunkel. Das Gedicht gibt eine lebhafte Schilderung der Schlacht bei Salamis mit eingelegten Reden, jedoch ohne lokale und individuelle Züge, vielmehr ein allgemeines typisches Bild einer Seeschlacht mit Barbaren. Im Schlußteil bringt Timotheos, wie der blinde Sänger von Chios im homerischen Apollohymnus, auch Alkman es getan, also nach alter Sitte, eigene Angelegenheiten und nennt seinen Namen, um mit einem kurzen Gebet an Apoll zu enden. — Philoxenos und Timotheos wurden die Klassiker des 'neuen Dithyrambus', ihre Werke wurden neben den zahlreichen neuen Schöpfungen immer wieder aufgeführt, wie die Tragödien des Euripides und die Komödien des Menander, oder bei uns Mozarts Opern und Schillers Tragödien. Noch Polybios hat als Knabe um 200 bei solchen Aufführungen mitgewirkt.

III. TRAGÖDIE

1. Die aeolisch-dorische Chorlyrik und der erzählende Jambus (Trochaeus) der Ionier, einander fremd in Ursprung, Sprache, Zweck, wurden Ende des 6. Jhs. zu Athen im Dienste der dionysischen Religion vereinigt. Es entstand eine neue Gattung der Poesie, die Tragödie. Beide Teile hielten ihre Eigentümlichkeiten fest: die attische Tragödie des 5. Jhs. hat zwei Sprachen, von denen keine rein attisch ist, hat Rede und Gesang, hat neben der gleichförmigen Masse des Chors das vom Schauspieler dargestellte Individuum. Der tragische Chor, mehr und mehr beschränkt und vernachlässigt, siechte im 4. Jh. hin. Um so üppiger wuchs die jambische Rede, und aus der Tragödie, die den Gesang im Namen führt, wäre wohl ein gesprochenes Drama geworden, wenn nicht der Schauspieler, der schon früh Anteil an Gesangspartien des Chors erhielt, sich mehr und mehr auch des gesungenen Liedes bemächtigt hätte.

Wie Athen im 6. Jh. unter der klugen Herrschaft des Peisistratos jede Anregung begierig aufnahm und fremde Handwerker heranzog, so haben dort peloponnesische Sänger und Pfeifer eine in Sikyon und Korinth zuerst auftauchende, aus dem Kult gewachsene Abart des Chortanzes, die τραγικοὶ χοροί eingeführt, und bis ins 5. Jh. waren Nordpeloponnesier als Chormeister und tragische Dichter in Athen tätig. Aber ein Attiker war's, Thespis, der diese Bockschöre mit jambischer Rede zu einem Spiel vereinigte und damit, unbewußt freilich, den Keim des reichsten Blütenbaumes griechischer Dichtung legte. Die Tragödie ist echt attisches Gewächs. Aischylos, Sophokles, Euripides sind Athener. Nur zu dieser Zeit konnte sie so werden und in diesem Volke, das gegen Tyrannis und Adelsherrschaft sich bürgerstolz erhob, sich der Nachbarn erwehrte und bald gegen die erdrückende Macht der Perserkönige den Kampf für die eigene Existenz, zugleich für die Freiheit aller Hellenen siegreich durchfocht und, plötzlich an die Spitze der Nation gestellt, sie zu einigen suchte im Doppelkampf gegen Asien und gegen Sparta. Es war ein Volk von wenig tausend streitbaren, seetüchtigen, arbeitstarken Männern. Jeden durchdrang Vaterlandsliebe, Verantwortlichkeit gegen Staat und Nation, das Bewußtsein der Taten seines Volkes, die seine eigenen waren, und jene innige Religiosität und Dankbarkeit gegen seine Götter, die aus leidvollem Kampf, harter Arbeit, unerhörten Siegen und Erfolgen in den Herzen tief wurzelnd aufwächst. Die Tragödien wurden von Volksgenossen aufgeführt dem Dionysos zu Ehren in jedem Frühjahr, wenn die Meere wieder Schiffe in die Häfen ließen, die Bundesgenossen ihre Tribute sandten, Heer und Flotte sich rüsteten, das weite Bundesgebiet zu sichern oder zu erweitern. Und rasch wie der südliche Frühling wuchs während des 5. Jhs. in Athen jegliche Kunst und Wissenschaft und Bildung auf, aus der ganzen griechischen Welt hinzugetragen (*s. Prosa II 1*). Was Großes und Ernstes die Seelen bewegte, die Tragödie fing es auf und strahlte es hin über die versammelten Festgenossen. Nur wer die Tragödie als attische Nationaldichtung am Götterfeste faßt und jedes ihrer Stücke als den Ausdruck der Stimmung und geistigen Erregung eben jenes Jahres, in dem es zu einmaliger Aufführung gedichtet war, kann sie recht verstehen und würdigen. Noch gesteigert wurde die Wirkung durch den Wettkampf dreier Parteien um einen Preis, der dem tragischen Chore zuerkannt, vom Choregen durch eine öffentliche Weihung in Erinnerung erhalten, vor allem aber dem Dichter angerechnet wurde.

Für die großen Dionysien, das jüngste, erst von Peisistratos eingerichtete attische Frühlingsfest, ist die Tragödie geschaffen und zunächst ausschließlich an diesem im heiligen Bezirk des Dionysos Eleuthereus am Südfuß der Akropolis von Staats wegen aufgeführt worden.

Aus einem Kultgebrauch scheint sie erwachsen. Dionysos, mit dem Frühling übers Meer gekommen, wurde in Person seines Priesters auf einem Schiffskarren durch die Stadt gezogen, vom Chor seiner Satyrn gefolgt, die ihn lustig umsangen und umtanzten.' Der Gott aber konnte nur feierlich ernst reden. Damit war Maske für alle und das Götterkleid für den Schauspieler gegeben; sie wurden beibehalten so gut wie der religiöse Zweck der Veranstaltung. Hier hat 534 Thespis im Wettstreit wohl mit anderen Chordichtern gesiegt. Der Inhalt des Spiels hat sich früh gewandelt von der derben Heiterkeit der Satyrn zum erhabenen Ernst der Tragödie, und er hat bald die ganze Götter- und Heldensage umfaßt. Die Heldensage ward ihr rechter Inhalt und ist es durch das ganze Altertum geblieben, d. i. die Geschichte der eigenen großen Vorzeit, die freilich, obgleich sie stets als solche empfunden wurde, niemals Geschichte in unserm Sinne gewesen und längst durch Epos und Lyrik zum Spiegel reiner und hoher Menschlichkeit geworden war. Wirkliche Geschichte jüngster Vergangenheit ließ man dagegen nach wenigen Versuchen des Phrynichos und Aischylos mit den erhaltenen 'Persern' von 472 nicht weiter zu. Mit dem Wechsel des Stoffes trat an die Stelle der Satyrn ein je nach Bedarf anders kostümierter Chor, der jedenfalls nach 480 stets dreimal wechselte, und nur die vierte Stelle den Satyrn überließ, die sie bis etwa 400 sicher behaupteten trotz einiger Anfechtungen, wie 438 Euripides den Versuch gemacht hat, das fröhlich endende Drama Alkestis statt eines Satyrspiels zu geben. Solche 'Tetralogien', aus Erweiterung und Zerlegung eines einzigen Vorwurfs entstanden, wahrten zunächst die Einheitlichkeit des Inhalts: so hat es Aischylos fast stets gehalten. Sophokles und Euripides verselbständigten das einzelne Stück, so daß ihre Tetralogien fast nie mehr einen inneren Zusammenhang haben. Ursprünglich Chorgesang von einem Sprecher unterbrochen hat die Tragödie sich zu einem Drama erst entwickeln können, als ein zweiter Schauspieler hinzutrat. Das ist vor 472 geschehen, wie lange vorher wissen wir nicht. Seit 465/0 hat der Staat drei Schauspieler gestellt, die aber auszunutzen erst Sophokles und Euripides lernten.

Wir kennen nur die Tragödie von 480–402, die ältere wie die jüngere – bis auf den Rhesos vom Anfang des 4. Jhs. – ist verloren, und auch von jener klassischen Periode kennen wir nur Aischylos und Sophokles aus je sieben, Euripides aus 18 Stücken, geringen Resten einer kaum glaublich reichen Produktion. Jeder von ihnen hat an 100, Sophokles noch mehr aufgeführt. Aber von den Leistungen ihrer zahlreichen Nebenbuhler können wir kein Bild gewinnen, da ihre Werke meist kaum das 4. Jh. erlebt haben. Wir machen uns also von dieser tragischen Poesie so sicher eine zu hohe Vorstellung, wie wenn wir nur nach Goethe und Schiller ihre Zeit beurteilen wollten. Trotzdem liegt in jenen drei Dichtern die gesamte Entwickelung der griechischen Tragödie beschlossen. Aischylos ist ihr Schöpfer, Sophokles der glückliche Vollender des Dramas zur klassischen Reife, Euripides sprengt die überkommenen Formen durch gährend neuen Inhalt, für den er nach nach neuem Ausdruck sucht, und in die neuen Bahnen reißt er noch den greisen Sophokles mit sich fort. Sie beide waren – obwohl Sophokles etwa 15 Jahre älter war – Zeitgenossen und Konkurrenten, stehen als Jugend dem alten Aischylos gegenüber. Freilich hat Sophokles, der 468 zum erstenmal spielte, noch

zehn Jahre lang mit dem Altmeister selbst gekämpft, der erst 458 sein letztes und höchstes, die Orestie aufführte, während Euripides erst 455 auftrat, aber die folgenden 50 Jahre hindurch haben diese beiden unablässig um den Preis gerungen bis 406, wo Sophokles wenige Monate nach seinem großen Nebenbuhler starb. Sophokles mit glücklichsten Erfolge bis an sein Ende, Euripides nur fünfmal Sieger, seiner Zeit voraus, Vorahner und Vorkämpfer aufkeimender Strebungen und Probleme, erst von der Folgezeit recht gewürdigt, die er dann allein beherrschte. Beide, so verschieden sie auch sind, schalten mit den Errungenschaften der vorigen Generation wie mit Selbstverständlichem: die Größe Athens und seine politische Macht, die Gleichberechtigung der Bürger und das demokratische Selbstgefühl, die tragische Kunst an Form und Inhalt nehmen sie hin als leichtes Erbe.

2. Aischylos aus dem einstigen attischen Priesterstaate Eleusis wurzelt noch ganz in der archaischen Kunst und in der Zeit des werdenden Athens. Er kannte die üppig fröhliche Peisistratidenzeit noch wenigstens aus Kindheitserinnerungen, die Kämpfe um die innere und äußere Freiheit hat er miterlebt, hat selbst den Sturm bei Marathon mitgerannt, bei Salamis den Rauch seiner Heimat gesehen, sein Vaterland wiedererobert und neu gegründet und zugleich ein weites Reich. In diesen schweren Jahren sind ihm Gottheit und Staat als sittliche und deshalb unbesiegbare ewige Mächte aufgegangen. Und ein Lehrer seines Volkes durchdringt er mit dieser selbsterrungenen Weisheit Religion und Sage, oder formt sie nach ihr mit festen Händen um. Aus langen Chorgesängen, mit kurzen Reden dazwischen, oratorienartigen Vorführungen mit schwankendem Inhalt hat Aischylos ein festgefügtes Kunstwerk geschaffen mit der Heldensage als Inhalt, lebendig vor den Zuschauern sich darstellende Bilder tatkräftiger Menschen. In seinen älteren Tragödien, Hiketiden und Persern (472) beginnt und schließt der Chor. Fast die Hälfte ihrer Verse gehören ihm, und weit größer mußte sein Anteil bei der Aufführung erscheinen, da Tanz und Gesang längere Zeit fordern als Recitation. Es gibt in diesen Tragödien Teile, wo lange Chorgesänge nur von einer einzigen kurzen Rede eines Schauspielers unterbrochen werden (*Hiketiden 605 ff., Perser 598 ff.*), wo der Dialog zur Hälfte vom Chor gesprochen wird. Chorgesang voll Empfindung und Betrachtung, eine musikalisch poetische Stimmung steht noch im Vordergrunde des Interesses, wie sie in den Tragödien des älteren Phrynichos (Μιλήτου ἅλωσις wohl 493, Φοίνισσαι 476) durchaus geherrscht zu haben scheint. Die Handlung tritt noch nicht als solche hervor, das Stück beherrschend und erfüllend, sie ist weniger um ihrer selbst willen da, als um Gelegenheit für Chorgesänge zu schaffen. In den 'Hiketiden' (vor 472) fleht der Chor der Danaiden, vor den begehrlichen Aigyptossöhnen geflohen, am Götteraltar den König von Argos um Schutz an, und von den Verfolgern erreicht und gepackt, werden sie von ihm verteidigt. In den 'Persern' (472) bringt ein Bote der Mutter des Xerxes die Trauerkunde seiner Niederlage und Flucht, ratlos ruft sie mit Totenzauber den Gatten Dareios aus dem Grabe, und würdig gefaßt geht sie, geht der Chor der Alten, den geschlagenen Xerxes zu empfangen.

458 hat Aischylos sein letztes Werk aufgeführt: die 'Orestie'. Eine weite Entwicklung hat er die Tragödie in diesen 24 Jahren durchmachen lassen. In dieser Trilogie beginnt jedes Stück mit einem Vorspruch, πρόλογος, auch dialogisch ausgestaltet. Erst dann zieht der Chor ein (πάροδος). Der Schauspieler hat den Vorrang erreicht: er ist Träger der Handlung, er tritt sogar musikalisch in Konkurrenz mit dem Chor: in großen Gesangspartien hält ein Schauspieler den Gegen-

part gegen Chorstrophen. In der Orestie hat Aischylos noch einmal die ganze Pracht und Macht der Chormusik und all ihre Stimmung schaffende und beherrschende Wirkung zusammengefaßt und neben sie im vollendeten Gleichgewicht hat er die entfaltete Kunst der Schauspieler gestellt. — Den siegreich heimkehrenden Heerkönig Agamemnon erschlägt sein Weib Klytaimestra hinterlistig im Bade, mit ihm Kassandren, und mit eherner Stirn blutbespritzt verteidigt die Furchtbare die Mordtat und ihr Recht auf sie, bis ihr feiger Buhle Aigisthos, des Erschlagenen Todfeind, mit gewaffneter Schaar Besitz ergreift von Thron und Land. Den Mord des Vaters rächt sein Erbe Orest, in der Fremde herangewachsen, durch Apolls Spruch getrieben: unter der Maske eines Boten, der den Tod des Orest zu melden hat, nur von der Schwester Elektra erkannt, dringt er ein, erschlägt den Aigisth, erschlägt die eigene Mutter. Doch kaum fließt ihr Blut, da schreit es ihn an: 'Deine Mutter hast du gemordet'; und wahnsinnig stürzt er davon. — Nach Delphi ist Orest geflohen in den Schutz Apolls, der ihm die Rache geheißen; der Chor der Eumeniden, entsetzlich zu schauen, umlagert den Gehetzten. Der reine Gott führt ihn aus den eingeschläferten Verfolgerinnen hinaus nach Athen. Da spricht das von Athene eingesetzte Blutgericht des Areopags den Orest mit gleichen Stimmen frei; die wütenden Eumeniden werden von Athene durch Stiftung ihres Kultes am Areshügel versöhnt. — Nur im letzten Stücke tritt der Chor noch einmal wie früher als selbständige Partei neben die Schauspieler, sogar als die handelnde. Aber das Interesse liegt auch hier nicht mehr auf ihm, wie in den Hiketiden, sondern durchaus auf Orestes. In noch viel höherem Grade aber ist Orestes der tragische Held im zweiten Stücke, den 'Choēphŏren': die Qual des Gewissenskampfes ist die Angel dieser Tragödie. Die letzte Steigerung des Dramas hat Aischylos damit vorbereitet, in die Seele hinein die Handlung zu verlegen. Dasselbe Problem hat er auch in der Klytaimestra des ersten Stückes 'Agamemnon' tastend berührt. Aber Aischylos hat diesen Weg nur gewiesen, noch nicht zum Ziele durchschritten. Ebenso hat er das dramatische Element der Tragödie entwickelt, besonders stark in diesem, seinem letzten Werk, wohl durch den jungen 468 aufgetretenen Sophokles angeregt, aber das reine Drama hat erst dieser geschaffen; Aischylos, der gelernte Chormeister, konnte als Greis von seiner Kunstweise nicht mehr lassen, dem Muttergrunde der Tragödie, der Kunst des Chorgesanges mit seiner lyrisch-musikalischen Stimmung. Deshalb ist die Orestie das wundersamste Werk der antiken Poesie überhaupt, es vereinigt die höchsten lyrischen Errungenschaften der Vergangenheit mit den Keimen einer Zukunftskunst durch geniale Schöpferkraft zu einem grandiosen Vollakkord. Eine furchtbare düstere Sage führt er in einfachster dramatischer Gestaltung vor: Heimkehr des Königs, Hinterlist des Weibes, Gewalttat; Rache des Sohnes an der Mutter; Qual des Mörders und Befreiung. Aber die unmittelbare und doch nie sich abstumpfende Wirkung hätte er nicht erreicht ohne seine Lyrik, die im Zuhörer jene Stimmung erregt, in der erst die vorgeführten Taten und Leiden recht wirksam werden. Von den ersten Worten des 'Agamemon' an, die der nach dem Siegesfanal spähende Wächter auf dem Dache spricht, legt sich eine dunkle Wolke ahnungsschwer auf die Seele des Zuschauers. Und schwerer wird sie und dunkler mit jedem Chorgesange. Sieg und Heimkehr und Freude sollten sie künden, aber alle fallen sie in den dunklen Grundton mit dumpfen Moll schauernd zurück. Die schwüle drückende Gewitterstimmung erreicht ihre höchste Steigerung in der Kassandrascene: was die Menschen dunkel geahnt, der Prophetin enthüllt jäh der Gott alle Greuel der Vergangenheit, alles Entsetzen der nächsten Zukunft. Wie

ferne Blitze in heißer Gewitternacht zucken ihre zackigen Orakelsprüche von den lallenden Lippen. Eine dumpfe Pause. Agamemnons gellender Todesschrei. Das Unwetter brach los. – Allein auf die lyrisch-musikalische Wirkung ist die erste Hälfte der 'Choephoren' gestellt: dumpfer Schmerz, Rachedurst und Grauen vor dem Muttermorde erfüllen die langen, bangen Gesänge am Grabe Agamemnons; nichts von Handlung. Sie drängt sich im zweiten Teil zusammen: Vorbereitung und Ausführung der List, dazwischen in derbem Realismus die jammernde Amme, die so oft dem kleinen Orest die beschmutzten Windeln gewaschen, und der frechbrutale Aigisth; dann im Dämmern der Nacht sein Mord und Klytaimestra, mit dem Beil in der Hand dem eigenen Sohne, dem Rächer gegenüber – sein Schwert bebt vor der Mutterbrust zurück, da tönt ihm Apolls Befehl in die Ohren, er stößt zu –; endlich Orest, wie er dem Volk die Befreiung verkünden, seine Rachetat rühmen will und, vom Entsetzen des Muttermordes gepackt, sinnverwirrt angstschreiend davonstürzt.

3. **Sophokles.** Fünfzehn Jahre und mehr liegen zwischen Aischylos' letztem Werk, der Orestie von 458, und der ältesten erhaltenen Tragödie des Sophokles, Antigone von 441/0, und des Euripides Alkestis von 438. Der Chor ist in eine dienende Stellung zurückgeschoben, nie bestimmt er mehr die Handlung, er greift auch kaum mehr ein; er füllt die Pausen aus, freilich zunächst noch mit manchem tiefem Liede. Bei Sophokles bleibt er noch im Rahmen des Bildes, er erweitert das Geschehene zu großen Gedanken, läßt auch noch hie und da die erregte Stimmung ausklingen. Euripides aber geht schon früh in seinen Chorliedern aus dem Kreise der Handlung öfter heraus und erfüllt sie dann mit dem, was sein eigen Herz bewegt; in seiner letzten Periode behandelt er den Chor meist nur als Lückenbüßer ohne innere Teilnahme; aber in seinem postumen Werk, den 'Bakchen', hat er ihn noch einmal fast zu alter Pracht in Liedern voll wilder Leidenschaft und taumelndem Orgiasmus erhoben. Der Schauspieler ist ausschließlich Träger der Handlung geworden, das Ringen der Personen mit einander und in sich selbst ist jetzt die Tragödie. Der Umschwung der Zeit stellt sich dar: das Individuum in seiner freien Selbstbestimmung und seiner Qual, nicht mehr die allgemeine Empfindung der Masse beherrscht das Interesse. Auch der Staat erkennt die nunmehr herrschende Stellung des Schauspielers durch Zuerkennung eines Preises in besonderem Schauspieleragon seit 449 an.

Sophokles hat im ältesten erhaltenen Stücke, der 'Antigone' von 441/0, seinen Stil und sein Wesen zum abgeklärten Ausdruck gebracht, damals fast ein Fünfziger, und wenn er in seinen späteren Tragödien mehr oder weniger von den neuen Formen und Effekten, die Euripides einführte, aufgenommen hat, so ist eine tiefer greifende Entwickelung doch nicht wahrzunehmen. 'Antigone' und 'König Oedipus' stellen seine Art am besten dar und sind wohl seine vollendetsten Werke, zumal der Oedipus dramatisch technisch das Meisterstück der Antike.

Das Drama, die Vorführung einer in sich geschlossenen Handlung, verständlich in allen Motiven und in allen Folgen sichtbar wirksam, hat Sophokles mit Bewußtsein und Folgerichtigkeit ausgebildet. Er stellt den Kampf eines Menschen gegen die Welt, gegen List und Bosheit, gegen Gewalt und physischen Schmerz, gegen Staatsgesetz und Schicksal greifbar lebendig dar, den Kampf des selbstbewußten Individuums, seine Auflehnung, sein Ringen, Unterliegen, selten Versöhnung. Im 'Aias', obgleich wahrscheinlich nach der Antigone aufgeführt, auch in der Anlage

noch altertümlich, hat er weder diese Aufgabe klar erfaßt, noch die Einheitlichkeit erreicht, die er auch später gelegentlich, wie in den Trachinierinnen, einbüßt. Aias hat schon, vordem das Drama einsetzt, den entscheidenden Stoß erhalten durch seine beleidigende Zurücksetzung seitens der Achaeer; sein Geist ist schon zerrüttet, sein Untergang gewiß; in der Mitte der Tragödie beginnt ein neues Stück, der Kampf des Teukros wider die Feinde des Aias um seine Leiche und seine Ehre. Die Einheit der Person und aller Momente der Handlung, zugleich eine unmittelbar mit der Exposition beginnende Spannung, die fortdauernd sich steigert, eine immer mehr sich erhitzende Leidenschaft, immer heftigerer Kampf und immer größere Vereinsamung des schuldig werdenden Unschuldigen ist im König Oedipus erreicht mit unvergleichlicher Kunst der Komposition und der Charakteristik: keine Scene, kein Vers, die nicht auf den einen Zweck gerichtet wäre, kein Augenblick des Nachlassens und doch keine peinigende Qual des Zuschauers, ein ruhiges, mächtig breites Wogen; noch unmittelbar vor der Katastrophe aufatmende Hoffnung und dann diese einzig grandiose kurze Scene der Entdeckung: knappeste Frage und Antwort, Vers auf Vers, schließlich atemlose Halbverse; vernichtend prasseln die Blitze nieder, zündend jeder, Schlag auf Schlag. Und aus dem Schweigen des Entsetzens tönt dann über die Vernichtung hin das düstere Chorlied ἰὼ γενεαὶ βροτῶν, ὡς ὑμᾶς ἴσα καὶ μηδὲν ζώσας ἐναριθμῶ. Breit tönt im Schlußteil der Jammer aus. – Auch einem Sophokles gelingt das Höchste nur einmal. Ein Götterliebling hat er in Kunst und Leben den Idealtypus der größten Zeit Athens zur Darstellung gebracht. Ihm walten noch die Götter seines Volkes als sittliche Mächte seligen Daseins unbezweifelt, ihm, dem Genußfrohen, liegt die Welt in ihrer Schönheit offen, und er genießt sie, weil er ihre Abgründe und ihre Schmerzen kennt; in sicherem Gleichgewicht seiner Seele dient er dem Staate in Krieg und Frieden zur Zeit seines höchsten Glanzes und bleibt seinem Vaterlande treu auch im tiefsten Unglück, unerschüttert im Glauben, und heiteren Geistes formt er in maßvoller Schönheit das Leid der Menschheit und den Glauben seiner Seele zu Tragödien voll Furcht und Mitleid, sich selbst zu erlösen und sein Volk zu erheben, das ihm dankbar Preis auf Preis zuerkannte.

4. Euripides. Er ist in allen Stücken der Gegensatz seines Mitbewerbers Sophokles gewesen. Wohl niemals im Staatsdienst tätig, ungeselliger Grübler, innerlich zerfallen mit der Religion seiner Väter, erfüllt von Zweifeln und Gedanken der neuen Zeit, hinausstrebend aus der Enge der Stände und des Staates zu kosmopolitischen Ideen der Gleichberechtigung aller Menschen und der Gleichwertigkeit von Freien und Sklaven, Griechen und Barbaren, im Tiefsten ergriffen vom namenlosen Elend der Unterdrückten, gedrängt von nie rastendem künstlerischen Gestaltungstriebe, gequält vom Schmerz unverdienter Zurücksetzung und unbefriedigtem Ehrgeiz, hat er nach fünfzigjährigen Mühen und Kämpfen, von seinem Volke nicht gewürdigt, von der Komödie verhöhnt, verzweifelnd an seinem Vaterlande, im Jahre 408 Athen verlassen, und eine bessere Stätte für sein Wirken in die Welt und in die Zukunft gesucht beim mächtigsten Griechenkönig der Zeit, Archelaos von Makedonien, auch darin voranweisend in die Zukunft. Erst die Folgezeit hat ihn verstanden und bewundert und geliebt, wie keinen zweiten Dichter neben Homer. – Die Form der Tragödie hat Euripides wesentlich verändert. Je mehr er den Chor beschränkte, desto höhere und größere musikalische Leistungen legte er den Schauspielern auf. Hatte schon Aischylos den Sprecher auch zum Singen angehalten, so hatte er seine

Gesänge doch stets an den Chor angelehnt. Solche kommatische Kompositionen haben Sophokles und Euripides noch weiter im Interesse des Schauspielers ausgebildet, aber Euripides tat 438 einen entscheidenden Schritt vorwärts: er gab ihm in der Alkestis (*v. 393*) eine Soloarie. Die Soloarien hat er dann in glänzenden Effektstücken mit allen Mitteln einer neuen Musik ausgestattet, die sich damals im Dithyrambus ausbildet. Seit den zwanziger Jahren – schon in der Andromache – liebt er es, sogar den Prolog bereits mit einer solchen abzuschließen als musikalische Einführung der Parodos des Chors, die er in seinem letzten Jahrzehnt fast stets kommatisch umbildet. Auch den Dialog gestaltet er modern aus mit den Mitteln der sophistischen Dialektik, nach dem Vorbilde des Protagoras läßt er die entgegengesetzten Anschauungen im Redekampf (ἀγὼν λόγων) das Für und Wider erörtern. – Die gährende Gedankenfülle der sophistischen Aufklärung und der ionischen Philosophie brodelt überall in seinen Tragödien. Aber keineswegs bestimmen sie ihm Weg und Ziel. Der Künstler sieht mit andern Augen als der Forscher, er blickt in Tiefen, wohin niemals die Wissenschaft dringt. Es ist doch erst Euripides, der die Menschenseele bewußt in das Centrum der Poesie gestellt hat. Der Kampf in der eigenen Brust, die Wandlung der Seele in dem Ringen mit Wünschen, mit Zweifeln, mit dem Verhängnis, das ist das große Problem, das unendlich gestaltenreiche, das die große Mehrzahl seiner Tragödien geboren hat. Aischylos hatte schon in dies weite Land geblickt: in seiner Promethie und Orestie taucht das Problem auf. Sophokles hat es nicht gefördert: seine Menschen treten schon mit gefaßtem Entschluß, mit fertigem Charakter in die Handlung ein und kämpfen, ihn durchzusetzen. – Erster Pfadfinder aber war Euripides als Entdecker der Frauenseele für die Poesie. In ihrer Gefühlsfeinheit, ihrer Weichheit und Hingebung, ihrer Fähigkeit zum Leiden und zu heroischer Tat fand er die Möglichkeit, Seelenstimmungen und Leidenschaften zu zeichnen, die, wenn auch dem Manne wohl verständlich, ihn doch nicht mit so elementarer Kraft erfüllen und aus sich selbst und seinen Bahnen reißen wie das Weib. Und zugleich fand er in dem Elend der wehrlosen, unterdrückten, mißhandelten Frau tragische Stoffe, die um so gewaltiger ans Herz griffen, weil der Dichter mit ihnen aus tiefster Überzeugung soziale Fragen stellte und im Sinne der Schwachen verfocht, Fragen, die das Leben der Familie und des Staates umgestalten mußten.

Medea, die alles dem Geliebten in leidenschaftlicher Hingebung geopfert, von ihm in kaltem Eigennutz verraten, nun um ihn am schmerzlichsten zu treffen, die eigenen Kinder mordet – Hekabe, die ihre Königsburg rauchen gesehen, ihren Gatten und ihre Söhne erschlagen, ihre Töchter fortschleppen und Polyxena schlachten, Sklavin des verhaßtesten der Sieger, die das alles ertragen hat und doch nicht gebrochen ist von all dem Herzeleid, weil noch ein letzter Sohn ihr lebt, und mit ihm die Hoffnung auf Rache, diese Greisin plötzlich zur reißenden Löwin umgewandelt, als auch dieser letzte getötet ist, vom falschen Gastfreund umgebracht – Kreusa (im Ion), die von Apollon verführt und ihres Sohnes beraubt, dann in kinderloser Ehe mit Xuthos das Geheimnis in sehnsüchtigem Herzen lange Jahre verschlossen tragend, endlich, als Apoll sie zum zweitenmal hintergeht, in wutbebende Anklage ausbricht und zu wahnsinniger Tat greift – Phaidra (im Hippolyt) an der Seite eines ungeliebten oft entfernten Gatten in heimlicher Liebe zum schönen, keusch stolzen Stiefsohn entbrannt, hinsiechend im endlosen Kampf zwischen Wunsch und Pflicht – Herakles auf der Höhe seines tatenfrohen Ruhmes zu gräßlichster Bluttat gerissen und aus den Trümmern seines Glückes und zerreibender Seelenqual auf-

gerichtet zur Arbeit, zum Leben – das sind Gestalten, die ihresgleichen nicht haben in aller älteren und zeitgenössischen Literatur, Gestalten, die aber den folgenden Jahrhunderten nicht wieder verschwunden sind und weit über das Altertum hinaus unabsehbar gewirkt haben und heute noch wirken. Die reiche Ausbeute, die die Reste antiker Bücher gerade für Euripides liefern, beweist seine Verbreitung. Besonders von seiner Antiope (*PapFlindersPetrie 1891, 1ff.*) und Hypsipyle (*PapOxyr. VI, London 1908, 19ff*) sind große Stücke gefunden.

Weder von der Stärke noch von der Vielseitigkeit der Wirkung des Euripides können wir uns die rechte Vorstellung machen. Sie blieb nicht auf die Tragödie beschränkt, die Komödie geriet mehr und mehr in seine Bahnen, seine Soloarien wurden isoliert und zu einer besonderen Kunstgattung mit musikalisch mimischem Vortrag ausgebildet, ja es gibt wohl kaum eine poetische Gattung, auf die Euripides nicht irgendwie gewirkt. Etwa ein Siebziger, gab er 412 noch der kommenden Dichtung das Leitmotiv in seiner Andromeda. Da hat er als Erster die plötzlich zündende Liebe, die heilige Hingabe des Jünglings an das Mädchen, des Mädchens an den Jüngling mit hinreißendem Schwunge darzustellen gewußt. Die Wirkung wurde noch gesteigert durch die heroische Romantik, die er über dies Drama mit feuriger Phantasie und allen Mitteln der Technik ausgegossen hatte. Die ans Felsgestade gefesselte Andromeda erwartet bebend das Meerungetüm, dem sie als Opfer bestimmt ist. Da schwirrt es in den Lüften. Perseus, der Gorgonensieger, läßt sich zu ihr herab, erfährt ihr Schicksal; Mitleid faßt ihn; in höchster Gefahr reißt Liebe ihre Seelen zusammen, mit dem Gebet an Eros stürzt sich Perseus dem Ungetüm entgegen, befreit die Geliebte, verteidigt sie und seine Liebe gegen Vater, Bräutigam und Heere, und rettet sie aus allen Gefahren – der romantische Held. In einer ganzen Gruppe von späten Dramen, wie Elektra (413), Helena (412), Phoinissen (409?), Orest (408), den beiden Iphigenien hat der greise Dichter ein neues Gebiet der Poesie eröffnet: die stoffschwelgende Romantik wilder Abenteuer, denen das Liebesmotiv nicht fehlt. Euripides ist der Vater der hellenistischen Liebesdichtung und insofern auch des Romans.

5. Nachklassische Tragödie. Mit dem Tod des Euripides (406) und Sophokles (405) verödete die tragische Bühne so wenig, daß eher noch mehr Stücke als bis da in den folgenden Jahrhunderten gedichtet und aufgeführt wurden. Die Tragödie verbreitete sich früh zu allen Griechen. Hatte doch schon Aischylos in Sicilien aufgeführt, Euripides für den Makedonenkönig Archelaos gearbeitet. Im Anfange des 4. Jhs. dilettierte der Tyrann Dionysios von Syrakus in Tragödien. Aber außer dem unter Euripides' Namen erhaltenen Rhesos etwa von 370 besitzen wir nur geringe Bruchstücke und wenig Notizen. Die Tragödien des Aischylos, Sophokles, Euripides wurden bereits als klassisch empfunden und, besonders die des Euripides, immer wieder aufgeführt, wobei diese und jene veraltete modernisiert wurde. Das ist sicher mit dem Prometheus und den Sieben des Aischylos geschehen. Jener wurde am Ende des 5. oder gar erst Anfang des 4. Jhs. ganz überarbeitet, dieser erhielt wenigstens einen neuen Schluß, in dem sich der Einfluß der sophokleischen Antigone (441/0) und der euripideischen Phoinissen (409?) geltend macht.

Für die neue Produktion ist zweierlei charakteristisch. Einerseits traten die äußeren Effekte der Bühnentechnik noch stärker hervor, andrerseits drang die Rhetorik in die Tragödie ein. Schon Agathon, der 416 an den Lenaeen seinen ersten tragischen Sieg errang – das gab Platon den Rahmen für sein Sym-

posion —, hatte als Schüler des Gorgias dessen sprachlichen Klang- und Klapperspielen dem tragischen Trimeter eingepflanzt. Die beiden erfolgreichsten Tragiker des 4. Jhs., der Athener Astydamas und Theodektes von Phaselis sind von Isokrates rhetorisch gebildet. Der Chor trat noch mehr zurück; Agathon hatte die Chorlieder ganz aus dem dramatischen Zusammenhange gelöst, und ob im 4. Jh. die tragischen Dichter stets einen Chor erhalten haben, ist fraglich angesichts der Tatsache, daß die Komiker ihn oft entbehren mußten. Sollte er sich wirklich noch weiter gefristet haben, so war und blieb er sicher ganz bedeutungslos. Eine Vorstellung von der Tragödie des ausgehenden 4. Jhs. oder gar der hellenistischen Zeit können wir uns nicht machen.

IV. KOMÖDIE

1. Die Komödie ist wie die Tragödie aus einem Kultbrauch entstanden, aber sie ist nicht wie diese rein attisches Gewächs. Im Mutterlande herrschte seit alter Zeit und von da nach dem Westen getragen auch in Sicilien und Großgriechenland die Sitte, an gewissen Festen Dämonen der Fruchtbarkeit leibhaftig vorzuführen, wie sie das Volk sich dachte: drollige Käuze mit grotesk gutmütiger Gesichtsmaske, dickem Bauch, dickem Arsch und riesigem Phallos. Sehr früh haben die so verkleideten Burschen aus dem Charakter dieser neckischen Kobolde heraus Götter, Heroen und Menschen in derber Übertreibung parodiert und so ein einzigartiges dramatisches Spiel herausgebildet. Das wüste Kostüm behielt man bei, weil es durch die Religion geboten war: in diesem sind, wie Vasenbilder und Terrakottafiguren zeigen, die Komödien in Sicilien wie die Phlyaken in Unteritalien, die Spiele in Lakedaemon, Boeotien und die Stücke des Aristophanes in Athen aufgeführt, bis man dort eben zu seiner Zeit den Phallos aufband, versteckte und schließlich in der sog. ‘neuen Komödie’ ganz verschwinden ließ (*AKoerte, ArchJahrb. VIII [1893] 61ff.*). Eine leicht aufgeschlagene niedere Estrade machte die Spieler den Zuschauern sichtbar. Kleine lustige Scenen locker aneinander gereiht nach Lust und Laune wurden improvisiert, wie sie noch z. B. die ‘Acharner’ und die ‘Vögel’ des Aristophanes hinter der Parabase zeigen, ähnlich den Scherzen unserer Kasperletheater. Auf diese Stufe hat sich das Spiel wohl überall gehoben und sich vielerorts gehalten.

Um 500 v. Chr. aber hat es sich im mächtig aufblühenden, auch künstlerisch selbständig entwickelten Sicilien reicher entfaltet und ist durch das Genie des Epicharmos (*FCG. I 91ff.*) damals etwa zu einer literarischen Gattung ausgebildet. 35 seiner Komödien, von Apollodor von Athen um 150 v. Chr. als echt anerkannt und kommentiert, sind uns z. T. wenigstens in Titeln und Bruchstücken kenntlich. Er hat in seiner dorischen Muttersprache gedichtet; trochaeischer Tetrameter und jambischer Trimeter sind seine Maße, daneben wenige Anapaeste, in denen er freilich zwei Dramen (*fr. 135*) ganz geschrieben hatte. Chor und Chorlieder hatte er nicht. Herakles als Fresser (*fr. 21*) und Säufer und dummer Tölpel, beim Kentauren Pholos (*fr. 78*) oder auf seiner Hochzeit mit Hebe (*fr. 41–75*); Odysseus in mannigfachen Nöten (*fr. 99–108*); Hera vom lahmen Hephaest gefesselt, den vergeblich Ares zu überwältigen sucht (*fr. 84–86*). In andern Komödien werden Parasiten (*fr. 35*), dumme Bauern vorgeführt (*fr. 1–3*) oder Festbesucher in Delphi, wie sie die Weihgeschenke besichtigen und beurteilen (*fr. 79*), oder der Schwank vom Töpfer, der kühnste Luftschlösser auf den gehofften Erlös seiner Ware baut, die vor dem Verkauf in Scherben geht (*fr. 136*), oder die drastische Nutzanwendung der Lehre

Heraklits vom ewigen Wechsel derart, daß der Schuldner nicht seine gestern aufgenommene Anleihe zahlen will, weil er heute ein anderer sei (*fr. 146*). Griffe wie diese in die großen Fragen der Philosophie (*fr. 170ff.*) zeigen, auf welcher Höhe Epicharm und sein Publikum standen, und haben ihm, dem Sentenzenreichen, früh den Ruf eines Weisen verschafft, so daß auf seinen Namen sogar ein Lehrgedicht und Sentenzensammlungen (*fr. 239ff.*) gemacht werden konnten. Epicharm war ein Sammelname, und es ist für uns so wenig zu entscheiden, was wirklich von ihm war, wie von seinen Komödien eine gesicherte Vorstellung zu bekommen.

Diese Komödie hat in Sicilien und Unteritalien in ihrer Eigenart fortgelebt. Nur von des Epicharm Sohn Deinolochos (*FCG. I 149ff.*) sind wenige Reste erhalten. Aber die zahlreichen Phlyakenvasen (*FHeydemann, ArchJahrb. I [1886] 260ff.*), die am Ende des 5. Jhs. beginnen, in Sicilien und Unteritalien bis hinauf nach Campanien verbreitet, stellen in realistischen Bildern mannigfache Scenen dieser Komödien (φλύακες) in nicht zu verkennenden Situationen dar. Sie vermitteln uns in ihrer derben Wahrheit im Verein mit den Bruchstücken Epicharms eine lebensvolle Anschauung dieser Kunstgattung, die wir als literarische Form nicht fassen können.

Ein Ableger dieser Komödie ist der Mimus. Auch er steigt in Sicilien in die Literatur am Ende des 5. Jhs. auf. Sophron von Syrakus (*FCG. I 152ff.*) ist sein Klassiker. Er schrieb in dorischer rhythmischer Prosa. Ausschließlich das wirkliche Leben in seiner alltäglichen Gestalt gibt den Stoff, der sich natürlich mit der Komödie oft berührt, wie z. B. Sophron Festbesucherinnen der Isthmien (*fr. 10*) geschrieben hat. Thunfischjäger, Fischer und Bauer; Frauen, die nächtlicherweile zaubern, wenn Hekate umgeht (*fr. 3–9*), und derartiges führten seine Mimen vor, Gespräche in gemeiner Plebejerrede wohl ohne eigentliche Handlung.

2. Altattische Komödie. Auch in Athen ist dieselbe Rüpelkomödie wie in Sicilien seit alters zu Hause wie in Boeotien und Megara, wo sie nach attischer Behauptung besonders rüpelhaft ausgebildet war, weshalb die 'megarische Komödie' in der Literaturgeschichte eine gewisse Rolle spielt. In Athen haftete sie am Kult des altionischen Dionysos Lēnaios in den Sümpfen (ἐν Λίμναις) als althergebrachte Begehung. 489/7 wurde ihr auch an den großen Dionysien neben den kyklischen Chören und der Tragödie von Staats wegen ein Agon mit Preisen gewährt. Erst damals wird sie, solange der Laune und Improvisation Freiwilliger überlassen, sorgfältiger vorbereitet sein und den Anfang zu künstlerischer Gestaltung genommen haben. Diese attische 'alte Komödie' ist ein neues eigenartiges Gebilde: sie unterscheidet sich von allen andern schon äußerlich durch ihren Chor. Wie die Tragödie ist auch sie in Athen aus der Verbindung zweier ursprünglich fremder und selbständiger Teile erwachsen: aus jenem weitverbreiteten Spiel dickwanstiger phallischer Gestalten und aus einem Chor von Männern (κωμῳδοί, Sängern des κῶμος), der in Athen wie auch anderwärts dem Gotte das Phalloslied sang und hinterdrein die Umstehenden neckte (παράβασις meist in Anapaesten mit ᾠδή und ἐπίρρημα in trochaeischen Tetrametern). Auf die Ausgestaltung des Dialogs zumal im ersten Teil vor der Parabase hat das Vorbild der längst gefesteten Tragödie sichtlich eingewirkt. Aber ihr jambischer Trimeter ist viel freier gebaut. Zwischen Auftreten des Chors und Parabase werden gern lebhaftere Maße, Kretiker und im Redekampf Anapaesten verwandt. Die Sprache war stets das reine Attisch. Chionides, Ekphantides sind für uns leere Namen, den Magnes, der bereits 472 gesiegt hat, preist Aristophanes (*Ritter 520*) als Dichter von Vögel-, Wespen-, Frosch-, Lyder- und Psallistenchören: einige z. T. noch ältere

attische Vasenbilder (*JhellSt. II Tfl. 14B*) veranschaulichen solche Vorführungen. Aber früh verblaßte sein Ruhm vor Kratinos (*FCA. I 11*), den Aristophanes im Jahre 424 in jener Parabase seiner Ritter (*526ff.*) mit ehrlicher Bewunderung in herrlichen Anapaesten feiert und zugleich gutmütig unverschämt als abgetane Größe von gestern zum Ehren- — —trunk ins Prytaneion empfiehlt. Der prächtige Alte rächte sich 423 mit der Komödie Πυτίνη (*fr. 181–204*), seiner letzten Schöpfung († 422), einer köstlichen Selbstpersiflage, in der er die Gefährdung seiner Ehe mit Frau Komödie durch seine Neigung zur Frau Flasche und die glückliche Wiederherstellung seines Eheglückes darstellte. Es war künstlerisch wohl seine höchste Leistung durch die Einheitlichkeit der Komposition. Das hatte er von den jungen Nebenbuhlern Krates, Eupolis und Aristophanes noch gelernt. Aber in den 40er und 30er Jahren hatte Kratinos, schon ein älterer Mann, vor allen den Weg zu dem gewiesen, was nun das eigentlichste Wesen der altattischen Komödie wurde, zur fröhlich-übermütigen Durchhechelung des ganzen öffentlichen Lebens und seiner leitenden Persönlichkeiten. Kratinos hat mit dem durch alten Kultgebrauch geheiligten Spotte der Chorparabase auch den andern Bestandteil, das Rüpelspiel, durchtränkt. Perikles der 'zwiebelköpfige Zeus' (*fr. 71*) war als Leiter der Politik natürlich vor allem die Zielscheibe seines Spottes, dem 'Mutter Unzucht eine Hera gebar, die hundsfreche Dirne Aspasia' (*fr. 241*).

Diese Richtung haben Eupolis und Aristophanes weiter verfolgt, als sie 429 und 427 in jugendkeckem Übermut auftraten, zunächst eng verbunden, bald entzweit. Durch straffere Komposition und durch die Macht grotesk gestaltenden, treffsicheren Spottes haben sie die altattische Komödie zu einem einzigartigen Kunstwerk gestaltet, ebenso bewunderungswürdig durch die Genialität des Entwurfs, den sprudelnden Witz und die nie fehlende Anmut der Ausführung, wie durch das stolz sichere Gleichgewicht des attischen Volkes, das bis auf wenige Ausnahmen sich und seine Leiter so rücksichtslos zu verhöhnen mit gelassenem Humor und heller Freude Jahr für Jahr gestattete und aufmunterte. Nur in diesem lebenstrotzenden Stadtstaat konnte diese Komödie entstehen und leben: mit ihm mußte sie fallen. Das athenische Leben des Augenblicks, wie es sich gerade darstellte in Politik und Kunst und Wissenschaft und in welcher Form auch immer hat sie gepackt und ihre bekanntesten Vertreter, einen Kleon, Sokrates, Euripides, in genialen Karrikaturen zu irgend einer übermütig tollen Handlung gruppiert, deren Stil dem wüsten Kostüm ihrer Schauspieler vorzüglich entsprach. Nichts gibt einen so unmittelbaren Einblick in das attische Treiben während des peloponnesischen Krieges, wie diese Komödien. Leider sind von Eupolis (*FCA. I 258ff.*), obgleich er neben Aristophanes und Kratinos als Klassiker galt (*Horaz sat. I 4. 1*), ebenso wie von den zahlreichen Nebenbuhlern wie Pherekrates und Platon dem Komiker (*FCA. I 145ff.* und *601ff.*), nur Bruchstücke erhalten. Aber die glänzende Reihe der elf aristophanischen Komödien — 44 hatte er geschrieben — entschädigt einigermaßen. Die ältesten zeigen die politische Komödie in schönster Blüte: Acharner von 425, Ritter von 424, Wespen von 422, Friede von 421 unterlegen gegen Eupolis' 'Schmeichler'. Die kühnste ist die Ritterkomödie, wo er seinem Volke es selbst darstellt als blöden alten Herrn Demos auf der Pnyx, mit kriechend gemeiner Schmeichelei umbuhlt, und den leitenden Staatsmann Kleon als seinen Haushälter ebenso brutal gegen seine Mitsklaven Nikias und Demosthenes, wie hündisch speichelleckend gegen den Herrn, den er um und dumm betrügt, nach Orakelspruch nur zu stürzen von einem Kerl noch gemeiner als er selbst, der endlich im Wurstverkäufer gefunden wird. Reicher noch sind die

Acharner. Schon der Prolog gibt ein mannigfaltig Bild: eine Volksversammlung mit schwindelhaften Berichten und Gesandtschaften und herzhafter aber fruchtloser Opposition, indes der entrüstete Dikaiopolis, Typus des in den Festungswerken eingeschlossenen, murrenden, Friede sehnenden Bauers, sich von Sparta durch Spezialboten einen Krug dreißigjährigen Friedens (σπονδαί) kommen läßt. Doch die alten Kohlenbrenner von Acharnai, der Chor, sind auf der Spur des Attentäters, und als Dikaiopolis friedensfroh das Phalloslied zu singen, aus seinem Hause tritt, fallen sie ihn an. Dann die übermütige Verhöhnung des in Person auftretenden gedankenverlorenen Euripides und die Parodie seiner Telephos-Tragödie mit tollsten Enthüllungen über die eigentlichen Gründe des peloponnesischen Krieges, zugleich Befreiung vom gefährlich dräuenden Chor, dem auch Bramarbas Lamachos, einer der tüchtigsten Offiziere Athens, nicht mehr gegen das unverschämte Maulwerk des Dikaiopolis zum Siege helfen kann. Es folgt die Parabase, in der Aristophanes heftig mit Kleon wegen dessen Anklage seiner Βαβυλώνιοι (*fr. 64—99*) abrechnet. Darauf eine lose Doppelreihe ergötzlichster Einzelszenen mit mannigfachen Motiven; dann des Lamachos Ausmarsch an die Grenze, Gaudiebe zu verjagen, während Dikaiopolis schlemmerhafte Speisen fürs Choënfest bereitet; schließlich nach kurzer zweiter Parabase des Chors die Rückkehr des ungleichen Paares, des aufgeschundenen heroisch stöhnenden Kriegshelden und des trunkenen dirnenfrohen Friedensfreundes.

Aber mit dem Sinken der Macht Athens, mit der Zersetzung der Demokratie, mit der steigenden Reizbarkeit des Volkes und seiner Führer wurde der kecke Spott gefährlich. Schon die 'Vögel' von 414, an Erfindung, Komposition und Ausführung das anmutigste aller Stücke mit liebevollster Behandlung aller Einzelheiten, weichen der Politik aus. Dann sank die altattische Komödie mit dem attischen Reiche dahin. Auch die Ekklesiazusen von 392 sind weniger politisch als literarisch, eine Parodie auf den Idealstaat der Philosophen, Gütergemeinschaft, Frauengemeinschaft und Gleichstellung von Frau und Mann, d. h. Frauenherrschaft.

Aristophanes führte damit die Komödie nicht auf neue Gebiete, sondern griff zurück auf den Stoffkreis des altdionysischen Rüpelspiels, die komische Darstellung des Mythos und des Lebens. Niemals hatten die attischen Komiker darauf verzichtet. Die Πυτίνη (*fr. 181—204*) und die Ὀδυσσῆς (*fr. 135—150*) des Kratinos sind dieser Art, nur daß sich bei den Athenern die Parodie des Mythos in der Verspottung seiner poetischen Gestaltungen zumal der jüngsten durch die Tragiker darstellte. So hat Kratinos die Odyssee in jener Komödie durchgehechelt, so travestiert Aristophanes in den Acharnern den Telephos des Euripides, seinen Bellerophon im Mistkäferritte des Trygaios im Frieden, die Andromeda in den Thesmophoriazusen, des Sophokles Tereus in den Vögeln. Die 'Frösche' von 405 sind das Musterstück der Literaturkomödie, verquickt mit einer burlesken Unterweltsfahrt. Keine Parodie sondern ein veritabler Wettstreit des eben gestorbenen Euripides mit Aischylos um den Ehrenthron im Hades, voll feinen Kunsturteils und doch parteiisch ungerecht gegen den Liebling der Zukunft. Dieser Stoffkreis also blieb den Dichtern mit dem Absterben der politischen Komödie. Auch in der Form wandelte sie sich. Der Chor wurde wie in der Tragödie vernachlässigt.

Den Ekklesiazusen des Aristophanes von 392 fehlt schon die zweite Parabase ganz, die erste fast. Ebenso dürftig ist der Chor in seinem letzten Stücke, dem Plutos von 388, ausgestattet, und die seinem Sohn hinterlassenen Stücke Kokalos und Aiolosikon hatten überhaupt keine Chorlieder mehr.

Mit dem Spotte der Parabase hatte der Chor Leben und Zweck verloren. Das spezifisch Attische in der Komödie fiel mit ihm ab, es blieb jene Komödie, die schon 100 Jahre früher in Sicilien Epicharm in die Literatur eingeführt hatte, jetzt freilich durch attische Hände bereichert an Inhalt, verfeinert in der Form. Man hat sie schon im Altertum mit Recht von der 'alten' attischen getrennt und nennt sie die 'mittlere Komödie' d. h. Übergang zur 'neuen'. Sie zwischen beiden scharf auszuscheiden und chronologisch festzulegen ist nicht möglich. Aristophanes hat schon in dieser Art gedichtet, noch mehr sein jüngerer Zeitgenosse der Komiker Platon, der von Horaz (*sat. II 3, 11*) geradezu als Archeget der μέση aufgeführt wird. Sonst gelten Antiphanes (*FCA. II 12 ff.*) etwa 400–330 und Alexis von Thurioi als Typen (*FCA. II 297 ff.*). Letzterer 347 Sieger an den großen Dionysien ist weit in die Zeit der νέα tätig. Beide sehr fruchtbare Dichter. Von 382–348 ist Anaxandrides zu verfolgen, ein Rhodier, er hat seine 65 Stücke meist in Athen aufgeführt aber auch anderswo wie an Philipps Siegesfeier für Olynth 348. Ihre Titel zeigen viele mythologische Stoffe wie Ἀσκληπιός, Βούσιρις, Λίνος (Schulmeister des Herakles), Ὀρφεύς, Μήδεια, Φιλοκτήτης, Ἑλένη, Ἑπτὰ ἐπὶ Θήβας zum großen Teil wohl Parodien von Tragödien.

Die Art der Behandlung des Mythos charakterisiert Aristoteles (*Poet. 13*), die Komödie mache die erbittertsten Feinde wie Orest und Aigisth schießlich zu Busenfreunden, was Meineke auf den Orest des Alexis bezogen hat. Erhalten sind nur Bruchstücke, doch kann der Amphitruo des Plautus etwa eine Vorstellung von dieser Art Komödie vermitteln. Andere Titel weisen auf Typen des Lebens wie Maler, Arzt, Parasit, Soldat, Barbier; Flötenbläserin, Dichterin, Pythagoraeerin; die Zwillinge, der Abergläubige. Hetaeren und Liebeshändel treten hervor. Komödien, die eine Sappho zur Heldin machen, finden den Übergang von Mythos und literarischer Parodie zum Leben.

In diesen Stoffen vollzog sich die Entwickelung zur neuen Komödie. Die Bearbeitung eines ihrer Stücke, der Persa des Plautus, kann die Anschauung vermitteln. Eine Intrigue gibt die Handlung: ein Kuppler wird geprellt, freche Sklaven, ein Parasit mit ehrbarer Tochter, Schluß mit Prügeln und Cancan.

Je mehr der Inhalt sich dem wirklichen Leben zuwendet, desto mehr mußte auch das Kostüm der komischen Schauspieler seiner ursprünglichen ganz anderen Bestimmung entfremdet werden: weder die grotesken Masken noch Wanst, Podex, Phallos paßten mehr. Doch lehren Terrakotten und ein Vasenbild des 4. Jhs., daß sie nur sehr wenig gemäßigt wurden, um schließlich fast ganz zu verschwinden: die Sklaven der Komödie aber haben stets etwas davon behalten.

3. Die neue Komödie. Sie hat sich von diesen unverstandenen Überbleibseln ihres religiösen Ursprungs befreit, wie ihre zahlreichen Darstellungen auf Gemmen, Reliefs, pompejanischen Fresken und schließlich in den Illustrationen der Terenzhandschriften beweisen. Der Chor ist ausgeschieden. Er kann, wenn vorhanden, die Zwischenakte füllen. Die Notiz XOPOY und gelegentlich ein kurzer Hinweis bei seinem ersten Erscheinen ist alles, was von ihm bei Menander noch übrig ist.

Seit der Neuorganisation der dionysischen Spiele durch Demetrios von Phalēron (318–307) heißen auch die Ausstatter nicht mehr Choregen, sondern Agonotheten. Der Stoff dieser 'neuen Komödie' ward immer ausschließlicher das Leben des Tages.

Dies Leben war nicht gerade inhaltsreich. Athen so wenig wie eine andere Griechenstadt spielte noch eine Rolle im Kampf um die Macht. Kaufleute waren die Athener damals, die ihr Geschäft zu machen, den Gewinn als Rentner zu genießen verstanden. Zum Lebensgenuß war Athen der rechte Ort, die Centrale der Philosophie, Kunst und Eleganz, die stets die Halbwelt am glänzendsten entfaltet. Aber die äußere Kultur gab den Ton an, Wissenschaft und Kunst arbeiten in der Stille. In der neuen Komödie treten sie nicht hervor. Ihr Kreis ist die wohlhabende bürgerliche Gesellschaft in ihrer äußerlichen Wohlanständigkeit, die oft genug nur die Frivolität verschleiert oder erst nach ausgetobter Jugend angezogen wird, dazu die kleinen Leute, die die Not des Lebens kosten, und die Sklaven und die Hetaeren. Das findet sich alles auch außerhalb Athens, und ebenso die Lust zu schauen und die Fähigkeit zu gestalten: so ist Athen nicht mehr die ausschließliche Stätte der Komödie. Dies Leben kennt keine großen Kämpfe, keine großen Gedanken, kein faustisch Ringen, kein gigantisches Schicksal. Desto geeigneter ist es für den Künstler, der den Menschen darstellen will, wie er wirklich ist, den Durchschnittsmenschen, weder gut noch schlecht, weder klug noch dumm, aber doch in unzähligen Nüancen differenziert. κάτοπτρον τοῦ βίου ist die neue Komödie. Damit wurde sie ihrem Ursprunge untreu, wurde sie Fortsetzerin und Vollenderin der Kunst des Euripides. Der Athener Menander (*FCA. III 3ff.*) gilt als der Vater dieser neuen Gattung. Geschaffen hat er sie nicht, vielleicht zuerst bewußt ausgebildet, jedenfalls hat er sie durch Feinheit und Reichtum der Charakteristik ohne Übertreibung, durch Natürlichkeit und Anmut der Sprache ohne Spur von Rhetorik, durch lebhafte, spannende Handlung und feine Gegensätze, durch Witz und Liebenswürdigkeit und einer nur dem Künstler erreichbaren Lebensweisheit zu solcher Vollendung geführt, daß er als der Klassiker dieser vielgeübten, langlebigen Gattung ununterbrochen auf der Bühne bis weit in die Kaiserzeit und in der Lektüre gar bis in die byzantinische Zeit hinein lebendig geblieben ist. Menander ist, noch Ephebe, 321 aufgetreten, siegte zuerst 315 und ist schon 291 gestorben. Von den zahlreichen anderen seien genannt: Diphilos von Sinōpe (*FCA. II 541ff.*), vor ihm und mit ihm tätig, Apollodor um 300, und Poseidipp, der erst 287 begann (*FCA. III 278–295*). Alle waren sehr fruchtbar, und ihre Stücke blieben auf der Bühne; trotzdem hielt die Produktion im ganzen griechischen Kulturkreis, wie Inschriften lehren, lange an. Als die Römer begannen, sich griechische Literatur durch Übersetzungen anzueignen, griffen sie fast sogleich zur neuen Komödie. Und in den Bearbeitungen des Plautus und Terenz für ein noch halbbarbarisches Volk ist diese Blüte einer raffinierten, sich schon zersetzenden Kultur in die Neuzeit gelangt. Wie ungenügend die Vorstellung war, die sie trotz aller Mühe gewährten, hat 1907 Lefèbvres glücklicher Fund großer Stücke eines Menanderbuches im aegyptischen Aphroditopolis gelehrt, die, jetzt in Kairo, zwei Komödien (Ἐπιτρέποντες und Σαμία) etwa zur Hälfte, zwei (Περικειρομένη und Ἥρως) in kleineren Resten enthalten. Hier stellt sich Menander unendlich viel feiner, aber auch derber und mit der alten Komödie doch noch enger verbunden dar, als man gedacht. Er stand eben mitten in einer lebendigen Tradition und verzichtete keineswegs auf die alterprobten Mittel der Komik und die Wirkung auf die Masse. Derbe Schimpfereien, Prügelscenen hat er reichlich, übermütig durchbricht er nicht selten die Illusion und redet die 'Herren Zuschauer' an wie Aristophanes, auch Spott über Tragödie und Philosophie und sogar persönlichsten mit Nennung des Namens bringt er an. Daneben ist der Einfluß der Tragödie auch äußerlich deutlich, wenn er z. B. Götter

oder Abstraktionen wie die Ἄγνοια in Prologscenen verwendet. Vor allem aber zeigt sich dieser in der psychologischen Vertiefung. Die Handlung gibt nicht gerade ein reales Bild damaligen Lebens. Menander macht sich auch nicht viel Sorge, sie bis ins Einzelne hinein zu motivieren. Seine Figuren kommen und gehen, wie er es braucht; kein Stück ohne größte Unwahrscheinlichkeiten. Es kommt ihm auf den Stoff nicht sehr an. Er wie seine Genossen variieren einige wenige Themata ins Unendliche. Man kann ihre Stücke nur schwer auseinanderhalten, weil sie wenige Elemente kalleidoskopisch verschoben immer wiederholen. Menanders Kunst liegt vor allem in der Zeichnung der Charaktere und ihrer Entwickelung. Sie ist von erstaunlicher Feinheit und Tiefe, durch sie hat er das viel mißdeutete Lob verdient, er habe Spiegelbilder des Lebens gegeben. Köstliche, wohlerhaltene Muster seiner Kunst gibt z. B. die Schiedsrichterscene der Ἐπιτρέποντες oder die Tröstung des Nikeratos ob eines von seiner jungfräulichen Tochter geborenen Knäbleins durch den Vater ihres Verführers in der Σαμία *235 ff.*

Die neue Komödie ist nicht eigentlich Lustspiel, wenn sie sich auch meist lustig gebärdet. Nicht nur, daß die feineren Komiker allezeit mehr wollen als die Zuschauer amüsieren, es hat Komödien gegeben mit reichlicher Sentimentalität und andere mit einer keineswegs heiteren Grundstimmung wie des Plautus Cistellaria nach Menander, seine Captivi und Poenulus nach unbekannten Vorbildern, die Ἐπιτρέποντες Menanders und ihre Weiterbildung, die Hecyra (Schwiegermutter) des Terenz aus Apollodor, oder der Georgos, aus dessen Anfang wir nun seit 1897 ein gutes Stück im Original besitzen (*UvWilamowitz, NJahrb. III [1899] 513 ff.*).

Aber Eines haben sie doch alle gemeinsam: das Liebesmotiv. Ob sich nun Handlung und Interesse ganz um die Liebe eines Jünglings und Mädchens dreht, oder mehr durch das Verhältnis von Vater und Sohn oder zweier Brüderpaare oder den Trübsinn eines Melancholikers oder die Verbitterung eines Alten in Anspruch genommen wird, in irgend einer Form ist das Liebesmotiv immer da, als wenn das Sehnen und Verlangen junger Menschen der Mittelpunkt alles Menschentums wäre. Auch das hat Euripides angebahnt, aller älteren Kunst ist es fremd; der Hellenismus erst führt es als unentbehrliches Requisit in die Poesie ein, die 'neue Komödie' hat es zuerst zur Herrschaft gebracht.

V. HELLENISMUS

1. Die Poesie des hellenistischen Zeitalters, das man seit der Umgestaltung Griechenlands und des Ostens durch den großen Alexander zu rechnen pflegt, läßt sich nicht in den einzelnen Gattungen behandeln. Denn es werden ihre Grenzen nicht mehr streng geschieden, und viele Dichter haben den Ehrgeiz in mehreren Gattungen sich zu betätigen. Zudem ist die hellenistische Poesie von der älteren wesentlich verschieden. Nicht als ob sie neue Formen geschaffen hätte. Aber sie erfüllt die alten mit neuem Wesen, so daß ihre Werke sich kaum mit den älteren vergleichen lassen. Jetzt treten auf die 'neue Komödie', die spezifisch hellenistische Elegie mit stimmungsvoller Erzählung; das Epigramm in mehreren Arten, teils sind es vielmehr Elegien im kleinsten Maßstab zum Ausdruck persönlicher Stimmungen – daraus entwickelten die römischen Klassiker ihre Elegie – teils fingierte Aufschriften für Statuen, Gräber, Bücher als Form der Lobpreisung, des Lebensbildes, des ästhetischen Urteils; das Fürstenenkomion, aus dem sich weiter das Ge-

legenheitsgedicht zu privaten Feiern später entwickelt; das erotische Heldenepos; die Bukolik; eine neue Lyrik kleiner Gedichte zur Recitation; die große Arie als selbständiges Kunstwerk und alle möglichen Gattungen, dem Unterhaltungsbedürfnis der verschiedenen Gesellschaftsklassen dienend. Schon diese Reihe gibt eine Ahnung von der Mannigfaltigkeit und dem Reichtum der Produktion. Dazu kommen die weiterlebenden alten Dichtungsarten. Aber sehr wenig nur ist erhalten und dies Wenige zufällig, oder es ist einseitig ausgewählt. Daher wird die übliche Vorstellung der hellenistischen Poesie der Wirklichkeit auch nicht annähernd gerecht. Selbstverständlich hat die tief- und vielbewegte Zeit nach Alexander wie in den bildenden Künsten auch in der Poesie viele verschiedene Richtungen gezeitigt, und die drei Jahrhunderte bis auf Augustus haben nicht stets dieselbe Tendenz verfolgt. Ebensowenig hat im Hellenismus nur eine Geschmacksrichtung die ganze Poesie beherrscht, sondern oft rangen mehrere um die Herrschaft, bildeten sich teils in scharfem Gegensatz aus, teils beeinflußten sie sich gegenseitig und fanden Mittelwege, auch liefen verschiedene Richtungen gleichzeitig unbekümmert nebeneinander hin und jede fand ihr Publikum. Das Durch- und Nebeneinander in der um 180 v. Chr. lebendigen griechischen Dichtung zeigt am besten die damals ihr nachgebildete Literatur der Römer, die natürlich die gangbare Ware importierten. Doch so mannigfaltig sie auch war, sie stand fast ganz, nachahmend oder oppositionell, unter der Wirkung des reichen poetischen Erbes. Auch die jetzt schärfer ausgeprägte Scheidung der Gesellschaftskreise machte sich in der Poesie geltend. Die Gebildeten erhoben andere Ansprüche als die große Masse und deren einzelne Schichten wieder andere in ihren verschiedenen Bildungsabstufungen und Interessen. Ein anderes Gesicht mußte die Poesie zeigen, die ins Breite und Weite wirken wollte, ein anderes die, die sich an 'intime Cirkel' Gleichgesinnter wandte oder an den Höfen der Könige ertönte. Natürlich waren die 'Modernen' zunächst auf eine kleine Zahl Höchstgebildeter nnd Gleichgesinnter angewiesen, ebenso natürlich aber war, daß sie sich auch über sie hinaus durchsetzen wollten. Das Durcheinander ist charakteristisch für die Zeit, die Scheidung unmöglich bei der überaus dürftigen Überlieferung. Wenn ich die für das Theater und die breite Öffentlichkeit bestimmte Poesie absondere, so geschieht das, um überhaupt eine Gruppierung zu gewinnen. Im allgemeinen zeigt sich bei diesen Gattungen mehr Festhalten und Fortentwickeln des Alten: ihre Richtlinien ergeben sich aus der bisherigen Darstellung und ihre lebensfähigste Schöpfung, die 'neue Komödie', ist schon geschildert. Die folgende allgemeine Charakteristik gilt mehr der anderen Gruppe, enthält aber doch so vieles auch für jene erste Bezeichnendes, daß ich sie voranstelle.

Gemeinsam der ganzen hellenistischen Poesie ist ein auffallender Zug: auf allen Gebieten pocht neues Leben, neue Probleme werden von der Wissenschaft und Technik kühn angepackt, Handel und Verkehr dehnen sich in die Weite, neu formt sich die Gesellschaft, neu gestaltet sich das Verhältnis der Völker zueinander, Länder und Meere erzittern unter dem Ringen um die Weltherrschaft – aber in der Poesie findet diese leidenschaftliche Aufregung keinen Widerhall. Je hastiger und schwerer das Leben wird, desto mehr wird von der Poesie Erholung und Ablenkung gewünscht. Sie wird Spiel oder Repräsentation, das Herzblut des Volkes strömt nicht mehr durch ihre Adern. Die Geschicke der Welt werden im Rat der Könige entschieden und auf den Schlachtfeldern von Berufsoffizieren und Söldnerheeren; die großen bewegenden Fragen bespricht die Philosophie. Je mehr die

Dichter den Zusammenhang mit dem großen Leben und den tiefsten Bedürfnissen ihres Volkes verlieren, desto inniger wenden sie sich dem privaten individuellen Leben zu. So wird die Erotik der Saft der hellenistischen Poesie: sie durchdringt alle irgend möglichen Stoffe und wandelt sie innerlich um. Das Liebesmotiv hat damals die Herrschaft in der Poesie für alle Zeit errungen.

Zur Zeit Alexanders ändert sich das griechische Leben und mit ihm die Poesie, aber sie ändern sich langsam. Hätten wir etwas mehr von der Dichtung des 4. Jhs., wir würden die Übergänge verfolgen können, während so die hellenistische unmittelbar neben die klassische gestellt nur den Gegensatz empfinden läßt. In ununterbrochenem Schaffen hatten die Griechen von Homer bis zum Ende des 5. Jhs. eine unvergleichlich große und reiche Dichtung hervorgebracht. Als nun im 4. die poetische Entwickelung ebbte, wuchs in der Vorstellung die ältere abgeschlossene Literatur desto mächtiger auf, sie ward als unübertrefflich, als klassisch empfunden. Immer wieder gelesen, recitiert, aufgeführt wurde eine Auslese aus ihr zum Bestande der allgemeinen Bildung, zumal soweit es in die Schullektüre kam; dazu wandte man ihr, besonders dem Homer, bereits seit dem 5. Jh. ein immer eingehenderes gelehrtes Studium zu. Auf diesem Punkte der Entwickelung beginnt der Besitz einer klassischen Kunst, als unerreichtes und bindendes Muster hingestellt, auf der Gegenwart zu lasten, ihre Bewegung zu lähmen. Stets sind in solchen Zeitläuften die Nachtreter des Beifalls so gewiß, wie die Selbständigen des Tadels ob ihres Abfalls. Mit der Opposition gegen den Klassizismus beginnt daher die moderne spezifisch hellenistische Poesie.

Doch nicht frei schaffende Genialität brach neue Bahnen, sondern literarisches Studium suchte sich zunächst aus dem vorhandenen Schatze bisher verschmähte Vorbilder. Wie die deutschen Romantiker im Beginne des 19. Jhs., waren auch am Ende des 4. und Anfang des 3. Jhs. die Führer der hellenistischen Poesie Gelehrte und Dichter zugleich und ihre Nachfolger nicht anders. Das Eigenartige, Abgelegene, Bodenständige suchen sie statt des Üblichen, Klassischen, Altbekannten, sie meiden dies grundsätzlich mit klügelnder Ängstlichkeit selbst auf die Gefahr hin, daß ihr Werk gesucht, verdreht, barock erscheine; das Einfältige, Alltägliche wählen sie statt des Großartigen, das Kleinbürgerliche statt aufgedunsenen Heldentums; sie bevorzugen weiche Stimmungen, süßes Liebessehnen und sentimentales Liebeslied statt herzzerwühlender Leidenschaft und zermalmenden Hasses. Hesiod stellten sie neben Homer, sie studierten die altionische Elegie, die archaische Lyrik, das älteste Satyrspiel, den Mimus und andere Volkspoesie; im Märchen fanden sie Ersatz für die Heldensage. Aber nur gar zu leicht drängt sich bei solcher Schätzung des Abgelegenen die Gelehrsamkeit vor. Kein Wunder, daß sie bei den Geringeren die Poesie erdrückt, daß sich nicht selten trotz aller guten Grundsätze ein trockenes Wesen in abgeschmacktem Aufputz breit macht. Wie der Inhalt, so die Form. Daß sie nicht üblich klänge, ist die erste Sorge: bezeichnend anschaulich sollte sie sein und in Wenigem viel sagen, reizvoll und zur genauen Betrachtung zwingend wird sie gemacht durch seltene Worte, ungewöhnliche Wendungen, zierliche Metrik. Dialektdichtung wird beliebt. Liebevolle Versenkung in einen einfachen, nicht abgenutzten Stoff und ruhige, träumend weiche Stimmung oder unerwartete versteckte Pointen und Spitzen, kaum merkbar lächelnder Humor und leicht ironisierende Behandlung, alles bis in die kleinsten Kleinigkeiten und feinsten Nüancen durchgearbeitet – das sind die hauptsächlichen Forderungen dieser 'Jungen', und dann als notwendige Konsequenz: klein soll das Gedicht sein,

'ein großes Buch, ein großes Übel'. Allmählich ist dies Programm entwickelt. Philitas von Kos und Asklepiades von Samos sind seine Archegeten, der Sicilier Theokrit und Kallimachos von Alexandria seine Vollender.

Von Kleinasien, insbesondere von Kos, geht diese Poesie aus, die neue Hauptstadt des ptolemaeischen Aegyptens, Alexandria, nach der man sie genannt, lockt ihre Dichter an den glänzendsten Hof; es sind Ioner, Dorer, aber kein einziger Athener. – Dies hellenistische 'Jugendprogramm' wird sehr viel langsamer zum Siege durchgedrungen sein, als wir annehmen, da wir eben fast nur Werke dieser Richtung kennen; ja es hat sich niemals ganz durchgesetzt. Denn zu groß und stolz stand die alte klassische Poesie daneben, dauernd wirksam durch Lektüre und Schule, Recitation und Bühne.

2. Theater. Dagegen hat die 'neue Komödie' sogleich und glatt gesiegt, sie hatte sich frei und selbständig entwickeln können, ungehindert durch klassische Vorbilder: denn die altattische Komödie war mit ihren aktuellen Scherzen nicht wieder aufführbar und auch nicht nachahmlich. Ihre Stätte ist das Theater, sie will auf die Masse wirken, nicht bloß auf den engen Kreis der Gebildeten, wie jene 'Jungen', die freilich auch im Theater, aber ohne durchschlagenden Erfolg ihre modernen Tendenzen durchzusetzen versuchten. Ungebildet war das Theaterpublikum darum nicht, im Gegenteil war in dieser Zeit der Bildungsdurchschnitt des Volkes wenigstens in den großen Städten jedenfalls künstlerisch ein sehr hoher: wußte es doch die feine neue Komödie, die schwierige Musik des Dithyrambos und die Leistungen der Virtuosen zu genießen und hatte ein feines Ohr für den Klang und Rhythmus der Rede und alle Künste der Rhetorik.

Das Theater hat mit seinen Darbietungen im Leben des Hellenismus eine viel größere Rolle gespielt als jene exklusive Poesie der 'Modernen'. Das zeigte schon die Menge der damals ausgebauten Theater und ihre umfangreichen Programme. Alle Städte, auch kleine und kleinste, bauten sich damals monumentale Theater.

Die bequemsten Gelegenheiten, große Massen unterzubringen, sind sie damals zur Volksversammlung, zu Schaustellungen aller Art benutzt, die früher an verschiedenen Orten und Gelegenheiten vereinzelt dargeboten, jetzt vereinigt wurden. Große Spiele im Theater gehören zu jedem Fest dieser festfrohen Zeit; nicht nur zu Götterfesten, durch Apotheosen von Königen und Königinnen vermehrt, auch zu Siegesfeiern und sonstigen Anlässen königlicher Gnade oder bürgerlicher Munifizenz. Die dramatische Kunst bildet nur den zweiten kleineren Teil der hellenistischen Theaterprogramme unter dem Titel σκηνικοὶ ἀγῶνες, d. h. Wettkämpfe auf der hohen Bühne. Den ersten größeren nehmen die θυμελικοὶ ἀγῶνες ein, d. h. Wettbewerbe auf der Thymele, der kreisrunden Orchestra. Hier folgten nach einem Prozessionsliede (προσόδιον) Agone von Trompetern, Herolden, Flötisten und Kitharisten, Sängern zur Flöte (αὐλῳδοί) und Kitharoden (beide mit Chören), von Rhapsoden, Parodisten, Rednern und epischen Dichtern, die das Lob des Gottes oder Königs, später Roms und seiner Großen in Enkomien priesen; ja es wurden gelegentlich auch Jongleure und Puppentheater zugelassen. Die Programme bilden immer klassische und neue Stücke. So sind Dithyramben des Philoxenos, Komödien Menanders, Tragödien des Euripides immer wieder aufgeführt, und der Rhapsode trug auch klassische Lyriker, nicht bloß Homer vor. Aber stärker war doch die moderne Dichtung vertreten, die an Dramen, Prozessionsliedern, Enkomien, Parodien, Texten für Auloden und Kitharoden unübersehbare Massen in diesen Jahrhunderten hervorgebracht haben muß.

Von dieser großen Produktion ist nur Weniges durch Zufälle erhalten. Das Prozessionslied προσόδιον, das die Feste eröffnet, gehört zu der großen Klasse der religiösen Poesie, deren die mannigfaltigen Kulte benötigten. Durch Inschriften kennen wir z. B. einen Päan in Ionikern auf Apollon und Asklepios für eine Prozession von Isyllos von Epidauros aus dem Anfang des 3. Jhs., vom Ende des 2. zwei Hymnen in Kretikern mit Musiknoten und einen glykoneischen des Korinthers Aristonoos für den delphischen Apollon (*BCH. XVII 1893, 549ff., XVIII 1894, 345ff.*). Im religiösen Gebrauch hat sich die alte Lyrik gehalten. Die glykoneischen Lieder sind in kleinen einfachen Strophen gebaut wie die Kultlieder des Alkaios. Früh nach Rom durch griechischen Kult übergeführt, von Catull und Horaz für religiöse Lieder zunächst aufgenommen, hat diese Liedform auf die Lyrik stark eingewirkt und ihr die strophische Gliederung zurückerobern geholfen. – Wie die lyrischen Kultlieder der hellenistischen Zeit, schließen sich auch ihre Hymnen und Enkomien an die alten Muster an: der homerische Hymnus ist für die Götterhymnen des Kallimachos ebenso Prototyp wie für die Enkomien auf Herrscher. Wir besitzen solche noch von Theokrit auf Hieron von Syrakus und Ptolemaios II. Philadelphos. Derart sind Massen gedichtet, früher schon z. B. auf den Spartaner Lysander (*Plutarch 18*), später auf die römischen Großen wie T. Quinctius Flamininus (*Plutarch 16*) und auf Rom. – Die für die großen Feste gedichteten und an ihnen vorgetragenen Epen werden neben dem Ruhm der Heroen auch gern den der hellenistischen Könige zum Gegenstande gemacht haben. Auch da haben schon die Dichter des Spartiaten Lysander das Beispiel gegeben, wie Choirilos von Samos und Antimachos (*s. o. c. I, 3*). Alexander der Große ließ sich durch Choirilos von Iasos im Epos feiern. In der Diadochen- und Epigonenzeit hat derartiges sicher nicht gefehlt. Einige Notizen melden von Lobgedichten auf die Pergamenerkönige. Später haben sich Griechen, wie z. B. Archias, beflissen, die Taten ihrer römischen Patrone zu verherrlichen. – Von der hellenistischen Tragödie können wir uns gar kein Bild machen. Der Anfang des 3. Jhs. brüstete sich mit einer dem neuen Stile entsprechenden Tragödie, man sprach von einer tragischen Pleias, zu der Lykophron von Chalkis, Sositheos aus Troas, Homeros von Byzanz u. a. gezählt wurden, aber wir wissen nichts, als daß einige archaisierten. Auch ihren Satyrspielen werden archaisierende Neigungen nachgesagt, aber was wir von ihnen kennen, zeigt sie den alten Satyrn, auch denen des Euripides sehr unähnlich. Sositheos hat ein bukolisches Stück, 'Daphnis und Lityerses' (*FTG. 821f.*), als Satyrspiel aufgeführt, und Lykophron seinen Lehrer, den Philosophen Menedemos von Chalkis, den Silen bewirten lassen (*FTG. 817f.*). – Nicht mehr wissen wir vom Dithyrambos. Schon Philoxenos (*PLG. III 609ff.*) hatte das Liebesmotiv, allerdings humoristisch, und bukolisches Kolorit in seinem Kyklops angewandt. Diese Töne sind fortgespielt worden. Lykophronides (*PLG. III 633f.*) ließ am Ende des 3. Jhs. einen liebeskranken Jäger auftreten. Dann reißt die Überlieferung ab. Rom hat die Chorpoesie nicht aufgenommen.

Über die Parodie ist schon *o. c. I 3* gesprochen. Sie ist fortgesetzt worden nicht bloß zur Belustigung des Theaterpublikums, sondern auch in literarischer und philosophischer Polemik. Auch darin war bereits Xenophanes um 500 vorangegangen. Jetzt bemächtigen sich Kyniker wie Krates von Theben um 330 der Parodie, dichten parodische Epen, Elegien (*PLG. II 364ff.*), sogar Tragödien (*FTG. 809f.*) und erfüllen sie mit bitterem Spott und heftigen Angriffen. Vor allem hat Timon von Phlius im 3. Jh. (*P.ep.lud. II 89*) die Form der homerischen Parodie (σίλλοι) zu einer scharfen Kritik der Philosophie und ihrer Vertreter, nicht am wenigsten

seiner geliebten Zeitgenossen verwendet, eingekleidet in eine Unterweltsfahrt, bei der er den alten rücksichtslosen Kämpen Xenophanes von Kolophon Rede stehen ließ.

Neben den großen offiziellen Festen steht die Menge der Privatfeste und Volkslustbarkeiten in allen Abstufungen. Hie und da drangen sie auch in die großen Theater. So haben im Westen, in Sicilien und Unteritalien, die Phlyaken (*s. o. c. IV 1*) in ihrem alten unanständigen Kostüm auch auf der von eleganten Säulen getragenen hohen Bühne gespielt (*ArchJahrb. XV [1900] 74*). Rhinton von Tarent (*FCG. I 183 f.*) hat die Gattung literarisch gemacht: Parodien auf die Tragödie. Mimische Vorträge aller Art finden überall Anklang, zumal die obscönen und pikanten. Gerade derartiges haben die Ionier Kleinasiens ausgebildet. Diese 'ionischen Sänge' tragen κίναιδοι vor mit mimischem Tanz oder recitierend. Aber dies war nur eine der zahlreichen Spezialitäten, die von Derbheit und Gemeinheit bis zur Sentimentalität und zur ernsten Größe alle Nüancen vertreten. Solche Belustigungen pflegen nur auf den Erfolg des Augenblicks gestellt zu sein; damals wuchsen sie in die Literatur hinauf. Im Anfange des 3. Jhs. haben namhafte Dichter für sie gedichtet, wie Alexander Aetolos, Tragiker und Elegiker sonst, und Sotades hat in der Spielart von Ionikern, die von ihm den Namen hat, für ihre Recitationen Gedichte von derber Obscönität gemacht, berühmt durch bissigen Freimut auch gegen die Höchsten, wie den zweiten Ptolemaios und seine Geschwisterehe.

Interessanter ist die ernste Richtung, von der uns erst ein glücklicher Papyrusfund die Anschauung vermittelt und einen hohen Begriff gegeben hat. Es ist ein großes Stück einer Arie (Hilarodie), 'des Mädchens Klage', auf einem Papyrus der Ptolemaeerzeit aus Aegypten (*OCrusius Herondas[1] Lpz. 1905, 117, Uv Wilamowitz GGN. 1896, 209*). Vielleicht etwa um 200 v. Chr. verfaßt, ist sie für musikalischen Vortrag mit lebhafter Aktion bestimmt, vermutlich eines Hilaroden, das einzige Beispiel einer großen Kunstgattung von solcher Beliebtheit im 2. Jh. v. Chr., daß Plautus mit Nachbildungen ihrer Lieder der Wirkung seiner Komödien nachhalf. Jene Arie bewegt sich in der Sprache des Lebens ohne Verschnörkelung und Rhetorik; ihre Form in responsionslosen meist dochmischen Rhythmen ist schon von Euripides in seinen letzten Tragödien angewandt. Ein Mädchen, vom Geliebten betrogen, geht Nachts vor seine Tür und fleht ungehört zu ihm hinauf, von heißer Leidenschaft, quälender Eifersucht, hingebend demütiger Liebe hin und her gerissen — ein Bild aus dem alltäglichen Leben, aber im Tiefsten erlebt, in jedem Wort empfunden, ganz Wahrheit und Natur. Das einzige Stück erinnert am ehesten an Epigramme des Asklepiades von Samos, der ähnliche Situationen schildert, oder an Theokrits 'Liebeszauber' (II), aber nicht entfernt reichen sie an die erschütternde Tragik dieses verzweifelten Mädchens. Problem, Empfindung, Parteinahme muten modern an. Nie war Leben wie Kunst dem Modernen so ähnlich wie zur Zeit des Hellenismus. Aber so ganz war diese Dichtungsgattung vor der anspruchsvollen Kunstpoesie vergessen, daß ihre Schönheit und Tiefe vor diesem glücklichen Funde nicht einmal geahnt worden war.

In dieselbe Sphäre volkstümlicher Kunst, die das Leben, wie es ist, gestaltet, die für den Tag arbeitet, kaum in die Literatur dringt und deshalb schnell und fast spurlos vergeht, gehört der vielgestaltige Mimus. Am Ende des 5. Jhs. durch Sophron (*s. o. c. IV 1*) in die Literatur eingeführt, war er von Theokrit im Anschluß an ihn zu feinster Salonpoesie erhoben. Durch ihn angeregt, hat Herondas in Kos um 260 in Hinkjamben für die Rezitation mit kräftigem Realismus nach demselben Muster Bilder des kleinbürgerlichen Lebens gezeichnet: Weiber, die im

Asklepiosheiligtum nach vollbrachtem Opfer die Sehenswürdigkeiten beschauen; die junge Strohwitwe, von einer Kupplerin versucht; die Mutter, die ihren Bengel dem Schulmeister zum Aushauen bringt; der Hurenwirt vor Gericht usw.

Unübersehbar ist die Produktion derlei anspruchsloser Unterhaltungskunst gewesen, z. T. improvisiert. Man nahm Figuren und Stoffe nicht wählerisch von überall her, natürlich auch aus der großen Kunst, so weit sie brauchbar schien, zumal der neuen Komödie. So ist die Komödie Hekyra als Unterlage für Darstellungen von 'Mimologen' schon am Ende des 3. Jhs. verwendet. (*AthMitt. XXVI [1901] 1*).

3. Die 'intime Moderne'. Diese Übersicht soll zeigen, ein wie reiches Kunstleben der Hellenismus auch nach dieser von der literarischen Überlieferung fast völlig ausgeschiedenen Seite entwickelt hatte. Für die andere Seite der hellenistischen Poesie, die sich mehr an enge Kreise feiner, ja gelehrter Bildung wandte, liegt ein größeres Material vor, wenn auch dürftig gegenüber der Produktion.

Vorläufer dieser Poesie sind im 4. Jh. nicht wenige. Schon Euripides hatte am Ende seiner Laufbahn 412 in der Andromeda die Liebesromantik mit plötzlich zündender Glut und unbedingter Hingabe in die Poesie eingeführt. Die Dithyrambiker hatten sie aufgenommen, *s. o. c. II 4.* Frauen leiten die hellenistische Poesie ein: das ist bezeichnend. Die Stimmung weicher Liebestrauer hatte schon um 400 der Ionier Antimachos (*s. o. c. I 3*) von Kolophon angeschlagen, ein Vorläufer der hellenistischen Dichter auch darin, daß er an altionische Vorbilder anknüpfte und in Wahl der Stoffe wie erlesener Sprache geradezu gelehrt und so der großen Masse ungenießbar erschien. Besonders seine Elegie Λύδη ist von den Frühhellenisten hoch verehrt und nachgeahmt worden; Kallimachos verdammte sie, aber sie fand auch später noch Verehrer. Anderer Art, ohne Gelehrsamkeit aber äußerst fein in der Form, liebevoll vertieft in harmloser Kleinmalerei und sinniger Stimmung scheint das kleine zierliche Gedichtchen der jungverstorbenen kleinasiatischen Griechin Erinna (*PLG. III 141*) gewesen zu sein, 'die Spindel'. Nicht hoch genug können es die Führer der hellenistischen Poesie preisen.

Philitas in Kos stellte sich am Ende der 4. Jhs. an die Spitze dieser Richtung, Philologe und Dichter zugleich, der Typus des exklusiven hellenistischen Poeten. Durch eigene Leistungen und befreiende Anregung hat er ihr zum Siege verholfen. Neben ihm stand Asklepiades von Samos, Theokrit (*VII 40*) feiert beide als seine unerreichten Vorbilder, Hermesianax (*v. 77*) preist den Meister Philitas, den die Koer mit eherner Statue im Platanenschatten geehrt. Die Bewunderung seiner Poesie hat angedauert: die antiken Literaturverzeichnisse führen ihn an der Spitze auf, und Properz, Ovid verehrt ihn neben Kallimachos. Wir können uns aus den sehr kümmerlichen Resten keine Vorstellung mehr von seinen Gedichten machen. Immerhin tritt aus ihnen noch idyllische Stimmung hervor: er sitzt unter der Platane, er lauscht der aus dunkelm Fels sprudelnden Βυρίνη. Mancherlei hat er gedichtet, Epigramme, Jamben; in einem Epyllion 'Hermes' kam die Verführungsgeschichte einer Tochter des Aiolos durch Odysseus mit väterlichem Zorn und anständiger Versorgung vor. Seine Elegie 'Bittis' wird von Ovid (*Trist. I. 6. 1*) mit der Lyde des Antimachos zusammengestellt. Hermesianax von Kolophon (Anfang des 3. Jhs.) hat wohl nach des Philitas Vorbild seine Sammlung von Elegien in 3 Büchern Λεόντιον nach seiner Geliebten genannt. Viele Liebesgeschichten kamen vor. Ein großes Bruchstück zeigt in einem gelehrten Katalog von Schriftstellern, nach Gattungen und Alter geordnet — die älteste Literaturgeschichte — die Wir-

kungen der Liebe auf Poesie und Wissenschaft. Solche Katalogpoesie unter dem Einflusse Hesiods aber auf das Liebesmotiv gestellt, übten auch Phanokles (Ἔρωτες ἢ καλοί), Sosikrates, Nikairetos, der Rhodier Simmias, der Aetoler Alexander. Die beiden letzten gaben statt einfachen Aneinanderreihens in hesiodischer Art, wie jene es getan, das Ganze in der Einkleidung einer Prophezeiung Apolls, wodurch sie Möglichkeit einer neuen Darstellungsart im Futurum statt im Präteritum gewannen. – Ein Meisterstück dieses sonderbaren Kunstexperiments ist die erhaltene 'Alexandra' Lykophrons. Sie führt die Sagen des troischen Kreises nebst einem Ausblick auf die neueste Geschichte als Prophezeiung Alexandras (= Kassandras) vor, die ein Bote dem Priamos berichtet, der Art, daß in die großen Fäden der bekannten Geschichte abgelegene Fabeln eingewebt sind, alles in knappen Andeutungen, noch verdunkelt durch verzwickte Umschreibungen aller Namen, Anspielungen und seltenste Glossen; formell ein Jambus ionischer Färbung. Die Poesie verschwindet im Rätselspiel, dessen Lösung viel Gelehrsamkeit voraussetzt. Und doch hat das Werk gefallen, ist kommentiert und paraphrasiert worden und als Schulbuch erhalten. Die Benutzung des Timaios für die Sagen des Westens, des Philostephanos für die des Ostens, vor allem die endlich gefundene Lösung des den Zeitgenossen klaren Rätsels *v. 1447* auf L. Quinctius Flamininus, den gefeierten Befreier Griechenlands, verweist das Werk in die Zeit um 197. Sein Dichter Lykophron ist demnach von dem gleichnamigen, um 280 an die alexandrinische Bibliothek zur Ordnung der Komödien berufenen Gelehrten und tragischen Dichter zu trennen. – Ein Versteckspiel anderer Art hat der unter der Maske der uralten delphischen Seherin Boio verschwundene Dichter einer stofflich noch erkennbaren Ornithogonie getrieben, einer Sammlung von Verwandlungsgeschichten mit genauer Kenntnis der Vogelmantik, also eines Lehrgedichts nach Hesiods Muster, der selbst eine Ὀρνιθομαντεία gedichtet haben sollte. Das Gedicht, schon dem Philochoros († 263/2) bekannt, war nicht unbedeutend: ist es doch von Vergils Freund Aemilius Macer imitiert, von Ovid benutzt und von Antoninus Liberalis ausgezogen worden. – In diese Sphäre gehört auch Nikandros von Kolophon, der als berühmter Dichter wohl in höherem Alter 258/7 zum Proxenos von Delphi ernannt wurde. Dazu paßt die Widmung seines erhaltenen Lehrgedichtes über Tiergifte Θηριακά an Hermesianax und seine Anlehnung an Antimachos. Ob freilich der Dichter Hermesianax zu verstehen sei, darüber waren seine antiken Erklärer uneinig, da sie unter Nikanders Namen auch ein dem letzten Pergamener König Attalos III († 133) gewidmetes Gedicht kannten. Sicher hat es also zwei Dichter Nikandros gegeben. Die verlorenen Γεωργικά als hesiodische Anregung und die Ἑτεροιούμενα als Parallele zur Boio passen auch so gut in die Bestrebungen der frühhellenistischen Poeten, daß ich sie dem älteren Nikandros nicht absprechen möchte. Die römischen Klassiker haben ihn hochgeschätzt. Aemilius Macer hat nach seinem Vorbilde Theriaca, Vergil seine Georgica geschrieben und Ovid hat die Heteroiumena für seine Metamorphosen benutzt. Es war das eine Sammlung von Verwandlungen, deren erlesenen Reichtum man noch aus den Inhaltsangaben des Mythographen Antoninus Liberalis ersieht. Sicher hatte Nikander, wenigstens zum Teil, die einzelnen Fabeln künstlich ineinander geschachtelt. Gerade das hat Ovid nachgeahmt, zum Teil übernommen wie *Metamorph. V (260) 302–678 (EBethe, Herm. XXXIX [1904] 1 ff.)*. Charakteristisch für seine Kunst ist der Zug, daß beim Gesange der Musen sich der Helikon, auf dem sie standen, vor Wonne gen Himmel gehoben habe, höher und höher, bis auf Poseidons Geheiß Pegasus seinen Gipfel mit dem Hufe schlug.

So verliert sich diese Reihe ins Gelehrte, Abstruse, eine andere zog lebensfrische Säfte aus der alten Literatur und volkstümlicher Poesie. Asklepiades von Samos steht an ihrer Spitze, durch seine Epigramme unmittelbar bekannt. Sie zeigen einen echten Dichter. Es sind nur zum kleinsten Teil Aufschriften, die meisten sind Elegien, jedoch aufs knappste Maß beschränkt, meist nur von 2–4 Distichen. Aber in dieser Enge weiß der Meister Bilder und Menschen mit anschaulichster Deutlichkeit zu malen und oft eine Stimmung auszugießen, die den Hörer unmittelbar packt und festhält: vergebens erwartet der Dichter die Geliebte, die zu kommen geschworen, oder er steht vor ihrem Haus, nicht eingelassen von der Treulosen (*AP. V 150, 167*); Kränze von seinen Tränen genetzt hängt er über die Tür des geliebten Knaben auf und heißt sie über sein blondes Haupt hinab sie träufeln (*145*); er redet sich selbst an und spricht sich, als unerwiderte Liebe ihn drückt, Trost zu und Mut, das kurze Leben zu genießen (*AP. XII 50*). Selbstgelebtes Leben, selbstempfundene Empfindung duftet aus ihnen wie aus Catulls entzückenden Liedern und 'Epigrammen', die von Asklepiades und seinen Genossen angeregt freilich einem kräftigeren Herzen und einer tieferen Leidenschaft hinreißenden Ausdruck geben. Und doch schaut überall das Studium heraus bei diesem wie bei jenem. Motive nicht nur, auch wörtliche Anklänge können wir noch trotz der geringen Reste bei Alkaios, Sappho, Anakreon, Mimnermos aufzeigen. Sie waren dem Asklepiades Vorbilder. Ihre verklungenen Lieder hat er und seine Genossen hervorgezogen, studiert, neu belebt – wie Herder das Volkslied, Uhland die Troubadours. Denn Lyriker vor allem war Asklepiades. Verschollen sind seine Lieder. Allein im Namen der Versgattung der Asklepiadeen hat sich ihr Andenken fortgepflanzt. Nicht besser ist's mit Phalaikos, Pherekrates, Glykon, Archebulos gegangen: nur in Verstiteln leben ihre Namen. Und all diese Verse sind nicht ihre Erfindungen: sie sind alle aus der alten Lyrik entlehnt. Aber sie haben sie anders verwendet. Die alte Lieder-Lyrik hat in kleinen Strophen gebaut, weil sie gesungen wurde; aber die veraltete Musik, die am Versmaß haftete, konnte der Hellenist so wenig brauchen wie unsere Romantiker die Sangesweisen der Minnesänger. Er recitierte die alten Lieder und schrieb auch die seinigen für Recitation. Deshalb gab er die Strophe auf und wiederholte dieselbe Versreihe immer wieder. So wenig war diesen Dichtern das Wesen lyrischer Maße bewußt, daß sie sie auch zu Epigrammen, teils wirklichen, teils fingierten Aufschriften verwandten. Unter mehreren der Art sind 3 des Simmias von Rhodos und eines des Theokrit für die frühhellenistische Gelehrtenpoesie besonders charakteristisch: sie benutzen die Gegenstände der Aufschrift, ein Ei, ein Beil, eine Syrinx, zu einem Vexierspiel und plagen den glücklichen Leser dann noch in lykophronischer Manier mit Rätselraten.

Eine wirkliche Überlieferung besitzen wir dank der antiken Sammlungen von dem hellenistischen Epigramm. Neben Asklepiades, mit ihm eng verbunden und von ihm beeinflußt, pflegen Poseidipp und Hedylos, bald Kallimachos neben anderen mit Vorliebe das erotisch-sympotische Epigramm. Fremd bleibt gerade dies dem jüngeren Zeitgenossen des Asklepiades, Leonidas von Tarent, der mehr Techniker gegebene Themen variiert und steigert. Auch Frauen traten im Epigramm hervor, wie die lyrische Dichterin Anyte von Tegea um 300, mit sentimentalen Stimmungen und beschaulichem Naturgenuß, Nossis von Lokroi, in Samos die Hetaere Hedyle; gegen Ende des 3. Jhs. Dioskurides in Alexandreia, der das erotische Epigramm des Asklepiades weitergebildet, mit Leidenschaft ins Leben gegriffen, auch auf Dichter literarische Epigramme gedichtet hat. Aber das Epigramm galt den meisten

nur als Nebenwerk; desto empfindlicher ist der gänzliche Verlust ihrer lyrischen Arbeiten. Man kann nur auf die Lücke hinweisen, muß es aber um so deutlicher, damit das Bild der auch ohnedem formenreichen und vielseitigen Bewegung der frühhellenistischen Poesie dieses wichtigen Zuges nicht entbehre.

4. Die Großen der hellenistischen Poesie. Drei Dichter hoben sich etwa gleichzeitig um 270 v. Chr. aus der Menge und brachten die noch verworrenen Bestrebungen zu klarer Gestaltung in Kunstwerken hoher Vollendung Arat, Theokrit, Kallimachos. Und zugleich schuf ein Abtrünniger, verfehmt von den Führern, Apollonios von Rhodos das hellenistische Heldenepos, das durch seine Wirkung auf Vergil keine geringere Bedeutung erlangte als jene.

Arat von Soloi in Kilikien hatte sich in Athen an Zenon den Begründer der Stoa angeschlossen, und sich mit dessen pantheistischer Frömmigkeit und ernster Sittlichkeit erfüllt. So kam er an den Hof des königlichen Stoikerfreundes Antigonos Gŏnatas, als dieser mit seinem Keltensiege 277 sich in seinem Reiche Makedonien befestigt hatte. Einen Hymnus auf Pan, der die Kelten mit seinem Schrecken erfüllt, hat er für ihn gedichtet, und auf seine Anregung auch das Werk, das ihn unsterblich gemacht hat, die Φαινόμενα. Dies allein hat sich erhalten, obwohl anderes, wie seine kleinen Gedichte als vorbildlich betrachtet und lange gelesen sind, da Vergil für seine Jugendgedichte noch den Titel κατὰ λεπτόν von ihnen entlehnte. Die Phainomena geben eine Schilderung des gestirnten Himmels, erzählen dann von den Planeten, den Auf- und Niedergängen der Gestirne und endlich von Wetterzeichen (Διοσημεῖα). Dies Werk hat sogleich höchste Bewunderung gefunden und ist das ganze Altertum hindurch gelesen, nachgeahmt, kommentiert worden, schließlich ein Sammelpunkt astronomischer Gelehrsamkeit. Schon Kallimachos pries es in einem Epigramm (*27*) als seines Vorbilds Hesiod würdig. Wirklich zeigen Anlage, Sprache, Inhalt das Studium Hesiods. Es ist in gewissem Sinne auch eine Katalogdichtung: Bild wird an Bild scheinbar kunstlos angereiht, nur bei den Hauptabschnitten durch eine lebhaftere Apostrophe unterbrochen; im zweiten Teil beginnt Arat sogar wie Hesiod, Phanokles und Hermesianax oft mit demselben Worte 'schaue' (σκέπτεο).

Den Stoff entnahm er dem gangbarsten astronomischen Lehrbuche, dem Enchiridion des Eudoxos, wie um 150 v. Chr. der Astronom Hipparch nachwies. Und nach der Gelehrtenstube, nicht nach nächtlicher Himmelsluft, in die der Dichter unter die glitzernden Sterne tritt, riecht sogleich am Anfang die Belehrung über die beiden Pole, von denen der eine unsichtbar sei. Und doch wollte Arat wohl eine poetische Stimmung ruhiger Stille und feinen Genusses hervorbringen: heute wirkt er nicht mehr oder noch nicht wieder bis auf wenige Stellen, wie das erhaben fromme Proömion, das auf den ernsten Zeushymnus seines stoischen Genossen Kleanthes anklingend zurückweist.

Ansprechender ist Theokrit. Weit entfernt von jeder Trivialität fällt er doch niemals ins Barocke; seiner Sprache sucht er weniger durch seltene abgelegene Worte Reiz zu geben, als sie durch dorische oder aeolische Färbung von den üblichen Kunstsprachen sowohl wie der gebildeten Unterhaltungssprache zu entfernen. Er formt nur kleinere Bildchen und verschmäht es auch, sie durch irgend ein lockeres Band zu einem größeren Ganzen zusammenzuknüpfen. Meist hat er den epischen Hexameter verwandt, aber ihm durch Gleichklänge, Wiederholungen, Tonmalerei und gelegentlich auch durch Refrains von schmelzender Klangschönheit öfter einen

lyrischen musikalischen Charakter gegeben, wie er denn Sappho, Stesichoros, Pindar studiert und nachgeahmt hat. Auch hat er sich in lyrischen Maßen nach des Asklepiades Vorgang versucht. Sein Stoffgebiet ist mannigfaltig. Er hat Hymnen auf Ptolemaios II. Philadelphos (*XVII*) *273/0* gedichtet; auf Hieron von Syrakus (*XVI*) *275/4*, heroische Stoffe in kleinen Epen behandelt, einfach erzählend, oder die mythologischen Namen nur zu einer genrehaften Scene benutzend, wie im schönen Epithalamion (*XVIII*), das nach der Brautnacht der Helene und dem Menelaos gesungen wird, oder wie in der Liebesklage des in die Galatheia verliebten Kyklopen (*XI*); Gelegenheitsgedichte wie *XXVIII* auf eine Spindel, die er der Gattin seines Freundes schenken will. Aber sein Ruhm liegt in seinen 'Mimen' und vor allem in seinen Hirtengedichten (Βουκολικά). Zwei Mimen besitzen wir von ihm, den 'Liebeszauber' (*II*) und das 'Adonisfest' (*XV*). Jenes lehnt sich an einen Mimus des Siciliers Sophron an, aber die Zauberei, die diesem die Hauptsache war, gibt dem Theokrit nur das Milieu; seine Kunst hat er auf die Seele des Mädchens gewandt, die mit Liebeszauber den treulosen Geliebten bindet, von Sehnsucht verzehrt, noch ganz erfüllt von den süßen Erinnerungen der ersten Begegnung, des ersten Besuches, der ersten Umarmung. Weit übertroffen noch werden diese Stücke in der Wirkung auf die Nachwelt durch die Bukolika. Theokrit hat diese Gattung schwerlich geschaffen, wie er auch sonst stets nach Vorbildern arbeitet. Schon seine eigenen Gedichte zeigen, daß sie auch von seinen Genossen lebhaft gepflegt wurden; hundert Jahre früher hatte schon Philoxenos in seinem Kyklopendithyrambos diese Richtung eröffnet, um 300 tönen solche Klänge aus Anytes Verschen. Aber Theokrit ist der Klassiker der Bukolik geworden, er hat das Vorbild abgegeben für zahllose Hirtendichter unter Griechen wie Römern und durch ihre Vermittelung weiter für die Renaissance und die folgenden Jahrhunderte. Mag Theokrit Motive wirklicher Hirtengedichte benutzt haben und wie *IV, V* zeigen, vom Mimos beeinflußt sein, es zeigt sich klar, wie das Widerspiegeln des wirklichen Lebens ihm in den Hirtengedichten nicht die Hauptsache war. Seine Hirten benehmen sich und singen wie die Kunstdichter dieser Zeit, und in den Thalysien (*VII*) gibt Theokrit eine Ich-erzählung, in der er sich selbst als Simichidas und einen befreundeten Konkurrenten als Ziegenhirten Lykidas einführt, wie sie sich auf Kos bei einem Gang über Land trafen, begrüßten, jeder ein Lied vortrug; alles voll von persönlichen Beziehungen und Erinnerungen an ein gemeinsam verlebtes Erntefest mit köstlichem Weine unter der Musik der Grillen, Lerchen und Distelfinken, in dessen Schilderung das Gedichtchen behaglich ausklingt. In anderen sind solche Hindeutungen fast oder ganz gemieden: wir sehen Hirten im Busch, auf der Klippe am Meer, hören sie sich necken und sich im Wettgesang messen, einen sonderlich berühmten einem Bittenden das Daphnislied singen; oder ein verliebter Hirt bringt der spröden Amaryllis ein Ständchen voll drängender Liebesanträge, Bitten, Hoffnung, Verzweiflung.

Das bukolische Wesen ist nicht der Kern, sondern Einkleidung einer kunstmäßigen Poesie, die so wenig aus echtem Hirtensang hervorgegangen ist wie aus einem dionysischen Kultverbande. Und doch ist es nicht hohle Schale, sondern es ist herausgewachsen aus der sentimentalen Grundstimmung, die nach Natur und Einfachheit und Stille aus der Überkultur und dem Lärm der Großstadt sich sehnt, die in weichen Gefühlen der Sehnsucht und zu Tode betrübter Liebe schwelgt. Das bukolische Milieu ist ein vorzügliches Mittel des Dichters, seine Hörer aus der Gegenwart und Üblichkeit hinauszuheben und sie auf seinen Empfindungston ein-

zustimmen, von Theokrit auch darin meisterlich gehandhabt, daß er verfließender Weichheit einen kräftigern Ton entgegensetzte.

Der Fürst dieser Poeten aber wurde Kallimachos, des Battos Sohn von Kyrene, der alten Griechenkolonie zwischen Aegypten und Karthago. Nach Studienjahren in Athen hat er in Alexandreia als Gelehrter des Museions und Bibliothekar (*s. Prosa §15*), als ästhetischer Kritiker und vielseitiger Dichter, Hofpoet der Ptolemaeer, höchstes Ansehen erworben und größten Einfluß auf die Literatur seiner Zeit und der Nachfahren, besonders auf die römischen Klassiker und noch nachchristliche Dichter wie Nonnos und Musaios ausgeübt. Das älteste sichere Datum für ihn gibt sein Hymnus auf Delos (*IV*) etwa vom Jahre 274, das späteste seine 'Locke der Berenike', zu Ehren der Gemahlin Ptolemaios des III. Euergetes 245 gedichtet. Neben eine stattliche Reihe gelehrter Bücher hat er eine Fülle von Gedichten verschiedensten Inhalts und mannigfaltigster Form gestellt. Im Nachruhm gilt er als der Vollender der hellenistischen Elegie durch die 4 Bücher Αἴτια. Wir haben nur kümmerliche Reste von ihnen und können sie uns nicht wohl vergegenwärtigen: denn ist schon in jeder Poesie die Form von kaum schätzbarem Werte, so bedeutet sie in dieser alles. Vom Inhalt wissen wir immerhin einiges. Das Prooimion erzählte in Anlehnung an Hesiods Theogonie vom Traum des Dichters, der ihn auf den Helikon versetzte, von den Musen Weihe und Auftrag zu empfangen. Vermutlich nur lose aneinander gereiht, so daß jede Erzählung eine geschlossene Einheit bildete, folgten Märchen und Legenden, die alle irgendeinen Kult oder Brauch begründeten oder erläuterten: eine Komposition also in hesiodischer Weise und auch eine Art Lehrgedicht. So war im 1. Buch die unheimliche Geschichte von Linos und Koroibos als Anlaß eines argivischen Hundeopfers erzählt, durch die Nachahmung von Statius *Thebais I 570* kenntlich. Besonders gern und schön aber hat er Liebesgeschichten dargestellt wie Demophon und Phyllis, und vor allem Akontios und Kydippe, aus [Ovids] 20. und 21. Heroidenbriefen und Aristainetos (*Epist. I 10*) von C. Dilthey erschlossen, ein lieblichstes Gemälde erster Liebe, süßen Sehnens, tödlichen Grams. In seinem Epyllion 'Hekale' zeigte er, wie die Heldensage doch noch reizvoll und neu wenigstens nach seinem Programme behandelt werden könne. Der Kampf des Theseus gegen den Marathonischen Stier gab den Stoff, aber Kallimachos hat ihn in den Hintergrund geschoben und das Nebenwerk in den Vordergrund: die liebevolle anschauliche Schilderung der Einkehr des Helden bei einem alten geschwätzigen Weiblein Hekale war der Kern des Gedichts. Ein jüngst entdecktes größeres Bruchstück (*Mitt. aus d. Papyrus Rainer VI, Wien 1897, 1ff.*) gibt die Rückkehr des siegreichen Theseus nebst einer langen, weit abschweifenden barocken Unterhaltung von Krähen. Ein Spottgedicht 'Ibis' im elegischen Metron hat Ovid imitiert. Von Gedichten in lyrischen Maßen ist der Attis in Galliamben von taumelndem benebelndem Orgiasmus durch Catulls Übersetzung (*63*) erhalten. Derselbe hat auch die 'Locke der Berenike' in elegischer Form (*66*) übertragen, das feinste der erkennbaren kallimacheischen Gedichte und das unerreichte Musterstück höfischer Poesie. Die Locke selbst spricht vom ersten Worte an, aber nicht die irdische, sondern die zum Sternbild verklärte, eben vom Hofastronomen Konon am Himmel entdeckt, doch sie endet mit dem Wunsche: 'zusammen stürze das Firmament, auf daß ich wieder zu meiner Königin komme!' – Im Original erhalten sind sechs Hymnen, für Götterfeste bestimmt, fünf wie die homerischen in Hexametern, einer (*V*) in elegischem Maß. Sie erzählen, auf die Erregung religiöser Gefühle so wenig wie die homerischen gerichtet, von dem Gotte abgelegene Mythen oder bekannte auf überraschende Art,

stets originell, oft barock und mit vielen Beziehungen und Anspielungen durchsetzt. Artemis (*III*) als Baby auf des Vaters Zeus Schoß bittet ihn in Kinderart um – ewige Jungfernschaft, sie darf dann die Kyklopen besuchen, fürchtet sich nicht vor den schwarzen Schmieden und zupft den einen gleich, auf seine Knie geklettert, an den Zotteln seiner Brust. Im IV. Hymnus betätigt sich Apoll, noch im Mutterleib als Prophet, in langer Rede die Ptolemaeerherrschaft zu verherrlichen. Die 63 in der Anthologie bewahrten Epigramme des Kallimachos zeigen ihn als Meister der Gattung. Geistreich, fein pointiert geben sie in knappster Kürze und zierlichster Form Stimmungen, Situationen, Urteile, jedes von packender Wirkung, sobald man die Absicht verstanden hat, die allerdings häufig eher versteckt als ausgesprochen ist.

Apollonios, nach seinem späteren Aufenthalte der Rhodier genannt, geborener Alexandriner, hat sich durch sein Epos Ἀργοναυτικά in scharfen Gegensatz zu den Tendenzen dieser drei Großen gesetzt und unterlag gegen Kallimachos in seiner Vaterstadt. Aber gern ist er in Rhodos aufgenommen, und nicht weniger ist sein Heldenepos gelesen, studiert und nachgeahmt worden als die feinen kleinen Gedichte seiner Richter. Ja er ist sogar als Klassiker hellenistischer Poesie neben Kallimachos gestellt worden, das zeigt die Legende, die ihn neben Kallimachos bestatten läßt, wie den Herodot neben Thukydides. Es waren die Bestrebungen, das Heldenepos neu zu beleben, nicht abgerissen. Die Thebais des Kolophoniers Antimachos (um 400) wird von dem seine Lyde verehrenden Kreise des Philitas doch nicht verworfen sein. So hat Antagoras von Rhodos, neben Arat von Antigonos Gonatas 276 berufen, eine Thebais gedichtet. An diese Reihe wohl schloß sich Apollonios an mit nachhaltigem Erfolge. Große Heldenepen sind auch weiter trotz Kallimachos gedichtet worden z. B. vom Kreter Rhianos am Ende des 3. Jhs. u. a. eine Heraklee und Μεσσηνιακά, eine beliebte Verherrlichung des Aristomenes, des Helden des sog. zweiten messenischen Krieges. Der Erfolg der Argonautika des Apollonios liegt hauptsächlich darin, daß er das hellenistische Liebesmotiv in das Heldenepos einführte und den abgegriffenen 'kyklischen' Stil, wie ihn Kallimachos (*epigr. 28*) verächtlich nannte, mit gelehrter Sprache und aufgehefteten zierlichen Bildern und barocken Erfindungen in der Manier des Kallimachos auffrischte. Die Scene auf dem Olymp im Anfang des 3. Buches, wo Aphrodite ihren mit Ganymed knöchelnden Buben, den ungezogenen Eros angeht, ist ein niedliches Muster hellenistischer Kunst, und nicht weniger gelungen ist die Schilderung der ersten Begegnung Medeas mit Iason und ihrer aufkeimenden Liebe. Fortan gehört die Liebe in das Heldenepos. Rhianos hat seine Heraklee durch die Knabenliebe dieses Heroen gewürzt und Vergils Aeneis hätte ohne die Dido-Episode nicht ihre tiefe und dauernde Wirkung geübt.

5. Spätere Hellenisten. Nicht weniger lebhaft sind die andern Richtungen der hellenistischen Kunstpoesie verfolgt worden, bis sie um die Mitte des 1. Jhs. v. Chr. von der Jugendliteratur Roms in ähnlicher Stimmung, wie die der hellenistischen Archegeten gewesen war, aufgenommen und in den Schatten gestellt wurden. – Euphorion von Chalkis, von Antiochos dem Großen (224–187), den die Römer 190 bei Magnesia schlugen, als Bibliothekar nach Antiocheia berufen, Gelehrter und zugleich fruchtbarer Dichter von Epen kallimacheischen Stils von kleinem Umfang und breiter Detailmalerei. Seine Reste sind gering, die größten Bruchstücke brachten 1907 die 'Berliner Klassiker-Texte' V 1; eine greifbare Vorstellung seiner Poesie kann man nicht gewinnen. Er dichtete Χιλιάδες, Orakel, die sich in 1000 Jahren erfüllt oder

erprobt, Μοψοπία (= Attika); ein Sammelepos trauriger Liebesgeschichten scheint der Θρᾴξ gewesen zu sein; ein Kataloggedicht zeigt ein Berliner Fragment: Flüche wie Kallimachos Ibis. Bemerkenswert, aber nicht faßbar sind ein Stoff aus mystischer Religion und Gedichte mit den Namen wirklicher Personen, doch wohl Zeitgenossen als Titel. Euphorion sucht abgelegene Gelehrsamkeit in Sprache und Stoffen, die er gelegentlich andeutend häuft; er entlehnte derartiges aber nicht immer den Quellen, sondern auch den Glossen des Philitas und seinen poetischen Vorbildern wie Kallimachos. Erfolgreicher Dichter seiner Zeit hat Euphorion noch bei den Römern um 50 v. Chr. Schule gemacht. Cicero (*Tusc. III 19*) ärgert sich über die 'cantores Euphorionis', also wohl den Kreis des Catull; Cornelius Gallus und Vergil (*Ecl. 10, 50*) verehren ihn. – Sein Zeitgenosse Eratosthenes von Kyrene, der umfassendste Gelehrte seiner Zeit, Bibliothekar in Alexandreia, hat neben seinen großen gelehrten Arbeiten wie seine Vorgänger noch Muße und Laune zur Poesie gehabt und in ihrem Stil gelehrt und elegant einige kleine Epen (Hermes, Anterinnys) gedichtet und in elegischer Form unter dem Titel 'Erigone' in spielerischer Aitiologie die Entstehung der Tragödie und Komödie behandelt. Sein Nachfolger in der Leitung der Bibliothek Aristophanes von Byzanz, der große Philologe, hat wenigstens noch ein Gedicht Φαινόμενα verfertigt, von seinem Nachfolger Aristarch ist nichts derart mehr überliefert. – Andere vermieden wie Theokrit Gelehrsamkeit und Maniriertheit ebenso wie die hochtönende Üblichkeit Homers, in dessen Eumaiosepisode aber doch auch sie ihr Vorbild fanden. Die Sammlung der Bukoliker (*25*) hat anmutige Proben in drei 'Gesängen' aufbewahrt, deren Thema Herakles bei Augias ist: ein Knecht erzählt ihm vom Herdenreichtum seines Herrn; Herakles bändigt ihren wildesten Stier im Angesicht des Herrn und seines Sohnes Phyleus; mit diesem zur Stadt gehend erzählt der Held, wie er den nemeischen Löwen bezwungen. Ähnlich im Stil und Anschluß an die Odyssee schildert ein Papyrus (*Berl. Klassikertexte V 1 [Berl. 1907] 67 ff.*) zwei treue Knechte bei den Herden in schwerer Sorge, wie sie wohl des Herrn Sohn Diomedes vor seinen Feinden retten möchten.

Im zweiten vorchristlichen Jahrhundert reißt die fortlaufende Überlieferung für die Poesie, reißen sogar die Nachrichten über sie fast ab. Und doch hat sie weitergelebt trotz der schweren Erschütterungen der griechischen Welt und der Verschiebung des Schwerpunktes nach Rom: das zeigen die Festprogramme, zeigen die Vermittler an die römische Poesie. Nur die erhaltenen unschätzbaren Sammlungen von Epigrammen und einige Gedichte, die sich, an Theokrit gehängt, erhielten, gewähren knappen Einblick. Da ist ein kleines Epos, das den Raub der Europa erzählt und ein hexametrischer Steckbrief auf den 'entlaufenen Eros', beide von Moschos um 150, der 'Adonis' von Bion von Smyrna um 100, eine Totenklage auf eben diesen besonders als Bukoliker gefeierten Bion von einem Schüler in Italien zu sullanischer Zeit gedichtet, und anderes. Der 'Adonis' ist das Hauptstück: in glattesten Hexametern, für kunstvolle Deklamation wohl im Theater bestimmt, gibt er einen hohen Begriff von der poetischen Leistungsfähigkeit dieser Zeit und läßt ahnen, wieviel Eigenartiges auch der spätere Hellenismus hervorgebracht haben mag. Mit raffinierter Technik beherrscht der Dichter alle Mittel, Stimmung zu erregen und zu leiten; er häuft Bild auf Bild, alle durch wenig Worte anschaulich gemalt, wendet Wiederholungen und Gleichklänge von suggestiver Wirkung mit vollem Bewußtsein an wie modernste Dichter; dazwischen refrainartige Klagerufe; das Ganze erfüllt von schwälender Sinnlichkeit und Leidenschaft. – Eine größere Reihe von Per-

sönlichkeiten und den Wandel von Geschmack und Bestrebungen zeigen die Epigramme, die aber keineswegs das poetische Lebenswerk dieser Männer darstellen Alkaios von Messene, einst Verehrer, dann Feind Königs Philipps III. von Makedonien, des Gegners Roms (221–179), interessant, weil er das Epigramm als politische Waffe benutzte, wie nachmals Catull in Rom; dann die Orientalen Antipatros von Sidon um 150–100 v. Chr. an Leonidas von Tarent anlehnend, selbst viel nachgeahmt, als Improvisator gefeiert, gestaltet das Epigramm epideiktisch-rhetorisch aus, auch Lyriker; Meleagros von Gadara um 100, Epigrammatiker derselben Art, gern erotisch, wichtiger durch seine Sammlung von Epigrammen aller Zeiten und Richtungen, die erste ihrer Art und der Grundstock aller späteren Anthologien, στέφανος von ihm genannt, dessen Blüten, 47 Dichter, er im erhaltenen (*AP. IV 1*) Einleitungsgedicht aufzählte; sein Landsmann Philodemos, Epikureerapostel unter dem Protektorat des von Cicero 55 angegriffenen L. Calpurnius Piso, formvollendeter frivoler Poet der Μοῦσα παιδική; Archias, für den Cicero gesprochen, Improvisator, Dichter von Epigrammen und panegyrischen Epen auf den Kimbernkrieg des Marius und die Taten des L. Licinius Lucullus gegen Mithradates. Krinagoras von Mytilene, dem Hause des Augustus verbunden, der nicht wie jene meist fingierte Themata, sondern wirkliche Gelegenheitsgedichte bearbeitete. Die Römischen Großen sind die Erben der Hellenistischen Könige als Patrone der Dichter und Adressaten ihrer Enkomien. So wird den Römern allmählig auch das Verständnis für die feine Eleganz der hellenistischen Poesie eröffnet. Ihre unmittelbare Verknüpfung mit dem seit 60 v. Chr. beginnenden Aufschwung der römischen Dichtung stellt sich in der Person des Parthenios von Nikaia dar. Im Jahre 73 als Kriegsgefangener nach Rom gebracht, hat er freigelassen für Cornelius Gallus, der in den vierziger und dreißiger Jahren als Dichter die erste, als Politiker eine bedeutende Rolle spielte, die im Auszuge erhaltene gelehrte Stoff- und Mustersammlung für Elegien unter dem Titel ἐρωτικὰ παθήματα meist aus hellenistischen Dichtern zusammengeschrieben. Er war selbst fruchtbarer Dichter von Elegien und Epen. Unter vielen andern hat er auch Metamorphosen geschrieben und ἐπικήδεια auf den Tod seiner Frau: so schrieb Catulls Freund Licinius Calvus eine Elegie auf den Tod seiner Quintilia. Hier ist Parthenios' Einfluß auf die Römer handgreiflich.

VI. KAISERZEIT

Nicht ganz richtig ist die heute verbreitete Vorstellung, die Kaiserzeit sei nichts als der langsame Verfall der Antike. Auch sie schafft Neues. Die Ruinen ihrer großartigen Bauten lehren das augenfällig, Organisationen von ungeheurer Ausdehnung ermöglichen eine nie gesehene Centralisation der οἰκουμένη; nur so konnte das Christentum, das in ihr sich ausbildet, die Weltherrschaft in noch weiteren Grenzen als das Imperium Romanum erringen. Der Hellenismus, der Vater dieser Religion wie dieser grandiosen Kultur überhaupt, vollendet sich erst in dieser Zeit, die die Welt unter einem Scepter, einer Kultur, schließlich auch einer Religion einigt. Damit hat die Antike ihren Kreis ausgefüllt und zuletzt noch ein Neues geboren, dem die Zukunft gehören sollte. Sie hatte ihre Kräfte aufgebraucht. Das Versagen der Säfte zeigt am deutlichsten die Poesie. Sie verdorrt in ihren alten metrischen und sprachlichen Formen, die am Ende des 5. Jhs. geschaffen und im 3. umgebildet aber nicht erweitert waren. Wie die griechische Prosaliteratur seit Augustus nur die tote attische Sprache zuläßt, so hat erst recht die Poesie die

lebendige Sprache ausgeschlossen. Das ist allerdings ein Zeichen des Greisentums und des Druckes eines großen Erbes auf die Epigonen. Dazu kommt die Übermacht der Rhetorik in dieser Periode. Sie beherrscht den Unterricht und die gesamte Literatur fast ausschließlich, wie schon im 4. Jh. v. Chr. die Isokrateer gefordert und zum Teil wenigstens erreicht hatten. Ein Zeitgenosse Strabons um 30 v. Chr., Alexander von Ephesos, ist Rhetor und Dichter zugleich (*Strab. XIV 642*). Unter Nero tritt der Redner Philostrat als dramatischer Dichter auf, wie Seneca in der römischen Literatur. Die 'Sophisten' des 2. Jhs. Skopelian und Aristides zeigen, daß sie auch dichten können, nicht anders im 4. Gregor von Nazianz 'der Theolog'. Diese ganze Zeit kennt keinen innerlichen Unterschied mehr zwischen Rede und Dichtung. Beide sind nur Formen, die der Sprachgewandte nach Gefallen anwendet. So dient die Poesie ganz und gar nicht mehr dem Ausdrucke seelischer Bedürfnisse, sie ist eine Epideixis oder ein Spiel.

Wir besitzen sehr wenig von der griechischen Poesie der Kaiserzeit, und unter diesem Wenigen ist kaum etwas, das den Namen der Poesie verdiente. Die alten Wege werden weiter beschritten; der Geschmack wechselt natürlich, aber mit der einzigen Ausnahme des Mimus und Pantomimus nur zwischen alten Richtungen und Vorbildern. Man würde aber sehr irren, wenn man die poetische Produktion dieser Zeit quantitativ gering einschätzte. Sie ist im Gegenteil vermutlich recht reich gewesen, da zu den meisten öffentlichen und privaten Gelegenheiten geredet und gedichtet wurde, und die Jungen schon in den Schulen zu solchen Übungen mit ängstlichem Erfolge angehalten wurden.

Die Freude am Theater ist in der Kaiserzeit nicht geringer gewesen, als in hellenistischer. Die Theater werden monumental ausgestattet und die Bühnen prächtig umgebaut. Die großen hellenistischen Programme dauern fort, im einzelnen umgestaltet. Die musischen Agone, die Augustus 17 v. Chr. an seinen Säkularspielen veranstaltet, geben ein Beispiel (*Eph.ep. VIII [1899] 255ff.*). Vor allem dringen Mimus und Pantomimus ein. Der Mimus ist bei weitem das Interessanteste der spät-griechischen Poesie. Denn er ist die einzige neue literarische Gattung und von weitreichender Bedeutung. Leider ist er aber so gut wie ganz zerstört. Kein Wunder, da er leichte Waare lieferte zum Vergnügen der breiten Masse und wohl oft vieles der Improvisation vorbehielt. Einen Begriff geben die Reste zweier kleiner Textbücher (*PapOxyr. III, Lond. 1903, 41ff. = Crusius Herondas*^{4}*, 101–116*), wenn nicht das letztere eher für ein Puppentheater bestimmt ist: Prosarede, jambische Trimeter, trochaeische Tetrameter, auch Sotadeen. Philistion am Anfang des 1. Jhs. n. Chr. ist der Klassiker des Mimus. Bilder des Lebens, mehr oder weniger karrikiert, wurden kräftig obszön von phallischen Schauspielern und Weibern, die mit ihren Reizen nicht kargten, auf der Bühne dargestellt; es lebten hier die alten Typen der Komödie hie und da gemodelt und bereichert fort, die Reden waren in der Art des Epicharm mit Weisheitssprüchen durchsetzt. Mit dem Minus steigt die alte griechische Urkomödie, einst vom Menandrischen Schauspiel verdrängt, wieder empor, behauptet ihren Typus und ihre Eigenart im Osten und Westen durchs Mittelalter hindurch in ununterbrochenem Gebrauch. – Trotzdem hat sich neben dem Mimus die Komödie behauptet. Wie inschriftlich erhaltene Festprogramme zeigen, sind sicher im 2. Jh. n. Chr., wahrscheinlich noch länger, klassische Komödien wie die Menanders wieder aufgeführt worden und ebenso neue gedichtet. Sie sind verschollen. Nicht minder die Tragödien, die auch weiter produziert und aufgeführt wurden.

Die Wirkung der griechischen Theaterspiele aller Art kann kaum weit genug geschätzt werden. Nicht nur daß jede Kleinstadt ein Theater hatte, herumziehende Truppen und Bänkelsänger trugen diese Anregungen in allen Abstufungen und Schattierungen in alle Schichten und weithin zu den Barbaren. Wie sich der Partherkönig 53 v. Chr. die Bakchen des Euripides aufführen ließ, so sind Mimen bis an den Rhein gedrungen. Auch das Christentum vermag nicht einmal ihre Unanständigkeit zu beseitigen, geschweige denn sie ganz auszurotten. – Chorlyrik, schon im 2. Jh. v. Chr. uns unkenntlich, ist wenigstens zu Athen noch im 1. und 2. Jh. n. Chr. (*CIA. III 78–84*) vorgeführt worden.

Epigramme sind dank der Anthologien am reichsten und in zusammenhängender Reihe vertreten bis in die byzantinische Zeit (Philippos von Thessalonike, Leonidas von Alexandreia, Lukillios). Auch einen Ausschnitt aus der Lyrik verdanken wir der byzantinischen Sammlung der Anakreontiker: lauter kurze Gedichtchen, die Motive des Anakreon oder hellenistischer Epigramme in stichisch verwendetem anakreontischen Verse mit mehr oder weniger Anmut und Witz behandelt, leichte Ware ausklingender hellenistischer Lyrik, wohl erst aus der Kaiserzeit; besonders unter Hadrian war die Art beliebt, aber noch in byzantinischer Zeit ist sie gepflegt. In Hadrians Zeit hat der Kreter Mesomedes durch seine in stichischen Versen aus dem Glykoneengeschlechte gedichteten und komponierten Hymnen Ruhm und dauernden Erfolg errungen. Wir besitzen zwei mit der musikalischen Notierung (*Music. scriptor. Gr. ed. CvJan. Supplement Lpz. 1899, 46–59*). Den auf die Nemesis hat noch Bischof Synesios um 400 in Kyrene zum Saitenspiel gesungen, und nach seinem Vorbilde christliche Hymnen in den Maßen klassischer Lyrik, stichischen Anakreonteen und Glykoneenartigen Versen, mit Wärme geschrieben. Auch sein heidnischer Zeitgenosse, der Neuplatoniker Proklos hat seine hexametrischen Hymnen zum Gebrauch der Akademie nicht ohne religiöse Empfindung geschrieben. Vergeblich sucht man sie aber in den orphischen Hymnen in Hexametern, die in langen Namenreihen wie mit Zauberzwang die Götter herbeirufen. Ganz öde sind einige inschriftlich erhaltene besonders auf Asklepios (*PLG. III 676*).

Das Lehrgedicht bleibt lebendig. So hat in Hadrians Zeit ein Dionysios eine περιήγησις τῆς οἰκουμένης in guten Hexametern mit gelegentlichen Reminiszensen an alexandrinische Dichter geschrieben: sie ist Schulbuch geworden und kommentiert. Oppian der Kilikier widmete dem Kaiser M. Aurel ein langes Gedicht über den Fischfang, säuberlich disponiert, für uns ungenießbar langweilig. Ein Namensgenosse aus Apamea hat dem Kaiser Caracalla ein Lehrgedicht über die Jagd gewidmet, interessant durch das Schwelgen in Gleichklängen und Reimen teils in einem und demselben Hexameter, teils an den Enden aufeinanderfolgender Verse. Etwa im 4. Jh. hat ein mystischer Hermesverehrer ein Lehrgedicht über die magische Kraft der Steine (Lithika) in Hexametern mühsam zurechtgebracht, das erhalten ist, weil es unter die Orphiker geriet, obgleich es den Namen Orpheus nicht nennt, die Belehrung vielmehr dem Priamossohne Theiodamas in den Mund legte. Pädagogische Rücksicht hat wohl auch den Babrios um 200 n. Chr. veranlaßt, seine Fabeln in Hinkjamben zu schreiben, wie um 150 v. Chr. Apollodor sein chronologisches Lehrbuch nur um des leichteren Behaltens willen in komischen Trimetern abgefaßt und damit Schule gemacht hatte. Die erhaltene große jüdisch-christliche Sammlung Sibyllinischer Prophezeiungen aus verschiedenen Orten und Zeiten spät und locker vereinigt, war schließlich eine Art Lehrbuch der Weltgeschichte

im Futurum geworden; alle tragen den Geist des Zornes gegen die irdischen Feinde und der Hoffnung auf ihre Vernichtung und das Nahen des Reiches an sich.

In der epischen Poesie vor allem macht sich die Rhetorik breit. Mit ihrem Einbruch geht zusammen das Abwenden von der 'marmorglatten' Kunst des Kallimachos, das um Christi Geburt bereits Antipatros von Thessalonike in Epigrammen predigt zugleich mit der Lobpreisung des Antimachos. So wird es denn wieder Mode, umfängliche Epen zu schreiben. Der Sophist Skopelian unter Trajan vermaß sich an Homers Seite mit einer Gigantomachie zu treten (*Philostratos Vit. Sophist. I 21, 9*). Quintus Smyrnaeus (vor Nonnos, d. h. vor Ende des 4. Jhs.) lieferte in 14 Büchern Ersatz für kyklische Epen, eine nach Handbüchern erzählte puerile Fortsetzung der Ilias bis zu Ilions Falle, wobei er nicht versäumte, nach dem durch Kallimachos üblich gewordenen Vorbilde Hesiods, seine eigene Dichterweihe beim Schafehüten anzubringen (*XII 308*). Papyrusfetzen geben Zeugnis davon, daß damals viel derart produziert worden ist. Der Argonautenfahrt hat ein Unbekannter des 3. oder 4. Jhs. dadurch Reiz zu geben gesucht, daß er seine schlechte Nacherzählung des Apollonios als Icherzählung des Orpheus gab; dem verdankt sie die Erhaltung. Eine ganze Reihe von Epikernamen und Epentiteln sind erhalten: Götter und Heldengedichte, geschichtliche wie die einer Alexandreias eines Arrian in 24 Büchern, der auch interessant ist durch seine Übersetzung der Georgica Vergils, Enkomien auf die Kaiser wie des Soterichos auf Diokletian. Derartige Poesie ist durch Papyri auf die Perserkriege dieses Kaisers und auf den Blemyerkrieg des Germanos am Nil (*Berl. Klassikertexte V 1, 107ff.*) kenntlich: sie ist analog der lateinischen des Alexandriners Claudian. Und noch einmal ist die alte alexandrinische Poesie als Vorbild lebendig geworden, sowohl in ihren Stoffen wie in der Versform. Der Führer und glänzendste Vertreter ist der Aegypter Nonnos am Ende des 4. Jhs. n. Chr., das Haupt einer fruchtbaren Dichterschule. Die Erzählungstechnik mit ihren barocken Eigenheiten, die Stoffe, die Metrik der Alexandriner werden studiert und imitiert und jetzt erlebt der Hexameter noch eine letzte Ausbildung zu einer höchsten Volubilität und raffinierten, aber etwas eintönigen Feinheit. Des Nonnos Hauptwerk ist erhalten: 48 Bücher Διονυσιακά, an Umfang, Schwulst, Mangel an Komposition, den Stilgesetzen seiner Muster ebenso untreu, wie in vielen Einzelheiten von ihnen abhängig, aber auch sie übertreibend, maßlos in allem und ganz unfähig plastisch zu gestalten, anschaulich zu schildern. Später Christ geworden, hat Nonnos das Johannesevangelium in seine Verse gebracht. Gleichzeitig etwa hat Claudian in Alexandreia seine Laufbahn mit griechischen Gedichten wie einer Gigantomachie begonnen, später in Italien der glänzende lateinische Hofdichter des Honorius und Stilicho.

Aus der Schule des Nonnos sind einige kleine Epen erhalten: von den Ägyptern Triphiodor und Kolluthos eine Ἰλίου ἅλωσις und ἁρπαγὴ Ἑλένης und das bekannteste von allen, das Werkchen des Musaios 'Hero und Leander'. Es hat diese schönste antike Novelle süßbitterer Liebe erhalten, künstlerisch freilich diesem Stoffe nicht gewachsen, von Nonnos bis ins einzelne abhängig, pedantisch einem Ratgeber für Liebende folgend, üblich in den Reden, die auch tönen wo geschwiegen werden sollte, unfähig Situationen zu erfassen und zu schildern, schließlich aber doch von einiger Wirkung nicht bloß durch den unzerstörbaren Stoff, auch durch Einfachheit und Knappheit der Erzählung.

Allein der Kappadokier Gregor von Nazianz (330—390), der Theolog, schlägt in einigen seiner Gedichte warme persönliche Töne an. Wie er in einem apologe-

tischen Gedicht (*II 1, 39*) sagt, hat er zwar meist in pädagogischer Absicht oder in Konkurrenz mit den Heiden gedichtet — so über Gott Vater, Sohn und heiligen Geist, das Lob der Jungfrauschaft u. dgl. — oder, bezeichnend für den Rhetor, wie den Asketen, um sein Temperament durch den Zwang des Versmaßes zu zügeln, aber schließlich gesteht er auch, die Poesie habe ihm Trost im Leid gegeben. So stark tritt das persönliche Moment in seinen Versen hervor, daß man ein ganzes Buch (*II*) εἰς ἑαυτόν zusammenstellen konnte. Besonders eine Reihe kleiner Gedichtchen sind unmittelbarer Ausdruck eigener und heiß empfundener Stimmungen, im Moment hingeworfen, fast Catullisch: Sehnsucht nach seiner Gemeinde, die er verlassen mußte, brennender Grimm — mit einem knirschenden Löwen vergleicht er sich —, daß nun Andere wie Wölfe auf seine Herde springen, auflodernder Haß gegen seine triumphierenden Feinde. Daneben steht ein großes autobiographisches Gedicht in apologetischer Absicht geschrieben. Meist verwendet er Hexameter, elegisches Maß und jambische Trimeter, sehr selten Anapaeste, Anakreonteen. Ganz abhängig von den antiken Vorbildern, zeigt er doch schon den Übergang zur accentuierenden Poesie.

Die alten metrischen Formen der griechischen Poesie werden noch lange fortgesetzt, sie blieben mit der klassischen Literatur durch den Schulunterricht im byzantinischen Reiche lebendig. Und doch waren sie tot. Denn die Sprache hatte sich unmerklich geändert: nicht mehr die Quantität sondern ihr Accent bestimmte den Wert der Silben. Auf diesem Boden bildete sich eine neue Poesie aus, deren rauschende Rhythmen und tönende Gleichklänge, von einem neuen fremden Geiste getragen, die Kirchen des Ostens und Westens erfüllten.

DIE GRIECHISCHE PROSA

Von Paul Wendland

I. IONISCHE PERIODE

1. Anfänge der Prosa. Ionien hat die Anfänge der höheren geistigen Kultur geschaffen, Athen hat sie dann zur Blüte gebracht. Lange geschichtliche Erfahrung, die Berührung mit anderen Kulturkreisen und Übernahme von Einzelkenntnissen, die Erweiterung des Gesichtskreises durch Handelsverkehr und Siedelungen, die Befreiung des Individuums aus den Schranken traditioneller Gebundenheit durch die lydische und durch die persische Invasion haben in Ionien die vielseitige Entwickelung einer Kultur geschaffen, die schon der Zersetzung und dem Verfalle entgegenging, als sich auf dem Festlande erst freieres geistiges Leben zu regen begann. Die Freiheit, mit der die dichterische Phantasie der Rhapsoden die Götterwelt behandelt, bereitet schon die Richtung vor, in der sich bald darauf die ionische Wissenschaft bewegt. Orientiert an den Fragen, auf die auch der Mythos eine Antwort gesucht hatte, aber befruchtet von wissenschaftlichen Erkenntnissen anderer Völker, von eigenen Beobachtungen und Erfahrungen, erhebt sich bald der Gedanke in kühnem Fluge über das einzelne hinweg zu einer künstlerischen Gesamtanschauung der Welt in ihrer Entstehung und in ihrem inneren Zusammenhange, zu der Vorstellung der Einheit und Gesetzmäßigkeit alles Lebens.

Zunächst bot sich auch für die Darstellung wissenschaftlicher Fragen die epische Form als einzig vorhandene Buchform; das philosophische Lehrgedicht, das der Kolophonier Xenophanes nach dem Westen getragen, Parmenides und Empedokles dort fortgebildet haben, stammt aus Ionien. Astronomie, Schiffahrt, Ackerbau wurden in Gedichten behandelt. Man versuchte zuerst, den Umfang des neuen Wissens und Denkens in die altüberlieferte und im Grunde schon überlebte Kunstform zu fassen, bis der neue Geist die alte Form sprengte und sich die ihm adäquate Form des Prosabuches, das Organ wissenschaftlicher und historischer Darstellung, schuf. Die Anfänge dieser Prosaliteratur liegen im Dunkeln. Eins der ältesten Beispiele ist das Buch des Anaximandros (um 550), von dem uns wenigstens ein Bruchstück annähernd im ursprünglichen Wortlaute erhalten ist (*Vorsokr. 13*). Etwa derselben Zeit gehört die theologische Schrift des Pherekydes von Syros an (*Vorsokr. 507ff.*). Sie zeigt sich sowohl von den poetischen Theogonieen, die auch schon stark mit Reflexion durchsetzt waren, als auch von der physikalischen Spekulation beeinflußt. Die heilige Götterhochzeit wird im köstlich naiven Märchentone erzählt, der ionische Rationalismus hat zwar die Hüllen des Mythos noch nicht völlig abgestreift, aber schon durchbrochen.

Verschiedene Momente haben auf die Haltung der ältesten Literaturprosa eingewirkt. Praktischen Zwecken dienende Aufzeichnungen aller Art im privaten und öffentlichen Leben (Kodificierung der Rechtssatzungen. *S. Bd. II: Griech. Staatsrecht*) hatten den πεζὸς λόγος schon etwas geschmeidig gemacht. Als das Epos ausgesungen ist treten die Geschichtenerzähler (λογοποιοί) in den Vordergrund und

an die Stelle der Rhapsoden; sie erzählen in der Lesche, bei Festen und Gelagen alte und neue Geschichten, verbreiten die Kunde fremder Länder und ihrer Merkwürdigkeiten. Die Gegenwart fordert dabei ihr Recht, und das Neue erfreut die Hörer am meisten. Die Novelle tritt dem Mythos zur Seite und löst ihn ab; sie ist das Gebiet, auf dem von nun an der geistige Besitz der Völker am lebhaftesten ausgetauscht wird. Sie bemächtigt sich der historischen Persönlichkeiten, auch der geistigen und literarischen Größen.

Von dem Reichtum ihrer Produktion können wir uns zumeist nur aus späten Bearbeitungen eine Vorstellung machen. Aber die Grundlage für die Geschichten von Homer, von den sieben Weisen und vom Narren Aesop sind in diesem Zeitalter der ersten Blüte der Novelle geschaffen, wohl auch die alte und volkstümliche Tierfabel jetzt ausgestaltet worden. Das Werk Herodots setzt nicht nur einen unerschöpflichen Reichtum kursierender Geschichten, sondern auch lange Übung und feste Traditionen der Erzählungstechnik voraus. Natürlich hat sie sich gebildet an dem Vorbild der Rhapsodik; höherer Schmuck der Rede wird gern der älteren Schwester entlehnt, indem der 'kahlen' Rede poetische Lichter aufgesetzt werden. Nur wenige Vertreter der Gattung sind uns als Persönlichkeiten greifbar; aber der Niederschlag der lokalen Traditionen in Aristoteles' Politieen und in Ephoros' Geschichtswerk läßt die Fülle des einst Vorhandenen ahnen.

Als Typus kann uns Xanthos (um 450) mit seinen Λυδιακά (*FHG. I 36ff.*) dienen, der besten Quelle für lydische Geschichte. Der griechische Name des Mannes, verglichen mit dem lydischen seines Vaters Kandaules, ist charakteristisch für die Mischung zweier Kulturkreise, die sich auch in seinem Werke verrät. Noch durch die späten Exzerpte hindurch gewahren wir die Anmut des ionischen Märchentones, die Freude des Erzählenden an seinen Geschichten, den Sinn für das volkstümlich Wirksame. Ehebruch und Thronwechsel, Mord und Reinigung, Epidemieen und Orakel zeigen die Vorliebe für das Außergewöhnliche und Abenteuerliche. Das Gewicht der Erzählung ruht auf der Handlung, die Charakteristik der Personen faßt nur einzelne Züge ihres Wesens auf. Mutet uns die Erzählung vom König Alkimos freundlich an (*fr. 10*), so zeigt die Geschichte vom Könige Kambles barbarische Phantasie (*fr. 12*). Charakteristisch für das Treiben der fahrenden Leute ist auch die, wie ich glaube, Xanthos mit Recht zugewiesene Geschichte vom Sänger Magnes (*fr. 19*). — Neben Xanthos ist noch sein etwas jüngerer Zeitgenosse Charon von Lampsakos (Ὧροι Λαμψακηνῶν, Περσικά, s. *FHG. I 32ff.*, besonders *fr. 9. 10*) uns als Geschichtenerzähler einigermaßen kenntlich.

2. Herakleitos, Hekataios, Hellanikos. Aber schon ehe solche Völker- und Lokalgeschichten die schon lange umlaufenden Erzählungen literarisch fixierten, hatte die ionische Forschung der literarischen Produktion neue Bahnen gewiesen. Ein Meister der Sprache, zeigt Herakleitos von Ephesos (um 500) eine bewunderungswürdige Einheit von Gehalt und Form. Seine auf Kontraste gestellte Weltanschauung findet wie die Hölderlins und Nietzsches, ihren natürlichen Ausdruck in der sprachlichen, durch Klangwirkungen oft unterstützten Antithese. Hier kann man die in der volkstümlichen Rede wurzelnden und psychologisch begründeten Sprachmittel, aus denen später die rhetorische Technik den geläufigen Apparat rhetorischer Figuren schuf, noch in ihrer ursprünglichen Kraft und wirkungsvollen Eigenart begreifen Der von hoher Warte im Tone der Propheten redende Philosoph offenbart sein Inneres in lose aneinandergereihten Sprüchen wie die Propheten und Weisen Israels. Und dennoch fügen sich die zerstreuten Glieder durch die Macht der wenigen in

immer neuen Wendungen und Beispielen sich wiederholenden Grundgedanken des Systems zum organischen Ganzen und zur künstlerischen Einheit zusammen.

Ganz im Geiste ionischer Wissenschaft schreibt Hekataios von Milet (*FGH. 1 1ff.*), auf dessen Polymathie sein Zeitgenosse Heraklit verächtlich herabsieht. Vornehme Geburt machte ihn zu einem politisch einflußreichen Manne, und ererbter Besitz ermöglichte ihm, auf Reisen die erstaunliche Fülle von Beobachtungen und Erfahrungen zu sammeln, die er in seinen Schriften niederlegt. Wie vor ihm Anaximander entwirft er eine Erdkarte. Seine Γῆς περίοδος zeigt die ursprüngliche enge Verbindung geographischer und historischer Forschung und bedeutet offenbar durch die Erweiterung der Gesichtspunkte einen großen Fortschritt über die älteren epischen Periegesen hinaus. Europa und Asien, das auch Aegypten und Libyen für ihn umfaßt, sind die beiden Teile des Werkes. Schilderungen der Vegetation, der Sitten und Gebräuche, der Merkwürdigkeiten des Landes, Mythen und Gründungsgeschichten sind in den geographischen Rahmen eingelegt. Die genauere Kunde Aegyptens hat Hekataios zuerst den Griechen erschlossen, und Herodot hat sein Buch als Reiseführer und dann auch als Grundlage seiner Darstellung Aegyptens benutzt. — Die an genealogische Epen sich anschließenden Γενεαλογίαι behandeln die Heroengeschichte. Die Generation setzt Hekataios zu 40 Jahren an und gleicht nach dieser Durchschnittsrechnung das chronologische Verhältnis der Stammbäume aus. Die Tendenz, die Mythen rationalistisch umzudeuten und aus ihnen glaubhafte Geschichte zu produzieren, tritt stark hervor. Diese Umgestaltung des Mythos und seine Anpassung an die wechselnden Zeitanschauungen hat sich dann durch das ganze Altertum fortgesetzt. Einen geistigen Fortschritt, das Streben, einen geschichtlichen Zusammenhang zu erfassen, müssen wir hier doch erkennen, so unerfreulich uns auch gerade die Kinderfehler der jugendlichen Forschung erscheinen. Das Gefühl auf die eigene Klugheit und Skepsis stolzer Überlegenheit äußert sich schon im Eingang des Werkes: 'Hekataios von Milet spricht also: was in diesem Buche steht, schreibe ich so nieder, wie ich es für wahr halte; denn die Überlieferungen der Hellenen widersprechen sich und scheinen mir lächerlich'. Der skrupellose Rationalist verrät sich auch in dem Vorschlage, den Hekataios den aufständischen Ioniern machte, sich der Tempelschätze der Branchiden zu bemächtigen.

Pietätvoller und konservativer steht man den Traditionen auf dem Festlande gegenüber. Akusilaos von Argos und der etwas spätere Athener Pherekydes (um 450) wollen in ihren Bearbeitungen der Theogonie und der Genealogieen vor allem den überlieferten Stoff epischer Dichtungen und lokaler Traditionen bewahren; und wenn sie auch die Lücken durch Konstruktion und eigene Dichtung ausfüllen, so liegen ihnen doch die Tendenzen der ionischen Kritik fern.

Hier reiht sich sachlich am besten Hellanikos von Lesbos, der so ungleiche Zeitgenosse des Herodot und des Thukydides, an. Er schreibt Lokalgeschichten, die erste universalgeschichtliche Chronik (Αἱ ἐν Ἄργει ἱέρειαι τῆς Ἥρας), Genealogieen. In diesen sucht er durch pragmatische Geschichtsklitterung und Annahme gleichnamiger Persönlichkeiten die widersprechenden Traditionen harmonistisch auszugleichen und gründet auf willkürliche Generationsrechnung und Parallelisierung der Stammbäume ein chronologisches System, das den Spätern durch Sicherheit der Daten imponiert und selbst von Thukydides (trotz seines abfälligen Urteils über die Unzuverlässigkeit des Hellanikos) für die ältere Zeit zugrunde gelegt wird. In den alten Geleisen wandelnd und von der Fülle des Stoffes erdrückt, erscheint er, an dem älteren Zeitgenossen Herodot gemessen, altertümlich und veraltet. Der

Lesbier hatte die große Geschichte von Hellas, die er erlebte, doch nicht innerlich erfahren. In den annalistischen Rahmen spannt er auch die Ereignisse seiner Zeit, und der fremde Literat gibt die erste attische Chronik heraus und eröffnet so die lange Reihe der Ἀτθίδες. Neue erweiterte Bearbeitungen, die die letzte Zeitgeschichte hinzufügten, sind dann z. B. im 4. Jahrh. vom Staatsmann Androtion, im 3. von Philochoros veröffentlicht worden, und Aristoteles' Athenerstaat verdankt einen guten Teil seines geschichtlichen Materiales den älteren Ἀτθίδες.

3. Herodot, Ion, Ktesias, Demokrit. Schon in der Jugend für die Kunde der Vergangenheit erwärmt, in den inneren Kämpfen seiner Vaterstadt Halikarnaß politisch gereift, löst sich Herodot von der Heimat, weil er unter den Eindrücken der Perserkriege, der Taten und der wachsenden Größe Athens den Glauben an Athens panhellenische Bedeutung gewinnt. Er wandert nach der 444 von Perikles in diesem panhellenischen Sinne gegründeten athenischen Kolonie Thurii und nennt sich im Eingange seines Geschichtwerkes mit Stolz Thurier. Die letzten Jahre seines Lebens hat er wahrscheinlich in Athen zugebracht († um 429), und er tritt als Verteidiger seiner Hegemonie zu einer Zeit auf, als der Kampf um dieselbe bereits entbrannt war.

Der Einfluß der ausklingenden epischen Dichtung, die Fülle der Erfahrungen, die er schon in der Heimat bei deren lebhaften Beziehungen zum asiatischen Hinterlande und dem frischen Eingreifen der athenischen Seemacht sammelte und die er auf Reisen in Aegypten, Asien, nach dem Norden bereicherte, die frische Naivetät und anmutige Kunst des an älterer Technik gebildeten Geschichtenerzählers, der mehr an Hörer als an Leser denkt, mehr fürs Ohr spricht als fürs Auge schreibt und der den feinsten Sinn für das Wirkungsvolle besitzt, die Vorliebe für Kuriositäten und Paradoxieen, die er auch bei den halb naiven, halb gebildeten Hörern voraussetzen darf, dazu moderne Reflexionen des von allen geistigen Strömungen seiner Zeit lebhaft Berührten — alles das sind Voraussetzungen, die man sich klar machen muß, um das Werk und die Persönlichkeit zu verstehen. Aber Historiker in einem neuen und höheren Sinne ist er, wie so viele nach ihm, doch nur dadurch geworden, daß er eine große Geschichte innerlich und verständnisvoll durchlebt hat, daß ihm daran die den Früheren in Episoden auseinanderfallende Geschichte als Einheit und als Ganzes aufgegangen ist. In einer großen Konzeption, die ich am liebsten mit Augustins Antithese des Gottesstaates und des Weltreiches vergleichen möchte, stellt sich ihm die Geschichte dar unter dem Gesichtspunkte eines zusammenhängenden Kampfes von Hellenen und Barbaren, von Orient und Occident, in dem die überlegene griechische Geisteskraft über asiatischen Despotismus und rohe Gewalt der Massen triumphiert. So oft ihn besonders in der ersten Hälfte die Neigung, vom Schatze des Gehörten und Gesehenen nichts verloren gehen zu lassen, vom geraden Wege ableitet, die Einheit des Planes verliert er nicht aus dem Auge und kehrt, wenn auch oft durch äußere Bindeglieder, zum beherrschenden Grundgedanken, zu dem Hauptthema zurück, auf das ihm alle älteren Völkergeschichten angelegt zu sein scheinen. So liegt trotz auseinanderstrebender Tendenzen und mancher Diskrepanzen über dem Ganzen doch eine einheitliche Stimmung, die wohl auch harmonisch ausgeklungen wäre, wenn er, wie er gewiß beabsichtigt hat, die Erzählung bis zur Gründung des attischen Seebundes (478/7) und der dadurch bewirkten Sicherung der kleinasiatischen Griechen geführt hätte.

Der patriotische und panhellenische Standpunkt hindert Herodot nicht, den fremden Völkern gerecht zu werden. Mit Staunen blickt er auf die Leistungen der Kulturen

des Orients und Ägyptens, und das imponierende Alter der Geschichte und Überlieferung dieser Völker verführt ihn von der antiken Voraussetzung der Identität der Götterwelt aller Völker aus zu vorschnellen Annahmen des orientalischen Ursprunges grichischer Götter. Er inauguriert damit Anschauungen, die besonders in hellenistischer Zeit fortgebildet sind. Sein Wort, Homer und Hesiod hätten den Griechen ihre Götter geschaffen, zeigt, wie wenig Aufklärung über älteste Religionsgeschichte wir von antiker Überlieferung erwarten dürfen.

Bei seiner Unkenntnis fremder Sprachen hat er oft den Angaben der Fremdenführer und Dolmetscher kritiklos gegenübergestanden; aber wo er aus Autopsie redet, zeigt er stets die Gabe scharfer Beobachtung und anschaulicher Schilderung.

Herodots Individualität ist nicht so einheitlich und durchsichtig, wie es beim ersten Eindruck scheinen möchte. Sie spiegelt die widerstrebenden Stimmungen und sich kreuzenden Strömungen eines Übergangszeitalters wieder: auf der einen Seite Gebundenheit an die Traditionen, die Naivetät des den Lauf der Welt und den Willen der Götter, die launenhaft sind wie die Menschen, als selbstverständliche Realitäten Hinnehmenden, auf der anderen Seite stark rationalistische Anwandlungen und Zweifel, den unleugbaren Einfluß moderner Aufklärung mit der Erweiterung des geistigen Horizontes, der Fülle neuer Problemstellungen, der zersetzenden Reflexion, dem Gefühl der Überlegenheit über altfränkische εὐήθεια.

Auch der Stil trägt diesen zwiespältigen gemischten Charakter an sich. Er zeigt die Technik ionischer Erzählungskunst in ihrer höchsten Vollendung, aber schon durchsetzt von den Kunstmitteln moderner Rhetorik. Leider hat die Forschung bis jetzt erst sehr wenig getan, um Motive, Kunstmittel, Ausdrucksformen der ionischen λογοποιΐα, wie sie neben Herodot besonders Xanthos und Charon für uns darstellen, verständlich zu machen, und sie wird viel von der weiter vorgeschrittenen Stilanalyse zu lernen haben, die die auf langer Übung und Tradition beruhende Eigenart biblischer Erzählungskunst oder Motive und Mittel deutscher Märchenerzählung erschlossen hat. Die vergleichende Betrachtung ist hier besonders lehrreich, weil gewisse charakteristische Eigentümlichkeiten in der volkstümlichen Erzählungsweise verschiedener Völker wiederkehren.

Philologische Forschung wird den Künstler und Dichter Herodot zu immer höherer Geltung erheben, der überlegenen Weisheit der Modernen zum Trotz, für die sein Kredit mit der Zahl der Irrtümer, die sie ihm nachrechnen können, sinkt. Die wichtigste Voraussetzung für sein Verständnis ist, daß er aus dem reichen Schatze der Geschichten schöpfte, die von Mund zu Mund umlaufend, in ihren Wirkungen immer wieder erprobt, trotz der Gleichartigkeit der Grundlinien und der Stilisierung, doch in Motivierung, ausschmückendem Detail, dramatischer Gestaltung immer wieder umgestaltet, variiert, dem wechselnden Geschmack angepaßt werden. Wie stark sind z. B. die uns noch bekannten Abweichungen der Geschichten von Kroisos oder von Gyges! Die Tatsache, daß Herodot aus dieser an Zahl und an Varianten üppig wuchernden Fülle gewählt hat, gebietet, jede herodotische Novelle als Einheit und als kleines Kunstwerk für sich zu betrachten. Die Geschichten, die er z. B. von Themistokles und Kleomenes, von Kambyses und Xerxes erzählt, gestatten keine widerspruchslose Charakteristik der Personen, weil sie eben einzeln kursierten und gar nicht auf eine höhere Einheit angelegt waren; Herodot hat nicht alle Diskrepanzen ausgleichen wollen, die Lust am Fabulieren wird ihn sie oft gar nicht haben empfinden lassen. Er zeigt eine starke Abhängigkeit vom überlieferten Materiale und Unfreiheit, darum Unsicherheit in der Charakteristik.

Einige Merkmale des ionischen Geschichtenstiles seien noch hervorgehoben. So lose die Ökonomie des Stoffes ist, so locker ist auch die Satzfügung, die selbst hinter der fortgeschrittenen Periodenbildung der späteren epischen Dichtung oft zurückbleibt. Die Anknüpfung durch ein fortgesetztes 'und . . . und', durch Wiederholung des voraufgehenden Verbums in partizipialer Form oder durch Demonstrativum, auch Asyndeton ist beliebt. Die einzelnen Gedanken werden noch nicht straffer zusammengefaßt. Freude am Erzählen zeigt sich in der Ausmalung der Nebenumstände und in der behaglichen Breite, die Wiederholung desselben Wortes, zwei- und dreigliedrigen Ausdruck, der oft den einen Hauptakt in seine Momente zerlegt, Ausführung desselben Gedankens zugleich in positiver und negativer Wendung liebt. Auch die starke Vorliebe Heraklits für den prägnanten substantivischen Ausdruck hat bei Herodot und in ionischen Inschriften Analogieen. Homerische Floskeln und Reminiszenzen geben der Rede ein poetisches Kolorit und rechnen auf freudiges Verständnis.

Unter der scheinbaren Schlichtheit und Einfachheit der ionischen λογοποιία birgt sich viel mehr Kunst, als gewöhnlich angenommen wird. Aber damit verbindet sich bei Herodot ein anderes Element, der schon erwähnte Einfluß sophistischer Rhetorik, deren Anfänge der Historiker in Athen erlebt hatte. 'Neben der traditionellen Naivetät der ionischen λογοποιία vernimmt man schon oft die scharfgespitzte Antithese und die Periodenzirkelei der gleichzeitigen Sophistik, die freilich dem biederen Halikarnassier anfänglich noch etwas sauer wird' (*HDiels, Herm. XXII [1887], 424*). Die ganz modern raffinierte Verwendung der durch Klangwirkungen unterstützten Antithese ist sicher nachzuweisen (*Norden 28*). Freilich wird auch eine sehr wünschenswerte Vorgeschichte der 'rhetorischen Figuren' im einzelnen vieles zweifelhaft lassen, da der Übergang der volkstümlichen Kunstmittel zu den rhetorischen ein allmählicher und die Grenzen fließend sind (*s. o. 2, Norden 17ff.*).

Zur Vervollständigung des Bildes dieser Entwickelung tut man gut, noch die Reste der Περσικά des Ktesias, der siebzehn Jahre als Leibarzt am Perserhofe unter Darius und Artaxerxes zwischen 412 und 390 wirkte, hinzuzunehmen (Anhang des Didotschen Herodot). Er trifft das persische Kolorit seiner Zeit nicht übel und hält sich für berechtigt, mit überlegener Miene auf Herodot herabzusehen. Einige raffinierte Prachtstücke seiner in üppiger Phantasie sich ergehenden und mit starken Effekten arbeitenden Erzählungskunst sind uns erhalten. Aber im Grund lebt diese Art durchs ganze Altertum und setzt sich, durch rhetorische Kunst gehoben, in der romanhaften Historie und im Romane fort. Die Konkurrenz der Historie mit der Poesie, die Verwandtschaft künstlerischer Geschichtsdarstellung mit dichterischer Produktion ist schon im Ursprung der Geschichtschreibung gegeben und in ihren Anfängen angelegt.

Noch zwei vielseitige Literaten des 5. Jahrh. sind zu nennen, die uns zeigen, wie Leben und Interessen der Ionier seit Gründung des Seebundes (478) ganz nach Athen hin gravitieren. Ion von Chios, der mit den aristokratischen Kreisen Athens (zumal Kimon) Fühlung hatte, gibt in seinen Ἐπιδημίαι, dem Vorläufer der hellenistischen Memoirenwerke, im anmutigen Plaudertone persönliche Eindrücke und Erlebnisse, charakteristische Anekdoten, anschauliche, fein gezeichnete Bilder von berühmten Zeitgenossen, die von scharfer Auffassung der Individualität zeugen, zum besten (*FHG. II 44ff.*). Stesimbrotos' bissiges Pamphlet Περὶ Θεμιστοκλέους καὶ Θουκυδίδου καὶ Περικλέους bringt den Haß des Bündners und speziell des Thasiers

gegen die Bedrückungen der Vorherrschaft Athens in boshafter Beurteilung der Führer der Demokratie zum Ausdruck (*FHG. II 52ff.*).

In Demokrit findet das geistige Leben der Ionier seinen glänzendsten Abschluß, wie das Athens in Platon. Die reichlichen Reste seiner Schriften geben uns wenigstens davon eine klare Vorstellung, daß wir in ihm den vielseitigsten Forscher und den glänzendsten Stilisten unter den Ioniern verloren haben.

II. ATTISCHE PROSALITERATUR.

4. Sophistik. Ionische Sprache und Kultur waren einst auf dem besten Wege, eine gemeinhellenische Bedeutung zu gewinnen. Aber die sinkende sittliche Kraft, das Joch der Fremdherrschaft, die Katastrophe des leichtsinnig unternommenen Aufstandes (500–494) hielten diese Entwickelung auf. Nach seinen großen Leistungen in den Perserkriegen tritt Athen in das Erbe Ioniens ein. Es schafft sich das mächtige Seereich, die eigene Kultur, eine die ionische ablösende und in den Schatten stellende Literatur. Mit der attischen Herrschaft erobern sich attische Sprache und Kultur immer weitere Gebiete. Athen zieht als Bildungsstätte für ganz Griechenland die aufstrebenden ionischen Geister in seine Kreise. Die ursprüngliche Verwandtschaft attischen und ionischen Wesens fördert die Fülle der neuen Beziehungen, und ein lebhafter Austausch des Sprachgutes findet in der lebenden wie in der literarischen Sprache statt. Der in der Sphäre des staatlichen und rechtlichen Lebens reich entfaltete attische Sprachschatz kann den neuen schriftstellerischen Aufgaben nur gerecht werden durch starke Anleihe beim Ionischen, und auch der attische Dialekt wird durch Ausscheidung seiner Härten leise nach dem Ionischen hin abgetönt.

Man pflegt die geistige Bewegung, die Athen seit der Mitte des 5. Jahrh. erfüllt, Sophistik zu nennen. Zum Teil ist sie nur Fortsetzung und Verpflanzung der ionischen Aufklärung, die dann auf dem Boden des in seiner Blüte stehenden, kräftigen athenischen Staatslebens und des mit frischer unverbrauchter Kraft aufstrebenden Volkstums neues und originales geistiges Leben erzeugt. Selbst der trümmerhafte Zustand der ionischen Literatur — nur die unter dem Sammelnamen des Hippokrates vereinigten Schriften (440–340) bilden eine Ausnahme, weil sie nicht durch eine medizinische Schule Athens ersetzt sind — läßt uns die Verbindung zum Teil noch klar erkennen. Protagoras knüpft an Heraklit, Gorgias an die Eleaten an. Hippias hat für seine antiquarischen Forschungen (Ὀλυμπιονῖκαι) und Vorträge ältere Vorläufer. Das von Ioniern gesammelte reiche Material von νόμιμα βαρβαρικά wird jetzt in den Dienst relativistischer Skepsis gestellt.

Neu ist die Energie, mit der der Mensch und die Verhältnisse, in denen er lebt, zum Hauptobjekte der Forschung erhoben werden. Das Denken wird anthropocentrisch, und die jonische Naturphilosophie, unter deren starker Einwirkung noch die älteren Sophisten stehen, tritt zurück. Keine Zeit ist so reich an Problemen, keine auch so reich an vorschnellen Lösungen. Die Grundlagen des menschlichen Daseins, die man früher als selbstverständlich, gottgegeben, naturnotwendig hingenommen hatte, werden jetzt zum Problem: das Verhältnis der Geschlechter und der Stände, staatliche Verfassung, Eigentum, Moral, Religion, Erziehung, Erkenntnis, Kultur, Sprache, selbst der Wert des Lebens. Und daß dies alles für die Gebildeten akute Tagesfragen waren, lehrt uns der nur aus dieser Atmosphäre verständliche Euripides und die Anspielungen der zeitgenössischen Komödie. Das lebende Wort,

Unterricht, Konversation haben noch mehr gewirkt als das Buch, haben den geistigen Bewegungen erst die weite Resonanz gegeben.

5. Literatur und Bildungsideale des Zeitalters der Sophistik. Zahlreiche politische Flugschriften sind besonders aus oligarchischen Kreisen hervorgegangen. Zwischen 430–424 ist die unter Xenophons Nachlaß geratene Ἀθηναίων πολιτεία geschrieben, die älteste uns erhaltene attische Prosaschrift, locker im Aufbau, kunstlos und lässig auch im Stile. Ein verbissener Oligarch stellt seinen Parteigenossen Athens Demokratie in ihren Institutionen als die schlechteste aller Verfassungen dar, deren Stärke aber eben in der Konsequenz der Gemeinheit liege. Eine andere für Theramenes eintretende Parteischrift ist als eine Quelle des aristotelischen Athenerstaates erkannt worden. Hierhin gehören auch die Reste einer von Andokides etwa 420–418 an seine Klubgenossen gerichteten Rede (*fr. 3ff. FBlaß*) und die durch ein längeres Zitat uns bekannte symbuleutische Rede des Thrasymachos (nach dem Sturze der Vierhundert. *Vorsokr. 576. 577*). Auch die Männer der Tat fangen freilich erst in ganz vereinzelten Fällen an, literarischen Neigungen nachzugehen; Kritias' Schriftstellerei (*Vorsokr. 613ff.*) ist zum Teil stark tendenziös.

Erbauliche Moraltraktate erscheinen (Prodikos, Hippias) und führen die Gedanken der Weisen auf ein niederes, weiteren Kreisen zugängliches Niveau. So weiß der Sophist Antiphon (*Vorsokr. 527ff.*) mit seinen blumenreichen Traktaten ethische Gemeinplätze geschmackvoll zu behandeln, und verwandt ist die von Blaß aus Iamblichos wiedergewonnene ethisch-politische Schrift (*Vorsokr. 629ff.*).

Ein wenig erfreuliches, aber höchst charakteristisches Dokument dialektischer Rabulistik sind die dorischen Διαλέξεις (*Vorsokr. 635ff.*), ein um 400 nachgeschriebenes Kollegheft, das in seinen Doppelreden über Gut und Böse, Sittlich und Unsittlich, Wahr und Falsch die platonische und aristotelische Polemik gegen eristische Klopfechterei verständlich macht. Ernste Gedankenarbeit verrät die ionische von ThGomperz mit Recht in diese Zeit gerückte, mit Unrecht Protagoras zugeschriebene Schrift Περὶ τέχνης, eine Apologie der Heilkunst gegen skeptische Bestreitung aller Wissenschaft. Technische Schriftstellerei verbreitet sich überhaupt in diesem Zeitalter.

Im Gegensatz zum bisherigen dürftigen Elementarunterricht erzeugt die Sophistik ein höheres Bildungsideal und befriedigt das gesteigerte Bildungsbedürfnis. Kurse der Wanderlehrer und feste Schulen wollen die neue Bildung verbreiten. Wie einst die Rhapsoden, dann die an ihren Platz tretenden lyrischen Dichter und die Geschichtenerzähler als Wortführer öffentlicher Meinung und Träger der Bildung den Zeitgeist am besten zum Ausdruck bringen, so bestimmen im Zeitalter der Sophistik die wandernden Lehrer und Literaten die geistige Entwickelung, geben der Kultur der Zeit ihren besonderen Charakter. Methoden, Lehrgegenstände, Honorare sind verschieden; mancher hat seine Spezialität, Prodikos die Synonymik, Hippias die antiquarische Forschung, andere Naturphilosophie oder Dichterexegese. Aber bei allen Schwankungen ist doch die Unterrichtsweise durch zwei allgemein geltende Gesichtspunkte beherrscht. Das eine Moment ist die Anerkennung eines allgemeinen encyklopädischen Bildungsideales, so illusorisch es uns auch erscheinen mag. Schon der Konkurrenzstreit der Schulen bringt es mit sich, daß jeder Lehrer, um die Schüler ganz für sich mit Beschlag zu belegen, die Gesamtsumme des Wissens zu lehren sich anheischig macht. Das sophistische Bildungsideal hat auch noch im 4. Jahrh. neben den höheren wissenschaftlichen Zielen der Akademie und des Peripatos sich behauptet; Antisthenes, Isokrates, Anaximenes, Nausiphanes setzen es voraus. Erst in

hellenistischer Zeit werden die Fachwissenschaften streng geschieden und finden ihre besonderen Vertreter.

Die zweite Tendenz, die bei aller verschiedenartigen Zusammensetzung des Lehrsystemes gleichmäßig wiederkehrt, ist die praktische Abzweckung des Unterrichtes. Πολιτικὴ ἀρετή will man lehren, d. h. man will politisch tüchtige und salonfähige Männer bilden. Darum steht die Redefertigkeit, als das erfolgreichste Mittel zur Macht und die wirksamste Waffe in den Kämpfen des öffentlichen Lebens, im Mittelpunkte des Unterrichtes. Darum schließt man trotz des Skeptizismus und Relativismus, die die geltenden sittlichen und religiösen Vorstellungen als konventionelle Erfindungen der Menschen auffassen und in Frage stellen und wissenschaftliche Vertiefung als unfruchtbar erscheinen lassen, in der Praxis ein Kompromiß mit der herrschenden Moral (Gorgias, Protagoras).

6. Älteste Rhetorik. Die Redefertigkeit war schon lange Zeit im öffentlichen Leben Athens praktisch geübt worden, ehe die Rhetorik die Mittel der Beredsamkeit einer theoretischen Betrachtung unterzog. Auch die epideiktische Rede hat eine lange der Theorie voraufgehende Geschichte. Totenklage und Lob des Verstorbenen beim Totenmahle gehörten zu den Ehren, die von Alters her den Toten gebührten. Die Poesie hatte früh die volkstümlichen Formen künstlerisch gestaltet (θρῆνος und ἐγκώμιον, ὕμνος). Die Anfänge künstlerischer Lobrede auf den Verstorbenen sind wahrscheinlich älter als das 4. Jahrh., aus dem wir die ersten Exemplare besitzen. Aber wir wissen, daß bald nach den Perserkriegen die Sitte eingeführt wurde, in jedem Kriegsjahre den Gefallenen eine Leichenfeier zu veranstalten, deren Höhepunkt die Lobrede war. Die Festsetzung dieses Brauches bezeichnet die Geburtsstunde der Prunkberedsamkeit. Wir lernen die in festen Formen ausgeprägte Gattung aus den uns erhaltenen Ἐπιτάφιοι des Platon (Menexenos; zum Teil parodisch), Hypereides, Pseudo-Lysias, Pseudo-Demosthenes kennen; über sie erhebt sich die das konventionelle Schema beiseite schiebende Grabrede, die Thukydides dem Perikles in den Mund legt, an originalem Gehalt. Aber die Tatsache, daß schon Herodot und Euripides die Großtaten Athens in der Fassung und Auswahl des Stoffes, die den späteren Grabreden eigen ist, zur Begründung der Ansprüche Athens geltend machen, beweist, wie früh die Praxis den festen Bestand der Topik dieser Reden festgestellt hat. Dieses traditionellen Stoffes hat sich dann Gorgias bemächtigt und ihn in den für die Folgezeit maßgebenden Kunstformen ausgeprägt. Er hat durch seinen Epitaphios (*Vorsokr. 556f.*), den der Fremdling höchstens als Vortrag, nicht als Festpredigt gehalten haben kann, die Gattung dieser Reden auf das Niveau des literarischen Kunstwerkes erhoben.

Schon unmittelbar vor Gorgias' Erscheinen in Athen (427) war ein Theoretiker der Redekunst und Technograph, Thrasymachos von Chalkedon, dort aufgetreten. Platon führt ihn im Staate als Vorkämpfer der Antimoral ein. Die zum Teil durch die erhaltenen Bruchstücke (*s. o. 5*) bestätigte antike Tradition hebt die strengere Abgrenzung der Prosarede von der Poesie, die straffere durch rhythmischen Eingang und Ausklang gestützte Periodenbildung, die an Musterbeispielen erläuterte Abzweckung der Rede auf Erregung der Affekte als besondere Fortschritte seiner Kunstlehre hervor.

Das Auftreten des Gorgias in Athen hat Thrasymachos in Schatten gestellt, obwohl das Bedeutendste, was attische Prosa, was Demosthenes und auch Platon geschaffen haben, mehr in der Art des Thrasymachos als in der des Gorgias gehalten ist. Gorgias brachte die syrakusische Techne des Korax-Teisias nach Athen, die in

ihren Anweisungen zur Argumentation ἐξ εἰκότων mit skrupelloser Offenheit die Ränke und Kniffe des Advokaten lehrte und durch raffinierte Musterbeispiele erläuterte. Epochemachend ward aber vor allem der Stil des Prunkredners, der das für Wohlklang so empfängliche griechische Ohr bezauberte. Das Gleichmaß der in Doppelgliedern rollenden, nicht periodisch gebauten Sätze, die Verstärkung der Antithese dnrch Assonanzen und Reime, der reichliche Gebrauch von Metaphern und dichterischen Sprachmitteln, der einschmeichelnde Vortrag offenbarten eine ungeahnte Kunst und erzielten Wirkungen, wie sie bis dahin nur die Poesie erreicht hatte, mit der die neue Beredsamkeit als Rivalin in bewußte Konkurrenz trat. Kaum einer der Zeitgenossen hat sich dem Einfluß der neuen Stilrichtung ganz entzogen, und ihre Mittel sind durchs ganze Altertum im lebendigen Gebrauche geblieben, bis sie schließlich allmählich in die mittelalterliche Reimpoesie übergingen (Norden verfolgt die ganze Entwickelung). Die Schüler schon bilden zum Teil (Agathon, Alkidamas) diesen gezierten Stil zu geschmackloser Manier aus, der die auf das Ohr wirkenden Klangmittel mehr bedeuten als der Gedanke. Und wie die Beredsamkeit poetisierte, so eignet sich seit Euripides die Poesie das dialektisch rhetorische Räsonnement, die pointierten Wendungen und spitzigen Antithesen der Modekunst an, in deren Umklammerung sie schließlich erstickt wird. Gorgias hat die attische Mundart gebraucht und ihr damit zu ihrer Weltstellung verholfen, aber er hat zugleich durch die weichliche Üppigkeit des stilo dolce die strengeren attischen Formen zurückgedrängt.

Gorgias hat im Ὀλυμπικός (*Vorsokr. 558*, nicht sicher zu datieren) den panhellenischen Gedanken der Einigung aller Griechen zum Kreuzzuge gegen die Perser verkündet, den Isokrates aufnahm, Philippos und Alexander als politisches Mittel benutzten. Die Techne stellte die Allgewalt des die Menschen und die Tatsachen zwingenden λόγος und seine Kunstmittel dar. Gorgias' nihilistische Philosophie, die wir noch kennen, schloß es nicht aus, daß er in der Praxis sich zur bürgerlichen Moral bekannte. Mit der konnte sich auch die neue Kunst vertragen, deren sittliche Gefahren ein Platon freilich von höherer Warte aus erkannte.

Gründe gegen die Echtheit der erhaltenen Reden Helena und Palamedes (*Anhang von FBlaß' Antiphon², Lpz. 1881*) lassen sich so schwer beibringen, wie ein sicherer Beweis der Echtheit bei der Verbreitung der Manier möglich ist. Die Helena ist ein Beispiel der sehr beliebten παίγνια (vgl. Isokrates' Busiris und Helena, auch Lysias' in Platons Phaidros aufgenommenen Ἐρωτικός), der Palamedes ist typisch für die Behandlung fingierter Rechtsfälle. Zu diesen gehören auch die unter Antiphons Namen erhaltenen drei Tetralogien, gerichtliche Übungsreden beider Parteien, die wegen ihren Abweichungen vom Sprachgebrauche des Rhamnusiers und vom attischen Rechte diesem wohl abzusprechen sind, aber einen wertvollen Einblick in den Lehrbetrieb dieser Zeit gewähren. Die syrakusische Spitzfindigkeit und Geriebenheit hatte in Athen gelehrige Schüler gefunden.

7. Isokrates. Der bedeutendste der Schüler des Gorgias, der seine Art abgeklärt und selbständig fortgebildet hat, ist Isokrates. 436 geboren, hört er Prodikos und Gorgias, wird dann auch von der Sokratik berührt und gewinnt seinen Lebensunterhalt, da schwache Stimmmittel und die Eigenart seiner Begabung ihm den durchschlagenden Erfolg lebendiger Beredsamkeit versagen, als Advokat (λογογράφος), indem er für andere Gerichtsreden verfaßt. Sechs dieser Reden aus den Jahren 402–390 besitzen wir noch. Isokrates hat sie später preisgegeben und verleugnet und sieht auf die inferiore Tätigkeit des Gerichtsredners verächtlich herab. Um 388

eröffnet er als Konkurrent der Sophisten und Sokratiker mit seiner Programmrede Κατὰ σοφιστῶν (*XIII*) eine Schule in Athen. Gegen sie richtet sich zunächst Alkidamas, auch ein Schüler des Gorgias, in seiner Broschüre Περὶ τῶν τοὺς γραπτοὺς λόγους γραφόντων ἢ περὶ σοφιστῶν (*Anhang von FBlaß' Ausgabe des Antiphon*[2], *Lpz. 1881*). Er stellt die Improvisation der Rede als höchstes Ziel der Fähigkeit, ausgefeilte Buchreden zu produzieren, und dem auf dies Ziel gerichteten Unterrichtsbetriebe entgegen.

Ausarbeitung von Musterreden und rhetorischer Unterricht bildet den Inhalt des Lebens des Isokrates. Der 380 erschienene Πανηγυρικός, die bedeutendste seiner Kompositionen, nimmt den gorgianischen Gedanken der Einigung aller Griechen unter Athens Hegemonie zum Rachezug gegen Persien auf und entwickelt ihn als Programm des bald darauf gestifteten attischen Seebundes. Die auf Athen gegründeten Hoffnungen hat Isokrates dann als Illusionen erkannt. Die Eindrücke des Bundesgenossenkrieges haben ihn dazu geführt, in dem Verzicht auf alle Großmachtsgedanken und in reaktionärer Rückbildung der Demokratie das Heil zu sehen (*VII. VIII*), und der Παναθηναικός (*XII*, 342–339), die schwache Erneuerung des Panegyrikos, schwelgt zwar noch in romantischen Träumen von der vergangenen Größe Athens, resigniert aber doch für die Gegenwart.

Mit dem sicheren Instinkt und feinen Gefühl des intelligenten Journalisten für die Richtung der Entwickelung, in die Zeitstimmung und Geschichte wiesen, ist Isokrates früh von der monarchischen Strömung seiner Zeit ergriffen worden. Dem kyprischen Fürsten Nikokles trägt er in zwei Schriften (*II. III*) politische Maximen in lockerer Form der Paraenese, die aus der alten Spruchdichtung herausgewachsen war, vor und widmet ihm eine Lobrede (*IX*) auf seinen 374 verstorbenen Vater Euagoras mit dem unglaubwürdigen Anspruche, hiermit die neue Gattung der ἐγκώμια auf die Zeitgenossen zu begründen. In der an Archidamos gerichteten Schrift (*VI*) greift er 365 in Spartas innere Politik ein und kreuzt die Waffen mit seinem alten Gegner Alkidamas. Mit veränderter Front trägt er den panhellenischen Plan des Panegyrikos dem Iason von Pherae, Dionysios II, endlich 346 Philippos vor (*V*). Hier hat er in der Tat Philippos und Alexander das Programm ihrer weltgeschichtlichen Mission, das sie erfüllt haben, klar vorgezeichnet und mit weitblickendem Scharfsinn das neue Zeitalter des Hellenismus vorausgeschaut.

In der Form der fingierten Gerichtsrede, in der schon vorher der Kampf um die Geltung des Sokrates (Platon, Xenophon, Lysias–Polykrates) und auch des Alkibiades (Isokrates *XVI*, Lysias *XIV*) geführt worden war, gibt die Rede Περὶ ἀντιδόσεως die erste noch stark im rhetorischen Schematismus befangene Selbstdarstellung einer antiken Persönlichkeit. Hier läßt uns der eitle Rhetor in seine Werkstatt blicken, setzt Absichten und Ziele seiner Publizistik und seiner Lehrtätigkeit ins vorteilhafteste Licht, drückt alle Konkurrenten tief herab, um selbst desto höher zu steigen. Die Darstellung des Individuellen ist hier so wenig beabsichtigt wie im Euagoras. Die Übereinstimmung des zu Lobenden mit dem Tugendkanon ist der alles beherrschende und alles verblassende und verflachende Gesichtspunkt.

Eine fünfzigjährige überaus fruchtbare Lehrtätigkeit hat Isokrates in Athen ausgeübt († 338). Um die bedeutende Rolle, die er in seiner Zeit gespielt hat, und den maßgebenden Einfluß, den er auf die Kunstformen der Prosa in allen folgenden Zeiten ausgeübt hat, zu verstehen, müssen wir uns vor allem seine Theorie klar machen, deren Rekonstruktion uns die Selbstzeugnisse, die durchsichtige Technik der Reden, die Mitteilungen seiner Schüler ermöglichen, obgleich er selbst keine

Techne veröffentlicht hat. Isokrates ist der bedeutendste und typische Vertreter des sophistischen Bildungsideales, das sich auch im 4. Jahrh., nur in neuem Aufputze, behauptet, weil es den praktischen Forderungen des Lebens sich anpaßt und auf die Mittelmäßigkeit zugeschnitten ist. Im Mittelpunkte des isokratischen Unterrichtes steht als wichtigstes Bildungs- und Machtmittel die Redekunst. Was ihm die Kunstprosa vor allem verdankt, ist der architektonische Aufbau der Periode. Er verwendet, nur maßvoller, den Zierrat des Gorgias, namentlich die antithetischen Glieder, aber er ordnet sie, indem er zugleich die Grundsätze des Thrasymachos verfolgt, dem größeren Organismus unter, der durch rhythmischen Eingang und Abschluß zusammengeschlossenen Periode. Alle rhythmische Theorie und Praxis folgt dem maßgebenden Vorbilde des Isokrates. Seine von den Gesetzen des iambischen Trimeters in die Prosa übertragene Forderung der Hiatmeidung hat, wenn auch selten in voller Strenge, bei den Zeitgenossen und bei der Nachwelt Anerkennung gefunden. Die früher fließenden Grenzen poetischen und prosaischen Sprachgutes hat er sicher abgesteckt und damit die feinsinnigen Beobachtungen der aristotelischen Poetik und Rhetorik vorbereitet. Schematismus und Disposition des Redeganzen hat er festgestellt. Man kann sagen, seine Theorie hat, bereichert mit peripatetischer Stillehre und der scholastischen στάσεις-Lehre des Hermagoras (2. Jahrh. v. Chr.), das ganze Altertum beherrscht. Die Bedeutung des Stilkünstlers wird schon durch die Tatsache über allen Zweifel erhoben, daß Aristoteles in seiner Rhetorik Isokrates' Lehren als bekannt voraussetzt und ins einzelne berücksichtigt, daß er seinen Reden gern die Musterbeispiele entlehnt und in den fürs größere Publikum bestimmten und ausgefeilten Schriften (Ἀθηναίων πολιτεία) seinen Stilprinzipien sich nähert.

Aber Isokrates wollte mehr sein als Fachlehrer der Rhetorik. Er setzt das encyklopädische Bildungsideal der Sophistik fort. Er will seine Schüler die ganze Wissenschaft lehren. Die Dürftigkeit seines Systemes und die Tatsache, daß sein Kopf überhaupt nichts von wahrer Wissenschaft gefaßt hat, ändern an diesen Prätensionen gar nichts. Isokrates verbindet mit seiner rhetorischen Unterweisung moralisierende Sätze, die eine unerfreuliche Mitte zwischen der naiven Frische alter Spruchweisheit und der Reife echter Philosophie bilden, und politische Maximen. Dieser Komplex wird dann mit dem stolzen Namen Philosophie belegt. Mit seinem System ist ihm die Philosophie erschöpft; was nicht praktisch im bürgerlichen Leben verwertbar ist, ist ihm unfruchtbare Grübelei und leeres Wortgezänk. Die Philosophie der Sokratiker und die Fachwissenschaften sind ihm eine ganz nützliche Beschäftigung der Jünglinge zur Übung des Scharfsinnes und zur Ablenkung von schlechteren Neigungen. Aber man soll mit Maß studieren, sich ja nicht zu sehr vertiefen, philosophari paucis, wie es dem Gentleman zukommt.

Auch den Isokrates zählt Platon zu den Drohnen, die auf den Platz der Philosophie sich eindrängen, weil der Name einen so schönen Klang hat. Die wesentlichen Kennzeichen des sophistischen Bildungsideales, wissenschaftliche Skepsis, Überwuchern der formalen Bildung, die schöne Harmonie mit der bürgerlichen Moral, deren er sich freut und rühmt als des großen Vorzuges seiner Philosophie, kehren bei ihm wieder (*s. o. 5*).

Isokrates ist einer von den vielen Lehrern, die diesen Typus allgemeiner, wesentlich formaler Bildung fortsetzten. Sein Unterricht hat dafür gesorgt, daß jede Stadt, die auf höhere Bildung Anspruch erhob, ihren Professor haben konnte, daß auch die Kanzleien ihre Stilkünstler hatten; der Kanzleistil bekommt jetzt zum Teil einen

rhetorischen Anstrich. Wir kennen viele Vertreter dieser Bildungsweise, die aber für uns nicht viel mehr als leere Namen sind. Aber wir besitzen noch ein von Isokrates aufs stärkste beeinflußtes Lehrsystem dieser Art in der Ῥητορικὴ πρὸς Ἀλέξανδρον. Sie ist um 340, wahrscheinlich von Anaximenes von Lampsakos, verfaßt, später durch gefälschte Etikette und Widmungsepistel dem Aristoteles zugeschrieben worden. Von diesem zusammenfassenden Kompendium der Vulgärrhetorik, wie sie sich seit Korax und Gorgias entwickelt hat, muß alles Studium antiker Rhetorik ausgehen.

8. Philosophie. Die Tatsache, daß nur die Vertiefung in Isokrates' Kunst uns das Verständnis antiker Kunstprosa erschließt, darf uns über die Gefahren und Einseitigkeiten dieser Bildungsweise nicht hinwegtäuschen. Diese wesentlich formale Bildung ist mit einer Ausschließlichkeit auf den Klang der schönen Worte gerichtet, daß sie den Gehalt der Rede aushöhlt. An der Größe des Demosthenes gemessen, der die technische Arbeit versteckt und des Schematismus des Kunstregeln spottet, erscheint sie als eine niedere Vorstufe. Ihre Hohlheit offenbart sich aber vor allem, wenn wir die dreiste Anmaßung dieser Allerweltsbildung den ewigen Kampf aufnehmen sehen mit der wahren Wissenschaft, deren Wesen und Begriff den Griechen aufgegangen war. Die Entwickelung der Bildungsideale seit der Blüte der Sophistik müssen wir kurz verfolgen, für die der die Philosophie behandelnde Teil des Handbuches zu vergleichen ist.

In das gährende Zeitalter der Sophistik, die griechische Sturm- und Drangperiode, in den die Köpfe der Lernenden und Halbgebildeten verwirrenden Kampf der Meinungen, in dem den sophistischen Lehrern mehr daran gelegen war, rednerische und dialektische Triumphe zu feiern und mit ihrer geistigen Überlegenheit zu glänzen, als die Wahrheit zu finden, trat der geniale Sonderling Sokrates mit seiner sicheren Ruhe, seinem unerbittlichen Ernste, seinem durchdringenden, alle sophistischen Scheinargumente aufdeckenden Scharfsinn, mit dem unerschütterlichen Glauben, daß es dem redlich Suchenden gelingen müsse, feste Grundsätze und sichere Begriffsnormen für sein Handeln und Leben zu finden. Wie sich die dämonische Gewalt des Sokrates im Leben darin zeigt, daß er die verschiedensten Menschennaturen, die unvereinbare Gegensätze darstellen, an sich zieht und fesselt, so offenbart sie sich nach seinem Tode in der Pietät, mit der die Jünger den ganzen Inhalt ihres Lebens auf den Meister zurückführen. In der rasch aufblühenden Gattung der Dialoge wollen sie sein Wesen und seine Wirkungen im Abbilde des sokratischen Gespräches festhalten. Aber sie schreiten bald zur Fortbildung der sokratischen Lehre fort, weil die Sokratik notwendig zur Ergänzung drängt und weil sie neben oder vor der sokratischen Lehre andere Anregungen von sophistischer Rhetorik oder von ionischer Spekulation empfangen hatten. Im Schulunterrichte oder in Vorträgen vertreten sie die besondere Richtung ihrer Sokratik.

Der größte als Denker, Dichter, Lehrer unter den Schülern des Sokrates ist Platon (427–347). In epischer oder in der losen Form der Sprüche waren die Gedanken der griechischen Weisen einst niedergelegt worden. Bedeutende Ansätze zur Lehrschrift waren vorhanden, aber im Grunde hat doch erst die aus der Sokratik herausgewachsene Dialektik Platons, der die Methoden der Forschung und der Weg zur Wahrheit ebenso wertvoll waren wie die letzten Ergebnisse, den Boden für die philosophische Lehrschrift geschaffen. Platon nähert sich ihr zwar in den Schriften des Alters, in denen die künstlerische Gestaltungskraft ermattet wie beim alten Goethe, aber erst Aristoteles hat die Form gefunden. Platon will vor allem

als Künstler und Dichter verstanden sein. Die Rekonstruktion des Systemes ist, streng wissenschaftlich betrachtet, ein falsch gestelltes, unlösbares oder nur annähernd lösbares Problem. Denn der Dialog, wofern er lebendiger Dialog und echtes Kunstwerk ist, spottet im Grunde wie das Drama der Versuche, den Komplex der eigenen Meinungen des Dichters herauszustellen, und trotz der Konstanz der Richtungen des Denkens zeigen doch die verschiedenen Phasen der Entwickelung Platons so erhebliche Unterschiede des Denkens, daß sich die Dialoge der verschiedenen Perioden nicht auf eine Fläche projizieren lassen; für ein Gesamtbild der drei Hauptperioden aber reicht das Material, das die Schriften geben, nicht aus.

Die Entwickelung des Künstlers ist so reich wie die des Denkers. Die mannigfachen Versuche und Experimente, die er mit der neuen Kunstform anstellt, können hier nicht verfolgt werden. Sie zeigen alle das mit der Produktion parallelgehende tiefe Nachdenken über die Kunst, das wir auch in allen jenen Ausführungen, die die Probleme der aristotelischen Poetik vorwegnehmen, bewundern. Genetische Bedingungen, künstlerische Mittel und Abzweckung der neuen Gattung bedürfen noch der eindringendsten Untersuchung, da manche Platonforscher sie völlig verkennen. Platon hat die lebhaft bewegten Debatten, in denen sich Sokrates' dialektische Kunst entfaltete, angehört nicht nur mit innerer Teilnahme an der Sache, sondern auch mit dem Interesse und der scharfen Auffassung des geborenen und in griechischer Poesie groß gewordenen Dichters, dessen dramatische Kraft nun einen ganz neuen Stoff gewann. Aber je mehr in fortschreitender Entwickelung sein Gedankenkreis über Sokrates hinauswuchs, je mehr er von den geistigen Kämpfen seiner Zeit, in der sich die gährende Bewegung der Sophistik fortsetzte und vertiefte, ergriffen wurde, um so mehr gingen Sokrates und Platon, Sophisten und Gegner Platons, die sokratischen und die platonischen Fehden eine höhere Einheit ein. Wie die freie Kunst des Dichters Scenerie, Zeit (öfter ist nur der ungefähre Zeitraum des Gesprächs angedeutet, kein bestimmtes Jahr angenommen), Wahl der Personen, Ökonomie des Stoffes und Disposition bestimmt, so ist auch das Bild der Personen und die Fassung der Anschauungen, deren Träger sie sind, nur bestimmt durch künstlerische Rücksichten dichterischer Einheit und innerer Wahrheit. Die dialogische Form, eine Schranke und ein Hemmnis philosophischer Darstellung für geringere Geister, ein raffiniertes Mittel Bosheiten und Gehässigkeiten abzuladen, wenn man manchen modernen Quellensuchern glauben soll, ist in Wahrheit für Platons Genius das Mittel zur Entfaltung höchster Kunst, ja zugleich ein Mittel sittlicher Selbsterziehung. Die Projektion in die sokratische Sphäre bedeutet ihm zugleich eine Erhebung des Niveaus, eine Befreiung von zufälliger örtlicher und zeitlicher Begrenzung und Beschränkung, idealisierende und typische Herausarbeitung der Weltanschauungen und Lebensauffassungen in den sicheren Umrissen und festen Gestalten, die wir dann in der Tat in der geistigen Geschichte der Menschheit immer wiederkehren sehen: das Verhältnis der Tragiker zum Mythus läßt sich vergleichen. Die unbequemen Überschüsse und die unerklärlichen Reste, die alle vulgären Quellenuntersuchungen hinterlassen, sollten doch daran erinnern, daß dieser Genius sich nur dem erschließt, dessen Verständnis sich in die Sphäre dichterischen Schaffens zu versetzen vermag.

Wir sind bei Platon in der beispiellos glücklichen Lage, wohl alle Schriften zu besitzen, die er für die Öffentlichkeit bestimmt hat. Und dennoch haben wir ein sehr viel klareres und vollständigeres Bild von Aristoteles (384–322), dem Menschen, seinem Systeme, seiner Weltanschauung. Das erklärt sich aus der ganz

verschiedenen Form der Schriften (Dialoge und systematische Lehrschriften), aus denen wir unsere Kunde schöpfen. Es erklärt sich aber vor allem aus der verschiedenen Individualität. Aristoteles' Person und System erscheint dem Kenner fest geschlossen, scharf umrissen, trotz des umfassenden Umfanges seines Gesichtskreises übersichtlich und verständlich. Platon ist der Philosoph der unbegrenzten Möglichkeiten, der immer neuen Perspektiven und Denkrichtungen, die sich gerade dem tiefer Eindringenden öffnen. Der Mensch, der hinter den Schriften steht, ist noch viel reicher und größer, weil die Dialoge ihm nur ein Parergon seiner Lebensarbeit sind. Die antiken Nachrichten, der Aufriß der Wissenschaften, wie er ihn gelegentlich in dem Staat und in den Gesetzen andeutet, die Geschichte der Fachwissenschaften, besonders der Mathematik und der Astronomie, alle die Fäden, welche die Forschungen der Platoniker, des Aristoteles, der Peripatetiker mit Grundgedanken Platons verbinden und als Ausstrahlungen des platonischen Zentrums erkennen lassen, weisen uns noch die Wege, auf denen einmal ein Vollbild der platonischen Lebensarbeit gesucht werden wird.

Die akademische Schule, deren Kern die Mitglieder bilden, die ihr ganzes Leben der Forschung widmen, ist der erste feste Verband zu gemeinsamer wissenschaftlicher Arbeit, der zugleich seine Glieder zu engster Lebensgemeinschaft vereinigt. Die Dialektik oder dialogische Erörterung gründet sich auf eine Seelengemeinschaft, die zugleich erotischer Art ist. Denn das Schöne, zu dessen Anschauung der Eros, wie Phaidros und Symposion ihn preisen, erhebt, ist in den ewigen Ideen identisch mit dem Wahren, das durch dialektisches Denken begriffen wird. Der Eros ist das innerste Motiv wissenschaftlicher Gedankenarbeit, über die er schließlich noch hinausführt.

Die Organisation der Schule, durch die der Meister seine und seiner Schüler Kräfte zu einem großen architektonischen Aufbau der Wissenschaften vereinigt, macht uns auch erst den erstaunlichen Umfang und den planmäßigen Zusammenhang der Arbeiten des Aristoteles und seiner Schüler verständlich. Für die theoretische Behandlung der einzelnen Disziplinen wird eine breite und sichere Grundlage durch die Sammlung des historischen oder empirischen Materiales geschaffen. So gehen der Rhetorik ihre Geschichte (Συναγωγὴ τεχνῶν), der Politik die 158 Πολιτεῖαι (dazu Νόμιμα βαρβαρικά und auch Theophrasts 24 B. Νόμοι) voraus. Eudemos schreibt die Geschichte der Theologie und der exakten Wissenschaften, Aristoxenos bearbeitet Geschichte wie Theorie der Musik. Wie Aristoteles der Erörterung jedes Problems einen geschichtlichen Überblick über seine bisherige Behandlung vorauszuschicken liebt, stellt Theophrast in den 18 B. Φυσικῶν δοξῶν die Geschichte aller physischen Hauptlehren zusammen und legt damit den Grund zu aller späteren doxographischen Schriftstellerei. Menons Werk ist die Geschichte der Medizin.

Aristoteles' Διδασκαλίαι, Νῖκαι Διονυσιακαὶ ἀστικαὶ καὶ Ληναϊκαί, Πυθιονῖκαι gaben nach archivalischen Studien ein reiches Urkundenmaterial zur Geschichte der Poesie. Seine Zoologie gründet sich auf verlorene anatomische Untersuchungen, und für Theophrasts Pflanzengeschichte war das Material zum Teil auf den Zügen Alexanders zusammengebracht worden. Dikaiarchos schuf den ersten Entwurf einer wissenschaftlichen Geographie. Auch für Volkskunde zeigt Aristoteles ein lebhaftes Interesse und hat z. B. die Forschung über Sprichwörter begründet. Und die Fülle einzelner feiner Beobachtungen aus dem Menschenleben in der nikomachischen Ethik und in den Charakteren Theophrasts bilden die empirische Grundlage der Sittenlehre.

So wurde die Philosophie, die damals noch alle Zweige der Wissenschaft verband, besonders in historischer Richtung weiter ausgebaut, während Platons Weltanschauung sich wesentlich auf die exakten Wissenschaften gründete und erst der greise Platon (Gesetze, Timaios-Kritias) durch seine liebevolle Vertiefung in Geschichte, Gesetzgebung, Religion Athens sich historischer Forschung näherte. Was die beiden großen Meister und was ihre Schüler in ihrem Geiste und nach ihren leitenden Gedanken geleistet haben, bedeutet die größte Bereicherung, die Philosophie und Wissenschaft je in so kurzer Zeitspanne gewonnen haben, und es wächst zugleich auf allen Gebieten so hoch über ihre Zeit hinaus, daß es Fortsetzung und Vollendung erst auf anderem Kulturboden, zum Teil im Hellenismus finden konnte.

Der Begriff echter Wissenschaft, wie er erst in der Akademie gewonnen ist, steht in unvereinbarem Gegensatze zu der vulgären Allgemeinbildung mit ihrem wesentlich formalen Charakter. So schwierig es ist, die Beziehungen zwischen Platon und Isokrates aus den Anspielungen der Schriften festzustellen, so strittig hier vieles bleibt, das sollte nicht bestritten werden, daß die als unendliche Aufgabe gefaßte Wissenschaft, die das ganze Menschenleben und den Einsatz aller Kraft fordert, auf der einen Seite, Sophistik und Vulgärrhetorik, die die Summe des Wissens in einigen Jahren überliefern, daß isokratische und platonische Philosophie im Grunde unverträgliche und unversöhnliche Feinde sind, und der bis in die Gegenwart sich fortsetzende Kampf dieser Bildungsideale beweist es.

Platons Gorgias ist die Absage an die athenische Demokratie und besonders an die Rhetorik als das bedenklichste Symptom der allgemeinen Verderbnis. Der spätere Phaidros hat dann die schroffe Negation aufgegeben und hat in seinem zweiten Teile die Ansätze zu einer neuen psychologischen und logischen Fundamentierung der Rhetorik und der Stillehre überhaupt gegeben. Diese Keime hat Aristoteles entwickelt. Aristoteles, der schon zu Lebzeiten Platons Rhetorik docierte, weiß die praktische Bedeutung der Beredsamkeit unbefangener zu würdigen als Platon, der übrigens als Greis auf der vom Gorgias zum Phaidros führenden Linie weiter fortgeschritten zu sein scheint. Er hat in den drei uns erhaltenen Büchern, deren drittes als besondere Schrift aufzufassen ist, den alten Stoff unter neue systematische und logische Gesichtspunkte gebracht und die anerkannten Werte einer Kritik und Revision unterzogen.

9. Praktische Beredsamkeit von Antiphon bis Isaios. Wie die Debatten in der Volksversammlung und im Rate, so hatten auch die Gerichtsverhandlungen die Ausbildung der Redefertigkeit gefördert und die Ansprüche an die Form gesteigert. Aus dem, wie es scheint, einst noch mehr dialogischen Kampfe der Parteien wuchsen die zusammenhängenden Reden heraus. Ein Stand von Advokaten (ξυνήγοροι) kam auf und schrieb den Prozeßparteien die Reden, die sie auswendig lernten und vor Gericht hielten. Das attische Drama (und auch Herodot) ist ohne das lebendige Vorbild einer in Athen hochentwickelten Beredsamkeit nicht denkbar. Die Anfänge des rhetorischen Unterrichts und des Einflusses der Theorie auf die praktische Beredsamkeit liegen im Dunkel; sie werden älter sein als das Auftreten berühmter Lehrer im Beginne des Peloponnesischen Krieges, von dem wir zuerst sichere Kunde haben (*s. o. 6*).

Die Veröffentlichung von Reden bedeutender Staatsmänner war noch zu Perikles' Zeiten unerhört, und die Staatsrede wurde erst im 4. Jahrh. eine Literaturgattung, nachdem die sophistische Bewegung schon vorher politische Pamphlete und

Gelegenheitsschriften hervorgerufen hatte. Sehr viel früher wurde das Plaidoyer in die Sphäre der Literatur erhoben. Dem Vorurteil zum Trotz, das den Logographen noch im 4. Jahrh. verachtete und die aktiven Staatsmänner lange von literarischer Tätigkeit zurückhielt – Kritias dilettierte nur in schöner Literatur –, veröffentlichte Antiphon seine Gerichtsreden; d. h. der Zweck der gesprochenen Rede war jetzt nicht mit ihrer einmaligen praktischen Wirkung erschöpft, sie erreichte als literarisches Kunstwerk eine davon unabhängige Bedeutung. Es lag besonders den Anwälten, die Schule hielten, nahe, ihre Plaidoyers zu publizieren und als Mustereden den Schülern in die Hand zu geben; wobei, wie es scheint, manche individuellen Züge abgestreift wurden. So erlangte die Gattung der Gerichtsreden, besonders im 4. Jahrh., eine unerfreuliche Verbreitung und ganz unnatürliche Bedeutung. Die moderne Welt bietet dafür zum Glück nur ganz vereinzelte Analogien aus Monstreprozessen.

Drei Reden des Rhamnusiers Antiphon aus Mordprozessen sind uns noch erhalten. Die vom Redner befolgten Vorschriften und dialektisch sophistischen Kunstmittel schimmern hier noch überall hindurch und gestatten eine ziemlich sichere Rekonstruktion der theoretischen Sätze. Die Übergangsformeln heben die einzelnen Teile des individuell abgewandelten Normalschemas scharf von einander ab. προοίμιον, ἀγῶνες, ἐπίλογος sind die Hauptteile. Im mittleren Teil sind noch Argumentation und die einzelnen Teile der Erzählung verschmolzen (*V. VI*), während später διήγησις und ἀπόδειξις getrennt werden. Charakteristisch ist auch die an die Poesie erinnernde archaische Umrahmung der Teile durch gleichen Eingangs- und Schlußsatz, das reliefartige Hervortreten der Stichwörter, die stereotype Ausführung der Gemeinplätze. Die dialektische Sophistik ist erstaunlich weit entwickelt, wie z. B. die raffiniert berechnete Anlage der Erzählung und die geflissentliche Versteckung der Blößen zeigt. Religiöse Argumentationen (vgl. Andokides) verfehlen ihre Wirkung nicht, sind aber doch nicht viel anders zu beurteilen als der gelegentlich von der Tragödie entlehnte Putz der Rede. Gleitet die Erzählung noch öfter in loser parataktischen Fügung ruhig dahin, so überwiegt doch der straffere Satzbau, und auch gorgianische Kunstmittel werden nicht ganz verschmäht. – Antiphon hat am Verfassungsumsturze der Vierhundert teilgenommen und wurde deswegen 411 zum Tode verurteilt. Stücke seiner Verteidigungsrede, die kürzlich gefunden worden sind (*INicole, L'apologie d'Antiphon, Genf-Basel 1907*), zeigen stark sophistisches Räsonnement.

Durch die Traditionen der Familie auf die politische Laufbahn gewiesen und am oligarchischen Parteitreiben beteiligt, wurde Andokides 415 in den Hermokopidenprozeß verstrickt und rettete sich zwar durch Angabe der Schuldigen, zog es aber, nachdem er von Markt und Heiligtümern ausgeschlossen war, doch vor, Athen zu verlassen. Als Großkaufmann führte er ein unstetes Wanderleben. Er ist nicht Literat von Beruf, und das merkt man ihm an. Er verfolgt besondere Zwecke, wenn er die Rede, mit der er die Ekklesia 407 zur Aufhebung der Atimie vergeblich zu bestimmen suchte, die Verteidigung gegen den Versuch, seinen Religionsfrevel von der Amnestie auszunehmen (399), die Friedensrede (392/391) veröffentlicht (*II. I. III*). Vermischung von Beweis und Erzählung und Argumentation mit religiösen Vorstellungen hat er mit Antiphon gemeinsam. Er ist ein Talent, dem strengere Schulung fehlt. Eine Techne hat er, wie das übernommene Proömium der R. *I* beweist, benutzt. Die Wortwahl ist buntscheckig, und der periodische Aufbau, um den er sich sichtlich bemüht, mißlingt öfter.

Lysias' Vater Kephalos war unter Perikles nach Athen gezogen und lebte im Piraeus dreißig Jahre als Metöke; in sein Haus ist das Gespräch des platonischen Staates verlegt. Bald nach dessen Tod zieht Lysias mit seinem älteren Bruder Polemarchos nach Thurii, wo er den Unterricht des Teisias (*s. o. 6*) genießt. 412 nach Athen zurückgekehrt, erlebt er 404 den Tod des Bruders, der der Habgier der Dreißig zum Opfer fällt, und den Verlust des väterlichen Vermögens und unterstützt von Megara aus die Unternehmungen Thrasybuls. Nach der Wiederherstellung der Demokratie tritt der Isotele 403 in einer Rechenschaftsklage als Ankläger des Eratosthenes, eines der Dreißig, der den Tod des Polemarchos verschuldet hatte, auf (*XII*). Schon in dieser von ihm selbst gehaltenen Rede zeigt er sich als Meister der Erzählung; aber er beherrscht auch alle Künste und Kniffe des Advokaten: Verdrehungen und Verschweigungen der Tatsachen (besonders in der ganz abfälligen Beurteilung des Theramenes), Verquickung der Rechenschaft des Eratosthenes mit der der Dreißig überhaupt, wodurch die Rede eine über den nächsten Zweck übergreifende politische Bedeutung gewinnt, Kombinationen aus dem εἰκός zur Diskreditierung der Gegner.

Lysias hatte die sophistische Bildung seiner Zeit genossen. Die gorgianischen Figuren weiß er mit Geschick, aber mit weiser Beschränkung auf die pathetischen Stellen anzuwenden. Platon hat in den Phaidros eine seiner erotischen Episteln aufgenommen, um an ihr die Fehler der üblichen Rhetorik nachzuweisen. Der fingierten Anklagerede des Sophisten Polykrates setzte Lysias eine Apologie des Sokrates entgegen, und 388 hielt er in gorgianischer Manier eine olympische Festrede, deren Spitze sich gegen Dionys I. von Syrakus richtete.

Aber der Verlust des Vermögens trieb ihn in das einträgliche Gewerbe des Logographen. Der gerechte Haß gegen die Dreißig und die Hoffnung auf Erlangung des Bürgerrechtes (*vgl. die Broschüre XXXIV*) bestimmte den Metöken, sich mit der demokratischen Partei zu identifizieren. Oft hat er seine Kraft dafür eingesetzt, die weise Mäßigung des Demos und die Amnestie des Jahres 403 zunichte zu machen (außer *XII* vgl. *XIII. XXXI. XXVI*). Aber die Geschäftsrücksichten brachten es mit sich, daß er auch einen Klienten für die Mäßigung und für das Festhalten an der Amnestie eintreten läßt (*XXV* vgl. *XVI*).

Während die Ethopöie der früheren Redner sich darauf beschränkt, den rechtlichen und ehrenhaften Charakter des Sprechers zum Ausdruck zu bringen, zeigt Lysias bedeutende Ansätze zu individueller Charakteristik. Der Verliebte und seiner Leidenschaft sich Schämende (*III*), der betrogene Ehemann (*I*), der arme Invalide (*XXIV*) wirken durch die (freilich berechnete) Unbefangenheit, mit der sie sich darstellen, mindestens ebenso stark wie durch ihre Argumente. Auch Frauencharaktere, die man nicht wieder vergißt, zeichnet er mit wenigen Strichen (*I*). Schon die alten Kunstrichter haben Lysias' feinen Sinn für das Schickliche gerühmt.

Als Meister aller Ränke und Kniffe, Zweideutigkeiten und Sophismen des Advokaten zeigt sich in den erhaltenen, auf Erbschaftsprozesse bezüglichen Reden Isaios, der der Art des Lysias nahesteht, aber stilistisch schon von Isokrates beeinflußt ist.

10. Demosthenes und seine Zeitgenossen. 384 geboren, eignet sich Demosthenes in der Schule des Isaios, der auf die Haltung seiner älteren Gerichtsreden einen starken Einfluß ausgeübt hat, die rhetorischen Kunstgriffe und die juristische Schärfe an, die er schon in den Prozessen gegen die ungetreuen Vormünder und gegen ihre Hintermänner 364/3 entfaltet. Den Ausgang dieser Prozesse kennen wir nicht; die materielle Lage des Demosthenes scheint dadurch nicht wesentlich gebessert zu

sein. So wendet er sich der Anwaltspraxis zu, die sich noch bis 345 verfolgen läßt, wenn sie auch allmählich hinter der politischen Tätigkeit zurücktritt. Auch rhetorischen Unterricht hat er gelegentlich erteilt.

Der Advokat ist nach dem Maßstabe seiner Zeit zu messen. Die echt griechische Lust am Truge, die die Leidenschaften entfesselnden und in viele Prozesse hineinspielenden politischen Kämpfe, die bedenkliche Sitte, daß die Person des Advokaten im Hintergrunde bleibt und nicht zur Verantwortung gezogen werden kann, auch das unnatürliche literarische Dasein der Gerichtsreden rufen eine wachsende Entartung der Moral und des Geschmackes hervor. Für denselben Apollodor, den Demosthenes 350/349 (*XXXVI*) angreift, tritt er, wohl aus politischen Rücksichten, 349/348 ein (*XLV*). Das eine Mal ist Apollodor ein Lump, das andere Mal ein Biedermann – eine Mahnung zur größten Vorsicht in der Verwertung solcher Reden als Quellen. Die persönliche Invektive, die alle Mittel willkürlicher Erfindung, boshafter Verleumdung, gemeinen Klatsches verwendet und im Schmutze wühlt, greift, besonders seit der Mitte des 4. Jahrh., bedenklich um sich. Es geht nicht an, zugleich Platons Polemik gegen die Rhetorik und seine Klagen über die Verrohung des Tones zu billigen und die Geschäftspraxis des Demosthenes gutzuheißen; es geht auch nicht an, bei Demosthenes zu beschönigen, was man bei Aischines verurteilt. Sünder sind sie allzumal, wenn man einen sittlichen Maßstab anlegt.

In schweren Erfahrungen und Kämpfen, in privaten und öffentlichen Prozessen, an denen er als Logograph oder Redner beteiligt war, ist der Mann und der Redner gereift und in die große Aufgabe hineingewachsen, die ihm die Jahre, in denen Athen mit Philipp um die Behauptung seiner Freiheit rang, stellten. Die leidenschaftliche Kämpfernatur wird jetzt durch das Feuer echter Vaterlandsliebe gereinigt, durch die Größe des Zieles gehoben; und das hohe Pathos, auf das seine Seele gestimmt ist, findet jetzt erst den ihm gemäßen Stoff. Es hat einen ganz eigenen Reiz, diese Entwicklung zu verfolgen, die die sich nicht klar machen, die die reine, über Affekte erhabene Seele preisen.

Unendliche Kunst und Arbeit, ungeheure Energie steckt hinter diesen Staatsreden. Wie vulkanische Ausbrüche wirken die Reden mit den gewaltigen Gedanken eines durch Leidenschaft rotglühend gewordenen Verstandes. An Schlacken fehlt's freilich auch hier nicht. Daß der Politiker die Mittel gewechselt, den Standpunkt in der Theorikafrage geändert hat, soll man ihm nicht vorwerfen; und man braucht ihn nicht durch Verwerfung der IV. Phil. zu retten. Aber skrupellos ist er auch hier in der Wahl der Kampfmittel gewesen. Die Einschätzung der Makedonen als Barbaren widerspricht der Racenangehörigkeit und der Tatsache, daß sie schon einem langen Hellenisierungsprozeß unterworfen waren. Und die gelegentliche widerwillige Anerkennung der Überlegenheit der Monarchie gibt den Bildern, die von dem verwilderten Barbaren und von seiner Scheinmacht gezeichnet werden, einen nur vorübergehenden Stimmungswert.

Die Staatsrede als Literaturgattung hat eigentlich erst Demosthenes begründet. Aber er hat die Reden in einer anderen Gestalt veröffentlicht als gehalten. Nach den Zeugnissen der Zeitgenossen scheint der Ton der wirklichen Reden oft volkstümlicher und derber gewesen zu sein. Polemische Spitzen sind gemildert, Detailausführungen fortgelassen worden. Darum und weil wir Tagesordnung, Anträge und Amendements nicht kennen, sind die Aufgaben der Interpretation so schwierig und nur annähernd lösbar. Auch an dem Verhältnis der Prozeßreden des Demosthenes und des Aischines im Gesandtschafts- und im Kranzprozesse (343 und 330) läßt

sich noch beweisen, daß diese Reden für die Publikation stark umgearbeitet worden sind.

Die Staatsreden sind weniger Reden als Broschüren und Flugschriften. Wahrscheinlich gibt uns die in die demosthenische Sammlung verschlagene Rede des Hegesipp (*VII*) eine treffendere Vorstellung von einer athenischen Staatsrede. – Politische Pamphlete veralten auch heute schnell, weil sie durch die Ereignisse überholt werden; und wenn sie nicht Eintagsfliegen sind, erscheinen sie oft schon nach kurzer Zeit in veränderter Auflage. So hat auch Demosthenes die chersonnitische Rede in der IV. Phil. erneuert, und wir besitzen noch seine beiden Ausgaben der III. Phil. Diese neuen Auflagen, die aus dem Nachlasse herausgegebene Midiana, die mit späteren Stücken durchsetzten Proömien gewähren uns noch einen Einblick in die Arbeitsweise des Demosthenes.

Neben Demosthenes stehen als bedeutende Redner Hypereides, der durch seine einfachen Mittel und natürliches Ethos im Plaidoyer sehr Ansprechendes leistet und den Ton oft besser trifft als Demosthenes, und der durch anschauliche Erzählung und feine Charakterisierung ausgezeichnete Aischines. Aber der Staatsredner Demosthenes ist über jeden Vergleich erhaben; denn eine glücklichere Vereinigung von Energie des Gedankens und Kunst der Form ist undenkbar. Wer sich gedrungen fühlt, die Glanzstellen seiner Reden auswendig zu lernen und laut vorzutragen, der erst beginnt ihn recht zu begreifen. Und daß nicht nur wir in ihm den Gipfel der Beredsamkeit sehen, daß ihn auch von den zeitgenössischen Rednern ein weiter Abstand trennte, lehrt der Vergleich mit Lykurgos, Deinarchos, Anaximenes (ihm gehört R. XI der demosthenischen Sammlung). Alle diese leben, so verschieden sie von einander sind, vom Angelesenen und Angelernten.

11. Thukydides. Thukydides war der Sohn des Oloros, der von dem gleichnamigen mit Miltiades verschwägerten Thrakerfürsten stammte. Was wir von seinem Leben wissen, danken wir im wesentlichen den spärlichen Angaben des Historikers, der mit vornehmer Zurückhaltung die eigene Person hinter seinem Werke zurücktreten läßt. Beim Beginn des großen Krieges besaß er schon die zur verständnisvollen Beobachtung und Beurteilung der Ereignisse nötige Reife. Vornehme Geburt, reicher Besitz, Begabung wiesen ihn in die staatsmännische Laufbahn. 424 war er Stratege, hatte aber das Unglück, bei der Entsetzung von Amphipolis zu spät zu kommen; dafür wurde er verurteilt. Er lebte 20 Jahre in der Verbannung, meist auf seinen thrakischen Besitzungen. Einen Aufenthalt im Peloponnes und andere Reisen (Sizilien?) bezeugt er selbst. Um 404 gestattet ihm ein besonderer Volksbeschluß die Rückkehr. So hat er während seiner letzten Jahre in der Heimat gelebt, und der Anblick der gesunkenen Größe hat ihm den leisen, aber ergreifenden Ton trüber Resignation eingegeben, hat aber gerade sein Verständnis für die einstige Macht Athens und für die gewaltige Tragödie seiner Geschichte vertieft. Über der künstlerischen Gestaltung der früheren Entwürfe und Ausarbeitungen nach einer einheitlichen die drei Hauptteile des Krieges als ein Ganzes fassenden Konzeption ist er gestorben. So bricht das Werk mit dem Jahre 411 ab; in den früheren Partieen finden sich neben Gedanken und Auffassungen, die erst beim Rückblick nach dem Ende des ganzen Krieges möglich waren, Aussagen, die Kenntnis des sizilischen oder des ionisch-dekeleischen Krieges ausschließen. Archäologie und Pentekontaetie im ersten Buche gehören zu den spätesten Abschnitten. Die Unfertigkeit des letzten Buches tritt in Doubletten, Widersprüchen, Lücken der Erzählung, stilistischen Un-

geschicklichkeiten besonders deutlich hervor. Thukydides stellt sich in Gegensatz zur älteren Historie, die auf Ergötzung der Hörer und auf den Effekt gerichtet ist, auch zu Herodot. Ihm ist es um die Wahrheit und nur um die Wahrheit zu tun. In der Darstellung der ältesten Geschichte zeigt er sich freilich noch nicht als Forscher im modernen Sinne. Trotz aller rationalisierenden Kritik ist er hier doch stark abhängig von der Tradition und von der Vulgata. Die Größe des Forschers offenbart sich erst in der Hauptaufgabe, die er sich gestellt hat, in der zeitgeschichtlichen Monographie, und in den Mitteln, mit denen er sie bewältigt. Trotz der mangelnden Vollendung steckt in der Beschaffung des Materials, in dem Verhör und Vergleich seiner Berichterstatter, in den eigenen Beobachtungen, in der streng berechneten Auswahl des Stoffes – er will nur Kriegsgeschichte schreiben –, in der psychologischen Motivierung eine ungeheure Summe von Arbeit, die die schriftstellerische Kunst nur verbirgt. Wir begreifen es, daß, trotzdem Thukydides die Vorarbeiten zu seinem Werke mit Beginn des Krieges in Angriff nahm, es in mehr als dreißig Jahren nicht zur Vollendung gelangt ist.

Die hohe staatsmännische Begabung des Thukydides ist, nachdem seine politische Laufbahn ein jähes Ende gefunden hatte, seinem Geschichtswerk zugute gekommen. Die Verbannung und der Wechsel seines Aufenthaltes haben seinen Gesichtskreis erweitert, die unparteiische und allseitige Auffassung des geschichtlichen Verlaufes gefördert, sein politisches Urteil vertieft. In der realistischen Schätzung der treibenden Kräfte der Geschichte ist er ein Geistesverwandter des Aristoteles und Machiavellis. Die Geschichte ist ihm das Ergebnis des Wirkens und der Konkurrenz menschlicher Kräfte, die reale politische Macht der Hauptfaktor ihrer Entwicklung. Als sittliche Macht ist ihm die Religion auch ein bedeutsames Moment der Geschichte; aber den vulgären Aberglauben lehnt er ab, und das Walten göttlicher Mächte gehört nicht in das Bereich geschichtlicher Forschung. Die streitenden Kräfte, der Gegensatz der Stämme und Parteien, die Männer, die die Geschichte machen, die Massenbewegungen treten in lebendiger Anschaulichkeit vor unser Auge. Hier offenbart er eine Kenntnis der Menschennatur und ihrer Fähigkeiten im Guten und Bösen und eine Tiefe der Psychologie, wie sie nur auf dem Boden der modernen Aufklärung wachsen konnte; aber doch läßt er wie Euripides durch sittlichen Ernst, durch die Wertung der irrationalen Kräfte der Menschennatur, durch Tiefe und Energie des Denkens den vulgären Rationalismus seiner Zeit weit hinter sich.

Das stark subjektive Gepräge des Werkes, das den Schein völliger Objektivität und Auslöschung des Ichs an sich trägt, zeigt sich am meisten in den eingelegten Reden. Sie stammen im letzten Grunde aus der Technik des Epos und der volkstümlichen Erzählungskunst. Thukydides hat sie zum Organ der Verinnerlichung und Vertiefung der Geschichtsbetrachtung erhoben. Sie führen uns in die Stimmungen und Motive der Parteien und der Persönlichkeiten ein und ersetzen die direkte Charakteristik. Aber wie die Redner alle, ganz leise Ansätze zu individueller Charakteristik abgerechnet, im Stile des Historikers reden, so erheben sich die Reden auch oft vom aktuellen Zweck und von der Gebundenheit an die historische und ephemere Wirklichkeit auf das höhere Niveau des den gesamten Geschichtsprozeß überschauenden Historikers, der seinen Personen etwas von der Weite seines Horizontes und seiner Perspektive mitzuteilen liebt. Die Reden beanspruchen nur die höhere Wahrheit der Dichtung. Hier erkennen wir ein für unser Gefühl fremdartiges Element dichterischen Schaffens. Wie im platonischen Dialoge und in der Tragödie werden die überlieferten Formen mit einem Gehalte gefüllt, der sie zu sprengen

droht; und das Fehlen der direkten Reden im letzten Buche beweist vielleicht, daß dem Historiker das Bewußtsein, daß diese Reden historischer Forschung unangemessen seien, aufgegangen ist. Wie die Geistesrichtung unseres Historikers durch die Atmosphäre des sophistischen Zeitalters bestimmt ist, so zeigt auch Sprache und Stil den Einfluß sophistischer Rhetorik. Er wendet die Finessen und Spielereien des gorgianischen Stiles an, kennt des Prodikos in Pedanterie und Gewaltsamkeit ausartende scharfe Begriffsbestimmung und Scheidung synonymer Wörter, berührt sich vielfach mit Stileigentümlichkeiten des Redners Antiphon, als dessen Schüler ihn die antike Tradition ausgibt, weil er dem Manne einen so warmen Nachruf gewidmet hat. Er zeigt Anklänge an die Topik der Vulgärrhetorik. Dennoch gilt von ihm in höherem Maße als von irgend einem antiken Schriftsteller der Satz, daß der Mensch der Stil ist. Die verbreiteten Reflexionen über Sprache und Stil, das Regelwerk und die Experimente der Rhetorik haben ihm viele Anregungen gegeben. Aber der Stil, der auf diesem Boden gewachsen ist, wie der des Tacitus sich aus dem rhetorischen Modestil der Kaiserzeit entwickelt hat, trägt im höchsten Maße das Gepräge der Originalität und Individualität. Er hat sich gebildet in einer Zeit, als die attische Kunstprosa noch im Werden war und sehr verschiedenartige Tendenzen sich kreuzten. Der Widerstreit der Kräfte, Prägnanz und Sparsamkeit des Ausdrucks neben rhetorischer Wortfülle, bewußte Zerstörung der Konzinnität und verschränkte Wortstellung neben berechnetem Schematismus, hinterläßt einen gewissen Eindruck des Disharmonischen und offenbart das gewaltige Ringen mit der Sprache, die die Überfülle der Gedanken noch nicht zu fassen vermag. So steht er in einsamer Größe da, von den Zeitgenossen wie von seinen späteren Kritikern und Verehrern nicht verstanden. Seine Geschichte des peloponnesischen Krieges gehört nicht zu den reinen Kunstwerken, die, befreit von Erdenresten und von der lastenden Schwere des Stoffes, sich leichtem Genusse darbieten; nur eindringendster Forschung erschließt es die Kraft und Tiefe seiner Gedanken.

12. Xenophon. Thukydides hat drei Fortsetzer gefunden, Kratippos, Xenophon, Theopompos. Von Kratippos' Werk, das die Geschichte mindestens bis zu Konons Seesieg (394) führte, wissen wir so gut wie nichts. Der Athener Xenophon ist um 430 geboren, nahm unter Proxenos als Volontär an Kyros' Zuge gegen Artaxerxes teil, war dann nach seiner eigenen übertreibenden Darstellung in der Anabasis der Führer des Rückzuges der Zehntausend. Er trat in ein Klientelverhältnis zu Agesilaos, beteiligte sich an dessen asiatischen Feldzügen, 394 an der Schlacht bei Koroneia. Die Athener verbannten ihn darum als spartanischen Parteigänger, und die Spartaner siedelten ihn wohl nach dem Königsfrieden 387 in Skillus an. Aber er verlor später den Besitz (371) und lebte, obwohl 369 in die athenischen Bürgerrechte wieder eingesetzt, in Korinth. Das letzte Datum seines Lebens ergibt die um 355 verfaßte Schrift Περὶ πόρων, ein seltsamer sich zum Teil mit den gleichzeitigen Reden des Isokrates berührender Plan zur Aufbesserung der athenischen Finanzen.

Die Ἑλληνικά gehören wohl ganz in die letzte korinthische Periode seines Lebens und sind erst nach 359 vollendet worden. Sie führen den Faden des thukydideischen Werkes fort, folgen ihm in stilistischen Eigenheiten, in den ersten Büchern auch in der indirekten Charakteristik der Personen. Die bis 362 führende Erzählung ist sehr lückenhaft, die Auswahl des Stoffes durch die zufällige Kunde und die persönlichen Interessen und individuellen Tendenzen des Autors bestimmt. Sympathie für Sparta, Abneigung gegen Theben, das Streben, die Versöhnung zwischen Athen und Sparta aufrecht zu erhalten, treten deutlich hervor. So sehr Xenophon tiefere politische Ein-

sicht und Eindringen in den inneren Zusammenhang des geschichtlichen Verlaufes vermissen läßt, so entwickelt er doch, besonders wo er als Augenzeuge Selbsterlebtes berichtet, ein bedeutendes Talent als Erzähler und verdient trotz der Subjektivität und Einseitigkeit seiner Auffassung volle Beachtung. Dieselben Vorzüge zeichnen auch die Anabasis aus, die er vor den Hellenika unter dem Pseudonym Themistogenes herausgegeben hatte, um sich zu rechtfertigen und seine Verdienste in helles Licht zu rücken.

Ein höchst kompliziertes Gebilde ist die Κύρου παιδεία, die als Ganzes der Historie zuzurechnen ist. Von Ktesias beeinflußt, erzählt hier Xenophon Erziehung, Kriegszug, Reichsgründung, Tod des alten Perserkönigs. Die mit dem Stoff frei schaltende Art der ionischen Novellistik verbindet sich mit mancherlei anders gearteten Einschlägen und Tendenzen. Eigene Erfahrungen und Motive der Anabasis, die Eindrücke, die Xenophon von Agesilaos und Sokrates empfangen hat, werden in den historischen Rahmen eingetragen. Moralisierende, zum Teil kynisch beeinflußte Predigt und politisches Raisonnement überwuchert bei Xenophons doktrinärer Art die Geschichtserzählung.

Ein idealisierendes Bild des lykurgischen Sparta, wie Athens Lakonisten es auszumalen liebten, wie es in Platons Staatslehre, in der Stoa, in der spartanischen Reformbewegung des 3. Jahrhunderts sich darstellt, zeichnet die Λακεδαιμονίων πολιτεία (um 378), und der Ἀγησίλαος feiert in der Manier des isokratischen Enkomion den 361/360 gestorbenen König. Als einer der Literaten, die in Syrakus Fühlung suchen, wendet sich Xenophon mit dem Fürstenspiegel, den er im Ἱέρων entwirft, an den 367 zur Herrschaft gelangten Dionys II.

Am liebsten hören wir ihn, wo er als Fachmann militärische Operationen oder den Sport behandelt (Ἱππαρχικός, Περὶ ἱππικῆς. Der Κυνηγετικός ist wohl unecht, aber noch dem 4. Jahrh. angehörig, die Vorrede später). Große Schwächen haben die sokratischen Schriften. Während Platon mit der Hand des Künsters das idealisierte Porträt des Sokrates gezeichnet hat, hat Xenophon dessen innerstes Wesen und dialektische Methode überhaupt nicht begriffen. Den Dialektiker und Protreptiker hat er in den Ἀπομνημονεύματα zum Dogmatiker und Paränetiker gemacht, der sich mit der bürgerlichen Moral und mit dem Volksglauben in schönster Harmonie befindet. Den Gegensatz sokratischer Überzeugung, daß dem ernst Suchenden sich feste begriffliche Normen sittlichen Handelns ergeben würden, zur Sophistik hat Xenophon nicht richtig aufgefaßt, wenn er Sokrates zum Verkünder einer gut bürgerlichen Moral macht, weil sein eigener nüchterner Verstand der kompakten Wahrheiten und fester Dogmen bedarf. So hat er ihn trivialisiert und ohne Scheu zum Träger seiner Gedanken gemacht, wenn er ihm z. B. prodikeische Paränese und Belehrungen über die Aufgabe des Reiteroberſten in den Mund legt oder ihn in dem reizvollen Οἰκονομικός die Erfahrungen vortragen läßt, die der liebenswürdige Ehemann und strenge, aber gerechte Hausherr einst an der Seite seiner Philesia in Skillus gemacht hatte.

Der Schriftsteller Xenophon ist eine unselbständige und stark receptive Natur. Ktesias, Thukydides, Platon, mit dem er z. B. im Συμπόσιον konkurrieren will, Antisthenes haben stark auf ihn eingewirkt, wenn er auch dem Übernommenen das Gepräge seines eigenen, in seiner Art harmonischen, aber philosophisch ganz beschränkten Geistes aufdrückt. In ermüdender Breite liebt er es, dieselben Gedankengänge zu wiederholen. Daß seine Sprache nichts weniger als Muster des Attischen ist, haben schon die antiken Kritiker richtig beobachtet und nimmt bei dem abenteuernden Condottiere und der Heimat beraubten Fremdling nicht Wunder.

Auch von der zeitgenössischen Rhetorik ist er beeinflußt und verwendet gorgianische Kunstmittel mit Bewußtsein und Absicht.

13. **Ephoros, Theopompos, Kratippos.** Ephoros von Kyme schreibt zu Alexanders Zeit in 29 Büchern eine Universalgeschichte (Ἱστορίαι? *FHG. I 234ff.*). Er beginnt mit der Rückkehr der Herakliden, indem er die ältere Zeit als mythisch ausscheidet, und bricht im Jahre 340 ab; sein Werk wurde in einem dreißigsten Buche von seinem Sohne Demophilos ergänzt. Die Zeitgeschichte war besonders eingehend behandelt, die letzten fünfzig Jahre füllten die Hälfte des Werkes. Die älteren Teile trugen einen kompilatorischen Charakter; Hellanikos, Thukydides, Herodot, auch Xenophons Anabasis – die Hellenika benutzt er nicht – waren Hauptquellen. Für den Mangel militärischer und politischer Bildung gibt rationalisierende und moralisierende Tendenz und isokratische Rhetorik, die sich in den Reden besonders breit machte, einen schlechten Ersatz. – Zunächst durch Theopomp in den Schatten gestellt, ist Ephoros später doch viel, z. B. von Polybios und Strabon gelesen worden, und Diodor legt seine Darstellung für weite Partien zugrunde.

In scharfem Gegensatz zu dem beschränkten Kleinstädter und Stubengelehrten steht Theopompos von Chios, der in seinen zwölf Büchern Ἑλληνικά (*FHG. I 278ff.*) das Geschichtswerk des Thukydides bis 394 fortgeführt und nach 324 seine achtundfünfzig Bücher Φιλιππικά vollendet hat. Der an den politischen Bewegungen seiner Heimatstadt Beteiligte und aus ihr Verbannte schreibt Geschichte mit stark ausgesprochener politischer Tendenz und mit lebhaftem, ja leidenschaftlichem Temperament. Das tiefe politische Urteil des Thukydides und den Reiz herodotischer Novellistik, die aber bei ihm mit den raffinierten Mitteln der Moderhetorik aufgeputzt erscheint, sucht er in verschiedenen Teilen seines Werkes zu erreichen. Die großen Männer rückt er in den Mittelpunkt und legt die inneren Motive ihrer Handlungen in einer nicht ohne Willkür konstruierten, aber wirkungsvollen Psychologie dar. Die Bedeutung des Philippos und das mit ihm beginnende neue Zeitalter hat er klar erfaßt.

Ein Papyrus des 2. Jahrh. n. Chr. hat uns umfangreiche Stücke eines Geschichtswerkes wiedergegeben (*PapOxyr. V, London 1908, 110ff.*), die die Ereignisse der Jahre 396/5 ausführlich erzählen und die große Lückenhaftigkeit der Darstellung Xenophons beweisen. Da das Werk sehr wahrscheinlich eine Fortsetzung des thukydideischen ist und unter dessen Einfluß steht, so kommen als Verfasser Theopompos oder Kratippos in Frage; es scheint unwahrscheinlich, daß es einen dritten uns unbekannten Fortsetzer des Thukydides gegeben habe. Aber eine sichere Entscheidung zwischen beiden ist trotz fortgesetzter Bemühungen noch nicht gewonnen. Vermutlich wird sie für Theopompos ausfallen und unser Bild von Theopompos und von der Arbeitsweise des Ephoros wird sich wesentlich ändern.

Die Werke des Ephoros und Theopomp haben die Geschichtsdarstellung der uns erhaltenen späteren Historiker aufs stärkste bestimmt. Sie haben Anaximenes von Lampsakos in den Schatten gestellt, der auf die ältere griechische Geschichte (bis 362) zwei weitere Werke über Philipp und Alexander in zunehmender Ausführlichkeit folgen ließ. Erst Didymos' Demosthenes-Kommentar hat uns einen genauen Einblick in die Art des Rhetors gegeben (*s. o. 7. 10*).

III. HELLENISTISCHE PROSALITERATUR

14. **Der Hellenismus.** Eine neue Epoche griechischer Geschichte beginnt mit Alexander dem Großen. Durch Philipps und Alexanders starke Hand wird die nationale

Einheit um den Preis der Unabhängigkeit der Stadtstaaten gewaltsam durchgeführt, und als Führer der vereinigten Hellenen und Träger des panhellenischen Gedankens unterwirft Alexander den Orient. Die griechische und vor allem die athenische Kultur wird die Weltkultur. Und dazu war sie berufen; denn der Geist ionischer Forschung und Kritik, die athenische Aufklärung und Idealphilosophie hatten Kräfte des persönlichen Lebens und universale Tendenzen entwickelt, die längst über die Formen des Stadtstaates und das an ihn gebundene sittliche und religiöse Leben hinausgewachsen waren. In der hellenistischen Welt finden sie den Boden, wo sie sich frei entfalten können. In der Aufgabe der Hellenisierung barbarischer Völker bewährt der griechische Geist seine sieghafte Kraft und beginnt zugleich, über nationale Vorurteile und Schranken sich zu erheben.

Die Dialekte sterben, abgesehen von ihrem literarischen Fortleben in den konventionellen poetischen Formen, allmählich aus, und auf der Grundlage des Attischen erwächst die einheitliche Weltsprache, die κοινή. Ein allgemeiner Prozeß der Ausgleichung, der sich auf allen Gebieten der Kultur, auch im Recht und in der Religion, vollzieht, verbreitet eine Allerweltsbildung, die mehr in die Breite als in die Tiefe geht. Die Stoa bringt mit ihren nivellierenden Tendenzen und mit ihren weltbürgerlichen Gedanken das neue Welt- und Menschheitsbewußtsein auf seinen rationalen Ausdruck. Aber alle hellenistische Philosophie überhaupt schlägt dem Zeitgeiste entsprechend eine wesentlich ethische und individualistische Richtung ein und bereitet damit jene Vertiefung des Innenlebens vor, die in der religiösen Richtung des niedergehenden Altertums und in der Ausbreitung des Christentums seine Vollendung findet.

Neue Mittelpunkte der Kultur entstehen: Alexandria 332, Antiochia 300, Pergamon. Die Forderung eines Platon und Aristoteles, daß der Staat die Erziehung als seine wichtigste Aufgabe anzusehen habe, findet in der Hebung des Schulwesens durch die Kommunen zum Teil ihre Erfüllung. Die Wissenschaften erfreuen sich in Alexandria in den nach dem Muster der athenischen Philosophenschulen geschaffenen Instituten, im Museion und in den beiden Bibliotheken, königlicher Fürsorge. Gelehrtes Forschen und Dichten, das ohne dialektische Studien unmöglich ist, gehen Hand in Hand. Die literarische Produktion ist so umfassend, wie das Publikum aufnahmefähig; sie ist durch das höfische Leben vielfach bestimmt. Die Gelehrten pflanzen außerdem ihre Wissenschaft durch Unterricht fort.

Die von der Philosophie emancipierten Fachwissenschaften erreichen erst jetzt in gesondertem Betriebe eine früher nicht geahnte Vertiefung und Vervollkommnung; das 3. Jahrh. ist die Zeit höchster Blüte der exakten Wissenschaften.

Pergamon tritt seit dem 2. Jahrh., die klassischen Traditionen aufnehmend und fortbildend, in lebhaften Wettbewerb mit Alexandria. Athen bewahrt nur den alten Ruhm der Philosophenstadt. Mit dem Sinken des geistigen Lebens in Alexandria übernimmt seit der Mitte des 2. Jahrh. zeitweilig der Freistaat Rhodos die führende Rolle, besonders in Philosophie, Rhetorik und Grammatik, und wird neben Athen eine Bildungsstätte für die vornehme Jugend Roms.

Der Prozeß der Hellenisierung der Welt wurde durch die Auflösung des Weltreiches Alexanders in Teilstaaten nicht gehemmt, aber er hat sich meist nur die Städte und die oberen Schichten, nicht das Hinterland und das ganze Volkstum unterworfen. Die Weltsprache konnte die nichtgriechischen Landessprachen nicht wie die griechischen Dialekte bezwingen. Der Verfall und die sinkende Kraft der hellenistischen Reiche rufen dann eine nationale Reaktion des Altägyptischen und

Koptischen, des Persischen, Armenischen und Syrischen, eine wachsende Stärkung der fremden Nationalitäten hervor, die später zur Spaltung der östlichen Kirchen nach Nationen und Sprachen führt und zur Auflösung des römischen Reiches mitwirkt.

Das Vordringen und die Eroberungen Roms haben jenen Prozeß der Hellenisierung nicht gehindert. Denn Rom selbst wurde ja ein neuer Boden hellenistischer Propaganda, und die römischen Großen nahmen die philhellenischen und literarischen Neigungen der hellenistischen Fürsten auf. Aber die innergriechische Kulturentwicklung ist freilich durch die Folgen der römischen Annexionen aufs stärkste beeinflußt.

Das Mißregiment der römischen Oligarchie und die Leiden der mithradatischen und der Bürger-Kriege führen einen starken Niedergang der materiellen und der geistigen Kultur im Osten herbei. Die griechische Literatur hat nichts, was sich an Bedeutung im 1. Jahrh. v. und n. Chr. Catull und Lucrez, Cicero, den augusteischen Dichtern an die Seite stellen ließe.

Dazu kommt noch ein zweites Moment. Die literarische Produktion der Griechen gravitiert seit dem 2. Jahrh. immer mehr nach Rom und ist auf römisches Publikum berechnet. Das bedeutet für die Fachwissenschaften Verflachung und Verfall, Ablösung der wissenschaftlichen Produktion durch Kompilation. Man darf daher etwa in der Zeit der Annexion Aegyptens (30) einen Einschnitt in die hellenistische Kulturentwicklung machen. Der Stillstand und Verfall der produktiven geistigen Kräfte des griechischen Ostens, die literarische Vorherrschaft und Überlegenheit, die führende und tonangebende Rolle Roms tritt in dieser Zeit auch auf literarischem Gebiete deutlich hervor. Rom verhilft der atticistischen Reaktion zum Siege, die nun der literarischen Produktion die Richtung auf die Nachahmung der alten attischen Muster gibt und, die natürliche hellenistische Entwicklung unterbrechend und den Strom der Zeit abdämmend, sie dem Leben entfremdet. Und zugleich mit dieser Stilbewegung bricht im augusteischen Zeitalter die allgemeine reaktionär romantische Strömung durch. Als sich dann der griechische Osten unter dem kaiserlichen Regimente erholt, beginnt mit den Flaviern die Emanzipation vom Westen, ein selbstbewußtes geistiges Leben, die sogenannte zweite Sophistik, eine Romantik, die Erneuerung des Altertums nicht nur in Sprache und Literatur, sondern auch in Religion und Kunst, öffentlichen Einrichtungen und Formen des Lebens erstrebt. Aber die Rhetorik ist die Großmacht der Zeit, und der Kultus der schönen Form erstickt den geistigen Gehalt. Die Welt ist alt geworden, lebt in Träumen und zehrt nur noch vom Erbe der Vergangenheit. Die Zukunft gehört dem frisch aufstrebenden Christentum, gegen das der Neuplatonismus vergebens die letzten Kräfte des griechischen Kulturlebens aufbietet. Das Zeitalter Konstantins (323–337) bildet, so fließend die Grenzen auch sind, durch die Umbildung der Reichsverfassung und das Aufgeben der Reichsreligion eine gewisse Grenzscheide, über die hinaus nur gelegentliche Ausblicke gegeben werden können.

Die Anordnung des Stoffes ist nicht durch streng wissenschaftliche, sondern durch praktische Gesichtspunkte bestimmt. Darum sind einzelne Gebiete, für die die römische Periode nur Kompilationen aufzuweisen hat, in zusammenhängender Darstellung schon in III bis ans Ende verfolgt (*III 15 f. 20 21*). Darum ist z. B. was über den hellenistischen Roman zu sagen war, der späteren Zeit eingefügt, aus der uns vollständige Romane erhalten sind, und die jüdisch hellenistische Literatur erst am Ende von IV behandelt worden.

15. Grammatik. Die alexandrinischen gelehrten Anstalten (*o. S. 6 ff.*) waren der Hauptsitz grammatischer, d. h. nach unserem Sprachgebrauche philologischer Forschung. Die älteren Spekulationen über die Sprache, die zu einem elementaren grammatischen System und fester Terminologie geführt hatten, die Anfänge literarischer und ästhetischer Kritik bildeten sich jetzt zu methodischer Forschung aus. Die Arbeit des Aristoteles, der die Methode literarhistorischer Forschung geschaffen und ein reiches Quellenmaterial bequem zugänglich gemacht hatte, wurde in Alexandria, freilich nicht mit der Weite seines Blickes und der Feinheit seines geschichtlichen Taktes fortgesetzt. Zenodot, Eratosthenes, Aristophanes von Byzanz (etwa bis 180), Aristarch (etwa bis 145) hatten nacheinander die Leitung der großen Bibliothek am Brucheion. Auf dem neuen Boden griechischer Kultur suchte man die Fäden, die die Gegenwart mit dem geistigen Erbe der Vergangenheit verbanden.

Die erste Aufgabe war die Sammlung und die Ordnung der Schätze der alten Literatur. Das Epos wurde von Zenodot, die Tragödie von Alexander Aitolos, die Komödie von Lykophron, der die Resultate seiner Forschungen zugleich in einem großen Werk Περὶ κωμῳδίας niederlegte – alle um 280 – katalogisiert. Durch Kallimachos (um 260) wurde der eine Fülle von Spezialuntersuchungen anregende Generalkatalog vollendet (s. *Quellen 2*, wo auch *4* Hermipp und die Biographie behandelt sind).

Eine zweite Aufgabe, an der Exegese und Sprachwissenschaft sich zu einer wissenschaftlichen Disziplin herausbilden, ist die kritische Herstellung und gelehrte Erläuterung der Texte. Bequeme und korrekte Ausgaben wurden bei der größeren Verbreitung der Bildung allmählich ein dringendes Bedürfnis. So ging der schwunghafte Buchhandel Alexandrias mit dem wissenschaftlichen Großbetriebe Hand in Hand und wurde auch dadurch, daß Ägypten allein Papier produzierte, gefördert (*o. S. 4*). Erst spät entwickelte sich endlich die an die Bearbeitung der Texte gebundene Spracherklärung zur systematischen Grammatik.

Die philologische Arbeit beginnt mit Homer, der auch im Mittelpunkt des Interesses bleibt. An ihm hat sich die Methode der Textkritik gebildet. Der Fülle der verbreiteten und zum Teil stark degenerierten Texte stellt Zenodot einen auf diplomatischer Grundlage gebauten Text gegenüber, der trotz mancher subjektiver Entscheidungen einen bedeutenden Fortschritt bezeichnet haben wird. Er hat ein homerisches Glossar geschaffen und ist wohl auch der Urheber der überlieferten Buchteilung. Kallimachos übt neben der Sprachforschung (Πίναξ τῶν Δημοκρίτου γλωσσῶν καὶ συνταγμάτων, Ἐθνικαὶ ὀνομασίαι) eine umfassende antiquarische Schriftstellerei aus. Die Θαυμασίων συναγωγή eröffnet die sehr beliebte und verbreitete Literatur der Kuriositätensammlungen. An Lykophron knüpft an des Eratosthenes reichhaltiges, Echtheitsfragen und Didaskalien, Textkritik, Historie und Sprache betreffendes Werk Περὶ ἀρχαίας κωμῳδίας. Aristophanes von Byzanz setzt die Homerarbeit fort, gewinnt durch sein System kritischer Zeichen (*o. S. 19 f.*) ein sehr praktisches Mittel, die handschriftliche Tradition und die Ergebnisse der gelehrten Textkritik übersichtlich und doch voneinander gesondert darzustellen. Aus seinen Vorlesungen über Homer ist durch Aristarchs Vermittlung manches in die spätere Tradition übergegangen. Auch für Pindar und andere Lyriker schafft er die maßgebende Ausgabe und durch die Abteilung der Strophen und Kola ein wertvolles Mittel der Textkritik. Seine Einleitungen zu den Dramen gaben die Voraussetzungen der Handlung, Vergleich mit anderen Dramen gleichen Stoffes, Angaben

über Schauplatz, Chor, Sprecher des Prologs, Zusammenfassung der Gipfelpunkte der Handlung, Didaskalien (*s. Quellen 3*), ästhetische Urteile, in denen die Gedanken der aristotelischen und peripatesischen Poetik fortwirken. Eine Reihe solcher ὑποθέσεις sind unter seinem Namen, andere in späterer Überarbeitung erhalten. Platons Dialoge teilt er nach Trilogieen (vgl. *Quellen 2*). Bahnbrechend sind seine Λέξεις, die unerschöpfliche Fundgrube für die Späteren, durch die Fülle des Materials und der Belege und durch die Feinheit der semasiologischen Unterscheidungen. Die Schrift Πρὸς τοὺς Καλλιμάχου πίνακας gab Ergänzungen zu dem großen Werk des Kallimachos. Die Παροιμίαι setzten die peripatetische Forschung fort, und seine Schrift Περὶ ἀναλογίας eröffnete den Streit der alexandrinischen analogetischen Richtung in der Grammatik mit der pergamenischen anomalistischen.

Wenn Aristarch an Vielseitigkeit seiner wissenschaftlichen Interessen hinter seinem Lehrer Aristophanes zurücksteht, so verdankt er seinen Ruhm der Strenge seiner Methode. Auf erweiterter diplomatischer Grundlage und unter Benutzung der Arbeiten seiner Vorgänger schafft er eine mit kritischen Zeichen ausgestattete Textrezension Homers, durch die die einheitliche Gestalt des Textes seitdem wesentlich bestimmt zu sein scheint. Aus Homer selbst abstrahiert er mit erstaunlicher Beherrschung des Materiales und feinstem Sprachgefühl seine Kenntnis von Stil und Sprache.

An Mißgriffen fehlt es freilich nicht, wo das Material unzureichend ist; auch Mangel poetischen Gefühles und modernes Empfinden leitet ihn irre, wie er aus ähnlichen Gründen auch in der Erklärung Pindars öfter versagt. Und die scharfe Grenzlinie zwischen dem einen Dichter der Ilias und der Odyssee und dem Kyklos (οἱ νεώτεροι) war nicht ohne Willkür gezogen. Seine Auffassung der Syntax ist wie im Altertum überhaupt äußerlich und unwissenschaftlich, und ein Verständnis homerischer Metrik war vor Entdeckung des Vau unmöglich. – Spärliche Reste eines aristarchischen Kommentars zu Herodot (*Amherst Papyri II, London 1891, Nr. 17*) zeigen, daß auch die Prosaliteratur von den älteren Alexandrinern nicht vernachlässigt wurde.

Die pergamenische Forschung wetteiferte im 2. Jahrh. mit der alexandrinischen und trat vielfach zu ihr in scharfen Gegensatz. Krates von Mallos, der etwas ältere Zeitgenosse Aristarchs, der um 165 eine Gesandtschaft zu grammatischen Vorlesungen in Rom benutzt, vertritt der alexandrinischen Analogie gegenüber mit Einseitigkeit den Grundsatz der Anomalie, des regellosen Sprachgebrauches. In Pergamon, wo antiquarische und archäologische Forschung gedeiht (*s. u. 21*), strebt man auch über die engen Schranken, in denen sich die alexandrinische Philologie freilich mit Meisterschaft bewegt, hinaus und bemüht sich um ein historisches Verständnis Homers, dessen Eigenart Aristarch scharf zu erfassen suchte, indem er ihn als isolierte Größe behandelte und aus sich interpretierte. Die umfassenderen Gesichtspunkte des Krates waren an sich berechtigt; aber ihre Ausführung und die Anwendung der Grundsätze unglücklich. Krates will Homer erschließen mit den Mitteln, mit denen die Apologetik seit dem 6. Jahrh. das Problem löste, das Homer wegen des Abstandes der Kultur schon für die fortgeschrittene Sittlichkeit und Religiosität jener Zeit bedeutete, mit den inzwischen vom Kynismus und von der Stoa weiter entwickelten Künsten allegorischer Exegese. Man meinte den Dichter zu ehren, wenn man ihn durch Umdeutung zum Träger der Ethik und Wissenschaft der Gegenwart macht, und man vertrieb so doch nur allen Zauber der Poesie. Die uns erhaltenen späteren Schriften dieser Tendenz, z. B. des unbekannten Herakleitos Allegorien,

Kornutos' Handbüchlein, auch Porphyrios gehen im Kern auf ein Werk des Krates zurück.

Aristarchs Schüler Dionysios Thrax, der um 100 auf Rhodos wirkt, faßt die empirische Sprachforschung Alexandrias in Verbindung mit stoischer Sprachphilosophie nicht ohne eine gewisse Trivialisierung in seiner Τέχνη zum Systeme zusammen. Sie geht durch Varro und Remmius Palaemon (zur Zeit des Kaisers Tiberius) zu den Römern über, wird in die orientalischen Sprachen übersetzt und wird so Muster und Grundlage für alle moderne Grammatik. Sie ist uns in etwas überarbeiteter Gestalt erhalten mit ausführlichen Scholien.

Aristarch hatte keinen Homerkommentar geschrieben. Der Sinn seiner kritischen Zeichen und ihre Begründung ließ sich nur in einzelnen Fällen seinen zahlreichen ὑπομνήματα entnehmen. Die Schultradition, die seine mündlichen Erläuterungen weitergab, wurde immer mehr getrübt. Dazu kam, daß seine fortgesetzten Forschungen zur Änderung früherer Urteile führten. Schon sein Schüler Ammonios widmete eine besondere Schrift dem Nachweise, daß es nur zwei aristarchische Homerrecensionen gegeben habe. So unterzogen sich denn Didymos und Aristonikos (zweite Hälfte des 1. Jahrh.) der Aufgabe, aus der Tradition der Schule, der älteren Literatur, den leitenden Gesichtspunkten des Aristarch Vers für Vers die Gründe zu eruieren, die den Meister zu seiner Textgestaltung und zu den kritischen Zeichen veranlaßt hatten. Des Didymos und Aristonikos Schriften Περὶ τῆς Ἀριστάρχείου διορθώσεως und Περὶ σημείων Ἰλιάδος καὶ Ὀδυσσείας, Nikanors Schrift Περὶ τῆς στιγμῆς τῆς παρ' Ὁμήρῳ, des einflußreichen Herodianos Werk Περὶ τῆς Ὁμηρικῆς προσῳδίας (Zeit des Marc Aurel) wurden, laut dem Zeugnisse des Codex Venetus A zu dem 'Viermännerkommentar' verbunden, dann aus trüber späterer Tradition, von der des Neuplatonikers Porphyrios Ζητήματα noch das Wertvollste sind, zu unseren Scholienmassen erweitert, in denen Gutes und Wertvolles mit den Ausgeburten späterer Ignoranz und Phantasie verbunden ist.

Didymos (χαλκέντερος, βιβλιολάθης) bezeichnet mit seiner fabelhaften Produktivität (3500, nach anderen 4000 Bücher) den Übergang zum römischen Zeitalter der Kompilationen, der Verflachung der Wissenschaft, die wir in den fachwissenschaftlichen Kompendien, in den mythographischen Handbüchern, in den Universalgeschichten, die die Lektüre der anderen Historiker überflüssig machen wollen, in den Chroniken beobachten. Didymos schreibt umfassende Kompilationen, die dann wieder in späterer Exzerptenliteratur untergehen. Ein Sammelbecken reichster Gelehrsamkeit waren die schon erwähnten kritischen und die exegetischen Kommentare (ὑπομνήματα) zu Homer. Der Kern unserer Scholien zu Pindar und zu den Tragödien, auch zu Aristophanes, geht auf Didymos zurück. Zum Teil derselbe Stoff wurde nach sachlichen Gesichtspunkten in den lexikalischen Arbeiten (z. B. Λέξις κωμική und τραγική) behandelt, die durch Diogenians Vermittlung (Zeit Hadrians) in starker Verdünnung und mit Streichung des gelehrten Details die Grundlage unseres Lexikon des Hesychios geworden sind. Noch erwähnt seien die Ξένη ἱστορία (mythographisch), die Συμποσιακά (vgl. für diese Literaturform Plutarch, Athenaeus), Περὶ λυρικῶν ποιητῶν, Παροιμίαι, von denen wir Excerpte besitzen.

Aber einen klaren Einblick in die Werkstatt des Didymos haben uns doch erst die als Originalschrift eines alexandrinischen Grammatikers ganz unschätzbaren Stücke seines umfassenden Werkes περὶ Δημοσθένους gegeben (*rec. HDiels et WSchubart, Lpz. 1904*). Dies Werk, neben dem die ὑπομνήματα die sprachliche Exegese pflegten, geht die einzelnen Reden durch und behandelt die Schwierigkeiten der Sacherklärung;

Asconius' Cicerokommentar hat die gleiche Anlage. Didymos gibt uns hier das erlesenste historische Material; aber es ist erborgte Gelehrsamkeit, wie z. B. die Übereinstimmung der chronologischen Ausführungen über die einzelnen Reden mit Dionysios von Halikarnaß beweist. Und der Ballast der Gelehrsamkeit hat das klare Urteil und den gesunden Menschenverstand vielfach erstickt. Dieser Eindruck wird bestätigt durch die argen Geschmacklosigkeiten, deren Didymos z. B. in der Erklärung des Aristophanes sich schuldig gemacht hat. — Der Anonymus Argentinensis (*Herm. XLIII [1908] 220ff.*) enthält die Kapitelüberschriften eines ganz ähnlichen Werkes über Demosthenes und zwar des die Rede gegen Androtion betreffenden Teiles. Die Anlage dieses Werkes ist dem des Didymos, das gleichartige Kolumnentitel führt, so ähnlich, daß die Annahme, diese Argumente gehörten ebenfalls dem Didymos, sehr nahe liegt.

Zur Zeit des Didymos und in den nächsten beiden Jahrhunderten fehlt es nicht an Grammatikern, die die alexandrinischen Traditionen fortsetzen. Didymos' Zeitgenosse Tryphon behandelt verschiedene Zweige der systematischen Grammatik. Theon (Zeit des Augustus) schafft die maßgebenden Kommentare zu den alexandrinischen Dichtern, Theokrit, Apollonios, Nikandros, Lykophron, die Grundlage der erhaltenen Scholien. Symmachos (um 100) redigiert die alten Scholien zu Aristophanes. Im 2. Jahrh. bauen Apollonios Dyskolos und Herodianos das System weiter aus.

16. Mythographie. Ich knüpfe hier die Mythographie an, weil sie jetzt aus den Händen der Historiker in die der Grammatiker gerät. Die früher in den Genealogieen behandelte mythische Zeit war von Ephoros ausgeschlossen, von Anaximenes z. B. mit der Zeitgeschichte zu einer Universalgeschichte verbunden worden. In der hellenistischen Zeit wurden die Philologen besonders durch die Dichterexegese auf mythologische Forschung geführt. Denn ihre Aufgabe ist es, die Historien, auf die in der Literatur angespielt wird, zu erläutern. Mythologische Handbücher entstehen dann und werden im Zeitalter der Kompilationen erneuert, da der Dichter, auch wo er nicht überhaupt mythische Einkleidung wählt, doch wie auch der Rhetor des mythischen Aufputzes bedarf, der Gebildete zum Verständnis der Dichtung die Mythen kennen muß und sie schon in der Schule lernt. Wir haben von dieser Literatur, die wie Unterhaltungslektüre und Schulbücher rasch vergeht und sich immer wieder erneuert, manche späteren Ableger: die auf den Namen des berühmten Apollodoros (*u. 18*) gesetzte Βιβλιοθήκη, die Hygin zugeschriebenen fabulae, des Neuplatonikers Proklos Excerpte, Niederschläge in Homerscholien und ὑποθέσεις. Höher hinauf führen die illustrierten ilischen Tafeln aus Augustus' Zeit. Aber auch Diodor und Ovid haben solche Handbücher benutzt, und schon die 'homerischen Becher' (die ältesten aus dem 3. Jahrh.) geben ähnliche Inhaltsangaben. Gelegentliche Quellennotizen und Variantengelehrsamkeit dieser Kompilationen bezeugen den ursprünglichen Zusammenhang mit gelehrter Forschung.

Daneben gab es Spezialsammlungen mit beschränkter Auswahl. Wir haben Parthenios' Büchlein περὶ ἐρωτικῶν παθημάτων (um 40 v. Chr.), das nach der Vorrede C. Cornelius Gallus das Material für Epen und Elegien geben will (darum auch Quellenangaben), Photios' Auszüge aus Konons Διηγήσεις, die ebenfalls mit Quellennachweisen versehene Μεταμορφώσεων συναγωγή des Antoninus Liberalis, die Bearbeitung einer Schrift des Eratosthenes, die Ἀστροθεσία ζώων. Ähnliche direkt oder bei christlichen Schriftstellern erhaltene Verzeichnisse zeugen von der Ausbreitung dieses Literaturzweiges.

Aber schon diese Handbücher zeigen vielfach einen Einschlag anderer Richtung mythologischer Literatur, die von aktuellen Interessen der Gegenwart beherrscht war. Die rationalisierende Behandlung der Mythen, die mit Hekataios (*o. 2*) begann, setzt sich auch in hellenistischer Zeit fort und paßt den Stoff in romanhafter Behandlung dem neuen Zeitgeschmack an. Im Beginn dieser Epoche gibt Euhemeros in Form eines utopistischen Reiseromanes die Geschichte der nach dem Muster der hellenistischen Monarchieen geschilderten Götterdynastie. Es spiegelt sich in seiner Ἱερὰ ἀναγραφή der Geist der Zeit, in der die historischen Religionen und der Kult der Himmlischen durch den Herrscherkult in Schatten gestellt wird. Der starke Einfluß auf römische und christliche Literatur, der Beifall, den spätere Rationalisten dieser Theologie spendeten, hat den Ruhm des Euhemeros begründet, und das Schlagwort des Euhemerismus hat die irrige Vorstellung verbreitet, als sei er der Erfinder einer neuen Methode. Schon Kallimachos' (*fr. 86 ed. OSchneider, Lpz. 1870 u. 1873*) romantischer Sinn lehnt sich gegen seine faden Konstruktionen auf.

Dionysios Skytobrachion (2. Jahrh.) arbeitet die Mythen z. B. von Dionysos und der Argofahrt zu sensationellen Romanen um, deren Quellen er zum Teil fingiert. Und wenn Hegesianax (um 200) im Gegensatz zu Homer auf Grund eines uralten Berichtes die wahre Geschichte des troischen Krieges berichten will (vgl. *Dio Chrysostomos XI*, *Philostrats Heroikos*), so sehen wir schon die Mythenbearbeitung ausgebildet, die später in die Schwindelbücher des Diktys und Dares ausläuft. Auf Grund ausgegrabener Tagebücher troischer Helden will diese Literatur eine sehr realistische Geschichte des Krieges geben.

17. Historische Literatur vor Polybios. Schon zu Lebzeiten Alexanders haben Literaten, die ihn begleiteten, wie besonders Kallisthenes (Πράξεις Ἀλεξάνδρου), seine Taten in panegyrischer Tendenz aufgezeichnet. Sehr viel erfreulicher ist es, wenn ein Fachmann wie der Admiral Nearchos einen zuverlässigen Bericht über seine Fahrt vom Indus bis in den Euphrat gibt. Zu einer sachlichen Geschichtschreibung wurde das vorhandene amtliche Material, das Hof- und Amtsjournal (ἐφημερίδες), Beamtenberichte, Korrespondenzen, Aufzeichnungen der Routen durch die βηματισταί, erst nach dem Tode Alexanders verwertet. Nach solchen Quellen und aus eigenen Erinnerungen schreibt König Ptolemaios I. mit vorwiegend strategischem Interesse, während Aristobulos die Eroberung und Erschließung neuer Länder Gelegenheit giebt, Land und Leute zu schildern, Kuriositäten und Anekdoten einzuflechten. Die Herrschaft gewinnt schließlich jene an die ionische Novellistik sich anschließende rhetorisierende Historie (*o. 3. 13*), die den Stoff als Mittel benutzt, die stilistische Virtuosität zu entfalten, die in ihren Übertreibungen, willkürlicher Gruppierung, selbstgeschaffener Psychologie, moralisierender Tendenz auf Effekte berechnet ist und vor allem unterhalten will. Schöpfer dieser Darstellung, die uns am reinsten bei Diodor, in mannigfachen Abwandlungen bei Justin (d. h. Trogus Pompeius) und Curtius vorliegt, ist Kleitarchos. Und sie nähert sich vielfach dem in mannigfachen späteren Rezensionen erhaltenen, aber zum Teil weit zurückreichenden Alexanderroman, in dem die Grundzüge der wahren Geschichte völlig verlöscht sind.

Ein würdiger Vertreter sachlicher Geschichtschreibung ist Hieronymos von Kardia (*FHG. II 450 ff.*), der an der Geschichte seiner Zeit als Parteigänger des Eumenes, dann der Antigoniden beteiligt ist, für die Späteren der wichtigste Gewährsmann der Diodochengeschichte (Hauptquelle von Plutarchs Eumenes).

Die peripatetische Art, die mit der Poesie konkurriert, die Geschichte dramatisch gestaltet und novellistisch ausschmückt, setzt der vielseitige Literat Duris fort mit seinen etwa die Jahre 370–287 umfassenden Ἱστορίαι (*FHG. II 466 ff.*) und der Geschichte des Agathokles (benutzt bei Diodor XIX. XX). Die folgende Periode behandelt der Duris in mancher Hinsicht verwandte Athener Phylarchos in seinen Ἱστορίαι (*FHG. I. 334 ff.*, Hauptquelle für Plutarchs Agis und Kleomenes).

An maßgebender Bedeutung neben Ephoros und Theopompos steht Timaios, der nach dem von Thukydides benutzten Antiochos und dem als Politiker wie Historiker gleich bedeutenden Philistos eine vielbändige italische und sizilische Geschichte (Ἱστορίαι *FHG. I 193 ff.*) bis zum Ausbruch des ersten punischen Krieges 264 führt. Bald nachdem Agathokles 317/316 sich der Herrschaft bemächtigt hatte, war er verbannt worden und widmete sich in Athen den Vorarbeiten zu seinem Werke. Mit leidenschaftlicher Parteinahme zeichnet er den guten Gelon, die argen Dionyse, den vollendeten Bösewicht Agathokles (Quelle von Plutarchs Timoleon) und läßt es auch an gehässigen Invektiven gegen andere Historiker und gegen die Philosophie nicht fehlen. In den Prunkstücken der Beredsamkeit, frömmelnden Anekdoten, moralisierenden Reflexionen zeigt sich besonders die rhetorische Mache. Aber er hat doch mit stupendem Fleiß, den er, wie die Späteren es lieben, den Lesern gern in den Proömien vorrechnet, ein ungeheures Material, auch durch archivalische Studien zusammengebracht, hat aus eigener Forschung und Beobachtung den Griechen die Kunde des Westens erschlossen. Und so hat er, trotzdem der Praktiker Polybios mit dem Rhetor und Stubengelehrten zu hart ins Gericht geht, doch auf Poseidonios gewirkt und ist lange eine Autorität geblieben.

Wertvolle Primärquellen waren die Memoiren (ὑπομνήματα), wie sie nun Männer der Tat, Demetrios von Phaleron, Arat und nach griechischem Muster auch römische Große, zum Teil mit Hilfe literarischer Handlanger herausgaben. Die Literaten schrieben vielfach Geschichte im Dienst und Sinne ihrer fürstlichen oder vornehmen Gönner. Ein Papyrusfund hat uns ein Stück der πράξεις wiedergegeben, in denen Sosylos, Hannibals Kriegsgenosse und Sprachlehrer, die Taten des karthagischen Helden behandelte (*UWilcken, Herm. XLI [1906] 103 ff.*).

Die Lokalgeschichten, die in Aristoteles' πολιτεῖαι und von Ephoros reichlich berücksichtigt waren, finden jetzt die lebhafteste literarische Pflege, und die Dichtung (Kallimachos) beginnt ihre poetischen Motive zu heben. Die Ἀτθίδες finden in des Kallimacheers Istros Ἀτθίδων συναγωγή ihren Abschluß; Athen hatte ja auch keine eigene Geschichte mehr. Die Κτίσις Μαγνησίας (*Uv Wilamowitz, Herm. XXX 1895, 177 ff.*) zeigt, wie auch politische Tendenz auf diesem Gebiete zur Verfälschung der Traditionen führt. Der lebhafte Völkerverkehr läßt Ethnographien der verschiedensten griechischen und nichtgriechischen Stämme entstehen.

In der Erschließung der orientalischen Geschichte und ihrer hellenisierenden Bearbeitung bietet sich eine besonders lockende Aufgabe. Im ersten Drittel des 3. Jahrh. treten neben Ktesias Megasthenes' Ἰνδικά, in denen aus eigenen Beobachtungen und Erkundungen eine sehr anschauliche Schilderung von Land und Leuten gegeben wird. Der Mythus vom indischen Zuge des Dionysos war hier wiedergegeben, wie er unter dem noch frischen Eindruck des Alexanderzuges sich ausgebildet hatte. Der babylonische Belspriester Berossos benutzt in seinen Antiochos I gewidmeten Βαβυλωνιακά (oder Χαλδαϊκά) keilschriftliche Texte, denen er Königslisten und wertvolle Versionen der Flut- und Turmbausagen entnimmt. Auch die Kenntnis der in hellenistischer Zeit so einflußreichen chaldäischen Weis-

heit, der Astrologie, hat er den Griechen vermittelt. Der ägyptische Priester Manetho gibt in der uns nur durch spätere entstellende jüdische und christliche Exzerpte bekannten Geschichte seiner Heimat Königslisten und volkstümliche Sagen und behandelt in der Ἱερὰ Βίβλος die ägyptische Religion. Größerer Beliebtheit erfreute sich der von Diodor B. I ausgiebig benutzte jüngere Hekataios (von Abdera), der Geschichte und Kultur Ägyptens nach Tendenzen und Idealen seiner Zeit gestaltet und so den aufgeklärten Despotismus, die rationalistische Religion, Grundsätze der Ptolemäerpolitik in die Pharaonenzeit hineinträgt, trotz häufiger Berufung auf alte Priesteraufzeichnungen.

Die Erforschung der alten Kulturen ist in den ersten Anfängen stecken geblieben, nie zu einer ernsten wissenschaftlichen Aufgabe erhoben worden, da den griechischen Gelehrten das Studium fremder Sprachen fern lag. Plutarch und die Neuplatoniker geben uns noch den Einblick in eine reiche Literatur, in der Hellenisierung, Idealisierung, philosophische Umdeutung der ägyptischen Religion sich fortgesetzt hat. Die Verwandtschaft der aufklärerischen religiösen Grundgedanken des Hekataios und Euhemeros (*s. o. 16*) zeigt, wie unmerkbar die Übergänge von historischer zu romanhafter Darstellung sind und wie eine Scheidung beider Gattungen nach antiken Begriffen unmöglich ist. – Auch Römer (Fabius Pictor) und Juden (*s. u. 32*) arbeiten bald an der Hellenisierung ihrer Volksgeschichte.

18. Chronographie. In tabellarischer Form hat im Marmor Parium (*her. von FJacoby, Berl. 1904*) ein obskurer Dilettant die wissenswerten Ereignisse aus politischer Geschichte und Literatur vom Jahre des Kekrops bis 264/3 zur Verbreitung der Volksbildung verzeichnet. Manche wertvolle Nachricht ist uns durch diese Steinschrift aus älteren Quellen (Atthis, Ephoros) vermittelt.

Der Begründer der Chronographie (wie der Geographie) ist Eratosthenes (*s. o. 15. vgl. u. 20*), dessen Χρονογραφίαι die Zeit von Troias Fall bis zu Alexanders Tod 1184/3–324/3 umfassen. Die Listen der spartanischen Könige, der Olympioniken, der athenischen Archonten sind der Faden, auf den er die oft nur durch synchronistische Beziehungen ungefähr angesetzten Ereignisse, auch literarische, aufreiht.

Auf seinen Schultern steht dann Apollodor, der Schüler des Aristarch und des Stoikers Diogenes. Nach Pergamon übergesiedelt, widmet er seine von 1184/3 bis 145/4 reichenden Χρονικά dem Könige Attalos II. (*Frg. ges. von FJacoby, Berl. 1902*). Eine zweite Ausgabe führte mindestens bis 120/119. Diese Chronik war in iambischen Trimetern, zu leichtem Auswendiglernen, verfaßt. Kultur- und Literaturgeschichte, besonders die Pilosophen seiner Zeit, hat Apollodor reichlich berücksichtigt (Über seine Methode *s. u. Quellen 5*). Derselbe Mann hat einen wertvollen von Strabon benutzten Kommentar zum homerischen Schiffskatalog verfaßt, Sophron und Epicharm bearbeitet, in seinem Werke Περὶ θεῶν ein von den Späteren ebenso eifrig wie die Chronik benutztes großes religionsgeschichtliches Repertorium mit stoisch gefärbter Götterlehre geschaffen.

Nach dem Vorgange Kastors (1. Jahrh. v. Chr.) haben dann heidnische und christliche Chronographen, diese mit Verwertung des biblischen Materials, orientalische, griechische, römische Geschichte in tabellarischer Übersicht bearbeitet, bis Iulius Africanus als Begründer christlicher Chronographie (Endjahr 220/21 n. Chr.) und Eusebios (*u. 37*) die für die Späteren maßgebenden Werke schufen. Eusebios' bis 324/5 n. Chr. reichende Chronik (*ed. ASchöne, Berl. 1866. 1875*, bedarf der Erneuerung) ist als Ganzes stark entstellt in armenischer Übersetzung, das 2. Buch

(Tabellen) auch in lateinischer Übersetzung des Hieronymus erhalten. Dazu kommen zahlreiche Exzerpte in griechischer und in orientalischen Sprachen.

19. Polybios, Poseidonios, Alexander Polyhistor. Die Aneignung griechischer Literaturwerke, Krates' Aufenhalt in Rom (*s. o. 15*), das Edikt gegen Philosophen und Rhetoren 161, die berühmte Philosophengesandtschaft 155 sind einige der hervorstechenden Symptome der fortschreitenden Hellenisierung Roms. Daß von der größten Periode römischer Geschichte ein Grieche die maßgebende Darstellung gab, zeigt, welche Bedeutung Rom jetzt für den griechischen Osten gewinnt. Durch die großen politischen Gegensätze und Kämpfe seiner Zeit, in die sein eigenes Leben verflochten war, ist der Arkader Polybios zum Historiker gereift. Begeisterter Verehrer des Philopoemen, dem er ein biographisches ἐγκώμιον widmete, und in den Traditionen des achäischen Bundes groß geworden, seit den Jünglingsjahren diplomatisch und militärisch tätig — er hatte auch Τακτικά verfaßt —, sieht er im Kriege gegen Perseus alle Hoffnungen der nationalgriechischen Partei zu Grabe gehen. Er gehört zu den tausend vornehmen Achäern, die 166 nach Italien deportiert werden. Aber ein günstiger Stern führt ihn in das Haus des L. Aemilius Paullus, in den Kreis, in dessen Traditionen er die echte Römergröße noch verkörpert fand, wo er das beste Verständnis der Weltlage gewinnen konnte und wo der jüngere Scipio ihm seine edle und nach tieferer Bildung verlangende Seele aufschloß. Hier verkündete später auch der Stoiker Panaitios die besten Gedanken des Griechentums und der verfeinerten stoischen Moral und bereitete damit eine glückliche Vereinigung weltbürgerlicher griechischer Ethik und römischen Wesens vor (Περὶ καθήκοντος, benutzt von Cicero De officiis).

Polybios lernt unter schmerzlichen Erfahrungen die Unterwerfung Griechenlands als Notwendigkeit begreifen, die Gründe der wachsenden Macht Roms verstehen, diese Macht aufrichtig bewundern und den Glauben an ihre Zukunft gewinnen. Später ist er mit Scipio in Spanien und Afrika, erlebt zusammen mit Panaitios Karthagos Untergang (146), vermittelt nach dem harten Strafgericht, das 146 an Korinth vollzogen ward, zwischen der besiegten Heimat und Rom. Er scheint sich seitdem meist in Griechenland aufgehalten zu haben und, nachdem er Scipio auch in den numantinischen Krieg begleitet hatte, um 128 gestorben zu sein. Mit schmerzlicher Enttäuschung sah er noch sein Idealbild des römischen Staates durch den brutalen Egoismus römischer Politik, die Mißwirtschaft der Oligarchie, die gefährliche Spannung der Parteien getrübt.

Bald nachdem er sich in Rom eingelebt und die neue politische Einsicht gewonnen hat, beginnt er in seinen Ἱστορίαι darzulegen, wie es sich erklärt, daß die Staaten der bekannten Welt unter römische Herrschaft gekommen und die Fäden der Völkergeschichte alle in Rom zusammengelaufen sind. Nachdem er einleitend in knappem Auszuge die Geschichte vom ersten kriegerischen Auftreten der Römer außerhalb Italiens 264 an (hier hatte Timaios aufgehört) berichtet hat (*I II*), eröffnet er die ausführliche Darstellung des Werdens der römischen Weltherrschaft. Mit B. XXIX (Pydna 168) gelangt sie zum Abschluß. Die ursprünglich wohl nicht beabsichtigte Fortsetzung (*XXX—XXXIX*) erzählt die weitere Entwickelung, dann namentlich die Kämpfe in Spanien, den dritten punischen Krieg, Eroberung Korinths und Eingliederung Griechenlands in die Provinz Makedonien, 'die Vollendung des griechischen Unglücks'. Das letzte Buch gab eine chronologische Ausführung, Rekapitulation, Register. — Später schrieb Polybios noch eine verlorene Geschichte des numantinischen Krieges.

Für die Geschichte von 220–144 galt Polybios als der maßgebende Autor. Sind auch nur B. I–V erhalten, so geben doch umfangreiche Exzerpte und spätere Benutzer, Diodor, Plutarch, Appian, Trogus Pompeius, Livius, ein klares Bild von Anlage und Hauptinhalt des ganzen Werkes.

Als Historiker seiner Zeit (etwa von 200 an) leistet Polybios sein Bestes. Zu dem Fleiß, mit dem er sein Material sammelt, Erkundigungen einzieht, archivalische Studien treibt, auf Reisen topographische Anschauungen sammelt, kommen höhere Qualitäten des Historikers: gesunder Wirklichkeitssinn, scharfe Auffassung und anschauliche Schilderung, die sich z. B. in der Charakteristik römischer Institutionen bewähren, militärische und staatsmännische Erfahrungen, die seine Darstellungen von Schlachten und diplomatischen Verhandlungen wertvoll machen. Er schreibt in bewußtem Gegensatz gegen die Rhetorik als sachkundiger Fachmann wie vor ihm Hieronymos und später Caesar. Darin ähnelt er auch dem Thukydides, aber in dem absichtlichen Hervortreten der eigenen Persönlichkeit und Subjektivität ist er von ihm ganz verschieden. Den Zweck, den er verfolgt, rechnet er den Lesern in aufdringlichem Doktrinarismus vor. Praktikern will er nützen, die die Geschichte als Lehrmeisterin, die Kenntnis des Geschehenen als Richtschnur für ihr Handeln benutzen sollen. Der Rationalist glaubt an die Gesetzmäßigkeit des geschichtlichen Verlaufes und die Möglichkeit, ihn zu berechnen. Die Moral der Geschichte, Nutzanwendungen, Urteile, Räsonnements, Polemik drängen sich ungebührlich vor. Damit kommt er der praktischen Sinnesweise der Römer entgegen, aber die Kunstform des Herodot und des Thukydides zergeht ihm. An seinen Helden schätzt er vor allem die berechnende Überlegung, auf die er auch die geniale Kraft reduziert. Die Religion ist ihm als Zuchtmittel der Menge gerade gut genug, und er findet es recht, daß die Römer sie so ansehen.

Der Doktrinär verrät sich in der pedantischen Disposition, die immer wieder mit umständlicher Breite in Erinnerung gerufen wird. Ganz frei ergeht er sich in den mit Berechnung an gewissen Höhepunkten eingelegten längeren Exkursen. Ein solcher folgt in B. VI auf die Niederlage von Cannae: der notwendige Kreislauf der Verfassungen wird in schematischer Verflachung älterer Theorie dargelegt, dann wird die römische Verfassung als Verwirklichung der idealen gemischten Verfassung mit scharfem Blick für die charakteristischen Züge geschildert. Solche staatswissenschaftliche Lehren sind viel im Kreise des Scipio erörtert worden (*Cic. De rep.*). — Der unschätzbare Exkurs des zwölften Buches spricht in scharfer Auseinandersetzung mit den Vorgängern über Aufgabe und Methode des Historikers. B. XXXIV schließt die Darstellung der römischen Weltherrschaft passend mit einem großen geographischen Exkurse.

Wenn Polybios rhetorischen Schmuck und Aufputz verschmäht, so hat er doch keineswegs kunstlos geschrieben, wie schon die strenge Hiatmeidung beweist. Der Abstand vom Altattischen und das Urteil der Atticisten hat ihm mit Unrecht den Vorwurf der Vernachlässigung der Form zugezogen. Jetzt geben uns die öffentlichen Urkunden eine Fülle von Vergleichsmaterial für die die ältere einfache Sprachmittel ersetzenden Neubildungen, die weitschweifigen Periphrasen, den breit angelegten Satzbau. Die praktischen Politiker seiner Zeit und die gebildeten Literaten der Kanzleien haben ähnlich geschrieben.

In der durch Panaitios vorbereiteten Umbildung der stoischen Schuldoktrin unter dem Einfluß der neuen Zeitströmungen und Platons bezeichnet Poseidonios den Höhepunkt. Im syrischen Apameia geboren, macht er um 100 weite Reisen

im Westen und knüpft seine Beziehungen mit der römischen Aristokratie an. Dann lehrt er in Rhodos, wo ihn Cicero und Pompeius gehört haben. Er ist der Schöpfer eines groß angelegten, alle Wissenschaften in einem mächtigen Bau verbindenden Systemes. Geographie (Περὶ ὠκεανοῦ), Meteorologie (Περὶ μετεώρων), Mathematik hat er durch eigene Forschung gefördert.

Als Geograph bewegt er sich auf den Bahnen des Eratosthenes (*u. 20*) und verbindet dessen exakte Methode mit gründlicher Verwertung des empirischen Materiales. Er gibt eine Fülle eigener Beobachtungen, z. B. über die Gezeiten und über den Einfluß des Klimas auf Körperbildung, Lebensart, Sprache der Völker. Er betrachtet die Veränderungen der Erdoberfläche unter dem Gesichtspunkt stetiger Entwickelung, faßt die vulkanischen Erscheinungen in ihrem Zusammenhange und in ihrer Verbindung mit den seismischen. Er bildet die Tier- und Pflanzengeographie aus. Er erwägt die Umschiffung Afrikas und den westlichen Seeweg nach Indien. Leider ist auch sein Einfluß schuld, daß das heliozentrische System des Aristarch von Samos nicht durchdringt. Indem er in aristotelischer Weise der Behandlung der Probleme einen Abriß ihrer Geschichte vorausschickt, hat er die doxographische Tradition bereichert.

Starke Wirkung geübt haben auch seine Schriften Περὶ παθῶν, worin er dem im Altertum vorherrschenden Intellektualismus gegenüber den Willen betont, und Περὶ θεῶν (benutzt z. B. von *Cic. De nat. deor. II* und in der pseudaristotelischen Schrift Περὶ κόσμου, 1. Jahrh. n. Chr.). Seine Philosophie gipfelt in einer zum Monotheismus neigenden Theologie, die von schwärmerischer Mystik getragen ist und abergläubischen, auch orientalischen Apparat nicht verschmäht. Er will Unglauben nnd Epikureismus in einer Flut frommer Geschichten ersäufen, er vertritt Mantik und Astrologie (*Cic. De div. I*), Dämonologie und die Geheimnisse der im Anschluß an seinen Kommentar des platonischen Timaios sich ausbreitenden Zahlensymbolik. Er inauguriert die religiöse Entwickelung, die in der augusteischen Romantik eine Weltmacht wird und im Neuplatonismus gipfelt.

Poseidonios ist der Mittler zwischen Orient und Occident, zwischen Griechentum und Römertum. Der Untergang seiner Werke ist einer der schwersten Verluste. Aber die starke Abhängigkeit der wissenschaftlichen Literatur der Griechen, Römer (Cic. Varro Vergil Seneca), Christen gibt uns noch eine klare Vorstellung vom Umfange seines Wissens und Forschens, von der Fernwirkung seiner Schriften, des großen Sammelbeckens, aus dem die Späteren ihre Gelehrsamkeit ableiten.

Poseidonios hat wie Polybios eine Taktik geschrieben und dessen Geschichtswerk in 52. B. Ἱστορίαι fortgesetzt, etwa bis zur Diktatur Sullas. Er schreibt im Sinne der Nobilität. Den Späteren ist er für die von ihm behandelte Periode ebenso autoritativ wie Polybios für die voraufgehende. Als Vorzüge seiner an Tiefe und Weite der Gesichtspunkte dem Polybios überlegenen Darstellung erkennen wir noch die eingehende Behandlung der Provinzialgeschichte, packende Charakeristik bedeutender Männer, anschauliche Schilderung von Land und Leuten (die Keltensitten parallelisiert er mit primitiven homerischen Zuständen), scharfe Auffassung der Völkersitten und Lebensformen.

Auch im Stil ist er eigenartig, gänzlich verschieden von Polybios' Nüchternheit, rhetorisch bewegt, poetisch blumenreich, schwungvoll und enthusiastisch, wo er die Herrlichkeit des Alls hymnenartig preist. Der Klang seiner rauschenden Perioden dringt noch oft bei den Nachahmern (Cic. Sen. Strabon Philon Περὶ κόσμου) vernehmlich durch.

Der Niedergang der Bildung offenbart sich bei den folgenden Historikern. Der als Kriegsgefangener nach Rom verkaufte Alexander Polyhistor schreibt dort unter Sulla Ethnographien der verschiedensten Länder, in denen er alles zusammenfaßt, was sich über die Völker sagen ließ. Ihm verdanken wir unter anderen wertvolle Reste jüdisch-hellenistischer Historiker (*s. u. 32*). Ein geschickter und belesener Kompilator, schiebt er die Massen wörtlich übernommener Exzerpte unverarbeitet aneinander. Freilich wäre unseren Interessen besser gedient, wenn später Diodoros und Nikolaos gleich mechanisch gearbeitet und keine höheren künstlerischen Aspirationen gehabt hätten.

20. Geographische Forschung. Die Fülle hellenistischer Ethnographien und die Geschichtswerke eines Timaios, Polybios, Poseidonios (Diodor) zeigen uns historische und geographische Forschung in der alten engen Verbindung. Durch Alexanders Züge wird der geographische Horizont gewaltig erweitert, eine Epoche neuer Entdeckungen eröffnet, besonders das Innere und die Südküste Asiens werden erschlossen (Patrokles erforscht um 280 das kaspische Meer). Gleichzeitig befährt der kühne Privatmann Pytheas die westlichen und nördlichen Küsten Europas und legt seine Beobachtungen in seinem Werke Περὶ Ὠκεανοῦ nieder, das der Unverstand der Späteren mit den romanhaften Reisebeschreibungen auf eine Stufe stellt.

Das reiche empirische Material mit wissenschaftlicher Methode durchdrungen, Praxis und Theorie aufs glücklichste vereinigt zu haben, ist Eratosthenes' Verdienst (Γεωγραφούμενα). Er hat, mit mathematisch astronomischen Mitteln die Arbeit des Platonikers Dikaiarchos fortführend, unser Kartennetz entworfen, hat auch die kritische Geschichte seiner Wissenschaft geschrieben. Dadurch hat er sich auch um das Verständnis Homers verdient gemacht; er wehrt sich gegen die stoischen Mißdeutungen und legt mit feinem Sinn die Bedingungen des dichterischen Schaffens dar, die noch heute in den Versuchen der Lokalisierung homerischer Örtlichkeiten vielfach verkannt werden. Ästhetisches Wohlgefallen ist ihm der Zweck der Dichtung.

Hipparchos, der bedeutendste Astronom des Altertums (2. Jahrh.), vervollkommnet Eratosthenes' Methoden, führt die astronomischen Ortsbestimmungen weiter und weist der Forschung einen neuen, aber unendlich weiten Weg, auf dem es leider an Nachfolgern fehlte. Durch die strengen Forderungen exakter Grundlegung wird die wissenschaftliche Geographie auf einen kleinen Kreis von Fachleuten beschränkt. So kommt es, daß die meisten Geographen, unfähig diesen Forschungen zu folgen, die verheißungsvolle Verbindung der Erdkunde mit den exakten Wissenschaften aufgeben und das bequemere empirische Verfahren bevorzugen. Ja sie machen aus der Not eine Tugend und meinen aus der scharfen Kritik, die Hipparch an Eratosthenes geübt hat, und aus der Erweiterung der Kenntnisse durch die Eroberungen der Römer ihren Weg als den rechten erweisen zu können. In dieser Richtung der Reaktion gegen die mathematische Geographie bewegt sich die Forschung von Polybios bis Strabon. Sie richtet sich auf empirische Beschreibung und praktische Nutzbarkeit, wird Hilfswissenschaft der Historie. Der Versuch des Poseidonios, die eratosthenische Geographie zeitgemäß zu erneuern, hat nur eine vorübergehende Wirkung. Denn die reaktionäre Bewegung entspricht ebensosehr den Bedürfnissen der römischen Weltherrschaft wie dem gesunkenen Niveau der allgemeinen Bildung, deren Wißbegier oder Neugier man befriedigen will. Es war bequemer, die Maße der Erde an den römischen Meilensteinen als in den Sternen zu lesen.

Aber die praktische Richtung bereichert wenigstens die Länderkunde mit neuen Beobachtungen und Erfahrungen. Ein fleißiger Sammler ist Agatharchides von Knidos, der Zeitgenosse des Hipparchos und des Polybios. Charakteristisch für ihn ist, daß er seine Universalgeschichte in den veralteten geographischen Rahmen eines Werkes über Europa und Asien (Asien in dem *o. 2* erwähnten Sinne) spannt. Sein uns etwas genauer bekanntes Werk Περὶ ἐρυθρᾶς θαλάσσης gibt genauere Kunde von den den indischen Ozean umgebenden Völkern. Aus älterer Literatur, amtlichen Berichten, mündlichen Erkundigungen, eigenen Beobachtungen war ein reiches Material weitschweifig und in stark rhetorischer Darstellung vorgelegt.

Um 100 gibt Artemidoros von Ephesos in seinem Περίπλους eine fortlaufende Beschreibung der Küsten des Mittelmeeres mit genauen Maßangaben. Aber mit dieser alten Gattung der Portulanen verknüpft er eine eingehende Schilderung der Länder und Völker. Dem Eratosthenes steht er feindselig gegenüber. Etwa derselben Zeit gehört an eine nach Apollodors (*s. o 18*) Muster in Trimetern abgefaßte Periegese, die man früher dem Skymnos (1. Hälfte des 2. Jahrhunderts) zuschrieb.

Trotz der einseitig empirischen Haltung sind Strabons (etwa 68—20 n. Chr.) 17 B. Γεωγραφούμενα für uns ein ganz unschätzbares Werk, wie sie es schon für seine Nachfolger waren. Weitaus das meiste, was wir von der Geschichte antiker Erdkunde wissen, verdanken wir seinem Fleiße. Auch an historischen Exkursen und literarischen Notizen, wie sie schon längst in den sich erweiternden Rahmen der Periegesen eingedrungen waren, ist sein Werk reich.

Der letzte selbsttätige griechische Forscher ist Claudius Ptolemaios (2. Jahrh. n. Chr.). Nach seinem mathematisch-astronomischen Sammelwerke (Μαθηματικὴ σύνταξις, von den Arabern Almagest genannt), in dem er schon die exakten Grundlagen der Geographie behandelt, und nach der astrologischen Τετράβιβλος schreibt er seine 8 B. Γεωγραφικὴ ὑφήγησις, in denen er wie Hipparchos an Eratosthenes mit fortgesetzter kritischer Beurteilung an seinen älteren Zeitgenossen Marinos anknüpft. Das Werk ist eine Anleitung zur Kartographie. Die wenigen astronomischen Ortsbestimmungen (Hipparchs) werden ergänzt durch Ansetzungen, die lediglich auf Straßen- und Küstenvermessungen beruhen. So gewinnt er für 8000 Orte Tabellen, deren überwiegende Unzuverlässigkeit er sich nicht verhehlt, aber doch noch unterschätzt. Hipparch hatte umsonst zur Fortführung seines großen Lebenswerkes aufgerufen, und das kümmerliche Kompromiß des letzten selbständigen geographischen Forschers beweist, daß die streng wissenschaftliche Forschung auch auf diesem Gebiet versiegt war.

21. Antiquarische Forschung. Ist schon die geographische Periegese bereichert durch eine Fülle kulturgeschichtlicher Interessen, so benutzt die antiquarische Forschung die Ortsbeschreibung nur als äußeren Rahmen, in den Antiquitäten aller Art, Baulichkeiten, Statuen, Gemälde, Inschriften und ihre Erläuterung durch historische, mythologische, kunstgeschichtliche Erudition eingetragen wird, und verfolgt in verschiedenen Formen die mannigfaltigsten Interessen. Etwa aus den Jahren 260—247 haben wir Stücke aus des (unbekannten) Herakleides Schrift Περὶ τῶν ἐν τῇ Ἑλλάδι πόλεων (*FHG. II 254ff.*), z. B. eine überaus anschauliche und stimmungsvolle Wanderung durch Mittelgriechenland, Athen, Boeotien, Chalkis.

Gegen Ende des 4. Jahrh. stellt Krateros unter dem Titel Ψηφισμάτων συναγωγή Urkunden aus dem athenischen Archive zusammen. Etwa gleichzeitig treibt ein Diodor monumentale und inschriftliche Forschung (Περὶ μνημάτων und Περὶ τῶν

δήμων). Heliodor (um 150, vielfach benutzt in den Biographien der Redner) erforscht die Antiquitäten Athens.

Antigonos von Karystos auf Euböa siedelte unter Attalos' I. Regierung († 197) von Athen nach Pergamon über. Aus Zitaten und der Benutzung durch Spätere ist uns in seiner Eigenart wohl bekannt sein biographisches Werk, höchst anschauliche und lebendige Bilder von zeitgenössischen Philosophen, mit denen er zum Teil in Athen verkehrt hatte. Ursprünglich Bildhauer von Beruf, schreibt er auch über Plastik und Malerei und gibt, nach den wenigen Resten zu schließen, sehr eingehende Nachweise über einzelne Kunstwerke.

Recht umfassend ist die archäologische Forschung und Schriftstellerei des Polemon (177/6 zum delphischen Proxenos ernannt, *DittenbergerSyll. 268, 261*). In Pergamon scheint er seinen Wohnsitz gehabt zu haben, aber er bereist wiederholt die Städte und Landschaften Griechenlands und bearbeitet in einer Fülle von Spezialschriften das reiche Material, das er zusammengebracht hatte. Die alexandrinische Stuben- und Büchergelehrsamkeit erregt seinen Spott (2. B. gegen Eratosthenes). Mit eigenen Augen will er sehen, macht topographische Aufnahmen, kopiert Inschriften und verwertet sie für kunstgeschichtliche Forschung, sammelt Sprichwörter, volkstümliche Bräuche und Legenden, greift lebhaft mit Streitschriften in wissenschaftliche Kontroversen ein (Πρὸς Ἀδαῖον καὶ Ἀντίγονον, den Karystier).

Ein für uns höchst wertvolles Sammelbecken, in das reiches Material aus der älteren antiquarischen Erudition zusammengeflossen ist, stellen die erhaltenen 10 B. Περιήγησις τῆς Ἑλλάδος des Pausanias (2. Jahrh. n. Chr.) dar. Pausanias hat kein Handbuch für Reisende schreiben wollen und er hat nicht selbständiger Forscher sein wollen. Er will durch größte Buntheit des Stoffes einen weiten Leserkreis amüsieren. Die Periegese ist für ihn nur äußerer Rahmen, die Denkmäler geben nur die Anknüpfung für die Masse der λόγοι, der Sagen, für 'historische, mythologische und novellistische Berichte, Biographien, antiquarische und naturwissenschaftliche Abhandlungen, ethische Reflexionen' (*CRobert, Pausanias als Schriftsteller, Berl. 1909*). Mit künstlichen Bindegliedern weiß er oft die in Wahrheit weit voneinander abliegenden Geschichtchen und eingeschobenen Exkurse zusammenzuschließen. Und wie die Komposition im großen kompliziert und unnatürlich, so ist auch der Stil verschnörkelt und maniriert, die Wortstellung künstlich verrenkt, der Sprachschatz aus literarischen Reminiszenzen oft musivisch zusammengefügt.

Autopsie und Benutzung literarischer Quellen gehen nebeneinander her. Der Versuch, seine Reiserouten zu rekonstruieren, führt zu den größten Unwahrscheinlichkeiten und verkennt die Qualitäten des Schriftstellers, dessen Interesse auf Kuriositäten und Raritäten gerichtet ist. Er selbst erklärt wiederholt, daß er es auf Vollständigkeit gar nicht abgesehen habe, sondern aus dem reichen Materiale auswähle, was ihm bedeutend und interessant erscheint.

22. Hellenistische Beredsamkeit und Rhetorik bis zum Siege des Atticismus. Im Beginn der hellenistischen Epoche erfährt die Beredsamkeit eine ähnliche Wandlung wie zu Anfang der römischen Kaiserzeit. Die praktische Beredsamkeit verliert mit dem Untergange der politischen Selbständigkeit der griechischen Stadtstaaten allmählich ihre früheren Aufgaben und ihre einstige Bedeutung. Was jetzt in der Volksversammlung und im Rate Athens gesprochen wurde, fand keinen weiten Widerhall mehr und konnte den Lauf der Weltgeschichte nicht bestimmen. Daran konnte auch die Begeisterung von Rednern, die zu Zeiten in romantischen Träumen von der einstigen Herrlichkeit schwelgten und in gefährlicher Weise Vergangenheit

und Gegenwart verwechselten, auf die Dauer nichts ändern. Die Gerichtsrede tritt jetzt wieder in ihre natürlichen und bescheidenen Grenzen und gilt dem Rhetor selbst als inferior. Die Schulrede und Deklamation gewinnt das Übergewicht und liefert einen kümmerlichen Ersatz.

Demetrios von Phaleron soll die fingierten Deklamationen eingeführt haben, die nicht ganz neu waren (*s. o. 6*) und die von nun an den griechischen und römischen Schulbetrieb beherrschen. Ihr Fortleben in der römischen Welt (Auctor ad Herennium und besonders der ältere Seneca) gibt uns noch ein klares Bild von ihren seltsamen Blüten. Der neue Stil entspricht der Unnatur der abenteuerlichen Themata und sucht starke Effekte. Auflösung der Periode in kurze, zerhackte Glieder, stark rhythmischer Tonfall, kühne Metaphern und Eingriffe in die poetische Sprachsphäre werden als seine charakteristischen Merkmale genannt. Demochares, der seine bedenkliche Politik des Großmachtsdünkels mit dem Namen seines Oheims Demosthenes deckt, der mit ihm tätige Charisios, später Hegesias von Magnesia am Sipylos gelten als typische Vertreter dieses Stiles, den die Atticisten später als 'asianisch' gebrandmarkt haben.

Auf die Diatribe, eine Abart des Dialoges, die philosophische Themata breiteren Massen mundgerecht macht, hat die neumodische Rhetorik einen starken Einfluß ausgeübt. Durch ihre Kunstmittel hat ihr Bion (um 280) die charakteristischen Formen gegeben, die wir aus den Vorträgen des Kynikers Teles (um 240; *Teletis reliquiae ed. OHense*[2], *Tübingen 1909*) kennen lernen.

Eine andere Art des Stiles tritt in hellenistischen Herrscherinschriften auf, ein Stil von hohem oft dem Schwulste sich nähernden Pathos, gehobenem Rhythmus, architektonischem Periodenbau. Er muß das Erzeugnis einer Rhetorik sein, die auf Praxis und Theorie des späteren βαcιλικὸc λόγοc sicher bedeutend eingewirkt hat (vgl. auch *Poseidonios o. 19*). Endlich eröffnete sich der Rhetorik in der Geschichtschreibung ein weites Feld der Betätigung (*o. 17*). Denn seit Theopomp gerät die Geschichte immer mehr in die Hände der Rhetoren, die sie als ihre Domäne ansehen und als einen Stoff benutzen, an dem sie ihre virtuosen Künste entfalten. Polybios, der energisch gegen die rhetorisierende Historie polemisiert, und andere Praktiker, denen es wesentlich um die Sache zu tun ist, bilden eine rühmliche Ausnahme.

Platons einschneidende Kritik hatte die Rhetorik von der Philosophie und wahren Wissenschaft geschieden, und prinzipiell hielt auch Aristoteles die Abtrennung der formalen Disziplin aufrecht, obgleich er ihre praktische Bedeutung höher schätzt und darum auch rhetorische Vorlesungen hält. Die Trennung blieb im wesentlichen auch ferner bestehen, ja die Wege der Philosophie und der praktischen Rhetorik gingen noch weiter auseinander. Am klarsten bringt das Epikur zum Ausdruck, indem er die Rhetorik von seinem Unterrichte ausschließt. Wenn die Stoa anders verfährt, so bleibt doch ihre in Definitionen und Distinktionen schwelgende Behandlung des Faches praktisch unfruchtbar, und der Einfluß der Rhetorik auf die Pflege des eigenen Stiles macht sich in dieser Schule erst seit Panaitios wohltätig bemerkbar.

Theophrast, Aristoteles' Schüler, der die maßgebende Unterscheidung der drei Prosastile (ὑψηλόν oder ἀδρόν, μέcον, ἰcχνὸν γένοc — *grande, medium, tenue*) aufstellt, und die älteren Peripatetiker bilden die feinsinnigen Stilbeobachtungen des Aristoteles fort und übermitteln sie zum Teil der rhetorischen Schuldoktrin. Die nachchristliche Schrift des Demetrios Περὶ ἑρμηνείαc hat uns viel altperipatetisches

Gut erhalten. Aber sonst bewegt sich die rhetorische Schultradition in den alten Geleisen und beachtet Aristoteles' Versuch einer tieferen wissenschaftlichen Fundierung nicht. Die Vulgärrhetorik des 4. (*s. o. 7*) und die (rhodische) des 2. Jahrh. (zu gewinnen aus dem *Auctor ad Herennium* und aus *Ciceros Rhetorica*) zeigen auf weitesten Strecken die Kontinuität der Tradition. Eine stärkere Umgestaltung ergibt sich nur daraus, daß im 2. Jahrhundert Hermagoras unter Einwirkung stoischer Dialektik und Terminologie das alte System scholastisch umbildet und seine Lehre von den στάσεις, den Schemata scharfer Formulierung der Rechtsfrage, in den Mittelpunkt rückt. Vielleicht ist der Aufschwung der Rhetorik und die Bedeutung, die die Gerichtsrede wieder gewinnt, bestimmt durch Rücksichten auf den neuen Wirkungskreis, den römischer Bildungsdurst den griechischen Lehrern erschließt.

Indem sich der Hellenisierung auf römischem Boden ein hoffnungsvolles Arbeitsfeld öffnet, entbrennt von neuem der alte Kampf um die Bildungsideale. Hermagoras zieht auch die θέσεις, die allgemeinen philosophischen Sätze (die durch die besonderen Umstände, περίστασις, zu ὑποθέσεις werden), in den Bereich der Rhetorik. Die drei Philosophen der Gesandtschaft vom Jahre 155, der Akademiker Karneades, der Peripatetiker Kritolaos und der Stoiker Diogenes, liegen im Streite mit den Rhetoren und wollen die formale Ausbildung dem philosophischen Unterrichte eingliedern. Philosophen und Rhetoren überschreiten also die üblichen Grenzen und erweitern ihr Gebiet, um die Schüler ganz mit Beschlag zu belegen. Die Grundzüge des encyklopädischen Ideales Ciceros, das in der Philosophie wurzelt und in der rednerischen Virtuosität gipfelt, haben schon seine akademischen Lehrer gezeichnet. Sogar der Epikureer Philodemos findet es nötig, mit allen Mitteln der Sophistik zu beweisen, daß Epikur die Rhetorik als τέχνη habe gelten lassen. Der praktisch gerichtete Sinn der Römer gibt schließlich der dilettantisch rhetorischen Bildungsweise vor der mehr wissenschaftlichen den Vorzug. Rhetorik und Philosophie entfernen sich wieder voneinander, und der Schulstreit des Apollodoros, des rhetorischen Lehrers des Augustus, und des Theodoros, der den Schematismus des apollodorischen Systemes bekämpft, zeigt die zunehmende Verengerung des Horizontes.

23. Sieg des Atticismus. In starker Reaktion gegen die freiere Bewegung und reichlichere Fülle des hellenistischen Stiles erhebt sich die atticistische Richtung. Wir lernen sie zuerst kennen aus Ciceros Orator und Brutus (46). In dem Grundsatze, daß der Stil durch das Studium der attischen Muster zu bilden sei, ist Cicero mit seinen Gegnern einig; nur die Richtungen der μίμησις gehen auseinander. Während die von Cicero bekämpften Neuattiker in lysianischer Schlichtheit, manche (Sallust) sogar in Thukydides' Herbheit und Prägnanz Ideal und Vorbild sehen, vereinigt für Cicero Demosthenes die Vorzüge aller Stilarten. Die Wurzeln der atticistischen Bewegung werden wir auf griechischem Boden zu suchen haben, aber sie liegen im Dunklen. Denn erst in der augusteischen Zeit lernen wir zwei griechische Vertreter in Caecilius von Kalakte (*fr. ed. EOfenloch, Lpz. 1907*) und in Dionysios von Halikarnaß kennen. In den zum Teil noch erhaltenen rhetorischen Schriften (besonders wichtig die 2 B. Περὶ τῶν ἀρχαίων ῥητόρων und die Reste der atticistischen Programmschrift Περὶ μιμήσεως) ist Dionysios für uns ein höchst wertvoller Vermittler älterer Stillehre und literarhistorischer Forschung der Alexandriner. Aber sein eigenes Urteil ist beschränkt. In der Schätzung des Demosthenes freilich stimmt er mit Cicero überein — ein Beweis, daß ein traditionelles Schulurteil

zugrunde liegt –, während Caecilius Lysianer ist. Der einseitig rhetorische Standpunkt macht Dionysios unfähig, die Kunst Platons, über den Caecilius gar den Lysias erhebt, zu begreifen. Die schulmeisterlich nörgelnde Kritik, die er an Thukydides übt, ist schon im Altertum zurückgewiesen worden (*PapOxyr. VI London 1908, 107 ff.*). Um seine Theorie durch das Beispiel zu erläutern, hat er (wie Caecilius Περὶ τῶν δουλικῶν πολέμων) 20 B. Ῥωμαϊκὴ ἀρχαιολογία geschrieben, wichtig als Vermittelung älteren Stoffes und besonders für die Kenntnis späterer Annalistik, ein langweiliges Erzeugnis rhetorisierender Mache, der der formale Aufputz über die Sache, Gesinnungstüchtigkeit und moralisierende Betrachtung über die Wahrheit geht.

Triumphierend verkündet Dionysios den durch Roms Einfluß entschiedenen Sieg des Atticismus: die phrygische oder karische Aftermuse hat sich in einige Winkel Kariens verkrochen (Caecilius schrieb: Κατὰ Φρυγῶν und Τίνι διαφέρει ὁ Ἀττικὸς ζῆλος τοῦ Ἀσιανοῦ), und in der Tat bedeutet das Zeitalter des Augustus eine verhängnisvolle Wendung in der griechischen Stilgeschichte; die literarische Entwickelung gravitiert von nun an immer entschiedener nach dem Atticismus. Eine Folge der neuen Richtung ist der Untergang der hellenistischen Prosaliteratur, die, an den modernen Stilforderungen gemessen, als eine Periode des Verfalles und der Entartung erschien. Sie wird als Asianismus gebrandmarkt, eine summarische Verurteilung, die von größter tendenziöser Einseitigkeit zeugt. Denn die hellenistische Rhetorik hatte weder in Asien begonnen noch je sich auf Asien beschränkt, und auch ihre übrigens sehr verschiedenartigen Vertreter hatten attische Redner sich zum Muster genommen.

IV. PROSALITERATUR DER KAISERZEIT

24. Atticisten. Περὶ ὕψους. Eine künstliche Repristination der Sprache ist das Ziel der atticistischen Bewegung, und eine weite, bald unausfüllbare Kluft trennt nun die Kunstsprache der Literatur von der Sprache des Lebens. Der Stil gilt nicht als der natürliche Ausdruck des geistigen Gehaltes; er wird durch oft recht mechanische Reproduktion gebildet, vielfach zusammengestoppelt und geflickt. Bequeme Hilfsmittel, den Antibarbari und deutschen Sprachreinigern vergleichbar, kommen der Trägheit zu Hilfe. Caecilius verfaßte das erste atticistische Lexikon, aus dem 2. Jahrh. n. Chr. haben wir lexikalische Arbeiten des Pollux, Phrynichos, Harpokration. Da wird die höhere Gesichtspunkte verfolgende Gelehrsamkeit der alexandrinischen Lexikographen zu atticistischen Rezepten verwertet, freilich auch außer Resten verlorener Literatur ein reicher Schatz älterer antiquarischer Erudition uns übermittelt. Die sprachlichen Grenzen und Stilnüancen der Poesie und Prosa wie der verschiedenen Prosagattungen werden verkannt, wie ja schon Dionysios und Quintilian *X 1* dem Redner nicht nur Redner, sondern auch Dichter, Historiker, Philosophen als Muster zur Nachahmung empfohlen hatten, und die Definition dessen, was attisch war, die Auswahl der kanonischen Autoren war ja wirklich so schwierig, daß die Professoren sich selbst bald darüber in den Haaren lagen. Lukian hat im Σολοικιστής und im Λεξιφάνης den Unfug gebührend gegeißelt. Was bei der μίμησις herauskommen konnte, lehrt die Maniriertheit Arrians (*s. u. 25*), die Buntscheckigkeit eines Pausanias (*s. o. 21*) oder Aelian (2. Jahrh.).

Natürlich ist die Herrschaft des Atticismus nicht sofort unumschränkt, seine Geltung zunächst je nach Landschaft und Bildung noch ungleichmäßig. In der fach-

wissenschaftlichen Literatur zeigt sich ausnahmsweise noch die alte Tradition; das brachte zum Teil der Stoff und die Abhängigkeit von hellenistischer Wissenschaft mit sich. Der Mechaniker Heron schreibt vulgär, und der Astrologe Vettius Valens (2. Jahrh., *ed. WilhKroll, Berl. 1908*) gibt noch einen wertvollen Einblick in den Reichtum des immer mehr verarmenden hellenistischen Wortschatzes. Und die urchristlichen Schriften sind vulgär, und zum Glück treibt die christliche Literatur, auch nachdem sie sich den neuen Stilforderungen unterworfen hatte, beständig vulgäre Nebenschößlinge, um das Erbauungs- und Unterhaltungsbedürfnis der Massen zu befriedigen.

Freiere hellenistische Stilrichtung lebt fort bei dem unbekannten Autor Περὶ ὕψους, beim Juden Philon, bei Plutarch, die zwar alle drei vom Atticismus berührt sind, aber ihre reichere Sprachfülle nicht dessen strengen Normen aufopfern. Es ist bezeichnend, daß alle drei unter dem Einflusse des Poseidonios stehen. Die namenlose Schrift Περὶ ὕψους (1. Hälfte des 1. Jahrh.), die spätere Vermutung dem Dionysios oder dem Neuplatoniker Longinos (3. Jahrh.) zugeschrieben hat, fordert, daß man vor allem mit dem Geiste der Klassiker sich erfüllen und aus gleichartiger Stimmung produzieren müsse; und der geistvolle Verfasser, der noch in lebendigem Kontakt mit alexandrinischer Forschung steht, wird denn auch der Größe eines Platon und Demosthenes besser gerecht als Caecilius, mit dessen Behandlung des gleichen Themas er konkurriert. Aber in der Praxis gab der mittlere Durchschnitt, der die μίμησις äußerlich verstand und übte, den Ausschlag, und es half nichts, daß z. B. Quintilian und die pseudodionysische Τέχνη verständigere Grundsätze wiederholten.

25. Geschichtschreibung. Diodoros schreibt in der zweiten Hälfte des 1. Jahrh., nach längeren Vorarbeiten in Rom, die 40 Bände seiner Βιβλιοθήκη ἱστορική (I–V, XI–XX vollständig erhalten), in der er nach der Urgeschichte der fremden Völker die griechische und später daneben in synchronistischer Ausgleichung die römische behandelt, bis zum Jahre 59. Wie der Titel andeutet, will er das Studium aller anderen Geschichtswerke unnötig machen (*I 1*). Er steht auf einem banausischen Nützlichkeitsstandpunkt, wenn er auch durch philosophische, besonders stoische Gemeinplätze sich gelegentlich ein höheres Ansehen gibt. In der Chronologie, die bei den Historikern einen sicheren Maßstab der Wissenschaftlichkeit gibt, ist er Ignorant, unfähig zur Ausgleichung der verschiedenen Zeitrechnungen, so wertvolle Daten er älteren Tabellen entnimmt. Sein Wert ist ganz bedingt durch die Beschaffenheit seiner Quellen, deren Wortlaut er sich öfter ziemlich eng anschließt, darum in verschiedenen Teilen sehr verschieden. Mit glücklichem Blick weiß er meist die trefflichsten Quellen zu finden, aber bedacht, seine Leser zu amüsieren, hat er freilich auch Euhemeros und Dionysios Skytobrachion nicht verschmäht. Vom Atticismus gar nicht oder nur oberflächlich berührt, ist er für den Sprachgebrauch der κοινή ergiebig.

Ebenso unselbständig, aber künstlerisch bedeutender ist Nikolaos von Damaskos, der Hofhistoriograph Herodes des Großen (37–4 v. Chr.) Aus den ersten der 144 Bücher seiner Universalgeschichte sind Stücke erhalten, die zum Teil wörtlichen Anschluß an Xanthos und Ktesias zeigen; die letzten, in denen er in umständlicher Breite die Großtaten seines fürstlichen Gönners und die an Katastrophen reiche Hofgeschichte erzählt, sind eine Hauptquelle des Iosephos. Wertvoll sind die Reste einer redseligen und enkomiastischen Biographie des Augustus.

Die Historie gerät immer mehr in die Abhängigkeit von atticistischer Rhetorik und ihren formalen Interessen. Über Dionysios *s. o. 23.* Die Virtuosität der Stilnachahmung offenbart sich besonders in der vielseitigen Schriftstellerei Arrians. In der Jugend zeichnet er Epiktets Gespräche in der frischen und ungekünstelten Sprache auf, die der aller Phrase und rhetorischem Flitter abgeneigte große Erzieher redete. Nach seiner amtlichen Laufbahn unter Hadrian, an den der Περίπλους Εὐξείνου πόντου sich wendet (auch eine Taktik hat er geschrieben), zieht der Consular sich zu schriftstellerischer Muße nach Athen zurück. Als Atticist schreibt er die Ἀνάβασις Ἀλέξανδρου und wählt hier mit ebenso glücklichem Takte Ptolemaios und Aristobulos (*s. o. 17*) zu Führern wie in der verlorenen Diadochengeschichte (Τὰ μετ' Ἀλέξανδρον) den Hieronymos. Dem modischen Stilwechsel huldigend, wählt er für die Ἰνδική den ionischen, in Wahrheit vielfach pseudoionischen Dialekt; hier folgt er Nearchos, Megasthenes, Eratosthenes. Bis auf die eigene Zeit erstreckten sich die verlorenen Παρθικά.

Um 160 schreibt der kaiserliche Beamte Appianos in der Muße des Alters seine 24 Bücher Ῥωμαϊκά, sachlich nüchtern, in etwas buntscheckiger vom Atticismus wenig eingeengter Sprache, in den früheren Partien nach ethnographisch politischer Anordnung. Von der romanhaften späteren Geschichtschreibung ist er bedenklich abhängig.

Freier gestaltet seinen Stoff Cassius Dion in den 80 Bänden seiner bis 229 reichenden Ῥωμαϊκὴ ἱστορία. Mit starker Willkür zwingt er das Material in das annalistische Schema. Auf die Reden hat er besondere Sorgfalt und viele Künste der Rhetorik gewendet; er bringt in ihnen auch politische Tendenzen der Gegenwart zum Ausdruck. Das wirkungsvolle Bild der Entwickelung des Tiberius, wie Dion und Tacitus sie zeichnen, gehört in den Grundzügen der gemeinsamen Quelle an. Dion huldigt der seltsamen thukydideischen Richtung des Atticismus.

26. Plutarch. Eine recht erfreuliche Erscheinung ist Plutarch (etwa 48–120). Fern vom Weltgetriebe, das er als Jüngling kennen gelernt hatte, ohne davon angelockt zu werden, läßt er an dem idyllischen Dasein in seiner kleinen Heimatstadt Chaironeia sich genügen, glücklich im Kreise seiner Familie und geistig angeregter Freunde, denen er vom Schatze seiner Weisheit, ein guter Hausvater und Seelsorger, mitteilt. Die liebenswürdige Schwäche des Lokalpatriotismus (Περὶ τῆς Ἡροδότου κακοηθείας) halten wir ihm gern zu gut. Eine hervorragend rezeptive Natur, baut er sich im beständigen Verkehr mit den großen Geistern der Vergangenheit, lesend, sammelnd, exzerpierend, seine eigene Welt, die vom Geräusche des Tages nicht berührt wird. Selbst über die Eindrücke und Erlebnisse des persönlichen Lebens, sogar den Tod der Tochter, vermag er sich nicht in reiner Natürlichkeit zu äußern (*Trostschriften*). Sie lösen bei ihm literarische Reminiszenzen an sinnige Sprüche und Dichterverse aus und werden vom milden Lichte philosophischer Weisheit bestrahlt. Das war die Art seiner Zeit, aber sein Verdienst ist es, daß er darüber die Einheit und Harmonie der Persönlichkeit nicht verliert, daß er, was er auch sich aneignet, mit warmer Empfindung durchdringt, ihm das Gepräge seiner schriftstellerischen Kunst verleiht, alles Fremdartige von sich abstößt. Von Epikur wendet sich sein sittliches und religiöses Empfinden ab. Die sittliche Strenge der Stoa hat er in sich aufgenommen, aber den Rigorismus und die paradoxen Spitzen des Systems weist er ebenso von sich wie die kynischen Derbheiten. Von Platon stark ergriffen, verfällt er schließlich der Mystik des Poseidonios, schwelgt in Dämonologie in Zahlensymbolik und in den Geheimnissen philosophischer Ausdeutung nicht nur

griechischer, sondern auch ägyptischer Religion. Er träumt von einer allen Völkern gemeinsamen Urweisheit und göttlichen Offenbarung. Die letzten Jahre seines Lebens hat er in Delphi verlebt in hohem priesterlichen Amte, das ihm etwas von dem geistlichen Hochmut der Wiedergeburt verliehen hat. Es hält schwer, in seinen theologischen Spekulationen noch etwas von dem natürlichen Ethos seiner individuellen Frömmigkeit wiederzufinden.

Plutarch ist rhetorisch gebildet, und wir haben noch sophistische Kunststücke aus seiner Jugend. Er legt Gewicht auf schöne Form, und gelegentliche Äußerungen zeigen, daß er gründlich über die Kunstmittel der Rede nachgedacht hat. In seinen Stilurteilen, in denen die hellenistischen Prosaiker ganz zurücktreten, ist er von der Schultradition nicht ganz unabhängig. Aber die Gefahren des einseitigen Formalismus und Schematismus hat er scharf erkannt, die sophistischen Redekünste und Manieren der Nachahmung hat er verworfen.

Der Gehalt steht ihm höher als die Form, sein Blick ist weiter und freier, sein Verständnis der alten Literatur tiefer als bei den Rhetoren von Beruf. Den Kreis seiner Lektüre hat er sich nicht durch atticistische Vorurteile einengen lassen. Die Koryphäen der hellenistischen Philosophie hat er studiert, hat z. B. Karneades' Streit gegen die Stoa erneuert, Panaitios' (und Demokrits) Schrift Περὶ εὐθυμίας für seine Zwecke umgearbeitet. Unsere mangelhafte Kenntnis hellenistischer Historie und Biographie wird wesentlich ergänzt durch die von Plutarch in seinen Biographien mit glücklichem Takte benutzten Quellen.

Die Literaturgattungen, in denen Plutarch sich bewegt, sind mannigfaltig: Dialog, diatribenartiger Traktat, philosophische Abhandlung, Streitschrift, antiquarische Untersuchungen, Kommentare, Biographie. Historiker ist Plutarch nicht und hat es nicht sein wollen. Er setzt der rhetorisierenden Auffassung der Geschichte die ethisierende entgegen und hat durch sie die stärksten Wirkungen, selbst auf Geister wie Montaigne und Goethe, ausgeübt. Es ist ihm nur darum zu tun, das in allen Lebensäußerungen, Taten, Worten, Erlebnissen hervorleuchtende einheitliche Ethos der Persönlichkeiten wirkungsvoll darzustellen, dadurch das Verständnis der Menschennatur zu vertiefen, durch große Vorbilder sittliche Nacheiferung zu wecken. Mit Einzelbiographien scheint er begonnen zu haben, dann führt er den großen Plan der Parallelbiographien aus. Denn so sehr er mit der ganzen Seele am alten Griechentum hängt, er verbreitet bei seinen Landsleuten, die Traditionen des Polybios und Poseidonios fortsetzend, das Verständnis für römisches Wesen, für die Notwendigkeit und die Segnungen römischer Herrschaft. So vermittelt er im Sinne traianischer Politik zwischen den beiden Völkern.

27. Zweite Sophistik. Philostratos (um 200) läßt mit Dion Chrysostomos eine neue Epoche der Rhetorik beginnen und nennt diese 'zweite Sophistik'. Im Grunde ist der Einschnitt und die Anknüpfung an die alte Sophistik willkürlich. Unsere sehr ungleichmäßige und zum Teil lückenhafte Kenntnis der Perioden darf die Erkenntnis nicht verdunkeln, daß alte Sophistik, Isokrates und Genossen, hellenistische Rhetorik, atticistische Reaktion, 'zweite Sophistik' Glieder einer zusammenhängenden Entwickelung sind und daß die Elemente der älteren Phasen durch zeitgemäße Umformungen in den jüngeren fortleben. Der Atticismus bildet den tiefsten Einschnitt, fast Bruch; aber seine Ideale sind doch nur allmählich und nie vollkommen durchgedrungen.

Neu ist an der von Philostratos gezeichneten Entwickelung nur, daß seit den Flaviern die griechische Produktion lebendiger und vielseitiger wird. Das griechische

Selbstgefühl wächst, und der Chauvinismus sieht verächtlich auf die barbarischen Römer herab. Der Philhellenismus Hadrians schafft dotierte Professuren der Rhetorik. Die griechische Literatur stellt die sinkende römische in Schatten, und sie emanzipiert sich von Rom; das Schwergewicht des Reiches beginnt ja nach dem Osten sich zu neigen. Die Rhetorik wird eine Großmacht, die alles geistige Leben beherrscht, die Poesie infiziert und im Grunde erstickt. Die formal rhetorische Bildung beherrscht den Jugendunterricht. In Prunkreden und Improvisationen feiern die Rhetoren ihre Triumphe. Mit schwülstigen Ansprachen begrüßen sie Kaiser und Statthalter. Im kommunalen Leben haben sie die führende Rolle. Den öffentlichen Feiertagen und den Familienfesten ihrer Gönner leihen sie durch die Gelegenheitsrede einen höheren Glanz und konkurrieren mit den Philosophen in der Trostrede.

Das wenige, was wir von älteren Koryphäen der zweiten Sophistik besitzen, macht uns ihren Ruhm nicht begreiflich. Herodes Attikos, der seinen Namen ebenso seinem Reichtum und seiner Liberalität wie seiner Kunst verdankt, Konsul 140, behandelt in der fingierten Deklamation Περὶ πολιτείας im Anschluß an eine Rede des Thrasymachos die Frage der politischen Haltung der Larissaeer im peloponnesischen Kriege und hat durch den geschichtlichen Hintergrund und die Beherrschung der Atthis sogar moderne Forscher zu der Annahme verführt, daß die Rede in Wahrheit dem Ende des 5. Jahrhunderts angehöre. Polemon († 144), auch Verfasser einer uns durch mehrere Überarbeitungen bekannten Physiognomik, läßt die Väter des Kynegeiros und Kallimachos, die bei Marathon gefallen sind, sich um das Recht der Grabrede streiten. Auch Lukian und Aristeides haben an solchen μελέται ihre Kraft geübt; Dions Lob des Haares, dem später Synesios das der Kahlheit entgegenstellt, Lukians Lob der Fliege, Favorins Lob des Thersites (das Thema schon von Polybios erwähnt) zeigen das Fortleben des παίγνιον (*s. o. 6*).

Die größte Virtuosität atticistischer Korrektheit hat durch unendliche Mühe und Arbeit Aristeides (etwa 129—190) erreicht, der den Späteren als zweiter Demosthenes gilt. Er bewegt sich in allen Gattungen der Beredsamkeit und spiegelt alle Tendenzen der zweiten Sophistik wieder, die maßlosen Ansprüche der Rhetorik, gegen die der Neuplatoniker Porphyrios sich erhebt, in den Reden gegen Platon, das atticistische Programm (*XXXIV, Ausg. v. BrKeil, Berl. 1898*), den Kult der Vergangenheit im Panathenaikos und in der großen Rede Ὑπὲρ τῶν τεττάρων. Die Ἱεροὶ λόγοι haben zum Hintergrunde die abergläubische Mystik der Zeit und offenbaren die ganze Selbstgefälligkeit des hypochondrischen Rhetors, der mit Asklepios in einer geheimnisvollen Verbindung steht und für alle Details seiner siebzehnjährigen Krankengeschichte das größte Interesse des Publikums voraussetzt. Wenn er den Preis Roms verkündet (*XXVI*) und in den rauschenden Perioden der prunkenden Götterreden mit der Poesie konkurriert, so schafft er das Vollendetste, dessen diese Rhetorik fähig ist.

Von den Späteren seien nur noch genannt Libanios (in Antiocheia), der begeisterte Verehrer Julians, der sich mit Geschick aber ermüdender Breite in den konventionellen Formen und in den Reminiszenzen seiner umfassenden Belesenheit bewegt, mitunter wertvolle Kulturbilder seiner Zeit entwirft, sein Zeitgenosse Himerios in Athen, und Kaiser Julian selbst, bei dem durch alle angelernte Rhethorik die originale Persönlichkeit und die Abneigung gegen toten Formalismus hervorbricht. Mit seinen stark doktrinären theologischen Reden tritt er in Konkurrenz mit dem Christentum. In seinem Συμπόσιον ἢ Κρόνια, worin er die Kaiser Revue passieren läßt, wird der Geist des Sillos und der Satire wieder lebendig.

Den üblichen rhetorischen Schulbetrieb lernen wir aus der erhaltenen Literatur der Προγυμνάσματα kennen. Die des uns unbekannten Theon können noch dem 1. Jahrh. n. Chr. angehören und beruhen schon auf älterer Praxis. Es folgen hier als Schulübungen aufeinander Erzählungen von Mythen und anderen Geschichten, Chrien, Gemeinplätze, Lob- und Tadelreden, Vergleichungen, ἐκφράσεις, d. h. ausmalende Schilderungen z. B. von Örtlichkeiten, θέσεις (*s. o. 22*).

Neben den bedeutendsten Redner Aristides tritt im 2. Jahrh. der hervorragende Theoretiker Hermogenes, der besonders in byzantinischer Zeit als höchste Autorität gilt. Er erneuert die Lehre von den στάσεις (*s. o. 22*) und entwickelt als letzten Ausläufer der Anregungen Theophrasts eine von Feinheit und Schärfe der Beobachtungen zeugende Stillehre (Περὶ ἰδεῶν). Seine Bedeutung erscheint um so größer, als die Τέχναι des Aristeides erst in byzantinischer Zeit auf den Namen getauft zu sein scheinen und Aristeides nicht mehr als der eigentliche Schöpfer dieser Stiltheorie angesehen werden kann. — Die spätere Rhetorik widmet sich zum großen Teile nur der Erklärung und Ausgestaltung der Lehren des Hermogenes, wie schon vorher Philosophie und Grammatik sich in wesentlich kommentierende Tätigkeit aufgelöst hatten.

In den dem 3. Jahrh. angehörenden Traktaten des Menandros (Περὶ ἐπιδεικτικῶν) und der etwa in derselben Zeit verfaßten pseudodionysischen Τέχνη überblickt man am besten die Vorschriften für die verschiedenen Redegattungen, von deren Kenntnis die Würdigung der erhaltenen Erzeugnisse der Beredsamkeit ausgehen muß.

28. Philosophie und Diatribe. Die früher geknüpften Beziehungen zwischen Philosophie und Rhetorik, die sich auf dem Gebiete der Diatribe und der θέσις begegnen, und auch die Grenzstreitigkeiten dauern fort. Nur schmale Grenzlinien trennen oft Philosophen, die die Wirkung ihrer Vorträge durch rhetorische Kunstmittel erhöhen (*Musonius, ed. OHense Lpz. 1905*, 1. Jahrh.), und Sophisten, die ihre Rhetorik auch auf dem Felde der Ethik und Pädagogik betätigen. Dio Cocceianus (Chrysostomos) von Prusa ist ursprünglich Sophist, der sogar gegen die Philosophen schreibt. Von Domitian aus Italien und aus seiner Heimat ausgewiesen, bekehrt er sich dann zur Philosophie, ohne doch je trotz aller Polemik gegen die Sophisten ganz die sophistischen Allüren abzulegen. Während seiner langen Wanderlebens (82—93) beobachtet er mit Liebe das Leben primitiver Stämme und einfacher Leute und verkündet dann, die eigenen Eindrücke mit kynischen Grundsätzen verschmelzend, die Notwendigkeit einer Rückkehr zur Natur und einer Reform der Sittlichkeit und der Lebensführung. — Eine unerfreuliche Erscheinung ist sein Schüler Favorinus, in großsprecherischer Reklame und polyhistorischer Eitelkeit ein Seitenstück zu Apuleius. Seine korinthische Rede ist unter Dions Namen erhalten.

In Rom hält Maximus unter Kaiser Marcus seine ethisch religiösen Predigten meist über Gemeinplätze der Diatribe, z. T. in utramque partem, stoische und platonische Doktrin mischend. In Konstantinopel und anderen Städten hält der Hofmann Themistios (2. Hälfte des 4. Jahrh.), zugleich Verfasser verdienstlicher Paraphrasen aristotelischer Schriften, seine moralisierenden Ansprachen. In R. XXIV äußert er sich über das Verhältnis von Philosophie und Rhetorik, V S. 67bff. über religiöse Toleranz.

Wie sich die Philosophie in hellenistischer Zeit entwickelt hatte, konnte sie dem rhetorischen Formalismus und der dadurch drohenden Gefahr geistiger Entleerung und Aushöhlung kein ernstes Gegengewicht bieten. Die Richtung auf die Ethik

hatte zu einer erstaunlichen Ausbreitung der philosophischen Massenpropaganda und der Bestrebungen ethischer Kultur der Menschheit geführt. Der seit dem 1. Jahrh. v. Chr. und zum Teil schon früher alle Schulen ergreifende Eklektizismus, die ethische Kasuistik und die Popularisierung hatten die Gegensätze der Systeme und Schulen verwischt, die Prinzipienfragen und tieferen Probleme zurückgedrängt, die Philosophie überhaupt verflacht. Es ist kein erfreuliches Bild, das uns die römischen Satiriker und Lukian von dem Treiben der Philosophen entwerfen. Epiktet mit seinem tiefen jede Phrase verschmähenden sittlichen Ernst und der Wahrhaftigkeit seines Empfindens bildet eine glänzende Ausnahme. Die Mittel moralisierender Predigt waren nachgerade aufgebraucht und vernutzt; die Gemeinplätze der Ethik machten auch die Rhetoren der Menge mundgerecht, und sie verstanden sich auf den Geschmack ihrer Zeit besser.

Neben dem moralisierenden Zuge beobachten wir die scholastische Tendenz. Mit dem Ermatten der Spekulation erschöpft sich die Arbeit der Schulen in der Exegese der Schriften der Schulhäupter. Schon im 1. Jahr. v. Chr. bewegt sich der Epikureer Philodem in der Richtung. Zur selben Zeit verbreitet die Ausgabe des Andronikos die Schulschriften des Aristoteles, nach denen sich nun das Bild des Philosophen völlig wandelt, indem seine für die Öffentlichkeit bestimmten Schriften der Vergessenheit verfallen. In die emsige Arbeit, die von nun an der Erklärung der Pragmatien gewidmet wird, gibt uns noch die Fülle der erhaltenen Kommentare, unter denen die des Alexander von Aphrodisias (2. Jahrh.) hervorragen, einen klaren Einblick. Der neue Kommentar zu Platons Theaitetos (*HDiels-WSchubart, Berl. Klassikertexte II 1905*) aus dem 2. Jahrh. zeigt die frühe Ausartung auch der platonischen Schule in bedenklichen Scholastizismus.

29. Skepsis und Romantik. Das griechische Geistesleben versiegt und stirbt ab, Man zehrt nur noch vom Erbe der Vergangenheit und lebt nur von fremden Gedanken. Und durch das romantische Traumleben und die künstlichen Versuche, das Tote wieder lebendig zu machen, bricht doch immer das Gefühl der Dekadence und des Epigonentums hindurch. Der geistvollste Schriftsteller des 2. Jahrh., Lukianos, hat sich durch das Scheinleben nicht täuschen lassen. Seine Produktion ist erstaunlich vielseitig: Schuldeklamationen und παίγνια, Pamphlete und kritische Essays (z. B. über Rhetorik und über Geschichtschreibung), Dialoge, in denen Motive Platons, der Komödie, der Diatribe zusammengewoben werden, vor allem aber die kynische Satire zu neuem Leben erwacht. Sein bedeutendes Formtalent macht sich die Fülle der sich ihm aus reichster Belesenheit beständig aufdrängenden Reminiszenzen innerlich so zu eigen, daß doch etwas Originelles entsteht. Er versteht sogar, eine Geschichte gut zu erzählen – eine Fähigkeit, die durch rhetorisches Pathos und moralisierenden Hang erstickt, sich fast nur noch bei den Christen findet –; denn er hat auch für das Naive und Volkstümliche Sinn. Aber der Gehalt seiner Schriften offenbart doch den Bankerott der antiken Kultur: Vergangenheit und Gegenwart, Götter und Menschen, Glauben und Aberglauben, Lehren und Leben der Philosophen – alles fällt der zersetzenden Skepsis und dem ätzenden Spott zum Opfer. Da ist doch die wissenschaftliche Skepsis, die Sextus in derselben Zeit erneuert, viel erfreulicher. Einen Standpunkt und eine Entwicklung darf man bei einem alles verneinenden Geiste wie Lukian nicht suchen. Er wechselt den Standpunkt wie eine Maske je nach dem Gegenstand, den er zur Zielscheibe seines Spottes macht, und bleibt sich nur gleich in der Absicht, die Leser zu belustigen, und in der Sicherheit, mit der er den Effekt erreicht. So gibt er uns das Bild einer

blasierten Gesellschaft ohne Ideale, ohne Glauben, ohne sittlichen Halt. Aber dies Bild ist doch einseitig.

Längst war die archaisierende Richtung über die Stilbewegung hinausgegangen und hatte das gesamte Leben ergriffen. Die schon in Poseidonios lebendige, durch die augusteische Romantik verstärkte Mystik hatte sich mit den siegreich vordringenden und sich hellenisierenden Religionen des Orients verbunden, die neue religiöse Stimmungen, Sehnsucht nach Erlösung und Erhebung in die obere Welt, Jenseitsglauben und neue Bürgschaften dafür, individuelle Frömmigkeit und Hingabe an den Gott, neue Offenbarungen, Nebel der Mystik und Orgien der Ekstase verbreiten halfen. Auch in die höhere Literatur dringt diese Strömung ein. Die unter dem Namen des Gottes Hermes gehende Literatur kommt wieder in Blüte (*s. RReitzenstein, Poimandres, Lpz. 1904*). Um 200 erscheinen die chaldäischen Orakel mit ihrer Theosophie, und die beiden Juliane veröffentlichen Sammlungen religiöser Offenbarungen.

Der zum literarischen Hofstaat der Iulia Domna, der Gattin des Kaisers Septimius Severus, gehörende Flavius Philostratos verfaßt in ihrem Auftrage und Sinne die Biographie des Apollonios (Τὰ ἐς τὸν Τυανέα Ἀπολλώνιον), dem schon ältere Darstellungen gewidmet waren und der zum Träger der neuen religiösen Tendenzen und des Ideales pythagoreischer Heiligkeit gemacht wird. In den Βίοι σοφιστῶν schreibt Philostratos dann die Geschichte seiner Kunst und gibt, nach einer oberflächlichen und gewaltsam konstruierten Vorgeschichte, von den Flaviern an bis auf seine Zeit anschauliche Bilder des rhetorischen Treibens. Von ihm oder einem jüngeren Verwandten besitzen wir Εἰκόνες, d. h. ἐκφράσεις von vorhandenen oder auch fingierten Gemälden, und den Ἡρωικός, der die Existenz von Dämonen aus den Gespenstererscheinungen der troischen Heroen beweist und durch Protesilaos die wahre Geschichte des troischen Krieges enthüllen läßt.

30. Neuplatonismus. Die geistigen und religiösen Stimmungen der Zeit gehen schließlich ein in den Neuplatonismus, der, schon durch die religiöse Umbildung des Platonismus im 2. Jahrh. vorbereitet, alle noch lebensfähigen Kräfte antiker Kultur an sich zieht und in seine Weltanschauung aufnimmt. Philosophie und Religion zugleich, bildet er den letzten bedeutsamen Abschluß antiker Kulturentwicklung, aber in seiner weiteren Ausgestaltung durch Autoritäts- und Offenbarungsglauben, Verachtung von Vernunft und Wissenschaft, Entwertung der sichtbaren Welt weist er über die antike Kultur hinaus und offenbart ihren Bankerott. Der Sieg der Kirche, die sich selbst mit den neuen Lebenstrieben erfüllt hatte, über den Neuplatonismus bedeutet zugleich die innere Auflösung der antiken Kultur.

Hier kann nur ein Überblick über die vielseitigen Tendenzen, die in der Schriftstellerei der Schule zum Ausdruck kommen, gegeben werden. Die wichtigsten Zeitangaben seien vorausgeschickt: Stifter nach der Tradition Ammonios Sakkas † 245 (Plotinos 204–270, Longinos sein Mitschüler), Porphyrios etwa 233–303, Iamblichos † um 330, Proklos 410–485 (Syrianos sein Lehrer, Hierokles sein Zeitgenosse). 529 schließt Justinian die Schule von Athen; Damaskios, Simplikios und andere Platoniker wandern nach Persien aus.

So geschlossen und einheitlich der Aufbau des durch strenge Dialektik zusammengehaltenen Systemes des Plotinos ist, dennoch haben außer dem platonischen Fundamente sehr verschiedene Faktoren, Skepsis, stoische Ethik und Kosmologie, aristotelische Dialektik die neuplatonische Weltanschauung in ihren Grundlinien und dann auch in den Richtungen der späteren Ausgestaltung bestimmt. Die Ver-

bindung mit der Lehre des Aristoteles wird enger und inniger. Die peripatetische Schule geht in die neuplatonische auf. Porphyrios schon behauptet die Harmonie der beiden Meister und schreibt außer verlorenen Kommentaren zu aristotelischen Schriften die Einführung in die Kategorien, die, in die verschiedensten Sprachen übersetzt, durch viele Jahrhunderte das erste Verständnis der aristotelischen Schriften vermittelte. Auch platonische Dialoge hatte er kommentiert. Und diese kommentierende Arbeit an beiden Meistern setzt Iamblichos fort. Wie Proklos' umfassende Kommentare zu platonischen Dialogen die Ergebnisse der älteren Platonexegese und den Ertrag seiner eigenen Vorlesungen fortpflanzten, so setzten Syrianos und Simplikios die Arbeit der peripatetischen Schule an den Schulschriften des Aristoteles fort.

Aber auch sonst war das historische Interesse der Schule lebendig und vielseitig. Porphyrios schreibt eine φιλόσοφος und eine φιλόλογος ἱστορία. In Pythagoras vor allem sah man das Ideal der platonischen Sittlichkeit und Frömmigkeit verwirklicht; Porphyrios und Iamblichos haben seine Biographie in neuplatonischem Sinne ausgestaltet. Porphyrios' Chronik verdanken wir wertvolle Nachrichten zur Diadochengeschichte, auf die ihn auch seine Forschungen zum Buche Daniel, das er richtig datierte, führten. Proklos' Chrestomathie überliefert uns solide literarhistorische Forschung (*s. Quellen 6*), und es besteht gar kein Grund, ihm diese Schrift abzusprechen. Neben den Phantastereien der Zahlensymbolik (Iamblichos leistet darin wie in allem blöden Aberglauben das Stärkste) haben die Neuplatoniker auch ernsthaft Mathematik getrieben; Proklos hat einen von Verständnis zeugenden Kommentar zum ersten Buch der Elemente Euklids geschrieben und die Hypothesen der Astronomen zusammenhängend dargestellt.

Auch die Rhetorik wurde seit Longinos, der an Dionysios und Hermogenes anknüpfte, in der neuplatonischen Schule getrieben. Syrianos erneuert und modifiziert durch seine Kommentare die Stillehre des Hermogenes, und den wertvollen Auszug aus Dionysios' Περὶ μιμήσεως (*o. 23*) verdanken wir einem Neuplatoniker.

Wie widerspruchsvolle Tendenzen im Neuplatonismus sich zu kreuzen scheinen, zeigt sich besonders auf religiösem Gebiete. Der alte Glaube sollte zu neuem Leben erweckt werden; aber was man dafür ausgab, war in Wirklichkeit das Erzeugnis des späteren religiösen Synkretismus und der philosophischen Spekulation. Nur die Spekulation vermag die aus widerstrebenden Elementen zusammengesetzte, mit dem Erbe griechischer und orientalischer Religionsgeschichte allzu schwer belastete Religion des Neuplatonismus leidlich zusammenzuhalten. Sie erhebt sich wie die gnostischen Systeme und schließlich auch das kirchliche Christentum in mehreren Stockwerken. Sie gipfelt in den sublimsten Spekulationen von den göttlichen Emanationen; das ist die Nahrung der Gebildeten. Aber in den unteren Regionen herrschen kruder Aberglaube, absurd gewordene Gebräuche, rudimentäre Formen. Der Neuplatonismus toleriert den gesamten Urväterhausrat aller Religionen, weil er in allem durch vergeistigende Umdeutung ein Vehikel stufenweiser religiöser Erhebung findet. So annektiert er auch die Dichter, besonders Homer, für seine Zwecke, weil er auch in das, was schon die Denker des 6. Jahrh. an homerischer Religion als fremdartig oder veraltet empfanden, sein religiöses Empfinden durch allegorische Künste hineinzudeuten vermag. Durch dasselbe Mittel gewöhnt man sich seit Porphyrios' Schrift Περὶ τῆς ἐκ λογίων φιλοσοφίας, in den Orakeln eine Quelle religiöser Erkenntnis zu sehen. Außerdem besitzen orphische und pythagoreische Apokryphen ein hohes Ansehen.

Die hellenistische Deutung und Ausgleichung fremder Religionen verfolgend, dem Eindruck der orientalischen Propaganda nachgebend, entdeckt der Neuplatonismus auch in den barbarischen Religionen die göttliche Offenbarung. Neuplatonikern, besonders Proklos, sind jene angeblich chaldäischen Orakel eine Autorität. Iamblichos, und schon vor ihm Porphyrios, enthüllen die Mysterien der ägyptischen Religion.

Weil die Kirche sich diesem Zersetzungsprozesse widersetzt und den freundlichen Lockungen des Porphyrios widersteht, muß der Neuplatonismus gegen diesen mächtigsten Gegner den sein Schicksal besiegelnden Kampf aufnehmen. Schon Plotinos bekämpft die christlichen Mystiker (Πρὸς τοὺς γνωστικούς). Wie im 2. Jahrh. schon der Platoniker Celsus, so schreiben dann Porphyrios, Iulian, Proklos gegen die Christen und üben an alttestamentlichen und evangelischen Geschichten eine oft überraschend richtige Kritik. Und Hierokles stellt, was Philostratos noch ganz fern gelegen hatte, Apollonios als heidnischen Heiland in Antithese zu Jesus.

Eine Kirche hat der Neuplatonismus nicht gegründet und nicht gründen können. Aber an Schriften, die einer Propaganda in weiteren Kreisen dienen sollten, fehlt es nicht, und weil sie sich vom Ballast der Schulterminologie und vom Schulstaube frei halten, üben sie heute noch eine anziehende Wirkung aus. Dahin gehört z. B. des Sallustios, des Freundes Iulians, Schrift Περὶ θεῶν, eine Art Laienbrevier, Porphyrios' an seine Gattin Marcella gerichtete Mahnungen, auch desselben Einführung in Plotinos' Philosophie (*ed. CMommert, Lpz. 1907*). Freilich beweisen auch diese Schriften, daß der Eintritt selbst in den Vorhof des Heiligtums nur Gebildeten möglich war, daß die neuplatonische Religion nie volkstümlich werden konnte.

31. Der Roman. Der Roman soll erst hier im Zusammenhange behandelt werden; denn erst aus nachchristlicher Zeit sind vollständige Literaturwerke erhalten, denen dieser Name sich beilegen läßt. Die Vorgeschichte dieser Romane aber läßt sich nur hypothetisch aus sehr zerstreuten Resten rekonstruieren, und sie nötigt uns, romanhafte Bestandteile und Motive als wesentliche Elemente der späteren Gattung in den verschiedensten Gebieten der Literatur zu verfolgen. Bei der Zersplitterung des Stoffes dient eine zusammenfassende Behandlung am besten der Einführung in die griechische Unterhaltungsliteratur.

ἱστορίη hatte für die Griechen einen weiteren und weniger strengen Sinn, als wir mit dem Worte verbinden (*o. S. 3*); denn die Grenzen zwischen Wahrheit und Dichtung, Mythos und Geschichte waren fließend. Im ältesten Zeitalter der ionischen Novelle setzte die Geschichte sich noch aus Geschichten zusammen und stellt sich novellistisch dar (*o. 1. 3*). Daß auf diesem Gebiete der lebhafteste Austausch der Völker stattfand, lehrt außer dem neu gefundenen Achikar schon Herodot. Er erzählt lydische, ägyptische, babylonische, persische Geschichten, vom Könige Pheros und vom Schatze des Rhampsinit, vom Weibe des Intaphernes und von Zopyros (*II 111. 121*; *III 118. 153*). Wir sehen auch z. B. bei Kroisos, wie die Legenden zu einem Novellenkranze zusammengeflochten werden. Das Fortleben des novellistischen Elementes in der Historie, z. B. bei Ktesias, Xenophon, die rhetorisierende Behandlung der Novelle durch hellenistische Geschichtschreibung ist auch bereits hervorgehoben worden. Timaios verdanken wir die allerliebste Geschichte von der Meerfahrt der Zecher (*fr. 114*). Der Kern der phantastischen Alexandergeschichte, namentlich ein Bericht der Abenteuer in Briefen, der zum Teil in den späten meist unter Kallisthenes' Namen gehenden Alexanderromanen (*AdAusfeld, Der griech. Alexanderroman, Lpz. 1907*) sich noch erhalten hat, gehört

noch der Zeit der Ptolemäer an; die Selbsterzählung sollte die Wahrheit der Geschichte beglaubigen. Die Liebesgeschichte von Ninos und Semiramis zeigt schon den Grundriß der späteren Romane (*Herm. XVIII [1893] 161ff.*, aus dem 1. Jahrh.). Auch die Biographie hat ihre romanhafte Abart (Pythagoras und Apollonios).

Das Schönste, was uns die nachchristliche Literatur von Novellen erhalten hat, verdanken wir in Wahrheit hellenistischer Erzählungskunst. Die Vorlage der Braut von Korinth, eine Perle, wenn man sie aus dem Texte Phlegons (*Rerum natur. script. I 57ff., OKeller, Lpz. 1877*) und dem Auszuge des Proklos (*In remp. II 115f., WKroll, Lpz. 1901*) rekonstruiert (*ERhode, Kl. Schriften II 173ff., Tüb. 1901*), setzt sich selbst in die Zeit der Diadochen. Die Geschichte von Antiochos' Liebe zu seiner Stiefmutter wird ganz so auch von anderen Personen erzählt — denn Novellen, Anekdoten, Apophthegmen einzelne ihrer Hauptmotive kehren gelegentlich in ganz anderem Zusammenhange wandern —; wieder (*Apul. Met. X 2 und II. Samuel 13*). Die Geschichte vom Könige Apollonios enthält, so schlecht und spät die erhaltenen christlichen Versionen sind (*EKlebs, Die Erzählung des Apoll. von Tyrus, Berl. 1899*), alte hellenistische Motive. Fast alle Novellen, die Apuleius mit den allzu grellen Farben der Sophistik erzählt und die, mannigfach umgestaltet, in den allgemeinen Novellenschatz der Völker übergegangen sind, sind hellenistisch, auch die Erzählung von Eros und Psyche, die leider durch Rhetorik und durch allegorische Zusätze entstellt ist (*PWendland, Die hellenistisch-römische Kultur in ihren Beziehungen zu Judentum und Christentum, Tübing. 1907, 174, 2*). Manche pikante Liebesgeschichten (*Petronius 111, Aischines Epist. 10*) weisen in die Sphäre von Aristeides' Μιλησιακά. Der Ursprung der Geschichten ist nicht immer so deutlich wie beim Wettstreit der Pagen (*III. Esra 4*), einem Prachtstück orientalischer Erzählungskunst, oder der Geschichte des Kombabos (*Lukian, De dea Syria 17ff.*), die noch orientalisches Kolorit zeigt.

Wie novellistische, ursprünglich volkstümliche Stoffe von alexandrinischen Poeten in die höhere Poesie erhoben wurden, so wurden sie auch beliebte Themata der Rhetorenschulen. Die rhetorischen Handbücher schreiben ja Übungen in verschiedenen Arten der Erzählung vor (*o. 27*), auch in fingierten Geschichten. Und so finden wir denn auch in den erhaltenen Deklamationssammlungen seit Seneca novellistische Schulthemata, in grellen Kontrasten und Bildern überreizter Phantasie, wie sie *Petronius c. 1* so treffend charakterisiert, ausgemalt. Auch die erotischen Episteln eines Alkiphron und Aristainetos, die sich vielfach auf diesem Gebiete bewegen, sind ja ein Erzeugnis der späteren Rhetorik.

Daß der Mythos in beständiger Umgestaltung aktuell und lebensfähig gemacht und zum Thema romanhafter Belletristik erhoben wird, ist schon bemerkt worden (*o. 2. 16*). Besser als am dürftigen Abriß des Parthenios kann man sich seine novellistische Bearbeitung an den Metamorphosen Ovids klar machen. Er hat vielfach hellenistische Vorlagen benutzt, auf die die durch Euripides, die neuere Komödie und die elegische Dichtung vertiefte und verfeinerte Erotik eingewirkt hatte; aber er selbst hat noch die Effekte und die grellen Farben der modischen Rhetorik hinzugetan. — Die lateinischen Bücher des Diktys und Dares über den trojanischen Krieg sind Bearbeitungen griechischer Vorlagen.

Wie die Staatlehre die Utopie, so erzeugt die Periegese als Abart eine Art Reiseroman oder Robinsonade. Beide finden wir bei Euhemeros (*o. 16*). Iambulos' (vor Diodor) und Antonios Diogenes' Reiseromane (2. Jh. n. Chr.) kennen wir aus Auszügen, und Lukian parodiert die Reisenovellistik in seinen Ἀληθῆ διηγήματα.

Haben die Griechen etwas Ähnliches gehabt wie den realistischen Sittenroman des genialen Petronius? Die Frage wird bejaht werden müssen. Denn aus der menippeischen Satire allein, in der die Erzählung nur episodische Bedeutung hatte, ist Petron gar nicht zu begreifen. So meisterhaft er seine lebenswahren Gestalten zeichnet, er setzt doch in so vielen einzelnen Zügen und Motiven griechische Originale voraus, daß auch verwandte Kompositionen im großen vorausgesetzt werden dürfen. – Auf denselben älteren Sittenroman gehen Lukians Eselsroman und Apuleius' Metamorphosen zurück. Apuleius gibt eine sehr viel breitere Ausführung und bedient sich, um Einlagen einzuführen, der (auch von Ovid gebrauchten) Rahmenerzählung, die, bei verschiedenen Völkern entstanden, sich bis in die moderne Literatur erhalten hat.

Die erhaltenen Liebesromane endlich sind ein Erzeugnis späterer Rhetorik, mit deren Mitteln (Episteln, pathetische Monologe, Deklamationen, Ekphrasen, Sentenzen) sie arbeiten, in ihrer Unwahrheit und Unnatürlichkeit eine phantastische Ausgeburt der weltentfremdeten Sophistik. Aber die besondere Form dieser Romane darf nicht zu der Annahme verführen, daß die Gattung selbst nicht älter ist als ihre rhetorische Ausgestaltung. Selbstverständlich gab es auch in älterer hellenistischer Zeit eine ausgebreitete Unterhaltungsliteratur; aber solche Literatur ist ephemer, vergeht ebenso schnell wie sie sich erneuert, und erhalten ist uns natürlich auch auf diesem Gebiete nur, was den späteren atticistischen Geschmack befriedigte.

Das gleichartige Schema der späteren Liebesromane finden wir zuerst bei Chariton, der wohl noch dem 1. Jahrh. n. Chr. angehört: ein liebendes Paar — bei Chariton ist es ein junges Ehepaar, sonst meist ein Brautpaar – wird durch die Tücke des Schicksals auseinandergerissen und von Land zu Land geschleppt; in Gefahren, Nöten, Versuchungen bewahren die Liebenden einander die Treue und werden zum Lohne wieder glücklich miteinander vereinigt. Der Typus ist dann von den Späteren, Iamblichos, Xenophon, Heliodor, Achilles Tatios weiter ausgestaltet und abgewandelt. Denn die lose Komposition gestattet die Einlegung aller möglichen episodischen Abenteuer. Die Buntheit und Abenteuerlichkeit des Stoffes bilden den Hauptreiz: Scheintod, Leichenraub, Seeräuber, Bordell- oder Haremsleben, in dem aber die Heldin dank dem Eingreifen der Tyche oder der rührenden Tugendhaftigkeit der Nebenpersonen ihre Reinheit bewahrt, Giftmischerei, Gerichtsszenen, seltsame Völkersitten.

Einen eigenen Reiz hat der einst so sehr überschätzte Schäferroman des Longos (2. Jahrh.). Auch hier ist alles unnatürlich und künstlich gemacht, aber mit einem Raffinement, einer Einheitlichkeit des Stiles, einem so wirkungsvollen Parallelismus von Natur- und Liebesleben, daß man begreift, wie dieser Roman, als man die geschichtlichen Bedingungen seiner Entstehung noch nicht kannte, einen vorbildlichen Einfluß auf die moderne Schäferpoesie ausüben konnte.

32. Jüdisch-hellenistische Literatur. Die aramäischen Papyri haben auf das Alter und die Stärke der jüdischen Diaspora in Ägypten unerwartetes Licht geworfen. In Alexandreia sind die Einwirkungen griechischer Kultur auf das Judentum besonders stark gewesen. Wohl schon unter Ptolemaios II. (285–246) ist die Thora ins Griechische übersetzt worden, weil das Original des heiligen Textes im Synagogengottesdienste nicht mehr verstanden wurde. Übertragung anderer biblischer Schriften folgte, und die griechische Bibel gewann bald bei den hellenistischen Juden ein dem Urtexte gleiches kanonisches Ansehen, wie die von Christen weiter ausgeschmückte Legende von den siebzig Übersetzern beweist, die zuerst

der romanhafte Brief des Aristeas (1. Jahrh. v. Chr.) erzählt. An die Übersetzung schlossen sich dann bald neue Schriften an, Übertragungen aus dem Hebräischen oder Aramäischen, zum Teil mit griechischen Zusätzen, oder griechisch konzipierte Erzeugnisse. In der losen Form der Spruchdichtung ist das Buch des Jesus Sirach geschrieben, das nach der Angabe der Vorrede sein Enkel, bald nachdem er 132 nach Ägypten übergesiedelt war, ins Griechische übersetzt hat. Ein hebräisches Original liegt auch dem ersten Makkabäerbuche zugrunde (bald nach 100). Das zweite griechisch geschriebene gibt sich selbst als Auszug aus dem Werke des Iason von Kyrene; es ist reich an legendarischer Ausschmückung der Geschichte und enthält, wie die Zusätze zu Esther und Aristeas, verfälschte Urkunden und Briefe, die aber durchaus hellenistisches Stilgepräge tragen. Eine Legende von alexandrinischer Judenverfolgung erzählt in schwülstigem Stil das dritte Makkabäerbuch. Die heilige Schrift wird mit volkstümlichen Geschichten, zum Teil erbaulicher Tendenz, bereichert (*III. Esra, o. 31; Zusätze zu Esther, Susanna, Tobit*), und auch die Geschichten der biblischen Personen werden in freier Erfindung weiter ausgesponnen. Wir haben noch von dieser Literatur der Haggada viele Versionen in verschiedenen Sprachen; auch bei Philon und Iosephos findet sich manches der Art (z. B. *Philon Vita Mosis I 294ff.* und *Iosephos Ant. IV 126ff.* eine pikante Geschichte von der Verführung der Israeliten durch moabitische Weiber).

Sehr verschiedenartige Reste hellenistischer Bearbeitung ihrer Geschichte durch jüdische Historiker hat uns Alexander Polyhistor (*o. 19*) erhalten. Da wird nach griechischer Forschungsmethode die Chronologie israelitischer Geschichte festgestellt. Die Könige werden nach dem Muster des hellenistischen Herrscherideales gezeichnet; oder die Patriarchen werden zu Erfindern der Kunst und Wissenschaft gemacht, um die Juden als ebenbürtiges Kulturvolk zu erweisen. Moses und Musaios, Henoch und Atlas werden gelegentlich gleichgesetzt, überhaupt hellenistische Farben und Motive aufgetragen. – Die ärgste Verirrung war, daß biblische Geschichten sogar in epischer und dramatischer Form bearbeitet wurden.

Besonders ausgebreitet war die apologetische Literatur, zu der judenfeindliche Stimmungen und die seit dem 1. Jahrh. v. Chr. nachweisbare antisemitische Literatur einen besonderen Anlaß gaben. Apologetische Tendenzen, Empfehlung des Judentums und Abwehr seiner Gegner, treten gelegentlich auch in historischer Literatur hervor. Die Werke des Manetho und Hekataios über Ägypten (*o. 17*) erregten das besondere Interesse der Juden; an sie schlossen sich Fälschungen an, die die Geschichte Israels in Ägypten in einer dem jüdischen Volke günstigen Beleuchtung sehen ließen, und unter Hekataios' Namen wurden Sammlungen gefälschter Werke des Orpheus und anderer Dichter verbreitet, die ein monotheistisches Bekenntnis dem heidnischen Polytheismus entgegensetzten. Seit Jesus Sirach fließen die Quellen jüdischer Apologetik reicher: Sibyllendichtungen, Aristeas, Buch der Weisheit, Brief des Jeremias, endlich Philon und Iosephos. Wir sehen, daß sich eine feste Topik und ein Bestand traditionellerArgumente herausgebildet hatte. Die Gedanken der prophetischen Predigt und der philosophischen Aufklärung der Griechen sind in dieser Polemik gegen den Polytheismus zusammengeflossen. Zusammenfassungen jüdischer Gesetze werden gegeben, die auf griechischen Geschmack berechnet sind und dem Judentum die heidnischen Sympathien gewinnen sollen (*Pseudo-Phokylides, Jahrb.f.Phil. Suppl. XXII [1896] 709ff.*). In der Schrift gegen den Grammatiker Apion, der zugleich leidenschaftlicher Antisemit war, gibt

Iosephos den Beweis für das Alter des jüdischen Volkes, und in aktuelle Tagesfragen greifen die beiden politischen Broschüren Philons ein.

Mannigfache, aber meist nicht tief gehende Einflüsse hat die Philosophie auf das Judentum ausgeübt. Eine kontinuierliche Entwicklung jüdisch-alexandrinischer Philosophie hat man umsonst nachzuweisen sich bemüht. Aristeas ist von Philosophie nur so weit berührt, als sie damals auf der Gasse zu holen war. Und was das Buch der Σοφία Σαλωμῶνος oder das vierte Makkabäerbuch (1. Jahrh. n. Chr.), eine diatribenartige Predigt, sich von philosophischen, besonders stoischen Gedanken und Begriffen angeeignet haben, wird doch von jüdischem Empfinden überwuchert. Aristobulos hat lange als Vorläufer Philons gegolten; aber es besteht der stärkste Verdacht, daß sein allegorischer Kommentar eine christliche, von Philons Exegese abhängige Fälschung ist.

So steht für uns der Alexandriner Philon (etwa 10 v. Chr. bis 50 n. Chr.) ziemlich isoliert da. Er beruft sich wiederholt auf Vorgänger; aber damit sind wohl hellenistische Rabbiner gemeint, die in Synagogenvorträgen, aus denen auch Philons Schriftstellerei zum Teil herausgewachsen ist, philosophische Gedanken in den Dienst der Bibelexegese stellten. Drei große vielfach von den Formen profaner Exegese beeinflußte Erläuterungswerke zum Pentateuch sind noch zum großen Teil erhalten. Das erste läßt auf die Behandlung der Weltschöpfung (Περὶ κοσμοποιίας) Biographien der Patriarchen, die als Typen bestimmter Tugenden betrachtet werden, folgen (Abraham und Joseph erhalten), behandelt dann Dekalog und Spezialgesetze. Das zweite (Ζητήματα καὶ λύσεις, nur armenisch erhalten) stellt Wortsinn und allegorische Deutung nebeneinander. Das dritte ist ein allegorischer Kommentar zu I. Mose. – Das für heidnische Leser bestimmte Leben Moses erinnert an die idealisierenden hellenistischen Biographien. Dazu kommen philosophische Traktate (z. B. Περὶ ἀφθαρσίας κόσμου), der Dialog Περὶ προνοίας (armenisch überliefert, B. I stark entstellt). Breite diatribenartige Einschläge sind in die Hauptwerke vielfach eingestreut.

Wie Philon durch Beherrschung der griechischen Sprache allen anderen jüdischen Hellenisten überlegen ist, so sind auch seine Beziehungen zur griechischen Philosophie die engsten. Man hat vielfach sein System aus den hellenistischen Elementen seines Denkens zu konstruieren gesucht. Aber der allzu streng geschlossene Aufbau seiner Lehre gibt kein vollständiges Bild der komplizierten Individualität und der innersten Triebkräfte seiner Spekulation. Er hat das Bewußtsein, auf dem Boden des Judentums zu stehen, und legt allen Wert auf den Zusammenhang mit der Urgemeinde. Die Prärogative seines Volkes, den nationalen Charakter seiner Religion, auch seine Zukunfthoffnungen hält er fest, wenn auch die griechische Bildung, in der er zugleich groß geworden ist, und der unauflösliche Widerspruch, in dem das Diasporajudentum und sein Gottesdienst zur Theokratie und ihrer Verfassung steht, eine Spiritualisierung seiner Religion und eine Transposition in eine höhere Lage herbeiführt. Die Renegaten, die das Ritualgesetz auflösen, verabscheut er. Und die philosophischen Sätze sind oft nur Mittel der Darstellung und äußere Formen, die den inneren Grund jüdischen Empfindens und Vorstellens verhüllen. Glaube, Offenbarung, Gnade, Erlösung, Ekstase beherrschen sein religiöses Leben; und sie sind der griechischen Philosophie ursprünglich fremd, wenn auch damals ähnliche Stimmungen mit dem Vordringen der orientalischen Kulte die hellenistische Welt ergreifen.

Der zweite uns aus seinen Werken wohl bekannte Hellenist ist Iosephos.

37 38 n. Chr. aus priesterlichem Geschlecht geboren, leitete er 66 den Aufstand in Galiläa. 67 gefangen, gewann er die Gunst Vespasians und erlebte im Gefolge des Titus Belagerung und Eroberung Jerusalems. Er widmete seine Muße in Rom literarischen Arbeiten und starb nach 100. Im römischen Sinne schrieb er die 7 B. Περὶ τοῦ Ἰουδαϊκοῦ πολέμου, deren Einleitung (I, II erste Hälfte) die Geschichte von 175–66 behandelt. Es folgten 20 B. Ἰουδαϊκὴ ἀρχαιολογία. In der ersten Hälfte folgt er biblischen Büchern, auch Apokryphen, schmückt aber ihre Berichte durch Aufnahme haggadischer Züge, freie Erfindungen, psychologische Motivierung, eingelegte Reden aus, verschweigt manches Anstößige und zerstört so durch Modernisierung den poetischen Reiz und die Naivetät der alten Sage. Verbreitete Novellenmotive sind mitunter eingelegt (*II 205ff.* Weissagung der künftigen Größe Moses. *II 251ff.*: die feindliche Königstochter verliebt sich in den die Stadt belagernden Mose). In der zweiten Hälfte sind profane Historiker, für Herodes besonders Nikolaos (*o. 25*) benutzt, vielfach wertvolle Aktenstücke eingelegt worden. Am unerfreulichsten zeigt sich Iosephos in dem die eigene Person verherrlichenden Βίος, der durch Justus' den Iosephos bekämpfende Geschichte des jüdischen Krieges veranlaßt ist. – Iosephos hat viel Arbeit an den Stil gewendet; aber dessen Ungleichmäßigkeit zeigt, daß er es zur vollkommenen Beherrschung über die griechische Sprache nicht gebracht hat, trotzdem literarische Helfer seine Schriften feilten. Er bemüht sich modern zu sein und imitiert sogar Thukydides.

Das Christentum hat das Erbe des jüdischen Hellenismus angetreten, und der Kirche verdanken wir die Erhaltung der Werke des Philon und des Iosephos. Daß sie für das spätere Judentum nicht existieren, hängt mit der Geschichte des Judentums zusammen. Auch dem Judentum des Mutterlandes drohte einst die Gefahr der Hellenisierung, gegen die Jesus Sirach und Daniel (168–165) sich wenden. Der Versuch des Syrerkönigs Antiochos Epiphanes (175–164), das Judentum gewaltsam zu hellenisieren, und der dadurch entstandene Religionskrieg hat dann das nationale Empfinden gestärkt, und die Partei der Pharisäer hat, trotz der hellenisierenden Neigungen der Aristokratie und des Hofes, das Volk unter der strengen Herrschaft des Gesetzes gehalten und gegen die Einwirkungen fremder Kultur abgeschlossen. Der jüdische Krieg (66–73) und die jüdischen Aufstände unter Traian und Hadrian haben die Exklusivität gefördert. Das Judentum hatte sich aus einem Staat in eine Kirche umgewandelt, und die Herrschaft behauptet das Rabbinertum Palästinas. Der Tag der griechischen Bibelübersetzung ward bald verflucht. Freilich konnte die jüdisch-hellenistische Literatur nicht mit einem Schlage vernichtet werden; denn die Bedingungen, unter denen sie entstanden war, dauerten zum Teil noch fort. Noch im 2. Jahrh. haben die Juden Aquila und Theodotion neue griechische Bibelübersetzungen geschaffen. Ihre Reste sind zwar für die Rekonstruktion des Originals wegen ihrer sklavischen Worttreue wertvoll, sie sind aber auch ein Dokument toten Buchstabenglaubens.

V. DIE CHRISTLICHE LITERATUR

33. Hellenismus und Christentum. Briefe. Apokalypsen. Die christliche Literatur soll hier in kurzem Abriß unter dem doppelten Gesichtspunkte der allmählichen Übernahme hellenistischer Literaturformen einerseits, der Fortpflanzung des geistigen Lebens der antiken Kultur andererseits behandelt worden. Meine Skizze der urchristlichen Literatur werde ich demnächst in *HLietzmanns Handbuch zum N. T.* genauer ausführen.

Das älteste Christentum steht dem Hellenismus zunächst fremd gegenüber. Auf jüdischem Boden ist das Christentum gewachsen, in einer Landschaft, die zwar auch unter den äußeren Bedingungen hellenistisch-römischer Kultur steht, in die aber höheres griechisches Geistesleben nicht eingedrungen ist. Mit der Einseitigkeit, die die Größe reformatorischer und schöpferischer Geister ist, richtet Jesus sein ganzes erzieherisches Wirken auf die eine Frage nach dem Heil der Seele. Staat und Kultur, vollends Wissenschaft und Kunst stehen an der Peripherie seiner Erfahrung und gehen in den Gedankenkreis seiner Verkündigung nicht ein. Das Urchristentum ist darum unliterarisch. Und es ist bezeichnend, daß es noch um 200 christliche Kreise gab, für die mit der heiligen Schrift alle geistigen Interessen erschöpft waren und die die Frage, ob der Christ literarisch tätig sein dürfe, verneinten (so Tertullian, und denselben Standpunkt hat Clemens in Alexandria zu bekämpfen). Die ältesten christlichen Schriften sind aus praktischen Bedürfnissen der Gemeinden hervorgegangen, gehören noch nicht zur Literatur im strengen Sinne des Wortes; sie sind meist erst durch die Bildung des Kanon (130–200) auf ihr Niveau erhoben worden. Aber seitdem das Christentum den jüdischen Boden verließ und in die heidnische Welt verpflanzt wurde, hat sich das zwar nicht prinzipiell ausschließende aber doch negative Verhältnis zur Weltkultur allmählich in ein positives umgewandelt, und die Geschichte christlicher Literatur ist die Geschichte fortschreitender Annäherung an die profane bis zur virtuosen Beherrschung ihrer Kunstformen.

Von den neutestamentlichen Schriften sind die des Paulus die ältesten (etwa 54–64). Seine Briefe sind nicht literarische Episteln, sondern wirkliche Briefe, d. h. sie sind aus einer ganz bestimmten historischen Situation geboren, auf einen aktuellen Zweck berechnet; sie sind durch Boten überbracht, zunächst nicht durch buchhändlerische Vervielfältigung verbreitet; sie haben ihren Zweck erfüllt, wenn sie ihre bestimmten Adressaten erreicht haben. In der individuellen Haltung erst offenbaren Paulus' Briefe ihren intimsten Reiz. Der Brief ist freilich ein Gefäß, das sehr verschiedenen Inhalt fassen kann. So finden sich bei Paulus neben ganz persönlichen Ausführungen andere Partien, die sich über die gewöhnliche Briefsphäre erheben: Paränese, dialektische Argumentation, Predigt. Es ist natürlich, daß der Apostel die gewohnten Formen der mündlichen Aussprache nachbildet, für die der Brief einen Ersatz geben soll. So fehlt es auch nicht an Sätzen, die rhetorisch wirkungsvoll gestaltet sind. Doch hat der in jüdisch-rabbinischer Bildung groß gewordene Apostel den profan rhetorischen Unterricht nicht genossen, und die ihm geläufigen hellenistischen Vorstellungen und Begriffe sind ihm auf den Wegen, auf denen sich die Bildung der breiten Masse mitzuteilen pflegte, z. B. durch die Diatribe, durch Verkehr mit Heiden und hellenistischen Juden, nicht durch höhere Literatur vermittelt worden. Die unechten Pastoralbriefe, die spätere Kirchenordnungen unter den Schutz der paulinischen Autorität stellen, und die Areopagrede der Apostelgeschichte bezeugen schon ein über Paulus fortgeschrittenes Maß hellenistischen Einflusses.

Frühzeitig ist neben den echten Brief die literarische Epistel getreten. Sie verrät sich vielfach durch die unbestimmte und umfassende Adresse (Hebräer- und Jakobusbrief). Oder die Adresse ist zwar präzis, aber die vage Unbestimmtheit der Ausführungen des Briefes, der Mangel individueller Farben und konkreten Details läßt sie als fiktiv erkennen. Solche Briefe haben ein ideales Publikum, keine bestimmten Adressaten. Das Vorbild der Briefe des Paulus hat nicht nur auf die unter seinem Namen verbreiteten Pastoralbriefe, sondern auch auf den Hebräerbrief, den Judasbrief, die Petrusbriefe eingewirkt. Nachweislich früh in der Ge-

meinde verlesen und zu kleineren Sammlungen vereinigt, gaben die paulinischen Briefe die natürliche Form, in der der Autor mit einem weiteren Publikum in literarischen Verkehr treten konnte. Und man schob vielfach autoritative Namen vor, um den Zweck des Schreibens sicherer zu erreichen und um den Mangel zu beseitigen, daß Petrus und Johannes und Jakobus nicht geschriftstellert haben sollten.

Epistel, weniger Brief als eine wirkungsvoll stilisierte Diatribe, ist der Jakobusbrief. Der Verfasser des Hebräerbriefes gibt im wesentlichen eine Homilie. Er ist auch rhetorisch gebildet und kennt die Klauseln. Manche persönliche Beziehungen nötigen zu der Annahme, daß er für Paulus gelten will, falls nicht ein späterer Redaktor hier die Hand im Spiele hat.

Die meisten dieser literarischen Briefe des N. T. gehören der 1. Hälfte des 2. Jahrh. an. Unter den „apostolischen Vätern" haben wir weiter eine das jüdische Gesetz als Trug bekämpfende Epistel (um 132), die auf den Namen des Barnabas, des Begleiters des Paulus, gesetzt ist, neben dem echten, rhetorisch stark aufgeputzten Brief des römischen Bischofs Clemens (90—100), mit dem die römische Gemeinde in die Wirren der korinthischen eingreift, einen späteren unechten, der in Wahrheit Homilie ist. Wir haben noch sieben Briefe, die der Bischof Ignatios von Antiocheia um 110 auf seiner Reise zum Martyrium nach Rom an befreundete Gemeinden gerichtet hat. Von vielen bedeutenden Kirchenmännern gab es Briefsammlungen, eine Hauptquelle für Eusebios' Kirchengeschichte. Pietätvolle Anhänger haben solche Sammlungen der Korrespondenz berühmter Bischöfe und Lehrer (über Origenes *s. u. 37*) zusammengebracht. Spätere wie Basileios, Gregor von Nazianz und Hieronymus, auch wohl schon der Alexandriner Dionysios, haben ihre Briefe von vornherein für die Öffentlichkeit bestimmt und selbst publiziert.

Nur eine Literaturform hat das Urchristentum von außen übernommen, und zwar eine jüdische. In Zeiten der Verfolgung entstanden, trägt die Apokalypse in Form von Visionen tröstende Zukunftshoffnungen vor. Seit Daniel hat die volkstümliche Literatur der jüdischen Apokalypse eine lange und reiche Geschichte gehabt und sich in der christlichen Kirche fortgepflanzt. Die in der Grundlage jüdische Apokalypse der synoptischen Evangelien (*Mc. 13, Mt. 24, Luc. 21*), die unter Johannes' Namen gehende, die in Domitians Zeit gehört, aber zum Teil ältere jüdische Stücke (einiges aus dem Jahre 70) aufgenommen hat (in c. 12 steckt auch griechische Mythologie), die schon von prophetischer Literatur des Heidentums beeinflußten Visionen des Hermas (aus Rom) und die durch orphische Jenseitsvorstellungen bereicherte Apokalypse des Petrus (*ADieterich, Nekyia, Lpz. 1893*), endlich christliche Sibyllen bilden den Anfang der christlichen Apokalyptik, die sich ins Mittelalter hinein fortsetzt und in Dante ihre höchste poetische Verklärung gefunden hat.

34. Evangelien und Apostelgeschichten. Ganz originell sind die Evangelien. Εὐαγγέλιον, das von der christlichen Heilsbotschaft gebraucht wurde (*Inschriften von Priene, Berl. 1906, 105* heißt es von Augustus' Geburt: ἤρξεν τῷ κόσμῳ τῶν δι' αὐτὸν εὐαγγελίων), wurde dann auf die Schriften, die von Jesu Person und seinen Worten handeln, übertragen. Früh hatten sich Worte Jesu, die für den Gottesdienst der Gemeinde ihre Bedeutung hatten, in Gruppen zusammengeschlossen und waren dem Gedächtnisse eingeprägt worden. Aber Evangelien sind erst etwa eine Generation nach Jesus entstanden. Die Christen hatten ja die jüdische Bibel als heilige Schrift übernommen, anderer Schriften daneben bedurfte es zunächst nicht. Und die Erwartung der nahen Wiederkunft Jesu ließ zunächst die Aufzeichnung von Erinnerungen überflüssig erscheinen. Als dann die ältesten Evangelien aus dem

Bedürfnis, die Überlieferung zu fixieren und vor Trübung und Entstellung zu bewahren, entstanden, hatten die Traditionen schon die mancherlei leichten Wandlungen und Umgestaltungen erfahren, denen volkstümliche Überlieferung und auch Literatur überall ausgesetzt ist. Die Worte Jesu waren vielfach von dem individuellen Anlaß, dem sie entsprungen waren, losgelöst und in einen neuen Zusammenhang gestellt, zu längeren Komplexen verbunden worden. Das besonders bei Matthäus wirksame Streben, einen zusammenhängenden Gedankengang herzustellen, hatte zu mancher Ausgleichung des einzelnen und zur Einfügung von Bindegliedern geführt; die fortschreitende Geschichte und Verfassung der Kirche führte mit Notwendigkeit oft zur Anpassung der Sprüche an die veränderten Verhältnisse, zur Verschiebung des originalen Sinnes. Die Gleichnisreden Jesu, die ursprünglich meist nur einen Grundgedanken verbildlichen, sind vereinzelt allegorisch ausgestaltet, auch in der weiteren Tradition ausgedeutet worden. Die volkstümliche Form des echt jüdischen Maschal erschien einem nicht mehr naiven Geschlecht als Rätselrede, deren Lösung nur der in die christlichen Geheimnisse Eingeweihte zu geben vermag. – In der volkstümlichen Tradition kursierten die Geschichten von Jesus als kleine Einheiten und wurden mit größerer Freiheit wiedergegeben als die Worte Jesu (*vgl. o. 3*). Sie variierten stark in der Tradition, und die Differenzen gingen so weit, daß z. B. Marcus einmal zwei Dubletten nebeneinander erzählt, weil er sie als solche wegen der starken Abweichungen nicht mehr erkennt (*8, 1. 6, 34ff.*). Die Einfügung in einen historischen Verlauf und die Anordnung war zum Teil Konstruktion; nur die Leidensgeschichte hatte sich in den Hauptzügen sicher dem Gedächtnis eingeprägt. Der Weissagungsbeweis aus dem A. T. führte zu weiterer Ausschmückung der Geschichten mit neuen Zügen.

Für das Verständnis dieses Entwickelungsprozesses evangelischer Tradition hat die Analyse der erhaltenen Evangelien die größte Bedeutung, die den stärksten Zweifeln unterworfenen Traditionen über die Verfasser helfen nichts. Von den synoptischen Evangelien ist das des Marcus als Grundlage der beiden anderen nachgewiesen. Das aramäische Original schimmert hier noch besonders deutlich durch, der Aufriß der Handlung ist hier am zuverlässigsten gezeichnet. Neben Marcus haben Matthäus und Lukas noch eine meist Redestücke umfassende Quelle gemeinsam.

Die Evangelien als Erbauungsbücher sind keine einheitliche Kompositionen, weil in ihnen Traditionen verschiedener Kreise und Zeiten zusammengeflossen und nicht ausgeglichen sind. Sie sind es auch nicht, weil der Text lange Zeit im Flusse begriffen, der Bereicherung durch andere Traditionen, der harmonisierenden Ausgleichung untereinander ausgesetzt war; so ist die Vorgeschichte bei Matthäus und Lukas jung, und der echte Schluß des Marcus ist sehr früh abgeschnitten und durch einen vielleicht vom Presbyter Aristion (um 120) herrührenden Abschnitt ersetzt worden, um größere Konformität mit den anderen Synoptikern zu erreichen. Erst die Kanonisierung der vier Evangelien machte diesen Wucherungen ein Ende, die zu einer Zeit, wo jede Gemeinde ihr eines Evangelium als das Evangelium ansah, ganz natürlich waren.

Am meisten ausgeprägte schriftstellerische Eigenart zeigt der dritte der Evangelisten. Er führt seine Schrift ein mit einer wohl gebauten Periode, die an Prologen profaner Werke genaue Parallelen hat. Er will seinen vielen Vorgängern im kunstvollen Aufbau der Geschichte überlegen sein. Und er steht in der Tat an Bildung erheblich über ihnen, wie sein Streben, vulgäre Ausdrücke seiner Vorlagen

durch atticistische zu ersetzen, beweist. Sein Werk will zur Literatur im eigentlichen und höheren Sinne des Wortes gehören. Und selbstverständlich muß der Autor, der sein Werk dem Theophilos widmet, mit seinem Namen hervorgetreten sein. Dennoch kann das Werk nicht Lukas, dem Begleiter und Mitarbeiter des Paulus, gehören. Das beweist besonders unwiderleglich die Apostelgeschichte, die demselben Theophilos gewidmet ist und sich selbst als Fortsetzung des Evangeliums bezeichnet; denn die Apostelgeschichte läßt das Verständnis für Paulus' Standpunkt vermissen und berichtet Tatsachen, die den Aussagen des Paulus durchaus widerstreiten und dessen Schüler nicht zuzutrauen sind. Eine Möglichkeit, aber nichts als eine vage Möglichkeit besteht, einen historischen Anhalt und eine Veranlassung zu der falschen Benennung zu suchen. Die 'Wir-Stücke' der Apostelgeschichte können auf Lukas zurückgehen und von dem Redaktor nur stilistisch überarbeitet sein, und man könnte aus der Tatsache späterer Zusätze im Evangelium auf eine lukanische Grundlage schließen und den Prolog des Evangeliums dem Lukas zuschreiben. Auch das plötzliche Abbrechen der Erzählung der Apostelgeschichte könnte sich aus der Urschrift erklären.

Die Πράξεις sind ein antiker Titel, und der Autor kennt Gepflogenheiten antiker Historie. Während die Geschichtlichkeit der Worte Jesu darauf beruht, daß sie auf alte Spruch- und Redesammlungen zurückgehen, hat der Verfasser der Acta nach den Stilgesetzen profaner Historie Reden und auch Briefe frei gestaltet. Und in der Areopagrede tritt z. B. der Einfluß hellenistischer Gedanken sehr stark hervor. Dennoch hat er kein historisches Kunstwerk geschaffen. Seine Art der Erzählung trägt durchweg die Kennzeichen volkstümlicher Erzählungstechnik, im Gebrauch direkter Rede, in den vielen Wiederholungen, in der Sorglosigkeit um Diskrepanzen im Detail.

Das vierte Evangelium zeigt, mit welcher Freiheit der Stoff behandelt werden konnte. Ein Dichter und Theologe hat im bewußten Gegensatz zu den Synoptikern etwas ganz Neues geschaffen. Er hat den Aufriß ganz anders entworfen, neue besonders massive Wundertaten Jesu erdichtet, ihm Reden in den Mund gelegt, die, vom Tone der ursprünglichen λόγια ganz abstehend, die Spekulationen eines bestimmten Kreises wiedergeben, die von der Sprache der profanen Mystik stark berührt sind. Im 2. Jahrh. scheinen dann durch Überarbeitung das Evangelium und die drei Briefe (der 2. und 3. sind wirkliche Briefe), ja sogar die Apokalypse wohl von demselben Manne auf den Namen des Apostels Johannes gesetzt worden zu sein, zu einer Zeit, wo der Kanon schon in der Bildung begriffen war und ein Evangelium schon apostolischer Autorität bedurfte, um sich durchsetzen zu können. Und wenn Papias (2. Jahrh.) die anderen Evangelien an diesem neuen mißt und ihm den Vorzug gibt, so sehen wir, wie groß die Gefahr der Verschüttung der alten echteren Traditionen war.

Die Evangelien verdanken ursprünglich ihre Autorität dem Herrn, der aus ihnen redet, nicht ihren Verfassern. Daraus erklären sich die starken Varietäten der uns noch bekannten außerkanonischen Evangelien, die die verschiedensten Nuancen zwischen Anschluß an den synoptischen Typus und völlig freier Erfindung und Tendenzdichtung darstellen. Das Hebräerevangelium war freie Bearbeitung des Matthäus. Das Petrusevangelium schmückt den alten Stoff mit sehr wirkungsvollen neuen Zügen aus und verrät gelegentlich doketische Tendenz. Die wenigen Reste des Ägypter-Evangeliums zeigen eine Erfindung, die sich in den Dienst enkratitischer Grundsätze stellt. Die neuen λόγια Ἰησοῦ (*PapOxyr. I. IV*) können mit ihren speku-

lativen Gedanken Jesu als Analogie zu der Kühnheit des Johannes-Evangeliums dienen. Andere Evangelien, wie das noch erhaltene des Thomas, füllen mit phantasiereicher Dichtung die Lücken der Geschichtsüberlieferung, besonders die Kindheitsgeschichte aus.

Mit ähnlicher Souveränität gestalten die Apostelgeschichten ihren Stoff. Genannt seien die Akten des Petrus, des Johannes und des Paulus, die wir in späteren katholisierenden Bearbeitungen besitzen. Aber gnostische Originale des 2. Jahrh. liegen zugrunde. Die Predigt des Paulus, die Keuschheit fordert, zerreißt hier die Ehen. Motive hellenistischer Unterhaltungsliteratur sind vielfach verwertet. Ins 2. Jahrh. reicht auch der in verschiedenen späteren Versionen erhaltene Roman der Familie des Clemens zurück, der sich an Stoffe des griechischen Romans anlehnt. Dann treten auch Martyrien (jüdische Martyrien haben wir aus den Papyri kennen gelernt) und Heiligenlegenden, später vielfach zu umfassenden Gruppen verbunden, in diesen Kreis christlicher Belletristik (*s. u. 37 und Quellen 14*). Unter den Schutz apostolischer Namen sind auch zahlreich Schriften gesetzt worden, die kirchliche Ordnungen und Paränese enthalten (Διδαχὴ τῶν δώδεκα ἀποστόλων, 2. Jahrh.).

35. Apologetik. Gnosis. Die Einführung des zwischen jüdischen Vorstellungen vom Wort Gottes und stoischer Philosophie schwebenden Logos in das Johannesevangelium bringt die Tatsache zum klaren Ausdruck, daß das Christentum sich vom Judentum abwendet und der griechischen Kultur sich zuwendet. Die Logoslehre, die die Messiastheologie verdrängt, ist eine weite Eingangspforte für hellenistisches Denken. Paulinische Aussagen, die Areopagrede, die Reste des Κήρυγμα Πέτρου lehren uns die fortschreitenden Stadien einer Auseinandersetzung mit der heidnischen Welt kennen. Aristeides (um 140) zeigt uns den fertigen Typus einer freilich noch ungeschickten und schematisch angelegten Apologie. Iustinos (um 150), Tatianos, Athenagoras, der Brief an Diognetos, bewegen sich dann mit zunehmender Freiheit und Individualität in denselben Geleisen. Die Apologeten setzen zunächst in Angriff und Abwehr die verwandte jüdische Bewegung fort und entlehnen von ihr die Topik. Die jüdischen Fälschungen apologetischer Tendenz werden benutzt und fortgesetzt. Ihre Gelehrsamkeit beziehen die älteren Apologeten zumeist aus den Kompilationen, zu denen die alte solide Gelehrsamkeit zusammengeschrumpft war (Doxographie, Biographie, Mythographie). Sie haben sich vor allem bereichert aus den Gedanken und Gesichtspunkten, die der theologische Streit der Philosophenschulen, die fortschreitende Aufklärung, die lebhaften religiösen Debatten entwickelt hatten und auch in ihrem religiös bewegten Zeitalter leicht vermittelten. Und indem die Apologeten die Gedanken in den Vordergrund stellen, die auch dem religiös gerichteten Heidentum vertraut und annehmbar waren, den einen Gott, Theodicee, Einheit des Menschengeschlechtes, allgemeine Menschenwürde, Unsterblichkeit und sittliche Verantwortung, wird, wenn auch genug dem Heiden Anstößiges übrig bleibt, doch der Kern der Lehre in die Formen einer Philosophie gekleidet, wie ja auch die Apologeten zum Teil aus heidnischen Philosophen christliche Wanderprediger geworden waren und Kostüm und Lebensweise der Philosophen beibehalten hatten. Am meisten ergreifen uns die Apologeten, wenn sie von ihrer christlichen Erfahrung, von der Bewährung christlicher Sittlichkeit und vom christlichen Gemeinschaftsleben zeugen. Aber je mehr die Gegner des Christentums (*o. 30*) die Debatte vom Boden der konventionellen Vorurteile und Rechtsfragen auf ein wissenschaftliches Niveau erhoben, um so mehr erweitert und vertieft sich auch der Gesichtskreis der christlichen Gelehrten. Origenes steht seinem jüngeren Zeitgenossen Porphyrios eben-

bürtig gegenüber, dem Eusebios ist an Gründlichkeit und Umfang der Bildung kein Heide seiner Zeit gewachsen.

Neben die Apologien, die sich gegen die Heiden wenden, treten Schriften, die sich mit dem Judentum auseinandersetzen und die christlichen Ansprüche auf das A. T. und seine Deutung geltend machen. Die älteste Schrift der Art war Aristons Dialog zwischen dem Christen Iason und dem Juden Papiskos; erhalten ist der Dialog Justins mit dem Juden Tryphon (um 160).

Im 2. Jahrh. und teilweise schon früher beginnt die von Osten vordringende Bewegung des religiösen Synkretismus und Gnostizismus auch in christliche Gemeinden einzudringen. Die Überflutung durch den Hellenismus erzeugt eine neue üppig wuchernde Literatur: Evangelien und Apostelgeschichten, die die urchristlichen Gattungen ins Spekulative oder Romanhafte umbilden, Offenbarungsschriften und Geheimbücher, die von der Autorität altberühmter Namen getragen werden, Kommentare, die zum Teil den Wortsinn der Evangelien allegorisch vergeistigen, wie es mit dem A. T. längst Brauch geworden war, philosophierende Traktate und Lehrbriefe, Psalmen und Hymnen. Auch für die profane Religionsgeschichte ist das gnostische Quellenmaterial von Bedeutung, weil hier viel alter Glauben und Aberglauben fortgeführt wird und weil wir hier originale Urkunden der religiösen Bewegung des niedergehenden Altertums besitzen, wie sie uns ähnlich nur die Papyri wiedergegeben haben. Freilich sind uns nur von der späteren Gnosis größere Originalschriften erhalten, ein syrischer Dialog aus der Schule des Bardesanes (Karneades' Polemik gegen die Astrologie wird darin reproduziert), von dem Eusebios griechische Stücke (Original?) mitteilt, und noch spätere Werke in koptischer Übersetzung. Sonst sind wir leider auf die umfassende antihäretische Literatur der Kirche angewiesen, namentlich die erhaltenen Werke des Eirenaios, Hippolytos, Epiphanios, wozu wertvolle gnostische Exzerpte des Alexandriners Clemens kommen. Ihre Berichte, Auszüge, Zitate sind natürlich mit größter Vorsicht zu benutzen; aber sie geben uns doch das Material, die von ihnen unterschätzte Bedeutung von Männern wie Basileides und Valentinos zu begreifen. Im Kampfe mit dieser flutenden Bewegung hat die Kirche ihre straffe Organisation vollendet und den Kanon ihrer heiligen Schriften ausgebildet.

36. Die alexandrinische Wissenschaft. Auch die kirchliche Wissenschaft ist in der Auseinandersetzung mit der Gnosis gereift und erstarkt. Sie hat viel von ihr gelernt und hat an den Aufgaben weiter gearbeitet, an denen die bedeutendsten der Gnostiker sich versucht hatten. Die Anfänge der Christengemeinde in Alexandreia, die Entstehung der Katechetenschule und ihre Erweiterung zur Gelehrtenschule liegen im Dunkel. In der alten Kirche bestand frei von der administrativen Organisation eine unabhängige Lehrtätigkeit von διδάσκαλοι, die, wie die heidnischen Sophisten, als Wanderlehrer wirkten oder an einem Orte Lehrkurse hielten (*s. o. 35*). Dies freie Lehramt hat sich, sonst durch die Lehrtätigkeit des Bischofs zurückgedrängt, in Alexandreia besonders lange, zum Teil gegen den Widerstand des Episkopates, behauptet.

Der erste uns bekannte Meister des alexandrinischen διδασκαλεῖον ist Pantainos. Sein weitgereister Schüler Clemens wirkte neben ihm etwa seit 190 an der Schule, übernahm dann um 200 nach Pantainos' Tod ihre Leitung, verließ aber Ägypten infolge der Christenverfolgung 202/3. Vor 215 ist er gestorben. Sein uns erhaltenes dreigliedriges Werk gibt eine stufenweise Einführung in das Christentum. Der Προτρεπτικός, der mit einer rhetorisch raffinierten προλαλιά anhebt und

das Material christlicher Apologetik unter neue Gesichtspunkte stellt, will vom Heidentum abziehen und für das Christentum gewinnen, ein Gegenstück der Προτρεπτικοί zur Philosophie. Der Παιδαγωγός zeichnet dann das Bild der rechten Lebensgestaltung in merkwürdiger Verschmelzung christlicher und stoischer Anschauungen (Musonius ist eine Hauptquelle). Nach der Einleitung des Paed. sollte dann der dritte Teil (διδάσκαλος) das christliche Lehrsystem entwickeln. Aber die uns erhaltenen 7 B. Στρωματεῖς (das 8. ist vielleicht als besondere, nicht zu den Strom. gehörige Arbeit anzusehen) behandeln diese Aufgabe nicht, sondern geben nur Praeliminarien und Prolegomena dazu; sie erweisen vor allem das Existenzrecht christlicher Wissenschaft und Philosophie. Falls die Strom. wirklich der dritte Teil des Gesamtwerkes sind, so wäre Clemens, mit der großen und ganz neuen Aufgabe einer systematischen Lehrdarstellung ringend, in den Vorfragen stecken geblieben.

Die Schriftstellerei des Clemens hat etwas Mosaikartiges. Aus Kompendien und Florilegien schleppt er oft alles mögliche gelehrte Material zusammen, und die Zitatennester sind eine wahre Freude für den Philologen. Aber die Fülle der einheitlich in seinen Text verwebten Reminiszenzen, besonders aus Platon und Philon, zeigen, wie viel er doch innerlich verarbeitet hat. Sichere Beherrschung des Stoffes und durchsichtige Klarheit der Darstellung läßt er oft vermissen und hat mit Absicht das Recht lockerster Gedankenverknüpfung durch den Titel Στρωματεῖς sich gewahrt. Dennoch steht er als Persönlichkeit über Kompilatoren wie Athenaios oder Aelianus. Sein ernstes Ringen um die Weltanschauung, seine weitherzige Aufgeschlossenheit und seine Liebe und Nachsicht gegen die Torheiten der im Köhlerglauben Befangenen hat etwas Ergreifendes. Die Philosophie bedeutet ihm für die Heiden, was das Gesetz für die Juden, und er erkennt verschiedene Stufen der Offenbarung des Logos an. Über der πίστις erhebt sich ihm das höchste Ideal der γνῶσις, und im Gnostiker (*strom. V. VI*) gewinnt auf christlichem Grunde das hellenistische Ideal des Weisen neues Leben. Daß er mit seiner Gelehrsamkeit recht Originelles zustande bringen kann und ein sehr pretiöser Stilkünstler ist, zeigt auch seine Homilie Τίς ὁ σῳζόμενος πλούσιος.

185/6 geboren, verlor Origenes seinen Vater durch die Christenverfolgung 202/3 und konnte nur durch List vor dem freiwilligen Martyrium bewahrt werden. Als Nachfolger seines Lehrers Clemens hat er 203–231/2 eine nur durch Reisen unterbrochene Lehrtätigkeit ausgeübt, bis er den Intriguen seines Bischofs Demetrios weichen mußte. Er ging nach Caesarea und machte es zum glänzenden Mittelpunkte christlicher Gelehrsamkeit. Während Decius' Christenverfolgung wurde er verhaftet und gemartert; er starb bald darauf 254 in Tyrus.

Der Textkritik der Bibel, besonders des A. T.s, hat Origenes die eindringendste Arbeit gewidmet. Das Riesenwerk der Ἑξαπλᾶ stellte in sechs Kolumnen neben einander den hebräischen Text des A. T.s, seine griechische Transkription, dann vier Übersetzungen, Aquila, Symmachos, LXX, Theodotion (*s. o. 32*). Für manche Bücher waren weitere anonyme Übersetzungen zugezogen. Eigene Zutaten zur LXX nach dem Original kennzeichnet Or mit Asteriskos, willkürliche Zusätze der LXX zum Urtext mit Obelos. So hat er ein gewaltiges, für Kritik und Textkonstitution der Bibel höchst wertvolles Material zusammengebracht und mit den Mitteln alexandrinischer Philologie das schwierige Textproblem in Angriff genommen. Über das Wertverhältnis von Original und Übersetzung ist der Mann sich klar gewesen. Die Tatsache wird dadurch nicht in Zweifel gesetzt, daß der praktische Theologe,

der mit der kirchlich anerkannten Inspiration auch der LXX rechnen mußte, die Konsequenzen seiner Erkenntnis nicht gezogen hat.

In seinen Ὑποτυπώσεις, von denen nur Fragmente erhalten sind, hatte Clemens Scholien zu biblischen Schriften gegeben und einzelne Schriftprobleme besprochen. Die breiten nur zum Teil erhaltenen Massen der exegetischen Werke des Origenes zu fast allen kanonischen Büchern scheiden sich in drei Gruppen. Die Σχόλια (oder Σημειώσεις) gaben kurze Noten. Die Τόμοι waren höchst eingehende, jedes Satzglied, sprachliche und sachliche Fragen eingehend behandelnde, oft in Exkursen sich frei ergehende Kommentare. Eine Fülle wirklicher Probleme hat er, z. B. in sorgfältiger Vergleichung der verschiedenen Versionen evangelischer Geschichte, aufgedeckt. Ihre Lösung ist freilich mißlungen. Die kirchlichen Maßstäbe biblischer Autorität und die Voraussetzung der Einheit der biblischen Lehre führen ihn auf den unglücklichen Ausweg, Wortsinn und pneumatischen Sinn zu unterscheiden und für weite Strecken biblischer Bücher nur den letzteren anzuerkennen, den Wortlaut preiszugeben. Dabei hat Philon stark eingewirkt; denn wie die Alexandriner aus heidnischer Philosophie und christlicher Lehrentwicklung die Summe ziehen, so übernehmen sie auch das Erbe des jüdischen Hellenismus (*s. Quellen 14*). Daß Origenes, nach dem Vorgang der Gnostiker und des Clemens, die allegorische Erklärung sogar als die einzig mögliche auf manche evangelische Geschichten anwendet, ist ihm früh zum Vorwurf gemacht worden.

Die Homilien sind aus Predigten, die der Presbyter in Cäsarea hielt, hervorgegangen. In den späteren Jahren seines Lebens wurden sie stenographisch nachgeschrieben und dann nach der Nachschrift publiziert; wir kennen einen Fall, wo Origenes nach Vorlesung einer längeren Perikope den Text vom Bischof auswählen läßt, ein Beispiel, wie die Art sophistischer Improvisation in der Kirche sich erhalten konnte. Die Predigt hat zu Origenes' Zeiten schon eine lange Geschichte hinter sich. Ihrem ursprünglich enthusiastischen Charakter entfremdet, hatte sie längst den Einfluß der Diatribe und der Rhetorik erfahren. Die streng exegetische Form der Predigt ist für Origenes ein Hemmnis künstlerischer Komposition, höhere Ansprüche der Kunstform stellt er nicht. Homiletik und wissenschaftliche Exegese hängen bei Origenes eng zusammen (ähnlich in Hippolytos' Danielkommentar). Ausführungen über Urtext und Übersetzung und über Abweichungen der verschiedenen Übersetzungen, Etymologien, theologische Polemik und Gelehrsamkeit werden einem Publikum geboten, über dessen Verständnis Origenes sich nicht günstig äußert.

Die ausführliche Streitschrift des Origenes gegen den Platoniker Celsus, die zur tausendjährigen Jubelfeier des römischen Reiches veröffentlicht worden zu sein scheint, zeigt, wie viel trotz aller prinzipiellen Gegensätze die Gegner doch gemeinsam haben: den wesentlich platonischen Gottesbegriff, den mit mythologischen Vorstellungen verbundenen Monotheismus, Dämonen- und Wunderglauben, allegorische Methode, die sie nur auf verschiedene Urkunden anwenden und deren Recht sie sich gegenseitig streitig machen. Und noch größer erscheint der Parallelismus, wenn man Origenes mit Porphyrios (*o. 30*) vergleicht. Es ist ernst gemeint und verständlich, wenn Celsus und Porphyrios gelegentlich Verständigung und Versöhnung suchen. So erscheint auch das System, das Origenes, einen Plan des Clemens ausführend, in dem Werke Περὶ ἀρχῶν darstellt, in den Grundzügen als ein Gegenstück zum Neuplatonismus. Auch die Schrift des Dionysios, eines Schülers des Origenes und gewandten Stilisten, Περὶ φύσεως ist ganz an den Fragestellungen

und Gegensätzen antiker Philosophie orientiert. Und den Alexandriner Anatolios kennen wir als Aristoteliker und Vertreter der Zahlensymbolik.

Abhandlungen und antihäretische Werke, Schriften praktischer Tendenz und eine ausgebreitete Korrespondenz vervollständigen das Bild der umfassenden Schriftstellerei: *quis umquam tanta legere potuit, quanta ipse conscripsit* (Hieronymus)? Und dennoch gibt die Schriftstellerei allein nur ein einseitiges Bild der Persönlichkeit, die ihre Kraft in Alexandreia und Caesarea vor allem in der Lehrtätigkeit entfaltet hat. Gregorios Thaumaturgos, der fünf Jahr den Unterricht des Origenes in Caesarea genossen hat, entwirft in seiner Dankrede 238 ein anschauliches Bild der Organisation des Unterrichtes, das durch Zeugnisse des Eusebios und Aussagen des Origenes selbst bestätigt und ergänzt wird. Logik und Dialektik, Physik mit Mathematik und Astronomie, Ethik, die vom Studium der Philosophen und Dichtern ausgehende, in der Bibellehre gipfelnde Theologie, das ist die Folge des Lehrganges. Damit stellt sich die christliche Lehranstalt als ein großes Konkurrenzunternehmen zu den heidnischen Bildungsinstituten dar (*s. o. 19. 30*). Der antike Aufbau der Wissenschaften und des Unterrichtes ist übernommen und nur durch einen christlichen Oberbau ergänzt. Zu der Lehranstalt gehörte wohl schon zu Origenes' Zeiten eine Bibliothek und ein Bücherverlag (*vgl. Quellen 8*). Da sprang Origenes' Freund und Gönner, der reiche Ambrosius, ein. Er stellte Stenographen, Abschreiber, Schönschreiberinnen zur Verfügung.

Männer und Frauen, Christen und Katechumenen, Häretiker und Platoniker sind bei Origenes ein- und ausgegangen; Heiden haben ihn als Philosophen und Sophisten geschätzt. Auch Reisen in kirchlichen Interessen, Kämpfe mit der Hierachie, Verkehr mit Fürstlichkeiten und vornehmen Damen, Disputationen mit Häretikern und Juden füllen das Leben des Vielbeschäftigten aus. Sein Leben war ein Kampf, und oft wendet er sich gegen die Verdächtigungen seiner Gegner. Die Entwickelung der kirchlichen Wissenschaft ist eine fortgesetzte Arbeit an den Problemen und Aufgaben, die er gestellt hat. Aber die Kirche hat ihrem großen Sohn mit Undank gelohnt und ihn schließlich verketzert. Schon in der zweiten Hälfte des 3. Jahrh. entbrennen die origenistischen Streitigkeiten; Methodios, der platonisierende Verfasser eines Gastmahles, in dem bedenklich aufgeklärte christliche Jungfrauen sich über die Keuschheit unterhalten, hat, obgleich er mit Methode und Gedanken des Origenes arbeitet, einer Reihe seiner Traktate eine polemische Spitze wider Origenes gegeben. Pamphilos und Eusebios schreiben seine Apologie. Epiphanios hat dann die Zahl seiner Ketzereien ausgerechnet und die Entdeckung gemacht, daß die große Gelehrsamkeit Origenes zu Falle gebracht habe; auch die Freunde des Origenes (Rufinus) haben in dem von neuem heftiger tobenden Kampf seinen Geist oft genug verleugnet. Waren noch um 300 neben den hexaplarischen Text der LXX verdienstliche Rezensionen der LXX von Lukianos († 312 als Märtyrer) und Hesychios getreten, so erstickt jetzt der tote Buchstabenglauben alles Interesse an den Problemen der Textkritik.

37. Eusebios. Nur in Eusebios hat Origenes einen würdigen Nachfolger gefunden. Zwischen 260 und 264 geboren, fand er in Pamphilos einen vornehmen Gönner, der ihm die äußeren Bedingungen zu einem stillen Forscherleben schuf und ihn in die origenistischen Traditionen einführte. Pamphilos schuf eine christliche Bibliothek in Caesarea, sammelte die Originalexemplare der Werke des Origenes, so weit er ihrer habhaft werden konnte. Er verbreitete Bibeltexte des Origenes; den des N.T. mußte er mit ähnlichen Mitteln konstruieren, wie einst der Homertext

Aristarchs wiedergewonnen war. Eusebios verfaßte mit Pamphilos während dessen Haft 308/9 die sechs Bücher Apologie des Origenes (auch Or. Briefe sammelte er) und widmete dem als Märtyrer 310 gestorbenen Freunde eine Biographie in drei Büchern. Bald darauf wurde er Bischof von Caesarea, spielte in den arianischen Streitigkeiten eine bedeutende Rolle, erfreute sich des Vertrauens Konstantins, dessen Gedanken eines Bundes der Universalmonarchie mit der Kirche er verständnisvoll und begeistert aufnahm.

Zu den früheren Arbeiten des Eusebios gehört die erst in einer zweiten Ausgabe bis 324/5 geführte Chronik. Die christliche Chronographie war ursprünglich aus dem Altersbeweise der Apologeten herausgewachsen (*vgl. o. 18*). Africanus, dessen Chronik bis 220/1 reichte, hatte das erste noch ganz christlich orientierte System geschaffen. Er nahm 7 Welttage zu 1000 Jahren an, setzte Christi Geburt ins J. 5500 und ließ als Chiliast 500 J. später das tausendjährige Reich beginnen. Eusebios verdankt ihm wertvolles Material, wie die Olympionikenliste, und hat viel von ihm gelernt. Aber er hat sein aberteuerliches Schema aufgegeben, hat die biblischen Daten mit größerer Vorsicht und Zurückhaltung benutzt, hat oft sich mit unbestimmten ganz nach antiker Methode festgestellten Synchronismen begnügt und hat auf vortreffliche Quellen (sogar Porphyrios für hellenistische Geschichte) zurückgegriffen.

Im Anschluß an die Chronik ist die Kirchengeschichte entstanden. Das Gerüst ist ähnlich, in der Ausführung treten apologetische Motive hervor. In die Jahre der Kaiserregierungen sind die Diadochien der Bischöfe und Schriftsteller eingetragen. Als die sechs Hauptrubriken des Werkes bezeichnet die Einleitung Successionen der Bischöfe, Lehrer und Schriftsteller (hier werden später noch Exkurse über ihren Kanon eingelegt), Häretiker, Strafe der Juden, Christenverfolgungen und Martyrien, Martyrien der Gegenwart und Sieg des Christentums. Der hohe Wert der Kirchengeschichte für uns liegt darin, daß sie diese Gesichtspunkte wesentlich durch Vorlegung eines reichen Materials von Excerpten darlegt. Nach dem Muster der Alexandriner gibt Eusebios Kataloge der Schriften und zieht die Stellen, die Schlüsse auf die Chronologie gestatten, aus. Origenes' Persönlichkeit beherrscht den Inhalt des VI., Dionysios (*s. o. 36*) den des VII. Buches. Mit B. VIII wechselt die Form der Darstellung, indem B. VIII–X, deren abweichende Rezensionen noch verschiedene Auflagen vermuten lassen, dem einen sechsten Thema und der Zeitgeschichte sich zuwenden. Angehängt wurde in einer Ausgabe eine kürzere Bearbeitung der palästinensischen Martyrien, denen Eusebios später eine ausführlichere in syrischer Übersetzung erhaltene Schrift widmete. – Die große Zahl der alten Übersetzungen und der Fortsetzungen der Kirchengeschichte (Sokrates, Sozomenos, Theodoret sind erhalten) beweisen den äußeren Erfolg des Werkes, mit dem Eusebios etwas ganz Neues zu unternehmen sich bewußt ist.

Aus den Auszügen der Kirchengeschichte können wir uns noch eine Vorstellung machen von Eusebios' Sammlung der älteren Martyrien. Sie enthielt die Martyrien 1. des Polykarpos (nach dem Briefe der smyrnaeischen Gemeinde), 2. des Pionios, 3. pergamenischer Märtyrer, 4. der Märtyrer von Lyon und Vienna (nach Briefen der dortigen Gemeinde), 5. des Apollonios. Alle diese Stücke außer 4 sind auch in direkter, aber nicht auf Eusebios zurückgehender Überlieferung erhalten.

Erneuerung und verbesserte Auflage eines groß angelegten Werkes, von dem noch die Eclogae propheticae erhalten sind, sind die umfassenden Sammelschriften Εὐαγγελικὴ προπαρασκευή (15 B.) und Ἀπόδειξις (I–X erhalten, XI–XX verloren).

Die Praep. rechtfertigt das Christentum den Heiden gegenüber, die mit einem erdrückenden Material aus ihrer eigenen Literatur geschlagen werden, die Dem. gibt den Juden gegenüber den ausführlichen Weissagungsbeweis. Vielfach an dies Werk anklingend, entwickeln die 3 Bücher Theophanie gebildeten Heiden die christliche Theologie. Die Schriftzeugnisse treten zurück, die Haltung ist philosophisch; die Stoa (Poseidonios) hat wie auch oft bei Origenes stark eingewirkt. Erhalten ist auch die kleine Schrift gegen Hierokles' Bestreitung des Christentums (*o. 30*), während die 25 Bücher gegen Porphyrios untergegangen sind. Wieder auf ein ganz anderes Gebiet führt das geographische Bibellexikon des Eusebios.

Eusebios ist ein eleganter Stilist, und wo er künstlerische Ansprüche befriedigen will, vermag er alle Register der hohen Rhetorik zu ziehen. Mehrere an Konstantin gerichtete Prunkstücke seiner Beredsamkeit besitzen wir; er hat dem Kaiser nach seinem Tode ein biographisches Enkomion in 4 Büchern gewidmet, das auch durch die eingelegten Aktenstücke höchst wertvoll ist.

Eusebios ist, mit dem Maßstabe seiner Zeit gemessen, ein bedeutender Forscher. Er setzt noch die von Origenes ausgehenden besten Traditionen antiker Forschung fort und wendet ihre Methoden auf Geschichte und Literatur der Kirche an. Er ist Meister in der Bewältigung und Ordnung eines großen Materials, und er läßt vor allem die Quellen selbst reden. Ohne ihn wäre eine Fülle profaner und christlicher Schriften gänzlich verschollen. Die Schätze der Bibliotheken von Caesarea und Jerusalem, aus denen er sein Wissen schöpft, geben uns einen Begriff von der Größe unserer Verluste. An Gelehrsamkeit, Gründlichkeit und Ehrlichkeit der Forschung überragt er seine Zeit.

Nach ihm ging es mit der Wissenschaft rasch abwärts. Das Interesse an biblischer Textkritik ermattet; sie war schon dadurch, daß Origenes ihr Schöpfer war, bald diskreditiert. Die Chronologie, die schon Hippolytos auf eine schiefe Bahn geleitet hatte, wird verwüstet. War es schon ein bedenkliches Symptom, daß ein so maßvoller und friedlicher Theologe wie Eusebios wiederholt vor der Gefahr der Verketzerung stand, so war in Zukunft bei der immer schärferen Fixierung der Lehrgrenzen für eine christliche Philosophie, wie er sie verkündet hatte, bald kein Raum mehr in der Kirche. Traditionalismus und Biblizismus ziehen der Spekulation immer engere Schranken. Die dogmatischen Streitigkeiten nehmen die meiste Kraft in Anspruch, und rücksichtslos energische Naturen wie Athanasios geben in ihnen den Ausschlag. Die aktuelle Publizistik, und dazu gehört die ganze Schriftstellerei des Athanasios, drängt die solide Forschung zurück. Der Ton der Polemik verroht bedenklich. Das Mönchtum mit seiner 'christlichen Philosophie' erscheint als das höchste Ideal, und im letzten Grunde ist es doch kulturfeindlich. Immerhin hilft es die Verbindung mit dem Platonismus aufrecht erhalten, seitdem es, seiner ursprünglichen Naivetät und Romantik entfremdet, dessen dualistisch-asketischer Weltanschauung seine theoretische Rechtfertigung entlehnt. In der begrifflichen Ausgestaltung der Dogmen tritt Aristoteles wie im gleichzeitigen Neuplatonismus in Konkurrenz mit Platon.

38. Die Kappadoker, Johannes Chrysostomos, Synesios. In der zweiten Hälfte des 4. Jahrh. wird Kappadokien der Mittelpunkt einer Nachblüte des geistigen Lebens und schenkt der Kirche ihre großen Klassiker, Basileios und die beiden Gregore (auch Johannes Chrysostomos steht dem Kreise nahe). Diese großen Theologen bemächtigen sich der Rhetorik ihrer Zeit, die sie in den Dienst der Kirche und ihrer Lehre stellen. Sie werden zugleich während ihrer Studienjahre vom Neu-

platonismus berührt. Dazu kommt dann der in ihrer Heimat mächtige Einfluß der Traditionen des Origenes; Basileios und Gregor von Nazianz veröffentlichen eine zeitgemäße Blütenlese aus seinen Schriften. Origenes führt dann zurück zum selbständigen Studium der Schriften Platons und auch Philons, und die so mannigfach vermittelten platonischen Elemente verschmelzen sich mit den starken Trieben mönchischer Mystik und Askese. So wird von den Kappadokern die orthodoxe Theologie geschaffen, ein abgeschwächter, mit den fortgeschrittenen Positionen der Kirche ausgeglichener Origenismus.

Der theologische Führer ist Basileios († 379), Organisator des Mönchtums, des Schulwesens, der Armenpflege, der Kirche Kappadokiens, seit 370 Metropolit von Caesarea, ein starker Charakter und echter Kirchenfürst, dessen Überlegenheit die Freunde anerkennen und der auch die Widerstrebenden unter seinen Willen zu beugen weiß. Sohn eines Rhetors, hatte Basileios in Nikomedeia unter Libanios, dann in Athen studiert. Seine Homilien zum Sechstagewerk zeigen feinen Sinn für Rhythmus und Architektonik der Rede, einen starken philosophischen Einschlag; der antike Hymnus auf die Harmonie und Schönheit des Kosmos erklingt oft in rauschenden Perioden. Basileios' jüngerer Bruder Gregorios von Nyssa († 395) hat in Exegese, Homilie, dogmatischer Streitschrift eine vielseitige schriftstellerische Tätigkeit entfaltet. Er ist ein Hauptvertreter der dem Neuplatonismus parallel laufenden christlichen Mystik.

An schriftstellerischer Begabung und an Reichtum seines Innenlebens überragt Gregorios von Nazianz († 390), 'der Theologe', seine beiden Genossen. Durch Theodosios als Vorkämpfer der Orthodoxie nach Konstantinopel berufen hat er 381 das Patriarchat in Konstantinopel ganz kurze Zeit bekleidet, aber freiwillig niedergelegt. Seine innerste Neigung und Liebe gehörte doch der einsamen beschaulichen Betrachtung und dem weltabgeschiedenen idyllischen Landleben, dessen Poesie er tief empfindet. Die Selbstdarstellung seiner Person in den autobiographischen Gedichten ist schon gewürdigt worden (*s. Poesie 26*); sie sticht recht vorteilhaft von der monotonen rhetorischen Pose des Libanios ab. Und doch war dieser Dichter zugleich ein geborener Redner, der die Hörer zu packen wußte. Freilich ist seine Art der Beredsamkeit von der des Basileios verschieden, unruhig und stürmisch erregt, auf den Hörer gewaltsam eindringend. Er steht seinem Lehrer Himerios näher als dem Libanios. Er liebt die zerhackten Kola und steigert ihre Wirkung noch durch das Übermaß des Reimes. Das Raffinement der sophistischen Rhetorik mit ihren forcierten Mitteln, ihren Klangwirkungen, der Variation desselben Motives, poetischen Wörtern und kühnen Neubildungen hat sich die Kanzel erobert, und Gregor gesteht ein, daß ihm der Beifall der Hörer Lebensbedürfnis ist. Mit dem Pathos dieser Rhetorik bewältigt er denn auch die Mysterien der Trinität, mit unverhohlenem Widerwillen gegen die dialektischen Subtilitäten und Distinktionen, in denen die theologischen Parteien schwelgten. Er freut sich gelegentlich, daß es noch neutrale Gebiete der Spekulation gibt, in denen man sich frei ergehen kann. – Seine ganze Leidenschaft entladet sich in den Invektiven gegen den verstorbenen Julian.

Johannes Chrysostomos war in Antiocheia um 344 geboren. Dort genoß er den Unterricht des Libanios und wirkte seit 387 als Priester. Er bekleidete 398 –404 das Patriarchat in Konstantinopel, mußte aber den Anfeindungen weichen, die ihm die Ehrlichkeit, mit der er den Unsitten des höfischen Lebens und den antiorigenistischen Hetzereien entgegentrat, zuzog, und starb 407 in der Verbannung.

Der in der nüchternen Art der antiochenischen Theologie groß gewordene Exeget zeigt ein feines Empfinden für die Eigenart biblischer Schriften und ein ungewöhnliches Maß gesunden Sinnes.

Aber seine Größe offenbaren vor allem die Predigten. Wohllautender und wirkungsvoller ist seit der klassischen Zeit die attische Rede nie erklungen. Hinter den Worten steht eine edle und mächtige Persönlichkeit. Auch er ist ein Kind seiner Zeit, ein eifriger Vorkämpfer der Orthodoxie, der gegen Heiden (Julian und Libanios), Juden, Ketzer seinen Mann steht, der für das Ansehen der Mönche und Nonnen und für die Wunder der Heiligen eintritt. Aber vor allem ist er beseelt von dem Eifer, die sittlichen Kräfte des Christentums lebendig zu machen. Mit Freimut und ohne Menschenfurcht wendet er sich gegen die Laster des Hofes, der Vornehmen und Reichen, des Klerus. Er findet die Töne einer von Herzen kommenden Beredsamkeit, die jedem zu Herzen gehen. Er kennt alle kleinen Nöte, Schwächen und Eitelkeiten der seiner Seelsorge Befohlenen. Das eine Mal hebt er an mit den neuesten Modetorheiten der Damen; das andere Mal sieht er auf dem Wege zur Kirche vor Kälte erstarrte Bettler liegen und beginnt mit der Botschaft der Armen an die Hartherzigkeit der Besitzenden. So knüpft er vielfach an ganz aktuelle Eindrücke an, wendet sich z. B. wiederholt gegen das Beifallklatschen seiner Gemeinde. Immer steht er im intimsten Kontakt mit seinen Hörern. So sind seine Homilien eine unerschöpfliche Quelle für die Sittengeschichte seiner Zeit, für die nur Hieronymus gleich ergiebig ist. Aber Hieronymus ist selbst angesteckt von der Verderbnis, die er geißelt, und er ist stets tendenziös; Johannes steht hoch über dem sittlichen Niveau seiner Zeit.

Die christliche Prunkberedsamkeit hat ihren höchsten Gipfel erstiegen. Sie zeigt im 4. Jahrh. eine starke Neigung, sich von den Fesseln des Schrifttextes zu befreien. Kurze Texte werden bevorzugt; so wird die starke Mischung der Kunstformen mit der Bibelsprache vermieden. Die panegyrischen Reden an großen Festen, ἐγκώμια und ἐπιτάφιοι, παραμυθητικοί und προσφωνητικοί haben sich vom Bibeltexte emanzipiert und werden nach der Technik der Rhetoren aufgebaut. Libanios hatte das Unglück, daß die Kirche ihm die besten seiner Schüler raubte; vergebens haben er und Julian, einst Studiengenosse des Basileios und Gregor in Athen, die Kappadoker umworben. Der neue Glaube hatte nicht nur das politische Übergewicht, sondern auch die überlegene geistige Macht gewonnen. Julian suchte umsonst diese Entwickelung aufzuhalten, indem er christlichen Lehrern verbot, die antike Literatur zu erklären, weil ihnen die sittlich-religiöse Qualifikation dazu mangele. Dieser Schlag gegen die Lehrfreiheit hat seine christlichen Gegner besonders erbittert.

409 fand in Ptolemais, einer der Hauptstädte der Cyrenaica, eine ungewöhnliche Bischofswahl statt. Der Kandidat hielt sich selbst nicht für geeignet, erklärte, daß er sich von seinem Weibe nicht trennen werde, sich vielmehr von ihr viele und edle Kinder wünsche, daß seine Philosophie manchen anerkannten Dogmen (Auferstehung, Weltende) widerstreite; aber er war bereit, sich den Mythen der Menge anzupassen. So wurde Synesios zugleich getauft und ordiniert. Der Patriarch Theophilos war Politiker genug, über die dogmatischen Defekte hinwegzusehen. Denn Synesios gehörte zu den Notabeln seiner Heimat, hatte in Konstantinopel mit Erfolg für seine Vaterstadt gewirkt und hatte einflußreiche Beziehungen. Dazu war er ein angesehener Schriftsteller. Er hatte sozialpolitische Traktate mit philosophischer Verbrämung geschrieben und in seiner Schrift über den von ihm

als Vorbild verehrten Dion eine jene Darstellungen der Lebensführung gegeben, wie sie fast alle bedeutenden Schriftsteller dieser Periode in Reden, Briefen oder Gedichten hinterlassen haben. Ästhetisch humanistische Interessen will er mit mystischer Kontemplation in ein harmonisches Gleichgewicht setzen. Eine Annäherung neuplatonischer Metaphysik an christliche hatte er schon in den Hymnen gefunden. So nahm er das ‘Mißgeschick’ des Episkopates auf sich und zeigte sich den schweren Aufgaben, die der Kampf gegen ungerechte Verwaltung und die Abwehr der Barbaren ihm stellten, gewachsen.

Die um 500 unter dem Namen des Dionysios Areopagites gefälschten Schriften zeigen in Gehalt und Form das Gepräge des Neuplatonismus, besonders der Philosophie des Proklos. Seit das Christentum in die literarischen Formen des Hellenismus eingegangen ist, tritt die Tatsache immer deutlicher zutage, daß trotz des Gegensatzes der Religionen die gesamte geistige Produktion, auf einem Kulturboden erwachsen, eine weitreichende Ideengemeinschaft und einen festen Bestand gemeinsamen Besitzes aufweist.

QUELLEN UND MATERIALIEN, GESICHTSPUNKTE UND PROBLEME ZUR ERFORSCHUNG DER GRIECHISCHEN LITERATURGESCHICHTE

I. DIE ANTIKEN QUELLEN

Vorbemerkung: 1–7, 10–12 von Bethe mit Zusätzen von Wendland (meist auf Prosa bezüglich), 15, 16 von Wendland mit Zusätzen von Bethe, 8, 13 ganz von Bethe, 9, 14 ganz von Wendland.

1. Die erhaltenen Werke und die Wiedergewinnung der verlorenen. Die wichtigsten Quellen griechischer Literaturgeschichte sind die erhaltenen Werke selbst. Allein ihre gründliche und immer wiederholte Lektüre und ihre stets erneute Durchforschung kann die Grundlage geben für die Versuche, ihre Geschichte zu verstehen und darzustellen. Selbst genaueste Aneignung literargeschichtlicher Daten und Entwicklung bleibt stets ein leerer Schatten ohne die durch eigene Arbeit erworbene unmittelbare Kenntnis der Werke. Dies Studium ist umso intensiver zu betreiben, als die breite Masse der griechischen Literatur verloren ist, und wir auch von den größten Meistern fast nie den ganzen Nachlaß besitzen (Platon bildet eine glückliche Ausnahme), auch von den am höchsten geschätzten Perioden nur eine kleine Auswahl gewisser Literaturgattungen, aus anderen, wie der hellenistischen verschwindend wenig und da gerade von der besonders beliebten Komödie auch nach glücklichsten Papyrusfunden noch kein einziges ganzes Stück. Autorität und Lehrzwecke der Schule hat Auswahl und Erhaltung gr. T. bestimmt.

Von den vielen verlorenen Werken möglichst genaue Vorstellung zu gewinnen ist die zweite wesentliche Vorarbeit für eine griechische Literaturgeschichte. Denn eine Literaturgeschichte, die sich auf das Erhaltene beschränkte, würde die zufälligen Umstände der Tradition zum Wertmesser erheben und dadurch einseitige und schiefe Urteile erzeugen. Deshalb sind zunächst zu sammeln die bei erhaltenen antiken Schriftstellern namentlich angeführten Fragmente, Inhaltsangaben, Titel usw. Diese Aufgabe ist noch keineswegs gelöst. Sie ist noch kaum begonnen für die meisten Dichter des Hellenismus, geschweige denn der Kaiserzeit, ebensowenig für viele nachsokratischen Philosophen, für Naturforscher, Ärzte usw.

Aber die Sammlung der mit Nennung der Autoren erhaltenen Fragmente genügt nicht. Man kann weiter kommen durch den Nachweis der Wirkungen, die ein verlorenes Schriftwerk auf Zeitgenossen und Spätere ausgeübt hat. Z. B. strotzen die Komödien des Aristophanes von Anspielungen und Zitaten auf die gleichzeitige hohe Poesie, Tragödie, Chorlyrik (*ARömer, Phil. LXVII [1907], 242 ff.*); aus verlorenen homerischen Epen haben Tragiker geschöpft; in mythographischen Handbüchern (s. *Prosa 16*) stecken Inhaltsangaben verlorener Epen, Tragödien usw., oft ohne Zitat, oft auch mit fremden Zügen verquickt.

Ein lebendiges Bild hellenistischer Historiker wie Hieronymos, Phylarch, Duris, Timaios gewinnt nur, wer neben den direkten Zitaten ihre Wirkung z. B. auf Plutarch und Diodor verfolgt. Ein Vorbild kühner aber erfolgreicher Rekonstruktion gibt UvWilamowitz' *Antigonos, PhilUnters. IX, Berl. 1881.* Theophrasts Schrift über die

Frömmigkeit hat JBernays, *Berl. 1866*, Apollodors Kommentar zum Schiffskatalog (vgl. *Prosa 18*) BNiese, *RhMus. XXXII (1877) 306 ff.* rekonstruiert.

Witze der Komiker über Persönlichkeiten ihrer Zeit sind von antiken Biographen verwendet worden; Wendungen, Schilderungen, Scenen der Komödie von Schriftstellern wie Lukian, Alkiphron; Gedanken der Philosophen wie des Antisthenes und der Kyniker, des Zenon, Chrysipp, Poseidonios, der Akademiker, Epikureer, sind ohne Nennung ihrer Namen bei Cicero, Seneca, Plutarch, Dio usw. verwertet. Nicht anders ist es bei Rhetoren, Naturforschern, Grammatikern. Zahlreiche Hinweise der Art sind in der Literaturgeschichte gegeben worden.

Schließlich kommt für die Wiederherstellung von Dichtungen auch die bildliche Überlieferung in Betracht.

Denn es sind im Altertum zwar nur selten und nur für den Anschauungsunterricht in der Schule seit der hellenistischen Zeit ausdrücklich genannte Dichtungen illustriert und mit erläuternden Beischriften versehen, wie die 'homerischen Becher' aus dem 3. Jh. v. Chr. (*CRobert im 50. Berl. Winckelmanns Progr. 1890*) und die sog. 'ilischen Tafeln' (*Jahn-Michaelis, Antike Bilderchroniken, Bonn 1873*, s. *Prosa 16*). Beide Bilderreihen gehören zusammen und gehen wohl auf Buchillustration zurück, wie wir Reste einer illustrierten Ilias (Codex Ambrosianus) besitzen (*UvWilamowitz, ArchAnz. 1898, 298 ff.*). In unübersehbaren Reihen großer und kleiner Kunstwerke haben aber auch Maler, Bildhauer, Toreuten Stoffe des Epos, der Chorlyrik, der Tragödie, Scenen aus Tragödien, Komödien, Romanen, Elegien dargestellt. Selten sind sie unmittelbare Wiedergabe, wie die unteritalischen Phlyakenvasen (*HHeydemann, ArchJahrb. I [1886] 260 ff.*) und wenige von gemalten Weihgeschenken siegreicher Choregen kopierte Bilder auf Vasen (wie in der Neapler Satyrvase *MonInst. III 31 = BaumDenkm. Tfl. V 422*) und Pompeianischen Wandgemälden (*CRobert, ArchZeitg. XXXVI [1878] Tfl. 4 = Baum Denkm. 1850 f.* und *MonInst. XI 30 = BaumDenkm. 1852 f.*) oder die Illustrationen der 'Neuen Komödie', von denen uns die Miniaturen zu Terenz (*Codices Graeci et Latini photogr. depicti ed SGdeVries VIII, Leiden 1903, praefatus est EBethe*) und einige Pompejanische Fresken (wie *BaumDenkm. Tfl. XVII*) Anschauung geben. Meist gab die antike bildende Kunst nicht Illustrationen in unserm Sinne, sondern freie künstlerische Schöpfungen. Daher sind sie nicht ohne weiteres zur Rekonstruktion verlorener Dichtungen verwendbar, wie das früher besonders mit Vasenbildern, Sarkophagreliefs, Wandgemälden geschehen ist, sondern sie müssen zunächst als Bilder aus der Formensprache ihrer Kunst und Zeit erklärt und dann erst auf ihre literarischen Anregungen untersucht werden.

Dieser von HBrunn und OJahn aufgestellte Grundsatz ist vielfach demonstriert, z. B. von *CRobert, Bild u. Lied, PhilUnters. V, Berl. 1881, 52 ff.* und *GLoeschcke (Bonn. Studien, Berl. 1890, 248 ff.)*.

Die Forderung, die Reste der verlorenen Werke in dieser Weise zu sammeln und zu bearbeiten, ist eine ideale, unerfüllbare. Aufgestellt ist sie für die neue Sammlung Poetarum Graecorum fragmenta, die UvWilamowitz angelegt hat. Von ihr sind bisher erschienen: *III poetarum philosophorum fr. ed HDiels, Berl. 1901. VI 1 comicorum fr. (Doriensium comoedia, mimi, phlyaces) ed. GKaibel, Berl. 1899.*

Inzwischen sind die älteren Sammlungen zu benutzen. Für die Reste des heroischen *Epos* sind sie unzulänglich. Denn *GKinkel, FEp. Lpz. 1877* hat nach *FGWelckers (Epischer Kyklos, Bonn 1830—35, ² 1865—82)*, *HDüntzers (Fr. der ep. Poesie d. Gr. bis Alexander, Köln 1840)*, *WMarckscheffels (Hesiodi Eumeli Cinaethonis Asii et carm. Naupactii Fr., Lpz. 1840)* tüchtigen Leistungen ungenügend gearbeitet. *Hesiods Fr.* sind von *ARzach* in seiner zweiten Hesiodausgabe *Lpz. 1902* vervollständigt und mit Parallelen ausgestattet. — Die *Lyriker* hat nach verschiedenwertigen Vorarbeiten, zu denen *FGWelcker, Kl. Schrift. II, Bonn 1845* zu vergleichen, *ThBergk* in seinen *Poetae Lyrici Gr.* eindringend, sehr gelehrt, aber nicht ohne Willkür und unübersichtlich bearbeitet, *3 Bde, 4. Aufl. Lpz. 1878—82*, von denen der 1., Pindar, von *OSchröder Lpz. 1900* von Grund aus neu gemacht ist. Zu den übrigen Lyrikern *UvWilamowitz, Textgeschichte der griech. Lyr., AbhGG. IV 1900.* Neue Fragmente aus den Papyri jetzt bequem bei *EDiehl, Suppl.lyr.* = kl. Texte, hrg. von *HLietzmann, Nr. 33/4, Bonn 1908.* — *Tragicorum Gr. Fr.* hat *AugNauck* sorgfältig gesammelt, ² *Lpz. 1889*,

dazu *tragicae dictionis index, Lpz. 1892.* Seitdem viele neue aus Papyri: Übersichten geben *CHäberlin, Zentralbl. f. Bibliotheksw. XIV. (1887)* bis *1896,* dann im *ArchPap.* von *UWilcken,* – Die *Komikerreste* haben nach *AugMeineke, Berl. 1839 ff.* in *5 Bdn.,* deren erster mit der *Historia critica comic.* noch unentbehrlich ist, bearbeitet *ThKock* aber nur die *attischen, Lpz. 1881–88* in *3 Bd., GKaibel* nur die *dorischen, Berl. 1899.* Die reiche Ausbeute aus den Papyri registrieren die oben Genannten. Von *Menander* hat *GLefèbvre, Kairo 1907* große Reste (1500 Verse) ediert. Revision des Papyrus und neue Fragmente gibt *AKoerte, Ber. Sächs. Ges., ph.-hist. Kl. LX (1908) 87 ff.* und *145 ff.* Neue Textbearbeitung von *JvanLeeuwen*², *Leiden 1909. AKoerte, Lpz. 1909.* – Die *Parodien* sind gesammelt und besonders im 2. Band vorzüglich bearbeitet von *PBrandt und CWachsmuth, Lpz. 1885–88* im *Corpusculum poesis epicae ludibundae* (Batrachomyomachia, Parodi, Archestratos; Sillographi: Timon, Xenophanes, Krates, Bion). – Die Sammlung der Reste hellenistischer Poesie begann *AugMeineke, Berl. 1843* mit den noch nicht ersetzten *Analecta Alexandrina* (Euphorion, Rhianos, Alexander Aetolus, Parthenius). *OSchneider* schloß *Lpz. 1856* daran die *Nicandrea, 1870–72 Callimachea* 2 Bde. Die antike Sammlung der *Bucolici* hat *UvWilamowitz, Oxford 1906* neu ediert, dazu seine *Textgeschichte d. gr. Buk., Phil. Unters. XVIII, Berl. 1906.* – Für Sammlung der poetischen Reste der Kaiserzeit sind bisher nur Ansätze gemacht: so für die Epiker von *HDüntzer, Köln 1840 (Fr. d. ep. Poesie II),* von *ALudwich, Lpz. 1897* für Eudokia, Proklos, Claudian und die Blemyomachie. Auch von ihnen wie den hellenistischen Dichtern haben Papyri usw. neue geliefert, s. die angeführten Übersichten. – *Christianorum carminum Anthologia Graeca ed. WChrist-MParanikas, Lpz. 1871.*

Die Sammlungen griechischer *Epigramme,* meist nach der umfassendsten Sammlung der Bibliotheca Palatina in Heidelberg *Anthologia Palatina (AP.)* genannt, ist zu benutzen in der kritischen Ausgabe von *HStadtmüller, Lpz. 1894,* unentbehrlich aber daneben die Ausgabe von *FrJacobs* unter dem Titel *Anthologia Graeca ex recensione Brunckii ed. FJacobs, Lpz. 1794–1814* in 13 Bd. mit Kommentar und Indices, von denen der Catalogus poetarum epigrammaticorum *XIII 829* grundlegend für die Chronologie ist. Sie geben ein unschätzbares Bild fortlaufender Entwicklung der Poesie, für die hellenistische Poesie sind sie Hauptquelle. Um 100 v. Chr. ist ihr Grund gelegt durch Meleagros von Gadara, der einen στέφανος aus Epigrammen von 47 Dichtern zusammenstellte (*AP. IV 1*), weitergeführt bis auf seine Zeit von Philippos von Thessalonike (*AP. IV 2*) unter Caligula in alphabetischer Anordnung nach den Anfangsbuchstaben der Gedichte, deren Reste öfter in der *AP.* erhalten sind, z. B. *VI 87–108.* Neben sie trat, obwohl es in der Zwischenzeit nicht an neuen Sammlungen gefehlt hat, im 6. Jahrh. der 'Kyklos' des Scholastikos Agathias von Myrine in 7 Büchern nach Stoffen geordnet; sein Vorwort *AP. IV 3* bes. v. *67–87.* Von den stets erweiterten und umgearbeiteten Sammlungen besitzen wir mehrere. Die wichtigsten sind: 1. die des Konstantinos Kephalas um 917, erhalten mit Zusätzen im Codex Palatinus (Heidelb. 23 u. Paris. Suppl. 384), die reichsten aller (15 Bücher), unter dem Namen *Anthologia Palatina (AP.)* bekannt, ganz erst von RFBrunck 1776 ediert; 2. die des Mönches Maximos Planudes zu Konstantinopel 14. Jhs. in 7 Büchern (Codex Marcianus 481 in Venedig), zuerst und lange allein gelesen, als *Anthologia Planudea* bezeichnet.

Für die *Philosophen* haben wir einige vortreffliche Fragmentsammlungen, die verschiedenartigen Zwecken dienen und nach verschiedenen Gesichtspunkten angelegt sind. *HDiels, Vorsokr., griechisch und deutsch*² *I, II 1, Berl. 1906, 1907.* Auch die kosmologische Dichtung und Prosa, gnomische Prosa, Sophistik ist aufgenommen. Knappe Anmerkungen enthalten die wichtigsten Textvarianten, sachliche Erklärungen, Literaturnachweise. Das noch ausstehende Wortregister wird für die Geschichte des philosophischen Sprachgebrauches und Begriffschatzes von größter Bedeutung sein. – *HUsener, Epicurea, Lpz. 1887.* Eine neue Auflage wird von SSudhaus vorbereitet und soll auch das von Usener ausgeschlossene Werk περὶ φύσεως enthalten. – *JohvArnim, Fragmenta stoicorum veterum, 3 Bde., Lpz. 1903/1905.* Dazu kommen kleinere Sammlungen wie die vortrefflichen Ausgaben des Teles und Musonios von OHense, ² *Tüb. 1909* und *Lpz. 1905,* und *Aristotelis qui ferebantur librorum fr. coll. VRose, Lpz. 1886.* Daneben ist desselben *Aristoteles pseudepigraphus, Lpz. 1863* zu benutzen. Roses Ansicht, daß alle unter Aristoteles' Namen gehenden Schriften mit Ausnahme der Pragmatien gefälscht seien, ist eine Verirrung. *FrSchulte, Archytae qui ferebantur de notionibus universalibus et de oppositis libellorum reliquiae, Marburger Diss. 1906.* – *HSchmidt, De Hermino peripatetico, Marburger Diss. 1907.* – Für weite Gebiete ist man leider noch immer auf FWAMullachs unvollständige und unzuverlässige *Fragm.*

phil. gr., Paris 1860. 1864. 1881 angewiesen. – Für die *Historiker* hat den Grund gelegt *CFMüller, FHG. 5 Bde., Paris 1841 ff.* Die Anordnung ist willkürlich und unübersichtlich. Die Reste des Ktesias hat Müller in den Didotschen Herodot, die der Alexander-Historiker in den Didotschen Arrian versteckt. Viele Fragmente (besonders in Scholien erhaltene) fehlen, andere sind durch neue Texte hinzugekommen. Das Wichtigste haben die neueren Quellenuntersuchungen ergeben. So hat FJacoby, *Klio IX (1909) 80 ff.* den Plan einer neuen Sammlung entworfen. Ausgaben der apollodorischen und der parischen Chronik (*Prosa 18*) von FJacoby.

Die Fragmente der *Redner* findet man in den *Oratores Attici* von *GBaiter* und *HSauppe, Zürich 1838–1850*, mit sehr verschiedener Sorgfalt bearbeitet auch in den neueren Einzelausgaben. Wer z. B. was uns von isokratischer Technik überliefert ist, übersehen will, muß *MSheehan, De fide artis rhetoricae Isocrati tributae, Bonn. Diss. 1901* und *PWendland, Anaximenes von Lampsakos, Berl. 1905* zu Rate ziehen. EDrerup schließt diese Reste von seiner Ausgabe aus. – Für älteste Rhetorik wichtig *LSpengel,* Συναγωγὴ τεχνῶν, *Stuttg. 1828*, für hellenistische *GThiele, Hermagoras, Straßbg. 1893. Caecilii fr. coll. EOfenloch, Lpz. 1907.* – Für die spätere von Hermogenes (*Prosa 27*) abhängige *Rhetorik* sind viele neue Texte hinzugekommen. S. z. B. *LSchilling, Jahrb. f. Phil. Suppl. XXVIII (1903) 663 f. StGloeckner, Bresl. philol. Abh. VIII (1901) 2* und *Beilagen zum Jahresbericht des Gymn. zu Bunzlau 1908/9. HRabe, RhMus. LXII (1907) 257 ff. u. 559 ff. LXIII (1908) 127 ff. u. 512 ff.* Die in ihrem Gehalte meist unerfreulich scholastischen Texte geben hier und da wichtige Zitate; Rabes Publikation verdanken wir z. B. die neueren Bruchstücke der Stheneboia des Euripides. Den Plan einer Aufarbeitung der Massen der Rhetorik in einem Walz' Rhetores ersetzenden Corpus entwirft *BKeil, Pro Hermogene, GGN. 1907, 176 ff.*

2. Pinakographie. Eine wichtige und durch ihre Zuverlässigkeit ausgezeichnete Ergänzung unserer Kenntnis der griechischen Literatur besitzen wir noch in den Resten der Kataloge (πίνακες) der Schriftsteller und ihrer Werke. Bei dem regen literarischen Schaffen und Interesse des 5. und 4. Jhs. v. Chr. hat der sich ausbildende Buchhandel natürlich die einzelnen Werke der Schriftsteller zusammengestellt, echte und vermeintliche wie's kam, geordnet wenn überhaupt nach Äußerlichkeiten. Vielleicht gibt der Katalog einer Privatbibliothek aus dem Piraieus *IG. II 992* eine ungefähre Vorstellung. Auch das Zählen der Zeilen (στίχοι) jedes Werkes war schon Ende des 4. Jhs. eingeführt, um rasche Kontrolle der Vollständigkeit der Abschrift zu ermöglichen (*Theopompos in Photios Biblioth. cod. 176 p. 120 b 40*). Als aber in Alexandreia die erste wissenschaftliche Bibliothek begründet und auf die Vollständigkeit ihrer Bestände jedenfalls für die klassische Literatur hingearbeitet wurde, ergab sich die Notwendigkeit nicht nur der Katalogisierung des Vorhandenen, sondern auch der Feststellung der Schriftsteller- und Schriftenreihen überhaupt, um Kontrolle und Übersicht zu gewinnen. Kallimachos hat als Bibliothekar zu Alexandreia um 270/50 solche Listen angelegt. Sie mußten zu einer umfassenden kritischen Übersicht der älteren griechischen Literatur werden: war doch auch das Echte vom Unechten zu sondern. Die chronologischen, biographischen, kritischen Arbeiten der Früheren wurden selbstverständlich benutzt. Eine Reihe von Untersuchungen auch der späteren alexandrinischen Grammatiker sind auf dieselben Ziele gerichtet. Jenes Werk wird unter den Schriften des Kallimachos bei Suidas angeführt mit dem Titel: πίνακες τῶν ἐν πάσῃ παιδείᾳ διαλαμψάντων καὶ ὧν συνέγραψαν ἐν βιβλίοις κ′ καὶ ρ′ (120 Bb.). Es war nach Kategorien und in diesen alphabetisch angeordnet, wie die aus ihm stammende Liste der Schriftsteller über Kuchenbäckerei bei Athenaios XIV 643 E zeigt.

Eine Vorstellung gibt die Liste der attischen Komiker auf der Inschrift *IG. XIV 1097*, kopiert aus einer Vorarbeit jenes Katalogs, dem kallimacheischen πίναξ κατὰ χρόνους τῶν ἀπ' ἀρχῆς γενομένων διδασκάλων (*AKörte, RhMus. LX [1905] 444 f.*). Aus diesen Katalogen stammen direkt oder indirekt die pinakographischen Nachrichten über Zahl, Umfang, Echtheit der Werke der älteren Literatur, z. B. die Notizen über die Epen des Kyklos, ihre

Bücher- und Verszahl auf den 'tabulae Iliacae' (*Prosa 16*) und in Proklos' Chrestomathie und den Iliashdss. (in *FEp.*), oder die Liste der Tragödien des Aischylos, aus dem Codex Mediceus in den Ausgaben abgedruckt (vgl. *ADieterich, RhMus. XLVIII [1893] 143*) oder die Liste der Dichter der Komödie je mit der Zahl ihrer Stücke, eingearbeitet in den Traktat II περὶ κωμῳδίας bei Kaibel *FCG. I 6* als kahle Liste *ebenda 10 vgl. 6 Anh. zu II.*

Aus jenen πίνακες der alexandrinischen Bibliothek hat man auch die Reihen der klassischen Schriftsteller entnommen, wie sie bei Dionysios von Halikarnaß, Quintilian X, Proklos vorliegen, auch von Horaz z. B. *s. I 4* vorausgesetzt werden. *DRuhnken* hat 1768 sie als Listen der klassischen Muster aufgefaßt und für sie die Bezeichnung der 'canones Alexandrini' aufgebracht. Neuerlich hat *HUsener* (*Dionysii H. libr. de imitatione rel., Bonn 1889, 130*) diese Auffassung zu begründen versucht. Daß solche Listen bereits in alexandrinischer Zeit umgingen, zeigt ein Papyrus (*HDiels, AbhAkBerl. 1904*). Opponiert haben besonders *AugNauck* (*Aristophanis Byz. fr. Halle 1848, 67 f.*) und *UvWilamowitz, Textgeschichte der Griech. Lyriker AbhGG. NF. IV 1900*): nicht Listen von Klassikern, aus vielen anderen ausgesondert, sondern einfach Aufzählungen der überhaupt erhaltenen Schriftsteller seien es: 9 Lyriker, 10 attische Redner, 3 Tragiker usw., da es eben nur von diesen Werke gab.

Auf den Bestand der alexandrinischen Bibliothek weisen meist auch die erhaltenen πίνακες der Prosaschriftsteller hin. Zuerst hat HUsener (*Analecta Theophrastea, Bonner Diss. 1858*) wahrscheinlich gemacht, daß die bei Diog. Laert. V 42–50 erhaltenen Verzeichnisse theophrastischer Schriften den ursprünglichen Bestand und spätere Erwerbungen dieser Bibliothek darstellen. Sie gehen vielleicht mit Ausnahme des 3. Teiles (*HUsener 11*) auf Hermippos zurück (*s. o. S. 19*). Ein sehr reiches pinakographisches Material haben wir für Aristoteles, vgl. darüber u. a. *FrLittig, Andronikus von Rhodos I, Münchener Progr. 1890.* Während die Verzeichnisse der späteren Aristoteleserklärer und der Araber (diese durch Vermittelung des Ptolemaios des Fremden, Verwechselung von Χέννος mit ξένος?) auf Andronikos von Rhodos, den Zeitgenossen Ciceros zurückgehen und daher für die Pragmatien die Ordnung unserer von der Ausgabe des Andronikos abhängigen Hdss. geben, besitzen wir in den πίνακες des Diog. Laert. *V 22—27* und des Anonymus Menagii (wohl Hesych von Milet) im wesentlichen das Verzeichnis des Hermipp, s. *EHeitz, Die verlorenen Schriften des Aristoteles, Lpz. 1865, 44ff. Zeller II 2, 50ff.* Subskription am Schluß des Bruchstücks von Theophrasts Metaphysik (ed. *HUsener, Bonner Universitätsschrift W. S. 1890/91, 12*): τοῦτο τὸ βιβλίον Ἀνδρόνικος μὲν καὶ Ἕρμιππος ἀγνοοῦσιν· οὐδὲ γὰρ μνείαν αὐτοῦ ὅλως πεποίηνται ἐν τῇ ἀναγραφῇ τῶν Θεοφράστου βιβλίων.

Die Einteilung der platonischen Schriften nach Trilogien durch Aristophanes von Byzanz ist erhalten bei Diog. Laert. *III 61. 62.* Die Quelle ist wohl seine Schrift Πρὸς τοὺς Καλλιμάχου πίνακας. Durchgedrungen ist aber die Ordnung nach Tetralogien, die sich in Thrasyllos' Schrift über Platon (Diog. Laert. *III 1*) fand und daraus von Diog. *III 56ff.* reproduziert wird. Aber Urheber der Ordnung oder gar Editor ist dieser Leibastrolog des Kaiser Tiberius sicher nicht, da sie auch anderen zugeschrieben und von Varro *De lingua lat. VII 37* vorausgesetzt wird. S. *HUsener, GGN. 1892, 181ff.*, der sie auf eine Ausgabe des Tyrannion zurückführt. Neuerdings will *EBickel, Archiv f. Gesch. der Phil. XVII (1904) 460ff.* die Tetralogienausgabe, von der unsere Hdss. abhängen, der älteren Akademie zuschreiben (*s. auch o. S. 25*). Schon der Ausgabe in Tetralogien gehören unechte Stücke an, die wie Minos, Hipparch, Alkibiades II, Klitophon zum Teil sehr alt sind. Die tetralogische Katalogisierung der Schriften Demokrits hat ebenfalls Diog. Laert. aus Thrasyll, der sie aber nicht geschaffen hat, erhalten (*Vorsokr. 357. 358*).

Über die Tetralogienordnung demosthenischer Reden bei Didymos s. *Berl. Klassikertexte I (1904) S. XVIII. XXI. FLeo, GGN. 1904, 260.* – Pinax des Epikur: *HUsener, Epicurea 85. 86,* der Stoiker: *ADyroff, Über die Anlage der stoischen Bücherkataloge, Würzburger Progr. 1896.* Über die versprengten pinakographischen Notizen zu den Rednern und das Verhältnis unserer Sammlungen zu den ursprünglichen s. das Werk von FBlaß, über Demosthenes *EBethe, Rostocker Index 1897.* Auch der sogenannte Lampriaskatalog der Plutarchschriften, über den *MTreu, Waldenburger Programm 1873* und *KZiegler, RhMus. LXIII (1908) 239ff.* gehandelt haben, ist ein Verzeichnis der in irgendeiner großen Bibliothek des 3. oder 4. Jhs. unter Plutarchs Namen zusammengestellten Werke.

Aus dem bibliothekarischen Ursprunge der πίνακες ergeben sich zwei wichtige Konsequenzen: 1. Diese Verzeichnisse gestatten, da sie den zufälligen Bestand einer Bibliothek

wiedergeben, keine argumenta e silentio gegen die Echtheit. 2. Sie geben auch keine Gewähr für die Echtheit der aufgeführten Schriften, da die Behandlung der Echtheitsfrage der Spezialforschung (vgl. Dionys über Dinarch) vorbehalten blieb. Aber sie geben oft wichtige Zeitgrenzen für die Existenz der Schriften. Aber auch hier sind sie mit Vorsicht zu benutzen, da öfter die Identität erhaltener Schriften mit den gleich betitelten der Indices problematisch ist. Auf so bezeugte Titel sind öfter spätere Schriften gefälscht oder die älteren Schriften liegen uns in Überarbeitungen vor.

Für die christliche Literatur (auch Philo) sind höchst wertvoll die Verzeichnisse, die Eusebios in seiner Kirchengeschichte gibt, eine Hauptquelle für Hieronymus De vir. ill. In der verlorenen Biographie des Pamphilos hatte Eusebios den Katalog der Schriften des Origenes mitgeteilt. Wir besitzen ihn in der Übersetzung des Hieronymus (ediert von *EKlostermann, S.Ber.Berl.Ak. 1897, 855ff.*). H. stellt daneben das Verzeichnis der Schriften Varros. Andere Verzeichnisse verdanken wir der Sitte, auf Gräbern oder Statuen der Schriftsteller (Euripides, Bischof Hippolytos) ihre Werke zu verzeichnen.

3. Didaskalien. Eine Quelle alexandrinischer Pinakographie kennen wir unmittelbar und in so reicher Fülle, daß wir die wenigen uns aus dieser erhaltenen Angaben nicht nur kontrollieren, sondern sehr bedeutend ergänzen können: die Urkunden über chorische und dramatische Aufführungen an den großen Agonen hauptsächlich Athens, die sog. Didaskalien (von διδάσκειν = Einüben der Dichter). Sie beziehen sich entweder auf einen eben errungenen Sieg oder geben in langen Reihen solche Verzeichnisse aus der Vergangenheit.

Erstere, an Zahl und Wert verschwindend gegen die letzteren, waren von attischen Choregen im Namen der siegreichen Phyle für chorische oder im eigenen für tragische und komische Siege als Inschriften des Siegesdenkmals eingemeißelt, die den chorischen Dreifußpreis oder irgendeine Erinnerung an eine der aufgeführten Tragödien, Komödien in Form eines Gemäldes oder auch nur ihrer Masken trug (*EReisch, Griech. Weihgeschenke, Wien u. Lpz. 1890*). Heute noch steht am Südostfuß der Akropolis das Denkmal des Lysikrates für seine Phyle Akamantis, die mit einem Knabenchor 334 siegte *IG. II 1242* = *Dittenberger Syll. 707*. Einige sind literarisch überliefert wie die des Dichters Simonides (*fr. 147*) vom Jahre 476, des Antigenes (*AP. XIII 28*), des Themistokles, der 476 mit Tragödien des Phrynichos (seinen Phoenissen?) gesiegt hatte (*Plutarch Them. 5*). – Die öffentlichen Urkunden sind aktenmäßige Aufzeichnungen über die Agone, ihre Teilnehmer und ihre Sieger an den großen Spielen durch staatliche oder priesterliche Beamte. Einige reichten bis ins 7. und 8. Jh. hinauf. Die großen Dionysien zu Athen scheinen erst von Peisistratos gegründet zu sein, ihre Siegerliste ist von Anfang an zuverlässig. Die attischen Lenaeen sind älter, aber erst später scheint über ihre Agone Buch geführt zu sein. Die geschichtliche Bedeutung dieser Akten ist in der Zeit der Sophisten erkannt, am Ende des 5. Jhs. begann man mit der Veröffentlichung. Hippias von Elis hat die Ὀλυμπιονῖκαι publiziert (*Plutarch Numa 1*), Hellanikos von Mytilene die Καρνεονῖκαι (*Schol.Aristoph.Av. 1403. Athenaios XIV 635E*). Auch die Tragiker- und Komikersiege an den athenischen Dionysien und Lenaeen sind seit dieser Zeit jedenfalls in Athen bekannt, ob aus öffentlichen Listen oder etwa aus der Anführung des Aufführungsjahres im Buchtitel – was zumal bei Komödien für das Verständnis wichtig war – bleibt zweifelhaft. Denn ich wüßte nicht, wie es anders zu erklären wäre, daß Platon, als er um 385 sein Symposion schrieb, das Jahr des 1. tragischen Sieges des Agathon an den Lenaeen 416 wußte und diese Kenntnisse bei seinen Lesern voraussetzen konnte (*Athenaios V 217A*); auf den gleichen Schluß führt eine gelegentliche Äußerung im *Protagoras 327D* über Aufführungsort und -jahr der Komödie des Pherekrates 'die Wilden' (ἐδίδαξεν ἐπὶ Ληναίῳ πέρυσι = 421). So lebhaft war das Interesse des großen Publikums, daß der Staat 346/2 auf der Akropolis eine monumentale Inschrift auf 16 Marmorplatten zu jedermanns Einsicht aufstellte mit dem Verzeichnis aller Sieger in den chorischen und dramatischen Wettkämpfen der großen Dionysien, wie ich vermute von ihrem ersten Anfang her, *IG. II 971*; für die Chöre ist nur die Phyle, für Tragödie und Komödie je Choreg und Dichter genannt, also ein Denkmal mehr des agonistischen Ehrgeizes als der Literaturgeschichte. Dieser aber dienten zwei andere Rieseninschriften: *IG. II 972–975* vollständige Didaskalien der dramatischen Aufführungen, nach Dionysien und Lenaeen, Tragödien und Komödien geordnet, und *IG. II 977* von etwa 13 m Länge, ein voll-

ständiges Verzeichnis aller siegreichen Dichter und Schauspieler der Tragödie und Komödie an den Dionysien und Lenaeen mit den Ziffern ihrer Siege. Beide sind um 265 eingemeißelt und später fortgeführt worden. Wir besitzen von ihnen nur Bruchstücke, die 1906 *AdWilhelm* eindringend bearbeitet hat in seinem Buche *Urkunden dramatischer Aufführungen in Athen, Wien 1906.* Vgl. *UvWilamowitz GGA. 1906, 611ff. EBethe, Berl.ph.W. 1906, 1314ff. AKoerte, Classical Philology I (1906) 391ff.*

Der gelehrten Forschung ist dies Material von grundlegender Wichtigkeit durch Aristoteles zugänglich gemacht worden, der nach 335 Διδασκαλίαι und Νῖκαι Διονυσιακαὶ ἀστικαὶ καὶ Ληναϊκαί (*fr. 618–630 VRose*) natürlich aus den Akten der Archonten mit wissenschaftlicher Genauigkeit publizierte. Aus diesen Büchern haben die Grammatiker für ihre Pinakographie, ihre Biographien, ihre literarhistorischen Untersuchungen geschöpft, aus ihnen nahm auch Aristophanes von Byzanz die didaskalischen Angaben für die z. T. erhaltenen knappen ὑποθέσεις, die er seinen Ausgaben der Tragödien und Komödien voranstellte. Aber auch die beiden letztgenannten Inschriften *IG. II 972–5* und *977* sind in ihren älteren Teilen Kopien jener aristotelischen Veröffentlichung. Mit seinem Neffen Kallisthenes hat Aristoteles auch Πυθιονῖκαι (*fr. 615–617 VRose*) ediert, wofür sie von Delphi belobt wurden (*DittenbergerSyll. 185*). Ähnliche offizielle Aufzeichnungen sind wohl an allen Orten öffentlich ausgestellt worden, wo große Spiele aufgeführt wurden, aus hellenistischer Zeit bis in die Kaiserzeit zahlreich erhalten: gesammelt bis 1900 für die thymelischen Spiele von *JohFrei, de certaminibus thymelicis, Basel.Diss. 1900*, für die dramatischen bisher noch nicht. Vgl. *EReisch, de musicis certaminibus, Wien 1885* und in *RE 'Agones'*. Eine antike Publikation dieser nacharistotelischen Didaskalien ist nicht bekannt: da sie aber für Dichter der neuen Komödie, z. B. für Menander (*Marmor Parium* ed. *FJacoby 22, 18, Euseb. zu Ol. 114, 4, GKaibel, FCG. I 9 § 17*) benutzt sind, so müssen auch sie, wenigstens die attischen, wohl durch eine literarische Publikation allgemein zugänglich gemacht worden sein.

4. Biographie. Die Werke der Schriftsteller selbst, Aussagen der Zeitgenossen, und Urkunden über sie sind das Material, aus dem die Literaturgeschichte zunächst aufzubauen ist. Da wir es nur in spärlichen Resten besitzen, die Alten es in ganzer Fülle benutzen konnten, so müssen wir ihre literargeschichtlichen Arbeiten heranziehen, damit wir auch ihr Material nutzbar machen. Dabei ist zunächst zu untersuchen, wie sie es benutzt haben, um einen sichern Maßstab zu gewinnen für die Verwertung der uns gebliebenen Trümmer ihrer Arbeiten.

Sobald Dichter als Individualitäten hervortreten, pflanzt sich neben ihrem Werk die persönliche Erinnerung fort. Das hat im 8. Jh. begonnen: der blinde Sänger von Chios, der Dichter des delischen Apollonhymnus hat sein Andenken verewigt (*hym. Hom. I 172*), Hesiod nannte sich als Verfasser der Theogonie. Natürlich daß man bald auch den Dichter der großen Heldenepen zu nennen und zu kennen begehrte, die als großes einheitliches Erbe erschienen. Wir wissen nicht, wer Homer war und warum er zu dieser Ehre gelangte. Aber eine reiche Überlieferung über sein Leben, seine Wanderungen, seine Werke ist auf uns gekommen. Auch über Hesiod und ziemlich alle Dichter, auch solche, deren Werke früh verschollen, wie Arion, sind Geschichten erhalten. Sie stehen mit ihren genauen Berichten in scharfem Gegensatz zum Mangel geschichtlicher Überlieferung für die ganze ältere Zeit bis tief ins 6. Jh. Die wenigen greifbaren Gestalten wie Periandros, Kroisos, Solon haben eine ähnlich reiche Ausstattung. Sie sind gleich zu beurteilen: nicht als streng geschichtliche Wahrheit sondern als ein Mittelding zwischen Sage und Geschichte. Erst um 500 entwickelt sich im ionischen Kleinasien der Sinn für Geschichtlichkeit. Vorher geht das von *BErdmannsdörfer* (*Preuß. Jahrb. XXV [1869] 121, 283*) geschilderte Zeitalter der Novelle, das nur hervorragende Persönlichkeiten festhält, sie aber willkürlich in Haß und Liebe zu volkstümlichen Figuren umgestaltet, häufig genug mit Benutzung freischwebender Novellen und Schwänke. Keineswegs hört mit der Entwickelung wirklicher Geschichte jene

novellistische Neigung auf, sie lebt vielmehr als die natürliche volkstümliche Überlieferung stets fort, selbst in unserem papiernen Zeitalter ist sie noch in allen Vollksschichten lebendig und macht gern Künstler zu ihren Lieblingen. Von Volksbüchern über Aesopos und Kleobulos handelt *OCrusius, Phil. LV (1896) 1 ff.*; über die sieben Weisen *UvWilamowitz, Herm. XXV (1890) 209.* Ἀγὼν Ὁμήρου καὶ Ἡσιόδου hinter ARzachs Ausgabe des Hesiod, *Lpz. 1902.*

Wissenschaftliche Forschung über das Leben literarischer Größen wird wohl im 5. Jh. einsetzen, von der sophistischen Bewegung befruchtet, die auch die literarische Kritik eröffnet. Homer ist der Ausgangspunkt. Man sprach ihm Epen wie die Kyprien und die Epigonen ab (*Herodot II 116, IV 32*). So schrieb neben andern Stesimbrotos (*Prosa 3*) um 440 über Homer. Im 4. Jh. wird die Forschung lebhaft fortgesetzt und erreicht für unser Wissen ihren Höhepunkt in Aristoteles' Poetik und seinem Staate der Athener, wo er Solons Persönlichkeit, diese Lieblingsgestalt der Novelle, ausschließlich auf Grund seiner Gedichte als den einzigen zuverlässigen Urkunden zeichnet, mit polemischen Beziehungen auf die tendenziös politischen Beurteilungen des Mannes. Seine Zeitgenossen wie Herakleides Pontikos und Aristoxenos, seine Schüler wie Klearchos, Dikaiarchos, Chamaileon haben die literarische Biographie forschend und darstellend zu einer Literaturgattung in verschiedenen Typen ausgebildet. Nicht alle immer wissenschaftlich. Haß und Liebe verzerrten dem Aristoxenos die Bilder eines Sokrates und Pythagoras; das wirkte nur um so stärker. Der Wunsch, über das Leben der Schriftsteller mehr zu erfahren, veranlaßte, ihre Werke daraufhin zu prüfen, und führte die methodisch ungeschulten Interpreten zu kühnen Kombinationen. Vermutlich recht alt, ist uns dies Bemühen besonders durch Chamaileon und den frühhellenistischen Dichter Hermesianax (*Athenaios XIII 597 D – 599 D*) für die Lyriker, durch die Homerbiographie für die Epiker bekannt. z. B. Homer habe seinen Pflegevater, den Schulmeister Phemios, im gleichnamigen Sänger von Ithaka verewigt, im *H 220* seinem Gastfreunde dem Schuster Tychios ein Denkmal gesetzt; oder die von Anakreon (*fr. 14*) besungene Lesbierin sei Sappho gewesen, also habe ein Liebesverhältnis zwischen diesen beiden Sängern der Liebe bestanden. — Die hellenistische Philologie hat vieles hinzugefügt und verbessert bei der Durcharbeitung und Erklärung der Texte mit allmählig schärfer sich entwickelnder Methode; an den Aristophanesscholien läßt sich der Fortschritt beobachten, vgl. *CStrecker, De Lycophrone Euphronio Eratosthene comicorum interpretibus, Greifswald. Diss. 1884.* Solche Besprechungen einzelner Stellen z. B. des Alkaios scheinen unter dem Titel περὶ Ἀλκαίου als συγγράμματα publiziert zu sein, wie wir jetzt des Didymos περὶ Δημοσθένους besitzen: *FLeo, GGA. 1904, 257.* Ein Beispiel eingehenderen Studiums der Werke eines Dichters für seine Biographie und die Geschichte seiner Zeit gibt der Auszug aus Demeas von Paros über Archilochos auf der freilich sehr verstümmelten Inschrift des 1. Jhs. v. Chr. *IG. XII 5. 445.* – Daneben geht gerade in Alexandreia eine Sammeltätigkeit möglichst alles biographischen Materials, urkundlichen wie kombinierten wie novellistischen.

So schrieben Satyros und Hermippos der Kallimacheer im 3. Jh. v. Chr. große Biographien stoffreich und gelehrt aber wie es scheint ohne kritische Sichtung der reichen zusammengetragenen Überlieferung: wenn ihre Namen für gelegentlich schwindelhaft anmutende Berichte genannt werden, so folgt daraus noch nicht, daß sie gerade diese für wahr gehalten haben. So erweist sich diese für die Wissenschaft damals gewiß wünschenswerte Sammlung des weitverstreuten Materials für die Folgezeit nicht als unbedingt segensreich. Andererseits wurde unter den

Händen dieser Grammatiker aus der für ein weiteres Publikum geschriebenen lesbaren Biographie der Peripatetiker ein trockenes formloses Hilfsmittel für Gelehrte und Schule.

Solche wurden als Einleitung den Werken ihrer Schriftsteller vorgesetzt. Viele sind uns in verkürzter, oft verderbter, gelegentlich auch aufgeblasener Fassung etwa des 2. Jhs. n. Chr. in den Handschriften erhalten, besonders gut die des Sophokles. Andere sind aus mehreren zusammengestückelt wie die des Euripides und des Thukydides von Markellinos. Solche Biographien wurden wie die Kommentare, zu denen sie gehörten, ohne Namen des Verfassers überliefert und trugen den bescheideneren Titel γένος. Um Christi Geburt herum gab es auch Sammlungen von ihnen, ebenfalls namenlos, κοιναὶ ἱστορίαι (*Dionys. Halicarn. ad Amm. I 3, 6*), 'de viris illustribus' (Sueton, Cornelius Nepos). Vgl. *HDiels, Berl. Klassikertexte I (1904) S. XXXVII. FLeo, Die griechisch-römische Biographie nach ihrer literarischen Form, Lpz. 1901.* Ein Ausläufer dieser Literatur war der Ὀνοματολόγος ἢ πίναξ τῶν ἐν παιδείᾳ ὀνομαστῶν des um 535 n. Chr. gestorbenen Hesychios von Milet (nicht zu verwechseln mit Hesych dem Vf. des uns erhaltenen Lexikons). Hier waren diese Biographien der Schriftsteller nach dem Vorgange des Kallimachos (*FLeo, Biograph. 134*) in sachlichen Kategorien geordnet: 1. Dichter, 2. Philosophen, 3. Historiker, 4. Redner und Sophisten usw. (*GWentzel in Texte und Unters. zur Gesch. d. altchristl. Literatur XIII 3, Lpz. 1895, 13. 57 ff*). Ein Auszug aus diesem großen Sammelwerk, um 850 n. Chr. gemacht, verwandelt das Handbuch der Literaturgeschichte in ein Schriftstellerlexikon, dem die kirchlichen und auch wohl die späteren profanen Schriftsteller hinzugefügt wurden. Dieser Auszug ist die unmittelbare Vorlage des Suidas gewesen (*Suidas s. v.* Ἡσύχιος), der im 10. Jh. n. Chr. das uns erhaltene Lexikon zusammenschrieb, das reichhaltigste, aber mit großer Vorsicht und nicht ohne Kenntnis seiner Quellen zu benutzende Sammelbasin biographischer Überlieferung. Auch der Patriarch Photios (9. Jh.) hat denselben Auszug des Hesychios in seiner erhaltenen Βιβλιοθήκη, dagegen Stephanos von Byzanz für sein in Epitome erhaltenes geographisches Lexikon das Originalwerk des Hesychios benutzt. Klargestellt hat diese Verhältnisse *GWentzel, Herm. XXXIII (1898) 275 ff.*

Die Biographien von Schriftstellern im weitesten Umfange hat gesammelt *AntWestermann, Βιογράφοι, Vitarum scriptores Graeci minores, Braunschweig 1845.*

In den uns so erhaltenen Biographien sind, wie sich aus ihrer Entstehung erklärt, die Ergebnisse aller jener verschiedenen Bemühungen, die Lebensverhältnisse der Schriftsteller aufzuhellen, unterschiedslos erhalten und oft miteinander verquickt. *KLehrs* (*Populäre Aufsätze,* [2] *Lpz. 1875, 385–408*) hat für die Verfälschung der antiken Nachrichten über Leben und Wesen großer Männer hauptsächlich vier Quellen nachgewiesen und anschaulich geschildert:

1. Die Novelle z. B. zur Illustration des Satzes, daß der Dichter unter göttlichem Schutz stehe, die Legenden von der Errettung des Arion oder Simonides, von der Rache für den Tod des Hesiod und Ibykos. Besonders ist Pythagoras von solchen Sagen umwoben, aber auch noch Platon. 2. Scherze der Komödie: z. B. Euripides sei der Sohn einer Gemüsehökerin, habe üble Erfahrungen in seinen Ehen gemacht usw.; oder Sokrates in Aristophanes' Wolken; oder Sappho und Phaon. 3. Klatsch, Bosheit von Zeitgenossen, z. B. die Verzerrungen des Sokratikers Aischines durch Lysias (erhalten bei *Athenaios XIII 611 D*), des Redners Aischines durch Demosthenes und umgekehrt, des Perikles durch Stesimbrotos. Auch herrenlose Anekdoten sind harmlos auf Berühmtheiten übertragen: wie der Tod eines Kahlkopfes durch das Hinabschmettern einer Schildkröte durch einen Adler auf den kahlen Aischylos früh übertragen scheint *ERohde, Kl.Schr., Tübg. 1901, II 210.* So entstanden für ziemlich alle berühmten Männer merkwürdige Todesarten, durch deren Zusammenstellung Her-

mippos auffällt. Euripides sei von Hunden zerrissen, Sophokles sei erstickt, der Komiker Eupolis sei von Alkibiades auf der Fahrt nach Sicilien 415 ertränkt, und diese Erfindung hielt sich, obgleich Eratosthenes gezeigt, daß Eupolis noch nach 415 gedichtet hatte (*Cicero, ad Atticum VI 1, 18*). Die ältesten Schulhäupter der Stoa müssen durch Selbstmord enden, weil sie ihn unter Umständen für sittlich erlaubt ansehen. 4. Sophistisch-rhetorische Übungs- und Musterstücke, fingierte Reden und Briefe. Seit dem 5. Jh. v. Chr. ist es üblich geworden und stets geblieben, sich in Prozeßreden zu üben oder seine Meisterschaft zu zeigen nicht nur an konstruierten Fällen (Antiphon), sondern auch an berühmten Prozessen der Sage oder der Wirklichkeit. So besitzen wir unter den Reden des Andokides (Nr. 4) ein solch Übungsstück über das Thema: wie würde Phaiax gegen Alkibiades vor dem Ostrakismos(!) 417 gesprochen haben. Von literarischer Bedeutung ist die wenigstens fünf Jahre nach dem Tode des Sokrates (399) geschriebene Anklagerede des Sophisten Polykrates gegen ihn geworden: Lysias hat auf sie mit einer ebenfalls fingierten Verteidigungsrede des Sokrates geantwortet (übrigens auch Xenophon in seinen ἀπομνημονεύματα, Platon im Menon). Später hat man geglaubt, daß beide wirklich gehalten worden seien, und der Glaube blieb trotz des Nachweises, daß Polykrates darin den Wiederaufbau der Mauern Athens 394 erwähnt hatte (*Favorin bei Diogenes Laertios II 39*) und noch Libanios (4. Jh. n. Chr.) hat eine Apologie des Sokrates gegen Polykrates geschrieben: *RHirzel, RhMus. XLII (1887) 239. MSchanz, Einl. zu Platons Apologie, Lpz. 1893. AGercke, Einl. zu Platons Gorgias, Berl. 1897.*

Ähnlich wurden Briefe berühmter Personen zur Übung (auch wohl hier und da in Fälscherabsicht) fingiert. Z. B. die Briefe des sicilischen Tyrannen Phalaris (6. Jh. v. Chr.), berühmt geworden durch RBentleys Nachweis ihrer Unechtheit. – *JBernays, Die heraklitischen Briefe, Berl. 1869.*

Bei vielen Briefen (z. B. Platons, Isokrates, Demosthenes) ist die Frage der Echtheit oder Unechtheit noch offen. Oft ist Echtes und Unechtes gemischt. Alle literarisch überlieferten Briefe bei *RHercher, Epistolographi Graeci, Paris 1873.*

Die aus so zahlreichen und verschiedenartigen Quellen geflossenen Erfindungen und Feststellungen antiker Biographien sind mit urkundlichen vermischt uns überliefert. Zunächst haben die neueren Gelehrten diese ganze Überlieferung gläubig aufgenommen oder sie mit rationalistischen und conciliatorischen Mitteln plausibel zu machen gesucht. Auch heute noch geht in den Handbüchern und nicht bloß da manches der Art um. Es ist eine oft schwierige Aufgabe, die Geschichte der Überlieferung, die Herkunft der Entstellungen aufzuklären, Richtiges vom Falschen zu sondern. Sie muß für jede einzelne Persönlichkeit neu aufgenommen und einzeln durchgeführt werden. Muster solcher Untersuchungen sind *UvWilamowitz' 'Thukydideslegende', Herm. XII (1877) 326 ff.* und *'das Leben des Euripides'* in seiner Ausgabe des Herakles von Euripides, *Berl. 1889, Sonderausgabe: Einleitung in die griech. Tragödie, Berl. 1907.*

5. Chronologen. Besonders hinzuweisen ist noch auf die Notizen zur Literaturgeschichte in den Resten der antiken Chronologie. Nicht als ob in ihnen ganz andere Quellen flössen, sondern weil sie manche wertvolle wie manche irreführende Notizen erhalten. Die Chronologen haben selbstverständlich aus jenen biographischen Arbeiten geschöpft und nach deren Vorgang die Zeit der Schriftsteller oder des berichteten literarischen Ereignisses auf Grund urkundlicher Zeugnisse oder vager Kombinationen festgestellt. Jene sind ohne weiteres hinzunehmen wie z. B. die Notizen über die Siege von Dichtern in Athen, diese sind jedesmal auf ihre Grundlagen zu prüfen. Im allgemeinen sind die Angaben bei den späteren Chronographen besonders Eusebios (*Chronicon rec. ASchöne, Berl. 1875*) zuverlässiger als die Biographien, weil Apollodoros von Athen um 150 v. Chr. auf Grundlage der Arbeiten des Eratosthenes die Chronologie vom trojanischen Kriege 1184/3 bis auf seine Zeit in einem knappen aber sehr sorgfältigen Handbuche zusammengefaßt hatte,

nämlich den Χρονικά in drei Büchern (*Prosa 18; Fragmente* von *FJacoby*, *PhilUnters. XVI, Berl. 1902*). Aus der langen Reihe seiner Vorgänger ist uns einer erhalten, der seine bis 264/3 v. Chr. herabreichenden Geschichtstabellen zur Bildung seiner parischen Mitbürger auf Stein hatte schreiben lassen, das sog. Marmor Parium z. T. seit 1627 bekannt, jetzt bearbeitet von *FJacoby Berl. 1904 u. RhMus. LIX (1904) 63 ff.* Hier wie bei Apollodor war die Literaturgeschichte oft und einläßlich berücksichtigt.

Um diese Überlieferung richtig zu benutzen muß man vor allen sich über zwei Eigentümlichkeiten der antiken Chronologen klar werden, s. *HDiels, Rh. Mus. XXXI (1876) 1 ff. ERohde, RhMus. XXXVI (1881) 380 ff. 524 ff. (= Kl. Schrift. I 1 vermehrt)*, zusammenfassend *FJacoby, Apollodorische Chronik s. o. 46.* Da das Geburtsjahr von fast allen Älteren unbekannt war, notierten die Chronologen nicht dieses – nur durch vage Kombinationen unsicher zu vermutende – sondern vielmehr ihre Blüte ἀκμή. Apollodor hat sie aufs 40. Lebensjahr gestellt. Diese ἀκμή bezeichnen spätere (Eusebios) mit den Ausdrücken ἀκμάζει, oder auch ἐγνωρίζετο oder ἦν, Suidas mit γέγονε. Bei jedem Einzelnen muß untersucht werden, welche Tatsachen oder Vermutungen zum Ansatz der ἀκμή des Mannes gerade für das bezeichnete Jahr geführt haben: erst dann kann dies Datum nachgeprüft und nach bestandener Prüfung mit mehr oder weniger Sicherheit verwandt oder verworfen werden. Zweitens sind Synchronismen mit Bewußtsein und Methode durchgeführt worden überall wo genaue chronologische Fixierung unmöglich war. So datiert schon Herodot I 12 den Archilochos durch den Synchronismus mit Gyges (*vgl. Archilochos fr. 25*); so das Marmor Parium (*epoch. 60*) den Sokrates und Anaxagoras nach Euripides, der aufs Jahr 441 gesetzt ist, weil er da seinen 1. Sieg errungen; so Apollodor die Sappho und den Alkaios nach Pittakos. Für solche Synchronismen wählte man natürlich möglichst feststehende Daten besonders gern, sog. Epochenjahre wie die Zerstörung von Sardes 546, den Perserkrieg 480, die Gründung von Thurioi 444. Solche Synchronismen sollten also nur ein Notbehelf sein, eine ungefähre Datierung geben. Dafür sind sie praktisch. Trotz dieser Erkenntnis werden immer noch nicht wenige Daten, die aus Synchronismen und unkritischer Verwendung der ἀκμή stammen, mit dem Schein der Urkundlichkeit herumgeboten.

Auch gelegentliche Erwähnung literarischer Größen auf Inschriften gibt mitunter wichtige chronologische Anhaltspunkte. Das zeigt z. B. die musterhafte Behandlung der attischen Stoikerinschrift durch *CCichorius, RhMus. LXIII (1908) 197* mit den wichtigen Folgerungen, die aus der Datierung auf 139/138 für Panaitios und andere gezogen werden.

6. Antike Ansätze zur Literaturgeschichte. Zu einer Literaturgeschichte hat es das Altertum nicht gebracht. Ansätze zeigt Aristoteles in seiner Poetik für die Entstehung der Tragödie. Auch sind die Bestrebungen überhaupt, wie Horaz *a. p.* zeigt, sicher z. B. für die Komödie fortgesetzt worden, wovon die späten Traktate περὶ κωμῳδίας (*FCG. 1*) Zeugnis ablegen: *GKaibel, AbhGG. NF II 4 (1898), bs. 5. 65.* Auch für die Geschichte der Philosophie (*HDiels, Doxographi, Berl. 1879*), *Rhetorik* (*LSpengel*, Συναγωγὴ τεχνῶν, *Stuttg. 1828*), Medizin (*HDiels, Suppl. Aristotelicum III 1, Berl. 1893*) Mathematik, Astronomie usw. hatte Aristoteles das Material sammeln und bearbeiten lassen, und es sind diese Übersichten später fortgesetzt worden. Aber statt daß die so bereiteten Baustücke nun zusammengefügt worden wären, ließ man sie vereinzelt liegen und verkümmern. Nicht die Geschichte der Philosophie sondern Abrisse über Leben und Meinungen der einzelnen Philosophen liegen

schließlich bei Diogenes Laertios vor; nicht die Entwickelung der Komödie, sondern neben Zusammenstellungen über die Entstehung und Charakteristik ihrer drei Arten der alten, mittleren, neuen Komödie geben auch jene Traktate περὶ κωμῳδίας wieder nur Biographien der einzelnen Dichter. Ebenso war es in der uns durch den Auszug in der Bibliothek des Photios (bibl. cod. 239) kenntlichen Χρηστομάθεια γραμματική des Neoplatonikers Proklos im 5. Jh. n. Chr., einer Hauptquelle für die Byzantiner Gelehrten. (*GKaibel, AbhGG. NF. II 4, 66. OImmisch in Festschrift f. Gomperz, Wien 1902, 237. FStein, De Procli Chrestomathia, Bonn. Diss. 1907*).

Darin war gehandelt 1. vom Epos a) seinen Erfindern, b) seinen Klassikern Homer, Hesiod, Peisandros, Panyassis, Antimachos, διέρχεται δὲ τούτων ὡς οἷόν τε καὶ γένος καὶ πατρίδας καί τινας ἐπὶ μέρους πράξεις, auch über den 'epischen Kyklos', seine Gedichte und deren Inhalt (erhalten in Homerhdss. s. bei *Jahn-Michaelis, Antike Bilderchroniken*) 2. von der Elegie, 3. vom Iambos, 4. von der Lyrik (μελικὴ ποίησις) und ihren vielen Arten, alles in derselben Weise gegliedert wie beim Epos: Erfinder und Klassiker.

So haben die Alten, weil sie es trotz bedeutender Ansätze nie zu historischer Forschung in modernem Sinne gebracht haben, sich auf äußerliche und schematische Zusammenstellungen beschränkt. Aber auch die Entwickelung der einzelnen Gattungen wird nirgend recht anschaulich und ist es auch wohl kaum je gewesen, so sehr man auch das Wesen jeder einzelnen wie ihrer Abarten durch scharfe Definitionen und Charakteristiken zu erfassen strebte, wie Aristoteles Poetik, Horaz *a.p.*, die Traktate περὶ κωμῳδίας zeigen. Nur zwei dünne Fäden waren es, an denen aufgereiht die Biographien der Schriftsteller eine Art von Geschichte des Epos, der Komödie, der Philosophie usw. ergeben: nämlich die εὑρήματα und die διαδοχαί. Vgl. *FLeo, Griech.-Röm. Biographie, Lpz. 1901, 131. 46.*

τίς τί εὗρεν war die Formel, in die die Fragen nach Entstehung und Entwickelung gefaßt wurden und in deren enger Fessel sie sich tot liefen. Schon in Platons Phädros 267 ist eine Spur, bei Aristoteles Poetik 1449a 15ff. erscheint dies Schema bei der Entwickelung der Tragödie deutlich, im γένος des Sophokles z. B. werden § 5 seine εὑρήματα wie 15 Choreuten statt 12, καμπύλη, βακτηρία, λευκαὶ κρηπῖδες usw. nach Satyros und Istros aufgezählt (vgl. das γένος des Aischylos gegen Ende): diese Alexandriner hatten also in ihrem Biographienschema ein Kapitel εὑρήματα und sie wußten es auszufüllen. Die Philosophenviten bei Diogenes Laertius, alle Biographien des Hesychios von Milet, bei Suidas erhalten, haben oder hatten die Erfindungen eines jeden angemerkt, d. h. die Fortschritte, die er in der Ausbildung seiner Kunst, seines Stiles gemacht hatte, soweit dergleichen sich augenfällig darstellt oder fassen läßt, also das Äußerlichste. So wird Gorgias als Erfinder der wichtigsten rhetorischen σχήματα angesehen. Vor allem wollte man von jeder Kunst und Kunstform den Erfinder kennen, wobei man dann notwendig oft genug ins Sagenhafte und Phantastische geriet wie bei Epos, Komödie, Bukolik. Zur Zeit des Horaz war diese Art von Literaturgeschichte bereits fest geworden und in die allgemeine Bildung übergegangen.

Der andere Faden ist die διαδοχή, die Schulfolge. Geben die εὑρήματα die sachlichen Fortschritte, so soll das Schülerverhältnis die persönliche Verbindung herstellen. Für die ausgebildeten Philosophenschulen zu Athen war das gut und richtig, für die älteren, wie die Sophisten und die alten Ionier wurde es schon bedenklich; aber für Dichter ist es nicht durchführbar, jedenfalls nicht für die späteren, bei denen das Handwerksmäßige wie Maß, Musik, Tanz zurücktritt, andererseits fehlten für die älteren Reihen die Zwischenglieder meist völlig. Aber gerade für die ältesten Dichter sind διαδοχαί ausgedacht. Gelegentlich wird auch ein Liebesverhältnis daraus oder ein verwandtschaftliches: so ist z. B. fingiert, daß Stesichoros Sohn des Hesiod war, der Epiker Peisandros Geliebter des Eumolpos. Am stärksten sind diese Fäden in der Philosophengeschichte wahrnehmbar.

Genaueres über die antike Behandlung der Geschichte der Philosophie unter dem leitenden Gesichtspunkte der διαδοχαί s. in dem die alte Philosophie behandelnden Abschnitt (*Bd. II 4*) und bei *ESchwartz, Diog. Laert. in RE. V (1905) 738 ff.* Diesen Gesichtspunkt wenden Philostratos und Eunapios auf die Geschichte der Sophisten, christliche Gelehrte auf die Geschichte der Kirche, ihrer Lehre und literarischen Produktion an, s. besonders *ESchwartz, Eusebios in RE. VI (1909) 1370 ff.*

Übrigens haben wir kaum Recht, auf die antiken literargeschichtlichen Leistungen hinabzusehen. Denn die meisten Literaturgeschichten zeigen auch heute noch dasselbe Schema, und was von einer Literaturgeschichte billig verlangt wird, die Darstellung der Entwickelung der Kultur des Volkes in dieser einen von den vielen untrennbaren Äußerungen seines Lebens, das ist jedenfalls für die Griechen noch nicht geleistet. Darum erlernt und verfeinert der klassische Philologe am besten seine Methode durch das Studium literarhistorischer Werke, die moderne Schriftsteller behandeln. Eine Fülle intimer Dokumente, bei Goethe z. B. außer der Selbstbiographie Tagebücher, Briefe, von andern aufgezeichnete Gespräche, Konzepte, legen hier oft alle Bedingungen der Genesis eines Kunstwerkes klar. Zur Lektüre seien z. B. besonders empfohlen *WDilthey, Erlebnis und Dichtung. ders., Leben Schleiermachers. ESchmidt, Lessing. WScherer, Deutsche Literaturgeschichte. ders., Vorträge und Aufsätze. RHaym, Romantische Schule. OWalzel, Deutsche Romantik.* Wer an solchen Mustern erkannt hat, was literarhistorische Forschung im Besitze eines reichen Materials von documents humains zu leisten vermag, wird ganz neue Fragestellungen auch an die antike Literatur heranbringen, wird sich im einzelnen Falle klar werden, wie viele Fragen keine Antwort finden können, welche Probleme auf Grund des Quellenmateriales annähernd zu lösen sind. Er wird z. B. erkennen, daß Platons Dialoge eine Betrachtung unter dem Gesichtspunkte Erlebnis und Dichtung fordern. – Daß sich das Bild des Lysias, Demosthenes, Isokrates und ihre Beurteilung wesentlich gewandelt hat, wird ja auch der tieferdringenden historischen Forschung, die sie auf den breiten Untergrund der Zeitgeschichte gestellt hat, verdankt.

II. ERHALTUNG UND ÜBERLIEFERUNG DER GRIECHISCHEN LITERATUR

7. Die Erhaltung der griechischen Literatur. Die griechische Literatur, deren Reste sich bis zum Zusammenbruch der antiken Kultur um 400 n. Chr. über mehr als ein Jahrtausend erstrecken, ist sehr ungleich erhalten. Das alte Epos ist stattlich durch Homer und Hesiod vertreten, von der Lyrik des 7. und 6. Jh. sind bis auf die Elegien-Sammlung unter dem Namen des Theognis, von der nur der Grundstock bis ins 6. Jahrh. hinaufreicht, nur noch Bruchstücke vorhanden, ebenso von der ältesten Prosa. Von der Poesie des 5. Jh. dagegen besitzen wir noch dichte Massen, ebenso von der Prosa seit dem letzten Viertel des 5. bis gegen Ende des 4. Jhs. Diese ältere Literatur, besonders die Poesie ist fast durchgehends in sorgfältiger Textbearbeitung mit wissenschaftlichen Kommentaren überliefert: das ist das Verdienst der alexandrinischen Grammatiker im 3. und 2. Jhs. v. Chr.

Die hellenistische Literatur, die zwischen Alexander d. Gr. und Augustus in großen Massen produziert worden war, ist fast untergegangen. Die Prosa ganz bis auf den einen Polybios, jüdisch hellenistische Schriften und Fachschriften. Von ihrer Poesie bilden nur die Epigramme, in Anthologien erhalten, eine fortlaufende Reihe auch durch diese 3 Jahrhunderte; dazu kommen die als Muster für die Poesie später in die

Schullektüre aufgenommenen Dichter: Arat fürs Lehrgedicht, Apollonios Rhodios fürs Epos, Theokrit und eine Auswahl aus der Bukolik, von Kallimachos zufällig nur sechs Hymnen, dazu Lykophrons Alexandra, weniges von Nikandros. Diese Dichtertexte sind wie die der Klassiker bereits vor Chr. gelehrt kommentiert und von Grammatikern behandelt, deshalb in guten Texten mit Scholien erhalten (*Prosa 15*). Merkwürdigerweise nur diese wenigen: denn den römischen Dichtern seit Catull gelten die Hellenisten als Muster, und noch um 400 n. Chr. sind sie fleißig nachgeahmt von Nonnos und seinem Kreise. Der Verlust der übrigen hellenistischen Poesie besonders des Kallimachos ist also Schuld erst spätester Zeit, ebenso der Untergang der hellenistischen sogen. neuen Komödie, zumal ihres Klassikers, des lange gelesenen Menander. Anders die Prosa. Die Rhetorik zur Zeit des Caesar und Augustus hat die attische Prosa als Sprach- und Stilmuster für immer aufgestellt, die hellenistische verdammt: daher der Verlust dieser, die Erhaltung jener (*Prosa 23. 24*) Von Polybios sind uns die ersten fünf Bücher und umfangreiche Exzerpte erhalten. Er wurde noch lange aus stofflichem Interesse gelesen. Außerdem sind fachwissenschaftliche Schriften der älteren hellenistischen Zeit erhalten (*s. Bd. II 5 Wissenschaften*). Diodor wie noch Plutarch haben eine Reihe der bedeutendsten hellenistischen Historiker gelesen. Aber gerade Sammelwerke, wie das des Diodor, verdrängen die maßgebenden Einzelwerke (ähnlich Strabon, Pausanias). Die Gebildeten gewöhnen sich beim Niedergange des wissenschaftlichen Sinnes, die Geschichte aus einem Kompendium, die Mythologie aus einem Handbuch, die Philosophie aus einer Doxographie zu lernen. Alles, was wir von jüdisch hellenistischer Literatur haben, hat mit Ausnahme des durch Alexander Polyhistor bei Eusebios Überlieferten einst zur Bibel gehört und ist von den Christen als heilige Schrift rezipiert worden.

Große schöpferische Genien sind, wenn wir etwa Plotin und die von ihm ausgehenden Anregungen ausnehmen, in der nichtchristlichen Literatur der Kaiserzeit nicht mehr erstanden. Man bewegt sich in den alten Geleisen und Literaturgattungen, und es wird sehr viel für den Tag und für die Schule produziert; darum geht auch sehr viel rasch unter oder wird durch neue Bearbeitungen verdrängt. Besonders groß sind die Verluste an rhetorischen Lehrschriften und an Reden für hellenistische wie für nachchristliche Zeit. Schwerer noch empfinden wir den völligen Untergang der weit verbreiteten Unterhaltungsliteratur; wir haben nur vom 2. Jh. n. Chr. an die in atticistisch sophistischem Geschmack geschriebenen Romane.

8. Überlieferung der klassischen und hellenistischen Literatur. Die Frage, welche Schicksale die Texte durchgemacht haben, bis sie in unsere Hände kamen, ist erst spät aufgeworfen worden. Die Schuld für die Verderbnisse schrieb man zunächst dem Mittelalter zu, sehr mit Unrecht, wie sich jetzt zeigt. Und so meinte man, nachdem zunächst ein lesbarer Text abgedruckt und gelegentlich aus andern Handschriften verbessert war, im 19. Jh. genug getan zu haben mit der Sammlung und Recensio der erhaltenen Handschriften, womöglich Konstruktion ihres Stemmas von einem Archetypus her, der gewöhnlich recht spät angenommen wurde. Die Überlieferungsgeschichte der griechischen Literatur stellte man sich zu sehr nach dem Muster der römischen vor. Aber die griechische ist im Gegensatz zur römischen niemals ganz unterbrochen worden. Die Byzantiner setzten ihre Pflege fort und führten ihren Besitz beim Andrängen der Türken – 1453 fällt Byzanz – nach Italien zu den bildungsdurstigen Humanisten. Das Studium der Homerüberlieferung und die zunächst durch die Publikation der Iliasscholien des Venetus A von JBVilloison 1788 eingeleitete Wiederentdeckung der antiken Philologie und ihrer

Arbeitsweise (*KLehrs, De Aristarchi studiis Homericis, Lpz.1833*) brachte erst sehr allmählich bessere Erkenntnis, die besonders seit den achtziger Jahren durch immer zahlreichere Entdeckungen von Klassikertexten aus dem Altertum selbst auf Papyri in Ägypten ihre Bestätigung fand. Am Homer wurde klar, daß die Probleme der Textgeschichte in der Antike, nicht im Mittelalter liegen: 1795 hat *FAWolf* in seinen *Prolegomena ad Homerum 22* eine Textgeschichte Homers im Altertum entworfen, zum Teil auch durchgeführt. Mühselige Einzeluntersuchungen über antike Grammatiker verloren dies Ziel aus den Augen. Systematisch und mit eindringendem Studium hat die antike Textgeschichte vor allem durchgeführt UvWilamowitz und ihre Bedeutung gezeigt speziell für die Tragödie, aber weit über sie ausgreifend in dem grundlegenden Kapitel 3 seines Werkes *Euripides, Herakles I Berl. 1889.* Dann fügte er hinzu 1900 (*AbhGG. NF. IV*) die *Textgeschichte der griechischen Lyriker*, 1906 *(PhilUnters. XVIII) Textgeschichte der Bukoliker.*

Hier können nur einige Grundzüge angedeutet werden. Für die Geschichte der klassischen griechischen Literatur ist zu scheiden zwischen der wissenschaftlichen Textbehandlung, die etwa um 300 v. Chr. beginnt, und der älteren. Die uns durch die Byzantiner vermittelten Handschriften der Klassiker beruhen alle auf Bearbeitungen der hellenistischen Grammatiker: Homer und die Tragiker so gut wie Platon und die Redner. Die einschneidenden Varianten gehen vor die alexandrinische Zeit zurück, und wir verdanken ihre Kenntnis der gelehrten Arbeit der Grammatiker. Die große Bibliothek zu Alexandreia hatte durch die Sammlung vieler Handschriften auch derselben Autoren erst die rechte Grundlage für die recensio gegeben.

Aber in welchem Zustande die Texte in die alexandrinische Bibliothek gekommen und auf welche Weise sie vordem überliefert worden sind, das ist ein bisher erst auf wenigen Gebieten gründlich behandeltes Problem. Für jeden Text allein, oder doch wenigstens für jede einzelne Gruppe muß die Frage besonders bearbeitet werden. Zu scheiden ist z. B. zwischen Werken, die dauernd gelesen worden waren, wie die der großen Tragiker, und solchen, die sich zufällig aus der Tagesliteratur erhalten hatten wie z. B. die unter Xenophons Namen gestellte Schrift vom Staate der Athener oder die dorischen Διαλέξεις (*Prosa 5*).

Zu scheiden ist ferner zwischen den Büchern, die zur Zeit allgemeinen literarischen Interesses und ausgebildeten Buchhandels geschrieben und veröffentlicht sind, und älteren Gedichten, die für mündlichen Vortrag geschaffen durch solchen verbreitet wurden, vor allem Homer. Denn es leuchtet ein, daß die Bedingungen einer einigermaßen verläßlichen Überlieferung erst eintreten, wenn nicht nur der Text einmal irgendwo schriftlich fixiert, sondern er in dieser schriftlichen festen Form und nicht durch mündlichen Vortrag fortgepflanzt wird. Nicht also um das Aufkommen der Schrift, wie FAWolf das Problem für Homer gestellt hatte, handelt es sich – sie ist ja uralt in Griechenland, kretische Funde beweisen ihre Existenz schon im zweiten Jahrtausend v. Chr. und griechische Inschriften besitzen wir schon aus dem 7. und 8. Jh. – sondern darum: wann ist Lesen und Schreiben allgemein geworden und wann ist das Bedürfnis nach schriftlicher Mitteilung praktischer Kenntnisse, schließlich das wissenschaftliche und literarische Interesse so stark geworden, daß der Handel sich dieses neuen Gegenstandes bemächtigte und nun durch die ihm eigene Tendenz, des eigenen Vorteils willen das für die Allgemeinheit Beste mit immer größerem Einsatz zu fördern, das Buch schuf und verbreitete und Büchersammlungen anlegte? Diese Fragen sind kaum aufgeworfen, geschweige denn beantwortet. Die meisten Gelehrten und hervorragende glauben immer noch, daß

erst in Alexandreia das Gesamtwerk des einzelnen Schriftstellers zusammengestellt sei. Für die großen attischen Prosaiker des 4. Jhs. ist es dort sicher nicht besorgt. Vielmehr sind die Werke des Demosthenes und Platon in Athen gesammelt und ediert worden der Art, daß der damals durch diese Ausgabe bestimmte Schriftenkreis als das Echte galt und überliefert ist. Das platonische Corpus ist wohl erst um 250 in der Akademie gemacht: *s. o. S. 403.* Was hätten diese Bibliothekare wohl von Liedern Pindars oder gar Sapphos zusammenbekommen, wenn sie die einzelnen Stücke aus den Familien der Gefeierten und ich weiß nicht woher hätten zusammenlesen müssen? Die Alexandriner werden jedenfalls die großen Schriftsteller in bereits längst fertigen Sammlungen übernommen haben, und diese waren vom Buchhandel hergestellt. Bereits um 500 beginnen die Ionier ihre Prosabücher mit Nennung ihres Namens – Ἑκαταῖος ὁ Μιλήσιος ὧδε μυθεῖται – schreiben also nicht für einen privaten Kreis, sondern für die Öffentlichkeit, und weite und rasche Verbreitung dieser Literatur beweisen die Tatsachen, wie z. B. daß Heraklit (*fr. 40*) den Hesiod, Pythagoras, Xenophanes, Hekataios kennt, und in epicharmischen Komoedien ein Satz Heraklits parodiert wurde (*JBernays, Ges. Abhdlg., I, Berl. 1885, 111*). Aber auch da bleibt noch problematisch, wie denn die ältere Literatur erhalten bleiben konnte und zwar Dichter wie Archilochos und Sappho in großen Mengen und doch erstaunlich reinem Text. Unmittelbare Niederschrift und frühe Sammlung ist m. E. unumgänglich anzunehmen. Dem ionischen Buchhandel wird ein literarisches Leben wie im 13. 14. Jh. n. Chr. vorangegangen sein. Ob und inwieweit in jenen frühesten Sammlungen der lesbischen und ionischen Dichter oder gar der westlichen Chorlyriker Stesichoros, Ibykos unechte Stücke aufgenommen waren, können wir nicht beurteilen. Mißtrauen ist bei persönlich hervortretenden Dichtern wie Archilochos, Sappho kaum berechtigt, wenn nicht etwa zwischen Sapphos Hochzeitsliedern auch anderer Verse sind, wie *FGWelcker, Kl. Schrift. I, Bonn 1844 ff., 188* gerade da manches 'volksliederartig' fand. Bei unpersönlichen Elegikern und Chorlyrikern war die Scheidung viel schwieriger, zum Teil unmöglich, und so mag sich an berühmte Namen früh auch dies oder jenes fremde Stück angeschlossen haben, wie dasselbe ja noch zur Zeit des ausgebildeten Buchhandels im 4. Jh. in Athen z. B. an der Sammlung der Reden des Lysias und des Demosthenes zu beobachten ist. Vgl. *UvWilamowitz, Textgeschichte der Lyriker 33.* Wie es Gedichten erging, die dauernd im Gebrauch blieben, zeigt lehrreich die Theognissammlung: *UvWilamowitz 58.* Jedenfalls war für Schriftsteller um 300 v. Chr. bereits eine Tradition vorhanden *s. o. S. 403.* Die Grammtiker der hellenistischen Zeit prüften diese sowohl auf die Echtheit der einzelnen Schriften wie auf die Reinheit des Textes. Aus den besten erreichbaren Handschriften stellten sie möglichst reine Texte her, die sie durch Beobachtung des Sprachgebrauchs, der Metrik usw. kritisch durcharbeiteten und gelegentlich durch Athetesen und Konjekturen weiter zu reinigen suchten. Genaueres *s. o. S. 16 ff.* Aristophanes von Byzanz scheint die umfassendste und bedeutendste Editoren-Tätigkeit ausgeübt zu haben (*Prosa 15*). Die gelehrten Ausgaben, von denen wir uns ein ganz klares Bild nicht machen können, waren mit ihren kritischen Zeichen für das große Publikum weder bestimmt noch brauchbar. Die alte Vulgata zum Teil mit verwildertem Texte ging weiter neben jenen her, ganz wie heute bei unserer klassischen Literatur. Für die Schule sind dann sicher in der Kaiserzeit Ausgaben auf Grund jener kritischen gemacht worden und erhielten sich mit ihr. Sie wurden dauernd kontrolliert durch die kritischen und erklärenden Kommentare, die sogen. Scholien, die aus den älteren Einzeluntersuchungen seit

Mitte des letzten vorchristlichen Jhs. (Didymos *s. Prosa 15*) zusammengestellt, immer wieder neu bearbeitet, verkürzt, verlängert, epitomiert wurden, wie in der Neuzeit Schulkommentare, die von gelehrter Einzelforschung mehr oder weniger aufnehmen, anderes fortlassen, je nach dem speziellen Zwecke für Ober- oder Mittel-Klassen bearbeitet, kurz dauernd geändert werden, in ihrem Grundbestande aber vielfach doch die gleichen bleiben. – Die Texte der hellenistischen Dichter wie Theokrit, Kallimachos, Apollonios, Lykophron bedurften einer gelehrten Recensio und Textbearbeitung nicht, da sie im Zeitalter der Philologie erst entstanden waren, wohl aber der Kommentare, und diese beginnen zum Teil schon sehr früh, besonders aus dem Streben, die Quellen der gelehrten Dichter nachzuweisen. Ihre weiteren Schicksale sind dieselben wie die der Klassiker. Der Schulbetrieb bemächtigte sich auch ihrer, da ihre Kenntnis zur Bildung gehörte, sogar Lykophron war Schulautor. Seit dem 2. Jh. n. Chr. sind dann die abschließenden erklärenden Ausgaben gemacht worden; abschließend deshalb weil die antike Kultur sich ausgelebt hatte, in der Folgezeit allmählich abstarb und einer neuen Lebensauffassung mit anderen Bildungszielen Platz machte. Diese Ausgaben bestimmten vor allem die Auswahl aus den für das damalige Bedürfnis viel zu großen Massen, so von Pindar die vier Bücher der Epinikien, so vom Komiker Aristophanes, den Symmachos edierte, und von drei Tragikern die schließlich erhaltenen Stücke, die sie als den Zwecken der Schule am besten entsprechend voranstellten. Als leichtestes Stück erhält den ersten Platz Plutos bei Aristophanes, Prometheus bei Aischylos; die weiteren Reihen wurden durch stoffliche Gesichtspunkte bestimmt. Von Kallimachos, der im 4. 5. Jh. n. Chr. viel gelesen und nachgeahmt wurde, ist erst damals die abschließende Ausgabe gemacht, eine nicht kleine Auswahl, deren erster Teil, die sechs Hymnen, allein gerettet ist durch einen Hymnensammler, der sie mit denen des Homer und Orpheus vereinigte. Eben diese Auswahlen und Schulausgaben gaben auch die künftig maßgebenden Texte und Kommentare. Von ihnen haben sich die erhaltenen Handschriften abgezweigt, gelegentlich durch kleine Zusätze vermehrt, im allgemeinen aber jene mehr und mehr verengernd durch weitere Beschränkung der Auswahl und durch Epitomieren der Kommentare, die in verschiedenen reicheren, ärmeren Fassungen vorzuliegen pflegen. So wurde die Zahl der aischyleischen und sophokleischen Tragödien auf je sieben, die der euripideischen auf neun beschränkt, schließlich wurden nur je drei Tragödien, die sogenannte Trias Byzantina in den byzantinischen Schulen gelesen, die deshalb in zahlreichen Handschriften und mit sehr breiten Scholien auf uns gekommen sind. – Neben der Schule haben natürlich die Techniker ihre Fachliteratur, so weit sie ihrer bedurften, erhalten: so die Mediziner, Tierärzte, Ingenieure, Mathematiker, Astronomen (*s. Bd. II 5 Wissenschaften*). Viel wäre aber verloren gegangen, wenn nicht noch gelehrtes Interesse und Liebe für das Altertum in byzantinischer Zeit lebendig geblieben oder vielmehr seit etwa 850 wieder geworden wäre. Nach zwei Jahrhunderten (650–850) völliger Ebbe und einreißender Verwilderung, den Zeiten des Bildersturms, die einem beträchtlichen Teile der antiken Literatur erst den Untergang gebracht zu haben scheinen, begann im 9. Jh. eine byzantinische Renaissance, die im 12. und 13. ihren Höhepunkt erreichte. Sie hat eigentlich das Hauptverdienst an der Erhaltung der antiken Literatur. Die Kirchenfürsten Photios um 850 und Arethas um 900 stehen im Mittelpunkte. Sie haben Handschriften zunächst von Prosaikern gesammelt, beste Texte ausgewählt, kollationiert, Lesarten und Scholien zugeschrieben, Abschriften oft von mustergültiger Sorgfalt anfertigen lassen. So geht auf Arethas z. B. die

beste oder einzige Überlieferung des Platon, Dion von Prusa, Aristides, Lukian, Pollux, der älteren christlichen Apologeten zurück. Die Lexika des Hesychios, Suidas, die Etymologika sind damals zusammengeschrieben; die Anthologie wurde erneut und weitergeführt; der Kaiser Konstantinos Porphyrogennetos 912–959 legte ungeheure Exzerptensammlungen aus den meisten Gebieten der antiken Literatur an; Johannes Tzetzes und Eustathios schrieben im 12. Jh. ihre dickleibigen Kommentare aus Scholien z. T. in besserer und reicherer Fassung als wir sie besitzen (hatte doch z. B. Eustathios einen besseren Bruder des cod. Townleianus zur Ilias) und anderer Literatur, die uns nicht mehr ganz erhalten ist (Tzetzes konnte noch Hipponax beibringen). Und so stark wird das Bewußtsein der Gelehrsamkeit, daß seit dem 13. Jh. die Byzantiner beginnen, die Texte mit Kritik und Konjekturen zu behandeln, wie einst die Alexandriner und wie die moderne Philologie seit dem Humanismus, in den ihre Bestrebungen einmünden. *UvWilamowitz, Textgesch. d. Bukoliker (PhilUnters. XVIII, Berl. 1906). BKeil GGN. 1907, 217.*

Damals hatte sich der Westen, dem das Mittelalter hindurch das Griechische meist so gut wie unbekannt war, durch eigene Kraft fähig gemacht, das Erbe der Antike mit offenem Sinne zu empfangen. So fanden die griechische Literatur und ihre Träger gerade damals, als das byzantinische Reich den Türken in die Hände fiel, in Italien freudige Aufnahme, und seitdem hat allein der Westen, zunächst Italien, dann Frankreich und Deutschland, dann Holland, England und schließlich seit Ende des 18. Jhs. wieder auch Deutschland, ihre Erhaltung und Herstellung und die Wiederentdeckung der Antike überhaupt geleistet. Doch nicht alles, was die Byzantiner kannten, ist erhalten. So sehr auch die Vorstellungen vom Reichtum ihrer Bibliotheken übertrieben sind, einiges ist sicher zugrunde gegangen was sie noch besaßen wie z. B. des Kallimachos Hekale, Aitia, Ibis, der Schluß von Apollodors mythologischer Bibliothek. Im allgemeinen aber ist die Zerstörung der klassischen Literatur nicht damals, sondern vornehmlich im 7. und 8. Jh. geschehen.

Vgl. *KKrumbacher, Geschichte der Byzantin. Literatur,* [2] *Münch. 1897, 499 ff. UvWilamowitz, Gr. Lit. Gesch., Lpz. 1905, 270. GVoigt, Wiederbelebung des kl. Altertums,* [3] *Berl. 1893.*

9. Überlieferung der nachchristlichen Literatur. Nur einige Grundlinien können hier gezogen werden, da meist die Geschichte der indirekten und direkten Tradition noch zu wenig erforscht ist, als daß immer sicher zu entscheiden wäre, wie weit eine absichtliche Auswahl auf die Erhaltung der Literatur eingewirkt hat. Daß uns in besonders breiten Massen rhetorische Literatur überliefert ist, ist bei dem einseitig rhetorischen Interesse der späteren Zeit begreiflich. Aber was wir haben, ist doch nur – und zum Glück – eine ganz kleine Auswahl der überreichen Produktion. Denn die rhetorischen Leistungen haben nur ephemeres Interesse, und die Produktion der folgenden Generationen verdrängt hier die der voraufgehenden. Von den Helden des Philostratos haben wir nur Herodes und Polemon mit drei unbedeutenden Deklamationen, die durch eine Sammlung von Deklamationen (Gorgias, Alkidamas, Antisthenes) gerettet sind. Aristides, der schon für Longinos Klassiker war, ist natürlich erhalten, dann in breiten Massen die Rhetorik des 4. Jhs., Libanios, Themistios, Iulian, Himerios. Sehr rasch wechselten die rhetorischen Handbücher. Von den philosophierenden Rhetoren haben wir Dion, dem Synesios, dann Arethas ein besonderes Interesse zugewandt haben, und seinen Nachahmer Maximus. Auch die *Diatribe* war durch die Massenhaftigkeit der Produktion einer beständigen Erneuerung ausgesetzt.

Für die Auswahl der philosophischen Literatur ist die Zurückdrängung der Stoa durch den Platonismus von Bedeutung. Daß wir die stoische Diatribe leidlich kennen (Teles, Musonios, Hierokles, dessen Grundlegung der Ethik uns durch einen Papyrusfund zum Teil wiedergegeben ist: *JohvArnim, Berl. Klassikertexte IV [1906]*), verdanken wir wesentlich Stobaios. Marc Aurels Betrachtungen rettete das Interesse für die Persönlichkeit. Epiktet wurde wie Seneca früh christliche Autorität. Die platonische Literatur setzt seit dem Neuplatonismus, der die herrschende Philosophie war, mit den breitesten Massen ein. Von dem voraufliegenden Platonismus hatte noch Johannes Philoponus viel, wir nur die zwei Handbücher des Albinos, wozu bedeutende Stücke eines Theätetkommentars hinzugekommen sind (*HDiels-WSchubart, Berl. Klassikertexte II [1905]*). Plutarch ist als Platoniker stets geschätzt worden. Philon (und Iosephos) ist nur durch die christlichen Alexandriner gerettet; denn für die profane Philosophie existierte er nicht. Von Aristoteleskommentaren sind seit Alexander (2. Jh.) zahllose erhalten. Denn hier riß die Tradition nie ab bis zum Humanismus. Lehrreich für die Notwendigkeit einer Auslese ist das von mir *Comm. in Arist. III 1, Berl. 1901, S. XVII ff.* gedruckte Verzeichnis.

Was wir an Historien haben, ist sehr wenig im Verhältnis zu dem, was produziert wurde. Lucian eröffnet hier eine ähnliche Perspektive wie Philostratos für die Rhetorik. Dionysios' Archäologie wird erhalten sein, weil man den Atticisten schätzte. Diodor, den die Heiden nicht zitieren, ist erst von den Christen geschätzt worden. Wie die späteren Universalgeschichten die älteren hellenistischen Historiker verdrängten, so setzten die folgenden Sammelschriften die Auslese und Vernichtung fort. Nikolaos und viel von Cassius Dio ging verloren, weil das Wichtigste in die Exzerpte des Konstantin aufgenommen war.

Die Bedingungen, durch die Überlieferung und Bestand der christlichen Literatur bestimmt sind, hat AdHarnack in der Vorrede seiner altchristlichen Literatur gezeichnet. Nur das Wichtigste kann hier hervorgehoben werden. Der heilige Codex für die Christen war ursprünglich das A. T., dessen Umfang in den sogen. Apokryphen sehr verschiedenartig war; vier Makkabäerbücher, Psalmen Salomos, auch Aristeas standen in vielen Exemplaren. Das Christentum war ursprünglich unliterarisch. Die ältesten Schriften dienten nur der Erbauung und praktischen Zwecken. Erst im 2. Jh. wird den Gefahren der Zersplitterung die Sammlung der 'apostolischen' Schriften, das N. T., entgegengesetzt. Manche meinten, an diesem Buche genug zu haben, und noch um 200 konnte die Frage debattiert werden, ob man andere Schriften brauche und Schriftstellerei gestattet sei. Erst nach dem Vorgange der Gnostiker und vor allem seit den Alexandrinern ist die Notwendigkeit eines Ausbaus der Wissenschaften in christlichem Sinne anerkannt worden. Wahrscheinlich hatte schon die alexandrinische Katechetenschule eine Bibliothek. Wir wissen, daß Bischof Alexander Anfang des 3. Jhs. in Jerusalem eine Bibliothek anlegte und daß es mindestens seit Pamphilos, Ende des 3. Jhs., in Caesarea eine gab. Ihr Bücherbestand läßt sich zum Teil aus Eusebios (besonders Praep. und Kirchengeschichte) rekonstruieren. Origenes' auf Bibelhdss. gerichteten Sammeleifer kennen wir (s. *EdSchwartz, GGN. 1903, 693 ff.*), zahlreiche Subskriptionen (*AdHarnack 543 ff.*) beweisen den schwungvollen Bücherverlag in Caesarea zur Zeit des Eusebios. In Antiochia, Edessa, Nisibis, Hauptsitzen der christlichen Kultur, sind gewiß Bibliotheken vorauszusetzen, und der spätere Bestand der orientalischen Bibliotheken ist wesentlich durch den dieser alten Zeiten bestimmt.

Wichtig war, daß trotz mancher Skrupel den Gelehrten das Studium der profanen Literatur selbstverständlich war, wenn auch mancher (Epikur) perhorresziert, die Schriften der Christenfeinde sogar systematisch vernichtet wurden. Charakteristisch ist Basilios' Schrift Πρὸς τοὺς νέους, πῶς ἂν ἐκ τῶν Ἑλληνικῶν ὠφελοῖντο λόγων παραίνεσις (*GBüttner, Würzburger Diss., München 1898*). Seit dem Siege des Christentums war man sogar in Lektüre und Benutzung heidnischer Schriften und Vorstellungen noch unbedenklicher, weil man davon keine Gefahr mehr befürchtete. Durch den Sieg des Atticismus auch in der kirchlichen Literatur sind die stilistischen Maßstäbe der profanen anerkannt. Wurden doch die Martyrien sogar stilistisch umgemodelt.

Die Auslese innerhalb der christlichen Literatur ist durch die fortschreitende Entwickelung der Kirche bestimmt. Je mehr die Kirche und die Lehre sich konsolidierte, um so mehr 'Häretisches' ist ausgeschieden, uns daher meist nur durch die Ketzerbestreiter bekannt oder an der Peripherie der Kirche in orientalischen Übersetzungen erhalten. Die vornicaenische kirchliche Literatur, von der wir relativ weniges haben, wurde verdrängt, weil sie den strengeren dogmatischen Forderungen der späteren Zeit nicht mehr entsprach. Manches wurde durch Überarbeitungen und Interpolationen unschädlich gemacht, sogar Origenes 553 verketzert. Die Sammelschriften, Florilegien und Kettenkommentare, die das noch Brauchbare exzerpierten, trugen viel zum Verlust der Originale bei. Die kirchliche Gelehrsamkeit, die sich immer wieder mit besonderen Eifer der alten Zeit zuwandte (Photios, Arethas), hat uns vieles gerettet, was sonst verloren wäre. Die schmale Grundlage der Überlieferung für die Apologeten, Clemens, Origenes ist charakteristisch. Die klassische Literatur der Kirche ist die des 4. Jhs., und erst mit Athanasios setzen die breiten Massen des Erhaltenen ein: außer Ath. selbst vor allem Basilios, die beiden Gregore, Iohannes Chrysostomos, im 5. Jh. Kyrillos von Alexandria, Theodoret. Die Kontinuität der Lehre oder der literarischen Produktion wird auf breiten Gebieten durch den Sieg des Christentums gar nicht gestört. Man spürt es z. B. kaum oder nur ganz gelegentlich, daß der rhetorische Unterricht oder die Exegese der Schriften des Aristoteles und des Platon in christliche Hände übergegangen ist. Die christliche Unterhaltungsliteratur, apokryphe Apostelgeschichten, der Roman von der Familie des Clemens, Märtyrer- und Heiligenschriften, treten neben die heidnische Belletristik, führen aber vielfach Motive heidnischer Novellistik und Romanschriftstellerei fort (*RReitzenstein, Hellenistische Wundererzählungen, Lpz. 1906*).

III. HANDSCHRIFTEN UND AUSGABEN

10. Papyri. Neben diese durch die Byzantiner vermittelte Überlieferung der griechischen Literatur ist seit der Entdeckung Herculaneums 1738 und dann seit der Eröffnung Ägyptens in immer steigender Fülle eine direkte aus dem Altertum selbst stammende in den Papyri getreten. Die herculanensischen Papyri, verkohlt, schwer aufzurollen und unsäglich mühsam zu entziffern, sind erst zum kleinen Teil bearbeitet. Sie enttäuschten: es waren philosophische Traktate, meist Schriften des epikureischen Philosophen Philodemos von Gadara um 60 v. Chr. Viel besser hat Ägypten in seinen Gräbern und trockenen Schutthaufen antike Bücher oder Fetzen von solchen nebst unzähligen Briefen und Akten erhalten. Zuerst wurden sie von Franzosen, dann von Engländern, jetzt im Wettbewerb der Nationen ausgegraben und bearbeitet. 1848 wurden Reden des Hypereides, 1863 das Jungfernlied Alk-

mans (*PLG. III 30*), 1891 des Aristoteles Schrift vom Staate der Athener und Mimen des Herondas, 1897 Chorlieder des Backchylides, 1903 die Perser des Timotheos entdeckt, das älteste bekannte griechische Buch zwischen 390 und 360 geschrieben, 1907 große Stücke von vier Komödien des Menandros.

So erfreulich gerade Funde neuer Literaturstücke auf Papyri sind, so sind für die philologische Methode noch lehrreicher Papyrustexte erhaltener Werke. Übersichten über solche Papyri geben *CHäberlin, Centralblatt f. Bibl. XIV (1897). FGKenyon, Palaeography of greek papyri, Oxford 1899, 129—148,* und das *ArchPap.*, wo fortlaufende Berichte erscheinen, *WCrönert I 104 ff. 502 ff. II 337 ff. FBlaß III 257 ff. 473 ff. AKörte IV 502 ff.* Diese Papyri sind wichtige Dokumente für die Textgeschichte der Autoren, ihre Abweichungen vom Texte der Hdss. und ihr Verhältnis zu den verschiedenen Klassen der Hdss. haben mit Recht die größte Beachtung gefunden

Lernen wir doch z. B. von Xenophons Oecon. eine bisher unbekannte Rezension (*UvWilamowitz, GGA. 1900, 46*), zu Chariton die stärksten Abweichungen kennen (*ebenda 1901 32*). Gehören doch Papyrusstücke des platonischen Laches und Phaidon bereits dem Jahrhundert nach Platon an. Der starke Glaube, den FBlaß dem Text dieser Stücke entgegenbrachte (*Ber. Sächs. Ges. ph.-hist. Kl. L [1898] 197. LI [1899] 161 ff.*), ist sicher weniger berechtigt als HUseners Skepsis (*GGN. 1892, 25 ff. 182 ff.*), der gegenüber dem 'verlotterten' Text des Phaidonpapyrus den Wert unserer mehr als ein Jahrtausend jüngeren handschriftlichen Tradition hervorhebt, die auf einen grammatisch rezensierten Text zurückgeht. Zu einem ähnlichen Ergebnis kommt JLipsius für Demosthenes (*Ber. Sächs. Ges. ph.-hist. Kl. XLV [1893] 1 ff.*). Dies Resultat kann nicht überraschen, da die meisten literarischen Papyrusstücke Privatabschriften sind, ihr Text also niedriger steht als der sorgfältiger kontrollierte einer Buchausgabe. Charakteristisch ist, daß der Demosthenestext des Didymos (*Prosa 15*) weil er sorgfältig ist, im Verhältnis zu unseren Hss. wenig Neues bietet, wenn man von offenbaren Schreibversehen absieht. Aber sehr lehrreich ist, daß er abwechselnd mit den verschiedenen Zweigen unserer Überlieferung zusammengeht (*KFuhr, Berl. ph. W. 1904, 1125*).

Für Platon, Dem., Thuk. bestätigen die Papyri die Notwendigkeit eines stark eklektischen Verfahrens.

Sogar auf Stein sind uns literarische Texte von Dilettanten erhalten, die Zwecke gemeinnütziger Belehrung oder der Reklame verfolgen: *FJacoby, RhMus. LIX (1904) 95 ff.* Genannt sind schon das Marmor Parium (*Prosa 18*), die Archilochosinschrift *IG. XII 5. 445*, s. auch *FHiller v. Gärtringen, S. Ber. Ak. Berl. 1904, 1236 ff.*, die Κτίσις Μαγνησίας (*Prosa 17*, vgl. *OKern, Inschriften von Magnesia, Berl. 1900 Nr. 17*). Hier sei noch erwähnt die Rieseninschrift des Diogenes von Oinoanda, die für die Heilslehre Epikurs Propaganda macht, letzte *Ausgabe von JohWilliam, Lpz. 1907.*

11. Handschriften. So unschätzbar die Vermehrung des Materials und der unmittelbare Einblick in das antike Buchwesen auch sind, die wir den Papyri verdanken, so sind sie doch, und werden sie stets bleiben nur eine geringe Ergänzung der Reste der griechischen Literatur, die uns als das Erbe der Antike, als den Inbegriff antiker Kultur, die Byzantinerzeit überliefert hat. Sie ist niedergeschrieben in Codices der uns gewohnten Buchform, die zunächst aus Pergament bestehen, das sich auch weiter als vornehmstes Schreibmaterial hält, dann seit dem 13. Jh. aus dem billigeren, vom Orient her eingeführten Papier, zunächst bis ins 14. Jh. einem filzigen Bombycin, besonders seit dem 15. der glatteren Charta. Pergamenthandschriften in Buchform, schon im 1. Jh. n. Ch. nachweisbar (*Martial XIV 184. 186. 188. 190. 192*), haben sich vermutlich an Nachschlagewerken wie Corpus Juris und der Bibel als praktisch empfohlen und von da aus allgemein durchgesetzt.

Den ältesten Beleg für die Buchform des Corpus Juris gibt die antike Illustration zu Terenz Phormio 440 (bei *AWSijthof-SGde Vries, Codices Gr. et Lat. photographice depicti VIII Tfl. 110, Leiden 1903*). Es zeigt ebenso wie der antike Homerus Ambrosianus pictus sehr niedriges Format: es ist die übliche Höhe der altgewohnten Papyrusrolle.

Die ältesten erhaltenen Pergament-Hss. reichen noch ins Altertum selbst hinein. Es sind heilige und besonders kostbare Bücher, die sorgfältig verwahrt die schlimmen Jahrhunderte 7 und 8 überdauern konnten.

So ein schön illustrierter Codex der Ilias in der Ambrosiana zu Mailand, in Phototypie herausgegeben von *AMCeriani* und *ARatti* (*Milano 1906*); des Dioskurides Werk περὶ ὕλης ἰατρικῆς mit guten bunten Abbildungen der Pflanzen (nach Krateuas um 90 v. Chr., *s. MWellmann, AbhGG. N.F. II 1 [1897]*) und Porträts, geschrieben und gemalt für Juliana Anicia im 5. Jh., faksimiliert von *AWSijthof-SG de Vries, Codices Gr. et Lat. photogr. dep. X, Leiden 1906.*

Über antike Buchillustration und ihr Fortleben im Mittelalter *EBethe* in der Praefatio zu *Sijthof de Vries Cod. Gr. et Lat. VIII, Terentius Ambrosianus, Leiden 1903.*

Über die ältesten Bibel-Hss. gibt einen Überblick der Artikel *Bibeltexte* in der *Realencyklopädie für prot. Theol. und Kirche*[3] *II 713ff.*, die Einleitungen von *CHCornill zum A. T., Freibg. 1891,* von *AdJülicher zum N. T., Freibg. 1894.*

Doch solche antiken Hss. sind letzte seltene Reste der im 7. und 8. Jh. verkommenen Bibliotheken. Die meisten unserer griechischen Hss. verdanken wir dem Fleiß und der Sorgfalt byzantinischer Gelehrter und Schreiber (*s. o. II 8*). Besonders das 10. und 11. Jh. haben schöne Handschriften hinterlassen, ausgezeichnet ebenso durch die Sauberkeit und Großzügigkeit der Schrift wie Genauigkeit des Textes.

Um einige besonders berühmte Hss. zu nennen (sie sind alle drei faksimiliert von *Sijthof-de Vries, Codices Gr. et Lat.*): der laut Subskription für Arethas (895) geschriebene Platoncodex Clarkianus 39 in Oxford, der Laurentianus 32. 9 des 11. Jh. in Florenz, der für Aischylos, Sophokles und Apollonios Rhodios bei weitem den besten Text gibt, von einzigem Werte der Iliascodex Venetus A in Venedig (Marcianus 454) des 10. Jh. Ihm vor allen verdanken wir die Kenntnis der antiken Homerphilologie. Der Text ist mit den kritischen Zeichen der alexandrinischen Grammatiker versehen: ὀβελός —, διπλῆ καθαρά >, διπλῆ περιεστιγμένη ⋗, ἀστερίσκος ⁜, ἀντίσιγμα ϽϾ. Seine Scholien haben die unter vielen der 24 Bücher erhaltene Subscriptio παράκειται τὰ Ἀριστονίκου σημεῖα καὶ τὰ Διδύμου περὶ τῆς Ἀριστάρχου διορθώσεως, τινὰ δὲ καὶ ἐκ τῆς Ἰλιακῆς προσῳδίας Ἡρωδιανοῦ καὶ ἐκ τῶν Νικάνορος περὶ στιγμῆς: von ihr erhielten sie den Namen der 'Viermännerscholien'. Merkwürdigerweise stellen die Scholien A zwei selbständige Exzerpte aus der bezeichneten Kompilation dar, auch äußerlich noch jetzt getrennt. Die Hauptmasse am äußeren breiten Rand geschrieben gibt das eine Exzerpt, das andere ist in kürzeren Scholien zwischen die Verse und auf dem schmalen Innenrande eingetragen. Da der Schreiber unseres Venetus A nur eine Vorlage kopiert hat, wie seine Versehen zeigen (*ALudwich, Aristarchs Homerische Textkritik, Lpz. 1884, I 96ff.*), so hat deren Schreiber, wohl ein Mann aus dem Kreise des Photios, das Verdienst, diese zwei einander ergänzenden kostbaren Exzerpte aus zwei Hdss. vereinigt zu haben, wie auch Arethas verschiedene Lesarten und Scholien aus mehreren Handschriften z. B. zu Platon, Pollux, Lukian zusammengetragen hat.

12. Byzantiner. Stätten dieser wissenschaftlichen Tätigkeit der Byzantiner waren wie auch im westlichen Mittelalter zunächst die Klöster und ihre Schulen. Neben Konstantinopel, wo 863 der Reichsminister Bardas eine Hochschule gegründet hatte (Konstantinos Porphyrogennetos, Tzetzes, Eustathios, Triklinios, Gemisthios Plethon) ist vor allem der heilige Berg Athos zu nennen, dessen zwanzig Klöster antike und theologische Literatur pflegten, ferner die Klöster in Jerusalem, auf der Sinaihalbinsel, auf Patmos. Keineswegs beschränkte sich die Tätigkeit der Byzantiner auf das Weitergeben des Ererbten und Sammeln des noch Vorhandenen, sondern sie arbeiteten manche Texte zum erstenmal philologisch durch, gaben hie und da auf

Grund der Überlieferung eine eigene Recensio, haben in der Emendatio Beträchtliches geleistet und sich um die Erklärung bemüht. Die großen von Konstantinos Porphyrogennetos (912–959) angeordneten Exzerptenwerke, die Lexika eines Suidas und Hesychios, die Etymologika, Kommentare wie die des Tzetzes zu Lykophron, des Eustathios zu Homer und zu Dionysios Periegeta haben uns große Massen alten Materials allein überliefert. Die Erhaltung der alten Epigrammensammlungen verdanken wir ihren Bearbeitungen und Erweiterungen durch Konstantinos Kephalas und Planudes. Symeon Metaphrastes machte die große Legendensammlung, die Geoponika, Hippiatrika, Poliorketika sind von byzantinischen Gelehrten zusammengebracht, um die Bukoliker haben sie sich besonders im 12. und 13. Jh. verdient gemacht. Jede solche Gelehrtenhandschrift ist eine Editio. Ihre Tätigkeit ist mit der der alexandrinischen Gelehrten verglichen worden, fortgesetzt wird sie von den italienischen Humanisten.

Seit 1453 lagerte sich die Barbarei über die Länder griechisch-byzantinischer Kultur, bis das 19. Jh. den Umschwung brachte. Nur an wenigen heiligen Stätten haben sich traurige Reste der alten schönen Klosterbibliotheken gehalten, verkommen bei der Trägheit und Verständnislosigkeit der Besitzer.

Eine Übersicht über die Erhaltung und Fortpflanzung der antiken Literatur in byzantinischer Zeit, die Zerstörung und Zerstreuung ihrer Bibliotheken und die noch im Orient zurückgebliebenen Reste gibt *KKrumbacher, Gesch. d. byz. Lit.,*[2] *München 1897, 504ff.*

Der Zusammenbruch des byzantischen Reiches unter dem Ansturm der Türken und die Eroberung von Byzanz 1453 hätte die Zerstörung der antiken Literatur herbeigeführt, wenn sich nicht inzwischen der romanische Westen so weit heraufgearbeitet hätte, daß er fähig war, das nun vaterlandslos werdende Erbe des Griechentums aufzunehmen. Byzantinische Gelehrte und Schulmeister flüchteten sich und ihre Bücher nach Italien, nachdem schon seit Anfang des 15. Jh.s gelegentlich griechische Hss. dahin exportiert waren: so hatte der Italiener Johannes Aurispa 1423 eine ganze Schiffsladung aus Griechenland mitgebracht, darunter den Laurentianus mit Aischylos, Sophokles, Apollonios, den Athenaios.

Seitdem sind die Reste der griechischen Literatur in Italien fortgepflanzt. Geflohene brodlose Byzantiner verdienten sich ihren Unterhalt mit dem Abschreiben griechischer Bücher. Viele haben ihren Namen und die Jahreszahl, viele auch ihren Kummer am Schlusse in einer 'Subscriptio' verewigt. Griechen waren es auch, die die ersten Drucke bei Aldus in Venedig und Junta in Florenz leiteten, eine oder mehrere Hss. auswählten, und oft genug nach dieser recensio auch die emendatio mit Glück und Scharfsinn eröffneten. So Demetrios Chalkondylas (Homer 1488), Markos Musuros (Aristophanes 1498, Euripides 1503), Laskaris (Euripides 1496).

KKrumbacher, Kultur d. Ggwart., Lpz. 1905. I 270ff. BKeil, GGN. 1907, 217ff. GVoigt, Die Wiederbelebung des kl. Altertums,[3] *Berl. 1893. RSabbadini, Le scoperte dei codici latini e greci ne' secoli XIV e XV, Florenz 1905.*

Für Geschichte des Schrift- und Buchwesens kommen außer den *o. S. 16* zitierten Werken von *ThBirt, FBlaß, WSchubart, WWattenbach* besonders in Betracht: *VGardthausen, Griech. Palaeographie, Lpz. 1879. CDziatzko in RE. III 406ff. EMThompson, Handbook of Greek and Latin Palaeography, Lond. 1903. AMentz, Geschichte und Systeme der griechischen Tachygraphie, Berl. 1907. HDiels, Colloquium über antikes Schriftwesen,* wird demnächst das wichtigste Material in einem ganz billigen Büchlein vorlegen.

13. Ausgaben griechischer Dichter. Eine große Menge ist vorhanden; nur wenige genügen den wissenschaftlichen Ansprüchen an Recensio, Emendatio und Erklärung. Die Bedingungen liegen, wie *oben 7, 8* klar gelegt, sehr verschieden. Am schwierigsten bei

Homer. Die erste Aufgabe ist, Aristarchs Textgestaltung zu gewinnen. Sie hat sich *ALudwich* gestellt: *Homeri Carmina, Lpz. 1889–1907,* eine Ausgabe, die nur zur Feststellung der handschriftlichen Überlieferung diene. Über sie hinaus auf Aristophanes von Byzanz, Zenodot, schließlich auf die homerische Sprachform selbst zu dringen, ist ein oft angegriffenes, bisher ungelöstes Problem, das mit genauerer Kenntnis der homerischen Sprache und Überlieferung immer schwieriger wird. Versucht haben sich in dieser Richtung nach *RPayne-Knight, Lond. 1820* u. v. a., vor allem *JBekker, Bonn 1858* und *AugNauck, Berl. 1874–78.* Naucks Ausgaben der Odyssee und Ilias mit Verwertung der Hss., Scholien und eindringenden sprachlichen Beobachtungen sind noch heute die besten zum Studium. Ein einigermaßen heutigen Ansprüchen genügender Kommentar zu Homer ist nicht vorhanden. Die erklärende Schulausgabe mit 'Anhang' von *CFAmeis-CHentze Lpz. 1875 ff.* ist tüchtig. Gut ist das kleine *Homerlexikon* von *GAutenrieth-AdKaegi, Lpz. 1902.* – Über die *Iliasscholien* gibt Überblick allein *JBekkers* Ausgabe, *Berl. 1825 in* 4°. Die Neubearbeitung ist leider nach den einzelnen Hdss. getrennt gemacht, von *WDindorf* für Venetus A und B, von *EMaaß* für den Townleianus *Oxford 1875–1888,* den *Genfer Codex* von *JNicole, Genf 1891.* Die *Odysseescholien* sind ungenügend bearbeitet von *WDindorf, Oxford 1855.* – Hesiod ist von *ARzach,* [2] *Lpz. 1902* mit fleißigem, aber unübersehbarem Apparat, Parallelen und Imitationen ediert.

Von den Lyrikern gibt eine Auswahl mit Erklärungen *EBuchholz, Lpz. 1885–86, I*[5] *1900* von *PRPeppmüller, II*[4] *1898* von *JSitzler* neu bearbeitet. – Für Pindar hat *AugBoeckh* den Grund gelegt (*Lpz. 1811–1821, 3 Bde.*), indem er seine Metrik ordnete, auf die Hdss. soweit er konnte zurückging, die Scholien in älterer und späterer Fassung gab (Bd. II 1), lat. Übersetzung und einen ausführlichen ausgezeichneten Kommentar (II 2, zu Nem. u. Isth. von *LDissen, Gotha 1830*) nebst Fr., Exkursen und Indices hinzufügte. Die Ausgabe ist noch unentbehrlich, obwohl der Text nebst Fr. jetzt nur benutzt werden darf in der die Recensio abschließenden vorzüglichen Ausgabe von *OSchröder, Lpz. 1900* mit knappem kritischen Kommentar, Darlegungen über die Hdss., Sprache, Chronologie, Metrik. Die Scholien werden von *HDrachmann* (*I Lpz. 1903*) neu bearbeitet. – Man beginne das Studium der Chorlyrik mit Bakchylides, der aus einem 1896 entdeckten Papyrus von *FGKenyon, London 1897* ediert, in der Ausgabe von *FBlaß,* [3] *Lpz. 1904* zu lesen ist, sehr viel leichter als Pindar.

In die Tragödie führt am besten ein *UvWilamowitz, Euripides Herakles,* [2] *Berl. 1895.* Hier ist der Text vorbildlich aufgebaut und emendiert, durch Kommentar und deutsche Übersetzung sprachlich, sachlich, metrisch, poetisch erklärt; die Einleitung (in 1. Aufl. 1889 auch Textgeschichte) orientiert über die Tragödie, Tragikerkritik, die Sage und ihre Gestaltung durch Euripides umfassend und eindringend. UvWilamowitz' Übersetzungen der Orestie des Aischylos, des König Oidipus von Sophokles und von sieben Stücken des Euripides unter dem Titel *Griechische Tragödien, 3 Bde., Berl. 1898–1906* eröffnen nicht nur das Verständnis der Poesie, sondern sind, richtig benutzt, auch vorzügliche wissenschaftliche Führer. Weiter seine Ausgabe des *Hippolytos, griech.-deutsch, Berl. 1891* mit knappen Erläuterungen, die erklärenden Ausgaben von *HWeil, Sept Tragédies d'Euripide* (*Hipp. Hec. Iph. T. Iph. Aul. Med. Alc. Orest*), *Paris 1879.* Dazu *HWeil, Études sur le drame antique, Paris 1897. JohvArnim* und *EBruhn,* (Medea Iph. T. Bacch., *Berl. 1880–91*). Für Sophokles dienen *EBruhn, O. R., Ant., LRadermacher, Phil., O.C., GKaibel, El., Lpz. 1896,* für Aischylos *UvWilamowitz Orestie, gr.-deutsch* 1. *Agamemnon, Berl. 1885,* 2. *Choephoren, Berl. 1896* mit Erläuterungen. – Nachdem die Vorstellung, daß der Laurentianus (Mediceus) 32. 9 saec. XI die einzige Überlieferung des Aischylos und Sophokles darstelle, überwunden ist, haben die auf ihr gebauten Ausgaben nur noch beschränkten Wert. Genaueste Kollation dieses Codex in der Ausgabe des Aischylos von *NWecklein-GVitelli, Berl. 1885–93.* Wir besitzen noch keine genügende Aischylosausgabe. Zum Handgebrauch zu empfehlen ist die von *HWeil, Lpz. 1884,* [2]*1907. Scholien bei WDindorf, Aischyl. III Oxford 1851.* – Für *Sophokles* hat *RJebb, Cambridge 1886 ff.* die beste, leider sehr teure Ausgabe gemacht mit Verwertung der gesamten Überlieferung, englischer Prosaübersetzung, einläßlichem Kommentar, Einleitung usw. – Die beste und nicht teuere Textausgabe des Euripides liefert *GMurray, Oxford* seit *1902* mit knappem, aber ausreichendem Apparat, leider die Stücke in hypothetischer chronologischer Folge. Großen Apparat bietet die sonst nicht hochstehende Ausgabe von *APrinz-NWecklein, Lpz. 1878–1902.* Die *Scholien* zu Euripides sind allein in der guten Ausgabe von *EdSchwartz* (*2 Bde. Berl. 1887–91*) zu benutzen.

Zur Einführung in Aristophanes eignen sich gut *ThKocks* erklärende Ausgaben der Vögel, Frösche, Ritter, Wolken (Berl. 1867) und *GDroysens* prächtige *Übersetzung Lpz. 1835,* [2]*1871* mit hübschen Einleitungen. Der große Historiker hat die Komödie richtig aufgefaßt. Vielen fehlt der unentbehrliche Humor und so das rechte Verständnis; gegen sie zog amüsant, wenn auch ohne wissenschaftliche Schulung zu Felde *HMüller-Strübing, Aristophanes und die historische Kritik, Lpz. 1873.* Eine kritisch-exegetische Gesamtausgabe lieferte *JvanLeeuwen, Leiden 1893–1906.* Noch fehlt eine genügende kritische Ausgabe. Für Ran. Plut. Eccl. Thesm. gibt *FvVelsens Ausg., Lpz. 1869–93,* für Eq. und Pax ihre neue Bearbeitung von *KZacher 1897. 1909* das handschriftliche Material. Auch die *Scholien* sind noch nicht abschließend ediert, vgl. *KZacher, Phil. Suppl. VII (1899) 498 ff.* Inzwischen ist zu benutzen ihre Ausgabe von *FDübner, Paris 1843.* – Von der neuen Komödie geben jetzt die großen Reste von 4 Stücken Menanders in Kairo unmittelbare Vorstellung. Ausgaben von *JvanLeeuwen,* [2] *Leiden 1908. AKoerte, Lpz. 1909.* Dazu *FLeo, Plautinische Forschungen, Berl. 1895* und die reiche neueste Menanderliteratur.

Zur ersten Einführung in die hellenistische Poesie lese man *UvWilamowitz, 'Locke der Berenike'* (*Reden u. Vorträge, Berl. 1903*) und seine Ausgabe von *Bions Adonis, deutsch u. griech., Berl. 1900,* ferner *CDilthey, De Callimachi Cydippa, Lpz. 1863, Theokrits* Gedichte erklärt von *AFritsche-EdHiller,* [3] *Lpz. 1881,* Epigramme mit den von *FJacobs Anthologia Graeca, Lpz. 1794–1814,* gegebenen Hilfsmitteln (*s. o. S. 401*). – Die *Bucolici Graeci* liegen jetzt in kritischer Textausgabe von *UvWilamowitz, Oxford 1905* vor, dazu seine *Textgeschichte d. gr. Bukoliker* (*PhilUnters. VIII, Berl. 1908*) und *PhLegrand, Étude sur Théocrite, Paris 1898.* Die Hymnen und Epigramme des *Kallimachos* hat UvWilamowitz ediert Berl.[3] *1907,* Scholien in *OSchneiders Callimachea, Lpz 1870, I 107.* Die Scholien zu Theokrit sind noch zu bearbeiten. Bisher bei *HLAhrens, Bucolicor. Gr. rel., Lpz. 1855–9 II* und *ChZiegler, Cd.Ambrosiani scholia in Theocritum. Tübg. 1867.* – *Arat. rec. EMaaß, Berl. 1893,* dazu edierte er vortrefflich *Berl. 1898* die *Scholien* mit allen Hilfsmitteln sorgfältig vervollständigt. – Für *Apollonios Rhodios* und seine *Scholien* ist nur der Laurentianus 32. 9 gut ausgenutzt von *RMerkel* und *HKeil, Lpz. 1854.* Pariser Hdss. geben reichere Scholien, ediert von *GHSchaefer 1813.* – *Lykophron ed. EdScheer, Berl. 1881,* seine *Scholien* aus Tzetzes Kommentar usw. ergänzt derselbe 1908, erklärende Ausgabe mit deutscher Übersetzung von *CvHolzinger, Lpz. 1895.* – *Herodas 1891* aus einem Papyros von *JCKenyon* publiziert, gab *OCrusius*[4], *Lpz. 1905* mit den Resten neuentdeckter Mimen heraus, dazu seine *Untersuchungen 1892* und *RMeister, AbhLpzG. XIII 7 (1893).*

14. Ausgaben der Prosaiker. Die handschriftliche Grundlage der editio ist leicht beschafft, wo die Überlieferung dürftig ist. Lysias (außer dem ἐπιτάφιος) beruht auf einem Palatinus (*ed. ThThalheim, Lpz. 1901*), Aristoteles' Poetik abgesehen von wertvollen Stücken orientalischer Übersetzungen auf einem Parisinus (wertvolle *Ausgabe von JVahlen,* [3] *Lpz. 1885*), ebenso die Schrift Περὶ ὕψους (beste *Ausgabe von OJahn-JVahlen*[3], *Lpz. 1905*), Epiktet auf einem Oxoniensis, Arrians Anabasis auf einem Vindobonensis, die sog. kleinen Redner auf sehr wenigen Hdss. Ebenso schmal ist die Grundlage für die meisten uns durch Papyri erhaltenen Schriften.

Andererseits ist in diesen Fällen die Aufgabe des Editors, der vor allem über den Wert und die Treue der einen Hds. sich ein Urteil bilden muß, besonders schwierig. Denn es fehlt die Kontrolle durch andere Hdss. und damit die Möglichkeit, schon durch äußere Zeugnisse die individuellen Fehler der Hds. festzustellen.

Gewöhnlich ist die Grundlage breiter, so für die meisten Klassiker. Aber es fehlt für diese Klassiker meist an zureichenden Ausgaben, die das ganze für Textkonstitution notwendige Material verwerten. Eine rühmliche Ausnahme bildet für Prosaiker CHudes Thukydides (große *Ausgabe Lpz. 1898. 1901,* die ed. maior der Bibl. Teubn. teilt daraus alles Wesentliche mit, einiges Neue kam jetzt z. B. aus der neuen Ausgabe der Excerpta Constantini und aus Papyri hinzu). CHude verdanken wir auch die beste *Ausgabe Herodots in der Bibl. Oxon. 1908.*

Für Xenophon ist es leidlich bestellt nur für einen Teil der kleinern Schriften: *De reditibus rec. HZurborg. Hipparchicus rec. PCerocchi. De re equestri rec. VTommasini. Cynegeticus* und *Resp. Laced. rec. GPierleoni,* alle fünf bei *Weidmann* in *Berlin 1876. 1901. 1902. 1905* erschienen, die unechte Ἀθην. πολ. *ed. EKalinka, Wien 1898.* Wieviel aus direkter und indirekter Tradition und durch Konjektur noch zu gewinnen ist, hat *ThThalheim, Herm. XLIII (1908) 427 ff.* an Hieron, Ages., Apol. gezeigt. Auch die neuesten textkritischen

Ausgaben der größeren Werke Xenophons sind noch durchaus nicht abschließend und Notbehelf. Die direkte Tradition übersehen wir noch gar nicht vollständig, die indirekte ist noch nicht ausgenützt. Eine gute Auswahl von Lesarten gibt *ECMarchant* in der *Bibl. Oxon.* (bisher 3 Bde).

Die neue *Isokrates-Ausgabe von EDrerup* (*I, Lpz. 1906*), die leider in Anordnung der Reden und Anlage des Apparates unpraktisch ist, legt in sehr verdienstlicher Weise die direkte und indirekte Tradition vollständig vor (*KMünscher, GGA. 1907, 762 ff.*).

Mit wunderbarem Scharfblick hat besonders *JBekker* für viele der griechischen Klassiker die besten Hdss. herausgefunden und auf Grund derselben einen wesentlich besseren Text geschaffen. Seine Richtung ist mit bedenklicher Einseitigkeit seitdem verfolgt worden. Man hat sich mit Vorliebe der Führung der Haupthandschrift anvertraut, so bei Plato dem Clarkianus B und dem Parisinus A, bei Aristoteles für viele Schriften dem Parisinus E, bei Isokrates dem Urbinas, bei Demosthenes dem Parisinus Σ. Die mannigfachen Verschlingungen und Kreuzungen der Tradition hat man verkannt, die Abzweigung der schlechteren Überlieferung zu spät angesetzt, die Tradition sich zu geradlinig vorgestellt. Auf vielen Gebieten ist jetzt eine Reaktion gegen dies Einhandschriftensystem und Rückkehr zu einem eklektischen Verfahren zu beobachten. Zu den inneren Gründen, die es empfehlen, sind äußere Autoritäten hinzugekommen. Die älteste indirekte Tradition und die Papyri zeigen oft einen aus den verschiedenen Klassen unserer Hdss. gemischten Text und erweisen schon allein die Notwendigkeit eines eklektischen Verfahrens. In diesem Sinne ist die indirekte Tradition verwertet worden von *ASchäffer, Quaest. Platonicae, Straßb. Diss. 1898. OImmisch, Philol. Studien zu Plato, 2. Heft De recensionis Platonicae praesidiis atque rationibus Lpz. 1903. EBickel in den Jahrb.Suppl. XXVIII (1903) 409 ff.* Für Aristoteles *HDiels, Zur Textgeschichte der aristotelischen Physik, AbhAkBerl. 1882. PWendland in der Festschrift für Gomperz, Wien 1902, 173 ff.* Für Demosthenes vgl. die Vorreden von *FBlaß, Lpz. 1888–89, ed. maior* und *JHLipsius* (*o. 10*), für Isokrates *BrKeil, Analecta Isocratea, Prag* u. *Lpz. 1885*, für Thukydides *BNiese, Hermes XIV* (*1879*) *423 ff. FSchröder, Thucydidis historiar. memoria quae prostat apud Aristidem etc., Götting. Diss. 1887.* Gerade für Anfänger bieten sich hier viele lehrreiche Aufgaben, z. B. Athenaios' Zitate des Xenophon, Excerpta Constantini; indirekte Tradition einzelner aristotelischer Bücher. Zur indirekten Überlieferung gehören außer den Zitaten auch die Nachahmungen der Späteren. Für die zweite Sophistik sind hier viele ähnliche Untersuchungen zu führen (einige liegen schon vor) wie die vortreffliche von *EWenkebach, Quaest. Dioneae, Berl. Diss. 1903.* Material gibt auch *WSchmid, Atticismus, 5 Bde, Stuttg. 1887 ff.* Pflicht des Editors ist es, bei den von Reminiscenzen zehrenden späteren Autoren möglichst die Vorlagen zu notieren (Muster *RFörsters Libanios,* bisher *4 Bde, Lpz. 1903 ff.*; s. auch *BKeils Aristides II, Berl. 1898*).

Vereinfachung des Apparates durch Entfernung des Ballastes, d. h. späterer und zufälliger Fehler, durch Rekonstruktion der Archetypa ist geboten (*UvWilamowitz*, Kallimachos und Bucolici); aber die einst übliche Vereinfachung in der Richtung des Einhandschriftenprinzipes bezeichnete vielfach einen Rückschritt und eine Unterschlagung von echtem Material. Bis wir wissenschaftliche Ausgaben haben, die das ganze Material der direkten und indirekten Tradition methodisch aufarbeiten, müssen wir für Plato (beste *Ausgabe* von *JBurnet* in der *Bibl. Oxon.*), Demosthenes (*von SHButcher ebenda*, FBlaß' Text ist sehr subjektiv), Aristoteles, noch immer auf die grundlegenden Ausgaben von JBekker (für Dem. auch auf WDindorf, JThVoemel) rekurrieren.

Daß die späteren Autoren besser bedacht sind, ist begreiflich, aber eine um so ernstere Mahnung, für die Klassiker zu sorgen. Nachdem JBekker und die Brüder Dindorf auf Grund reichen Materials die Texte der Klassiker konstituiert und die Konjekturalkritik alles getan hatte, sie dem oft illusorischen Ideale der Vollkommenheit nahe zu bringen, verhießen die späteren Autoren eine reichere Ernte. Von der streng atticistischen Umwandlung der Texte, wie sie noch RHercher für Plutarch und Apollodors Bibliothek unternahm, ist man glücklich zurückgekommen. Gute Ausgaben haben wir von Dionys' rhetorischen Schriften (*HUsener* u. *LRadermacher, Lpz. 1898*) von Dion (*JohvArnim, 2 Bde, Berl. 1893. 1896*), Arrians Anabasis (*AGRoos, Lpz. 1907*), Aristides und Libanios (s. oben), Cassius Dion (*UPBoissevain, Berl. 1895–1901*), Appian (*LMendelssohn, II² von PViereck, Lpz. 1905*), von dem Historiker Herodian (*LMendelssohn, Lpz. 1883*), Josephus (*BNiese, Berl. 1896—1905*), Philon (*LCohn* u. *PWendland, Berl. 1896–1906,* bis jetzt *5 Bde.*), den

philostratischen Gemälden (*Lpz. 1902*). Es fehlen z. B. noch ausreichende Ausgaben von Diodor (grundlegende Untersuchungen der Textgeschichte von *RLaqueur, GGN. 1906, 313ff. 1907, 22ff.*), Dionysios' Archäologie, Lukian (1. Heft von *NNilén, Lpz. 1907*), Plutarch, Julian. – Eine Ausgabe der Biographien Plutarchs bereiten CLindskoog und KZiegler, der Moralia (die von *GNBernardakis, Lpz. 1896,* ist unzuverlässig) andere Gelehrte vor. Ebenso sind Ausgaben der Reden des Maximus, des Themistios, der Briefe Iulians, des Synesios, der Reden des Chorikios versprochen worden. Die UvWilamowitz-Stiftung wird sich des Himerios, Eunapios, Gregor von Nyssa, die Krakauer Akademie des Gregor von Nazianz (und Basilios) annehmen.

Für spätere Historiker, Mythographie, Rhetorik ist dringend eine Neuerung zu empfehlen, deren Gewinn HDiels' Doxographi offenbart haben (vgl. auch ThMommsens Solin und Chronica minora). Autoren, die nicht den Wert primärer Quellen haben, sondern nur Mittler älterer Tradionen sind, sollten nur mit Angabe der Parallelversionen ediert werden. Denn die Forschung kann erst ihre Aufgabe beginnen, wenn aus Benutzung aller Quellen der Kern der Überlieferung von den zufälligen Varianten befreit ist. Das Ideal für die Mythographie wäre freilich eine Aufarbeitung nach dem Muster der Doxographi.

Literatur über Bibeltexte *s. o. 11.* Infolge der besonderen Schwierigkeiten (verschiedene Rezensionen, Übersetzungen, indirekte Tradition in Zitaten) sind die von KLachmann für das N. T., von PLagarde für das A. T. besonders klar gestellten Aufgaben nochlange nicht gelöst worden, so viel neues Material auch gesammelt worden ist.

Die wissenschaftliche Ausgabe des N. T. von *BFWestcott* u. *FJHort, Cambridge 1896. 1898.* Bequemste Handausgabe der LXX von *HSwete*[3], *Cambridge 1902.* Die große Cambridge-Septuaginta (von *AEBrooke* u. *McLean*), von der einige Faszikel erschienen sind, verzichtet auch auf die wissenschaftliche Textkonstitution, wird aber als Materialsammlung wertvoll sein. Die Berliner Akademie uud die Göttinger Gesellschaft haben die Bearbeitung der LXX in Aussicht genommen. Methodisch musterhaft *ARahlfs, Septuagintastudien I, II, Götting. 1904. 1907.*

'Die griechischen christlichen Schriftsteller der ersten drei Jahrhunderte' werden unter Leitung der Berliner Akademie ediert. Von den bisherigen Bänden sind für den Philologen besonders wichtig Origenes gegen Celsus (*PKoetschau, Lpz. 1898,* wertvoll durch das handschriftliche Material, die Textkonstitution muß erneuert werden), die vortrefflichen Bände I. II des *Clemens von OStählin, Lpz. 1905/06, Eusebios' Kirchengeschichte von EdSchwartz, Lpz. I. II 1, 1903. 1908,* das Meisterwerk der Bewältigung einer weitverzweigten Überlieferung, von dem sich Methode lernen läßt. Alle Bände geben ein reichliches Material zu sprachgeschichtlichen Untersuchungen. – Für solche (auch für Volkskunde und Religionsgeschichte) sind von besonderer Bedeutung die volkstümlichen christlichen Texte. Musterarbeiten: *HUsener, Legenden der Pelagia, Bonn 1879, Acta S. Marinae et S. Christophori, Bonn 1886, Der heilige Theodosius, Lpz. 1890, Der heilige Tychon, Lpz. 1907; die (Bonner) Ausgaben* des *Callinicus* und des *Marcus* in der *Bibl. Teubn.; HGelzer, Leontios' von Neapolis Leben des hl. Johannes, Freibg.* u. *Lpz. 1893.*

IV. MODERNE LITERATUR

15. Literaturgeschichte. Eine vollständige griechische Literaturgeschichte, die auch nur einigermaßen den heutigen Anforderungen genügte, gibt es nicht. *COMüllers Gesch. der griech. Lit.* bis auf das Zeitalter Alexanders (*4. Aufl. von EHeitz mit Fortsetzung, Breslau 1882. 1884*) ist noch immer ein genußreiches Lesebuch, aber in vielen Einzelheiten unvollständig und veraltet. *GBernhardys Grundriß der griech. Lit.* (*I. Innere Gesch., 5. Aufl. von RVolkmann, Halle 1892, II. Gesch., der griech. Poesie*[3] *1. Abt. 1877, 2. Abt. 1880*) ist unglücklich disponiert, nicht zum Abschluß geführt, durch den schwülstigen Stil schwer genießbar. *ThBergks Griechische Literaturgeschichte* (*4 Bde. Berl. 1872–1887, Register von RPeppmüller und WHahn 1894*) ist durch eigene tiefdringende Forschung in manchen Teilen ausgezeichnet, reich an Anregungen, aber nicht frei von sehr subjektiven Hypothesen. Die Forschung anderer ist sehr ungleichmäßig berücksichtigt. Bd. II–IV sind nach dem Tode B.s von GHinrichs und RPeppmüller publiziert, der Wert der zum Teil

unfertigen Abschnitte ist ein sehr verschiedener. Nur durch Ergänzungen aus B.s Artikel in *JErsch und JGrubers Allg. Enzyklopädie* ist oft ein leidlicher Zusammenhang hergestellt. Für die Zeit nach 300 liegen nur Fragmente vor.

WChrist, Gesch. der griech. Lit., [4] *München 1905* ist als Nachschlagewerk zu empfehlen, namentlich nachdem *WSchmid* seinen ersten Teil durch etwas stärkere Herausarbeitung der Strömungen und Individualitäten (hier weicht freilich unser Urteil nicht selten ab) und durch wirkliche Verarbeitung der neueren Forschungen bedeutend verbessert hat (*München 1908*). Freilich bedürfen auch die Abschnitte über Homer, Demosthenes, Platon, Aristoteles einer stärkeren Umgestaltung, auf die der Herausgeber leider hier gemeint hat verzichten zu müssen.

Die *Histoire de la littérature Grecque* der Brüder *AuMCroiset Paris 1896–99* behandelt in Band I–IV die klassische Literatur, während die hellenistische nur in Bd. V 1–316 behandelt wird; die Darstellung führt bis etwa ins J. 400, umfaßt auch die christlichen Schriftsteller, zu denen freilich z. B. Paulus nicht gerechnet wird (auch die Schriften des Neuen Testaments sind ausgeschlossen worden). Die englischen Geschichten der griechischen Literatur von *JMahaffy, Lond. 1880* und von *GMurray, Lond. 1897* sind kurze Darstellungen fast nur der klassischen Zeit für Studenten und weitere Kreise. Mit starker individueller Eigenart und tiefem persönlichen Empfinden hat *UvWilamowitz, Lpz. 1905* in der *Kultur der Gegenwart I 8* die griechische Literatur behandelt. Die ältere Zeit kommt leider zu kurz, so daß der Philologe andere Werke des Verfassers zur Ergänzung heranziehen muß, um ein richtiges Gesamtbild zu gewinnen. Der Hellenismus steht bei ihm im Mittelpunkte. Weiter Ausblick über Nachahmungen und Fortwirkungen, eine Fülle von knapp angedeuteten Analogien aus modernen Literaturen geben dem Werke, das jeder Philologe kennen muß, freilich erst der fortgeschrittene mit rechtem Gewinn lesen wird, seinen weiten Horizont. Die christliche Literatur ist hier zum ersten Male der allgemeinen Entwickelung eingegliedert. Zu warnen ist vor der Lektüre der schlechten Bücher von *RNicolai, Magd. 1873ff.* und *KSittl, München 1884.*

Sehr nützlich als Nachschlagewerk ist *FSusemihl, Cesch. d. gr. Lit. in der Alexandrinerzeit, Lpz. 1891. 1892*, aber nur als solches; Durchdringung des Stoffes und geschichtliche Darstellung ist nicht erreicht. Hervorragend, zumal als erste Leistung auf dem Gebiete, ist *KKrumbacher, Gesch. d. Byz. Lit.,* [2] *München 1897*, die auch für die Geschichte der klassischen Literatur im Mittelalter wertvolle Aufschlüsse gibt. Einen Abriß gibt Kr. in der *Kultur der Gegenwart I 8, Lpz. 1905.* Unentbehrlich als reiche Materialsammlung ist noch immer *JAFabricius' Bibl. graeca, 14 Bde., Hamburg 1705–28,* [4] *von GCHarleß, 12 Bde., Hamburg 1790–1810.*

16. Spezialwerke. Skizzen, die die heutigen Anforderungen befriedigen, sind *ESchwartz' Charakterköpfe,* [2] *Lpz. 1906* (Hesiod und Pindar, Thukydides und Euripides, Sokrates und Platon, Polybios und Poseidonios, Cicero) und durch vortreffliche Charakteristiken (von Griechen z. B. Epiktet, Marc Aurel, Gregor von Nazianz) ausgezeichnet *GMisch, Gesch. der Autobiographie I, Lpz. 1907*, in der die Geschichte des Selbstbewußtseins und der erwachenden Individualität im Altertum gezeichnet ist. – Zu beachten sind die kulturgeschichtlichen und literarhistorischen Abschnitte in *EMeyer* (Platon ist etwas verzeichnet) und *Beloch.* – Die Kultur der hellenistischen Zeit behandeln *JKaerst, Gesch. des hellenistischen Zeitalters I, II 1, Lpz. 1901. 1908* und *PWendland, Die hellenistisch-römische Kultur in ihren Beziehungen zu Judentum und Christentum, Tübg. 1907.*

Eine Geschichte des griechischen Epos würde hauptsächlich eine Geschichte der homerischen Poesie sein müssen. Eine glänzende Skizze ihrer Entwickelung freilich mit dem Zwecke, zu beweisen, daß ihr ganzer Sagenstoff freie poetische Erfindung sei, hat *BNiese, Entwickelung der homerischen Poesie, Berl. 1882* geschrieben. *GMurray* gab 1907 heraus *The rise of the Greek Epic* (*Oxford*). Wichtig ist zur richtigen Auffassung die Erkenntnis, daß der 'epische Kyklos', über den *FGWelckers* Werk dieses Titels Bonn 1835–49 [2] 1865–82, nicht von Ilias und Odyssee zu trennen ist: *UvWilamowitz, Homerische Untersuchungen 328 ff.* (*Phil. Unters. VII, Berl. 1884*). — Eine Geschichte der Lyrik ist nicht zu empfehlen. Vor *HFlachs* Werk, Tübg. 1884 ist zu warnen. Zur Geschichte der Elegie hat neue Gesichtspunkte gegeben *RReitzenstein, Epigramm und Skolion, Gießen 1893*. Derselbe hat die Entwickelung des *Epigramms* vortrefflich dargelegt in *RE. s. v.* — Auch die Geschichte der Tragödie und Komödie ist noch nicht geschrieben. Für erstere *UvWilamowitz, Euripides Herakles I, Berl. 1889*, für die neue Komödie *FLeo, Plautin. Forschung. Berl. 1895, 77 ff.*, dazu die Artikel über die einzelnen Dichter von ADieterich und GKaibel in *RE.* Von der hellenistischen Poesie schildert *AugCouat, La poésie Alexandrine sous les trois premiers Ptolemées 324–222, Paris 1882* nach den Dichtungsgattungen, so daß eine so charakteristische Persönlichkeit wie Kallimachos nicht zur Geltung kommt. Für die Chronologie wichtig *Beloch, III 2, 466 ff. UvWilamowitz, Arat von Kos GGN. 1894, 182 ff.* und *Textgesch. d. gr. Bukol.* (*PhilUnters. XVIII, Berl. 1906*) *151 ff.* — *HReich, Der Mimus I, Berlin 1903* anregend und wertvoll zumal durch den Nachweis des Fortlebens des Mimus in Byzanz und der Türkei, aber nicht ganz verläßlich und übertreibend.

Die wesentlichen Gesichtspunkte der Stilentwickelung hat *ENorden, Antike Kunstprosa, Lpz. 1898,* [2] *1909* durch die griechische und durch die römische Literatur verfolgt und damit eine unentbehrliche Ergänzung der Literaturgeschichten gegeben.

Die Geschichte des Dialoges hat gut gezeichnet *RHirzel, Der Dialog, 2 Bde., Lpz. 1895.* Über die Historiker orientiert *CWachsmuth, Einleitung in das Studium der alten Geschichte, Lpz. 1895*, s. auch *ABauer, Die Forsch. zur alten Geschichte, 1888–1898, München 1899. FJacoby, Klio IX (1909) 80 ff.* An Ergebnissen eigener Forschung reich sind die Artikel von *ESchwartz* in *RE.*, z. B. Arrian, Curtius, Diodor, Dionys, Ephoros, Eusebios. Über Geschichte der Erdkunde, Fragmentsammlungen und neuere Forschungen auf diesem Gebiete gibt gründlich Auskunft das geistvolle Buch von *HBerger, Gesch. der wiss. Erdkunde der Griechen, Lpz. 1903.* Für die Redner ist grundlegend *FBlaß, 3 Bde., Lpz. 1887—1898.* Freilich ist auch auf diesem Gebiete durch genauere Erforschung des Zusammenhanges von Praxis und Theorie, Emanzipation von den antiken Urteilen, von denen FBlaß sich viel zu sehr abhängig macht, in der von *IBruns, Lit. Porträt, Berl. 1896, 429 ff.* erfolgreich eingeschlagenen Richtung ästhetischer Analyse viel zu leisten. Für die Geschichte der späteren Beredsamkeit ist das einzig nennenswerte, aber jetzt im einzelnen teilweise überholte Werk *FBlaß, Die griech. Bereds. in dem Zeitalter von Alexander bis auf Augustus, Berl. 1865.* Daneben für die Theorie *GThiele, Hermagoras, Straßbg., 1893.* Neue Gesichtspunkte für die Stilgeschichte eröffnet *UvWilamowitz, Asianismus und Attizismus, Herm. XXXV (1900) 1 ff.* Die Geschichte des griechischen Romans ist vortrefflich dargestellt von *ERohde, Der griech. Roman und seine Vorläufer,* [2] *Lpz. 1900.* S. auch *ESchwartz, Fünf Vorträge über den griech. Roman, Berl. 1896*, der mit Recht den Zusammenhang mit der Historiographie, wie vor ihm Rohde den mit den Periegesen betont. Eine Übersicht über die Probleme und die

neuere Lit. auf diesem Gebiete gibt *WSchmid, Neue Jahrb. XIII (1904) 465ff.*, der nur den Begriff Roman zu eng faßt und sich zu sehr an Rohde hält. Sehr beachtenswert sind die auf den Roman bezüglichen Ausführungen von *UvWilamowitz, Kultur d. G. I 8, Lpz. 1905* und *Greek historical writing and Apollo, two lectures, Oxford 1908. Die Überlieferung und der Bestand,* dann *Die Chronologie der altchristlichen Literatur* bis Eusebius ist gründlich dargelegt von *AdHarnack* in je zwei Bänden, *Lpz. 1893–1904.* Wertvoll besonders als Stoffsammlung, aber wegen der theologischen Vorurteile mit Vorsicht zu benutzen ist *OBardenhewers Gesch. der altkirchlichen Lit.,* bis jetzt zwei Bände, *Freiburg 1902. 1903.* Die beste Übersicht über den Bestand der jüdisch-hellenistischen Literatur gibt *ESchürer, Gesch. des jüdischen Volkes III³, Lpz. 1898.*

Die Bursianschen Jahresberichte sind, so wertvoll einzelne Referate sind, als Ganzes kaum ein Ruhmestitel unserer Philologie, wie noch jüngst behauptet worden ist. Sie hinken den Ereignissen stark nach und vernachlässigen aus Säumigkeit der Mitarbeiter oder aus Raummangel weite Gebiete. Die Jahresberichte anderer Wissenschaften sind weit überlegen. Ein Bericht, wie ihn als Supplement WKroll in dem Sammelwerke *Die Altertumswissenschaft im letzten Vierteljahrhundert, Lpz. 1905,* zusammengebracht hat, würde, noch ausführlicher etwa alle fünf Jahre erstattet, mehr Nutzen stiften. Auch eine Fortsetzung von *WEngelmanns Bibl. scriptorum class., Lpz. 1880–82* bis auf die Gegenwart wäre ein sehr dankenswertes Hilfsmittel für literarische Nachweise.

V. GESICHTSPUNKTE UND PROBLEME

Vorbemerkung: 1–4 von Bethe, 5. 6 von Wendland.

1. Prinzipien. Die griechische Literatur ist eine originale Schöpfung, wie ihre Kultur überhaupt. Selbst wenn die Hellenen von anderen Völkern in und außerhalb Griechenlands formale Anregungen auch musikalischer, orchestischer, poetischer Art erhalten haben sollten, so ist doch nach aller Analogie mit Sicherheit zu schließen, daß sie solche Zuflüsse sich völlig zu eigen gemacht und sie ganz selbständig das entwickelt haben, was die Welt bewundert. Somit hat die Geschichte der griechischen Literatur die Aufgabe, sie in all ihren Teilen bis in die ersten Anfänge und in den Mutterboden selbst hinab zu verfolgen. Ob die Lösung möglich sei, muß in jedem einzelnen Falle untersucht werden. Für spät entstandene innerhalb fester literarischer Tradition aufgewachsene Gattungen ist sie verhältnismäßig leicht: wie z. B. für die ‘neue’ Komödie, die hellenistische Elegie, das literarische Epigramm. Auch die Entstehung der Tragödie und Komödie fing an einigermaßen verständlich zu werden, sobald man den religiösen Kult, seine Absicht, seine Stimmung ins Auge faßt, aus dem sie geboren sind und dem sie die ersten Jahrhunderte ausschließlich dienten. Für solche Untersuchungen ist der Blick erst geschärft worden durch die Beobachtung noch lebendiger volkstümlicher Bräuche bei uns und aller Orten, besonders in noch primitiven Kulturen, und die daran anschließende vergleichende Religions-, Volks- und Sittenkunde. Durch Vergleichung analoger Erscheinungen bei anderen Völkern werden auch manche griechischen erst recht verständlich. Die meisten lyrischen Gattungen und das Epos und ihr Verhältnis zueinander sind noch nicht beleuchtet.

Daß das rezitierende hexametrische Epos aus dem Gesang entstanden ist, lehrt Homer selbst. Da auch Alkman gern lange Daktylenreihen verwendet, und in aiolischen Liedermaßen wie bei Homer Freiheiten in der Quantität des ersten Fußes vorkommen, schloß *UvWilamo-*

witz, Hom.Untersuchungen (PhilUnters. VII, Berl. 1884) 409, daß der homerische Hexameter aus einem Liedermaß erwachsen sei. *OSchroeder, Vorarbeiten zur griech. Versgeschichte, Lpz. 1908, 31* sucht das zu beweisen. Doch vgl. *AHeusler, Lied u. Epos, Dortmund 1905.*

Für die Anfänge der Lyrik ist von Bedeutung *KBücher, Arbeit und Rhythmus,* [4] *Lpz. 1909.* Das Gelage als Gelegenheit zur poetischen Entfaltung hat hervorgehoben *RReitzenstein, Epigramm und Skolion, Gießen 1893,* dazu sein Artikel *Epigramm* in *RE.*

Über die Entstehung der Tragödie *UvWilamowitz, Euripides' Herakles I c. 2. ADieterich, Abh. f. Rel. XI (1908) 163,* der Komödie *JosPoppelreuter, De com. Atticae primordiis, Berl. Diss. 1893. AKörte, ArchJahrb. VIII (1893) 61–93.* Vgl. zu beiden *EBethe, Prolegomena zur Gesch. des Theaters, Lpz. 1896, c. 2 und 3.* Das Verständnis der dionysischen Religion erschloß *ERohde, Psyche, Freiburg 1894, 295 ff. = II² 1 ff.*

Das Verständnis der hellenistischen Elegie als einer sentimentalen Liebeserzählung hat nach *CDilthey, De Callimachi Cydippa, Lpz. 1863, ERohde, Der griech. Roman, Lpz. 1876, 1–166* begründet. Daß sie im Gegensatz zur römischen Elegie persönliche Leidenschaft und Erlebnisse des Dichters nicht zum Ausdruck brachte, scheint mir *FJacoby, Rh.Mus. LX, (1905) 38 ff.* erhärtet zu haben, doch wird darüber noch gestritten.

Wichtiger als die Entstehung der einzelnen literarischen Gattungen ist ihre Geschichte. Die Entwickelung der einzelnen und ihre Vorherrschaft ist in der Eigenart der Zeitläufte und Kreise begründet, in denen sie zur Geltung kommt. Ohne deren Kenntnis ist ein eindringendes Verständnis der Literatur nicht möglich, am wenigsten der Poesie. Die Literaturgeschichte ist nur eine Seite der 'Kulturgeschichte' d. h. der allgemeinen Entwickelung nach der sozialen, politischen, religiösen, künstlerischen, kurz nach allen irgend faßbaren Richtungen hin. Diese Erkenntnis seit dem 18. Jh. allmählig errungen (de Vico, Winckelmann, Zoëga, Herder, WvHumboldt), ist für das klassische Altertum von FGWelcker und COMüller als Ziel aufgestellt. So unüberwindlich die Schwierigkeiten sind, so energisch muß die Aufgabe betont werden, zumal sie nicht stets und nicht von allen klar erfaßt ist. ThMommsens kulturelle Kapitel in seiner Römischen Geschichte sind ein glänzendes Vorbild. JBeloch und EdMeyer in ihren griechischen Geschichten haben ihm nachgeeifert. Es leuchtet ein, daß es grundfalsch ist, die Literatur in Prosa und Poesie und einzelne Gattungen getrennt zu behandeln. Als Ausdruck ihrer Zeit können sie ganz nur aus ihr und aus einander verstanden werden. Nicht die Schwierigkeit der Aufgabe, nur das praktische Bedürfnis kann für die Zerlegung in dieser Übersicht als Entschuldigung angeführt werden.

Die große Schwierigkeit besonders für die älteren Zeiten griechischer Geschichte liegt darin, daß die literarischen Werke die hauptsächlichsten Quellen für die Erkenntnis der geistigen Kultur überhaupt sind. Denn die monumentale Überlieferung, die ihr, täglich sich überreich mehrend, an die Seite tritt, redet eine ganz andere Sprache und wird deshalb von anderen Forschern verhört. Sie kann nur durch Kombination mit der Literatur und von da aus durch vorsichtige Schlüsse wirklich fruchtbar gemacht werden, wie recht deutlich die prähistorische Forschung zeigt, der keine literarische Überlieferung zu Hilfe kommt. So wird man denn immer wieder auf die Interpretation der literarischen Werke zurückgewiesen, die die Grundlage der Altertumswissenschaft allein geben kann. Aber sie ist nicht möglich ohne die Heranziehung aller anderen Reste des Altertums. Dann jedoch wirft die Interpretation der literarischen Werke den reichsten Ertrag ab, da sie der innigste und unmittelbarste Ausdruck der Anschauungen, der Empfindung, der geistigen Eigenart ihrer Zeit sind. Das erste Gesetz ist, jede Periode und in ihr wieder jede Landschaft aus ihr selbst und der Vergangenheit, auf der sie ruht, zu verstehen, und alle späteren und modernen Anschauungen zu verbannen. Wie schwierig das ist, lehrt z. B. allein

das Verhältnis der beiden Geschlechter im antiken Mittelalter. Interpretationen in diesem Sinne haben bisher nur sehr wenige Stücke griechischer Literatur erhalten. Begonnen hat sie ChrGottlHeyne († 1812) in Göttingen. Beispiele sind *o. unter 13 und 14, S. 421–424* aufgeführt.

2. Stoff. Mannigfaltig waren zunächst die Stoffe auch der griechischen Poesie je nach den Anlässen, aus denen sie sich entfaltet hat: göttliche Mächte sollten abgewehrt und herbeigerufen werden bei Hochzeit, Bestattung, Kampf, Vertrag, Opfer und Mahl; es wurde, um Arbeit zu erleichtern, die Bewegung rhythmisiert, wozu sich Worte gesellten als Träger des Liedes usw. Wir lernen derartiges erst in verhältnismäßig späten Formen kennen. Denn die Heldensage, mächtig aufwachsend, zog die lebendigen dichterischen Kräfte auf sich. So wurde sie zu dem ersten dauernd sich erhaltenden Werke griechischer Literatur, dem homerischen Epos geformt. Der ursprüngliche Anlaß und Zweck dieser Dichtung trat ganz in den Hintergrund, Stoff und Form wurden mit einer gewissermaßen naturnotwendigen, ihnen innewohnenden Kraft um ihrer selbst willen entwickelt und um ihrer selbst willen freudig aufgenommen, fortgepflanzt und aufbewahrt. Damit war eine ihre Berechtigung und ihre Gesetze in sich selbst tragende Poesie hingestellt; Homer ist deshalb in Wahrheit der Anfang der griechischen Kunst, ihr Vorbild und Erzieher. Die Macht der Heldensage ist aber für die griechische Poesie noch größer, denn sie ist ihr Stoff geblieben. Neben ihr verschwinden die andern. Ursprünglich Geschichte des eigenen Volkes — so verstanden sie die Griechen stets — ist die Heldensage durch ihre Bewahrer und Überlieferer unbewußt auf die natürlichste Art, wie jeder Erzähler seinen Stoff rundet, künstlerisch gestaltet worden und jedesmal so gewendet, daß die Taten und Persönlichkeiten den Begriffen und Empfindungen der jeweiligen Zuhörer verständlich wurden. Dadurch blieb die Heldensage in dauernder Entwickelung, auch als die Schöpfer des Heldenepos, die kleinasiatischen Aioler und Ionier, sich von ihr ab und dem Leben der Gegenwart zuwandten. Denn das Mutterland, hinter ihnen weit zurück in geistiger Entwickelung, fand noch in der Heldensage den ihm genügenden Ausdruck und gestaltete sie in den alten Formen des Chorgesanges und in der neuen des Epos weiter. Es entstand in Athen die Tragödie: Zeit und Stätte ihrer Geburt gaben ihr Form und Stoff. Scheint ursprünglich auch ihr Stoffgebiet weiter gewesen zu sein, die Heldensage stand im Mittelpunkte und wurde bald ausschließlich ihr Stoff. Vergeblich machten Phrynichos und Aischylos Versuche, statt ihrer große Ereignisse der jüngsten Vergangenheit zu geben. So erlebte die Heldensage nach der epischen und lyrischen Gestaltung ihre dritte in der Tragödie. Sie wurde von innen heraus verändert. Denn die eigene Seele, ihr Leiden und Glauben, ihr Zweifeln und Hoffen legten die Tragiker wie ihre epischen und lyrischen Vorgänger in die alten Heldengestalten hinein. Auch die Komödie Epicharms, die ältere und noch mehr die mittlere attische Komödie nehmen einen beträchtlichen Teil ihrer Stoffe aus der Heldensage, um sie und ihre pathetische Gestaltung zu parodieren.

Selbst die Moralisten (Χείρωνος ὑποθῆκαι, Prodikos: Herakles am Scheidewege, erhalten in Xenophons Memorab II. I 21 ff.) und die Rhetoren (Gorgias: Παλαμήδους ἀπολογία, Ἑλένης ἐγκώμιον, Antisthenes: Αἴας, Alkidamas: Ὀδυσσέως κατὰ Παλαμήδους προδοσίας, Isokrates: Βούσιρις, Ἑλένη) benutzten die Heldensage als Stoff und letztere haben sie nie ganz fallen lassen.

Auch die hellenistischen Dichter haben sie keineswegs beiseite geschoben, nur anders behandelt und im Bestreben, neue Stoffe heranzuziehen, eine Menge von Geschichtchen aufgegriffen, die sie selbst wohl nicht für grundverschieden von

jener hielten. Selbst die letzte Gattung, die die griechische Poesie geboren hat, der Roman, hat in älterer Periode sich an die Heldensage gehalten, wie z. B. Dionysios Skytobrachion (*EBethe, Quaest. Diodoreae Gött. 1887, 1 ff. Herm. XXV [1890] 311 ff.*) So ist die Heldensage der hauptsächlichste Stoff der griechischen Poesie geworden. Daß sie nicht ihr einziger war, braucht nach der Darstellung ihrer Geschichte nicht betont zu werden.

Die Heldensage als Stoff der griechischen Poesie hat *FGWelcker* erkannt und dargestellt in seinen großen Werken 1. *Der epische Cyklus oder die homerischen Dichter, Bonn 1835–1849*[2], *1865*[1], *2 Bde.* 2. *Die griechische Tragödie mit Rücksicht auf den epischen Cyklus geordnet 1839, 3 Bde.* Die Heldensage in der Lyrik ist noch wenig behandelt, z. B. *KSeeliger, Überlieferung d. gr. Heldens. bei Stesichoros, Meißen. Gymn.-Progr. 1886. UvWilamowitz, Isyllos von Epidauros (PhilUnters. IX, Berl. 1886) 162. CRobert, Bild und Lied (PhilUnters. V Berl. 1881) 149 ff., gegen ihn UvWilamowitz, Aischylos Orestie, Berl. 1896, II 242 6 ff.* Es ist das bei der Trümmerhaftigkeit des Materials eine überaus schwierige Aufgabe, auch geht man meist von der falschen Vorstellung aus, daß die Heldensage als Stoff der Lyrik aus dem Epos entlehnt sei.

3. Die Form zeigt ihre Macht in der griechischen Poesie vielleicht noch mehr als in anderen. Unvergleichlich erzieherisch wirkend, solange noch frisches Leben sich zu gestalten rang, und wohltätig auf lange hin, insofern sie auch geringen Dichtern Stil und Anmut gab, hat sie schließlich mumifizierend gewirkt und Neues vor der Geburt erstickt. Die griechische Poesie hat die Vorzüge des tüchtig und mit Bewußtsein geübten Handwerks: sie wurde gelernt, und die einmal anerkannte Regel hatte Geltung. Das zeigen die äußeren Formen, am deutlichsten das Metrum und die Sprache. Jede Gattung hat sich eigene Maße und eigene Sprache geschaffen und sie dann zäh festgehalten, wie es scheint meist auch den einmal mit ihnen verbundenen Dialekt wenigstens in der hohen Poesie. So hat das Epos seinen rezitierenden Vers, den heroischen Hexameter, aus volkstümlichen Gesangsmaßen herausgearbeitet und eine ionisch-aiolische Mischsprache geschaffen, die obendrein manches altertümliche Wort und manche veraltete Formel führt: sie bleibt dieselbe, auch wenn Boioter und Korinthier Epen dichten oder die delphischen Priester die Orakel in homerische Hexameter pressen. Die Elegie hängt zunächst metrisch und sprachlich ganz vom Epos ab mit geringer, doch einschneidender metrischer Variante. Aber der Iambos ist von Ioniern ausgebildet, vom Parier Archilochos klassisch geformt: daher die ionische Färbung im Dialog der attischen Tragiker. Nur für den epichorischen, sozusagen niederen Gebrauch wird der eigene Dialekt in Iamben angewandt, so von Solon und den dorischen und attischen Komikern, die aus volkstümlichem, der Urform näherstehendem Brauche heraus den Iambos freier als Archilochos und seine kunstmäßigen Nachfolger behandelten. Wieder eine andere Sprache, einen Mischdialekt, hat die chorische Lyrik ausgebildet, aiolisch-dorisch und eine Fülle komplizierter Metren. Der Boioter Pindar singt in ihr so gut wie die Ionier Simonides und Backchylides und der Athener Aischylos; eine Ausnahme macht Korinna, weil sie für ihren engen heimatlichen Kreis in volkstümlicher Art dichtet, den Komikern vergleichbar. Deshalb spricht die attische Tragödie die zwei fremden Dialekte des Iambos und der Chorlyrik. Freilich beide nicht rein, und immer stärker dringt in ihr der attische Dialekt vor. Doch wirklich attische Sprache redet erst die Komödie, weil sie volkstümlich ist sowohl in ihren dramatischen Partien wie in ihrer Chor-Parabase. Auch die 'neue Komödie' in Athen hat zunächst jedenfalls die Sprache ihrer Heimat gehabt, obgleich von Anfang an auch Nichtathener sich an ihr lebhaft beteiligten, sie

sich rasch verbreitete und sich gerade damals auf Grund des attischen Dialekts die 'Gemeinsprache' entwickelte. Als rein attisch galt sie freilich den Atticisten auch in ihren Anfängen nicht, was der Menander von Kairo bestätigt. Ob aber die κοινή in ihr je zur Herrschaft gekommen ist, entzieht sich der Wahrnehmung. Sonst aber darf man sagen hat die κοινή im Altertume nicht poetischen Ausdruck gefunden, jene Sprache, die die Welt etwa seit 300 v. Chr. sprach. Und doch fand die Herrschaft jener poetischen Gattungssprachen in hellenistischer Zeit ihr Ende. In ihrem Haß gegen das Übliche wandten sich diese Dichter auch von ihnen ab: sie verwandten Dialekte, Glossen, absonderliche Wendungen, um der Sprache pikante Reize zu geben, wie z. B. Theokrit und Kallimachos Hymnen und Epen der homerischen Form in dorischer Mundart dichten, die sich freilich mit einer gesprochenen nicht völlig deckt, oder Theokrit auch nach eigenem Gutdünken homerische und dorische Sprache mischt.

Das ist aber nur das Äußerlichste. Das Technische nimmt einen sehr viel breiteren Raum in der Poesie ein. Für jede Gattung ist es eigenartig und ursprünglich entwickelt, und das Errungene wird von den Nachfolgern aufgenommen wie in jedem Handwerk, wie in der Plastik und Malerei und Architektur. Was an deren Resten der Augenschein lehrt, die zähe Tradition, das unablässige Wiederholen derselben Motive, ihr Anpassen, Ändern, Verbessern, die selbstverständliche Aneignung der von anderen gemachten Fortschritte, all das hat auch in der griechischen Poesie der älteren Zeit stattgefunden und bedingt nicht zum wenigsten ihre bewunderte Vollkommenheit. Diese technische Tradition und diese anspruchslose Arbeitsart, die in der Kunst verlangt und geleistet wird wie in jedem anderen Handwerk, die nicht nach Originalität hascht, also das Handwerksmäßige der Kunst in dieser seiner Eigenart zu erfassen, ist eine Aufgabe, die die klassische Philologie erst jüngst stellt und die kaum angegriffen ist. Erkannt ist sie längst, aber zunächst äußerlich am Epos, das mit seinen Formeln und Wiederholungen das Handwerksmäßige an der Stirn trägt. Es geht aber tiefer. Technische Regeln liegen dem Epos überall zugrunde, der Anordnung der Erzählung im großen und kleinen, die mit architektonischem Gleichmaß aufgebaut wird, der Art der Schilderung, die aus der Fülle Einzelheiten hervorhebt und darstellt, der Art der Motivierung, die so sehr zur plastischen Anschauung strebt, daß für jeden Entschluß schließlich der große Götterapparat in Bewegung gesetzt wird, der Verwendung von Gleichnissen u. a. Aber auch alle anderen poetischen Gattungen tragen solche Gesetze in sich, die sozusagen ihre handwerksmäßige Grundlage abgeben. Zunächst wirkt auf alle das grandiose Vorbild Homers. Homerische Worte, Bilder, Wendungen haben alle Dichter mehr oder weniger aufgenommen, auch die originellsten wie Archilochos, Sappho, Pindar, Aischylos. Doch Homers Einfluß ist weit größer: so ist's doch auch z. B. homerischer Einfluß, wenn Sappho ihre Liebessehnsucht in ein Zwiegespräch mit Aphrodite kleidet.

In der Lyrik ist das Technische schwieriger zu fassen, zumal wir von der griechischen so wenig besitzen und auch dies meist in Trümmern. Dazu kommt, daß sich von ihr wie von den anderen Gattungen fast nur ihre größten Dichter erhalten haben. Geringe lehren nach dieser Richtung besser, wie z. B. Bakchylides. Aber auch die größten haben doch stets und überall ein Erbe aufgenommen, das sie durch ihre Kunst weiterbildeten. Ganz würde man ihnen erst gerecht, wenn man sich klar werden könnte, wie groß dieses Erbe war. Die Tragödien und Komödien geben mit ihren größeren Massen für solche Untersuchungen eine breitere Grundlage. Wie stark die Tradition selbst in der Komödie war, zeigt die Tat-

sache, daß Aristophanes mit seinen Chören von Rittern, Wespen, Vögeln, Fröschen nur alte Scherze wieder aufnahm. Stoff und Form stehen in Wechselwirkung: der Stoff sucht eine ihm am besten entsprechende Form zu bilden, aber leicht erstarkt die Form zu eigenem Leben und wirkt bald gestaltend auf den Stoff zurück. Je älter und würdevoller die Tradition der Form ist, desto stärker wird ihre Wirkung auf den Stoff sein. Beim Drama muß das zur deutlichsten Geltung kommen, weil seine Anlage durch die Einrichtung der Bühne bedingt ist. So Vieles und Unerfüllbares zum vollen Verständnis eines Kunstwerkes erforderlich scheint, am sichersten wird man zu einer gewissen Einsicht in die Technik jedes Dichters gelangen, wenn man den Mitteln nachforscht, durch die er seine Wirkung erreicht. Dies bei einer Reihe von Stücken und Dichtern derselben Gattung unternommen, wird Ererbtes und Persönliches zu scheiden lehren und die Bedeutung des Einzelnen in das rechte Licht rücken. Doch nicht nur auf die Form ist das Konventionelle beschränkt. Gelegentlich tritt es sogar noch deutlicher in der Art des Denkens und Empfindens hervor. Besonders in der späteren Poesie ist das fühlbar, deren Reiz und Wert zum größten Teil in der Formung liegt. Auch da ist nur durch Vergleichung sicherer Boden zu gewinnen. Doch hüte sich jeder, durch 'wissenschaftliche Analyse' die Blume zu zerfetzen. Die Fähigkeit, poetisch zu empfinden oder wenigstens nachzuempfinden, und eigenes inneres Erleben sind erste Vorbedingung für jedes Studium jeder Poesie. Der Philologe, der diese Pfade betreten will, beherzige, was Platon vom Dichter gesagt hat (*Phaidros 245 A*): ὃς δ' ἂν ἄνευ μανίας Μουσῶν ἐπὶ ποιητικὰς θύρας ἀφίκηται, πεισθεὶς ὡς ἄρα ἐκ τέχνης ἱκανὸς ποιητὴς ἐσόμενος, ἀτελὴς αὐτός τε καὶ ἡ ποίησις ὑπὸ τῆς τῶν μαινομένων ἡ τοῦ σωφρονοῦντος ἠφανίσθη.

Die Parallelen und Wiederholungen bei Homer hat man meist für die chronologische Analyse der Gedichte benutzt, gesammelt von *CESchmidt, Parallelhomer, Götting. 1885.* Es wurde klar, wie späte Stücke ältere Verse und Versteile mosaikartig verwenden. Musterhaft *AKirchhoffs* Analyse des α im 1. Exkurs seiner *Odyssee, Berl. 1879.* Das Zerlegen und Athetieren des homerischen Epos hinderte die Erforschung seiner Technik, obgleich sie schon GELessing im Laokoon glänzend eröffnet hatte. Das inzwischen Bearbeitete wirkte nicht. Jetzt beginnt wieder das Verständnis für solche Untersuchungen. Vgl. *PCauer, Eine Schwäche der homerischen Denkart, RhMus. XLVII (1892) 74 ff. ThZielinski, Die Behandlung gleichzeitiger Ereignisse im antiken Epos, Phil. Suppl. VIII (1901) 407. HedwigJordan, Der Erzählungsstil in den Kampfszenen der Ilias, Züricher Diss. 1904. UvWilamowitz, Griech. LitGesch., Lpz. 1905, 12 ff. PCauer, Grundfragen der Homerkritik,* ² *Lpz. 1909, 384 ff. GFinsler, Homer, Lpz. 1908, 487 ff.*

Wie die Elegie mit epischem Gute arbeitet, zeigen wenigstens äußerlich die reichen Sammlungen von *IGRenner, Formelwesen im griechischen Epos, Gymn.-Progr. Freiberg 1871. NRiedy, Solonis elocutio quatenus pendeat ab exemplo Homeri, München 1903/4.* Es wäre weiter zu führen durch Vergleichung der Gleichnisse, Schilderungen, Gedanken in Epos und Elegie und bei den einzelnen Elegikern. Um ein bekanntes Beispiel zu nennen: vgl. *Mimnermos fr. 2* mit *Homer Z 146 ff.* Prinzipiell ist dabei die von *DietrichMülder, Homer und die altionische Elegie, Hannover 1906* aufgeworfene, aber von ihm nicht befriedigend beantwortete Frage berechtigt, ob nicht vielleicht schon die Elegie auf spätere Partien des Epos gewirkt haben könne.

Für die Lyriker manches bei *FGWelcker, Kl. Schriften, Bonn 1844 ff., I. II* Die Forderung, ihre traditionelle Technik zu erforschen, hat mehrfach *UvWilamowitz* betont und auf die Arbeiten deutscher Literarhistoriker zur Vergleichung hingewiesen, *AbhGG. IV (1900), GriechLitGesch., Lpz. 1907, 19 ff. 234 f.* Für den Wortschatz wenigstens liegen einige Untersuchungen vor über Archilochos, Anakreon, Stesichoros, Ibykos, Simonides, Pindar, Nachweise bei *WChrist-WSchmid, Gesch.d.gr.Lit.,* ⁵ *München 1908.* Durch Vergleichung der einzelnen Lyriker mit dem Epos im weitesten Sinne (Homer, Hesiod, Kyklos, Hymnen) und der älteren Elegie lassen sich ihre Einflüsse auch inhaltlich breiter bloßlegen. Weiter wären die Vertreter der einzelnen Gattungen miteinander zu vergleichen, besonders die Chorlyriker.

Die Tragödie ist auf ihre stofflichen Entlehnungen aus dem Epos von FGWelcker (*s. o. 2*) untersucht worden, und seitdem oft für Einzelfragen, z. B. an Stesichoros ohne Erfolg: *UvWilamowitz, Aischylos Orestie, Berl. 1896, II 247 ff.* Die Tragiker haben Homer auch im einzelnen studiert: *WilhKahlenberg, De paraphrasis Homericae apud Tragicos Graecos vestigiis, Straßbg. Diss. 1903.* Ihre Anlehnungen an die Chorlyrik und die jambische Poesie sind kaum untersucht. *FAdami, De poetis scaenicis Gr. hymnorum sacrorum imitatoribus, Jahrb. f.Phil.Suppl. XXVI (1900) 213 ff. WolfgAly, De Aeschyli copia verborum, Berl. 1906.* Lehrreich für die Entwicklung der dramatischen Technik ist die Vergleichung der Behandlung desselben Stoffes durch mehrere Dichter. So hat Dion von Prusa LII = XXXV v. A. die drei Philoktete verglichen. Ertragreich ist der Streit über das zeitliche Verhältnis der beiden Elektren von *UvWilamowitz* und besonders *JVahlen* geführt *Herm. XVIII (1883) 214 ff. XXVI (1891) 351 ff. GKaibel, Sophokles' Elektra, Lpz. 1896.* Entschieden hat für die Priorität der Sophokleischen *HSteiger, Phil. LVI (1896) 561 ff.* Hervorzuheben sind *UvWilamowitz'* Analysen des Herakles, Hippolytos und der Orestie nebst Untersuchungen über die früheren Gestaltungen dieser Stoffe und systematischer Durcharbeitung der Gedankengänge und des Aufbaues der einzelnen Teile, besonders der Chorpartien und ihrer rhythmischen Gestaltung. – Zur Technik der Tragödie ist die Entwicklung jedes einzelnen Teiles in seiner besonderen seinem Zwecke gemäß ausgebildeten Formung zu untersuchen. *JohvArnim, De prologorum Euripideorum arte, Grfsw. Diss. 1882.* Einiges bei *EBethe, Prolegomena z. Gesch. d. Theaters, Lpz. 1896, 158 ff. DDetscheff, De tragoediarum conformatione, Götting. Diss. 1904. AdGroß, Stichomythie d. griech. Tragödie, Berl. 1905. FLeo, Monolog im Drama, AbhGG. X (1908). WFelsch, Quibus artificiis adhibitis poetae trag. Gr. unitates et temporis et loci observaverint (Bresl. phil. Abh. IX 4, Bresl. 1907).* Auf den architektonischen Aufbau der einzelnen Scenen und Gesänge ist vielfach in Kommentaren hingewiesen. Übertreibung richtiger Beobachtungen brachte eine Theorie genauer Responsion auch der Dialogpartien hervor (*FRitschl, Aeschylos' Septem, Elberf. 1853. Lpz. 1875*). Neuestens sucht *OSchroeder, Vorarbeiten z. gr. Versgeschichte, Lpz. 1908, 136* die Architektur des Strophenbaues zu ergründen, indem er Gleichheit zweier ihrer Perioden (Stollen), zu denen eine dritte irgendwie abweichende (Abgesang) trete, nachweisen zu können meint. Vgl. auch *OSchroeder, De teichoscopia Euripidis Phoenissis inserta, Berl. Gymn.-Prgr. 1906. Vh.48.PhilVers. Hamburg 1905, 48 ff. Aeschyli Cantica* und *Sophoclis Cantica digessit OSchroeder, Lpz. 1907.* – Musik und Tragödie, *EBethe, NJahrb. XIX (1907) 81 ff.*

Die Wechselwirkung des werdenden Dramas auf seinen Schauplatz (Orchestra, Skene) und der Einrichtungen dieses auf die Gestaltung der Tragödie, Komödie, den neuen Dithyrambos (*Arch.Jahrb. XV [1900] 79*) zu untersuchen, dieser Gedanke liegt *EBethe, Prolegomena zur Geschichte des Theaters, Lpz. 1896* zugrunde, wie ihn auf Aischylos *UvWilamowitz, Herm. XXI (1886) 597* angewendet hatte. Ihn an einzelnen Stücken, besonders auch der alten und neuen Komödie durchzuführen, scheint fruchtbar für das Verständnis ihres Aufbaues.

Den Aufbau der aristophanischen Komödie untersuchte *ThZielinski, Gliederung der attischen Komödie, Lpz. 1885.* Auf die dramatische Formung der Komödie hat die früher künstlerisch ausgebildete Tragödie gewirkt. Inwieweit, ist im einzelnen zu untersuchen. So *WFrantz, De comoediae atticae prologis, Straßbg. Diss. 1891.* In ihr feste komische Typen nachzuweisen und deren Entwicklung aufzuzeigen, unternahm, von *ADieterich, Pulcinella, Lpz. 1897* ausgehend, *WSüß, De personarum antiquae comoediae Atticae usu atque origine, Gieß. Diss. 1905.*

Über die Neue Komödie und ihr Wesen *UvWilamowitz, NJahrb. III (1899) 513 ff.* Das Verhältnis des Plautus zu ihr untersucht *FLeo, Plautinische Forschungen, Berl. 1895,* wo *170 ff.* auch über die Entwicklung des Prologs und der Akteinteilung. Derselbe verfolgt in den *'plautinischen Cantica', AbhGG. I 1897* die Entwickelung der Lieder von den späteuripeidischen durch die hellenistische Lyrik. – Seitdem wir durch den Menanderfund jetzt Originale wirklich verhören können, eröffnet sich die Aussicht, ihr Verhältnis zur alten Komödie wie zu Euripides in Stoff, Form, Motiven feststellen zu können. So hat Leo, wie bemerkt, den Monolog verfolgt, den erst die νέα recht ausgebildet hat, *AbhGG. X 5, 1908.* So wären zu bearbeiten Stichomythia (Περικειρομένη), Anagnorisis, Kinderaussetzung usw. Über den Chor der νέα *FLeo, Herm. XLIII (1908) 166 ff. 301 ff. AKoerte, ebd. 299 ff. EBethe, Ber.Sächs.Ges. LX (1908) 209.*

Das Epigramm hat viel Übliches sowohl in seinen praktischen Verwendungen schon alter Zeit wie in den seit dem 4. Jh. beginnenden literarischen Spielarten. Durch ihre große

Fülle und ihre chronologisch fortlaufende Reihe bieten gerade die Epigramme ausgiebigsten Stoff. Manches bei *FJacobs, Anthologia Graeca, Lpz. 1794–1814* mit unentbehrlichen Indices. Zahlreiche Beobachtungen bei *RReitzenstein, Epigramm und Skolion, Gießen 1893*, in seinem Artikel *Epigramm* in *RE.* und *NJahrb. XXI (1908) 81ff.* – *AKirchhoff, Sprachform der attischen Epigramme und Elegie, Herm. V (1871) 48ff.*

Die hellenistischen Dichter, die den Kampf gegen das Konventionelle in Form und Inhalt führten, haben sich doch keineswegs alle und stets über die Konvention erhoben, und wo sie's vermochten, bildete sich rasch wieder eine neue Manier. Das zeigen am deutlichsten die Bukolika, weil eine Sammlung von ihnen auf uns gekommen ist, und erhaltene lateinische Bukoliker die Reihe verlängern. Dazu *UvWilamowitz, Textgeschichte d. gr. Bukoliker (PhilUnters. XVIII, Berl. 1906) Beilagen.* Auch das Epos, wenn man Vergil mit Apollonios vergleicht, *s. RHeinze, Vergils epische Technik, ³Lpz. 1908.* Vgl. auch das neue Euphorionfragment in *Berl. Klassikertexte V 1, (1907) 57.* Wie konventionell der von Kallimachos ausgebildete Typus der Liebesgeschichte und Liebesempfindung geworden, hat gezeigt *ERohde, Der griechische Roman, Lpz. 1876.*

Bei der Gelehrtheit der hellenistischen Dichter ist es wichtig, die Vorbilder der einzelnen festzustellen. Das ist schon zum Teil von den alten Erklärern getan. So sagt das *Scholion zu Nikanders* Θηριακά 3: ἔστι δὲ καὶ ὁ Νίκανδρος ζηλωτὴς Ἀντιμάχου, διόπερ πολλαῖς λέξειν αὐτοῦ κέχρηται. *Kallimachos Epigr. 27* rühmt von *Arats* Phainomena Ἡσιόδου τὸ τ' ἄεισμα καὶ ὁ τρόπος. Nachgewiesen haben das Hesiodstudium Arats *EMaaß, Aratea 249 (PhilUnters. XII, Berl. 1892). GKaibel, Herm. XXIX (1894) 82ff.* An Euphorion hat *Lykophron*, der Verfasser der Alexandra, sich oft angelehnt, nicht umgekehrt *FSkutsch in RE. VI 1 1184ff.*, mit den dort zitierten Arbeiten. Natürlich haben sie sich nicht an ein Vorbild geklammert. So ist bei *Euphorion* die Benutzung von Wendungen des Choirilos und Antimachos vom Grammatiker *Krates AP. XI 218* behauptet, des Kallimachos in Euphorions Fr. nachgewiesen z. B. *UvWilamowitz, Berl. Klassikertexte V 1 (1907) 65.* Apollonios Rhodios hat zwar auf Grund eines bewunderungswürdig eindringenden grammatischen Homerstudiums seine Sprache gelernt, nicht aber ohne sie in gewissen Dingen der inzwischen vollendeten Entwicklung der Sprache gemäß zu modifizieren und sie zu bereichern aus den Hom. Hymnen, Empedokles, Mimnermos, Antimachos, Philitas, Phanokles, Theokrit und besonders aus Hesiod und Arat: *GBoesch, De Apollonii Rhodii elocutione, Berl. Diss. 1908.*

4. Das Theaterproblem. Die Frage, wie die erhaltenen klassischen Dramen des 5. Jhs. aufgeführt seien, ist durch die systematische Untersuchung der griechischen Theaterruinen seit den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts auf eine neue Grundlage gestellt und in den neunziger Jahren besonders lebhaft behandelt worden, aber weder in den Hauptpunkten ist sie zu allgemeiner Übereinstimmung gefördert noch in vielen Einzelheiten zu Ende geführt. Da ein besonderer Teil unseres Buches diesem verwickelten Stoffe nicht bestimmt ist, sollen hier wenigstens einige der wichtigsten Gesichtspunkte hervorgehoben werden.

Die alte Vorstellung, wie sie vor allen durch GHermann und FWieseler begründet war, ist in sorgfältiger durch die Sammlung der Belege auch heute noch unentbehrlicher Bearbeitung vorgelegt von *AMüller, Lehrb. d. griech. Bühnenaltertümer (= KFHermanns Lehrb. d. griech. Antiq. III 2, Freibg. 1886)*, dazu als Ergänzung von demselben *Das Bühnenwesen in der Zeit von Constantin d. Gr. bis Justinian, NJahrb. XXIII (1909) 36ff.* Nach *Vitruv V 6. 7*, der eine $12' = 3$ m hohe schmale griechische Bühne (λογεῖον) und eine $5' = 1{,}4$ m niedere und tiefe römische (*pulpitum*) unterscheidet, nahm man für das 5. Jh. jene an, geriet aber in Schwierigkeiten, da im klassischen Drama der Chor, der nach *Pollux IV 123* in der Orchestra singt, häufig mit den Schauspielern gemeinsam agiert. Um dies zu ermöglichen, war man auf Grund mißverstandener Zeugnisse über θυμέλη zu der Annahme gelangt, daß für die dramatischen Chöre in der Orchestra an der vorderen 3 m hohen Bühnenwand eine Estrade mit Treppe jedesmal errichtet sei. Vielfach angezweifelt wurde diese wunderliche Hypothese umgestürzt einerseits durch den Nachweis von

EHöpken, De theatro Attico saeculi a. Chr. V., Bonn.Diss. 1884, daß in den Stücken des Aischylos Chor und Schauspieler auf demselben Niveau aufgetreten sein müßten, also natürlich in der Orchestra, wo auch allein Wagen wie beim Triumphzuge Agamemnons auffahren können, andererseits durch WDörpfeld, der durch Ausgrabung zeigte, daß im Dionysostheater zu Athen vor dem 4. Jh. nichts weiter als eine kreisrunde Orchestra ohne jeden massiven Bühnenbau existiert habe. In seinem Werke *Das griechische Theater, Athen 1896* hat dann *WDörpfeld* im Verein mit *EReisch* (vgl. *CRobert, Herm. XXXII [1897] 448f. EBethe, GGA. 1897, 704 ff.*) zwölf altgriechische Theater auf Grund eindringender Untersuchung und eigener Aufnahmen vorgelegt ihre Baugeschichte erläutert und auf dieser Grundlage Höpkens These für die ganze klassische und hellenistische, ja mit einer Modifikation auch für die römische Zeit zu erweisen gesucht. Er behauptet, daß stets die Schauspieler wie der Chor in der Orchestra gespielt haben. In älteren Zeiten sei aus Holz, in späteren aus Stein eine Hinterwand (προσκήνιον) vor einem Bühnenhause (σκηνή) erbaut worden, seit dem 4. Jh. in Form einer Säulenhalle mit auswechselbaren Tafeln, auf denen eventuell Landschaft oder Grotte oder was sonst nötig, gemalt worden sei, die im allgemeinen aber, besonders zur Zeit der neuen Komödie einfach als säulengeschmückte Wand mit drei Türen die Häuser der Schauspieler dargestellt habe. Oben auf diesem 3 m hohen schmalen Proskenion seien die Götter aufgetreten. Die römische niedere und tiefe Bühne sei einfach derart entstanden, daß man den abgelegenen Teil der Orchestra vertiefte und zu Sitzplätzen verwandte: so stehe die römische '*scaenae frons*' genau an der Stelle des griechischen Proskenions und die Schauspieler seien da, wo sie immer gespielt, auch weiter aufgetreten, nämlich auf dem am Proskenion liegenden Abschnitte der Orchestra.

Abgesehen davon, daß mit diesem Apparat eine glaubhafte Inscenierung der Dramen vom Ende des 5. Jhs. nicht möglich scheint, setzt sich Dörpfeld mit dieser Theorie in Widerspruch zum Zeugnisse Vitruvs, der *V 7, 2* ausdrücklich sagt: *ita .. ampliorem habent orchestram Graeci et scaenam recessiorem minoreque latitudine pulpitum, quod λογεῖον appellant, ideo quod eo se tragici et comici actores in scaena peragunt, reliqui autem artifices suas per orchestram praestant actiones itaque ex eo scaenici et thymelici graece separatim nominantur.* Diese Aussage als Irrtum hinzustellen ist um so weniger wahrscheinlich, als wie Dörpfeld selbst darlegt, die Aussagen Vitruvs über das griechische Theater sich als durchaus zuverlässig und genau erweisen.

Beweise für die Richtigkeit der Angabe Vitruvs über den Standort der Schauspieler geben Inschriften, wie *JohFrei, De certaminibus thymelicis, Basel.Diss. 1900, 8ff.* und *EBethe, Herm. XXXVI (1901) 597ff.* zeigten. Während nämlich früher die dramatischen wie die lyrischen Spiele nur μουσικοὶ ἀγῶνες genannt wurden, werden seit dem 3. Jh. v. Chr. in den Inschriften θυμελικοὶ und σκηνικοὶ ἀγῶνες gegenübergestellt d. h. die Wettspiele der lyrischen Chöre und Virtuosen auf der θυμέλη = ὀρχήστρα (vgl. *Pratinas* bei *Athenaios XIV 614 C*, Anfang des 5. Jhs.) den Aufführungen von Tragödien und Komödien auf der σκηνή; folglich war seit dem 3. Jh. v. Chr. der Schauplatz der Dramatiker von dem der Thymeliker lokal getrennt, wie das Vitruv mit den inschriftlichen Zeugnissen genau übereinstimmend ausdrückt: die *thymelici* heißen so, weil sie *suas per orchestram* (*thymelen*) *praestant actiones* und die Schauspieler heißen *scaenici*, weil sie *in scaena* (*λογείῳ*) *peragunt*. Dazu kommen unteritalische Vasenbilder aus dem Anfang des 4. Jhs. v. Chr. (vgl. *BGraef, Herm. XXXVI [1901] 85ff.*) mit ganz naturalistischen Darstellungen von

Phlyakenaufführungen oben auf einer säulengetragenen Bühne, die mit den erhaltenen Proskenien griechischer Theater, insbesondere dem von Epidauros aus dem 4. Jh. (*WDörpfeld-EReisch, Das griech. Theater 120ff. mit Tfl. VI*) übereinstimmt (*ArchJahrb. XV [1900] 73. 74*). Inzwischen sind in Priene und Milet Theater aufgedeckt, deren architektonisch dekorierte Bühne, wenn auch in späterem Umbau, sich über säulengetragene Proskenien erhebt, die mit jenen in ihrer Anlage identisch sind (*Priene: AthMitt. XXIII [1898] 308 Tfl. XI* dazu *OPuchstein, Die griech. Bühne, Berl. 1901, 48ff.* Milet: *ArchAnz. 1906, 36* und *S.Ber.Berl.Ak., 1908, 251*). Im Jahre 1897 hatte übrigens *WDörpfeld* (*AthMitt. XXII [1897] 439 ff.* und *XXIII [1898] 326ff.*) seine Behauptung, Vitruv habe geirrt, zurückgenommen, trotzdem aber seine These aufrechterhalten, indem er nachzuweisen suchte, daß das von Vitruv beschriebene Theater mit der hohen Schauspielerbühne ein spezieller in Kleinasien ausgebildeter Typus sei, nicht das durch so viele hellenistische Bauten Griechenlands bekannte Theater mit dem säulengeschmückten Proskenion. Damit ist der Streit nur verschoben. Denn selbst wenn die Richtigkeit dieser Aufstellung zugegeben würde, so müßte man diesen kleinasiatischen Typus doch nur als eine Variante des hellenistischen Theaters auffassen, also auch auf dies die Zeugnisse über den Spielplatz der Schauspieler beziehen. Vgl. *EBethe, Herm. XXXIII (1898) 313ff. OPuchstein, Die griech. Bühne, Berl. 1901, 46ff.*

Mit dieser Feststellung, daß Vitruvs Zeugnis über die hohe griechische Bühne sich allseitig bestätigt und für alle hellenistischen Theater gilt, sind aber 1) keineswegs die von Dörpfeld mit Recht betonten Schwierigkeiten aus dem Wege geräumt, wie denn auf einer 2—3 m schmalen und 3 m hohen Bühne habe gespielt werden können, und 2) ist damit noch nichts über die attische Bühne des 5., auch nicht des 4. Jhs. gewonnen. Die Behandlung der ersten Frage ist außerordentlich schwierig, weil wir weder Originalstücke der hellenistischen Zeit besaßen — denn auch die damals noch aufgeführten klassischen Tragödien besonders des Euripides werden von den Regisseuren für ihre Bühne zurechtgemacht sein — noch die Einrichtung einer hellenistischen Bühne bis in ihre Einzelheiten kennen. Versuche bei *EBethe, Prolegomena zur Gesch. d. Theaters, Lpz. 1896, 260ff. 311ff. OPuchstein, ArchAnz. 1896, 28ff. VilhLundström, Eranos I, Upsala 1896, 96ff.* Jetzt haben wir nun wenigstens von vier Komödien Menanders so große Stücke, daß für ihre Inscenierung genügendes Material vorliegt. Mit Hilfe pompeianischer Wandmalereien (*GvonCube, Die röm. scaenae frons in den Pomp. Wandbildern 4. Stils = Beitrg. z. Bauwissenschaft, hrg. von CornGurlitt VI [1906], vgl. OPuchstein, Arch. Anz. 1907, 408 f.*), einiger Campanareliefs (*OPuchstein a. a. O. 27. GRizzo, Öster. Arch. Jahreshefte VIII [1905] Tfl. II*), auch wohl der Miniaturen zu Terenz (*ArchJahrb. XVIII [1903] 93ff.*) wird man mit steter Vergleichung der hellenistischen Fundamente und Reste von Bühnengebäuden vielleicht weiterkommen. Gefördert kann die Frage eventuell werden durch Beachtung der neuesten in München auf dem Künstlertheater der Landesausstellung 1908 hervorgetretenen Tendenz, die Bühnenwirkung gewisser Stücke dadurch zu erhöhen, daß grundsätzlich die Personen nur auf einem schmalen Streifen vor einer Wand nebeneinander in möglichst großen Abständen agieren. — Übrigens stellt sich mehr und mehr heraus, daß die Entwickelung der Bühne seit dem 4. Jh. komplizierter ist, als man sich zunächst vorgestellt hatte. *OPuchstein, a. a. O.* (dazu *CRobert, GGA. 1902, 413ff.*) unterscheidet auf Grund eingehender Untersuchungen der Pläne und Ausgrabungsberichte drei verschiedene Typen des griechischen Theaters der letzten vier vorchristlichen Jahrhunderte. Große Wichtig-

keit hat für die Geschichte des italischen Theaters das größere Theater in Pompei, dessen Baugeschichte OPuchstein, AMau, WDörpfeld aufzustellen bemüht sind: *Röm. Mitt. XXI (1906) 1–51. ArchAnz. 1906, 301ff. AMau, Pompei,* [2] *Lpz. 1908, 141–159.*

Zur Beantwortung der Frage nach der Art wie die Dramen des 5. Jhs. aufgeführt seien, bieten sich als authentisches Material zunächst ausschließlich die erhaltenen Tragödien und Komödien. Dazu kommen zur Veranschaulichung des Kostüms wenige Vasenbilder vom Ende des 5. Jhs., besonders die Neapler Satyrvase *Monumenti d. Instituto III 31 = BaumDenkm. Tfl. V*, als Nachbildung eines vom siegreichen Choregen geweihten Pinax nachgewiesen von *JohvPrott, Schedae phil. Usenero oblatae, Bonn 1891, 52* und der Berliner Andromedakrater *ArchJahrb. XI (1896) Tfl. II.* Hohe Stelzschuhe tragen hier die Schauspieler nicht, und daß in der Tat κόθορνος ursprünglich ein hoher Stiefel aus weichem Leder mit niedriger Sohle war und wohl von Dionysos mit dessen Götterkleide auf die tragischen Schauspieler übergegangen, noch im 4. Jh. so getragen und erst in der hellenistischen und Kaiserzeit zu Stelzen ausgebildet worden ist, haben etwa gleichzeitig nachgewiesen *MargarBieber, Das Dresdner Schauspielerrelief, Bonn 1907, 42ff. KendallSmith, Classical Philology XVI (1907) 123ff. AKoerte, Festschriftz. 49. PhilVers. Basel 1907, 198ff.* – Die Ausgrabungen im athenischen Dionysostheater haben für das 5. Jh. als sicheres Resultat nichts ergeben als die Existenz einer kreisrunden Orchestra. Einem unterirdischen Gange, der sich hier wie anderwärts von ihrer Mitte ins Skenengebäude hin gefunden hat (*Dörpfeld-Reisch a. a. O. 57 Fig. 18. 112 Fig. 44. 117 Fig. 46*), wurde zuerst für die Aufführungen jener Zeit großes Gewicht beigelegt auch von *CRobert, Herm. XXXI (1896) 530ff. XXXII (1897) 421ff.* Aber er stammt überall erst aus dem 3. frühestens 4. Jh., der lykurgische Theaterbau hatte keinen, er kommt also für die klassische Zeit nicht in Betracht, wohl überhaupt nicht für Aufführungen: *GGA. 1897, 715f.*

Außer der Orchestra ist aber stets im Auge zu behalten die uns besonders aus Epidauros usw. bekannte Gestaltung der am Orchestrakreis in der Tangentenlinie liegenden 3 m hohen Bühne aus dem 4. und den folgenden Jahrhunderten, da über das älteste Bühnengebäude in Athen bisher noch keine Klarheit geschaffen ist (zuletzt *EPetersen, ArchJahrb. XXIII [1908] 33–44*). Die Bühne ist das Ende, jene der Anfang der Entwickelung des Schauplatzes der dramatischen Spiele, die in Athen vornehmlich im 5. Jh. stattgefunden hat. Da sich dieser Schauplatz notwendig den Ansprüchen der Tragödien und Komödien gemäß gestaltet, so muß sich seine Entwicklung aus den erhaltenen Stücken des Aischylos, Sophokles, Euripides, Aristophanes, Menander sozusagen ablesen lassen. Nachdem *UvWilamowitz, Herm. XXI (1886) 597* für die älteren Stücke des Aischylos diesem Versuche unter der Voraussetzung einer zentralen Anordnung des Spiels in der Orchestra unternommen hatte, hat *EBethe, Prolegomena z. Gesch. d. Theaters i. Alt., Lpz. 1896* (dazu *CRobert, GGA. 1897, 27ff.*) die Entwickelung des Schauplatzes aus den erhaltenen Stücken aufzuzeigen unternommen. Auszuscheiden ist der Prometheus des Aischylos, weil er wie von *Bethe a. a. O. 159ff.* nach Vorgang anderer gezeigt wird und inzwischen durch sprachliche Beobachtungen (*JWackernagel, Progr. z. Preisverteilung, Götting. 1904, 11*) bestätigt ist, uns in einer jüngeren Bearbeitung frühestens aus dem Ende des 5. Jhs. vorliegt. Dann ergibt sich folgende Reihe. Der älteste Schauplatz ist die kahle Orchestra für die Tragödie so gut wie für die lyrischen Chöre, aus deren tragischer Abart sie herausgewachsen ist. Dann wird mehr und mehr die türlose Wand der am Rande der Orchestra aufgeschlagenen Kostümbude (σκηνή) benutzt, als riesiger Altar (Hiketiden,

Septem), oder als Rathaus und Grabmal in den Persern, auf dessen Dache von innen heraus der Geist des Dareios erscheint. Einen großen Fortschritt zeigt die Orestie von 458: da ist die Skene als Haus dekoriert und mit drei Türen zur Orchestra geöffnet, durch die die Schauspieler aus- und eingehen, aus denen auch das Ekkyklema mit einem unter dem Schutz der geschlossenen Flügel gestellten lebenden Bilde herausgerollt wird. Fortan ist ein Haus dem Tragiker gegeben; deshalb spielen die folgenden Stücke sämtlich vor einem Hause, was gelegentlich dem Dichter Schwierigkeiten bereitet, wie Sophokles Aias (etwa Anfang der dreißiger Jahre) zeigt. Das Dach des Hauses wird für den Wächter im Prolog des Agamemnon von 458 benutzt, aber nie von Göttern, die stets auf demselben Niveau wie die andern Schauspieler, also auf dem Orchestraboden auftreten, sie schweben hier auch niemals. Die Stücke beginnen stets mit dem Auftreten einer oder zweier Personen. So ist es noch 428 in Euripides' Hippolytos.

Die Stücke der folgenden Periode aber zeigen im Gegensatz zu allen älteren 1) fertige lebende Bilder in der Anfangsscene z. B. Euripides' Hiketiden von 421, Andromeda von 412, Orestes von 408, Sophokles' König Oidipus etwa aus dem Anfang der zwanziger Jahre, 2) verschiedene z. T. schwierige Dekorationen, nicht mehr bloß indifferente Häuser, so z. B. die Hiketiden des Euripides von 421 den eleusinischen Tempel und über ihm einen überhängenden Fels (*987*), von dem sich Euadne in den brennenden Scheiterhaufen hinabstürzt (*1070*), die Troerinnen desselben über dem Zelt Agamemnons die Trümmer Ilions, die zum Schlusse in Flammen aufgehen *1290ff.*, der Philoktet des Sophokles von 409, der Kyklops des Euripides etwa aus den zwanziger Jahren (so jetzt auch *Uv Wilamowitz, Griech. Trag. III, Berl. 1906, 13*), die Vögel des Aristophanes von 414 Fels und Höhle, der Oidipus auf Kolonos von 401 einen heiligen Hain, 3) wird seit etwa 427/6 die Flugmaschine angewandt: zuerst im undatierten Bellerophon des Euripides, dann in Aristophanes' Frieden *173ff.* von 421, wo Trygaios auf seinem Mistkäfer den Bellerophon parodierend vor den Augen der Zuschauer gen Himmel fliegt, so flog auch Perseus in der Andromeda (*fr. 124*), Iris in den Vögeln (*1198. 1261*), Iris und Lyssa im Herakles (*817*), Thetis in der Andromache (*1227*). Schweben diese alle hinauf oder hinab, so erscheinen 4) sicher etwa von 416 (Ion) an die Götter hoch oben in der Luft über dem Hause, z. B. in Euripides' Elektra die Dioskuren *1233* δόμων ὑπὲρ ἀκροτάτων. Im Orestes von 409 agieren gleichzeitig vier Schauspieler auf dem Dache (*1567ff.*), während unten Menelaos die Pforten des Palastes zu sprengen sucht und *1625* über dem Dache ἐν αἰθέρος πτυχαῖς Apollon mit Helena erscheint. Aus diesen Beobachtungen ergibt sich m. E., daß seit etwa 427 im athenischen Theater eine ungefähr der unsrigen entsprechende, irgendwie, vermutlich durch einen Vorhang, verschließbare Bühne errichtet wurde: denn nur so scheinen mir Dekorationswechsel für die einzelnen Stücke, Aufstellung lebender Bilder vor Anfang des Dramas, Anbringung von Flugmaschinen und Götterstand möglich, zumal da alle älteren Stücke dergleichen Zurüstungen vermeiden, doch vermutlich weil man sie nicht vor Augen der Zuschauer ausführen lassen wollte. Technische Bedenken werden beseitigt durch den Hinweis auf die unbezweifelte Existenz des, wie zugegeben wird, aus dem hellenistischen Theater übernommenen Vorhanges (*aulaeum* ~ αὐλαία) im römischen Theater. Es handelt sich beim Vorhang wie bei der Bühne nicht darum, ob sie im Altertum erfunden sind – denn beides ist für das römische Theater sicher – sondern nur, wann sie von den Griechen eingeführt sind. Da nun die Form der Tragödie im 5. Jh., die der Komödie im 4. zu Athen so ausgebildet ist, wie sie

unseres Wissens dauernd blieb, so spricht die Wahrscheinlichkeit dafür, daß eben damals auch ihr Schauplatz seine Form erhalten hat.

Schwierigkeiten macht aber der Chor. Auch am Ende des 5. Jhs. wirkt er noch mit den Schauspielern zusammen und singt und tanzt in den Pausen der Handlung. Er dürfte also noch die Orchestra benutzt haben, muß aber auch die Bühne haben betreten können. Da sich nun in den Komödien und Tragödien seit etwa 427 — und zwar nur in diesen späteren Dramen — Stellen finden, die auf ein gelegentliches Hinaufsteigen von Schauspielern und besonders des Chors deuten (*WChrist, Jahrb.f.Phil. CXLIX [1894] 160ff.*), so liegt der Schluß nahe, daß damals die Bühne sich noch nicht hoch über dem Boden der Orchestra erhob sondern von ihr aus auf Stufen zugänglich war. Wie nun und wann und wo sich die 3 m hohe hellenistische Bühne über dem säulengeschmückten Proskenion ohne jede Verbindung mit der Orchestra entwickeln konnte, ist eine heiß umstrittene Frage. Vgl. z. B. *AKoerte, NJahrb. III (1900) 81ff. WDörpfeld, ArchJahrb. XVI (1901) 22ff.* nebst der dort citierten Literatur. Es handelt sich dabei vor allem um die Frage, ob in der Tragödie und Komödie der Chor noch weiter eine dem 5. Jh. vergleichbare Rolle gespielt habe. Nach der Entdeckung von großen Stücken Menanders ist das trotz *AKoerte, Herm. XLIII (1908) 299ff.* zu verneinen: *FLeo, Herm. XLIII (1908) 166ff. 308ff. EBethe, Ber.Sächs.Ges. LX (1908) 209ff.* Doch sind damit weder die Schwierigkeiten noch die Differenzen der Ansichten behoben.

Bei der ganzen Theaterfrage ist wieder und wieder zu betonen: es ist falsch, sie ausschließlich vom Drama aus zu behandeln. Denn das griechische Theater, um die kreisrunde Orchestra gelegt, hat zunächst ausschließlich, dann lange Jahrhunderte hindurch wenigstens zu gleichen Teilen den chorischen (seit Ende des 4. Jhs. auch anderen musikalischen und deklamatorischen) Aufführungen wie den dramatischen gedient. Für jene war und blieb die Orchestra der Schauplatz, und deshalb sind folgerichtig und praktisch die Zuschauerringe im Dreiviertelkreis so um sie gelegt, daß sie von allen Plätzen aus übersehen werden konnte. Folglich darf man nicht aus dieser Anlage Schlüsse auf den Standort der Schauspieler ziehen. — Über die Inscenierung des sog. neuen Dithyrambos *EBethe, Arch.Jahrb. XV (1900) 71ff.*, Zahl und Bedeutung der in der Orchestra während der hellenistischen Zeit stattfindenden Aufführungen von Chören und Virtuosen *JohFrei, De certaminibus thymelicis, Basel. Diss. 1900.*

5. Griechische Erzählungskunst und Novellistik. Wie überall die Praxis älter ist als die Theorie, so hat auch die literarische Produktion eine lange Geschichte erlebt, ehe die Reflexion sich grundsätzlich auf die Mittel literarischer Schöpfung richtet, ehe eine Theorie der Redekunst und des Stiles aufkommt. Die Entstehung solcher Kunstlehre und eines rhetorischen Unterrichtes, der Beginn der Regelung des literarischen Schaffens durch Grundsätze und Vorschriften bedeutet einen tiefen Einschnitt in der Geschichte griechischer Prosaliteratur. Aber es liegt nur an dem Mangel genauerer Untersuchungen, wenn die Vorstellung weit verbreitet ist, als wenn der dieser Epoche voraufgehende Prosastil ein natürliches, durch gar keine Kunstregel und Reflexion bestimmtes Erzeugnis und treues Abbild volkstümlicher Rede sei. Auch der Stil ionischer Erzählung, wie ihn Herodot in seiner höchsten Blüte zeigt, setzt eine seit langem geübte und vervollkommnete Technik voraus. Nur müssen wir uns hier die Überlieferung der Kunstmittel, des Bestandes von Formen mit der Tradition des Erzählungsstoffes in ähnlicher Weise empirisch verknüpft denken wie in der Geschichte der epischen Dichtung, der bildenden Kunst und des

Handwerks. Freilich ist die schulmäßige Fortpflanzung der Formen in der Prosaerzählung nicht so leicht und sicher zu greifen wie oft im Epos; denn in der Prosaerzählung ist die individuelle Freiheit und Beweglichkeit größer als im Epos, wo der Zwang des Versmaßes zur Ausbildung, schließlich auch Erstarrung konventioneller Formen führt.

Die λογοποιοί (Zeugnisse bei *ERohde, Der griechische Roman,* ² *Lpz. 1900, 591. RReitzenstein, Hellenistische Wundererzählungen, Lpz. 1907*) haben wie die epischen Sänger und Rhapsoden ihre handwerksmäßige Technik gehabt. Die Tradition der Kunstübung kann sehr alt sein. Finslers Gedanke, daß schon neben dem Epos überlieferte Prosaerzählung bestanden habe, ist nicht wie PCauer (*Grundfragen der Homerkritik,* ² *Lpz. 1909, 263*) meint, dadurch widerlegt, daß er den seit Herder geltenden Anschauungen vom früheren Alter der Poesie widerspricht; durch die moderne Völkerpsychologie hat er an Wahrscheinlichkeit gewonnen. Stil und Technik, die sprachlichen Mittel (*s. Prosa 3*), Aufbau der Erzählung, Motivierung der Handlung, Charakterisierung der Personen, Bedeutung der Reden und des Monologes, Umgestaltung des gleichen Stoffes und Auftreten derselben Motive in verschiedenen Geschichten bedürfen noch sorgfältigster Untersuchung. IBruns, *Das literarische Porträt, Berl. 1896, 71 ff.* hat die besondere Art, wie Herodot seine Personen charakterisiert, feinsinnig untersucht. Die Forschung wird hier erheblich fortschreiten, wenn sie Methoden und Gesichtspunkte verwertet, die auf anderen Gebieten ausgebildet sind.

Wir besitzen jetzt eine Reihe wertvoller Stiluntersuchungen zum homerischen Epos; ihre Ergebnisse haben *PCauer a. a. O. 382 ff.* und *GFinsler, Homer, Lpz. 1908, 487 ff.* zusammengefaßt. Wie im Gebrauche direkter Rede Geschichtenerzählung und Geschichtschreibung mit der epischen Dichtung zusammenhängen, so kehren auch im ionischen Erzählungsstile manche jener Eigenheiten epischer Dichtung wieder: Abneigung gegen indirekte Rede oder Unfähigkeit, sie durchzuführen, ihr plötzlicher Übergang in die direkte, Wiederholung derselben Rede (Botenberichte), Überleitung des untergeordneten Gliedes oder Satzes ins Verbum finitum, Unebenheiten und Widersprüche, Verletzungen der Wahrscheinlichkeit, Lücken des Zusammenhanges, die von mangelnder Übersicht und Sorglosigkeit der Komposition, Vernachlässigung der Situation zeugen, unbewußte Übertragung dessen, was nur der Dichter wissen kann, auf seine Personen, einseitige, auf den gegenwärtigen Zweck berechnete, daher in einem längeren Geschichtenkranz nicht gleichartige Charakteristik der Personen (Achilleus, Kroisos). Das sind Erscheinungen, die der Moderne als Schwächen anzusehen geneigt ist, die aber in naiver, volkstümlicher Erzählung überall wiederkehren, die aus der Lebhaftigkeit des auf das Wesentliche und Nächstliegende gerichteten Empfindens entspringen und bei lebendigem Vortrage dem Hörer gar nicht zum Bewußtsein kommen.

Beachtung verdienen germanistische Untersuchungen über den Stil des Epos und der volkstümlichen Erzählung: *OBehaghel, Zur Technik der mhd. Dichtung, Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Lit. XXX (1905) 431 ff.* (er behandelt u. a. Wiederholungen und Nebeneinander des positiven und des negativen Ausdrucks, 523. 533 Beispiele aus Homer und Herodot). *FWeber, Märchen und Schwank, Diss. Kiel 1904. RPetsch, Formelhafte Schlüsse im Volksmärchen, Berl. 1900.* Literatur bei *AHilka, Die direkte Rede als stilistisches Kunstmittel in den Romanen des Kristian von Troyes, Halle 1903. ElsaMatz, Formelhafte Ausdrücke in Wolframs Parzival, Diss. Kiel 1907.* – Besonders anregend ist die Art der Betrachtung, der *HGunkel* die Sagen der Genesis unterzieht (*Handkommentar zum Alten Testament I Götting. 1901*²; die Einleitung auch 1901 gesondert erschienen: *Die Sagen der Genesis*). Der Stil der Erzählungen wird hier unter der Voraussetzung mündlicher Tradi-

tion, deren Träger Geschichtenerzähler sind, erklärt. Der Gegensatz von Geschichte und Sage, die Interessensphäre der auf das Persönliche, Private, allgemein Menschliche, auch an historischen Persönlichkeiten, gerichteten Sage, die naive Einführung und das direkte Eingreifen Gottes in die Handlung, die Notwendigkeit, die Sagen zunächst als einzelne Geschichten, wie sie die Überlieferung im Volksmunde ursprünglich allein kennt, zu betrachten und aus sich zu erklären, die Unebenheiten, die darum bei der Komposition von Sagenkränzen notwendig entstehen, die Gliederung der Erzählung, die Tendenz zu novellistischer Ausgestaltung, Varianten und Wandern der Motive, Beschränkung der Personenzahl, Auffassung und Charakteristik der Individuen nur nach wenigen zur Motivierung der Handlung notwendigen Hauptzügen (*vgl. IBruns a. a. O.*), Kargheit der äußeren Beschreibung, moralische Indifferenz (vgl. *IBruns 104 f.*), indirekte Charakteristik der Personen, Verlegung der Reden in die Hauptmomente, die Vorliebe für Kontraste – diese und andere Kennzeichen der Erzählungstechnik werden feinsinnig behandelt. Das sind Gesichtspunkte, die, auf die griechische Geschichtenerzählung angewandt, zu einem tieferen Verständnis der Kunst und ihrer Mittel führen werden.

Nur dürftige Reste von dem reichen Schatze griechischer volkstümlicher Erzählungen sind uns erhalten, nur ganz weniges in rein novellistischer Ausgestaltung (*Prosa 1. 3. 31*), d. h. in einer Gestalt, die der Freude am Erzählen und dem Zweck, den Hörer zu erfreuen, ihren Ursprung verdankt. Moralisierende und rhetorisierende Behandlung hat in hellenistisch-römischer Zeit in wachsendem Maße sich dieser Stoffe bemächtigt. Die alexandrinische Poesie hat solche Stoffe hervorgeholt, viele Motive sind in die Romane eingegangen. Aber genaue Stiluntersuchungen werden die Aufgabe, viele Geschichten in ihrer einfacheren Gestalt und anziehenden Anmut zu rekonstruieren, erleichtern. Genaue Kenntnis der Eigenart der Berichterstatter und Beobachtung der echt volkstümlichen Züge, das Studium verwandter Technik bei anderen Völkern, die mehr unverfälschtes Material bieten, können in den Stand setzen, die späteren Zutaten abzustreifen und die Grundzüge der älteren Dichtung wiederzugewinnen. Durch Vergleichung mit dem Märchenstil hat *LFriedländer, Darstellungen aus der Sittengeschichte Roms*[5] *I, Lpz. 1881, 479 ff.*, das Amor und Psyche zugrunde liegende Märchen rekonstruiert. Daß bei der Vorlage der 'Braut von Korinth' ein solcher Versuch mit Erfolg durchzuführen ist, ist schon bemerkt worden (*Prosa 31*). Sehr lehrreich ist die Vergleichung der verschiedenen Berichte, z. B. über Antigonos' Liebe zu seiner Stiefmutter (*Appian Syr. 59–61, Plut. Demetr. 38, [Lukian] De dea Syria 17. 18, Val. Max. V 7 ext. 1*). Die Rekonstruktion hat hier die relativ beste Grundlage in der Schrift *De dea Syria*, der wir auch andere Novellen verdanken. Die Übergänge von volkstümlicher Geschichte zu kunstvoll novellistischer, rhetorischer oder poetischer Stilisierung oder Überarbeitung sind mannigfach. Ich hebe einige Arten unserer Quellen heraus: 1. Volkstümliche Wundergeschichten werden in Lukians Philopseudes berichtet (c. 35. 36 die Vorlage von Goethes Zauberlehrling). LRadermacher (*Festschrift für ThGomperz, Wien 1902, 197 ff. RhMus. LX [1905] 315 ff.* vgl. auch *RReitzenstein a. a. O. 2 ff. PWendland, Hellenistisch-römische Kultur, Tübg. 1907, 124*) hat griechische und andere Parallelen zu einigen dieser Geschichten gesammelt, den Volksglauben erläutert, die Wiederkehr eines Motives in der Fabel der plautinischen Mostellaria nachgewiesen. Bei Petronius finden wir neben einer kunstvollen Novelle (*Prosa 31*) echt volksmäßige Geschichten (*c. 61 ff.*). 2. An den Tempeln der Heilgötter wurden zur Ehre des Gottes oder zur Reklame die Wundertaten aufgezeichnet. Eine lange Reihe solcher sehr verschieden stilisierter Geschichten sind im Heiligtume des Asklepios zu Epidauros gefunden worden (*WDittenberger, Syll. 802 ff.*). Sie sind dann auch vielfach in die Literatur eingedrungen (Hippys), und selbsterlebte Heilwunder haben

in Aristeides' Ἱεροὶ λόγοι eine seltame rhetorisierende Ausgestaltung gefunden (s. die bei Dittenberger verzeichnete Literatur und oben *Prosa 27*). Der Traum hat im Volksglauben eine große Bedeutung, und Traummotive sind in Sagen, Legenden, Novellen oft vertreten. Traumgesichte derer, die im Tempelschlaf Heilung fanden, pflegten wegen ihrer Wichtigkeit aufgezeichnet zu werden, und wir haben Reste solcher Stücke auf Papyri des Serapeion in Memphis (*EPreuschen, Mönchtum und Sarapiskult,* ² *Gießen 1903, 42ff. LDeubner, De incubatione, Lpz. 1900. KSudhoff, Ärztliches aus griech. Papyrus-Urkunden, Studien zur Geschichte der Medizin 5. 6, Lpz. 1909, 214ff.*). Aufzeichnungen über Träume begegnen auch bei Aristeides und sonst in der Literatur (*GMisch, Geschichte der Autobiographie I, Lpz. 1907, 303. 315. 348f.*). 3. Geschichten aus dem Land- und Volksleben werden vielfach unter dem Einfluß kynisch-stoischer Philosophie und des allgemeinen Kulturüberdrusses mit romantischer die Rückkehr zum Naturzustande empfehlender Tendenz erzählt. Ein Beispiel gibt Dions moralisierende Dichtung in *R. VII.* Bis zu sentimentalischer Verzerrung geht die Tendenz bei Longos (*Prosa 31*). Solche beliebte volkstümliche Geschichten sind dann auch mit spekulativ allegorischen Elementen versetzt worden; Amor und Psyche ist nicht das einzige Beispiel. 4. Endlich seien noch Parodien, besonders die Lukians (*RReitzenstein a. a. O. ERohde, Roman 204ff.*) erwähnt als ein wertvolles Hilfsmittel, unsere Kenntnis des antiken Schatzes an phantasiereichen Erzählungen zu bereichern.

Die Forschung hat hier zwei verschiedene Richtungen einzuschlagen. Sie muß einmal die Behandlung des gleichen Stoffes, seine Umbildung in Inhalt und Stil verfolgen: Kroisos (Literatur bei *GBusolt, Griech. Gesch. II,* ² *Gotha 1895, 503*); Gyges (*GBusolt 457*); Kyros (*RSchubert, Herodots Darstellung der Cyrussage, Breslau 1890*); Daphnis (*ESchwartz, GGN. 1904, 295*); sieben Weise; Aisopos. Ebenso wichtig und lehrreich, aber auch schwieriger ist es, auf dem Gebiete von Mythos, Sage, Märchen, Legende, Novelle mit ihren fließenden Übergängen, gleichen Motiven, wie sie sich an die verschiedensten Namen heften, in ihrer Behandlung nachzugehen. Ich nenne beispielweise einige beliebte Grundformen erotischer Geschichten: Liebe des Mädchen zum Landesfeinde (Skylla, Medea, Tarpeia, vgl. *o. Prosa 31*); Wahl des Bräutigams durch das Mädchen (*Rohde 47*); vergebliche Versuche den keuschen Jüngling zu verführen (*UvWilamowitz, Euripides Hippolytos, Berl. 1891, 38. EBethe, Mythus, Sage, Märchen, Gießen 1905, 33.* Fortleben des Motivs in christlichen Legenden: *PRabbow, WienSt. 1895, 253ff*). Die auffallend zahlreichen Geschichten von widernatürlicher Liebe bei Ovid und bei Parthenios zeigen untereinander mancherlei Beziehungen; das Pathologische forderte hier psychologische und rhetorische Kunst besonders heraus. Das Simsonmotiv (Schicksalsbedeutung des Haares) behandelt *WKroll* bei *FrSkutsch, Gallus und Vergil, Lpz. 1908.* Einen besonderen Kreis bilden Dichterlegenden, die den Gedanken ausdrücken, daß der Sänger unter göttlicher Hut steht (*s. o. Quellen 4*), wieder einen anderen behandelt *AMarx, Griechische Märchen von dankbaren Tieren, Stuttg. 1889*; Aussetzungsgeschichten (*HUsener, Die Sintflutsagen, Bonn 1899, 80ff. RSchubert a. a. O.*)

Die nach dem Geschmack der Zeiten wechselnden Kunstmittel, mit denen diese Stoffe behandelt werden, haben erst neuerdings die Aufmerksamkeit auf sich gezogen; s. z. B. *HPeters, Symbola ad Ovidii artem epicam cognoscendam, Diss. Götting. 1908.* Bisher überwog, auch bei Rohde, das stoffliche Interesse. Denn die Geschichte dieser Stoffe hatte eine tiefere Bedeutung gewonnen, seit die Frage nach ihrem Ursprunge aufgeworfen und die über die Sprache hinausgreifende ver-

gleichende Methode auch auf das Märchen angewandt war. Betrachtete JGrimm Mythus, Sage, Märchen als Stufen einer absteigenden Entwickelung und sah in den deutschen Märchen einen ursprünglichen Besitz, so behauptete ThBenfey, daß die indischen Erzählungswerke (Pantschatantra, Sindbad u. a.) eine Hauptquelle des reichen Schatzes deutscher und griechischer Erzählungen seien. Dagegen wurde von ERohde (und *AMarx a. a. O.*) für die ältere Zeit Wahrscheinlichkeit der Priorität griechischer Erfindung auch auf diesem Gebiete, von anderen die aus gleichartiger Anlage und geistiger Verfassung der Völker hervorgehende Parallelbildung volkstümlicher Geschichten betont. Der Streit der Theorien ist dann bald über die einseitige Tendenz, die Fülle der Erscheinungen aus einer Formel zu erklären, hinausgeführt worden, und die Forschung über das Wandern der Geschichten und den Austausch der Völker hat sich zu reicher Blüte entfaltet. Die Bedingungen der Übertragung und Umgestaltung dieser Geschichten, des Wechsels von Kostüm, Formen, Namen kann man sich am besten an den Forschungen über verwandte Erscheinungen im Mittelalter und in der modernen Welt verdeutlichen.

Muster methodischer und vorsichtiger Untersuchung gaben *RKöhlers* auch das Altertum oft berührende *Kleine Schriften, Berl. 1898. 1900. Aufsätze über Märchen und Volkslieder, Berl. 1894* (hier steht er noch zu sehr auf Benfeys Standpunkt). Über die neueren Forschungen mögen orientieren *MLandau, Die Quellen des Dekamerone, ² Stuttg. 1884. JBédier, Les fabliaux, Paris 1893;* besonders *AdThimme, Das Märchen* (*Handbücher für Volkskunde II*), *Lpz. 1909.* Für den Austausch der antiken Völker kommt neben Indien mindestens auch Ägypten stark in Frage; den Einfluß seiner hochentwickelten Erzählungskunst schätzt RReitzenstein hoch ein; vgl. auch *GMaspéro, Les contes populaires de l'Égypte ancienne, Paris 1882. WMFlinders Petrie, Egyptian tales, London 1895.*

Die Hellenisierung biblischer Geschichten durch Iosephos bedarf dringend einer Untersuchung, die, weil wir hier die Vorlagen besitzen, einen reichen Ertrag verheißt. Das Fortleben antiker Motive in christianisierter Gestalt hat HUsener an christlichen Legenden nachgewiesen (z. B. *Sintflutsagen 168ff. Der heilige Tychon, Lpz. 1907;* s. auch *LDeubner, Kosmas und Damian, Lpz. 1907*). Indische oder orientalische Vorlagen griechischer Erzählungen sind noch zum Teil erhalten oder nachgewiesen. Die Achikargeschichte war von Pseudo-Demokrit, im Buche Tobit, im Volksbuche von Aisopos benutzt (*JMüller* und *RSmend, Beihefte zur Zeitschrift für alttest. Wiss. XIII [1908]*). Die griechische Erzählung von Barlaam und Ioasaph (aus dem 7. Jahrh. n. Chr.) benutzt eine Lebensgeschichte Buddhas und indische Parabeln, der griechische Syntipas geht auf den indischen Sindbad zurück (*Literatur bei Krumbacher 886ff.*). Es handelt sich in diesen Fällen um Volksbücher, die in vielen Versionen und Sprachen verbreitet sind.

6. Rhetorische Theorie und ihr Einfluß auf die literarische Produktion. Mannigfach sind die Mittelglieder und Zwischenstufen, die von natürlicher, völlig unreflektierter Rede bis zu einer durch die Kunsttheorie beherrschten geführt haben. Diese Entwickelung ist erst sehr wenig erforscht, denn man unterschätzt den Anteil der Reflexion und künstlerischen Berechnung am älteren Prosastile, und die Stilbetrachtung ist durch die Maßstäbe der späteren antiken Rhetorik verengt und veräußerlicht. Die Terminologie der Figurenlehre hat lange Zeit das Verständnis stilistischer Erscheinungen, mit deren richtiger Etikettierung man sich zufrieden gab, mehr gehemmt als gefördert. Den Alten, die geneigt waren, die Entwickelung der Kultur auf allen Gebieten als rein äußerliche Folge von εὑρήματα anzusehen, galt Gorgias z. B. als Erfinder der ἀντίθετα, ἰσόκωλα, πάρισα, ὁμοιοτέλευτα: *WBarczat, De figurarum disciplina, Götting. 1904.* In Wahrheit handelt es sich hier um Kunst-

mittel, die in poetischer und prosaischer Rede längst im Gebrauche waren, ehe die Theorie sie registrierte und in ein wohlgeordnetes System brachte (*Norden 17 ff. 830 ff.*). Es bedarf noch umfassender Sammlung und Beobachtungen des älteren, weniger abgegriffenen Sprachbrauches, um ursprüngliche Bedeutung und Wirkung darzulegen und ein tieferes psychologisches Verständnis zu gewinnen.

Für das Latein haben FrLeos Programme: *Analecta Plautina. De figuris sermonis, Götting. 1896. 1898. 1906* den Übergang vom volkstümlichen zum rhetorisch berechneten Gebrauch gezeigt (lehrreich ist die Vergleichung mit Behaghel, *s. o. S. 441*). Auch das Material der Inschriften ist heranzuziehen, z. B. für den von Leo besprochenen zwei- und dreigliedrigen Ausdruck: *Dittenberger, Syll. 17, 22*: οὔτε τέχνῃ οὔτε μηχανῇ μηδεμιᾷ οὐδ' ἔπει οὐδὲ ἔργῳ *29* βοηθήσω καὶ ἀμυνῶ *20, 45* εὐκαρπίαν καὶ πολυκαρπίαν *21, 17. 40*, ferner *34. 36* sind wenige Beispiele von sehr vielen. Vieles ist in rechtlicher und sakraler Sprache formelhaft geworden.

Von der Zeit an, da es eine Theorie der Redekunst gab und die Redner rhetorischen Unterricht genossen, hat die Beurteilung der Redner vom Verhältnis ihrer Praxis zu der zugrunde liegenden Theorie auszugehen. Blaß pflegt seine Gesamtcharakteristik an die Urteile der späteren Kritiker, besonders des Dionysios von Halikarnaß, anzuschließen. Gewiß verdienen diese Urteile Beachtung, nicht nur weil sie Fortleben und Wirkung der klassischen Literatur auf die Späteren erkennen lassen, sondern weil sie unter dem Einfluß der feinsinnigen peripatetischen Stillehre stehen. Aber Blaß hat sich viel zu sehr an diese antiken Autoritäten gebunden. Die durch den Wechsel des Stilgefühles und Geschmackes bedingten Charakteristiken der Späteren sind oft das Erzeugnis einer durch erheblichen Abstand von der Produktion des 5. und 4. Jahrh. getrennten Theorie. Die moderne Kritik hat auszugehen von der Analyse der Reden, hat Disposition, Topik, Argumentation, Terminologie festzustellen und damit, soweit möglich, die für den Autor maßgebende Technik zu rekonstruieren. Muster solcher Untersuchungen haben z. B. für Antiphon gegeben *UvWilamowitz, Herm. XXII (1887) 194 ff. S.Ber.Ak. Berl. 1900, 398 ff. AReuter, Herm. XXXVIII (1903) 481 ff.* Für das Verständnis der Gerichtsreden muß man sich das Wesen advokatischer Praxis klar machen und moralische Gesichtspunkte zunächst aus dem Spiele lassen. IBruns' Beurteilung des Advokaten Demosthenes ist sicher besser begründet als FBlaß' Apologetik *III 2, 192 ff.* Es gilt hier in jedem einzelnen Falle mit scharfer Kritik Scheinargumente, Sophismen, Verdrehungen, Lücken der Beweisführung aufzudecken, alle Gegeninstanzen, Möglichkeiten anderer Auffassung und psychologischer Motivierung zu erwägen, alle Mühe auf Rekonstruktion des Tatbestandes und des Plaidoyers des Gegners anzuwenden.

Unter diesen Gesichtspunkten hat *LSpengel Demosthenes' Kranzrede (Abh.bayr.Akad. X [1862] 29 ff.), ESchwartz, RhMus. XLIV (1889) 104 ff. Lysias' R. XII, UvWilamowitz, Aristoteles und Athen, Berl. 1893, II 374 ff. Lysias' R. XXII* behandelt. Für Isaios hat *WWyse, The speeches of Isaeus, Cambridge 1904*, in einem umfassenden Kommentar den rechten Weg eingeschlagen. Natürlich ist die Aufgabe nur in gewissen Grenzen und nur hypothetisch lösbar. Die Methode läßt sich am besten an den wenigen Prozessen bilden, wo Rede und Gegenrede erhalten ist. Daß die antiken Erklärer von richtigeren Vorstellungen über Praxis und Mittel gerichtlicher Beredsamkeit ausgehen als viele moderne, hat LSpengel vielfach gezeigt.

Mit dem, was Analyse und Rekonstruktion ergibt, ist zu kombinieren, was wir von der Theorie wissen. Eine Theorie und Praxis in ihrer engen Verbindung fassende Forschung vertieft und befruchtet das Verständnis beider Gebiete. Von älterer Theorie haben wir nur spärliche Reste: s. *LSpengel (Quellen 1)* und *ONavarre, Essai sur la rhétorique grecque avant Aristote, Paris 1900.* Hier ist die Kenntnis der

Kunstlehre wesentlich bereichert worden durch Abstraktion der herrschenden Grundsätze aus der Praxis, die zugleich ermöglicht hat, manche Lehrstücke des späteren Systems auf ältere Tradition zurückzuführen. Reichlicher fließen unsere Quellen für die Vulgärrhetorik des 4. Jahrh. Genaue Kenntnis der Technik des Isokrates schöpfen wir aus den *Prosa 7* (*Quellen 1*) erwähnten Quellen. Dazu tritt als sehr wertvolle Ergänzung das als Ῥητορικὴ πρὸς Ἀλέξανδρον unter Aristoteles' Namen erhaltene vollständige Lehrsystem. Diese Techne muß ums Jahr 340 veröffentlicht sein, da keine der zahlreichen geschichtlichen Beziehungen über dies Jahr hinausführt. Ein späterer Fälscher hat sie durch die ihr vorgesetzte Epistel des Aristoteles mit der falschen Etikette versehen. Der vollständige *Hibeh-Papyrus I (1906) 26* hat sie sicher noch nicht unter dem Namen des Aristoteles gekannt. Denn manche Abweichungen des Papyrustextes von den handschriftlichen sind stärker als die Varianten verschiedener Hdss. eines Autors zu sein pflegen; ich meine hier den Text der editio princeps und den durch leichte Eingriffe jenes Fälschers umgestalteten Text unterscheiden zu können. Hätten wir den Anfang dieses zwischen 285 und 250 v. Chr. geschriebenen Papyrus, so wäre uns der Autor der Techne urkundlich überliefert. Auf Grund eines Zeugnisses des Quintilian hat PVictorius die Techne dem Anaximenes zugeschrieben. Als wichtigste Quelle für die Doktrin des 4. Jahrh. haben sie *LSpengel, Anaximenis ars rhetorica, Zürich 1844* (mit Kommentar), *HUsener, Quaestiones Anaximeneae, Götting. 1856, PWendland, Anaximenes von Lampsakos, Berl. 1905* (= *Hermes XXXIX [1904] 499ff.*) behandelt. Endlich ist die Rhetorik des Aristoteles, der, die Vulgärrhetorik seiner Zeit als bekannt voraussetzend, auf weiten Strecken ihren Stoff sichtend in ein von strengen logischen Gesichtspunkten beherrschtes System gebracht hat, ein wertvolles Werkzeug zur Wiedergewinnung älterer Theorien. Das Werk des Philosophen bedarf eines fortlaufenden diese Gesichtspunkte verfolgenden Kommentars (Proben bei *Wendland a. a. O.*). Ganz dürfen auch die späteren griechischen und römischen Rhetoren nicht vernachlässigt werden; denn bei der Kontinuität der Tradition sind manche Lehrstücke fast unverändert durch die Jahrhunderte hindurchgegangen; es ist auch wiederholt auf ältere Doktrinen zurückgegriffen worden.

Es ist nun im einzelnen zu untersuchen, wie die Theorie sich in der Redepraxis widerspiegelt. Als fruchtbare Themata bezeichne ich: Terminologie (z. B. τεκμήρια, σημεῖα, ἐνθυμήματα. Die spätere Terminologie behandelt *PGeigenmüller, Quaestiones Dionysianae de vocabulis artis criticae, Diss. Lpz. 1908.* Gemeinplätze (z. B. für und gegen Folter), Geschichte der ganzen Topik bei *Anax. 15ff. Aristot. I 15* in Theorie und Praxis. Traditionelle und konventionelle Elemente der Proömien und Epiloge. Lehre von den τελικὰ κεφάλαια (in ihrer Geschichte treten sich ablösende Einflüsse der Philosophien hervor) und ihr Einfluß auf die Topik der Reden. Teile der Rede und ihre Geschichte: *ESchwartz, De Thrasymacho Chalcedonio, Rostocker Index S. S. 1892. FrMarx, Ber.Sächs.Ges. LII (1900) 317ff. PWendland a. a. O. 37.* Verhältnis poetischer und prosaischer Rede in Theorie (*Arist. III I p. 1404a 20ff.*) und Praxis: Gorgias konkurriert auch in der Sprache mit der Poesie, Isokrates und Aristoteles stecken die Grenzen strenger ab. Wie die ionische Prosa poetischen Schmuck vom Epos entlehnt, so macht auch die ältere attische Prosa Anleihen beim dichterischen Wortvorrat: *Literatur bei Christ-Schmid 464. Blaß I 69. 117. 205. 291.*

Es bedarf hier noch vieler lexikalischer Sammlungen und Untersuchungen, um das Verhältnis dichterischer und prosaischer, literarischer und lebendiger Sprache aufzuklären; die Grenzen des allgemein ionischen und dichterischen Sprachgebrauches sind dabei be-

sonders schwer zu bestimmen: *WAly, De Aeschyli copia verborum, Berl. 1906. PMenge, De poetarum scaenicorum graecorum sermone quaestiones selectae, Diss. Götting. 1905. EJacoby, De Antiphontis sophistae Περὶ ὁμονοίας libro, Diss. Berl. 1908, 48ff.* Wo Platon dichterische Wörter und Wendungen ausgiebig verwendet, verfolgt er einen bestimmten künstlerischen Zweck: *KGleisberg, De vocabulis tragicis quae apud Platonem inveniuntur, Breslauer Diss., Berl. 1909.*

Der Einfluß der Rhetorik reicht schon früh über die praktische Beredsamkeit hinaus und erweitert sich zusehends. Arbeiten über ihre Einwirkung auf Euripides bei *Christ-Schmid 330.* Ebenso bedarf noch Herodots (*II 72, III 38,* vgl. *Διαλέξεις 2. 4, ESchwartz, Quaestiones Ionicae, Rostock 1891*) und Thukydides' Verhältnis zu Sophistik und Rhetorik einer gründlichen Behandlung.

Die Bedeutung der Kunstformen des Gorgias für die gesamte antike Prosaliteratur hat *ENorden* verfolgt; s. auch *ESchacht, De Gorgianae disciplinae vestigiis, Diss. Rostock 1890.* Den Einfluß des Gorgias auf Xenophon behandelt *HSchacht, De Xenophontis studiis rhetoricis, Diss. Berl. 1890* und *WSeyffert, De Xenophontis Agesilao, Diss. Götting. 1909, 18ff.* (43 ff. poetische Färbung in gorgianischer Art).

Isokrates' Theorie beherrscht im wesentlichen zunächst auch die hellenistische Zeit. Peripatetische Stillehre hat wohltätig eingewirkt (*Prosa 22*), aber Aristoteles' Rhetorik ist nur von wenigen gelesen worden: *OAngermann, De Aristotele rhetorum auctore, Diss. Lpz. 1904.* Die Rhetorik der Akademie sucht wieder den Anschluß an Aristoteles. Daher das aristotelische Material in Ciceros Partitiones oratoriae und Topica: *neuere Arbeiten bei MSchanz I 2³ S. 302. 311.* Das Interesse der Stoa richtet sich besonders auf Terminologie und Schematismus: *HStriller, De Stoicorum studiis rhetoricis, Bresl. philol. Abh. I 2, Bresl. 1886. Barczat a. a. O. 23ff.* Hermagoras (*Prosa 22*) hat die schon früher vorgebildete (*FrMarx, Ber.Sächs.Ges. LII (1900) 248ff. ClPeters, De rationibus inter artem rhetoricam quarti et primi saeculi intercedentibus, Kieler Diss., Kirchhain 1907, 10ff.*) Theorie der στάσεις in den Mittelpunkt seines Systems gerückt. Ihrer Rekonstruktion und weiteren Geschichte sind viele Untersuchungen gewidmet worden. Darüber ist die Tatsache nicht genug zur Geltung gekommen, daß weite Gebiete der Theorie von dieser Umgestaltung gar nicht betroffen werden. Die Kontinuität der Schultradition, die Harmonie der Vulgärrhetorik des 4. und des 2. Jahrh. oder, um unsere Hauptquellen zu nennen des Anaximenes und der Vorlage des Auctor ad Herennium und der Rhetorica Ciceros ist auf weiten Strecken zu beobachten. Gute Beobachtung über die weitgehende Übereinstimmung jener Quellen hat schon *HWeber, Über die Quellen der Rhetorica ad Her. des Cornificius, Diss. Zürich 1886, 46ff.* angestellt, *ClPeters a. a. O.* den Vergleich z. B. für Teile der Rede (*o. S. 446*), Theorie von προοίμιον, διήγησις, γένος ἐπιδεικτικόν, Epilog genauer durchgeführt. Es gilt, die Geschichte der Lehrstücke von den ersten Anfängen bis in die byzantinische Zeit zu verfolgen, das reiche, aber doch stark zu vermehrende Material, das *RVolkmann, Die Rhetorik der Griechen und Römer, ²Lpz. 1885,* in systematischer Ordnung vorgelegt hat, unter den Gesichtspunkten geschichtlicher Entwickelung von neuem durchzuarbeiten. Die Erforschung der Theorie und ihrer Anwendung muß auch hier Hand in Hand gehen. Griechische und lateinische Literatur können gar nicht getrennt werden; die Abhängigkeit der Römer zeigt sich schon darin, daß in der Rhetorik anders als in der Grammatikdie griechische Terminologie trotz einiger Versuche der Latinisierung herrschend geblieben ist.

Theorie und Praxis des ἐγκώμιον ist in dem gesamten Prozeß der geschichtlichen Entwickelung jetzt aufgehellt. Die Geschichte des ἐπιτάφιος und die Anfänge des Enkomions erörtert *ElsaGoßmann, Quaestiones ad Graecorum orationum funebrium formam pertinentes, Diss. Jena 1908. FrLeo, Die griechisch-römische Bio-*

graphie, Lpz. 1901, 90ff. 207ff. 227f. hat das Schema behandelt, besonders zwei Typen nach der Verbindung oder Trennung von ἔργα und ἀρεταί unterschieden. Daß der zweite Typus, der Taten und Tugenden gesondert behandelt (*Xenophons Agesilaos*), der ältere gorgianische ist, macht *WSeyffert a. a. O. 18ff.* wahrscheinlich. Die älteste Theorie hat *PWendland a. a. O. 40ff.* rekonstruiert. *XHürth, De Gregorii Nazianzeni orationibus funebribus, Diss. philol. Argentoratenses XII, Straßb. 1907,* stellt die ganze Geschichte der Theorie und das Verhältnis der Reden Gregors zur spätern Technographie (*Prosa 27*) dar; s. auch *WNitsche, Der Rhetor Menandros und die Scholien zu Demosthenes, Progr. Berl. 1883.*

Die panegyrische Rhetorik des Eusebios haben *Leo a. a. O. 311 ff. IAHeikel, Eusebius Werke I, Lpz. 1902. ESchwartz, RE. VI 1, 1426 ff.* charakterisiert. Leider besitzen wir kein Beispiel eines βασιλικὸς λόγος aus früherer hellenistischer Zeit. Aber eine methodische Ausnützung der Herrscherinschriften, die eine feste Formensprache zeigen, und ihre Vergleichung mit den späteren πανηγυρικοί wird noch etwas von hellenistischer Rhetorik wiedergewinnen können: *ENorden 141ff. 443ff. RHerzog, Koische Forschungen, Lpz. 1899, 143ff. PWendland ZNTW. V (1904) 342ff.* Auch die nationalrömische oratio funebris ist in die Formen des griechischen ἐγκώμιον übergeführt worden: *FrLeo 225ff. FVollmer, Laudationum funebrium romanarum historia et reliquiarum editio, Jahrb.f.Phil. Suppl. XVIII(1882) 449 ff.*

Der Philologe, der sich mit der Methode der Forschung auf diesem Gebiete vertraut gemacht hat, findet hier eine Fülle von Aufgaben, durch die auch die Kräfte der Anfänger geschult werden können. Der ganze Nachlaß von Reden bis in die byzantinische Zeit muß nach Hauptgattungen und Arten geordnet, die einzelne Rede nach den Gesichtspunkten der zu ihrer Zeit geltenden Theorie und unter Vergleichung mit anderen Exemplaren der Gattung gewürdigt werden. Traditionelle Topik und Technik, das Maß der Abhängigkeit oder individuellen Freiheit (die die Rhetoren oft andeuten, indem sie ihre Abweichung vom Schema betonen; aber mitunter ist auch das konventionell) muß man sich klar machen; das Überlieferte und Angelernte muß man von der freien Abwandlung des Schemas und von wirklicher künstlerischer Produktion zu scheiden wissen. Nur so schreitet man von subjektiven Gefühlseindrücken zu tieferem geschichtlichem Verständnis fort und erwirbt sich erst das Recht zu absoluten Werturteilen. Die Gedankentiefe des thukydideischen ἐπιτάφιος versteht erst ganz, wem sie sich von der Folie konventioneller Panegyrik abhebt. Aber Rhetorik will an rhetorischen Maßstäben und Intentionen gemessen sein. Auch heute noch fordert jede Redegattung ihren eigenen Stil; bei den romanischen Völkern mit ihrem ausgeprägten Stilgefühl und der strengen Tradition der Formen tritt das noch heute klar hervor. Der Ἐρωτικός des Lysias, ein παίγνιον, verträgt nicht den logischen und moralischen Maßstab, den Platon ungerechterweise anlegt (*JVahlen, S.Ber.Ak.Berl. 1903, 788ff.*), und JBurckhardt durfte nicht Eusebios' Rhetorik nach den strengen Forderungen historischer Forschung beurteilen. Aber Dionysios versündigte sich auch, als er Thukydides meisterte, weil er nicht in die seichten Niederungen seiner Scholastik einging, und Platon, weil er den Dichter in ihm völlig verkannte. Und so scharf Plutarch die politische Einseitigkeit des athenischen Standpunktes Herodots durchschaut, den Stil der alten echten Novelle hat er nicht mehr verstanden (Περὶ τῆς Ἡροδότου κακοηθείας). Die Urteile der Alten sind fast stets in Theorie und Geschmack ihrer Zeit befangen; selbst der feinsinnige Autor Περὶ ὕψους hat sich von der Einseitigkeit nicht ganz frei gehalten.

Seit der hellenistischen Zeit hat die Rhetorik sich immer weitere Gebiete erobert. Durch die Isokrateer Theopompos und Ephoros ist die Historie eine Domäne der Rhetoren geworden. Wir bedürfen dringend einer Darstellung der antiken

historiographischen Theorie. Die Vorreden der Geschichtswerke, Polybios XII, Dionysios von Halikarnaß (*HLiers, Die Theorie der Geschichtschreibung des D., Progr. Waldenbg. i. Schl. 1886*), Plutarch, die vielfach überschätzte Schrift Lukians Πῶς δεῖ ἱστορίαν συγγράφειν geben reiches Material: *Norden 81ff. HPeter, Die geschichtliche Literatur über die römische Kaiserzeit, Lpz. 1897.* Die wechselseitigen Beziehungen von Enkomion, Biographie, Historie, das Eindringen des biographischen Elementes in die Historie und seine durch das zunehmende Interesse der hellenistischen und römischen Welt für die Persönlichkeit bedingte Verbreitung stellt *Leo a. a. O.* dar. Dann hat *Reitzenstein a. a. O. 84ff.* eine hellenistische Theorie der eine Persönlichkeit in den Vordergrund rückenden Monographie aus *Cic. ad fam. V 12* und *Rhet. I 27. Auctor ad Her. I 13* rekonstruiert. Diese Theorie der mit der Poesie konkurrierenden Monographie einer Persönlichkeit umschließt zugleich historische Biographie und Roman. Ich vermute, daß jene Theorie die Fortbildung des von Leo gezeichneten Typus der peripatetischen Biographie darstellt (*Cic. Rhet. a. a. O.: narratio, quae versatur in personis, eiusmodi est, ut in ea simul cum rebus ipsis personarum sermones et animi perspici possint*).

An den angeführten Stellen der beiden ältesten lateinischen Handbücher der Rhetorik werden verschiedene Redeübungen der Schule erwähnt. Ausführlich finden wir diesen Kreis der Schulübungen in den erhaltenen Προγυμνάσματα erörtert (*LSpengel, Rhetores graeci II, Lpz. 1854. Quintilian II 4 s. o. Prosa 27*). Die Literatur der im Kerne in ältere hellenistische Zeit zurückgehenden Progymnasmata ist noch nicht im Zusammenhange behandelt worden: wichtige Beiträge geben *RReitzenstein a. a. O. 152ff.* und *UvWilamowitz, Herm. XXXV (1900) 6. 7.* Ferner fehlt es an Untersuchungen, welchen Einfluß die Schulübungen auf die Haltung der Literatur ausgeübt haben und wie weit wir noch einen Niederschlag des rhetorischen Schulbetriebes in der Literatur wahrnehmen. Rhetorische Behandlung novellistischer und romanhafter Stoffe ist schon mehrfach berührt worden. Den Einfluß der Rhetorenschule auf die Fabelliteratur bespricht *AHausrath, RE. s. v. Fabel.* – Aus *Theon 60ff. 66ff. Spengel* sehen wir noch, wie die alte Literatur nach Schulthemata abgesucht wurde. Die Historie sank in diesem Betriebe zu einer rhetorischen Exempelsammlung herab (*HPeter a. a. O. I 14ff.*). Der fingierte συμβουλευτικός (suasoria) hat die Auffassung der Hauptheiden der Geschichte stark beeinflußt; in der Ausgestaltung der Alexandergeschichte ist das sicher nachgewiesen. – *OHense, Die Synkrisis in der antiken Literatur, Freibg. 1893*, skizziert eine Entwickelung, deren rhetorische Phase noch genauerer Ausführung bedarf. – Daß die Übungen der ἔκφρασις (*Norden 285. FrLeo, De Statii silvis, Gött. 1892, 5.* Muster *Aristeides XVII. XXVII*) viele Literaturgattungen infiziert haben, müssen wir voraussetzen, da die Rhetoren die Gelegenheiten, wo man in Historie und Dichtung sie verwerten könne, betonen. Die Tatsache wird auch für die Historie z. B. von *Lukian a. a. O. c. 27* (*HPeter a. a. O. II 304ff.*), für die Poesie von *Hor. a. p. 15. Juvenal 1, 7* bezeugt. Die zunehmende Rhetorisierung der Poesie verstärkt den Einflaß des rhetorischen Schematismus. – Es fehlt auch eine Geschichte des χαρακτηρισμός, die durch die sich kreuzenden Einflüsse peripatetischer Ethik und Rhetorik interessant ist. Wichtige Beiträge gibt *OImmisch, Phil. LVII (1898) 194ff.* Es ist bezeichnend, daß wir die Erhaltung der theophrastischen Charaktere der Einverleibung in ein rhetorisches Corpus verdanken; aber Immisch löst mit Unrecht ihre Verbindung mit der Ethik, indem er annimmt, daß das Büchlein schon nach der Absicht des Autors den Bedürfnissen rhetorischer Praxis habe dienen wollen. Die Ausartung der Charakteri-

sierung in steckbrieferartige Beschreibung haben *JFürst, Phil. LX (1901) 229ff. 330ff. (PWendland, Berl.ph.W. 1904, 293ff.)* und *OSchissel von Fleschenberg, Daresstudien, Halle 1908* verfolgt.

Auch Briefe gehörten zu den Schulübungen. Die Rhetorik gab daher auch eine Brieftheorie, deren Geschichte wir zu übersehen anfangen: *HRabe* und *ABrinkmann, RhMus. LXIV (1909) 284ff. 306ff.*; Material bei *HPeter, Der Brief in der römischen Literatur, AbhSächsGes. XX (1901)*. Die Geschichte des antiken Briefes ist noch zu schreiben: s. *FrLeo, GGA. 1901, 318ff. ADeißmann, Bibelstudien, Marbg. 1895, 187ff.*

Aber die für die literarische Produktion wichtigste und erst wenig untersuchte Übung war die Paraphrase, deren Anfänge man bis ins 5. Jahrh. zurückverfolgen kann. Ihre Theorie finden wir oft entwickelt, gelegentlich auch ihren Wert bestritten: *FrLeo, De Statii silvis, Gött. 1892, 9ff. FMarx, Auctor ad Herennium, Lpz. 1894, 117. 132. ABrinkmann, RhMus. LXIV (1908) 618ff.* Hauptquellen *Cic. de or. I 154. Quint. X 5, 5ff. Theon S. 62 f. Sp. Dion Chrys. XVIII (= 68 Arnim) 18.* Aber schon die von der Sophistik gerühmte Fähigkeit, das alte auf neue Weise zu sagen (z. B. *Isokrates IV 8*) ist im Grunde Übung im Paraphrasieren. Anaximenes' Geschichtswerk gab die Paraphrase eines Briefes Philipps, und wesentlich Praphrase des Demosthenes ist desselben Rede gegen diesen Brief (*PWendland a. a. O. 1ff. = Hermes XXXIX [1904] 419ff.*). Die epideiktischen Reden sind z. T. schon im Altertum unter diesem Gesichtspunkte betrachtet worden, der auch die Unselbständigkeit mancher Redner des 4. Jahrh. verständlich macht (*s. Prosa 10*). Auch das für unser Gefühl oft befremdliche Verhältnis der Alten zu ihren Quellen erscheint so in anderem Lichte (Diodor, Tacitus). Die zahlreichen Doubletten bei Xenophon, Demosthenes, Eusebios, Tertullian sind vielleicht, die Ovids sicher unter dem Gesichtspunkte zu betrachten. Später geben Martyrien und Heiligenviten zahlreiche Beispiele von Paraphrase.

Mannigfach sind die Beziehungen zwischen Rhetorik und Poesie; über die ältere Zeit *s. o. S. 303f. 338.* Die Rhetoren nahmen gern, öfter mit Verkennung des Wesens der Poesie, ihre Musterbeispiele von den Dichtern, besonders von Homer. Es gab eine Theorie, die die gesamte rhetorische Technik von Homer herleitete: *HSchrader, Herm. XXXVII (1902) 530ff.* Paraphrasen, auch von Homerstücken, waren eine beliebte Schulübung: *ABrinkmann, RhMus. LXIV (1908) 618ff.* Der spätere rhetorische Unterricht wollte auch die dichterische Technik überliefern. Rhetorische und poetische Produktion gingen öfter nebeneinander her (*s. o. S. 325*): *Norden 883ff. UvWilamowitz, Berl. Klassikertexte V 1 (1907) 90ff.* Die Poesie wird vielfach als Teil der Beredsamkeit betrachtet, und die Frage, ob Vergil Redner oder Dichter sei, wird im 2. Jahrh. erörtert: *RHelm, NJahrb. XXI (1908) 484ff.*

Das Verständnis der älteren poetischen Technik und der Entwickelung der poetischen Gattungen ist wesentlich durch Analyse zu gewinnen *s. o. S. 432. FrLeo, Der Monolog im Drama, AbhGG. X 5 (1908), 113.* Aber die ausgebildete rhetorische Technik hat dann auf die spätere Poetik eingewirkt. Wenn in *Horatius' a. p.* im ersten Teile die Dichtkunst, im zweiten der schaffende Dichter im Vordergrunde steht, so ist der Verfasser von der üblichen Disposition der rhetorischen Einführungsschriften, die den Stoff nach ars und artifex teilen, beeinflußt: *ENorden, Herm. XL (1905) 481ff.*, wenn er sich auch nicht pedantisch an ein Schema bindet (*JVahlen, S.Ber.Ak.Berl. 1906, 589ff.*). Horaz hat auch im einzelnen vielfach rhetorische Theorie auf die Poetik übertragen. Daß das Schema rhetorischer Isagogik überhaupt auf die verschiedensten Disziplinen angewandt wurde, haben *Norden* und *IJüthner, Philostratos über Gymnastik, Lpz. 1909, 97ff.* gezeigt.

DIE RÖMISCHE LITERATUR

Von Eduard Norden

VORGESCHICHTE

Da das besondere Kriterium der römischen Literatur ihr Verhältnis zur griechischen ist, so fassen wir die der Aufnahme dieser Literatur vorausliegende Epoche als Vorgeschichte auf. Zwar mit der griechischen Kultur des Westens ist Rom schon in den Anfängen seiner Geschichte in Berührung gekommen. Namensformen wie *Tarentum*, *Agrigentum*, *Massilia* zeigen im Vokalismus der zweiten Silbe, die beiden ersten auch in ihrer Bildungsart hohe Altertümlichkeit, ebenso Götter- und Heroennamen wie *Hercules* (altlat. *Hercles*), *Pollux* (altlat. *Polouces*), besonders *Ulixes*. Diesen Heros lernten die Italer nicht zuerst aus dem Epos kennen, sondern erhielten den Namen lange vor Beginn ihrer Literatur von den halbbarbarischen Völkern der iapygischen Halbinsel; derselben Gegend müssen sie die Bezeichnung der Hellenen als Γραικοί, *Graeci* entnommen haben. In Kyme und dessen Kolonien lagen die Wurzeln der römischen Zivilisation. Direkt von dort, nicht wie die anderen Italiker durch Vermittlung der Etrusker erhielt Rom die Schrift, auch sein ältestes Recht ist von dem griechischen Unteritaliens beeinflußt worden, und am Ende der Königszeit begann die Hellenisierung seines Staatsgottesdienstes. Mit den dorischen Kolonien Siziliens stand Rom seit alters im Handelsverkehr. Sein Maß- und Gewichtssystem ist von dort aus beeinflußt worden; daß die Italer aber nicht bloß die nehmenden waren (z. B. *hemina, talentum*), zeigt das hochaltertümliche Wort λίτρα, das die Sikuler aus einer Vorstufe des ital. *libra* entlehnten. Mit Massalia, dem Vororte griechischer Kulturpropaganda im fernen Westen seit dem 6. Jahrh., bestand alte Freundschaft; als Rom eine Poesie nur erst zu sakralen Zwecken besaß, benannte es die Sänger mit einem sonst nur im Keltischen nachweisbaren Worte *vates* (οὐάτεις ἱεροποιοί *Strabon IV 197* nach Poseidonios). Griechisches Kunsthandwerk lernte Rom ebenfalls sehr früh kennen. In den esquilinischen Gräbern des 7. Jahrh. sind griechische Lekythen aus Ton, im Erdreiche unterhalb der servianischen Mauer Splitter von bemalten Tonvasen griechischer Fabriken gefunden worden, vermutlich aus den chalkidischen Kolonien Italiens importiert. Die berühmte kapitolinische Wölfin scheint ein Werk altionischer Kunst aus dem Ausgange des 6. Jahrh. zu sein. *Novios Plautios med Romai fecid* (*Dessau 8562*): die eingravierten Zeichnungen dieser sog. ficoronischen Cista sind ein Werk vollendeter attischer Technik, wohl eines kampanischen Künstlers (um 300). Anderes Griechische kam auf dem Umwege über Etrurien. Aber auch der nationaletruskische Kultureinfluß muß sehr stark gewesen sein. Wenn wir die Sprache des Volkes verständen, dem viele römische Familien, ja auch die Stadt Rom selbst, ihre Namen verdankten, des Volkes, von dem Rom so viele Einrichtungen seines Kultus, seines staatsrechtlichen und privaten Brauches entlehnte, so würden wohl auch auf die

primitivsten, schriftlich noch nicht fixierten Anfänge römischer Literatur, die dem Einflusse der griechischen vorausliegen, überraschende Streiflichter fallen: *histrio* ist anerkanntermaßen etruskisches Lehnwort; *persona*, 'die Maske', ist aus πρόcωπον vermutlich durch etruskische Vermittlung umgestaltet worden; an der Nachricht einiger *auctores* bei *Livius IX 36, 3 vulgo tum* (Ende des 4. Jahrh. v. Chr.) *Romanos pueros sicut nunc graecis ita etruscis literis erudiri solitos* muß etwas Wahres sein. Überhaupt ist die von Poseidonios scharf erkannte und an einer Fülle von Beispielen erwiesene Art der Römer, den Mangel an eigener Erfindungsgabe durch produktive μίμηcιc des von anderen Völkern Erfundenen auszugleichen, schon in sehr alter Zeit ausgeprägt gewesen: neben den Etruskern standen, wie wir sehen werden, die Falisker (*versus Fescennini*) und die Osker (*fabula Atellana*), denen die römische superstitio sakrale, dann verweltlichte Arten primitiven Spiels entlehnte. Das Volk also, das sich mit bewundernswerter Konsequenz die seinem Wesen entsprechende Staatsform schuf und sich Italien unterwarf, hat eine originale Literatur nicht besessen. Es fehlte ihm die Einbildungskraft, die Fähigkeit und das Bedürfnis der künstlerischen Gestaltung, vor allem auch der Forschersinn, durch den die griechische Wissenschaft erzeugt worden war: 'wissenschaftlich' hat im Lateinischen kein entsprechendes Wort, φιλόλογον sagt dafür Cicero (*ad Att. XIII 12, 3. 52, 2. XV 15, 2*). 'Die römischen Schriftsteller – sagt Strabon *III 166* – eifern zwar den hellenischen nach, bringen es aber nicht weit darin; denn was sie brauchten, übernahmen sie von den Hellenen, aus sich selbst bringen sie nicht viel Forschersinn mit; wenn sich daher bei jenen eine Lücke findet, so sind die Ergänzungen, die von der anderen Seite hinzukommen, nur unbedeutend'. Auch für das von Strabon hier gebrauchte Wort τὸ φιλείδημον gibt es kein lateinisches Äquivalent, und auch dieses Wort behält daher Cicero (*ad Att. XII 6, 2*) unmittelbar neben dem gleichfalls unübersetzbaren θεωρία bei, bezeichnenderweise nicht ohne hinzuzufügen: *sed quid ex ista refertur ad* τέλοc? Dieser praktische Utilitarismus, der die reine Wissenschaft und hohe Kunst bei den Römern verkümmern ließ – selbst ihre bedeutendsten Vertreter bildeten, wie wir sehen werden, doch nur eine sehr bedingte Ausnahme – gab umgekehrt das Ferment ab für die beispiellose Entwicklung des politischen Lebens und der Gesetzgebung. Die Kultur den Griechen, der Staat den Römern: das war die Wahrheit, die Polybios, Panaitios und Poseidonios erkannten und die im Sinne und zum Teil mit dem Materiale des letzteren Varro in einer eigenen Schrift 'de gente p. R.' ausführte; *ut virtutis a nostris, sic doctrinae sunt ab illis* (den Griechen) *exempla petenda* sagt Cicero (*de or. III 137*) trotz seines Nationalstolzes, der ihn gelegentlich (z. B. *Tusc. I 1*) verblendet. Vergil (*Aen. VI 847 ff.*) wie Horaz (*a. p. 323 ff.*) haben derselben Antithese in denkwürdigen Worten Ausdruck gegeben.

Das wenige uns aus der vorliterarischen Periode Überlieferte ist für die Erkenntnis der ältesten Sprache und Religion wichtiger als für die Literatur, die diese Fäden nicht weitergesponnen hat.

Der Differenzierung von Poesie und feierlicher Prosa geht bei vielen Völkern eine Periode der Fluktuation voraus. Gerade bei den Italikern sind die Spuren solcher primitiven Formgebung unverkennbar. In der Mitte zwischen Poesie und Prosa steht das Gebet, denn der Betende spricht langsamer und feierlicher als in gewöhnlicher Rede. Es ist rhythmische Prosa, wie wir sagen würden, *carmen*, wie mit uraltem Worte der Römer sagte, um den in feierliche Sätze gefaßten Spruch (*verba concepta*, vgl. *nuncupare*) zu bezeichnen, sei es eigentliches Gebet oder

Zauber- oder Eidesformel. Einiges dieser Art ist uns, wenn auch lautlich modernisiert, erhalten. Bei Cato *de agr. 141* steht das Gebet, das der pater familias bei der Sühnung von Hof und Grundstück sprach. Die *carmina,* durch die die Götter einer feindlichen Stadt evoziert und dann die Stadt verflucht wurde, überliefert Macrobius *sat. III 9,* die Augurenformel bei Abgrenzung des *templum* Varro *de l. l. VII 8;* Livius hat aus seinen Quellen teils wörtlich, teils paraphrasierend Sprüche dieser Art erhalten (z. B. *VIII 9. XXIX 27*). Eine wichtige Ergänzung bietet das Formelritual der iguvinischen Tafeln, das uns für die Umbrer genau die gleiche Art feierlicher Prosa bezeugt; auch bei den Etruskern scheint sie nicht gefehlt zu haben, beruht dann aber dort auf italischer Entlehnung (der umgekehrte Weg führt m. E. in die Irre). Es ist eine rhythmische, nach Kola, Kommata, ja nach Worten fast symmetrisch mit gelegentlicher Assonanz gegliederte Prosa, deren Zeilen zweigeteilt sind, vgl. z. B. die Cistaaufschrift *o. S. 451*, der die Zeile folgt: *Dindia Macolnia | fileai dedit.*

Daß solcher rhythmisierten Prosa der ‘*numerus*’ *Saturnius*, wie Horaz verächtlich sagt, wesensverwandt war, darf als sicher gelten. Aber es war trotz Horaz ein *versus,* d. h. der Rhythmus war in ihm meßbar: ein aus indogermanischem Urbesitze stammender zweigeteilter, aber bei den Italern durch Diaeresen, die die Worteinheiten stark hervortreten ließen, im Vergleich zu Hellenen und Germanen mit rohem Schematismus normierter Vers, ursprünglich gesungen zu primitivem Tanzschritte; den Namen, in dem das Uritalische liegt, erhielt er erst von den römischen Philologen. Im *carmen Arvale* besitzen wir einen Kultgesang aus der Königszeit in einer lautlich geschädigten Umschrift erst des J. 218 n. Chr. Von diesem Kultliede, das auf den Kreis einer erst durch Augustus wieder erweckten Bruderschaft beschränkt blieb, haben die Nationalgrammatiker keine Notiz genommen. Dagegen verdanken wir ihnen Zitate aus dem *carmen Saliare,* dem auf Numa zurückgeführten, dann erweiterten Gebet- und Hymnenbuche des Priesterkollegiums der *Salii* (Springer); eine Gruppe von Liedern hieß *axamenta,* ein Wort desselben Stammes wie *indigitamenta* ‘Anrufungsformeln’ (von *aio* = *sagen*). Wir verstehen nur einzelne Worte; die etwas längeren Fragmente sind uns zum Teil durch Schuld der hoffnungslosen Überlieferung fast völlig dunkel. Aber auch bei den ältesten inschriftlich überlieferten Denkmälern sind unserer Erkenntnis Grenzen gezogen: wir verstehen nur die aus 4 Worten bestehende Manios-Inschrift (*Dessau 8561*), während die zerstörte Inschrift vom Forum (*Diehl 180*) und die mehrere guterhaltene Sätze umfassende des Dvenos (*Dessau 8743*) bis auf wenige Worte bisher ungedeutet sind.

Neben der rein sakralen Poesie gab es eine solche, in der das sakrale Element sich mit dem weltlichen mischte. Dem italischen Nationalcharakter war eine Neigung zum derben Spotte eigentümlich, das *Italum acetum,* wie es Horaz (s. *I 7, 32*) nennt; wir werden später sehen, daß die Römer in der eigentlichen Literatur das Beste da geleistet haben, wo sie diese Anlage betätigen konnten. Gegen solche *alternis versibus* gesungene *carmina,* die wir uns, wie die Ausdrücke *carmen occentare, pipulo* oder *convicio diffamare, obvagulare* zeigen, als eine Art von Katzenmusik zu denken haben (vgl. auch *Plaut. merc. 405ff.*), mit der man mißliebige Persönlichkeiten öffentlich diskreditierte, schritt das Zwölftafelgesetz ein, das mit Prügelstrafe bedrohte *qui malum carmen occentassit.* Harmloser waren die Neckereien, die man auf den Triumphator und den jungen Ehemann sang, *versus fescennini* genannt, nach der faliskischen Stadt Fescennia. Auch den Griechen ist verwandter Brauch nicht fremd gewesen, aber während die begabtesten ihrer Stämme diese rohen Anfänge zu Arten der hohen Poesie umschufen (ἐπιθαλάμια, κω-

μῳδία), blieben die Italiker, aristotelisch gesprochen, in der ἰαμβικὴ ἰδέα stecken, und erst durch den Impuls der entwickelten griechischen εἴδη wurden Catulls Scheltlied (*42*) und Hochzeitslied (*61*) möglich. Die ἰαμβικὴ ἰδέα bildete einen Bestandteil auch an einzelnen festlichen Aufzügen (*pompae*): Dionysios (*A. R. VII 72*, nach Fabius Pictor) spricht von Personen, die, mit Schafpelzen oder Bockfellen bekleidet, burleske Tänze aufführten (es waren also ursprünglich wohl Vegetationsdämonen). Livius berichtet in einem berühmten, seiner annalistischen Quelle entnommenen Kapitel (*VII 2*) von den im J. 364 v. Chr. zur Sühnung einer Pest aus Etrurien eingeführten *ludi scaenici*, einem symbolischen Sühneritus mit mimischen Tänzen unter Flötenbegleitung; neben diese *ludi* traten dann die oskischen aus Atella. Ferner hören wir von *neniae*, Litaneien zum Ruhme der Toten, deren Absingen durch Klageweiber (*praeficae*) ursprünglich wohl nur den Zweck haben konnte, die auf die Seele des Toten lauernden Dämonen zu verscheuchen: Wort und Brauch scheint vom Orient nach Rom gekommen zu sein (Zwischenglied Etrurien?). An die Existenz einstiger beim Mahle gesungener Heldenlieder wird man glauben dürfen, aber sie sind nicht aufgezeichnet worden und keine Heldendichtung hat sich aus ihnen entwickelt. Was man davon später zu haben wähnte, waren Imitationen der Skolienpoesie, durch die jene Heldenlieder ebenso verdrängt wurden wie die nationalen *tituli imaginum* in Prosa durch metrische *elogia* in griechischem Epigrammenstil.

Die Prosa der ältesten Zeit ist für uns ebenfalls so gut wie verschollen, literarischen Zwecken hat sie nicht gedient. Das im J. 449 v. Chr. schriftlich fixierte Stadtrecht, die *leges XII tabularum*, wurde in verjüngter Gestalt in den Schulunterricht eingeführt: daher hat sich dann an ihm, wie bei den Griechen an Homer, die nationale Grammatik herangebildet. Dadurch, und weil es dauernd die Grundlage und Norm des bürgerlichen Rechts blieb, sind uns viele Fragmente erhalten. Diese sind lautlich meist modernisiert, aber für Formenlehre, Wortgebrauch und Syntax eine reiche Quelle. Viele Formeln sind identisch mit griechischen des Rechts von Gortyn, dem das römische auch in der Stilisierung so nahe verwandt ist, daß eine Entlehnung seitens der Römer unzweifelhaft ist: das Vorbild können für diese nur die griechischen Kodifikationen Unteritaliens gewesen sein. — Die Jahreschronik (*annales*) hat sich bei den Römern wie anderswo aus der Kalendertafel (*fasti*) entwickelt, in die der pontifex maximus besondere Vorkommnisse eintrug, wie Sonnenfinsternisse und Prodigien überhaupt, später auch Daten aus der inneren und äußeren Geschichte der Stadt; doch fällt die schriftstellerische Bearbeitung dieser Jahrbücher nach dem Muster griechischer Stadtchroniken in viel spätere Zeit. Dasselbe gilt von der nationalen Sitte der *laudationes funebres*. — Von der geschäftsmäßigen Nüchternheit, aber praktischen Brauchbarkeit der Amtsbücher der Behörden, geistlichen wie weltlichen, die von Generation zu Generation sich fortpflanzten (Ritualbücher wie die *libri pontificii* und *augurales*, Gutachten und Observanzen wie die *commentarii consulum* und *tabulae censoriae*), werden wir uns aus den umbrischen Ritualbüchern sowie den aus der Kaiserzeit erhaltenen Kommentaren der *XV viri* über die Säkularspiele des J. 17 und den *acta fratrum Arvalium*, ferner aus Catos Schrift über den Landbau, aus der des Frontin über die römischen Wasserleitungen in Verbindung mit ein paar Fragmenten bei Varro *de l. l. VI 86–88* eine Vorstellung machen dürfen. In die eigentliche Literatur erhoben wurde auch diese Spezies erst durch eine verwandte griechische, die εἰσαγωγή: aus dem *commentarium consulatus petitionis* des Q. Cicero vom J. 64 und dem großen Briefe des Marcus an Quintus (*I 1*) vom J. 60/59 über dessen Amtsführung in der Provinz Asia können wir uns

eine Vorstellung machen von Inhalt und Art des varronischen *Isagogicus ad Pompeium* vom J. 71 (Inhaltsangabe bei Gellius *XIV 7, 2*).

Auf der Grenze der alten Zeit, die eine eigentliche Literatur nicht besaß, und der neuen, die durch Anlehnung an die Griechen eine solche zu schaffen begann, steht Appius Claudius. 'Dieser größte Neuerer, den die römische Geschichte kennt' (*Mommsen*), cens. 312, cos. 307 und 296, ist auch der erste Römer, der wenigstens in die Peripherie der Literatursphäre hineinreicht. Seine Jugend fiel in die Zeit, da Kyme römisches Municipium (338), Neapolis civitas foederata wurde (327), sein Alter in die Zeit des Krieges mit Pyrrhus: kein Wunder also, daß ein seiner Zeit vorauseilender Mann, der die Weltmachtspolitik Roms inaugurierte, von griechischen Kultureinflüssen berührt wurde. An die Echtheit seines früh verschollenen 'Gedichts' (Titel *sententiae?*) wird geglaubt werden dürfen: es waren γνῶμαι in Saturniern, offensichtlich übersetzt aus einem griechischen Gnomologion, das dem praktischen Römersinne nützlich erscheinen mußte. Sicher scheint ferner, daß auf seine Anregung sein scriba Cn. Flavius als Volkstribun die Prozeßformulare (*legis actiones*) in Buchform herausgab: das sog. *ius Flavianum*. Diese volkstümliche Maßregel, die den Plebejer vor der Willkür aristokratischer Rechtspflege sicherte, paßt zu der fürsorglichen Politik des großen Volksfreundes Appius.

Erster Abschnitt

DIE LITERATUR DER REPUBLIK UND DES AUGUSTEISCHEN PRINCIPATS

I. Periode

Die Zeit der beginnenden Verschmelzung der römischen Literatur mit der griechischen

(Vom Ende des 1. punischen Krieges bis Sulla)

Einleitung

Es waren, wie wir sahen, wohl Keime vorhanden, aber sie haben aus sich heraus keine organische Weiterbildung erfahren, da kein schöpferisches Individuum erstand. Die schaffende Kraft war auch hier der Hellenismus, dessen Kultur von Rom dadurch erhalten worden ist, daß es nach Niederwerfung der Einzelreiche diese Kultur zum ersten Male auf den Boden eines festgegründeten Staates stellte: Horazens Wort *Graecia capta ferum victorem cepit et artes intulit agresti Latio* hat diesem von allen einsichtigen Gelehrten Roms anerkannten weltgeschichtlichen Prozesse nur die pointierte Fassung gegeben. Dieselben Männer, die Alexanders und seiner Nachfolger Reiche zerschlugen, waren anerkannte Philhellenen: Flamininus, der Sieger von Kynoskephalai (197), L. Scipio, der von Magnesia (189), Fulvius Nobilior, der von Ambrakia (189), Aemilius Paulus, der von Pydna (168). Die Mondfinsternis, die sich in der Nacht vor der Schlacht bei Pydna ereignete, wußte ein feingebildeter tribunus militum im Heere des Paulus (Sulpicius Gallus, cos. 166) vorher zu berechnen und hinterher ein Buch darüber zu schreiben (*Plin. n. h. II 53*). Kenntnis der griechischen Sprache war nicht bloß unter den Gebildeten verbreitet — der Senat ließ sich von griechischen Gesandten in ihrer Sprache berichten, der Vater der Gracchen hielt in Rhodos eine griechische Rede, der ältere Africanus schrieb einen griechischen Brief an König Philippos, sein Schwiegersohn Nasica an einen ungenannten König (Masinissa?), und P. Licinius Crassus cos. 131 sprach

fertig fünf griechische Dialekte —, sondern die Komiker durften bei ihrem Publikum das Verständnis für griechische Verhältnisse in Staat und Familie, Religion und Sitte, ja für griechische Wortspiele und Phrasen voraussetzen. Studienreisen nach dem Osten begannen: auf einer solchen starb 159 Terenz. Nach dem Vorbilde hellenistischer Fürsten nahmen römische Vornehme auf ihren Feldzügen Dichter mit als Herolde ihrer Taten, so im J. 189 Fulvius Nobilior den Ennius. Begreiflicherweise fehlte es nicht an solchen, die vor dem schrankenlosen Vordringen des Hellenismus warnten. Die Stimmung dieser Partei kam auf religiösem Gebiete in der rücksichtslosen Unterdrückung der Exzesse des Dionysoskultes (sog. *SC de bacanalibus* vom Jahre 186, die längste der archaischen Prosainschriften: *CIL I*^{1} *196. X 104. Dessau 18*), auf literarischem in der durch einen Senatsbeschluß des Jahres 161 verfügten Ausweisung der Philosophen und Rhetoren zum Ausdruck. Zu solchen Maßnahmen sah sich die nationale Partei veranlaßt durch die Extremen, die über dem griechischen Wesen die römische Würde vergaßen: über einen dieser Graecomanen T. Albucius (*paene Graecum: Cic. Brut. 131*) goß Lucilius (*88 ff.*) die Schale seines Spottes aus. Lucilius war ein Anhänger der zwischen den Gegensätzen vermittelnden Partei, die sich um Scipio Aemilianus gruppierte. In der Familie der Scipionen verband sich seit früher Zeit nationaler Sinn mit griechischer Lebensverfeinerung; die 'Scipionengrabschriften' (von ca. 250 bis ca. 139) sind durch ihre metrische Form — archaische Saturnier, durch Beeinflussung der szenischen Poesie modernisierte Saturnier, Disticha —, und durch ihre Stilisierung — archaische Würde fortschreitend zu antithetischen παίγνια — unvergleichlich wertvolle Gradmesser der vordringenden Hellenisierung (*CLE. 6—9. 958*). Scipios d. j. Vater, Aemilius Paulus, hatte seinen Kindern die sorgfältigste Erziehung geben lassen, zwar auch die nationale, die er selbst genossen hatte, daneben aber besonders eine griechische: er hielt ihnen griechische Grammatiker, Sophisten und Rhetoren, auch Bildhauer, Maler und Sportsleute (*Plut. Aem. Paul. 20*); nach dem Siege über Perseus schenkte er ihnen dessen Bibliothek. Der j. Scipio — sein Lieblingsbuch waren Xenophons sokratische Schriften — ist diesen Grundsätzen stets treu geblieben. An Polybios, der unter den tausend im J. 167 in Italien internierten Achaeern war und im Hause des Paulus sogleich wärmste Aufnahme fand, schloß sich dessen damals 18jähriger Sohn enthusiastisch an: Polybios selbst hat später, in der Überzeugung, daß die hellenischen Ideale in einem römischen Reiche griechischer Kultur ihre Verwirklichung finden würden, die Herzlichkeit der ersten näheren Begegnung und die Vertraulichkeit nach der genaueren Bekanntschaft denkwürdig erzählt (*Polyb. XXXII 8 ff.*, bei *Wilamowitz I 1, 106 ff.*). Beide Männer verband enge Freundschaft mit dem Stoiker Panaitios. Die beiden griechischen Gelehrten waren mit Scipio im Hauptquartier vor Karthago zusammen und wurden von ihm — sichtlich nach dem Vorbilde Alexanders — damals zu einer Erkundungsfahrt längst der Nordwestküste Afrikas entsandt; Panaitios begleitete ihn dann auch auf seiner Gesandtschaftsreise in den Orient (ca. 140—139). Diesem Kreise gehörten an auch der für griechische Philosophie begeisterte C. Laelius, als jüngere Mitglieder Aelius Tubero, der Enkel des Aemilius Paulus und Neffe des Africanus, ein Schüler des Panaitios, dem dieser und Hekaton mehrere Schriften widmeten, ferner der edle Rutilius Rufus, Jurist und Verfasser von Memoiren, sowie C. Fannius, der Annalist, Schwiegersohn des Laelius. Der mit Scipio bekannte athenische Philosoph Kleitomachos, ein Schüler des Karneades, ein geborener Karthager, widmete dem Lucilius eine Schrift. Für die Komödien des Terenz, der wie Laelius einige Jahre älter war als Scipio,

interessierten sich die nobiles, und zwei seiner Stücke wurden 160 an den Leichenspielen des Paulus von dessen Söhnen Fabius und Scipio aufgeführt. In diesem Kreise begann sich die zivilisatorische Gemeinschaftsidee, wie sie von der jüngeren Stoa auf dem Grunde der ethisch-ästhetischen Kultur des Hellenismus ausgebildet worden war, mit römischer *virtus* und römischem Wirklichkeitssinne zu einer Einheit zu verbinden, die als *humanitas* einer der wichtigsten Kulturfaktoren zu werden berufen war. Die philosophische Begründung des Völkerrechts als des Naturrechts, die durch die Digesten Gemeingut des orbis terrae wurde, geht in Wahrheit auf diese Zeit und diesen Kreis zurück (vgl. *Cic. de off. III 23 u. 69*). In die Veredlung des Lebens wurde auch sein höchster Exponent hineinbezogen, der λόγος: die Klassizität der caesarisch-ciceronischen Epoche wurzelte in den Bestrebungen des Scipionenkreises, aus den Prinzipien des Ἑλληνισμός die Normen der *latinitas* als einer *pura oratio* zu entwickeln. Diese Männer, die in der Verschmelzung des nationalen Wesens mit dem hellenischen das Heil erblickten, sahen ihre Sache durch die extreme Partei gefährdet, da diese durch ihre Exzesse „die hellenische Partei" (τὴν αἵρεσιν τὴν Ἑλληνικήν) bei den ältesten und angesehensten Römern wie Cato kompromittierte (*Polyb. XXXIX 12*). Diese kluge Mäßigung der Philhellenen fand ihren schönsten Lohn darin, daß auch Cato in seinem Alter sich ihrer Partei näherte; durch die von ihm gebilligte Vermählung seines Sohnes mit einer Schwester des Scipio erhielt der Bund römischen und griechischen Wesens eine Art symbolischer Gewähr (*Plut. Cat. 20*). So war wenigstens im Prinzip das für die Entwicklung der griechisch-römischen Zivilisation dereinst folgenreiche Kompromiß geschlossen worden. Schon in der nächsten Generation finden wir in Q. Lutatius Catulus (cos. 102, † 87), dem Gegner des bildungsfeindlichen C. Marius, einen vornehmen Mann, der die hellenenfreundlichen Tendenzen des Scipionenkreises, dem er in seiner Jugend persönlich nahegestanden hatte, mit Bewußtsein fortsetzte (vgl. *Cic. de or. II 154f.*). Freilich dürfen wir uns durch den Glanz, der von der Propaganda der griechischen Kultur auf diese Epoche fällt, nicht darüber täuschen lassen, daß der Hellenismus das nationale Römertum zunächst nur noch wie ein dünner Firniß überdeckte. Mit Scham und Entrüstung berichtet Polybios (*XXX 14*) von den Possen, die L. Anicius als Propraetor im J. 167 mit den Techniten trieb, die er sich für seine Triumphalspiele aus Hellas hatte kommen lassen. L. Mummius, der Zerstörer Korinths, dessen Bruder Spurius dem Scipionenkreise nahestand, hat einer seiner Widmungen an Hercules Victor Hexameter beigegeben (*CLE. 248*), die nächst denen der sog. *sortes Praenestinae* (*ebd. 331*) die abscheulichsten aus republikanischer Zeit sind. Zwar die Familien der Anicier und Mummier gehörten zu den erst spät nobilitierten. Aber auch bei den Aristokraten dürfen wir das Maß des Philhellenismus nicht überschätzen. Sulla konnte zwar im Gegensatze zu Marius, der sich weigerte, die Sprache der Unterworfenen zu lernen, griechisch sprechen und schreiben, und brachte aus dem eroberten Athen die Bibliothek des Apellikon, in der sich die meisten Schriften des Aristoteles und Theophrast befanden, nach Rom; aber seine Bildung ging nicht in die Tiefe und die Verödung Griechenlands und eines Teiles von Asien hat vor allem er verschuldet. –

Für die Entwicklung der römischen Literatur ist die Epoche der Propaganda des Reiches im griechischen Osten die eigentlich entscheidende gewesen: sie ist damals geworden, was sie bis zur Trennung der beiden Reichshälften geblieben ist, ein wesentlicher Teil der hellenistischen Weltliteratur. Nicht in der Tatsache ihrer Abhängigkeit von der griechischen Literatur unterscheidet sich die römische von

den übrigen Literaturen unseres Kulturkreises, sondern in dem Maße und in der Art ihrer Abhängigkeit. Die römische Literatur, auf die die griechische noch mit voller werbender Kraft und in unmittelbarem Kontakte der Nationen einwirkte, ist von ihr ungleich stärker beeinflußt worden als irgend eine der zeitlich fernstehenden neueren Literaturen: daraus erklärt sich das stärkere Maß ihrer Abhängigkeit. Die verschiedene Art aber war im Volkscharakter begründet. Ein Volk mit so ausgeprägt nationalem Leben wie das römische hat von diesem doch nur verhältnismäßig wenig in seine Literatur hinübergerettet: die Versuche, den vollen Strom nationalen Lebens in die hellenischen Gefäße strömen zu lassen, haben zwar in der politischen Rede und in der Geschichtschreibung großen und echten Erfolg gehabt, aber innerhalb des Kreises der poetischen Gattungen nur in der der Prosa nächststehenden, der Satire. Daß die römische Literatur aber trotzdem keine bloße Kopie der griechischen ist, beweist sie selbst schon durch ihre Lebensfähigkeit. Ihr eigenartiger Reiz liegt gerade darin, daß der griechische Aufzug durch den Einschlag original römischer Fäden zu einem besonderen Gewande umgewoben worden ist. In diesem Sinne als eine im bedingten Maße originale Nach- und Neuschöpfung der hellenistischen Weltliteratur gefaßt, hat die römische Literatur innerhalb dieser sogar einen hervorragenden Platz eingenommen: einem Lucrez, Catull, Vergil, Horaz und Properz, sowie einem Cicero, Sallust, Petron und Tacitus hat die gleichzeitige Literatur in griechischer Sprache keine auch nur annähernd vergleichbare, die ältere zwar viel größere, aber doch nicht ganz wesensgleiche Namen an die Seite zu setzen. Keiner der Genannten und viele neben ihnen sind ohne das griechische Substrat denkbar, aber das auf dieser Basis errichtete Gebäude ist zum guten Teile römisch, und für den Mut, mit dem die Schüler den ἀγών mit ihren Lehrmeistern aufnahmen (vgl. *Varro sat. 395f.*), sowie den Erfolg, mit dem sie ihn, ihrer nationalen Eigenart zum Trotz, bestanden, verdienen sie wahrlich Anerkennung. Daher hat die römische Literatur für uns nicht bloß relativen Wert, insofern wir viele uns verlorene Gattungen der griechischen nur mehr durch die lateinischen Umbildungen besitzen, sondern sie hat auch einen absoluten, in ihr selbst liegenden Wert, den auszumünzen sich lohnt, mag auch noch so oft das griechische Gold mit römischem Kupfer legiert erscheinen.

Auf Grund dieser Verhältnisse definieren wir die römische Literaturgeschichte als die Geschichte von der Aus- und Umbildung der aus der griechischen Literatur herübergenommenen γένη.

DIE POESIE

Eine gemeinsame Eigentümlichkeit der ältesten Vertreter dieser Epoche war, daß sie sich nicht auf ein γένος beschränkten, sondern daß jeder von ihnen mehrere γένη nebeneinander anbaute. Innerhalb der griechischen Literatur finden wir solche Vielseitigkeit erst bei hellenistischen Dichtern, denen es ihre römischen Zeitgenossen nun gleich nachmachten, ja sie überbietend in der Pflege auch des Heterogensten. Darin zeigt sich im Gegensatze zu der organischen Entfaltung der griechischen Literatur das Gemachte der römischen, aber auch die Schaffensfreude der Dichter, die es unternahmen, alle verlangte Ware möglichst rasch zu importieren.

Die lateinische Literaturgeschichte hebt an mit einem Griechen. L. Livius Andronicus, wie er seit seiner Freilassung hieß, ein tarentischer Sklave, übersetzte für den Gebrauch in seiner Schule die Odyssee in Saturnier; von dieser *Odusia*

haben wir durch Grammatikerzitate einige 30 Verse. Mag der Übersetzer auch oft fehlgegriffen haben, so hat er doch, ein Pfadweiser und Bahnbrecher, durch seine Übersetzungen eine lateinische Dichtersprache zu schaffen begonnen. Die eigentliche Großtat war die Herübernahme des attischen Dramas, sowohl der Tragödie als – freilich hinter jener zurücktretend – der Komödie: *Livius primus fabulam C. Claudio M. Tuditano coss.* (240) *docuit*, also im Jahre nach Beendigung des schweren Krieges: das hatten Varro und Atticus urkundlich festgestellt. Konnte er bei der Odysseeübersetzung das nationale Versmaß übernehmen, so galt es beim Drama, auch auf dem Gebiete der Metrik schöpferisch vorzugehen. Den Dialogmaßen, dem iambischen Trimeter und trochäischen Tetrameter, gab er mit einem Taktgefühle, dessen Feinheiten wir erkennen, ohne voll ihre Gründe zu erfassen, eine dem römischen Ohre genehme Form, die ihnen, solange Senare und Septenare gedichtet wurden, fast ausnahmslos verblieben ist. Auch an die Nachbildung der Chormetren ist er schon herangegangen (*FTR. 20–22*). Er stand noch mitten in der lebendigen dramatischen Tradition der Griechen. Seine Jugendjahre fielen mit den Altersjahren des Philemon und Diphilos zusammen, Apollodoros von Karystos war sein Zeitgenosse, und die immer noch reiche Produktivität in Tragödie und Komödie tritt uns in diesem und dem folgenden Jahrhundert auf Inschriften entgegen, deren Fundorte von Asien bis zum griechischen Unteritalien reichen. Die geringe Anzahl der Zitate aus seinen Dramen verschließt uns den Einblick in das Einzelne; doch werden wir, da auch in der römischen Literatur die Kontinuität der Formen der eigentlich maßgebende Faktor gewesen ist, behaupten dürfen, daß schon Andronicus für vieles Technische die Grundlagen schuf, auf denen dann die Nachfolger weiter bauten, indem sie zwar das Einzelne ausführten und bereicherten, aber das Prinzipielle auch für sich als verbindlich erachteten. So werden wir, um nur dies zu nennen, wohl schon auf ihn zurückführen dürfen die äußere Einrichtung der römischen Bühne, deren bis auf den heutigen Tag maßgebendes Prinzip, das um $1-1^1/_2$ m erhöhte *pulpitum*, von der unteritalischen Phlyakenbühne herrührt. – Cicero spricht, da er zur Beurteilung der Schwierigkeiten, mit denen der εὑρετής ringen mußte, völlig unfähig war, über die Dramen des Andronicus verächtlich; aber die Lebenden haben ihn in ihrem Sinne hoch geehrt, indem sie ihm im J. 207 die Abfassung eines Sühneliedes übertrugen. Livius der Historiker hielt es für zu roh, um es aus dem Texte des Annalisten, den er ausschrieb, in den seinigen aufzunehmen (*XXVII 37*). Er hat uns dadurch eines saturnischen Gegenstücks zu Horazens Säkularliede beraubt, denn der geborene Grieche war sich bewußt, ein προσόδιον zu dichten – hier speziell ein παρθένειον – wie seine hellenistischen Kollegen (vgl. *BCH. XIX [1895] 336ff.*). Zum Danke dafür, daß seit Absingen des Liedes der Krieg eine glückliche Wendung nahm, gewährte der Senat den Dichtern und Schauspielern das Korporationsrecht: *scribae* nannte der Senat die Dichter bezeichnenderweise, denn *vates* (*s. o. S. 451*) und das eben erst aufkommende *poetae* hatten beide fremdartigen Klang. Dieses *collegium scribarum histrionumque* im Tempel der Minerva auf dem Aventine ist die römische Analogie zu der σύνοδος τῶν ἐν Μουσείῳ φιλολόγων zu Alexandreia (*Strab. XVII 794*) und den σύνοδοι τῶν περὶ Διόνυσον τεχνιτῶν. Seine genossenschaftliche Konstituierung kam der Pflege und Tradition der römischen Poesie zugute: als Ennius 204 nach Rom kam, nahm er auf dem Aventine Wohnung, in der er später den Komiker Caecilius beherbergte (vgl. auch *Varro sat. 356*).

Während Andronicus aus dem fremden Sklaven ein Freigelassener, aus dem

γραμματοδιδάσκαλος ein ποιητής geworden war, ist Cn. Naevius, aus einer latinischen Kolonie Kampaniens stammend, der erste Freigeborene gewesen, den nicht der Zwang der Verhältnisse, sondern eigene Wahl zum Dichten trieb. Wir wissen von ihm gerade genug, um mit Mommsen sagen zu dürfen, daß er 'allem Anschein nach eines der merkwürdigsten und bedeutendsten Talente in der römischen Literatur überhaupt war'. Er war noch mehrere Jahrzehnte (wohl seit 235) neben Andronicus tätig, dann noch einige Zeit neben Plautus, der aber erst auf die Höhe gelangte, als Naevius Rom verließ (bald nach 204). Während er als Tragiker unbedeutender war als sein Vorgänger, zeichneten sich seine Komödien durch den Freimut aus, mit dem er von der Bühne herab einzelne nobiles angriff, so die Meteller und den Sieger von Zama, ein Wagnis, das er mit seiner bürgerlichen Existenz bezahlte. Solche Invektiven, die übrigens auch in der νέα nicht fehlten, waren also stofflich originale Poesie, bezeichnenderweise aus einer dem Italiker vertrauten Sphäre (*s. o. S. 453*). Auch die 'contaminatio', die er durch die Verarbeitung mehrerer griechischer Stücke zu einem neuen Ganzen vornahm — übrigens auch darin dem Beispiel griechischer Dichter selbst folgend —, zeigt selbstbewußtes Können. Dann aber sprengte er die seinen beweglichen Geist hemmenden Fesseln völlig, indem er den Römern eine Literatur nationalen Inhalts gab. Er schuf das historische Schauspiel (*fabula praetexta*), wohl auch schon die auf italischem Boden spielende Komödie (*fabula togata*: vgl. *FCR. 21*), endlich, in seinem Alter das nationale Epos in Saturniern, das *bellum Poinicum*: diesen Krieg, den ersten punischen, hatte er mitgemacht. Die bedeutende poetische Kraft dieses Gedichts wenigstens in seiner mythhistorischen Einleitung zeigt sich uns am deutlichsten darin, daß Vergil ihm eine ganze Anzahl von Motiven, z. T. in genauem Anschlusse, entnahm. Die eigentliche Geschichtserzählung, die mit dem III. Buche anhob, scheint sich im allgemeinen freilich nicht über den Stil unserer Reimchroniken erhoben zu haben, doch muß ihr partienweise echt römische Kraft eigen gewesen sein (so *FPR. fr. 39*). Die idealisierte Geschichte in Epos und Drama an die Stelle des Mythos zu setzen hat Naevius in Anlehnung an hellenistische Poesie seiner Zeit gewagt: die epische Darstellung der πράξεις Ἀλεξάνδρου und seiner Nachfolger und die Μεσσηνιακά des Rhianos weisen für das Epos, der Θεμιστοκλῆς des Philiskos und die Ἰουδαϊκαὶ τραγῳδίαι des Ezechiel für das Drama auf diese Zusammenhänge hin.

Ennius (239—169) galt den Späteren als dichterischer Hauptrepräsentant der archaischen Epoche. Seine Vielseitigkeit ist ein Resultat der mannigfachen Kultureinflüsse, die in seiner kalabrischen Heimat auf ihn gewirkt hatten, wo sich auf dem Untergrunde älterer halbbarbarischer Besiedlung griechische, oskische und seit Beendigung des sog. dritten Samniterkrieges latinische Zivilisation berührten. So war er wie geschaffen dafür, die griechische Richtung des Andronicus mit der nationalen des Naevius zu vereinigen. Während aber Naevius den Aristokraten opponierte, hat Ennius, der zufällig etwa in demselben Jahre 204 nach Rom kam, in dem Naevius es verlassen mußte, sie praeconisiert: die Größe des Africanus fand in ihm einen begeisterten Propheten und einem der nobiles verdankte es der *poeta Messapus*, daß er *civis Romanus* wurde. Von seinen Tragödien haben wir, Dank dem Interesse Ciceros, gelegentlich kleine Ausschnitte von Szenen. Wörtliche Übersetzung ist seltener als freie Wiedergabe, die sich bis zur Umarbeitung, auch metrischer, steigert. Überall, wo wir vergleichen können, hat er Pathos an die Stelle des Ethos treten lassen (z. B. *FTR. 237ff.* ~ *Eur. Med. 1251ff.*) und die rhetorischen Gedanken auch sprachlich durch übertriebenen Gebrauch derjenigen Redefiguren zum Aus-

druck gebracht, die in der manierierten hellenistischen Prosa herrschten. Etwa ein Jahrzehnt nach seinem Tode hat dann die Tragödie in seinem Neffen und ‘*discipulus*’ Pacuvius aus Brundisium den ersten ihrer beiden Gipfelpunkte erreicht. – Die *annales* sind wie kein zweites Werk der römischen Literatur epochemachend gewesen, mehr noch durch ihre Form als durch ihren Inhalt. Diesen bilden, kurz gesagt, die πράξεις des römischen Volkes von den legendarischen Anfängen bis nahe an das Lebensende des Dichters. Er bot also, statt wie Naevius einen Ausschnitt, das Ganze, unzweifelhaft auch seinerseits nach hellenistischem Vorbilde: so hatten ein Demosthenes aus Bithynien und ein Theodotos aus Samaria (*Euseb. pr. ev. IX 22*) die Geschichten ihrer Heimat versifiziert. Es war, vom Standpunkte der poetischen Theorie betrachtet, ein monstrum, das der νέος Ὅμηρος schuf, indem er die Heldentaten und Reden von Göttern und Heroen auf Konsuln und Tribunen übertrug, daneben oft nichts anderes bot als versifizierten Chronikenstil (z. B. *223 Appius indixit Carthaginiensibus bellum*). Aber trotz aller Absonderlichkeiten übt auf uns, wo immer wir einigermaßen zusammenhängende Versreihen haben, gerade die Schlichtheit, über der doch ein Schimmer archaischer Größe liegt, einen eigenen Reiz aus. So lasse man einmal die Erzählung von Ilias Traum (*35–51*) und vom Gründungsaugurium (*77–96*) oder die Worte des Pyrrhus an die römischen Gesandten (*194–201*) auf sich wirken und messe die Simplizität dieses Ethos an dem pompösen Kothurn des vergilischen Pathos. Gelegentlich hat schon er, wie die späteren Annalisten, die altersgraue Vergangenheit durch die Farbentöne der Gegenwart belebt, z. B. in Camillus ein Abbild seines Gönners, des älteren Scipio, geschaffen. Besser aber als über den Inhalt und dessen Stilisierung können wir über die sprachliche Formgebung urteilen. Ohne die Verdienste seiner Vorgänger zu verkleinern, darf man doch Ennius den eigentlichen Schöpfer der lateinischen Dichtersprache nennen: *patrium sermonem ditavit*, wie sogar Horaz (*a. p. 57*) zugesteht. Er versuchte nicht bloß durch διπλᾶ ὀνόματα wie *omnipotens altivolans suaviloquens, velivolus altisonus magnanimus* der lateinischen Sprache etwas vom Reichtum der griechischen zu geben, sondern wußte auch mit dem überlieferten Wortschatze durch Archaismen (z. B. *Lunai, sos = eos, induperator*) und Metaphern bedeutende Wirkungen zu erzielen: so *flavom marmor* (vom Meere), *Suadae medulla* (von einem Redner), *quis potis ingentes oras evolvere belli* und viel dgl. Er kannte also fraglos die für uns zuerst bei Aristoteles begegnende Theorie, daß der Epiker διπλᾶ ὀνόματα und γλῶτται πρεπόντως gebrauchen, vor allem aber ein μεταφορικός sein müsse (*Poet. 22. 1459 a 4 ff.*). Rhetorische Ornamente verschmähte er auch im Epos nicht. So hält sich die Alliteration zwar in Fällen wie *unus erit quem tu tolles in caerula caeli templa* noch innerhalb der Grenzen italischer Technik, aber in *o Tite tute Tati* usw. spielt er nur mehr damit. Homoioteleuta wie *maerentes flentes lacrimantes commiserantes*, spielerische Antithesen *Quintus pater quartum fit consul* oder in Verbindung mit Parisosen wie *quae* (sc. *Pergama*) *neque Dardaniis campis potuere perire, nec cum capta capi, nec cum combusta cremari*, eine κακοζηλία wie *volturus in spinis miserum mandebat homonem, heu quam crudeli condebat membra sepulcro* (vgl. π. ὕψους *3, 2*) zeigen ihn uns auch als Epiker im Banne der entarteten Rhetorik. Sein höchster Ruhmestitel war die Einführung des Hexameters. Dieser erschien den Späteren fast ebenso roh wie ihm selbst der Saturnier, aber er ist das Abbild des homerischen ohne die Feinheiten, die er dann in seiner latinischen Sonderentwicklung bis auf Vergil bekam; die bemerkenswerteste Besonderheit, die ihm dauernd verblieb, die unver-

hältnismäßige Bevorzugung der Penthemimeres (88%), ist aus griechischer Praxis nicht zu erklären, mag aber auf eine Theorie griechischer Metriker zurückgehen, deren Einfluß sich auch sonst zeigt. In dem zum Lesen bestimmten Hexameter wurden die prosodischen Freiheiten der gesprochenen szenischen Maße erheblich eingeschränkt, wenn auch noch nicht völlig beseitigt; hiermit in Zusammenhang steht, daß er die Konsonantengemination in der Schrift zum Ausdruck brachte, *utpote Graecus graeco more usus* (*Festus 293*). Der Saturnier wurde durch das Verdikt des Ennius aus der Literatur völlig verdrängt, hielt sich aber noch einige Jahrzehnte als traditionelles Maß der Dedikationen und der Triumphaltafeln (vgl. *Bücheler-Dessau, RhMus. LXIII [1908] 321ff.*).

Wären uns die vielen kleineren Dichtungen des Ennius, in denen sich der Reichtum der hellenistischen Zeit an εἴδη spiegelte, mehr kenntlich, so würden wir vermutlich vieles aus der späteren römischen Poesie in den ersten Anfängen auf dies ungewöhnlich anpassungsfähige und formengewandte Talent zurückführen können. Von dem *Scipio* können wir uns, zumal in seiner Mischung von Hexametern mit trochäischen Septenaren, gar keine Vorstellung mehr machen. Die *saturae*, 'vermischte Gedichte', ἄτακτα, hat als γένος er eingeführt, mochte dieses auch erst durch Lucilius τὴν ἑαυτοῦ φύσιν erhalten. Die gastronomische Literatur, d. h. eine Spezies des parodischen Epos, war durch die Bearbeitung eines Werkes des Archestratos von Gela, die kinaedologische durch den *Sota*, die didaktische durch den *Protrepticus*, die spiritistisch-transzendentale durch den *Epicharmus* vertreten. Die Fragmente seiner Prosaübersetzung der ἱερὰ ἀναγραφή des Euhemeros sind neben Cato das Älteste, was wir von literarischer Prosa haben.

Dieser Dichter, der den Späteren schon altfränkisch vorkam, war in seiner Zeit so modern wie später kaum ein zweiter, aber mit dem Hange zum Rationalismus paarte sich in ihm wie in seinem Helden, dem älteren Africanus, ein Hang zur Mystik; wie Varro hat er an der Zersetzung des Glaubens ebenso mitgewirkt wie an der Stärkung nationalen Empfindens. Die Vielseitigkeit seines Schaffens nach Inhalt und Form — außer dem Hexameter hat er nachweislich mindestens noch das Distichon geprägt — war so groß wie sich das eben nur bei einer entlehnten Literatur begreifen läßt. Daß der ästhetische Wert mit dieser πολυπραγμοσύνη des Schaffens nicht gleichen Schritt hielt, ist verständlich; aber viele der Besten der Nachwelt, darunter Lucrez, Cicero, Vergil, haben ihm bezeugt, daß sein Selbstbewußtsein nicht ganz unberechtigt war. Für die Masse der von Ennius geprägten Worte, Phrasen, Versteile, die bei den späteren Epikern noch über Vergil hinaus zirkulieren, fehlt uns jede Schätzung, aber nicht leicht können wir zu hoch greifen: das Verhältnis der Kykliker zu Homer oder der nachvergilischen Dichter zu Vergil kann einen Maßstab abgeben. 'Ennius — so urteilte Scaliger — poeta antiquus magnifico ingenio. Utinam hunc haberemus integrum et amisissemus Lucanum, Statium, Silium Italicum et tous ces garçons-là'.

Der Vielseitigkeit der älteren Dichter, besonders des Ennius, steht gegenüber die Beschränkung auf ein γένος bei der Trias der Komiker Plautus, Caecilius, Terentius. Darin spricht sich das Bewußtsein aus, einen bestimmten Stil individuell gestalten zu können, wie denn die Prologe des Terenz für uns die ältesten Stücke persönlicher lateinischer Poesie sind. Alle drei waren niederer Herkunft und aus der Fremde, ein Umbrer, ein Insubrer, ein Libyer. Plautus († 184) fing zu dichten an, als Naevius schon die Höhe überschritten hatte, und lebte mit Ennius noch zwei Jahrzehnte in Rom zusammen; Terenz († 159) erlebte als Knabe noch die letzten

Jahrzehnte des Wirkens von Plautus, Ennius und Caecilius. Plautus nahm sich den griechischen Originalen gegenüber im Bewußtsein seines Könnens große Freiheiten. Er dichtete ganze Szenen um, spann Motive aus, erfand neue hinzu und machte gelegentlich aus den streng stilisierenden Lustspielen der νέα operettenhafte Possen, mit genialer Schaffenskraft die äußersten Konsequenzen ziehend aus einer Praxis, die wir in ihren Anfängen vielleicht schon für Andronicus, sicher für Naevius voraussetzen dürfen. Zwar sind wir immer noch nicht in der Lage, eine plautinische Szene mit einer menandrischen so genau zu vergleichen, wie es uns Gellius (*II 23*) für das *Plocium* des Caecilius ermöglicht; aber wir dürfen besonders jetzt, wo unsere Kenntnis Menanders so gewachsen ist, behaupten, daß das von Gellius über Caecilius gefällte Urteil auch für Plautus gültig, Horaz also mit seinem harten Urteile über Plautus (*ep. II 1, 170ff.*) von seinem Standpunkte aus im Rechte ist. Nur zu oft schädigt er die feine Natürlichkeit und den Humor der Attiker durch aufdringliche Possenreißerei, ihre urbane Eleganz durch bäurische Plumpheit, zerdehnt Motive bis zu unerträglicher Breite, verdirbt die Charakteristik der auftretenden Personen, zerreißt, nur auf momentane Wirkung bedacht, den feingesponnenen Faden der Handlung und zerstört, zumal da, wo er kontaminiert, die wohldurchdachte οἰκονομία, indem er die Originale entweder aufschwellen oder zu lose aneinandergereihten Szenen zusammenschrumpfen läßt. Miles und Poenulus auf der einen, Casina und Stichus auf der anderen Seite sind, an der Geschlossenheit des Stils gerade der νέα gemessen, Monstra von Dekomposition. Die Fälle, wo er sich stärkerer Eingriffe in den Gang der Handlung enthält, sind selten (z. B. Amphitruo, Aulularia, Bacchides, Mostellaria). Dagegen hält Terenz die Mitte zwischen der *neglegentia* des Plautus und der *obscura diligentia* seiner Widersacher (*prol. Andr. 20*). Zwar übersetzt auch er, wie diese, nicht selten wörtlich (*ebd. 11*), wahrt sich aber doch auch seinerseits ein bestimmtes Maß freier Bewegung (*Donatus zur Andr. 301 has personas Terentius addidit fabulae;* vgl. *FJacoby, Herm. XLIV [1909] 362ff.*), das freilich an die Ungebundenheit des Plautus nicht heranreicht. Wo er mehrere Stücke ineinanderarbeitet, verdeckt er möglichst die Fugen, versucht überhaupt die χάρις des stilisierten attischen Konversationstones wiederzugeben und die ἤθη der Personen zu wahren, vermeidet Possenhaftes, und statt mit römischem Firnisse das griechische Bild zu übermalen, streicht er lieber das dem römischen Publikum nicht recht Verständliche. Kein Wunder also, daß die antiken Kritiker, wenn sie die beiden am Maßstabe der Originale maßen, dem Terenz die Palme gaben. Aber wenn wir die beiden aneinander und in ihrer Wirkung auf uns messen, so kann unser Urteil nicht zweifelhaft sein. Die komische Kraft, die Plautus eignete, fehlte dem andern ganz, ebenso die wundervolle Frische und Beweglichkeit der Sprache, die die σεμνότης des würdigen Alten und den *sermo ebrius* eines Sklaven, die εὐςχημοσύνη des Epheben und die Brutalität des *leno*, die anständige Beschränktheit der *bona matrona* und die geistreiche *nequitia* der *meretrix mala* mit gleicher Virtuosität zu tragen weiß. Damit vermochte freilich die *tenuis oratio* des Terenz nicht zu konkurrieren: gerade *in sermonibus* erteilte Varro, der für italische, bodenständige Art Gefühl hatte, dem Plautus die Palme (*sat. 399*). Daher war dieser der Lieblingsdichter des Publikums, dessen Neigungen er entgegenkam, indem er es mit allen Schattierungen, deren die νέα fähig war oder durch seine Eingriffe erst wurde, versuchte, von Rührstücken (Captivi) und charaktervollen Familienstücken (wie Bacchides, Cistellaria, Stichus) bis zur ausgelassenen Posse (Casina), von Nachahmungen der sog. μέση (Persa) bis zu solchen ephemerer Stücke jüngster Dichter

(Asinaria). Für Terenz war der große Erfolg bei den nobiles doch nur ein dürftiger Ersatz für den geringen beim Volke, dem die attische Speise nur zusagte, wenn sie, varronisch gesprochen, mit *alium ac caepe* gewürzt war. Gerade in dieser ihrer Mischung sind die plautinischen Stücke ein so lebensvolles Abbild des sich damals hellenisierenden Roms, während Terenz die palliata dadurch tötete, daß er an die Stelle wahrer μίμησις den ζῆλος Μενάνδρειος setzte, dessen Effekt schließlich doch nur ein *dimidiatus Menander* sein konnte: denn dieses Urteil Caesars haben die neuen Funde, vor allem der große letzte, bestätigt. Ein attisches Stück, das die direkte Vorlage eines der drei nicht kontaminierten terenzianischen wäre, würde dieses im wesentlichen zu einem interessanten Übersetzungsexperimente herabdrücken, während der poeta barbarus in analogem Falle mit Ehren bestehen würde. Nichts ist lehrreicher, als – wozu noch kaum Anfänge gemacht worden sind – die Komposition inhaltlich gleicher Szenen bei Plautus und Terenz zu vergleichen, z. B. die zwischen *leno, adulescens, servos* bei *Plaut. Pseud. I 3* und *Ter. Ad. II 1*, diese in 53 feinen, aber nicht eben sehr witzigen Versen, jene in 150, sehr zerdehnt, aber sprudelnd von Kraft und Drastik: wie mag sich das Publikum amüsiert haben, als es hier (*359ff.*) die *convicia alternis verbis* zu hören bekam, die es selbst nach altem Brauche trotz der Gesetzesstrafe noch immer übte (*s. o. S. 453*). Aber auch abgesehen von diesem seinem eigenen Werte, den ihm kein griechisches Stück rauben könnte, wird er uns durch seine Sprache, die ein getreues, wenn auch diszipliniertes Abbild volkstümlicher Rede ist, eine unerschöpfliche Quelle des Lernens und Genießens sein. Auch lege man sich einmal die Frage vor, ob die spätere lateinische Literatur technisch so schwierige, mit solcher Meisterschaft behandelte Kunstprodukte wie die plautinischen Cantica aufzuweisen hat (z. B. wie die lange Arie *Most. 84–156*, das Anfangsduett des *Stichus*, die ionischen Lieder im *Amph. 162ff.* und *Pseud. 1246ff.*): ich wüßte nur die hellenistische Rezitationslyrik zu nennen, die uns in den Fragmenten des Laevius, der varronischen Satiren und in den Galliamben Catulls vorliegt, und das ist schon studierte Manier, während die hellenistische Gesangslyrik des Plautus schöpferische echte Kunst ist. Das formale Interesse, das Terenz bietet, ist ganz andersartig. Wenn bei ihm der Wort- und Formenreichtum des Plautus stark eingeschränkt ist, alles, auch die Syntax, einen viel geregelteren Eindruck macht, so erklärt sich das nicht aus der zeitlichen Distanz – jüngere Dichter als Terenz sind viel archaischer und regelloser als er –, sondern aus der sozialen des Kreises, in dem zugleich mit der Lebensführung auch die Sprache reformiert wurde (*s. o. S. 457*).

Von der *togata*, die, vielleicht schon von Naevius antizipiert (*s. o. S. 460*), von Plautus in manchen Szenen römischen Kolorits (z. B. *Curc. IV 1*) vorbereitet, den Ausläufern der palliata an die Seite trat, aber erst in der Zeit der Gracchen ihre Blüte hatte, können wir uns keine deutliche Vorstellung mehr machen. Es ist aber bezeichnend, daß dieser Versuch, mit griechischen Mitteln nationale Stoffe zu behandeln – Afranius nahm viel aus Menander und war ein Bewunderer des Terenz – von so kurzer Dauer war. Die togata, das komische Seitenstück der praetexta, war, obwohl sie Horaz (*a. p. 285ff.*) zu den Ehrentiteln der römischen Literatur rechnet, doch nur ein Experiment, das länger als einige Jahrzehnte auszuführen die Kraft der Dichter – es waren im Gegensatz zu den früheren Römer oder doch Latiner – nicht hinreichte.

Unvergleichlich viel lebenskräftiger erwies sich das γένος, dem C. Lucilius († 102/1 als *senex*) die besondere Prägung gab. Er entstammte einer vornehmen

und begüterten römischen Familie, sein Vater war Oheim des Triumvirn Pompeius. Er selbst hätte, wie es sein Bruder tat, die senatorische Karriere einschlagen können, verzichtete aber darauf und begnügte sich damit, eques Romanus zu bleiben; in dem Freundeskreise des j. Scipio nahm er eine hervorragende Stelle ein (vgl. *Hor. s. II 1, 62ff.*). Sein Geburtsort war Suessa Aurunca, ein latinisches Städtchen nahe der campanischen Grenze. Aber er fühlte sich als civis Romanus und konnte nur aus seiner Civität den unerhörten Freimut, römische Zustände zu kritisieren, herleiten, zumal in einer Zeit wo die politische Stellung der Nichtbürger eine denkbar gedrückte war. Es ist dies – vielleicht neben einzelnen Togatendichtern – der erste Fall, daß ein geborener römischer Bürger sich in nichtprosaischer Literatur betätigte. Aber bezeichnenderweise war das poetische Gebiet, das er bearbeitete, der Prosa so benachbart, daß die Grenzen, wenn man das Metrum abstreifte, undeutlich wurden. Die chronologisch datierten Anspielungen seiner Satiren beginnen mit dem J. 132 und reichen ohne erkennbare Pausen bis ans Ende seines Lebens. Sie wurden wenigstens teilweise zunächst nur im Freundeskreise bekannt gemacht, dann noch von ihm selbst zu Gruppen zusammengefaßt und ediert; aber die Gesamtausgabe, aus der unsere Zitate stammen, wurde von einem späteren Grammatiker besorgt ohne Rücksicht auf die Chronologie. Lucilius hat die im italischen Volke dynamisch vorhandene Neigung zum Spotte (*s. o. S. 453*) dadurch in die Sphäre der Literatur erhoben, daß er sie vereinigte mit dem Geiste und den Formen des griechischen Iambos – dies Wort im weitesten Sinne gefaßt, also das γελοῖον der Komödie, sowie die Pamphletliteratur, auch das σπουδαιογέλοιον der Paraenese in Vers und Prosa mit einbegriffen. Hierdurch drückte er dem schon von Ennius eingeführten γένος der *saturae* erst den charakteristischen Stempel auf und wurde so dessen eigentlicher εὑρετής. In seinen Satiren spiegelte sich die ungeheure Korruption der Gesellschaft, es waren echte Erzeugnisse eines mächtig bewegten Staatslebens, dessen Zusammenbruch in den Stürmen von Revolutionen sich vorbereitete. Die Schärfe seiner vom Hasse diktierten (*Trebonius bei Cic. ep. XII 16, 3*) Invektiven auf einzelne hervorragende Persönlichkeiten, eben gestorbener, aber auch noch lebender, auf Parteigruppen und die örtlichen Stadtdistrikte war beispiellos: ‘er peitschte die Stadt’ (*Persius 1, 114*); ‘so oft Lucilius wie mit gezücktem Schwerte grimmentbrannt zu toben beginnt, steigt Schamröte ins Gesicht dem Hörer, dem Freveltaten das Blut hatten erstarren lassen’ (*Iuv. 1, 165f.*). Neben Invektiven auf die *luxuria, avaritia, ambitio, superstitio* und *libidines* aller Art – alle jene *vitia*, die auch die kynisch-stoische Popularphilosophie in Diatriben geißelte –, standen literarische Pamphlete: gegen die Graecomanen, die gezierten Rhetoren, die allzu pathetischen Tragiker, die Epikureer; im 9. Buche stand eine satura lehrhaften Charakters περὶ ἀρετῶν καὶ κακιῶν λόγου, worüber im Scipionenkreise nach stoischem Muster viel debattiert wurde. Die Einkleidung der Motive war oft sehr phantastisch im Stile der alten Komödie und der Farcen des Menippos: Himmel und Hölle wurden aufgeboten, um drastische Wirkungen zu erzielen. Das dialogische Element spielte, dem Ursprunge des γένος gemäß, eine bedeutende Rolle, so bei Symposien, Schilderung von Reiseerlebnissen, Anekdoten aller Art. Die Sprache durchlief alle Stadien, vom Jargon der Gasse und des Bordells (κυνικὸς τρόπος und κιναιδολογία) über die gebildete Konversation, die Römisches mit Griechischem sorglos verband, bis zur epischen und tragischen Parodie, die ebenfalls ein wesentliches Ingredienz dieser *lanx satura*, des Potpourri, war. Der elementaren Kraft, die, weil sie nie wieder erreicht wurde, lange ein Gegenstand der Bewunderung

blieb, fehlte aber die Grazie. Die Form war, wie wir noch überall da beobachten können, wo uns einigermaßen zusammenhängende Versreihen erhalten sind, so unglaublich salopp, daß wir die Kritik des Horaz als völlig gerecht anerkennen müssen; kaum durch ein anderes γένος der Literatur mußte eine ästhetisch feinfühligere Generation so zur Umschaffung herausgefordert werden wie durch dieses. Fast jede genauere Erklärung der schwierigen Fragmente lehrt uns den überaus hohen Grad der Abhängigkeit des Horaz von seinem großen Vorgänger richtiger abschätzen, und doch muß uns nach Lage der Dinge, wie in dem analogen Falle Ennius—Vergil, das weitaus Meiste verborgen bleiben. Aber jeder Zuwachs dieses Wissens ist ein Gewinn auch für die richtige Würdigung der überlegenen Kunst des Horaz, der ihn dadurch verdrängte, daß er urbane Grazie und stilisierte εἰρωνεία an die Stelle genialischer, aber undisziplinierter Kraft und großartiger, aber ungezügelter Indignation treten ließ.

Einer von Lucilius' zahlreichen literarischen Gegnern war L. Accius aus Pisaurum (geb. 170), dem Scipionenkreise fernstehend, aber noch in sullanischer Zeit die angesehenste literarische Persönlichkeit Roms. Mit dem Greise standen noch Cicero und Varro in wissenschaftlichem Gedankenaustausche: so war er das Bindeglied zwischen der archaischen und der caesarischen Epoche. In seiner Vielseitigkeit knüpfte er an Ennius an. Die republikanische Tragödie erreichte in ihm ihre ἀκμή und ihr τέλος. Seine Fragmente, an Zahl fast so viel wie die des Ennius und Pacuvius zusammen, zeigen noch uns große Kraft und Kühnheit sowie eine glückliche Mischung von Ethos und Pathos. Wie Kallimachos und Philitas verband er seine dichterische Tätigkeit mit grammatischer, insbesonders auch mit literarhistorischer (*Didascalica* in mindestens 9 B.), die aber mehr durch den Widerspruch, den sie bei Späteren hervorriefen, folgewichtig wurden.

Das italische Element, das sich in den Alphabetreformen des Accius bemerkbar machte, trat in den Vordergrund in der literarisch gestalteten Bauernposse, der *fabula Atellana*: die Blütezeit ihres Hauptdichters, des L. Pomponius aus Bononia, fiel in das J. 89, das Entscheidungsjahr des Bundesgenossenkrieges, in dem die Civitätsbestrebungen der italischen Gemeinden ihren Abschluß fanden. Diese *ludi Osci* hatten, lange bevor sie literarisch wurden, eine primitive Vorstufe in Rom. Hier wurden sie schon um die Zeit, als Samnium bekriegt und Campanien durch die via Appia mit Latium verbunden wurde, sicher aus sakralen Gründen, daher lange mit Konservierung der oskischen Sprache und dauernd mit derjenigen der Masken (*personae oscae*; Charaktertypen: *Bucco*, *Maccus*, *Pappus*, *Dossennus*), eingeführt und, unseren Fastnachtspielen vergleichbar, in den Mummenschanz der *ludi Romani* aufgenommen (das folgt aus der Kombination von *Dionys. Hal. VII 72* mit *Festus 128. Varr. de l. l. VII 95*). Nach dem Verblühen der übrigen Arten des szenischen Spiels kleidete sich die latinisierte Atellane in dessen Formen und wurde so ein literarisches εἶδος, vergleichbar der Hilarotragödie des Rhinthon, die in frühhellenistischer Zeit ebenfalls den Wandel aus einer sizilisch-unteritalischen Bauernkomödie zu einem literarischen εἶδος durchgemacht hatte. Nach dem Muster des griechischen Satyrspiels wurde die literarisch gewordene Atellane der Tragödie als *exodium* (*Cic. ep. IX 16, 7*) angegliedert, dies sicher auf Grund einer gelehrten Spekulation (wahrscheinlich des Accius), denn Satyrspiele bestanden damals nicht mehr in der griechischen Bühnenpraxis. Obwohl die Atellane noch bis weit in die Kaiserzeit hinein beliebt war, haben wir nur etwa 300 meist zusammenhangslose Verse, ein bedauerlicher Verlust. Der Bauer führte das

große Wort (*át ego rusticatim tangam, nam urbanatim nescio: Pompon. 7*), es wimmelte von *vocabula rustica*, die Derbheit war kolossal, in den grammatischen Formen finden wir außer bei Petron nirgends sonst so viel Plebejisches. Wie vielfache Schattierungen das eine εἶδος gehabt haben muß, zeigt die bunte Fülle der Titel (z. B. ein *Prostibulum* neben *Philosophia*, *Mania medica* und *Sponsa Pappi* neben *Galli Transalpini* und *Milites Pometinenses*, dazu fast das gesamte lebende Inventar italischer Gutshöfe). Besonders bemerkenswert ist ein Titel des Dichters Novius (der Name weist nach Campanien): *Mortis et Vitae iudicium*, stofflich engverwandt dem Inhalte einer ennianischen satura: die unteritalische oder sizilische Volksposse muß die gemeinsame Quelle gewesen sein. Titel wie *Agamemno suppositicius, Hercules coactor, Armorum iudicium* (nach Pacuvius und Accius), *Phoenissae* weisen auf die ἱλαροτραγῳδία, Titel wie *Adelphi* (nach Terenz), *Synephebi* (nach Caecilius) auf possenhafte Travestie der Komödie, wie sie für die griechische Posse Aristoxenos von Tarent (bei *Ath. XV 620D–621D*) bezeugt. Eine Vase aus Nola (abgebildet *ArchZeit. VII [1849], Taf. IV 2*) trägt in oskischen Buchstaben die Aufschrift *Santia*, denselben Namen Ξανθίας finden wir auf zwei Phlyakenvasen (*BaumDenkm. II 820, Fig. 903. III 1753, Fig. 1829*): also ist dieser Sklavenname aus der alten peloponnesischen Posse, aus der ihn Aristophanes nahm, in die sizilische und unteritalische, aus dieser in die oskische gewandert. Wir greifen hie und da die Fäden wichtiger Zusammenhänge, sind aber bei dem Untergange des gesamten εὐτελὲς γένος der Literatur kaum je in der Lage, sie fest zu verknüpfen.

Die poetische Literatur lag, wie wir rückblickend erkennen, anfangs in den Händen von fremdländischen Sklaven und Freigelassenen, Latium selbst trat erst gegen Ende dieser Epoche ein mit dem Togatendichter Titinius und Lucilius. Mit Lucilius hob sich auch das soziale Niveau, aber das von ihm vertretene γένος stand zwischen Poesie und Prosa. Rom selbst hat lange Zeit keinen einzigen Dichter hervorgebracht: zwar dilettierten einige in Versen, so die Konsuln der Jahre 183 und 173 (*Sueton-Donat, vit. Terent. 4*), so Sp. Mummius, der Bruder des Zerstörers von Korinth (*Cic. ad Att. XIII 6, 4*), doch es ist fraglich, ob das publiziert wurde; die Epigramme Sullas aber waren griechisch. Erst am Ende dieser Epoche begegnen vereinzelte Ausnahmen: C. Titius eq. R. (um 120) und C. Iulius Caesar Strabo († 87), beide Redner, dichteten auch Tragödien, Q. Lutatius Catulus (cos. 102), der Redner und Memoirenschriftsteller, auch Epigramme. In der Theorie bestand freilich noch in der folgenden Epoche die Ansicht, daß das tändelnde Spiel der Musen der *gravitas* eines vornehmen Mannes nicht wohl anstehe: aber Cicero verteidigte sich als Konsular doch nicht mehr, daß, sondern wie er dichte (*in Pis. 72 ff. de off. I 77*), und D. Laberius, eques Rom. († 43), verfaßte sogar Mimen. Ein ganz anderes Bild wird uns die im Staatsleben wurzelnde Prosa zeigen: sie ist durch Männer ersten Ranges aus vornehmsten römischen und latinischen Geschlechtern vertreten, umgekehrt durch keinen aus niederem Stande (eine Ausnahme aus caesarischer Zeit notiert als solche *Nepos bei Suet. de rhet. 3*).

DIE PROSA

Während bei den Griechen die literarische Prosa erst nach Jahrhunderten der Poesie zur Seite trat, sind bei den Römern diese beiden Ausdrucksformen künstlerischer Rede nur durch Jahrzehnte voneinander getrennt: der normale Entwickelungsprozeß verlor bei einer importierten Literatur seine Gültigkeit.

Die Stadtchronik (*s. o. S. 454*) wurde zu einer Literaturgattung erst dadurch, daß sie sich an die horographischen Lokalchroniken der Griechen anschloß: Werken wie z. B. den ὧροι Καμίων des Duris, den ὧροι Κυζικηνῶν des Neanthes traten nun die römischen Annalen an die Seite, und wie fast jede Landschaft Griechenlands ihre Spezialdarstellung fand, so erhielt nun auch Rom seine συγγραφαὶ Ῥωμαϊκαί. Daher bedienten die ältesten römischen Annalisten sich der griechischen Sprache: wandten sie sich doch auch vor allem an hochgebildete hellenische Leser, für die eine Geschichte Roms nicht geringeres Interesse haben mußte als eine Geschichte Babylons von Berossos, Aegyptens von Manetho, Phoenikiens von Menandros. Denn Rom war nun in den Kreis der Kulturstaaten eingetreten, ja erhob den Anspruch, eine πόλις Ἑλληνική zu sein. Die ältesten und bedeutendsten dieser römischen Annalen in griechischer Sprache waren die des Q. Fabius Pictor, des Senators, der nach der Schlacht bei Cannae zum delphischen Orakel geschickt wurde. Das Zuverlässigste über die ältere römische Geschichte verdanken wir seinen Benutzern, besonders Polybios I. II (für 264–211) und Diodor XI–XX (für 486–302).

Der erste Prosaiker in lateinischer Sprache, der der Literatur angehörte, war – neben Ennius (*s. o. S. 462*) – M. Porcius Cato (234–149). Es bleibt sein Ruhm, die ersten Schritte auf der Bahn getan zu haben, die am Ende der Republik in Cicero und Sallust auf ihren Höhepunkt anlangte. Er fing erst in hohem Alter zu schriftstellern an, trotz seiner Ablehnung des Hellenismus als Kulturmacht selbstverständlich nach griechischen Mustern. In seinem Hauptwerke, den 7 B. *Origines* (d. h. wohl: die geschichtlichen Grundlagen der zu seiner Zeit bestehenden κατάστασις des römischen Staates), brach er mit dem annalistischen Prinzip: er erzählte mit Beschränkung auf die Hauptsachen und nach inhaltlich Buch für Buch geordneten Abschnitten. Darunter war in B. I die Urgeschichte Roms (die Königszeit), in II. III die des municipalen Italiens (mit besonderer Rücksicht auf die Gründungsgeschichten), woran er, der Verfechter der italischen Bauernschaft, begreifliches Interesse nahm; aber diese Hineinbeziehung des *rus italum* zeigt zugleich auch ungewöhnliche Einsicht in das Wesen der römischen Geschichte. Von B. IV an schilderte er die *bella* seit dem 1. punischen. Diese Verbindung von Ethnographie und Kriegen war in der griechischen Historiographie seit Herodot ganz gewöhnlich. Die erste Hälfte des Werkes (I–III) war sichtlich bedingt durch die κτίσεις-Literatur, die auch den Westen hineinzuziehen begonnen hatte: so Timaios, so Polemon von Ilion, ein nur wenig älterer Zeitgenosse Catos, in seinen κτίσεις Ἰταλικῶν; da diese, wie vorher Theopompos, auch die θαυμάσια der von ihnen beschriebenen Gegenden berücksichtigten und Cato in seinem Werke ebenfalls die *admiranda* behandelte, so sehen wir auch an dieser Einzelheit die Zusammenhänge. – In das Geschichtswerk nahm er nach griechischem Muster auch Reden auf, aber wohl nur von ihm selbst wirklich gehaltene. Von denjenigen seiner Reden, die gesondert umliefen oder im Familienarchive verborgen lagen, veranstaltete erst Atticus eine Sammlung, aus der Cicero mehr als 150 kannte. Die Fragmente, die wir von 80 haben, erreichen im ganzen etwa den Umfang einer kleinen Rede Ciceros, sie sind für die Zeitgeschichte sehr wichtig und lassen noch uns seine Schlagfertigkeit und seinen Bauernwitz erkennen; die Hauptsache war ihm aber das *vituperare*. Der Stil schwankt zwischen Extremen: italischer Formlosigkeit und griechischen Feinheiten, die er dem Demosthenes und Isokrates aufdringlich und ohne Kunstverständnis nachbildete (vgl. besonders *Gellius XVI 1*). – Eine barocke

Mischung hausbackener Weisheit mit griechischer Wissenschaft zeigen auch die paar Fragmente der kleineren Schriften, von denen wir vollständig das Büchlein *de agri cultura* besitzen. Dieses, ein auf Grund schriftlicher griechischer Quellen und praktischer Erfahrung zusammengestelltes Promemoria für rationelle Gutsbewirtschaftung, läßt sich literarisch verstehen nur als eine Instruktionsschrift von der Art der *o. S. 454f.* genannten εἰσαγωγαί. Die mangelhafte Disposition des Materials zeigt, was für ein ἰδιώτης τοῦ γράφειν er war; übrigens können schon ihm roh zusammengearbeitete Exzerpte griechischer γεωπονικά vorgelegen haben, wie wir sie aus dem Ende des Altertums haben. Dem imperativischen Rezeptenstile dieser Schriften und der ihnen verwandten medizinischen — denn auch die Hausmedizin spielt bei ihm eine große Rolle — ist auch die Schreibart Catos konform, aber zugleich erinnert sie an den Befehlston römischer leges. Wer die obigen Darlegungen (*S. 454*) über das Geschichtliche des Stils der Zwölftafelgesetze erwägt, weiß, daß beides auf gleichem Untergrunde ruht, und möge sich die Konsequenzen, die diese Beobachtung bei genauerer Untersuchung bieten wird, noch klarmachen einerseits an den umbrischen Ritualbüchern, andrerseits an dem Fragmente des Exegeten Antikleides bei *Athenaios XI 473C.* Mit jenen hat die catonische Schrift auch das gemeinsam, daß sie rituelle Gebets- und Beschwörungsformulare enthält (*s. o. S. 452f.*), wodurch ihr Wert, der schon für unsere Vorstellung von altitalischer Bauernwirtschaft ein unvergleichlicher ist, noch erhöht wird.

An die Stelle der Vielseitigkeit Catos, die ein Resultat seines unkünstlerischen, darum echtrömischen Utilitarismus war, trat dann zunächst die Beschränkung auf einzelne εἴδη. Über keines sind wir dank Ciceros Brutus so genau unterrichtet wie über die Beredsamkeit, diese echteste Tochter der römischen Republik; aber der eben durch Ciceros Erfolge bedingte Untergang dieser reichen 'Literatur' verwehrt uns, seine Urteile nachzuprüfen. Immerhin lassen uns die Fragmente noch die Richtigkeit der taciteischen κρίσις erkennen: *Catoni seni comparatus C. Gracchus plenior et uberior, sic Graccho politior et ornatior Crassus, sic utroque distinctior et urbanior et altior Cicero* (*dial. 18*). Der Stil aller Redner dieser Periode war der hellenistische Modestil, dessen Erregtheit dem revolutionären Inhalte vieler Reden entsprach; an einzelnen Fragmenten des C. Gracchus können wir noch das gewaltige, durch das Ethos der Persönlichkeit edel temperierte Pathos bewundern. Für die Erkenntnis der Zusammenhänge ist lehrreich das hochberühmte Stück bei *Cic. de or. III 214*: es ist ein in sehr alte Zeit hinaufreichendes σχῆμα (besonders genau von *Demosth. 28, 18* verwendet), von Gracchus in die κομματικὴ λέξις umgesetzt, dann von *Cicero pr. Mur. 88f.* und vielen anderen Prosaikern und Dichtern in ihrer Weise stilisiert. — Von Cornelia, Tochter des älteren Africanus, Mutter der Gracchen, hat uns Nepos (*p. 123 Halm*) zwei Brieffragmente erhalten, deren Echtheit mir durch Stil und Sprache garantiert scheint. Das längere der beiden ist eins der eigenartigsten, eindruckvollsten Stücke in lateinischer Sprache, aber zur Literatur im engeren Sinne gehört es noch weniger, als die dem Parteikampfe dienenden, dann z. T. als politische Flugschriften herausgegebenen Reden der Staatsmänner.

Die Geschichtschreibung nahm in dem Saeculum zwischen Cato und Sulla einen bedeutenden Aufschwung; der Parteistandpunkt der Verfasser war, wo sie von ihrer Zeit berichteten, für ihre Darstellung entscheidend. Neben die Annalen in lateinischer Sprache, die z. B. in L. Calpurnius Piso (cos. 133), dem Gegner der Gracchen, und in C. Fannius (cos. 122), einem jüngeren Mitgliede des Scipionenkreises (*s. o. S. 456f.*), angesehene Vertreter fanden, trat durch L. Coelius Anti-

pater, den Lehrer des Redners Crassus, nach dem Vorbilde hellenistischer Monographien die historische Spezialschrift, die dem Philologen L. Aelius Stilo gewidmete Geschichte des 2. punischen Krieges, die sowohl durch ihre Begrenzung und die eben dadurch ermöglichte historische Zuverlässigkeit als durch ihre stilisierende Kunst epochemachend wurde, ferner durch Sempronius Asellio die pragmatische, den Kausalnexus erforschende Darstellung der Zeitgeschichte nach dem Muster des Polybios, durch Lutatius Daphnis, einen Freigelassenen des Q. Lutatius Catulus (cos. 102), die 'Weltgeschichte' (*communes historiae* = κοιναὶ ἱστορίαι). Dazu kamen endlich die Memoiren (*commentarii*), die, wie bei den Griechen die des Königs Pyrrhos und des Aratos von Sikyon, eine durchaus apologetische Tendenz verfolgten, so die des M. Aemilius Scaurus, des durch seine Bestechung im jugurthinischen Kriege berüchtigten Vormannes der Nobilität, und die des edlen, von den Publikanen ungerecht verklagten und verurteilten P. Rutilius Rufus (cos. 105); Sullas Memoirenwerk wurde durch einen Freigelassenen ergänzt und herausgegeben.

Auch die Fachwissenschaften wurden eine nach der anderen übernommen. Die Anfänge der Philologie knüpft Sueton (*de gramm. 2*) an die Anwesenheit des Krates in Rom unmittelbar nach dem Tode des Ennius. So war es also nicht die alexandrinische, sondern die pergamenische Philologie, an der sich die römische zunächst bildete, und an der wenig disziplinierten Art der literarhistorischen Forschung des Accius (*s. o. S. 466*) glaubt man das noch zu merken. Aber Accius eröffnete doch die Bahn, auf der andere weitergingen. Ein Grammatiker gab um das Jahr 100 die Epen des Naevius und Ennius kritisch heraus und erklärte sie in Vorlesungen, wie die griechischen Philologen Homer. Der angesehenste Gelehrte dieser Epoche war L. Aelius (geb. um 150 in Lanuvium), der Lehrer Varros und Ciceros, der λογογράφος römischer Großen (daher sein Cognomen Stilo). Auf Rhodos, wohin er im Jahre 100 den Q. Metellus Numidicus ins Exil begleitete, kann er mit Dionysios Thrax, einem Schüler Aristarchs, zusammengekommen sein. Sein größtes Verdienst war die Übertragung der Methoden griechischer Sprachwissenschaft auf die lateinische Sprache; die Betrachtungsweise war eine universale, auf kulturgeschichtlicher Basis. Er erklärte ferner die ältesten Urkunden der Sprache, wie das Salierlied und das Zwölftafelgesetz, beschäftigte sich auch mit plautinischen Problemen. Wir sehen noch deutlich, daß Varro auf den meisten Gebieten in die Fußstapfen seines Lehrers trat. Auch die (ästhetische) κρίσις ward eingeführt: ein Grammatiker wahrscheinlich dieser Zeit Q. Laelius (Archelaus) schrieb *de vitiis virtutibusque poematorum*; einige κριτικοί schrieben in Versen und importierten dadurch εἴδη hellenistischer Lehrdichtung. — Aus der juristischen Fachliteratur haben die drei Bücher *de iure civili* des M. Iunius Brutus (etwa aus der Gracchenzeit) dadurch Interesse, weil es die erste in Dialogform verfaßte lateinische Schrift war. — Mit der Entwickelung der praktischen Beredsamkeit ging die Theorie Hand in Hand. Der Versuch des L. Plotius Gallus (um 95), eines Parteigängers des hellenenfeindlichen Marius, die *graeca disciplina* durch die Begründung einer lateinischen Rhetorenschule zu verdrängen, machte Aufsehen. Das Edikt des L. Licinius Crassus, des Stimmführers der Aristokraten, das diese Schule aufhob (92), hatte keinen Erfolg: noch bis an das Ende des Jahrhunderts sind die Spuren des Antagonismus kenntlich. Er fand seinen Ausdruck in zwei uns aus dem Ende dieser Epoche erhaltenen Schriften: den vier Büchern eines Unbekannten *de ratione dicendi ad C. Herennium* und den zwei Büchern *Rhetorica*, in denen der ganz junge Cicero *de inventione* handelt. Das Verhältnis der beiden partienweise wörtlich über-

einstimmenden Werke zu einander zu bestimmen, gehört zu den interessantesten, noch immer nicht einwandfrei gelösten Problemen der römischen Literaturgeschichte. Die Schrift des Anonymus ist eine achtungswerte, freilich sich auf das rein Technische der Disziplin beschränkende Leistung, bemerkenswert auch durch den selbstbewußten Ton gegenüber den griechischen Gewährsmännern; die ciceronische, in der gelegentlich eine tiefere Begründung der formalen Regeln versucht ist, wird von Quintilian (*III 6, 59*) ausdrücklich als eine ausgearbeitete Nachschrift eines Kollegheftes bezeichnet (aus späterer Zeit besitzen wir solche ausgearbeiteten *scholae* in der Schrift des Apuleius de dogmate Platonis).

II. Periode

Die Zeit der vollzogenen Verschmelzung der römischen Literatur mit der griechischen

(Von Sulla bis Augustus)

1. Bis zum Ende der Republik

Wenn die Signatur der vorigen Epoche die Eroberung der meisten γένη der griechischen Literatur war, so ist diejenige der vorliegenden, neben dem Zuwachs der wenigen noch übrigen, ihre künstlerische Gestaltung: Hellenismus und Römisches wurden nun aus einer Mischung ein organisches Gebilde. Die Römer übernahmen auf den meisten Gebieten der Literatur jetzt die Führung (nur in der Wissenschaft blieb den Griechen dauernd der Primat), aber daß die Geistesbildung nur hellenisch sein könne, war nach wie vor ein selbstverständliches Axiom. Rom wimmelte von griechischen Literaten, deren einige in engste persönliche Beziehung zu römischen Vornehmen traten. Studienreisen nach den Hauptsitzen der griechischen Zivilisation, Rhodos, Kleinasien, Athen gehörten zum guten Ton; sehr lebendig schildert Cicero der Sohn, der in Athen gleichzeitig mit Horaz studierte, sein dortiges Leben in dem bekannten Briefe an Tiro (*Cic. ep. XVI 21*). Der Gebildete sprach und schrieb mit Virtuosität griechisch; von Cicero haben wir ein paar zusammenhängende griechische Sätze in den Briefen an Atticus *VI 4 u. 5* (*graece* ἐν αἰνιγμοῖς, wie er sagt *7, 1*), und die interessanten politischen θέσεις *ebd. IX 4*, über die er zur Übung *disseruit in utramque partem tum graece tum latine.* Daß griechische Kenntnisse auch in weitere Kreise drangen, zeigt die wohl zuerst in caesarischer Zeit nachweisbare öffentliche Aufführung griechischer Dramen im Original (*Cic. ad Att. XVI 5, 1. CLE. 55*).

DIE POESIE

Die Produktionskraft im Drama, dieser größten Zierde der altrepublikanischen Poesie, ist fast völlig erloschen. Die alten Tragödien wurden weiter aufgeführt, aber prunkvoller und von besseren Schauspielern. Wer jetzt noch neue machte, tat es entweder zur rhetorischen Übung wie Ciceros Bruder Quintus, oder war barbarisch genug, eine belanglose Episode aus der Geschichte der Gegenwart zu dramatisieren, wie der Gaditaner Balbus, der Neffe des von Cicero verteidigten (*Asin. Pollio in Cic. ep. X 32, 3. 5*). Doch wurde am Ende dieser Epoche ein neues und letztes εἶδος des Dramas literaturfähig gemacht, der Mimus. Er war freilich schon im hannibalischen Kriege aus Unteritalien oder Sizilien nach Rom gewandert; aber erst als die Atellane, die oskische Schwester des griechischen μῖμος, mit dem Nach-

lassen der Bauernbewegung ihre produktive Kraft verlor, wurde auch er durch Anlehnung an die älteren szenischen Arten in die Literatursphäre gehoben und nun an Stelle der Atellanen (*s. o. S. 466*) als Nachspiel zu Tragödien gegeben (*Cic. ep. IX 16, 7*). Doch war auch in Rom seine Bedeutung größer fürs Leben, dessen realistische μίμηcιc er ja auch sein wollte, als für die Literatur, für die ihm eine genügend strenge Stilisierung fehlte (vgl. *Cic. pr. Cael. 65*): z. B. waren αὐτοcχεδιάcματα bei ihm etwas Wesentliches. Die derbe Realistik der Handlung verband sich, wie so oft bei Volkstümlichem, mit einem moralisierenden Elemente. Von den beiden Hauptvertretern des Mimus in caesarischer Zeit, D. Laberius eq. Rom. und Publilius, einem einstigen Sklaven aus Antiocheia, hatte es dieser so stark hervortreten lassen, daß man später eine Sammlung seiner Sinnsprüche machte (wie derjenigen des Philistion, des Klassikers des griechischen Mimus); sie ist uns, da sie Schulbuch wurde, erhalten, wenn auch so wenig wie die μονόcτιχα Μενάνδρου in originaler Form. Von dem poetischen Können des Laberius legen die berühmten 27 Prologverse (*FCR. S. 359f.*) Zeugnis ab; sie sind sehr lesenswert, nur darf man in sie keine Sentimentalität hineintragen. Im übrigen vermögen wir uns von einem Mimus, noch dazu dieser Zeit, leider gar keine Vorstellung zu machen.

Noch einige Jahrzehnte bevor der römische Mimus seine kurzwährende Blüte in der Literatur erlebte, schrieb Varro der Reatiner seine *saturae Menippeae*, deren Hauptmasse – es waren im ganzen 150 – wir uns einige Jahre vor und nach 60 v. Chr. entstanden denken müssen. Damals wurde das von Menippos aus Gadara (um 280 v. Chr.) begründete γένοc von dessen Landsmann Meleagros gepflegt (*A.P. VII 417, 4*): wir sehen also Varro wie so oft im unmittelbaren Anschluß an griechische Zeitgenossen. Vor ihm hatte schon Accius in den Didascalica Prosa mit Vers irgendwie gemischt; daß Varro dieses Vorgängers, in dessen Spuren er seit seinen Jugendjahren wandelte, auch hier nicht vergaß, zeigt der Titel einer satura: κυνοδιδαcκαλικά, in denen er, wie Accius, auch metrische Fragen behandelt hatte. Die κυνικὴ ἰδέα trug aber erst Varro in das εἶδοc nach dem Muster der genannten griechischen Originale hinein. Da wir uns von diesen kein irgendwie authentisches Bild machen können – denn die Nachahmung des Lukian ist sehr frei –, so müssen wir darauf verzichten, von den recht zahlreichen varronischen Fragmenten (fast 600, meist bei Nonius) eine Linie zu seinen Vorbildern zu ziehen. Insbesondere läßt sich darüber nichts sagen, ob die bunte Mischung von Prosa und Vers, wie wir sie bei Varro finden, in dieser Stillosigkeit schon bei Menippos vorhanden war. Allgemeine Erwägung und die Praxis Lukians führen darauf, daß der Römer die χάριτεc Μενίππειοι, von denen jenes Epigramm redet, stark vergröbert hat; daß in den Versen das παρῳδεῖν, in dem der Kynismos von alters her exzellierte, die Hauptsache war, ist bei Varro wie noch bei sämtlichen späteren Vertretern dieses γένοc handgreiflich. Die dramatisch belebte Handlung (*modus scaenatilis fr. 304*), das teils possenhaft-realistische, teils bizarr-phantastische, ferner das biotisch-moralisierende Element, wie uns das alles bei Varro und Lukian entgegentritt, lassen diese *saturae* – so benannte sie Varro nach dem Prinzip der Buntheit ihres Inhalts und ihrer Form, also in Anlehnung an Ennius – dem Mimus wesensverwandt erscheinen, und wenigstens im griechischen Mimus war Prosa und Vers gemischt. Daß uns keiner dieser varronischen 'Söhne von der αἵρεcιc des Menippos', wie er diese seine Kinder benannte (*fr. 542*), mehr intakt erhalten ist, sondern daß wir von 89 nur die Namen und ein paar mehr oder minder verstümmelte Gliedmaßen haben, ist für den ästhetischen Kunstgenuß gewiß gar kein Verlust, aber ein

überaus bedauerlicher für unser Wissen von den literarischen Strömungen sowie vom religiösen und sittlichen Leben aller Bevölkerungsschichten in der Revolutionszeit. Denn deren Schäden suchte der mit der guten alten Zeit liebäugelnde, aber doch ganz modern empfindende Sohn des Sabinerlandes aufzuzeigen und σπουδαιογελοίως zu bessern, angetan mit dem τρίβων des Kynikers (vgl. *fr. 469*), aber auch, wie ihn *Cic. ac. post. I 8* sagen läßt, *multis admixtis ex intima philosophia*; auch πολιτικά behandelte er gelegentlich (*fr. 556*). Rekonstruktionsversuche sind wegen der dem γένος eigentümlichen sprunghaften Komposition und der unberechenbaren Phantastik ebenso reizvoll wie problematisch. Die Metrik gibt in ihrer Mischung von archaischer Simplizität (Hexameter in der Technik des Ennius und Lucilius, Senare Septenare Octonare in der des Plautus und Accius) und neoterischer πολυμετρία (Hendekasyllaben – deren Natur er richtig bestimmte: *fr. 230* –, Ioniker, Glykoneen, Choliamben, anap. Dimeter), die Prosa in dem Nebeneinander von kyklopischer Periodisierung und asianischem Raffinement (vgl. *fr. 375. 432*) ein Bild von der Doppelnatur ihres Verfassers.

Der Mimus gehörte nur in sehr bedingtem Sinne zur Literatur, die varronischen Satiren blieben, obwohl ihrer Form eine große Zukunft bestimmt war, Kuriositäten. Zeitgenossen und Nachwelt wandten ihr Interesse andersartigen literarischen Bewegungen zu, deren Kenntnis die Voraussetzung für das Verständnis auch der gesamten späteren poetischen Literatur ist.

Es sondern sich zwei Gruppen, deren eine die zeitgemäße Fortbildung des archaischen, hauptsächlich von Ennius geprägten Stils zum Programm erhob, während die andere, die neoterische (*poetae novi: Cic. or. 161.* οἱ νεώτεροι *ad Att. VII 2, 1*), neue Pfade einschlug: eine Differenzierung nach alexandrinischer Analogie, denn wie Aristarch dem Ὅμηρος die νεώτεροι gegenüberstellte, so schied, ihm folgend, Apollodor (*bei Strabon VIII 339*) die ὁμηρικώτεροι von den νεώτεροι. Daß Berührungen der beiden Gruppen stattfanden, ist an sich begreiflich und auch noch für uns nachweisbar. Anhänger und, wie es scheint, Wortführer der ersteren Gruppe war Cicero, der schon als *adolescentulus* durch seine Aratübersetzung, dann später auf anderen Gebieten zeigte, daß die Wahl moderner Stoffe sich mit der Pietät für die großzügige Art der alten Poesie wohl vereinigen lasse. Unter den Neoterikern, die ihm im übrigen unsympathisch waren, scheint er sich den Catull irgendwie verpflichtet zu haben (*Cat. 49*) und wechselte mit einem anderen namhaften Anhänger dieser Dichterschule, dem Q. Cornificius, verbindliche Briefe. Wohl besaß Cicero auch im Dichten viel τέχνη und achtungswerte κρίσις anderer, aber ihm fehlte die φύσις: über Rhetorik in Versen oder bloße Übersetzungen ist er nicht hinausgelangt. Was ihm fehlte, das besaß in reicher Fülle der Hauptvertreter dieser Richtung T. Lucretius Carus. Unsere Überlieferung über sein Leben ist von trostloser Dürftigkeit. Der Ton, in dem er zu dem Adressaten seines Werkes C. Memmius, dem Schwiegersohne Sullas, redet, scheint zu zeigen, daß er niederen Standes war. Sein Heimatsland kennen wir nicht, aber daß er kein geborener Römer oder Latiner war, darf als sicher gelten. Er lebt für uns nur in seinem Werke, aus dem die Phantasie nachdenklicher Leser sich ein Gemälde voll von zerschellten Hoffnungen, von Martern einer geängstigten Seele gestalten kann; mit Recht ist kürzlich auf das starke, für die Seelengeschichte verwertbare Element dieses Gedichtes hingewiesen worden. Das postume Werk des Unglücklichen, der sich im J. 55, als er im besten Mannesalter stand, in einem Anfalle von Melancholie den Tod gegeben hatte, ließ Cicero, wie es bei nachgelassenen Werken üblich war, in dem

unfertigen Zustande, in dem es vorgefunden wurde, edieren. Das Unternehmen, griechische Philosophie, und sei es selbst die ihm antipathische Epikurs mit *ars* in die lateinische Sprache hinüberzuleiten, mußte ihm imponieren, und die archaisierende Tendenz des Dichters entsprach seiner eignen; finden sich doch einzelne Spuren, die auf Kenntnis und Benutzung der ciceronischen Aratübersetzung durch Lucrez hinführen. Philosophisch-theologische Poesie hatte schon Ennius eingebürgert, außer im 'Epicharmus' auch im Prooemium der Annalen, das Lucrez zitiert (*I 117ff.*); auch Aratos des Stoikers Gedicht gehörte dazu, und daß es im 1. Jahrh. v. Chr. allerlei spiritistische Poesie in griechischer und lateinischer Sprache gab, zeigen noch uns halbverwischte Spuren; auch Empedokles, der alte φυσιολόγος, von dessen Versen auch Lucrez begeistert spricht (*I 731ff.*), wurde trotz des aristotelischen Verdiktes wieder hervorgezogen. Dem stoischen Offenbarungsglauben und der neopythagoreisch-orphischen Mystik stellte nun der Rationalist und Materialist sein System gegenüber, aber auch er voll des Glaubens an seine Religion, auch er ein θεολόγος und sich bewußt seiner Mission, Propaganda zu machen für die Heilslehre Epikurs, dessen Adepten, wie Cicero sagt (*Tusc. IV 7*), *Italiam totam occupaverunt*; in den Stürmen der Revolutionen, die das Staatsschiff zerschlugen, suchten viele ihren Nachen im ruhigen Hafen der epikureischen Philosophie zu bergen. Lucrez kennt das System teils aus Schulschriften teils wohl auch aus lebendiger Überlieferung. Er handelt wesentlich nur *de rerum natura*, Erkenntnislehre und Ethik werden nur gestreift, letztere, die praktische Konsequenz der Theorie, mehr in Form von Exkursen. Die lateinische Formgebung noch dazu in Poesie war ungewöhnlich schwierig, sogar an epikureischen Prosaikern tadeln Cicero und sein Korrespondent C. Cassius (*ep. XV 16 u. 19*) *malam verborum interpretationem*, und Lucrez, der sich der Schwierigkeit bewußt war (*I 136ff. III 258ff.*), bleibt hinter Ciceros technischem Vermögen weit zurück. Auch die Periodisierung ist oft sehr unbeholfen, ganze Partien lesen sich wie dürre Prosa, deren metrische Gestaltung der Klarheit des Gedankens oft geradezu schadet. Ennius hat er besonders in den nicht rein philosophischen Abschnitten für die Phraseologie (bis zu halben und ganzen Versen) stärker benutzt als wir auch nur zu ahnen vermögen: für den Kenner ennianischen Stils ist es reizvoll, diesen allenthalben (so in der großartigen Stelle *III 1024ff.*) durchschimmern zu sehen. Daß aber daneben auch die moderne Richtung nicht ganz ohne Einfluß auf ihn blieb, zeigen Stellen wie *II 600ff.* (Kybele: vgl. *Catull 35. 63, Varro sat. 131ff.*). Auch den Stil der Diatribe verwendet er gelegentlich (besonders *III 894–977*), darin ein Vorgänger des Horaz, wie dieser wohl in unmittelbarer Nachahmung des Hedonisten Bion. Der werbenden Stimme des von der Wahrheit der Lehre tief durchdrungenen Propheten leiht auch der widerstrebende Leser sein Ohr. Der Reiz dieses Gedichts liegt nicht zum wenigsten in der Antithese, daß die entgötterte, ihres phantastischen Nimbus entkleidete Welt durch einen mit Einbildungs- und Anschauungskraft begabten Dichter, — denn auch als Dichter war er, aristotelisch gesprochen, μανικὸς καὶ εὔπλαστος – nun wieder mit Glanz und Schönheit erfüllt wird, und zwar in einer Sprache, die von wundervoll sinnlicher Realität ist. Wie weiß er zu schildern das Murmeln des Baches und die Blütenpracht des Frühlings, den im Walde brausenden Sturm und die furchtbare Schönheit des Gewitters, aber auch das bunte Leben und Treiben in der Hauptstadt; wie kennt er auch, unzweifelhaft auf Grund innerer Erfahrungen, das Herz des Menschen, sein böses Sinnen und Trachten, sein Hasten und Irren, die bis zum Wahnsinnstaumel gesteigerten Freuden der sinnlichen Liebe, aber auch die süßen stillen

Freuden des Familienglücks (*III 894ff.*). Neben solche Partien voll von Ethos treten dann erhaben pathetische (*sublimis Lucretius*: *Ovid a. I 15, 23*), wenn er die Triumphe schildert, die der Menschengeist durch die Kraft der Intelligenz und die Unermüdlichkeit des Forschens erreicht hat, und in diesem Triumphzuge der Geister ist Epikur der sonnenhafte Führer, der Gott und Heiland der Welt. Nehmen wir noch hinzu die erschütternde Disharmonie, die das Ganze deshalb durchzittert, weil der Prophet dieser befreienden und menschenstolzen Lehre doch so oft von trüben Stimmungen ergriffen wird und gern bei den Nachtseiten des Lebens verweilt, selbst ein Unglücklicher, dem es bestimmt war, freiwillig aus dem Leben zu scheiden: so werden wir, wenn wir alles zusammennehmen — die herbe Schönheit des Ganzen, die Lieblichkeit von Einzelnem, Lebensfreude und Weltschmerz, Mitleid mit den Menschen und eine sie verachtende Gleichgültigkeit —, sagen dürfen: dieses Gedicht, dem in Fehlern und Vorzügen kein gleichartiges griechisches zur Seite steht, wird den ehrenvollen Platz in der Weltliteratur nie verlieren, den es, seinem philosophischen Inhalte zum Trotz, sogar in dunklen Jahrhunderten mönchischer Intoleranz und allgemeiner Indolenz zu behaupten wußte. Sein Verständnis ist schwer, aber es lohnt sich, auch um des einsamen Menschen willen, immer wieder darum zu werben.

Lucrez war ein Nachzügler großen Stils, die eigentliche Signatur gaben der Poesie dieser Epoche die Modernen; über Ennius, den Cicero und Lucrez verehrten, fühlten sie sich erhaben (*Cic. Tusc. III 45*). Schon gegen Ende der vorigen Epoche, etwa seit 100, hatten *poematia*, wie Übersetzungen von Epigrammen und Mimiamben, mit den *annales* der alten Schule zu konkurrieren begonnen: begreiflich genug. Denn die bedeutenden Vertreter der hellenistischen Poesie, deren Blüte nun bereits fast $1^1/_2$ Jahrhunderte zurücklag, stiegen jetzt ihrerseits zum Range von Klassikern empor, den einst bei Beginn der römischen Poesie die Größen der attischen eingenommen hatten. Auch kamen manche Epigonen der großen hellenistischen Poeten mit römischen Literaten in unmittelbare Berührung, so Archias aus Antiocheia, Philodemos aus Gadara, vor allen Parthenios aus Nikaia: aus der Familie der Helvii, mit denen der im J. 73 nach Rom gekommene Parthenios in Beziehungen getreten war, ging einer der angesehensten Dichter der neuen Schule, Helvius Cinna, hervor.

Diese Poesie zeigt nun, ganz wie die der griechischen Originale, ein doppeltes Gesicht: neben anspruchvollen, schwergelehrten Gedichten steht die lyrische Gelegenheitspoesie. Die Produkte dieser letzteren nannte man *nugae*, *ineptiae*, wie Philitas παίγνια dichtete (*ludicra* gab es noch von Ovid), auch *catalepta* (so der junge Vergil nach Arats τὰ κατὰ λεπτόν). Das Dichten in diesem Stile hieß dementsprechend *ludere*; es war oft ein Improvisieren: Catulls *c. 50* ist für die ganze Art typisch. Unbedeutende Vorgänge des Lebens erschienen wichtig genug, um fixiert zu werden, aber auch die Sorgen ihres Herzens legten sie in diesen Gedichtchen nieder; ἐρωτικά spielten eine große Rolle: *poetae teneri, tenelli* nannten sie sich und wurden so von anderen genannt; *carmen elegans, venustum, delicatum* wurden Schlagworte, ebenso *lepor, facetiae*. Aber die antimonarchische Stimmung dieser Gesellschaft machte sich Luft auch in bissigen, selbst Caesar gelegentlich unbequemen Versen von der Art derjenigen, wie sie einst (um 200) Alkaios von Messene gedichtet hatte. Ferner begegnen uns jetzt zum ersten Male Festgedichte aus Anlaß von frohen oder traurigen Ereignissen in vornehmen, den Dichtern befreundeten Familien — gerade für die Herüberleitung dieser hellenistischen Sitte

nach Rom muß Parthenios (wie dann etwas später Krinagoras) maßgebend gewesen sein —; Catulls Hochzeitsgedicht (*61* für Manlius und Vinia) war nachweislich nicht das einzige seiner Art in dieser Zeit, und Properzens ἐπικήδειον auf Cornelia war auch nur eins von vielen; mit der Einführung dieser poetischen Spezies war eine Bahn eröffnet, deren einzelne Etappen sich bis in die Vandalenzeit des 6. Jahrh. erkennen lassen. Diese *poematia* (*idyllia, eclogae*) nun waren teils in die Form von Epigrammen gekleidet, teils in die von den hellenistischen Dichtern aus der alten Lyrik entwickelten Formen des Rezitationsliedes. Da die hellenistischen μέλη für uns bis auf die Namen einiger Dichter, die bestimmte Metra 'erfanden', so gut wie verschollen sind, so bieten uns nur die mit den μέλη in Wechselwirkung stehenden, in den Motiven kaum erheblich verschiedenen ἐπιγράμματα die Möglichkeit eines Vergleiches: er fällt durchaus zuungunsten der lateinischen aus, selbst die catullischen sind, soweit sie nicht in Kurzelegien den Stil des eigentlichen Epigramms modifizieren, mit wenigen Ausnahmen ungelenk und hart. Aber das Entscheidende ist, daß durch diese *poematia* das βεβιωμένον — das tiefste sowohl, das auszusprechen man sich kaum entschließen kann, als das alltäglichste — in die römische Literatur eingeführt wurde, wozu es bisher nur wenig Ansätze gab, die deutlichsten in den Satiren des Lucilius: es ist daher vielleicht kein Zufall, daß das Schulhaupt der Neoteriker, P. Valerius Cato, der wie viele seiner hellenistischen Kollegen zugleich Grammatiker war, eine Ausgabe des Lucilius machte. — Allein diese *poematia*, an denen wir uns wegen ihrer Natürlichkeit erfreuen, wurden von ihren Verfassern weniger hoch bewertet als die *docta carmina*, die, wie es von den entsprechenden des Kallimachos, Lykophron und Euphorion hieß, ein γυμνάσιον εἰς ἐξήγησιν γραμματικήν (*Clem. Al. strom. V 676P*) waren: so wurde die *Zmyrna* des Helvius Cinna, die *Catull 95* preist, noch zu Lebzeiten ihres Verfassers interpretiert. Die studierte Eleganz der Form entsprach dem gelehrten Inhalte, jahrelanges Feilen galt als unerläßlich, Arats von Kallimachos gepriesene ἀγρυπνίη wurde vorbildlich (*Cinna FPR. fr. 11*). Da sich in einem großen Epos diese Postulate nicht erfüllen ließen, wurde dieses als μέγα κακόν verworfen: so sind die *annales* eines Volusius für Catull (*36, 1*) eine *cacata charta* und einen anderen verhöhnt er (*22*), daß er *longe plurimos facit versus*. Wie alles in Inhalt und Form so wurde auch die Technik des Hexameters verfeinert. Archaische Läßlichkeiten wie das verklingende Schluß-*s* sind von nun ab verpönt (letztes Beispiel *Catull 116, 8*). Das Melodiöse wird wie in den Rhythmen (*gracilem molli pede claudere versum: Ciris 20*) so auch in den Worten gesucht (Deminutiva wie *mollicellus, tenellula*): vgl. *Cic. or. 68* von diesen Dichtern: *vocibus magis quam rebus inserviunt*. Das *dulci voce cantare* wurde z. B. an Catull gerühmt (obwohl es doch bloß Rezitationspoesie war): *schol. Veron. zu Verg. b. 7, 22*. Daher auch die Vorliebe für den Refrain und für die weichen σπονδειάζοντες; die Hexameter in Catulls *c. 62* sind die melodiösesten in lateinischer Sprache, während seine Pentameter noch viele Härten zeigen, die erst die folgende Generation beseitigte (z. B. *91, 2 in misero hoc nostro hoc perdito amore fore*). Die Stellung der Worte im Verse wird sorgsam abgewogen, Kühnheit der Verschränkungen eher gesucht als gemieden, die kunstlose Periodisierung der älteren Dichter einer auf das Zierliche abzielenden Reform unterzogen. — Auch in den Worten selbst wollten diese Dichter modern sein. Laevius, Verfasser von '*Erotopaegnia*', ein interessanter Vorläufer der Neoteriker (noch aus frühsullanischer Zeit), der als zeitlich erster in ihrer Reihe genannt (*Gellius XIX 9, 7*), ja geradezu als Begründer einer lateinischen Lyrik bezeichnet wird (*Porphyr. zu Hor. c. III 1, 2*),

experimentierte wie mit der Metrik, in die er z. B. die Anakreonteen und viele andere Kurzverse κατὰ στίχον, aber auch ionische Systeme einführte, so auch mit der Sprache als einem παίγνιον (z. B. bei *Gell. XVII 7, 14 Nestor trisaeclisenex et dulciorelocus*). Dadurch übertrug er auf seine 'Polymetra' Spielereien, wie sie uns aus der jüngeren griechischen Lyrik (dem Dithyrambos) und den Epigrammen des Leonidas von Tarent und anderer (Hegesandros bei *Athen. IV 162A* ὀφρυαναπασίδαι ~ Laevius bei *Gell. a. a. O. 16 subductisupercilicarptores*), in römischer Poesie schon aus Pacuvius, dann aus Laberius überliefert sind. Solche metrischen und sprachlichen Experimente, die genau so auch der von Laevius (*fr. 3*) zitierte Varro in den Satiren hat, wurden von der jüngeren Dichtergeneration eingeschränkt. Immerhin hat aber Catull ungewöhnlich viele ἅπαξ λεγόμενα, so viel wie kein anderer uns erhaltener lateinischer Dichter und zwar nicht etwa bloß in dem überkünstlichen Attisgedicht (wie *nemorivagus, silvicultrix*); auch liebt er kühne Metaphern nach griechischem Vorbilde (wie *nutrices* τίτθαι 'Brüste', *cachinni* nach κυμάτων γέλασμα). Überhaupt wurde die Sprache stark hellenisiert: Einführung der 'graecae litterae' *z* und *y*, griechische Flexion (wie *Arsinoes, Cypridos, Minoidĭ, Nereidĕs*), Ersatz lateinischer Worte durch griechische (*leaena*), griechische Konstruktionen (*phaselus ait fuisse navium celerrimus, neque-nequisse, negat-negare, iste post phaselus* ὁ ἔπειτα φάσηλος: das alles in dem einen Ged. *4* Catulls; vgl. etwa noch das Nest von Graecismen aller Art *68, 103–112*). Den Grund für diese Vorliebe kann man aus Quintilian (*XII 10, 33*) ersehen: *tanto est sermo graecus latino iucundior, ut nostri poetae, quotiens dulce carmen esse voluerunt, illorum id nominibus exornent*, was man sich gut auch aus der Kontrastwirkung von *Verg. b. 7, 37f. ~ 41f.* klarmachen kann. Die lateinische Literatursprache ist in keiner Phase ihrer Existenz mehr in Gefahr gewesen, ihre *potentia* der griechischen *gratia* aufzuopfern – so formuliert den Gegensatz treffend Seneca (*dial. XI 2, 16*) – und es der griechischen auch an *licentia* gleichzutun (vgl. *Sen. contr. IX 4, 23*): erst die Augusteer haben ihr die ihr eigne Kraft und Strenge zurückerobert. – Die peinliche Sauberkeit der Komposition und der Verzicht auf Großzügigkeit läßt diese Dichter als Geistesverwandte der 'Attiker' unter den Rednern dieser Zeit erscheinen. In der Tat waren zwei namhafte Vertreter dieser Dichterschule, Licinius Calvus und Cornificius, erklärte Anhänger jener dem Cicero unsympathischen Richtung in der Beredsamkeit.

Die meisten Anhänger dieser Dichterschule, auch schon ihr Begründer Valerius Cato, stammten aus der Gallia transpadana, die seit ihrer Angliederung an Italien auf lange Zeit hinaus die literarisch fruchtbarste Provinz wurde: die Mischung des Blutes war hier, wie oft, talentvoller Produktion günstig. In dem graziösen Esprit dieser Poeten darf man etwas von dem *argute loqui* erkennen, das schon dem alten Cato an den Kelten aufgefallen war; ist es doch auch sicher kein Zufall, daß von allen uns erhaltenen späteren Dichtern keiner so an Catull erinnert wie Ausonius. Auch keltische Worte dringen ein: so erhielt *basium* (*basiare*) durch Catull Bürgerrecht auch in der Literatur (vgl. *Quint. I 5, 8*).

Es hätte wenig gefehlt, daß C. Valerius Catullus für uns ein bloßer Name geblieben wäre, einer mehr neben Calvus, Cinna und den anderen Neoterikern um ihn, bekannt nur aus Zitaten von Varro bis Sidonius und Isidorus. Aber Verona hat ihn unter dem *flos Veronensum iuvenum* den erlesensten, in Ehren gehalten: hier fand und las ihn der Bischof Ratherius im 10. Jahrh., schon als große Rarität, wenn nicht als Singularität. Das uns Erhaltene ist nicht alles, was das Altertum

von ihm hatte; es stellt sich uns dar als eine nach metrischen Prinzipien vorgenommene Kombination mehrerer Sammlungen, deren erste, den *libellus* mit den *nugae*, er dem Cornelius Nepos gewidmet hatte (das Widmungsgedicht vereinigt Konventionelles – vgl. *Meleagros A. P. IV 1, 1ff.* – mit Persönlichem). Von den anderen Neoterikern haben wir gerade noch so viel, um sagen zu können, daß sämtliche Arten der catullischen Gedichte auch bei ihnen vorkamen und daß ein Geben und Nehmen von Gedanken, metrischen Formen, ja von Worten teils unbewußt, teils um Komplimente zu tauschen stattfand (vgl. z. B. *Laevius fr. 28* mit *Catull 32, 1*). Aber die Erkenntnis, daß Catull das Genie unter den Talenten war, ist nachweislich schon bald nach seinem Tode durchgedrungen. Also es gilt erstens, sich klar zu machen, daß er zwar eine Größe war, aber doch innerhalb eines gegebenen Kreises, in den er als Jüngerer und nicht bloß Gebender eintrat. Das zweite ist dies, daß man sich nicht scheuen darf, auch die eigenen und vollen Akkorde dieses geborenen Dichters einzuschalten in die große Symphonie griechischer Poesie: eine banale Tatsache, die aber ausgesprochen werden muß, weil sie, obwohl schon von MHaupt betont, wenigstens von den meisten, die jetzt öffentlich das Wort über ihn führen, ungebührlich in den Hintergrund gedrängt wird, als ob wir sein Eigenstes nicht erst dann verstehen und genießen könnten, wenn wir das Konventionelle von ihm abgestreift haben. Um so höher werden wir ihn werten, je deutlicher wir erkennen, daß er sich die Fesseln pedantischer Schullehre oft zu Blumengewinden umschafft: oft, aber längst nicht immer, denn *doctus* ist auch sein Ehrenprädikat (neben *lascivus*). ‘So viel Küsse wie Sand in der Wüste und Sterne am Himmel’ will er sagen (*7*) und findet für das letztere die εὔκαιρος περίφραcις ‘so viel Sterne im Schweigen der Nacht die verstohlenen Liebschaften der Menschen sehen’, aber das erstere (ψαμμακόcια): ‘so viel libyscher Sand liegt in der silphiumtragenden Cyrenaica zwischen der Orakelstätte des glühendheißen Jupiter und dem heiligen Grabmal des alten Battos’: so ehrt er *Callimachi manes*, und dergleichen ist gar nicht so selten selbst in den nugae. ‘Hassen und Lieben zugleich. Du fragst wohl, warum ich’s so treibe. Weiß nicht. Daß es geschieht fühl’ ich und sterbe daran’ (*85*): „Unnachahmliche Schönheit, einzig in der ganzen römischen Literatur; in einem Distichon ein ganzes Menschenleben“ sagte MHaupt (bei *ChrBelger, M. Haupt als akad. Lehrer, Berl. 1879, 246, 1*); sehr wahr, aber der Gedanke stammt aus dem Inventare der erotischen τόποι (z. B. *Ter. eun. 70ff.*), und nur die epigrammatische Fassung – die bedeutende Antithese *faciam-fieri* können wir gar nicht übersetzen – ist sein Eigentum, nichts Kleines, wenn man sieht, wie Ovid mit dem Gedanken witzelt. Das Gedicht auf den *passer* (*3*) muß man mit dem Epigramme des Simias (*A. P. VII 203*) vergleichen, mit dem es in einem Verse fast wörtlich stimmt: daß wir von dem auch sonst beliebten Motive gerade keine lyrische Fassung im Griechischen haben, kann bloßer Zufall sein; ist es das nicht, dann hat Catull ein derartiges Epigramm lyrisch umstilisiert, was sich auch vom *phaselus* (*4*) und vielen anderen der nugae erweisen ließe: denn hier ist noch so gut wie gar nicht gearbeitet worden. Dagegen ist bei den großen Studiengedichten der mittleren Gruppe der griechische Einfluß allgemein zugestanden, strittig nur der Grad außer bei *66* (Locke der Berenike), das er selbst (*65, 16*) als Übersetzung aus Kallimachos bezeichnet. Der ‘Attis’ (*63*), sein technisches Bravourstück, ist wahrscheinlich auch nach Kallimachos, mindestens in dessen Stile gedichtet. ‘Peleus und Thetis’ (*64*) mit der Ariadneeinlage repräsentiert für uns neben der Ciris am deutlichsten ein alexandrinisches ‘Epyllion’; ein Vers desselben (*111*) ist die genaue Übersetzung

eines anonymen griechischen, den *Cic. ad Att. VIII 5, 1*, wahrscheinlich doch eben aus dem von Catull bearbeiteten Originale, zitiert; ob die künstliche Verknüpfung beider Sagen C.s Erfindung war, läßt sich nicht entscheiden. Das epithalamion (*62*) ist im Gegensatze zu dem anderen (*61*) eine bloße Studie: Sappho in moderne Technik umgesetzt, wahrscheinlich schon nach Vorgang eines hellenistischen Dichters, doch läßt sich auch hier die Grenze zwischen interpretatio und imitatio für uns nicht mehr genau ziehen. Eins der umstrittensten Gedichte in lateinischer Sprache ist *68*, eine Elegie mit persönlicher Adresse, wie wir solche Briefelegien aus alter Zeit kennen (Solon an Mimnermos), für die hellenistische Zeit, wenigstens in Epigrammenform, sicher erschließen; jedenfalls ist bei Catull die Ausführung des Einzelnen, das Raffinement in der Komposition der Laodamia-Romanze ganz hellenistisch. Daß wir gelegentlich auch bei ihm mit Vergröberung des Originals zu rechnen haben, zeigt außer der ganz schlimmen Entstellung eines sapphischen Verses (*51, 2*) das reservierte Urteil bei Gellius (*XIX 9, 7*) über seine Lyrik: ihm (und Calvus) seien in der Lyrik *forte pauca* den Griechen vergleichbare Gedichte geglückt.

Mit der griechischen Art paart sich bei ihm eine bodenständig italische. Das epithalamion *61* ist ein interessanter Versuch, den Fescenninus mit dem Hymenaios zu verknüpfen: aber trotz aller wundervoller Einzelheiten, an denen gerade dies Gedicht überreich ist, gelang es ihm hier nicht, die heterogenen Elemente ganz auszugleichen. Dagegen ist meisterhaft das kleine *42*, ein echt italisches malum carmen im oben (*S. 454*) erörterten Sinne, aber in den griechischen Formen des ἴαμβος. Das nur fünfzeilige *59* (*Bononiensis Rufa Rufulum fellat*) ist ebenfalls ein solches malum carmen, ein 'Pasquill', sozusagen literarische Stilisierung des auf pompeianischen Graffiti so häufigen 'hier hat der und der die und die —'. Die *iambi* auf Pompeius, Caesar und die *perdita iuventus* um diesen stilisieren in den neuen griechischen Maßen die längst volkstümlich gewordenen und daher diesen Poeten zu gewöhnlich erscheinenden trochaeischen Septenare, deren einige aus den *carmina triumphalia* auf den *imperator unicus* uns erhalten sind (*FPR. p. 330f.*); auch die '*Archilochia*' *edicta* des Bibulus gegen Caesar und Pompeius aus dem J. 59 und was es sonst an Pamphletschriften jener Zeit gab (*Cic. ad Att. II 19, 5. 20, 4. 21, 4. Suet. Caes. 10*) müssen zum Verständnis dieser *iambi* herangezogen werden, wie das Sueton (*Caes. 49*) getan hat.

Jeder vorurteilslose Leser Catulls muß anerkennen, daß in keiner uns überlieferten Gedichtsammlung guter Zeit so viel absolut Minderwertiges, auch knabenhaft Unreifes enthalten ist wie in der seinigen. Aber wenn wir auch nur solche Lieder hätten wie das ἐρωτοπαίγνιον *Acmen Septimius suos amores* (*45*), Reiseerinnerungen (das εἶδος in hellenistischen Epigrammen vertreten!) wie das Wanderlied *iam ver egelidos refert tepores* (*46*), oder wie *paene insularum Sirmio* (*31*), einzelne Polymetra und Epigramme auf wahre oder falsche Freunde (z. B. *9. 30. 73. 77. 91*), auch das auf den toten Bruder (*101*), das wir mit dem des Meleagros (*A. P. VII 476*) auf seine tote Gattin vergleichen können, die antiken Leser noch unmittelbarer mit dem ἐπικήδειον des Aratos εἰς Μύριν τὸν ἀδελφόν zusammenstellen mußten: so würden sie ihn durch Zartheit der Empfindung, Innigkeit des Gefühls und liebenswürdig-treuherzige Natürlichkeit, aber auch durch die darin niedergelegte Glut seines Herzens, die Kraft seines Zornes und die Reinheit seines im Grunde unverdorbenen Gemüts zu Roms einzigem Lyriker stempeln. Nun aber: *Lesbia dictavit, docte Catulle, tibi* (*Mart. VIII 73, 8*). Diese Lesbialieder, in denen alle Töne angeschlagen sind, vom kindlich zartesten bis zum dämonisch leiden-

schaftlichsten, in denen er alle Stimmungen seines leichtbewegten Herzens, Hoffnung, Glauben, Zweifel, Haß, Resignation niederlegte, müssen, wie mit Recht gesagt worden ist, hinter griechischer Lyrik vielleicht erst dann zurücktreten, wenn wir von dieser mehr als Fetzen besitzen werden. *Si qua recordanti benefacta priora voluptas est homini*, dieses zu einer lyrischen Kurzelegie in Gebetform erweiterte Epigramm (*76*), dieses soliloquium mit dem auch rhythmisch überwältigenden Verse *una salus haec est, hoc est tibi pervincendum*, muß man in sich aufgenommen, auswendig gelernt, in deutsche Verse übersetzt haben, um zu empfinden, daß hier ein Höchstes vielleicht nicht an Kunst, aber an ergreifend schlichter, frommer Wiedergabe ewiger Gefühle geleistet worden ist.

Für die Literaturgeschichte, die die Entwicklung der Arten verfolgt, am wichtigsten ist das, was über den Kreis, in dem er steht, hinausführt. Archilochos und Sappho fand er bei den hellenistischen Dichtern gepriesen, nachgeahmt, ja zitiert: da vernahm er Töne, die in ihm widerklangen, und er wagte als erster tastend sich vor zu den Originalen selbst, auf die Bahn fast hoffnungslos schwerer μίμηcιc. Horaz hat ihn als Vorgänger ignoriert und durfte es tun, da er der eigentliche Eroberer dieser Gebiete war, aber *ep. I 19, 32 f.* nennt er für das aeolische Lied, das er zuerst eingebürgert habe, vorsichtigerweise doch nur den Alkaios. Sappho lebt in lateinischer Poesie nur im Namen jener Frau, die den Dichter physisch vernichtete und ihm das Herz brach, daß er verschied, *hedera iuvenalia tempora cinctus* (*Ovid am. III 9, 61*).

DIE PROSA

Wie die Poesie so war auch die Prosa auf Verfeinerung gerichtet: sie wurde gesäubert von den *vestigia ruris*: *elegantia* und *urbanitas* waren die Schlagworte; man erwog, was *latinitas* sei und fand, sie sei identisch mit dem Stadtrömischen, wie der Ἑλληνιcμός am reinsten sich darstelle in der Sprache von *Athenae Atticae*. Die von Aelius Stilo auf das Lateinische übertragene sprachwissenschaftliche Tagesfrage, ob die Sprache der Analogie oder der Anomalie zu folgen habe, wurde von vielen maßgebenden Männern zugunsten ersterer, als der Norm der 'Sprachrichtigkeit', entschieden: Caesar selbst, ein erklärter Anhänger der Attizisten, griff durch sein Werk *de analogia* in den Streit ein und kleidete sein Postulat etwa in diese Worte: *ut tamquam scopulum sic fugias inauditum atque insolens verbum* (*GRF. I 146*). Die Folge der Übertragung dieser Theorien in die Praxis war, daß sich in dieser Periode der Bruch zwischen Schrift- und Volkssprache, der sich schon in den puristischen Bestrebungen des Scipionenkreises vorbereitet hatte, zu einer Kluft erweiterte, die unüberbrückbar war und die, solange das Lateinische als Sprache überhaupt lebte, d. h. bis zum Anfange der humanistischen Bewegung, in dem Nebeneinander des Schriftlateins und der aus der gesprochenen Sprache sich entwickelnden Mundarten sichtbar blieb. Diese Verhältnisse brachten es in der vorliegenden Epoche mit sich, daß die lateinische Schriftsprache gerade zu derjenigen Zeit, in der sie ihre höchste stilistische Vollendung erreichte, in ihrem Wortschatze am stärksten verarmte. Während wir z. B. Cato in den Fragmenten seiner Reden noch aus dem sprudelnden Borne volkstümlicher Sprache schöpfen sehen, ist das Sprachmaterial Ciceros und Caesars, mit dieser Fülle verglichen, sehr begrenzt, ja Cicero wurde innerhalb seiner eigenen Entwicklung immer behutsamer. Auch die Freiheiten der Flexion und der Syntax wurden beseitigt. Uniformität trat an die

Stelle der freien Beweglichkeit. Doch standen manche Schriftsteller abseits von dieser Entwicklung und gingen ihre eigenen Wege.

Zwischen M. Terentius Varro und Cicero ist es, obwohl sie als Schriftsteller Komplimente austauschten, auch politisch Gesinnungsgenossen waren, zu einer Intimität nicht gekommen. Ciceros bewegliches Naturell kontrastierte mit der schwerfälligen Art des reatinischen Bauernsohnes, und vor allem: der eine war Gelehrter, der andere Künstler, und jeder in dieser Beschränkung fast einseitig. Die Nachwelt hat, wie gewöhnlich und mit vollem Rechte, die Werke des Künstlers großenteils erhalten, von den Arbeiten des Forschers die Resultate sich angeeignet, aber die Arbeiten fast ausnahmslos untergehen lassen. Die Expansion seiner Schriftstellerei – es waren nach dem Kataloge mehr als 600 Bücher – ist um so staunenswerter, als er daneben seinen Pflichten als Staatsbürger treu obgelegen und als Offizier des Pompeius den Erdkreis von Spanien bis in den fernen Osten kennen gelernt hat. Dem Ertrage dieses Lebens entsprach aber freilich auch seine Länge. Derselbe Mann, der die sullanische Restauration vollbewußt miterlebt hatte (geb. 116), sah in seinem Todesjahre (27) noch die Begründung des augusteischen Prinzipats, und er der als Knabe die lucilianischen Satiren erscheinen sah, der als Jüngling dem Accius eine Schrift widmete, erlebte noch Horazens Satiren und Epoden, Vergils Bucolica und Georgica, Properzens Cynthiabuch. Mochte er sich auch am wohlsten fühlen, wenn er die Welt seiner *viri magni antiqui* aufbaute, so hat er sich doch den neuen Zeitideen nie verschlossen, sondern verstand es Vergangenheit und Gegenwart sich in einander spiegeln zu lassen, ein Romantiker der Forschung und des Lebens, der es gleichzeitig vermochte, sich an der superstitio des Numa zu erbauen, für die leise Mystik des Poseidonios und die stark ausgeprägte des Neupythagoreismus zu schwärmen und sich kitzeln zu lassen durch die frivolste Aufklärungsliteratur der Modernsten, in einer und derselben Schrift feierlich wie ein Pontifex zu predigen und in griechischem Facetientone zu witzeln. Solche Antithesen, die wir nur aus einem Mangel an Klarheit des Denkens und an Festigkeit der Ziele erklären können, glich er für sein Bewußtsein aus nach dem Rezepte der jüngeren Stoa, daß sich das eine für das Volk, das andere für den Gebildeten schicke. Sein Lebenswerk war der Wiederaufbau der Kulturgeschichte seines Volkes mittels griechischer Forschungsmethode. Für alle einzelnen Disziplinen hatte er darin Vorgänger, vor allem in seinem Lehrer Stilo (*s. o. S. 470*) und in Accius (*ebd.*). Aber sein Eigentum war einmal die Systematisierung, für die er ein fast verhängnisvolles, durch seinen Glauben an pythagoreische Zahlensymbolik genährtes Talent besaß, dann aber neben kritikloser Gläubigkeit doch auch achtungswerte eigene Forschung. Cicero hat ihm in den *acad. post. I 9* ein schönes Denkmal gesetzt: ‘Uns, die wir in unserer Stadt gleich Gästen aus der Fremde umherirrten, haben deine Schriften gewissermaßen wieder nach Hause zurückgeführt, daß wir endlich einmal erkennen konnten, wer und wo wir seien. Du hast uns das Alter unserer Vaterstadt gelehrt und die Chronologie geordnet, du hast das Sakral- und Priesterrecht, die Staats- und Privateinrichtungen in Kriegs- und Friedenszeiten, Topographie und Chorographie, aller im Himmel und auf Erden befindlicher Dinge Bezeichnungen, Arten, Wirkungskreis und Ursachen dargelegt, und hast uns außerdem noch reichste Aufklärung über unsere Dichter sowie überhaupt über die gesamte lateinische Literatur und Sprache verschafft.’ Die in zahllosen Monographien niedergelegten Resultate seiner ‘archäologischen’ Studien faßte er in den 41 B. der *antiquitates* zusammen,

an deren erstem Teile, den *res humanae*, er in der Mitte der fünfziger Jahre des Jahrhunderts arbeitete, während die *divinae* erst 47 dem Caesar als pontifex max. gewidmet wurden, von dem er den Wiederaufbau des zertrümmerten Staates in wenigstens zum Scheine altertümlichen Formen erhoffte. So sicher es ist, daß die Erhaltung dieses Werkes uns über Recht und Sitte, Religion und Kultus Unermeßliches gelehrt haben würde, so steht doch andererseits durch die noch erhaltenen Fragmente fest, daß wir fast nur das Material hätten brauchen können, denn in dessen Deutung befleißigte er sich meist einer eigensinnigen Verkehrtheit. In den metaphysisch-eschatologischen Abschnitten der *divinae* schloß er sich eng an Poseidonios (περὶ θεῶν und Kommentar zum Timaios) an und hat dadurch neben Cicero (Tusc. I, de nat. deor. II, somn. Scip.) dazu beigetragen, daß dessen tiefsinnige, religiöse Spekulation dem Augustinus und durch diesen dem lateinischen Mittelalter, wenn auch in vielfacher Brechung und Trübung und ohne Kenntnis des Namens ihres Urhebers erhalten blieb. Seine enzyklopädische Neigung trat besonders in den *disciplinarum libri IX* hervor, in denen der 83jährige das System der artes liberales niederlegte. Diese lassen sich bis in die Zeit der alten Sophistik hinauf verfolgen (*[Plat.] Hipp. mai. 285D. Cic. de or. III 127*), für Varro war Poseidonios auch hier der Vermittler. Aber an die Stelle des freien Wissenschaftsbetriebes setzte der auf Utilitarismus bedachte Römer die Kondensation des Bildungsstoffes in Form eines Systems, womit schon Cato, freilich noch ein ἰδιώτης, begonnen hatte. Das Werk als solches ging im 6. Jahrh. unter, da es inzwischen durch neue, dem sinkenden Bildungsstande angemessenere ersetzt worden war; aber seine Bedeutung für die Propagation hellenischer Kultur und Wissenschaft im Okzidente läßt sich nur mit derjenigen der ciceronianischen Schriften vergleichen. Seine literarhistorischen Arbeiten sollen an einer anderen Stelle dieser Skizze (*s. Quellen*) gewürdigt werden. Als Ganzes haben sich aus dem Zusammenbruche seiner Schriften gerettet nur die *rerum rusticarum libri III* und von den 25 Büchern *de lingua latina* die B. V–X (mit großen Lücken). Die Lektüre dieser grammatischen Schrift ist ebenso unerquicklich wegen der Eilfertigkeit, mit der das Material mehr zusammengerafft als verarbeitet worden ist, und der Unzulänglichkeit seines Urteils, wie unumgänglich wegen der großen Bedeutung dieses Materials sowohl für altlateinische Sprache als für hellenistische Sprachwissenschaft. Erfreulicher ist die Lektüre der landwirtschaftlichen Schrift, deren Stoff er mehr aus griechischen und lateinischen Büchern als aus eigener Erfahrung nahm, obwohl die Resultate dieser nicht ganz fehlen. In der Dialogform, in die er diese Schrift einkleidete, läßt er das ihm als Verfasser der Menippeae geläufige dramatische Element viel stärker hervortreten als Cicero, zeigt dafür aber nichts von dessen vornehmer Urbanität. Auch der Stil ist in seiner Mischung von archaischer Unbeholfenheit und modernem Raffinement (vgl. *Cic. ad Att. XII 16, 1 Hegesiae genus quod Varro laudat*), von sachlicher Nüchternheit und biedermännischem Humor so recht geeignet, uns die ausgeglichene Eleganz der Diktion Ciceros bewundern zu lassen. Aber was will der geringe Besitz besagen gegenüber den ungeheuren Verlusten. Glücklich die Philologengeneration, die Varronis reliquias (d. h. nicht nur die verhältnismäßig wenigen, mit seinem Namen zitierten) wird lesen können. Denn mag der Alte aus den Bergen durch sein eigensinniges Festhalten am Verkehrten, seine vielfach unzureichende Verwaltung einer kostbaren Tradition und seine mechanische Übertragung von Hellenischem auf Italisches uns noch so oft zur Verzweiflung bringen, und mag er sich durch sein Prunken mit erborgtem Wissen, das er doch

oft gerade aus den allerjüngsten griechischen und römischen Quellen bezog, nur zu häufig als Kompilator großen Stils erweisen: in der etwas bornierten Geradheit und Bravheit seiner Gesinnung, seinem redlichen Fleiße, seiner ehrlichen Bewunderung für Roms große alte Zeit ist er doch ein echter Sohn des italischen Stammes gewesen, und in der Geschichte der Wissenschaften gleicht er einem Reservoir, in dem die Ströme griechischer Wissenschaft mündeten, um sich von da über die okzidentale Welt, wenn auch nur mehr in dünnen Bächen, wieder auszubreiten.

Die Kritiklosigkeit des Cornelius Nepos war im Altertum notorisch, er hat stets nur im Schatten seiner großen Freunde Varro und Cicero gearbeitet. Immerhin waren seine komparativen Geschichtstabellen (*chronica*) nützlich und wurden, da sie auch griechische Daten boten, selbst nicht durch den zuverlässigeren *liber annalis* des Atticus, eines ausgezeichneten Kenners der vaterländischen Geschichte, verdrängt. Wie Nepos durch dies Werk eine Spezies der griechischen Chronographie von der Art der kurz vorher erschienenen χρονικά des Kastor von Rhodos in die römische Literatur hinüberleitete, so machte er es auch mit der Gattung περὶ ἐνδόξων ἀνδρῶν. Was er in seinem Werke *de viris illustribus* bot, war nicht Geschichte – wogegen er sich eigens verwahrt (*16, 1*) –, sondern ἔπαινος oder ψόγος in fadenscheinigem biographischen Gewande, wie man das in der Rhetorenschule lernte (*Cic. de or. II 341. Suet. de rhet. 1*). Die aus dem Teile über die lateinischen Historiker erhaltenen Biographien des Cato und Atticus sind etwas besser als die aus dem Feldherrnbuche, aber auch sie zeigen ihn unfähig, das Wesentliche zu erfassen. Das Buch über die Dichter wird in der Terenzvita des Sueton-Donat öfters zitiert: alles was albern und falsch ist, deckt darin der Name des Nepos. Es war hohe Zeit, daß er endlich aus unseren Schulen verschwand, von seinem Stile ganz zu schweigen, nicht weil er Abweichungen von der Norm des Klassischen, sondern von derjenigen des Denkens zeigt.

Die Annalistik dieser Epoche pflegt man als das häßlichste Kapitel der römischen Literaturgeschichte zu betrachten. Und in der Tat sind ihre Vertreter, wenn man sie als Historiker wägt, gerichtet und geächtet als Zerstörer echter Überlieferung auch derjenigen Zeiten, über die es schon ein Wissen gab. Als Novellisten und Romanschreiber jedoch, also als Repräsentanten der ψευδὴς ἱστορία von einer jenseits solcher Überlieferung liegenden Zeit, sind sie gar nicht zu verachten: die schönen Geschichten von den Horatiern und Curiatiern, Lucretia und Verginia, Coriolanus und Camillus, dem Opfertode des Curtius und Decius, dies und so viel anderes, was uns von der Schule her lieb und wert ist, lesen wir bei Livius, Dionysios und Plutarch in der Prägung dieser jüngsten Annalisten. In manchem propagierten sie die Legende, aber nicht ohne sie ihrer Schlichtheit zu entkleiden, vieles übertrugen sie aus der Geschichte Griechenlands oder der jüngeren römischen auf diejenige Altroms. Daß sie einzelne Züge aus Ennius und den wenigen existierenden fabulae praetextae übernahmen, kann vielleicht zugegeben werden, aber das trat ganz zurück hinter der freien Ausschmückung im pathetisch-theatralischen Stile der hellenistischen Geschichtschreibung. Für jeden, der deren Manier kennt, ist das handgreiflich (untersucht ist es unter diesem Gesichtspunkte noch nicht), durch Cicero *Brut. 41ff.* ist es direkt bezeugt. – Ernst zu nehmen waren diejenigen Historiker, die sich auf die Darstellung der Zeitgeschichte beschränkten. Die Bedeutung der *historiae* des Cornelius Sisenna († 67), des Hauptwerkes über die sullanische Zeit, muß nicht gering gewesen sein: Sallust, sein politischer Gegner, erteilte ihm hohes Lob (*Jug. 95*) und folgte ihm in einigen Absonderlichkeiten der

Sprache, während Cicero (*de leg. I 7*) Lob und Tadel mischt. 'Historien' waren auch seine *Milesiae*, aber eben ψευδεῖς ἱστορίαι, also ein 'Roman' nach unserer Terminologie; wir werden darauf bei Petron zurückkommen.

Das Geschichtswerk des Cornelius Sisenna hatte in einer Verherrlichung des Cornelius Sulla gegipfelt; da wo er aufhörte, begann C. Sallustius Crispus (86–35), Caesarianer und Todfeind der Nobilität. Die Abfassung seiner drei Werke – die Reihenfolge war: Catilina, Jugurtha, Historiae – fiel erst in das Jahrzehnt nach Caesars Tod. Nach einem Leben voll von Korruption jeder Art, im besten Mannesalter zu politischer Untätigkeit genötigt, faßte er den Plan, der Nobilität, durch die der Staat an den Rand des Abgrunds geführt worden war, und die noch jetzt in ihrer Agonie gegen die neue Ordnung rebellierte, ihr Sündenregister vorzuhalten. Richtig würdigen kann man seine Schriften nur, wenn man sie in möglichst enge Beziehung zu der massenhaften um Caesars Person und Werk für und wider streitenden publizistischen Literatur setzt. Der jugurthinische Krieg hatte den sittlichen Bankerott der Nobilität und in Marius die den Demokraten innewohnende Fähigkeit erwiesen; auch konnte der Schriftsteller über Afrika, das er als Prokonsul gebrandschatzt hatte, aus Autopsie berichten. Im sertorianischen Kriege, dem Fechter- und Sklavenkriege und in dem gegen die Seeräuber war die Zerfahrenheit des Optimatenregiments abermals zutage getreten. Diese von ihm in den Historien erzählten Ereignisse gaben ihm zugleich Gelegenheit, die Verdienste des Pompeius auf ihr Maß zurückzuführen, 'er, dem Schmeichler vorgeredet hatten, er werde Alexander dem Großen ähnlich werden, und der das für Wahrheit nahm' (*hist. III 88*): als zweiten Alexander hatte Theophanes von Mytilene den Pompeius praekonisiert, und Bemerkung verdient auch, daß einzelne der genannten Ereignisse von einem anticaesarischen Schriftsteller, Tanusius Geminus, dargestellt worden waren. Der Catilina sollte 'die demokratische Partei zu Ehren bringen und Caesars Andenken von dem schwärzesten Fleck, der darauf haftete, reinigen' (Mommsen). Zugleich hatte er hier Gelegenheit, die Verdienste Ciceros, die dieser selbst in seinen Reden, Memoiren und besonders in der nach seinem Tode edierten Schrift *de consiliis suis* über Gebühr gepriesen hatte, in ihre Grenzen zurückzuweisen, sowie zu allerlei sonstiger, uns nur noch von ferne kenntlicher Tagesliteratur Stellung zu nehmen (vgl. z. B. was *Cicero ad Att. XII 21* über den *Cato* des Brutus mitteilt mit *Sall. Catil. 52*). Durch das Raffinement, mit dem er dem apologetischen oder akkusatorischen Charakter seiner Schriften dadurch den Schein der Objektivität zu geben weiß, daß er auch Größen der Gegenpartei, wie Sulla, Cato, Cicero, Gerechtigkeit widerfahren läßt, darf man sich nicht täuschen lassen: sie sind so tendenziös wie kaum andere uns erhaltene, und der Vorwurf, die Wahrheit nicht bloß durch Verschweigen von Wesentlichem und falsche Spiegelungen, sondern auch durch grobe Verschiebungen und Entstellungen von Tatsachen des öfteren gefälscht zu haben, kann ihm trotz Versicherungen wie *quam verissume potero dicam* (*Cat. 4, 2*) und *neque me diversa pars in civilibus armis movit a vero* (*hist. 6*) nicht erspart bleiben. Aber in der Kunst einer auf bestimmte Wirkung berechneten Darstellung, in der Fähigkeit, exemplarische Helden und Schurken teils durch direkte Charakteristiken, teils durch ihr Handeln so zu zeichnen, daß sie uns wie leibhaftig vor Augen stehen, erreicht ihn nur Tacitus, und der hat von Sallust viel gelernt. Die Elemente, aus denen sich diese komplizierte Kunst zusammensetzt, geschichtlich zu begreifen, ist wegen der Lückenhaftigkeit unseres Materiales nicht ganz leicht. Immerhin ist uns aber die hellenistische Historiographie so genau

bekannt, das jeder Versuch, Sallust an irgend einen ihrer Typen anzuknüpfen, als verfehlt erscheinen muß. Die Manier der hellenistischen Pathetiker, die Cicero in dem Briefe an Lucceius (*V 12*) für die Monographie als Ideal erscheint und die wir aus den Reflexen besonders bei Diodor und Plutarch genügend kennen, ist von Sallusts Art genau so verschieden wie die 'Puerilität', die Sisenna als Nachahmer des Kleitarchos aufwies (*Cic. de leg. I 6*) oder wie die strenge Sachlichkeit des Hieronymos und Polybios. Poseidonios' historische Darstellungsart kennen wir immerhin insoweit, um sagen zu können, daß Sallust, der ihm einige sachliche Einzelheiten entnommen zu haben scheint, als Stilist höchstens die Kunst des ethnographischen Exkurses, möglicherweise noch die des philosophischen Raisonnements in den Prooemien mit ihm gemeinsam hat. Dagegen liegt das Studium des Thukydides, das gleich beim Erscheinen seiner Werke auffiel, noch für uns ganz offen zutage, und in der Tat konnte sich der Schriftsteller des Kampfes zwischen Oligarchie und Demokratie auch keinen besseren Führer wählen als den Geschichtschreiber des peloponnesischen Krieges, den schon Aristoteles (*Pol. Δ 11. 1296a 32*) als Kampf zwischen jenen beiden Staatsformen auffaßte. Aus dem Anschlusse an Thukydides erklärt sich – von den zahllosen Einzelheiten, die längst noch nicht alle erkannt oder richtig gewürdigt worden sind, abgesehen – erstens die σεμνότης, die *oratio seria et severa* (*Gell. XVII 18* nach Varro); ferner sein ostentatives Streben nach konzentrierter *brevitas*, die er auch an dem auf Grund einer Stiltheorie (vgl. *Cic. Brut. 66*) mit Thukydides zusammengestellten Cato bewunderte (*Romani generis disertissumus paucis absolvit: hist. I 4*, mit deutlicher Spitze gegen denjenigen, der sich selbst und den viele andere hielten für den *disertissimum Romuli nepotum*); endlich die alles Gewöhnliche meidende, mit Vorliebe archaisierende Sprache und eine ganz absonderliche Syntax (vgl. z. B. die syntaktischen Monstra *Cat. 18, 1. 56, 5. hist. I 119. or. Macr. 15. or. Lep. 20*, sämtlich richtig überliefert). Dies alles zwingt den Leser zu ungewöhnlicher Gedankentätigkeit: einige Partien (z. B. die Rede des Lepidus) gehören zu den schwierigsten Stücken in lateinischer Sprache. Also durch diesen Anschluß an Thukydides ist vieles erklärt, aber gerade das Entscheidende noch nicht. Denn der die Wahrheit suchende Forscher und der sie verfälschende Publizist sind doch wieder Gegensätze, und woher stammt seine Vorliebe für direkte Charakteristiken, für moralische Reflexionen z. B. über *avaritia* und *luxuria*, für das in konzise Form zusammengefaßte Sentenziöse, für glänzende Antithesen, die sich oft zu so bedeutenden συγκρίσεις wie der zwischen Caesar und Cato (*Catil. 53 f.*) erweitern? Wer auch nur an Senecas des Vaters Deklamationsproben oder Senecas des Sohnes flammende Invektiven auf die *vitia* der Zeit oder Lucans packende σύγκρισις zwischen Caesar und Pompeius, sowie an dieser aller und ihresgleichen γνῶμαι und ἀντίθετα denkt, der erkennt sofort: dies alles gehörte zum festen Inventare der Rhetorenschule. Da nun Thukydides, wie dem ganzen Altertum wohlbekannt gewesen ist, selbst von der Rhetorik seiner Zeit beeinflußt war, so werden wir es als eine begreifliche Konsequenz betrachten, wenn Sallust, für den rhetorische Haltung eines Geschichtswerkes selbstverständliches Axiom war, jenes Element des thukydideischen Werkes verstärkte und es der modernen Rhetorik, die sich ja aus jener alten entwickelt hatte, anpaßte. Die Reden selbst ließ er quantitativ zurücktreten: dafür aber rhetorisierte er die Darstellung selbst, jeden Gedanken nach Inhalt und Form mühsam ausarbeitend (*et sane manifestus est in ipso opere labor: Quint. X 3, 8*). Einen Vorgänger für diese Kompositionsart kennen wir weder bei Griechen noch bei Römern; ja wir dürfen

auch zuversichtlich behaupten, daß es keinen gegeben hat. Freilich wurde Thukydides damals auch von anderen als Klassizist anerkannt; was aber bei verständnislosem ζῆλος herauskommen mußte, zeigt der Hohn des zweiten vergilischen Catalepton, lehren uns auch Iosephos, Dion, Dexippos, die Proben bei Lukian. Dagegen übte Sallust wahre μίμησις, indem er das feierlich altertümliche Ethos des alten Großen mit dem pompösen Pathos der modernen Rhetorik zu einem neuen Ganzen von besonderer Art vereinigte. Die Prägung dieses Stils muß als eine Großtat der römischen Literatur bezeichnet werden, der die griechische nichts Gleichartiges an die Seite zu setzen hat: begreiflich genug, denn dieser Stil war der Exponent einer politisch sehr bewegten Zeit, in der sich aus dem zertrümmerten Alten und dem werdenden Neuen ein veränderter Staatsorganismus herauszubilden anfing. Etwas Herausforderndes hatte der alte Sünder und Revolutionär auch als Publizist. Der Kontrast zwischen der prätendierten Objektivität nach dem Vorbilde des Thukydides und dem offensichtlichen ψεῦδος nach den Präzepten der Rhetorenschule, ferner der Kontrast zwischen dem anmaßend sittenrichterlichen Tone und einer notorisch mehr als bedenklichen Vergangenheit machte die pompeianische Partei rasend: so gab ihm eben deswegen Livius (d. h. *Dion XLIII 9, 2 ff.*) einen bösen Denkzettel mit, und ein Freigelassener des Pompeius, Lenaeus, faßte in einem Pamphlete voll gemeinster Schimpfworte das Urteil über ihn in die Worte zusammen: *homo vita et scriptis monstrosus* (*Suet. de gr. 15*). Aber als in dem die republikanischen Gegensätze nivellierenden otium des Prinzipates die Leidenschaften ausgetobt hatten, lautete das Urteil: *primus Romana Crispus in historia* (*Martial XIV 191*), *rerum Romanarum florentissimus auctor* (*Tac. ann. III 30*), und unter Hadrian hat Zenobios sowohl die Historien als die bella ins Griechische übersetzt, eine keinem anderen der großen römischen Historiker zuteil gewordene Auszeichnung.

Der Herr und Meister Caesar stand auch als Schriftsteller über den Parteien. Er fand, während er einen morschen Staat zerschlug und einen neuen aufbaute, noch Zeit und Neigung, die humanitas, deren edelste Erscheinungsform, die clementia, er als Regent bewährte, auch in der Literatur zu betätigen, obwohl er diese Arbeiten nur gering wertete: offenbar auf Grund richtiger Selbsteinschätzung, denn sonst wäre von dem Vielen, was es von ihm an Poesie und Prosa gab, wohl mehr erhalten. Wir vermissen mit Bedauern die Schrift *de analogia*, zu der er durch die Lektüre von Ciceros Werk de oratore angeregt worden war. Nur die *commentarii* blieben von den zahlreichen Memoirenwerken des Altertums als einziges erhalten dank der weltgeschichtlichen Größe ihres Inhalts, und gerade sie gehörten ja nicht zur Literatur im engeren Wortsinne. Wie den anderen politischen Memoiren (*s. o. S. 470*) fehlte auch ihnen nicht die apologetische Tendenz: man muß immer im Auge halten, daß, wie bemerkt (*s. o. S. 484*), um seine Person und sein Werk auch in der Literatur ein heftiger, uns leider nur ganz von fern kenntlicher Kampf entbrannt war. Manche tadelten seine Angriffe auf Kelten und Germanen als unprovoziert (*Sueton, div. Iul. 24*; vgl. die Abwehr dieses Vorwurfs besonders *de b. G. III 10*); was es sonst an gehässiger Literatur gab, läßt außer den Epigrammen Catulls noch die merkwürdige Nachricht Ciceros (*Brut. 218*) über einen in der Mitte der fünfziger Jahre abgefaßten Dialog des Scribonius, indirekt auch die bei Cassius Dion vorliegende mißgünstige Darstellung des Livius erkennen. Aber freilich muß, besonders seitdem unlängst die sukzessive Abfassung der gallischen Memoiren von Jahr zu Jahr erwiesen worden ist, zugegeben werden, daß Mommsen die apologetische Tendenz wenigstens dieser Memoiren stark überschätzt hat. Eher

läßt sich von den (unvollendeten) *commentarii de bello civili* sagen, daß sie die Schuld am Ausbruche des Bürgerkriegs und die Verantwortung für seinen blutigen Verlauf auf Pompeius abschieben sollten. Der Sachlichkeit des Inhalts, die in beabsichtigtem Kontraste stand zu der hyperbolischen Schilderung der Taten des Pompeius durch Griechen und Lateiner, entspricht die Schlichtheit des Stils und Klarheit der Sprache, die aber in Einzelheiten von derjenigen Ciceros viel stärker abweicht als die oberflächliche Bezeichnung beider mit dem Prädikate 'klassisch' erkennen läßt. Dieser Stil sachlich militärischer Berichterstattung auf Grund von Aufzeichnungen des Hauptquartiers und von Berichten der detachierten Truppenführer war schon von den Generalen Alexanders angewendet und ist von Caesar nach solchem Vorbilde gestaltet worden: man lese, um das zu erkennen, irgend einen auf den Generalstabsbericht des Ptolemaios zurückgehenden Abschnitt bei Arrianos und vergleiche ihn mit einem beliebigen caesarischen Schlachten- oder Belagerungsberichte. Welcher Niveauverschiedenheiten aber auch dieser scheinbar so anspruchslose Stil fähig war, ermessen wir an den Fortsetzungen der caesarischen Memoiren, auf die hier nicht eingegangen werden kann, deren Lektüre aber auch aus diesem Grunde sehr zu empfehlen ist. Aber auch aus Caesar selbst kann man die Höhe dieses Kunstvermögens ermessen, wenn man etwa seine in Briefen Ciceros an Atticus (*IX 13. 14*) erhaltenen unstilisierten Berichte über die Operationen in Brundisium mit seiner späteren Darstellung vergleicht (*de b. c. I 25ff.*). Es gibt keine Schriften, in denen die monumentale Größe des römischen Staates so mächtigen Ausdruck gefunden hätte wie in denen dieses einzigartigen Mannes.

Cicero ist uns von allen Menschen des Altertums am genauesten bekannt, genauer noch als Augustinus: denn dessen Konfessionen sind stark stilisiert und für die Wirkung auf ein Lesepublikum berechnet, während wir von Cicero nicht viel weniger als tausend Briefe besitzen, unter den nur sehr wenige für die Öffentlichkeit bestimmt waren. Die Erhaltung dieser Briefe – das Altertum las noch etwa doppelt so viel, darunter sehr wichtige – muß als ein beispielloses Glück angesehen werden. Art und Zeit der Publikation entzieht sich in sehr vielen Einzelheiten unserer Kenntnis (diese wird sich vielleicht gewinnen lassen, wenn sich ein Philologe der auch an sich sehr lohnenden Aufgabe unterzieht, das überaus reiche Analogiematerial aus der christlichen Epistolographie zu sammeln und für Rückschlüsse auf die antike zu verwerten). Cicero würde, hätte er den Hergang ahnen können, seine Korrespondenz bis auf verhältnismäßig wenige Stücke (die von Tiro zu edierenden) vernichtet haben trotz seines heißen Verlangens nach Unsterblichkeit oder vielmehr eben wegen dieser Sehnsucht: war doch für Petrarca die Entdeckung der Briefe (im J. 1345) eine Art von Katastrophe, in der ihm sein freilich phantastisches Ideal von Cicero dem Weltweisen zerschlagen wurde. Aber zum Glück war den Generationen nach Cicero der Mensch mit seinen Tugenden und Fehlern gleichgültig, er lebte fort als Meister der Prosa und als letzter großer Vertreter republikanischer Ideen, die mit ihm zu Grabe getragen waren: demgegenüber erschien die pietätlose Indiskretion, auf der die Veröffentlichung doch beruhte (vgl. z. B. *ad Att. I 16, 8 epistula quam nolo aliis legi XV 4, 3 rubeo, mihi crede, sed iam scripseram, delere nolui*), erlaubt, ja literarisch und geschichtlich eine Notwendigkeit. Uns ist so ein unvergleichlicher Schatz gerettet worden, dem sich aus der griechischen Literatur nichts an die Seite stellen läßt. Daß es freilich auch in ihr (seit frühhellenistischer Zeit) solche 'συναγωγαί' (*Cic. ep. XVI 5, 5*) von Briefen namhafter politischer und literarischer Größen gab, ist bekannt; Cicero selbst hat

die platonischen Briefe, die er für echt hielt, genau gelesen, wie seine Zitate daraus in den Atticusbriefen zeigen. Auch Briefe des Epikur und Poseidonios kannte er, jene wohl nur aus zweiter Hand (*de fin. II 96. de off. III 10*); mit Poseidonios korrespondierte er auch selbst, aber natürlich in griechischer Sprache, daher fand nichts davon Aufnahme in die Sammlungen (*ad Att. II 1, 2*). Auch eine Theorie der Epistolographie ist ihm bekannt (*ep. II 4, 1*). Aber diese Spezies griechischer Briefe ist fast gänzlich zugrunde gegangen – an Unmittelbarkeit sind aus nichtchristlichen literarischen Briefen den ciceronischen nur Stückchen aus Briefen Epikurs und solchen des Augustus (an Horaz und Tiberius) vergleichbar –, und selbst wenn mehr davon erhalten wäre, so würde das Bild durch Zeiten und Personen doch stark differenziert sein. Der Reichtum der ciceronischen Sammlung entzieht sich in einer Skizze auch der bloßen Andeutung. Der Historiker wird das geschichtliche Material am höchsten werten, das ihm, zumal bei dem Verluste des Livius, nun wirklich *historiam contextam eorum temporum* ersetzt, wie Nepos (*Att. 16, 3*) von den Atticusbriefen sagt, in deren Bündel er lange vor der Publikation Einsicht nehmen durfte: sie begleiten welterschütternde Vorgänge von etwa zwanzig Jahren, darunter einzelne fast von Tag zu Tag, ja gelegentlich von Stunde zu Stunde, lassen uns Blicke hinter die Kulissen tun, geben auch Originalurkunden, die kein Historiker aufgenommen haben würde. Der Philologe wird die Briefe zunächst als wertvollste Dokumente für die Entstehungsgeschichte der Werke ihres Verfassers schätzen: der Fall, einen Autor oft bis in die minutiösesten Vorgänge beim Schaffen belauschen zu können, ist für das Altertum völlig beispiellos. Ferner sind diese Briefe dem Philologen unerschöpfliche und in der Tat trotz vieler guter Arbeiten noch längst nicht erschöpfte Fundgruben sprachlicher und stilistischer Observationen zunächst für Cicero selbst: so vergleiche man beispielsweise die Berichte, die er über seinen kilikischen 'Feldzug' dem Atticus (*V 20*) und dem Cato (*XV 4*) gibt: dort kurze Sätze im Gesprächstone (*cotidiana verba*, wie er das nennt), hier in dem auf möglichst weite Verbreitung berechneten Briefe die üblichen λήκυθοι, wie er gern von der geputzten Diktion sagt. Dazu kommen dann die Sprachnuancen seiner Korrespondenten, von denen fast 100 Briefe mit aufgenommen wurden. Darunter sind einige fein stilisierte, so die von M. Caelius Rufus (17 Nummern, alle in B. *VIII*), C. Cassius (*XII 11ff. XV 19*), C. Matius (*XI 28*, nach meinem Gefühl inhaltlich der schönste des ganzen Korpus), M. Cato (*XV 5*, ein besonders kostbares Stück), Asinius Pollio (*X 31ff.* in dem saloppen Stile, den dieser Nörgler anderer schrieb), Munatius Plancus (12 Nummern in B. X: er schreibt von allen Korrespondenten Ciceros den weitaus besten Stile, ganz in Ciceros Art), M. Antonius (*ad Att. X 8A*), einige Briefe von Caesar und Pompeius (erhalten als Beilagen in den Atticusbriefen); andere zeigen uns nur Durchschnittskönnen, sind aber gerade dadurch interessant: P. Vatinius (*V 9f.*) und je ein Brief des Sulpicius Galba (*X 30*) und des M. Lepidus (*X 34*), beides Berichte über Gefechte, die der Schlacht bei Mutina vorangingen und folgten, ganz in dem dürftigen Stile der Fortsetzer der caesarischen Memoiren. Neben und über diesem und anderem, für den Historiker und Philologen so Wichtigen steht dann das rein menschliche Interesse dieser Briefsammlungen: eine Tragödie, ohne daß auf ihre Protagonisten auch nur ein Schimmer des Heldenhaften fiele (der gigantische Schatten ihres wahren Helden ragt nur aus dem Hintergrunde empor, besonders *ad Att. XIII 52*), und doch eine Tragödie, in der ein Leben voll von Hoffnungen und Enttäuschungen, von guten Vorsätzen und Verzweiflung über die eigene Ohnmacht, von ehrbarem Streben und schauspiele-

rischer Pose zwar zertreten wird durch die Notwendigkeit der Geschichte, die an die Stelle der zeit- und hoffnungslosen politischen Ideale des rückwärtsgewandten Schwärmers neue zukunftsreiche Realitäten treten ließ, doch aber auch wieder emporgerichtet wird in dem, was ewig an ihm war, dem Glauben an seine Bestimmung, die hohen intellektuellen und ästhetischen Ideale des Hellenentums seinem Volke zu gewinnen.

Zu keiner Literaturgattung des Altertums wird es uns so schwer den richtigen Standpunkt zu gewinnen wie zu den Reden. Ephemere Produkte sub specie aeternitatis werten zu müssen ist peinlich; wer vom Standpunkte der Moral aus zu einer kategorischen Verwerfung dieser ganzen Literaturgattung gelangt, darf sich auf Platons Gorgias berufen. Nur ästhetische Betrachtung auf historischer Grundlage kann zum Ziele führen; darüber hier wenigstens einige Andeutungen.

Wer die Reden Ciceros richtig beurteilen will, muß erstens bedenken, daß er sie – von gelegentlichen aktuellen Zwecken abgesehen, wie nachträglicher Rehabilitierung eines Klienten (*pr. Mil.*), Diskreditierung eines Gegners durch die Form literarischer Invektiven oder politischer Flugschriften (*in Vatin., in Pis., Philipp.*, die verlorene *in Clodium et Curionem* als Antwort auf ein analoges Pamphlet des Curio) – als zum Lesen und zum Studium bestimmte Kunstwerke (*ep. VII 1, 3. ad Att. IV 2, 2*) veröffentlichte. Dabei nahm er, einer üblichen Praxis folgend (*Tusc. IV 55. Brut. 328*), meist – die Dankrede im Senat und die Corneliana machten eine Ausnahme: *Cic. pr. Planc. 74. Nepos fr. 45* – Änderungen vor, die noch wir, obgleich uns sowohl seine Notizen (*commentarii*) als auch die Stenogramme verloren sind, gelegentlich nachweisen können (so *pr. Mur. 57. Clu. 138–42. Phil. II*; *vgl. ad Att. XVI 10*). Die Verrinen act. II und die zweite philippische sind überhaupt nicht gehalten worden, die Catilinarien und die übrigen konsularischen stellte er erst im J. 60 zu einem Korpus zusammen. – Man muß zweitens die von ihm selbst in den rhetorischen Schriften niedergelegte Theorie kennen und an ihr die Praxis messen, nicht bloß deren Einzelheiten, sondern vor allem auch das Allgemeine. Denn was ihn über die anderen vor, neben und nach ihm erhob, war die Überzeugung, daß der Redner sich vollgesogen haben müsse an den Quellen griechischer Wissenschaft. Während daher die anderen das Wesentliche in der Routine sahen, faßte Cicero die Rhetorik als integrierenden Teil einer universalen, vor allem philosophischen Bildung auf und bemühte sich auch, dies Ideal in die Wirklichkeit umzusetzen. Daher machen seine Reden einen so viel gebildeteren Eindruck als die demosthenischen (z. B. *pr. Archia*); daher versteht er es auch, das Niveau und den Ton je nach dem Bildungsgrade des Publikums zu wählen: man vergleiche daraufhin die Reden vor den Geschworenen mit denen vor dem Volke untereinander und mit denjenigen, die er vor den pontifices (*de domo sua*) und vor Caesar sprach: in Wahrheit ein *summus tractandorum animorum artifex*, wie ihn Quintilian (*VI 1, 85*) nennt.

Ein drittes Moment für seine richtige Beurteilung liegt in der σύγκρισις zwischen ihm und seinen Vorgängern und Zeitgenossen. Freilich ist das Vergleichsmaterial für uns ja sehr beschränkt, während Quintilian und Tacitus es noch in Fülle besaßen. Immerhin fehlt es aber auch uns nicht ganz, besonders wenn wir den Begriff der 'Rede' möglichst weit fassen. Die Schrift seines Bruders Quintus, das *commentarium consulatus petitionis* vom J. 64, gehört, wie oben (*S. 454f.*) bemerkt, demselben γένος, den Instruktionsschriften, an wie der längste von Marcus erhaltene Brief, in dem er seinem Bruder für das dritte Jahr von dessen asiatischer Provinzial-

verwaltung Anweisungen gibt (*ad Q. fr. I 1* vom J. 60/59). Jene Schrift nun des Quintus ist so pedantisch in der Disposition, so steril im Ausdruck und vor allem so bar jeder feineren Bildung, daß viele sie ihm – mit Unrecht – absprechen; dagegen gibt es von seinem Bruder wenig, was einen so vornehmen Eindruck macht wie diese Schrift, die mit ihrer überlegenen weltmännischen Feinheit und ihrer bezaubernden Eleganz des Stils, auch abgesehen von dem wichtigen Inhalte, dem Leser einen hohen Genuß gewährt. Ferner vergleiche man die fein stilisierten Relationen Ciceros, die er im J. 51 aus Kilikien und Kappadokien an Senat und Volk sandte (*ep. XV 1. 2*) mit denen des Plancus (*ep. X 8*), des Lepidus (*X 35*) und des Lentulus (*XII 15*), die an die ciceronische nicht heranreichen, aber auch ihrerseits wieder einen Wertmesser für den verschiedenen Bildungsgrad ihrer Verfasser abgeben (Plancus, ein *orator nobilis*, ist durch Ciceros Stil stark beeinflußt: *s. oben S. 488*). Wichtiger ist, Ciceros Kunst an derjenigen seiner Rivalen zu messen, soweit unser dürftiges Material es gestattet. Von dem Stile der extremen Attizisten können wir uns immerhin eine gewisse Vorstellung machen aus dem langen suasorienartigen *Briefe des Brutus an Cicero* (*I 16*), der um so lehrreicher ist, als ein ähnlicher des Cicero an Brutus vorangeht (eine Athetese dieses Briefkorpus oder auch nur einzelner Nummern hätte nie gewagt werden dürfen). Am Stile des Brutus merkt man im Gegensatze zu dem Ciceros sofort die geringe Kunst der Periodisierung und, was damit zusammenhängt, den Mangel an Rhythmus (*dure componendi studium* des Brutus: *Quint. IX 4, 76*). Um sich nach dieser Richtung hin ein Bild von Ciceros Kunst zu machen, lese man auch den von *Seneca suas. 6, 24* aus den *Historien des Asinius Pollio*, eines erklärten Anhängers der Attizisten, erhaltenen Nachruf auf Cicero, der mit seiner *dictio salebrosa* dem Gepriesenen ein Greuel gewesen wäre. Von der Diktion der Gegenpartei, die in Hortensius ihren anerkannten Führer hatte, können wir uns aus zeitgenössischen Dokumenten keine Vorstellung mehr machen, wenigstens nicht auf direktem Wege; aber Cicero selbst zeigt uns durch seine eigene Praxis, von welcher Art das war, was er überwand. Die beiden Erstlingsreden (*pr. Quinctio* vom J. 81, *pr. Roscio Amerino* vom J. 80) zeigen dasjenige γένος des asianischen Stils, das er selbst (*Brut. 325*) als *verbis volucre atque incitatum* bezeichnet: der Ton ist maßlos, die Diktion geschwollen, κακοζηλία und νεανιεύματα aller Art dominieren. Die Rede *pr. Roscio comoedo*, die wahrscheinlich ins J. 77/76 fällt, darf uns als Muster des zweiten asianischen γένος gelten, dessen Besonderheit er *a. a. O.* als *sententiosum et argutum* bezeichnet. Dieses war für die kurzen, zerhackten, aber stark rhythmischen κόμματα des Hegesias charakteristisch, unter den Römern für Hortensius (*a. a. O. 326*), und auch Varro hatte seine Freude daran (*Cic. ad Att. XII 6, 1: s. o. S. 482*). Aber schon L. Crassus sprach so: man vergleiche, um sich davon zu überzeugen, die lange Probe aus einer *Rede des Crassus*, die *Cic. de or. II 225f.* anführt, mit einem beliebigen Abschnitte dieser Rosciana. So also sprach auch Hortensius, mit dem Cicero jahrzehntelang in den größten Prozessen rivalisierte. Da ist es nun doch etwas Großes, daß er sich, zum Trotz seinem leidenschaftlichen Temperamente und seiner Vorliebe für das Phrasenhafte, von dem Modestile, der der Wirkung auf die Massen sicher war, emanzipiert, sich und seine Kunst diszipliniert hat durch das Studium der klassischen Vorbilder: die am stärksten pathetischen und geschmückten Stellen etwa der *vierten Verrine* (vom J. 70) und der *Miloniana* (52) sind einfach und getragen im Vergleich zu den Erstlingswerken, er weiß jetzt das Pathos durch Ethos zu temperieren und gerade durch sparsameres Wirtschaften mit den Ornamenten größere Wirkung zu erzielen. Diesen

seinen zwischen den Extremen vermittelnden Standpunkt, auf dem nunmehr verharrend er in Demosthenes sein Ideal fand, ohne jedoch verständnisvolle μίμησις der anderen großen Redner auszuschließen (vgl. besonders: *ad Att. XV 1*), hat er gegen die Ultras aus beiden Lagern in Theorie und Praxis verteidigt, mit dauerndem Erfolge gegen den attizistischen Doktrinarismus (vgl. *Tusc. II 3*), während sich das Bollwerk, das er gegen die trübe Flut des Modestils aufgerichtet hatte, in der Folgezeit als zu schwach erwies: der Kunststil konnte nur von einem Künstler, wie er es war, gehandhabt werden.

Endlich und vor allem muß man sich die triviale, von Cicero selbst oft wiederholte Tatsache immer gegenwärtig halten, daß der antike Redner nicht bloß durch sachliche Gründe überzeugen, sondern mehr noch durch Pathos oder Ethos bewegen und durch die Schönheit der Form ergötzen wollte. Er hat sich also sein gutes Recht genommen, wenn er dort, wo die πειθώ durch Argumente versagte, durch πάθος und χάρις die geringere Sache zur besseren machte: er schrieb dem Stilpedanten Brutus, eine Rede, die keine Bewunderung errege, sei keine Rede (*Quint. X 3, 6*), und dem vertrauten Freunde (*ad Att. I 14, 4*) von einer Senatsrede im J. 61: *si umquam mihi περίοδοι, si καμπαί, si ἐνθυμήματα, si κατασκευαὶ suppeditaverunt, illo tempore. quid multa? clamores.* Sein Ziel war, wie er selbst sagt (bei *Quint. VIII 6, 20*), zu 'imponieren'. Dieses Ziel hat er erreicht, sogar die Knaben lernten die Reden *tamquam dictata* auswendig (*ad Q. fr. III 1, 11*). Jetzt aber rechnen wir, dem Getriebe der Parteien entrückt, ihm vor: hier hat er, der sich auch in den Reden so gern ein Philosophenmäntelchen umhängt, 'gelogen'; hier hat er, der Konsul oder Konsular, einen skurrilen Witz gemacht, dort drechselt er schöne Phrasen, da er zur Sache gar nichts zu sagen weiß; den P. Vatinius hat er in einer Invektive gebrandmarkt, drei Jahre darauf verteidigt, und späterhin mit ihm verbindlichste Briefe gewechselt; ja den Catilina hat er noch im J. 65 zu verteidigen beabsichtigt (wie er sich vor seinem Gewissen mit dergleichen Fatalitäten abfand, expliziert er selbst den Richtern in der *Cluentiana 138ff.* mit naiver Offenheit). Nun ist es gewiß unser schönes Vorrecht, durch solche Kritik Verres und Clodius von dem Vorwurfe, sie seien mauvais sujets und weiter nichts, zu befreien, Pompeius und Milo den Kranz exemplarischer Ehrenmänner vom Haupte zu reißen. Aber wir müssen uns, gerade wenn wir so der Geschichte und der Wahrheit zu ihrem Rechte verhelfen, vor dem Fehler der ἀνιστορησία hüten, auf Cicero, weil er ein Meister auch des ψεῦδος war, einen Stein zu werfen, müssen vielmehr zu unsern Schülern, die in ein richtiges Verhältnis zu Ciceros Reden zu setzen eine nicht leichte Aufgabe ist, so sprechen: Dieses ist die Wahrheit der Geschichte, die der Redner in einer ungeheuer bewegten Zeit teils unbewußt aus politischer Kurzsichtigkeit, teils bewußt aus Parteiinteresse, teils aus Charakterschwäche fälscht, wie es vor ihm Demosthenes, der große Demagoge und Patriot, und die meisten anderen getan haben. Nun aber wollen wir die Reden nicht als Geschichtsdokumente, was sie ja auch nicht sein sollten, sondern als Kunstwerke betrachten und wollen versuchen, sie mit den Augen der Zeitgenossen zu lesen, mit ihren Ohren zu hören. Wenn wir nicht vor dem Feuer, das einige Reden gegen Catilina und gegen Antonius durchtobt, uns zu erschrecken, die Eleganz und den Schwung der Diktion nicht zu bewundern, auf den Rhythmen uns nicht zu wiegen vermögen, wenn wir ferner nicht imstande sind, die zumal in ihrer Vereinigung doch wahrlich nicht leichten Künste guter Erzählung, plastischer Charakteristik, scharfer Verstandesoperationen in der Auffindung und feiner Psychologie in der Anwendung des Stoffes zu würdigen und als eine Kom-

bination aller einzelnen ἀρεταί der attischen Redner in einem einzigen Individuum geschichtlich zu verstehen und zu bewundern, so sind wir noch nicht so weit, daß von uns Quintilians, eines strengen Richters, Wort gelten könnte: *ille se profecisse sciat, cui Cicero valde placebit.*

Daß die gebildete Rhetorik in Fühlung mit der Philosophie stehen könne und solle, hatte Cicero schon als 18jähriger gelernt, als er sich dem im mithridatischen Kriege i. J. 88 nach Rom geflüchteten Akademiker Philon anschloß; 10 Jahre später festigte er in Athen bei Philons Nachfolger Antiochos diese Überzeugung und zog dann, schon ein Fünfziger und aller politischen Illusionen bar, in dem Werke de oratore (i. J. 55) Konsequenzen daraus, die weit über die von seinen griechischen Lehrern gesteckten engen Grenzen hinausgingen: das hier aufgestellte Ideal einer universalen, in Sonderheit philosophischen Bildung des Redners ist sein Eigentum. Ja, er hatte den Mut, dieses Ideal auch zu realisieren und — ein einst gefeierter politischer Redner, ein noch immer gesuchter Sachwalter, ein Schriftsteller über Rhetorik und ein Dichter — nun auch mit Platon in die Schranken zu treten, indem er unmittelbar nach Abschluß der genannten rhetorischen Schrift an die Abfassung der philosophischen de republica ging und neun Jahre später auf den Brutus und orator unmittelbar die lange Reihe der philosophischen Schriften von der Consolatio an folgen ließ. Bei aller Anerkennung, die man dem Mute, solche Universalität zu erstreben, zollen muß, wird man doch begreifen, daß diese echt römische Bildungsverallgemeinerung (*s. o. S. 452*) nur mit den Mitteln eines Dilettanten zu erreichen war. Immerhin verdient ferner Anerkennung, daß er die Philosophie nicht rhetorisiert hat, wie es bald die Deklamatoren taten (die paradoxa Stoicorum, die er im Kataloge seiner philosophica *de div. II 1ff.* nicht nennt, gehörten zu den rhetorischen Schriften; vgl. auch *pr. Murena 60ff.*). Er wollte, wie er in den Prooemien (bes. *de div. II 4*) und Briefen wiederholt ausgesprochen hat, Wissenschaft lehren in gefälliger Form und sich dadurch in den Zeitläuften, die ihn, den zuletzt auch durch häusliches Leid fast Entwurzelten, zur politischen Untätigkeit zwangen, um die römische Literatur ein Verdienst erwerben; ethische Propaganda zu machen im Sinne Varros (*sat.*) und der epikureischen oder stoischen Moralisten oder gar religiös-mystische, wie sein und Varros sonderbarer Freund Nigidius Figulus, lag ihm gänzlich fern. In seinem Bestreben, die griechische Philosophie in lateinischer Prosa zu reproduzieren, hatte er freilich Vorgänger, besonders unter den Epikureern, aber da sie seinen Ansprüchen auf Eleganz der Form nicht genügten, glaubte er sie mit ein paar ärgerlichen Worten abtun zu dürfen (*Tusc. I 5f. II 7. IV 6f.*), obwohl sie durchaus nicht so unbedeutend waren (vgl. *Quint. X 1, 124*). Seine eignen philosophischen Schriften gehören wenigstens in ihrer Mehrzahl zur künstlerischen Übersetzungsliteratur: er selbst schreibt dem Freunde (*ad Att. XII 52, 3*): *ἀπόγραφα sunt, minore labore fiunt: verba tantum adfero, quibus abundo*, an einer anderen Stelle (*VI 2, 3*): *istum ego locum totidem verbis a Dicaearcho transtuli* (in dem Werke *de rep.*, und zwar, wie der Zusammenhang in dem Briefe zeigt, ohne Dikaiarchos zu zitieren). In den edierten Werken selbst hebt er gelegentlich einen relativen Grad der Selbständigkeit hervor (besonders *de off. III 34*), vergleicht aber doch offen und ehrlich in der Vorrede zu *de fin.* diese seine Werke mit den Bearbeitungen der griechischen Tragödien und Komödien durch die altlateinischen Dichter. Er las bei der Abfassung einer solchen Schrift zunächst einige entsprechende griechische durch oder doch an, wo es möglich war nicht zu schwierige; gelegentlich ließ er sich auch ein Kompendium daraus machen (vgl. *ad Att. XVI 11, 4. 14, 4*). Nachdem

er sich dann Szenerie und Art der dialogischen Form überlegt hatte, ging er an die Ausarbeitung, die bei kleineren Schriften nur Tage, selbst bei den größten – von den beiden staatsphilosophischen, einer früheren Schaffensperiode angehörigen abgesehen — nicht mehr als wenige Monate dauerte; mit einem der Prooemien, die er stets im voraus auf Lager hatte, ausgestattet wanderte das Werk dann zu Atticus, der es auf sachliche (besonders historische), gelegentlich auch auf sprachliche Bedenklichkeiten durchsah und dann abschreiben ließ. Messen wir die edlen Gedanken und vielen schönen Worte an seinem Handeln, so erkennen wir, daß die Wissenschaft vom wahren Sein dem Rhetor, der sich in die Welt des schönen Scheins eingelebt hatte, und dem schwachen, in fast unbegreiflicher Selbsttäuschung befangenen Menschen (vgl. besonders *ep. XV 4, 13*) sich in allen Lebenslagen versagt hat, wo ihm ihr Halt so nötig gewesen wäre; wohl nur die Consolatio hat eine Ausnahme gemacht, und es war ja auch, wie wir ihm glauben dürfen, etwas Neues – und wahrlich nicht ganz Geringes, da es bis auf Boethius wirkte –, eine solche Schrift zur eignen Erbauung zu verfassen (*ad Att. XII 14, 3. acad. post. I 11*). Lesen wir diese Schriften ferner bloß unter dem Gesichtspunkte der Bereicherung unseres Wissens von der hellenistischen Philosophie, so müssen wir den schlechten Verwalter eines solchen Schatzes nur zu oft tadeln: die Unfähigkeit des Dilettanten, der haarfeinen Beweisführung eines Chrysippos oder der scharfen Dialektik eines Karneades zu folgen, tritt allenthalben zutage, in unklarem Eklektizismus vermengt er Heterogenes und flickt mit hastiger Oberflächlichkeit die schönen Fetzen zu einem fadenscheinigen cento zusammen. Betrachten wir sie jedoch als in sich geschlossene, durch die Individualität des Verfassers notwendig bedingte Erscheinungen, so können wir dem Mute, mit dem er an die Aufgabe ging, und der rastlosen Energie, mit der er sie ausführte, unsere Achtung nicht versagen. Ja, die kleineren dieser Schriften, in denen ein nicht zu abstrakter Stoff dem konkret realen Denken des Römers die Möglichkeit eines verhältnismäßig selbständigen Schaffens gewährte und die (wie die kleineren Plutarchs) durch ihre Begrenztheit selbst eine künstlerische Abrundung erforderten, gehören zum Besten der römischen Prosaliteratur. Wer z. B. den Cato in reiferen Jahren wieder liest, wird den Schwung der Gedanken, den kunstvollen Bau des Ganzen, die feine Ausführung des Einzelnen bewundern, vor allem aber sich von der Liebenswürdigkeit des Verfassers, sowie dem Glanze seiner Sprache (*nitorem orationis nostrum* sagt er selbst: *ad Att. XIII 19, 5*) hingerissen fühlen und den Unterschied dieser freien edlen Kunst von der altmodischen Biederkeit und pedantischen Steifheit Varros ermessen, dessen uns durch nicht ganz unbedeutende Fragmente bekannte Loghistorici doch zu einer nahverwandten Gattung gehörten.

Die Wirkung der philosophischen Schriften auf die Zeitgenossen – intime Freunde wie Brutus und Atticus natürlich ausgenommen – muß sehr gering gewesen sein. Für das große Lesepublikum waren sie zu hoch, die Gebildeten lasen lieber die griechischen Originale: wir wissen das beides aus ihm selber (bes. in den Prooemien zu *de fin. I. ac. post. I*). Eigentliche Fortsetzungen hat daher diese Art der philosophischen Schriftstellerei zunächst auch nicht gefunden (*Brutus de virtute, de patientia, περὶ καθήκοντος* in lateinischer Sprache waren stoische Parallelschriften zu den ciceronischen und durch diese bedingt; Seneca vertritt ein verschiedenes εἶδος). Die Wirkung dieser Schriften begann erst, als die Bildungsdifferenzen sich nivellierten und griechische Sprachkenntnisse im Westen eine Seltenheit wurden, d. h. zur Zeit der Propaganda des Christentums: von Minucius

Felix und Lactantius an zehrten die christlichen Autoren von diesen Schriften und verfaßten in ihrem Geiste und Stile solche zum Aufbau und zur Vertiefung ihrer Religionswissenschaft. Für sie alle war Cicero – neben Varro (*s. o. S. 482*) – der Hauptvertreter hellenischer Weisheit: sie beide nennt Gellius *XIII 17* die Hauptvertreter der *humanitas*. Und in der Tat hat Cicero dadurch, daß er – anknüpfend an die Bestrebungen des Scipionenkreises (*s. o. S. 456f.*), dessen jüngste Mitglieder er selbst als *adulescentulus* noch persönlich kannte (*de or. II 154f. de rep. I 13. ad. Q. fr. III 6, 1*) – die griechische Theorie an der römischen Praxis maß, jene durch diese gestärkt, diese durch jene veredelt. Indem er so hohe sittliche, ästhetische und intellektuelle Ideale in den Boden des römischen Staates pflanzte, hat er der Folgezeit als wichtigstes Vermächtnis griechisch-römischer Zivilisation übermittelt jenen von Panaitios und Poseidonios in Anknüpfung an Platon und Aristoteles geprägten Inbegriff voller Entfaltung der Menschenwürde in Gemüt und Verstand, Lebensführung und Sprache, der *humanitas*, die das okzidentalische Christentum übernahm und aus der den 'Humanisten' die hohen Ideale hellenischer Ethik, Ästhetik und Intelligenz zuerst entgegenleuchteten. So hat Augustinus von der Lektüre des uns zufällig verlorenen 'Hortensius' die sittliche Läuterung seines Wesens hergeleitet (*conf. III 4, 7*) und Ambrosius in engem Anschluß an die Bücher de officiis seine gleichbetitelte christliche Ethik geschrieben; wenn gerade diese Schrift Ciceros sich bis heute im Unterrichtsplane der deutschen Gymnasien behauptet, so kommt das daher, daß Melanchthon das stoisch-römische Werk in seinen Schulen neben dem christlichen lesen ließ. Nur Cicero, der als erster und vielleicht einziger Römer in Platon den Künstler erkannte, wenngleich er sich in der Kunstform des Dialogs meist an Aristoteles anschloß, und der ihn auch menschlich verstand (vgl. *de leg. III 1. de fin. V 1f. ad Att. IV 16, 3*), hat dem späteren Okzidente Funken unverfälschten platonischen Geistes übermittelt, an denen sich dann Petrarca mit der Intuitionskraft des Genies entflammte.

'Ich darf — so schreibt Cicero im J. 60/59 dem Bruder (*I 1, 27f.*) inmitten einer der schönsten Partien, die wir von ihm besitzen – frei heraus erklären, daß ich das, was ich erreichte, der Beschäftigung mit den Bildungselementen verdanke, die uns Griechenland in Literatur, Kunst und Wissenschaft vermacht hat'. Und in der Tat beruht seine Bedeutung darauf, daß er aus den Faktoren, die den Bildungsinhalt der griechisch-römischen Kultur ausmachten, die Summe zog. Er besaß außer einem für das Edle empfänglichen Sinne sowie aufnahmefähigen Geiste eine künstlerische Schaffenskraft, die ihn befähigte, in einer hochgebildeten Zeit (*his temporibus tam eruditis: ad Att. XII 18, 1*) die Anregungen einer komplizierten Kultur sich, seinen Zeitgenossen und der Nachwelt dadurch zu eigen zu machen, daß er sie zu Kunstwerken gestaltete, die, mit dem Stempel seiner Individualität versehen, zugleich den Postulaten eines von den Zufälligkeiten persönlicher und zeitlicher Neigungen unabhängigen Kunsturteils entsprachen. Dadurch ist die von Caesar geplante, von Augustus – mit wesentlichen Modifikationen zugunsten des Lateinischen – durchgeführte Verschmelzung der römischen und griechischen Nationalität von ihm in der Literatur vollzogen worden. Wenn er daher die von anderen schon eingeführten γένη durch neue vermehrte, so tritt dies besondere Verdienst bei ihm noch zurück hinter dem allgemeinen: er hat der lateinischen Prosa die χάρις griechischer Kunst erobert, ohne sie ihrem nationalen Wesen nach Inhalt oder Form mehr zu entfremden, als dies bei solcher Übertragung notwendigerweise der Fall sein mußte, und daher darf man es ihm zugute halten, daß

er so oft die römische *virtus* auf Kosten der griechischen *sapientia* erhebt, ja im Gefühle des Stolzes über das von ihm Geleistete die lateinische Sprache für reicher als die griechische erklärt. Der Mensch hat für seine vielen Fehler durch Enttäuschungen und Leiden im Leben schwer gebüßt, der Politiker hat wie Demosthenes Kurzsichtigkeit und mangelndes Verständnis für die realen und notwendigen Ziele durch den Tod gesühnt. Aber über ihn als den Bannerträger einer hohen Zivilisation dachte groß sogar sein politischer Gegner Asinius Pollio (bei *Seneca suas. 6, 24*), dessen Tadelsucht sonst so leicht kein Literat entging. Caesar ferner, der nie heuchelte, auch wo er Lob in die Formen eines urbanen Kompliments einkleidete, erklärte, Cicero habe sich durch den Reichtum seiner Diktion um den Namen und die Würde des römischen Volks große Verdienste erworben (*Cic. Brut. 253*) und tröstete ihn zum Ersatz für das Fiasko seines politischen Lebens mit den Worten (*Plin. n. h. VII 117*): der Triumph des Literaten sei höher zu bewerten als der des Feldherrn, denn: *plus est ingenii Romani terminos in tantum promovisse quam imperii.* Kant liebte es, wenn er nachts nicht schlafen konnte, seine Gedanken zu konzentrieren z. B. 'auf den viel Nebenvorstellungen enthaltenden Namen Cicero' (*Werke VII 419 Hartenstein*): mit diesem ehrenden Zeugnisse wollen wir schließen, da es von Toren oder Feinden unserer Bildung, dem Zusammenhange der Stelle zum Trotz, gelegentlich vielmehr gegen diesen Namen ausgespielt wird.

2. Das augusteische Zeitalter

DIE POESIE

Einleitung

Die Klassizität der augusteischen Poesie ist ein Symptom der für das augusteische Zeitalter überhaupt charakteristischen Reaktion gewesen. In den weiten Rahmen des auf den Trümmern der hellenistischen Staatenvielheit errichteten römischen Weltreiches, in dem eine altersgraue Vergangenheit sich zum Schein erneuerte, paßten nicht mehr die feinen Pinselstriche der in den Einzelreichen des Hellenismus geübten modernen Miniaturmalerei, sondern es verlangte großzügige Gemälde, Erhabenheit und Kraft. Auch bei den Griechen selbst vollzog sich damals ein Umschwung des Geschmacks zugunsten der althellenischen Dichter: Homer und Archilochos werden der Nüchternheit der Alexandriner entgegengestellt (*Antip. Thess. A. P. XI 20*); Dionysios Hal. (*de comp. 23*) und der etwa unter Gaius schreibende Verf. π. ὕψους (*10*) zitieren je ein Lied der Sappho, der letztere (*33*) bewundert Pindar und Sophokles und kontrastiert Archilochos mit Eratosthenes, Homer mit Apollonios, wie später Lukian (*hist. conscr. 57*) Homer an Parthenios, Euphorion und Kallimachos mißt. Wenn also Vergil den Homer und Hesiod, Horaz den Archilochos, Alkaios und Pindar, Asinius Pollio und L. Varius die attischen Tragiker sich zur Nachbildung küren, wenn den römischen Elegikern das Cognomen eines neuen Mimnermos mehr gilt als das eines Kallimachos (*Hor. ep. II 2, 100 f.*), so ist diese μίμησις τῶν ἀρχαίων ποιητῶν (vgl. *veterum libri: Hor. s. II 6, 61; antiqua Corinna: Prop. II 3, 21*) zu verstehen als ein weiterer Schritt auf der Bahn, die Cicero zu Demosthenes, Sallust zu Thukydides geführt hatte: der Klassizismus der Prosa ging demjenigen der Poesie voraus, aber schon Cicero waren die Neoteriker unsympathisch, während er Homer und die Tragiker sowie ihre alten römischen Nachahmer bewunderte. – Wenn wir so zwischen der Poesie der sullanisch-caesarischen Zeit und derjenigen der augusteischen einen Einschnitt machen, so dürfen

wir dabei doch die Fäden, die diese mit jener verbinden, nicht übersehen. Griechische Dichter wie Parthenios und Philodemos haben in persönlicher Fühlung mit beiden Generationen gestanden. Furius Bibaculus, ein Neoteriker, der das Schulhaupt Valerius Cato begeistert pries, machte noch Spottverse auf Augustus im Stile derjenigen des Calvus und Catull auf Caesar. Asinius Pollio, dem Helvius Cinna ein propempticon für seine Reise nach Griechenland (54) dichtete und der exegetische Bemerkungen zu Catull schrieb, wurde dann Patron augusteischer Dichter und selbst ein Klassizist. Quintilius Varus aus Cremona war mit Catull, dann mit Vergil und Horaz befreundet. Alle Augusteer haben von den Neoterikern gelernt: Vergil, durch Landsmannschaft vielen von ihnen verbunden, kam bald nach dem Erscheinen von Catulls Liederbuche nach Rom, fing daher ganz im Stile von dessen nugae zu dichten an und wagte auch in den Bucolica nur erst tastend in neue Bahnen zu lenken, wie er denn überhaupt noch in den Georgica und in der Aeneis sich mit der hellenistischen Poesie in Original und römischer Nachbildung genau vertraut zeigt. Auch Horaz ist von Catull in den Epoden doch stärker beeinflußt als sein Seitenhieb (*s. I 10, 19*) auf einen freilich sklavischen Nachahmer erwarten läßt, und hat Motive der hellenistischen Poesie in die Formen des Iambus (*epod. 11*) und öfters des aeolischen Liedes umgesetzt. Von allen poetischen γένη dieser Zeit hängt aber die Elegie am engsten mit der neoterischen Poesie zusammen. Ihr Schöpfer Cornelius Gallus war mit deren Vertretern, dann mit Vergil befreundet; Properz hat sich den Neoterikern geistesverwandt gefühlt (*II 25, 4. 34, 85ff.*), und in der Tat ist bei ihm die Kontinuität am sichtbarsten (vgl. z. B. *II 26, 15f. 28, 49. III 7, 49*). Der Klassizismus der augusteischen Poesie resultierte also aus einer Durchdringung der maniera grande der archaischen Dichter, griechischer wie römischer, mit der entwickelten Technik hellenistischer Kleinkunst. Schon bei Varro dem Ataciner fanden sich beide Elemente, aber wie es scheint noch nicht in organischer Verbindung; wie groß jedoch sein Einfluß auf die Augusteer war, ersehen wir daraus, daß noch wir mit unserem dürftigen Materiale viele überraschende Einzelheiten feststellen können.

An die Stelle der von Caesar beabsichtigten hellenistisch-orientalischen βασιλεία ließ Augustus die zu neuem Leben erweckte Idee des imperium Romanum treten. Das dadurch gestärkte patriotische Gefühl, das die Besten ihr Bestes in den Dienst der wiedererstandenen Nation stellen ließ, die Vereinigung der zentrifugalen Kräfte im Brennpunkte des Volkswohls kam wie dem Einzelnen, den Gemeinden und dem ganzen Reiche, so auch der Literatur zugute. Da nun der Princeps seine Regierungsmaximen als die Erfüllung der Wünsche des Volks, sich selbst als dessen Vertreter hinzustellen bedacht war, so ist die Literatur, die ihn und seine Erfolge preist, nie bloß höfisch gewesen, sondern zugleich immer auch als national empfunden und von dem Kaiser und seinen Helfern bei dem Fehlen einer nennenswerten Presse als Instrument für die Propaganda der neuen, mit dem Scheine des Alten umkleideten Ideen benutzt worden.

Augustus sah in seiner vierundvierzigjährigen Regierung eine Generation vom Jünglingsalter zum Grabe wandern, eine zweite heranwachsen und noch zu Männern reifen. Nur mit der ersteren verbinden wir die Vorstellung des Principats in der römischen Poesie. Ihr gehörten die Männer an, die als Jünglinge die Schreckenszeiten der Revolution gesehen und so den Ernst des Lebens erfahren hatten; mit bewußter Dankbarkeit genossen sie das Licht des Kosmos, zu dem sie aus der Nacht des Chaos geführt worden waren. Diese Erfahrung gab ihrer Persönlichkeit das

Ethos und die Tiefe philosophischer Betrachtung, ihrer Poesie den Adel und die Weihe; sie konnten etwas von ihrem Lebensinhalte, der ein Ausschnitt aus den Schicksalen ihrer Nation war, in ihre Werke hineintragen. Die zweite Generation konnte sich des Chaos bewußt nicht mehr erinnern und mit der dulcedo otii, durch die Augustus alle bezauberte, sogen sie auch deren süßestes Gift ein, die Rhetorik der Deklamationsschule, deren Flittergold nun ersetzen mußte, was jenen die echte Gediegenheit der Philosophie gegeben hatte. So war der Absturz innerhalb weniger Jahrzehnte ein beispiellos jäher: Vergils und Tibulls Todesjahr (19) bildet etwa die Grenze, denn die letzten Bücher des Properz und Horaz (13) sind nur mehr Nachklänge des hohen Stils, dem die Jungen kein Verständnis mehr entgegenbrachten. Wer die Literatur der 'Kaiserzeit' konventionell mit dem Prinzipate des Augustus beginnen läßt, wird weder den politischen noch den durch diese bedingten literarischen Verhältnissen gerecht: denn wo soll bei dieser Einteilung die Literatur des Übergangsjahrzehntes von Perusia bis Actium untergebracht werden? Der Schnittpunkt liegt vielmehr im Aussterben der älteren, noch in der Republik wurzelnden Generation: erst von da beginnt eine neue Phase der Literatur. Nur eine Konzession also an die traditionelle Einteilung ist es, wenn wir hier Ovid den Größen des augusteischen Zeitalters noch mit anreihen.

Ihrem Inhalte nach bildet die augusteische Poesie auch insofern einen Abschluß, als durch sie die wichtigsten der noch fehlenden γένη aus der griechischen hinzugewonnen wurden: Bukolik, altionischer Iambus, aeolische Lyrik. In der Formgebung haben diese Dichter das Postulat einer bis in die feinsten Nüancen ausgebildeten Technik auch auf die Komposition ausgedehnt, also die für die Prosa längst gültigen Gesetze straffer οἰκονομία auf die Poesie zu übertragen wenigstens versucht. Was daher von früher vorhandenen γένη übernommen wurde, Epos, Lehrgedicht, Satire, Epigramm, Elegie, Tragödie, auch Komödie (*Hor. s. I 10, 40ff.*), das wurde nach diesem Prinzip umstilisiert. — Die Produktion ist quantitativ überaus groß gewesen — man braucht nur an die vielen, kliquenweise organisierten ἀνώνυμοι zu denken, die Horaz die Galle ins Blut trieben, oder an Ovids Dichterkatalog —: aber die Auslese hat auch hier unerbittlich gewaltet und sogar Größen zweiten Ranges, wie L. Varius, Aemilius Macer, Valgius Rufus dem Untergange geweiht.

1. P. Vergilius Maro. Das bukolische γένος war in griechischer Sprache bis in die sullanische Zeit hinein gepflegt worden; sogar ein Italiker ist unter seinen jüngsten Vertretern, und Messalla hat, wahrscheinlich noch vor Vergil, griechische Bucolica verfaßt: *catalept. 9, 13ff.* Es fehlte als solches noch der lateinischen Poesie, wenn auch bereits Catull in einem uns nicht erhaltenen Gedichte die φαρμακεύτριαι Theokrits nachgebildet hatte (*Plin. n. h. XXVIII 19*). Es ist daher wohl verständlich, daß der 28jährige Bauernsohn, den die neoterischen παίγνια nicht dauernd hatten fesseln können und den trotz ausgesprochener Neigung zur Philosophie Epikurs doch immer wieder die Liebe zu den Musen ergriff (*catal. 5; ingenti percussus amore: g. II 476* nach *Lucr. I 924f.*), den ihm nahegelegten Gedanken, die Poesie um dieses γένος zu bereichern, mit Verständnis und Neigung aufgriff, der Kühnheit sich wohl bewußt (*audax iuventa: g. IV 565*). Die Edition der zuvor durch Rezitation einzeln bekannt gewordenen Gedichte machte ihn mit einem Schlage zum berühmtesten Dichter Roms seit Catulls Tod: soviel bedeutete es also, der Eroberer eines neuen Literaturterrains zu sein. Unsere κρίσις kann da nicht ganz mitkommen. Zwar vermögen wir Horaz' Lob (*s. I 10, 44f.*), daß er die Musa rustica mit vollendeter urbanitas habe reden lassen, nachzufühlen; wir werden auch zugeben, daß

einzelne Stellen anmutig und stimmungsvoll sind (so *1 a. E. 8, 37–40. 84–88*), und werden ihm bei seinem Versuche, das idyllische Genrebild gelegentlich in den Rahmen der großen Zeitbewegung hineinzubeziehen (*1* u. *9*), obwohl ihm das ohne Künstlichkeit nicht gelingt, unser Interesse doch nicht versagen: aber im ganzen läßt uns diese μίμηcιc kalt, und ein Vergleich mit Theokrit fällt stets zu seinen Ungunsten aus. Sein Bestreben, Motive verschiedener hellenistischer Gedichte zu verknüpfen – mit wie vielen Unbekannten wir zu rechnen haben, zeigt z. B. *7, 4 Arcades ambo = Erykios A. P. VI 96, 2* Ἀρκάδες ἀμφότεροι, beide nach dem gleichen Vorbilde – und diese Motive mit eigenen Erfindungen zu einem neuen Ganzen zu gestalten, hat oft schwere Fehler zur Folge gehabt. Fast überall, wo er sich enger an das Original anschließt, verfehlt er dessen feine Nuancen (vgl. z. B. *2, 7 ~ Theokr. 3, 8. 3, 9 ~ Th. 5, 41. 5, 40ff. ~ Th. 1, 120f. 5, 82–84 ~ Th. 1, 7f. 9, 39ff. ~ Th. 11, 42ff.*), und durch das, was er hinzufügt, verdirbt er oft das Ethos der Personen (z. B. *1, 63–65. 2, 23f. 8, 43*). Dagegen zeigt die Sprache in ihrem Streben nach Plastik und Schwung, die Metrik in der Glättung des Verses und vor allem das Streben nach Geschlossenheit der Komposition ein bewußtes Hinausgehen über die Neoteriker: all dies Neue, wegen dessen ihn die Zurückgebliebenen höhnten, muß zu dem großen Erfolge dieser Gedichte bei den vorurteilslosen Kritikern beigetragen haben.

Dieser Erfolg ermutigte ihn, seine Kraft an einer größeren Aufgabe zu erproben, den Georgica, die er als *iussa* des Maecenas bezeichnet (*III 41*). Es waren die Jahre, die der Entscheidungsschlacht bei Actium vorangingen und folgten. Italiens Fluren lagen verödet: schon im J. 43 nach der Schlacht bei Mutina klagte Asinius Pollio über die *vastitas Italiae, nam et robur et suboles militum interiit: Cic. ep. X 33, 1.* Die Partei Octavians, der sich auf das *robur Italum* stützte, war überzeugt, daß die Regeneration mit der friedlichen Arbeit des Landmanns zu beginnen habe, durch die Rom einst groß und stark geworden war: in demselben Jahre, in dem Vergil mit den Georgica begann (37), verfaßte der 80jährige Varro sein Werk über den Landbau. So bilden denn die Kriege im Osten, die zur Gesundung des Westens noch zu führen waren, den Hintergrund des Gedichtes, und als Octavianus im J. 29 als Friedensfürst zurückkehrte, lasen Vergil und Maecenas ihm das eben vollendete Werk vor, das nun erfüllte Sehnsucht verkünden durfte. Die leise Sentimentalität, die über vielen Stellen (so der berühmten *o fortunatos nimium II 458ff.*) wie ein leichter Schleier liegt, verbindet sich mit dem kraftvoll gesunden Tone des Ganzen zu reiner Harmonie. Überhaupt gebührt diesem Gedichte ein Ehrenplatz in der römischen Litteratur schon deshalb, weil ihm die griechische kein ganz gleichartiges an die Seite zu setzen hat. Freilich ist bei keinem seiner Werke die stoffliche Erfindung geringer. Er, der Sohn des Landes, holt sich das sachliche Material fast ausschließlich aus Büchern, prosaischen und poetischen, griechischen und lateinischen. Aber dadurch, daß er es in seinen Stil umgießt, es durch die Anordnung in eine neue Beleuchtung rückt und ihm vor allem das besondere Ethos verleiht, eignet er es sich wie ein selbsterworbenes an. Wir besitzen von den Γεωργικά des Nikandros, die als unmittelbares Vorbild bezeugt sind, genug Fragmente, um sagen zu können, daß die seelen- und stimmungsvolle Poesie des Römers, der mit Liebe bei seiner Aufgabe weilt, den Griechen, der mit kalter Sachlichkeit in dunkler Sprache seinen Stoff registrierte, auf der ganzen Linie geschlagen hat; auch den Aratos, dessen Stil er in den rein deskriptiven Partien offenbar nachahmt, hat er übertroffen. Diesen Sieg, die Umschaffung

des hellenistischen Lehrgedichts in den Stil der hohen Poesie, hat der Römer freilich erringen können nur mit den von Lukrez geschmiedeten Waffen. Ihm, mit dem er offensichtlich rivalisiert, wie Horaz mit Lucilius, hat er neben vielem anderem auch die Kunst abgelernt, die lehrhaften Partien durch Exkurse zu beleben, von denen nur an die (stofflich durch Varro beeinflußten) *laudes Italiae II 136–76* erinnert sei, und den Büchern bedeutende Prooemien vorauszuschicken: das zu B. III gehört neben dem Epilog von II zu den schwungvollsten Stücken römischer Poesie. Mit dem großen Vorgänger ist ihm auch die Kunst liebevoller Miniaturmalerei des Einzelnen gemeinsam: z. B. *I 316–34*, die Hausfrau am Webstuhl und am Herde: solche geschauten Bilder hat er viel, bei anderen Dichtern muß man nach dergleichen suchen.

Im J. 26 nach der Katastrophe seines Freundes Cornelius Gallus arbeitete er die zweite Hälfte des IV. Buches um, indem er die *laudes Galli* durch die ineinander gearbeiteten 'Epyllien' von Aristaios und Orpheus ersetzte, die uns trotz mancher Kompositionsfehler neben Catulls Ariadne und der Ciris von hohem Werte sind als lateinische Umbildungen hellenistischer Erzählungspoesie und Proben besonderen Könnens Vergils: er adelt die hellenistische Kleinkunst durch homerisches und wahrhaft tragisches Ethos. Als er diese Umarbeitung vornahm, war er schon mit der Aeneis beschäftigt: eben im J. 26 kennt Properz (*II 24, 63f.*) deren Anfangsworte. Daß ihr ein älterer, nicht ausgeführter Plan eines Epos vorauslag, das mit nur ornamentaler Verwertung des mythologischen Elements die πράξεις Καίσαρος, insbesondere den Sieg bei Actium und den Triumph des Jahres 29 schildern sollte, steht durch das unter dem unmittelbaren Eindrucke dieser Ereignisse gedichtete Prooemium von *georg. III* fest. Aber nicht als Kriegsfürst trat Augustus auf, dem im Gegensatze zu seinem Vater nichts Heldenhaftes eigen war, sondern die Segnungen des Friedens bescherte er der müden Welt. So wurde jener frühere Plan verworfen, die Mythologie aus einem Rahmenornamente zum Gemälde selbst gemacht, in dem Vergangenheit mit Gegenwart, Verheißung mit Erfüllung sich zu einem nur aus den besonderen Zeitverhältnissen erklärbaren Grundtone verbanden. Dadurch daß Augustus im Spiegelbilde seiner Ahnen als der Neugründer des alten Roms erschien, wurde ein Werk geschaffen, das mit nationalrömischem Gehalte die den beiden Kulturvölkern gemeinsame Bestimmung vereinigte, Augustus, mit dessen Epiphanie sich ein Kreis des Weltenlaufes schloß, als den von der Vorsehung verheißenen Herrscher zu erweisen. Aus dieser eigenartigen Fusion des mythischen Elements mit dem geschichtlichen erklärt sich auch der besondere Stil dieses Epos, der unverkennbar Elemente aus der hochpathetisch-dramatischen Geschichtschreibung der hellenistischen Zeit in sich aufgenommen hat. In seinem auf erhabene Wirkung berechneten Tone, seiner Tendenz, die Handlungen der Personen psychologisch zu motivieren und den Leser in die διάθεσις ἐλέου καὶ πάθους zu versetzen, unterscheidet Vergil sich von der naiven Art Homers und der teils nüchternen teils barocken des Apollonios trotz aller Entlehnung von einzelnen Motiven und Phrasen völlig. Mögen die einzelnen Faktoren, aus denen sich dieser Stil zusammensetzt, in griechischer und lateinischer Poesie und besonders Prosa vor Vergil auch nachweisbar sein: als Ganzes war diese Verschmelzung von epischer Großzügigkeit mit dramatischer Konzentrationskunst neu und auf dem Gebiete der Poesie eine Großtat, der in Prosa nur die tragische Erzählungskunst des Tacitus ebenbürtig ist: stilgeschichtlicher Betrachtung, die der Analyse zur Seite treten muß, werden sich die beiden Leistungen nicht bloß als wesensverwandt, sondern

als Ergebnisse gleicher Voraussetzungen erweisen. Auch der Mut, nach und neben so viel Kleinkunst endlich wieder einmal einen ganz großen Wurf zu wagen, ist nicht gering anzuschlagen; dem Dichter selbst wurde, wie er an Augustus schrieb (bei *Macrob. I 24, 11*), während der Arbeit angst, ob seine Schultern die Last würden tragen können. Gewiß war die Furcht nicht unbegründet: das Werk zeigt Schäden, die durch das Fehlen der letzten Feile nicht entschuldbar sind. Um nicht zu reden von dem Mangel an Phantasie, deren Stelle erarbeitetes Können vertritt, und von der Unfähigkeit, Örtlichkeiten und Vorgänge anschaulich zu schildern, sei nur bemerkt, daß sein Bemühen, die Last einer ungeheuren Lektüre von Dichtern und Prosaikern beider Völker gleichmäßig zu verteilen, nur zu oft gescheitert ist. Dem Fluche der Kontamination von entlehnten Motiven zahlt auch er nur zu oft seinen Tribut. Das Pathos ist, da es sich konstant bleibt, einer Steigerung an Stellen, wo es erfordert wird, nicht mehr fähig oder schlägt in κακοζηλία um. Über all diese Fehler, deren Zahl jede unbefangene Einzelanalyse vermehrt, sollte man sich durch keine auf Harmonistik ausgehende Betrachtungsweise hinwegtäuschen lassen. Der εὕρεcιc, διάνοια, διάθεcιc zur Seite tritt die λέξιc. Dem heroischen Verse hat er, indem er zwischen der unbefangenen, aber kraftvollen Sorglosigkeit der älteren und der affektierten Eleganz der neoterischen Schule die richtige Mitte hielt, seine Vollendung gegeben: die Tonsprache dieses Verses, die die Tonmalerei verwertet, ohne sich jedoch von ihr beherrschen zu lassen, ist wohl das Großartigste, was im romanischen Idiom bis auf Dante geleistet worden ist. Die Sprache selbst ist von großer Kühnheit, nicht durch eigentliche Neuprägungen, die er fast gar nicht hat: es ist vielmehr der überlieferte Wortschatz, mit dem er im Sinne der auch von Horaz (*a. p. 47*) empfohlenen Theorie durch neue Verbindungen, die er das Alte und Gegebene eingehen läßt, erstaunliche Wirkungen erzielt. Den Schatz seiner eigenen Diktion hat er aus dem Sprachreichtum der archaischen Zeit vermehrt: wie manches Kleinod des Ennius und der Tragiker zeigte er den Zeitgenossen in neuer Fassung und erhielt es der Nachwelt, die jene vergaß. Er tat das, wie Sallust, auf Grund einer Stiltheorie, aber den Takt, den er dabei zeigte, bewunderte schon das Altertum (*Quint. VIII 3, 25*); *olli sedato respondet corde Latinus* (*XII 18*), ἀρχαίωc καὶ cεμνῶc.

Er hat so wenig wie irgend ein anderer seines Stammes zu jenen absolut Großen gehört, die dadurch, daß sie das Gold eigener Gedanken und Gefühle ausmünzten, den Ewigkeitsbesitz der Menschheit vermehrten. Aber er hat den Besten seiner Nation genug getan, der maiestas p. R. Ebenbürtiges geschaffen, das die Probe auf seine Vollwertigkeit im Wandel von Generationen, Religionen und Völkern in vielleicht beispiellosem Grade so lange bestanden hat, bis ihn das an hellenischer und moderner Poesie geläuterte Schönheitsgefühl, vor allem aber der endgültige Bruch mit einer tausendjährigen Tradition vom Throne stieß. Wer von der Lektüre dieses großen Pathetikers immer wieder gern zur homerischen Simplizität zurückkehrt, beweist dadurch die Richtigkeit seiner κρίcιc. Wer aber daneben gerecht genug ist, über Verschiedenartiges keine vergleichenden Werturteile zu fällen, wird an dem ästhetischen Wohlgefallen, das in ihm Vergils rauschende Wort- und Verssymphonien erregen, und an der geschichtlichen Einsicht, mit der er den Helden dieses Epos bei seiner Mission, die Kontinuität der Völker des Ostens und Westens herzustellen, verständnisvoll begleitet, einen Gradmesser dafür besitzen, inwieweit er die Größe und Eigenart der Nation begriffen hat, die eben damals ihre welthistorische Aufgabe der Zivilisation des orbis erfüllte: *regere imperio populos pacique imponere morem.*

2. Q. Horatius Flaccus. Bei Horaz entsprach der gemütvollen Tiefe und Sanftheit Vergils eine ungewöhnliche Verstandesschärfe, ohne daß ihm jedoch Herzlichkeit des Empfindens gefehlt hätte. Während jener eher menschenscheu war, besaß dieser eine erstaunliche Welt- und Menschenkenntnis und ein Taktgefühl, das ihn an der kaiserlichen Tafel so sicher leitete wie im Gespräche mit seinen Gutsnachbaren. Dem sublimen Pathos, zu dem er sich, wenn es der Stoff verlangte, aufschwingen konnte, war er innerlich ganz fremd. Dagegen besaß er das Ethos des εἴρων, war zur Reflexion geneigt, leicht erregbar, hypochondrischen Stimmungen zugänglich, seines Wertes sich voll bewußt und daher das Persönliche überall aufs stärkste hervorkehrend. Bequemer Beschaulichkeit zugewandt, zeigte er sich doch den ihm zugewiesenen Aufgaben gewachsen und war daher zu des wesensverwandten Maecenas Vertrauten wie geschaffen, aber doch nicht gewillt, das honestum officium, das ihn an diesen band, mit der Stellung eines Privatsekretärs des Augustus zu vertauschen, mit so wunderbarer Schärfe er auch die Intentionen des neuen Regiments in sich aufnahm. Der Kontrast zwischen seiner Charakteranlage und derjenigen Vergils trat in der verschiedenen Wahl der Themata, die beide fast gleichzeitig, unter ähnlichen Lebensschicksalen in Angriff nahmen, deutlich hervor. Jener kleidete die Verbitterung des Gemüts, das Persönliche ἀλληγορικῶς verschleiernd, in die weichen und zierlichen Formen der Bucolica, während der Süditaliker seine bilis in so eminent persönliche Gedichte wie *epod. 16. sat. I 2* überströmen ließ. Anhänger Epikurs waren sie beide. Die Richtung insonderheit des Horaz läßt sich schwerlich besser bezeichnen als mit den Worten des C. Cassius, der von der Stoa zu Epikur übergegangen war, bei *Cic. ep. XV 19, 2: difficile est persuadere hominibus τὸ καλὸν δι' αὑτὸ αἱρετόν esse; ἡδονὴν vero et ἀταραξίαν virtute, iustitia, τῷ καλῷ parari et verum et probabile est; ipse enim Epicurus ..... dicit: οὐκ ἔστιν ἡδέως ἄνευ τοῦ καλῶς καὶ δικαίως ζῆν. itaque ... ei qui a vobis φιλήδονοι vocantur, sunt φιλόκαλοι et φιλοδίκαιοι omnisque virtutes et colunt et retinent.* Wer diese Worte erwägt, wird begreifen, warum ein *Epicuri de grege porcus* auch ein *virtutis verae custos* sein konnte.

Daß die Epoden ihrem Inhalte nach die Revolutionspoesie der caesarischen Zeit fortsetzen, ist klar (*Hor. ep. 17, 40* ist deutliche Reminiszenz an *Catull 42, 24*). Aber dem jüngeren Dichter, den das nahende Principat zur Vorsicht zwang, fehlte die Kraft und Schärfe eines Catull, Calvus, Bibaculus. Invektiven ohne Namen wie *4. 6. 8* sind nicht viel mehr als Studiengedichte, während die στασιωτικά, darunter besonders die beiden, in denen er sich nach Art der altgriechischen Dichter an das Volk wendet (*7. 16*), durch ihre lebendig bewegte und dabei doch konzentrierte Komposition hervorragen; die Großzügigkeit der Linienführung hebt diese beiden Gedichte, besonders *16*, weit empor über die Kleinkunst der vorhergehenden Epoche. Er selbst hat gewiß mindestens ebenso hoch wie den Inhalt all dieser Gedichte ihre Form gewertet. Sein Stolz war, daß er, wie Vergil den Theokrit, so seinerseits den Archilochos der römischen Poesie erwarb. Denn dieser war freilich schon dem Lucilius und Catull bekannt, auch Cato d. j. hatte Iamben im Stile des Archilochos auf seine ungetreue Braut und deren Verlobten gedichtet (*Plut. Cat. 7*), aber eigentliche μίμησις fehlte noch. Die Reproduktion der schwierigen Formen ist ihm gelungen, die Genialität des großen Realisten hat er nicht entfernt erreicht. Das zeigt jetzt deutlich der Vergleich von *10* mit dem Bruchstücke des Originals: rhetorischer στόμφος, eine mythologische Banalität, ein matter epigrammatischer Schluß sind die dürftigen Ersatzmittel für die elementare Wirkung harscher Kraft; literarhisto-

risch betrachtet stellen sich uns manche dieser Gedichte als skoptische Epigramme in Epodenform dar.

Mit der Epodendichtung ging die musa pedestris der Satiren zusammen, auch sie ein Kind des bewegten Dezenniums 40–30, in dem sich auf den Trümmern der Vergangenheit eine neue Ordnung der Dinge vorbereitete. Auch die horazischen Satiren sind ein Symptom dieses Regenerationsprozesses, innerhalb dessen man sie geschichtlich begreifen muß. Zeitlich stehen sie, von beiden nur durch wenige Jahrzehnte getrennt, in der Mitte zwischen Varros kynischen Satiren und den Kynikerbriefen. Jener Sextius ferner, der es unternahm, eine Philosophie *Romani roboris* zu begründen, die gelebt, nicht bloß gelernt werden sollte, war ein älterer Zeitgenosse des Horaz. Dieser selbst endlich führt uns eine ganze Anzahl von Moralisten vor (Crispinus, Fabius, Stertinius), freilich in Karikaturen (*rustici Stoici* nennt solche Schriftsteller C. Cassius bei *Cic. a. a. O. 1*): aber das hindert uns nicht, auch sie als Repräsentanten einer moralisierenden Strömung zu begreifen, die bald darauf Augustus seinem Versuche, eine sittliche Wiedergeburt des Volkes anzubahnen, dienstbar machte. Auf Originalität, die er für Epoden und Oden so laut postuliert, erhebt Horaz selbst für die Satiren kaum Anspruch. Er trat in die Schranken mit der Absicht, Lucilius, den *inventor*, zu modernisieren, aber besser als es von *Varrone Atacino atque quibusdam aliis* geschehen sei (*I 10, 46*). Auf diejenigen Satiren also, die entweder persönlichen Charakter oder den Stil poetischer Erzählungen tragen, können wir einen Ausdruck Varros (*r. r. III 2, 17*) von den Satiren eines anderen anwenden: es sind *Luciliano charactere libelli*, wie wenige Jahre vorher Trebonius, ein Freund Ciceros, eine von 'lucilianischem Hasse' getragene Invektive gegen eine *turpis persona* (offenbar Antonius) gedichtet hatte (*Trebonius in Cic. ep. XII 16, 3* vom J. 44). Daneben stehen lehrhafte Diatriben über moralische Themata wie I 1 περὶ μεμψιμοιρίας καὶ φιλαργυρίας, I 3 περὶ τοῦ πῶς δεῖ ὁμιλεῖν τοῖς φίλοις καὶ περὶ τῶν Στωικῶν παραδόξων, ὅτι ἴσα τὰ ἁμαρτήματα καὶ ὅτι μόνος ὁ σοφὸς βασιλεύς. Das sind Traktate im Diatribenstile, in dem auch jene von Horaz karikierten Moralisten schrieben, der *lippus Crispinus* sogar in Versen (*Porph. zu sat. I 1, 120*), und der uns in poetischer Fassung auch in griechischen Epigrammen sowie in Iamben des Phoinix kenntlich ist. Aber erst Horaz hat, soviel wir erkennen, diesen Stil geadelt durch die χάρις Bions, seines klassischen Vertreters (*Bionei sermones ep. II 2, 60*). Denn Bions trotz des kynischen Substrats hedonistisch gefärbte weltmännische Lebensauffassung mußte ihm sympathisch sein gegenüber der verstiegenen Rigorosität jener römischen Stoiker, die mit ihrem Postulate des Normalmenschen den Individualismus töteten, dessen charaktervolle Ausprägung Horaz am höchsten wertete. Wie er also des Lucilius grobkörnige Art durch feine Anmut, seine Schärfe und seinen Hohn durch geistreichen Witz und liebenswürdige Ironie, seine brutale Realistik durch idealisierte Wirklichkeit (μίμησις im Sinne des Platon und mit der Kunst des Menandros) ersetzte, so traten die χάριτες Bions an die Stelle des Poltertones der lateinischen Diatribenschreiber vor ihm. Die Aufgabe, in diesem zur Dekomposition neigenden Stile organische Kunstwerke zu schaffen, war nur von einem Künstler zu lösen, dem sein eigner Kunstverstand die Norm des Gestaltens diktierte. In einzelnen Satiren (z. B. *ibam forte via sacra, hoc erat in votis*) zeigte er sich dieser Aufgabe vollkommen gewachsen; in anderen, wo er weniger frei schuf und Quellen folgte (so gleich *I 1*), hat selbst er die Schwierigkeiten, dieses *desultorium scribendi genus* zu meistern, nicht völlig überwunden. – Den sermo, in dem er die seiner Wesensart entsprechendste Form

des Gedankenausdrucks gefunden hatte, nahm er, als die Odendichtung endgültig, wie er damals glaubte, abgeschlossen war, in den Briefen wieder auf. Aber der *pectoris fervor* des Jünglings hatte inzwischen gemessener Betrachtungsweise Platz gemacht: so blieb die Form dieselbe, erhielt aber eine mildere Tönung. Schon Lucilius hatte, auch darin griechischen Vorbildern folgend, einzelne Sermonen in die Form des Briefes, 'eines halbierten Dialogs', wie die antike Stiltheorie den Brief nannte, gekleidet, ja schon vor diesem hatte Sp. Mummius, der Bruder des Zerstörers von Korinth (*s. o. S. 457*), sicher nach hellenistischem Muster verfaßt *epistulas versiculis facetis* (*? facies* und *factas* die Hdss.) *ad familiares missas a Corintho* (*Cic. ad Att. XIII 6, 4*). In der caesarischen Zeit wurde der Brief, gleichfalls nach hellenistischem Muster, sehr häufig als Form zwanglos wissenschaftlicher Behandlung literarischer Fragen gewählt. Vor allem die jüngere Generation war es, an die sich der noch in den besten Jahren stehende Dichter freundlich belehrend wandte, ihre persönlichen und rein menschlichen Interessen durch Rat und Fürsprache fördernd. Diese Episteln des I. Buches, denen er, schon alternd und im Gefühle der Vereinsamung, noch die drei großen des II. folgen ließ, sind vielleicht die reifsten Schöpfungen in lateinischer Sprache. Speziell die drei Literaturepisteln nennt Mommsen (*Ges. Schr. VII 175*) 'das anmutigste und erfreulichste Werk der gesamten römischen Literatur'. Alle drei sind dadurch verbunden, daß sie das Programm des Klassizismus in der Poesie entwickeln, wie Cicero es in seinen rhetorischen Schriften für die Prosa aufgestellt hatte: in der Tat gehört die 'ars poetica' zu derselben Gattung wie Ciceros orator, den εἰσαγωγαί. Die erste dieser Episteln hat dadurch noch eine besondere Weihe, daß sie an den Caesar gerichtet ist, auf dessen brieflichen, in scherzende Worte gekleideten Wunsch; so hatte der Caesar es auch in jüngeren Jahren mit dem alten Atticus gemacht, daß er ihm brieflich *aliquam quaestionem poeticam proponeret, interdum iocans eius verbosiores eliceret epistulas* (*Nepos, Att. 20, 2*).

An Grazie, an vollendetem Ausdruck der urbanitas lassen sich den Sermonen nur Ciceros Briefe vergleichen, die man nicht ohne Nutzen neben jenen lesen wird. So kann *Cic. ep. IX 26* (an den feingebildeten Epikureer Paetus), die liebenswürdige Beschreibung einer cena, zur Illustration dienen für *Hor. s. II 8* (*ut Nasidieni*): beide kannten natürlich die reiche Gattung von ἐπιστολαὶ δειπνητικαί u. dgl. Literatur in Vers und Prosa. *Cic. ep. XVI 9, 1,* eine Skizze seiner Reise von Patrae bis Brundisium, gibt sozusagen das Rohmaterial zur Beurteilung von Horazens *iter Brundisinum.* Die Empfehlungsbriefe in *Cic. ep. XIII* halten in ihrer Feinheit den Vergleich mit *Hor. ep. I 9* (*Septimius, Claudi*) aus. Die berühmte altercatio mit Clodius, die *Cic. ad Att. I 16, 9f.* berichtet, bietet sogar bis auf das Wortspiel eine Parallele zu *Hor. s. I 7* (*proscripti Regis*). Die amüsante Auseinandersetzung Ciceros mit seinem Neffen, die er dem Atticus (*XIII 42*) berichtet und ausdrücklich als *dialogus* bezeichnet, ist im γένος identisch mit den Dialogsatiren des II. Buches (*3. 4. 5. 7. 8*). Witzig jedoch und geistvoll waren auch andere vor und nach Horaz: aber er besaß, was wir sonst bei den Römern in dieser Ausprägung vergebens suchen, wahren Humor. Denn er maß mit überlegenem Lächeln, aber nicht ohne herzliches Mitgefühl die realen Verhältnisse der wechselnden Erscheinungswelt an immer gleichen ethischen und intellektuellen Idealen: das aber ist sokratische εἰρωνεία, und die ist ewig, während bloße εὐτραπελία und ἀστειότης eigentlich mit dem Augenblicke, für den sie geboren sind, vergehen.

Laevius lyrica ante Horatium scripsit bemerkten die Kritiker (*Porph. zu III 1, 2*)

über die *carmina non prius audita.* Aber jenes war die hellenistische Lyrik, über die hinweg Horaz in den Oden auf die altgriechische zurückgriff. Die schüchternen Ansätze der catullischen Σαπφικά (*s. o. S. 480*) durfte er füglich übersehen, wenn er sich als den römischen εὑρετής dieses γένος feierte. Denn die alten Lyriker kannte man vor ihm nur dem Namen nach, Alkaios und Pindar hat vor ihm unseres Wissens kein Römer gelesen (die zwei Pindarzitate in den Briefen Ciceros an Atticus stammen nachweislich aus zweiter Hand), ja *lyricus* galt durchaus als Fremdwort (*Cic. or. 283,* vgl. *Hortensius, fr. X Usener*). Die Fäden, die von den gesprochenen iambi zu den 'gesungenen' Oden führten – der Übergang wurde ihm durch eine metrische Theorie nahegelegt: *epist. I 19, 28 f.* – greifen wir noch mit Händen durch den Vergleich der Actiumepode *quando repostum* (*9*) mit der Alexandreiaode *nunc est bibendum* (*I 37*), des Wintergedichts *horrida tempestas* (*ep. 13*) mit *vides ut alta* (*I 9*), sowie von *epod. 5 + 8* mit *od. I 25 + III 15 + IV 13.* Der ungewöhnlichen Schwierigkeit der Aufgabe war er sich bewußt. Was den Griechen ihr *ingenium*, ihr *os rotundum* als Geschenk der φύσις gab, mußte er sich erst durch ἄσκησις erwerben: *per laborem plurimum operosa parvus carmina fingo,* das ist trotz allem Selbstgefühle doch seine wahre, auf richtiger Selbsteinschätzung beruhende Einsicht. Die Neider, gegen die er sein Leben lang anzukämpfen hatte, wogen seine Lieder gegen die Originale und befanden sie zu leicht. Sie waren, insofern sie die Nachahmung von Einzelheiten prüften, unzweifelhaft im Rechte. Aber selbst wenn uns einmal die Kontrolle ermöglicht werden sollte, werden wir nicht aufhören, seine Lieder nach der ihr eigenen Wesensart zu würdigen. Denn das ist sicher: so wenig es solche Eclogen, solch ein Lehrgedicht, solch ein Epos wie die vergilischen in griechischer Sprache gegeben hat, so wenig hat es in ihr solche Lieder wie die horazischen gegeben. Er wollte nicht zu den sklavischen *imitatores* gehören, denn dank dem *spiritus* und der *ars*, die ihm Phoebus gab, konnte er μιμεῖσθαι im produktiven Sinne. Daß von ihm öfters so genau ein ganzes Gedicht paraphrasiert worden wäre, wie vermutlich *miserarumst* (Alkaios ἔμε δείλαν), ist nicht wahrscheinlich. Seine übliche Praxis war (wie schon die der Alexandriner, z. B. *Theokr. 29* und nach solchen Mustern *Catull 51. 56*), Motive zu entlehnen, die mottoartig an den Anfang gestellt und dann mehr oder minder selbständig ausgeführt wurden (z. B. *I 9. 18*). Oft sind es auch hellenistische Epigramme, die er in die Formen des aeolischen Liedes umgesetzt hat. Neben solchen Studien stehen Gelegenheitsgedichte, in denen er, nur von der Form und dem Geiste seiner Vorbilder getragen, in Gedanken und Worten seine eigenen Wege geht. Ja er hat die lyrischen εἴδη insofern um eins vermehrt, als er die gnomischen Ansätze, die er schon bei seinen Vorbildern, besonders Pindar, und auch in der paraenetischen Elegie fand, zu einer den Griechen in dieser Art fremden Gedankenlyrik, in der das Persönliche nur ornamental war, verselbständigte. Das erklärt sich aus der Übertragung des Diatribenstils auf die Odenpoesie: z. B. handelt *II 14* (*eheu fugaces*) περὶ τοῦ ὅτι δεῖ ζῶντα ἡδονῇ χρῆσθαι, *15* (*iam pauca aratro*) περὶ πολυτελείας, *16* (*otium divos rogat*) περὶ τῆς κατ' Ἐπίκουρον ἀταραξίας, *III 24* (*intactis opulentior*) περὶ φιλοπλουτίας. Ob diese Bereicherung des lyrischen γένος glücklich war, mag man bezweifeln; sicher ist, daß wir uns horazische Lyrik ohne das Ferment philosophischer Paraenese nicht vorstellen können. In den sog. Römeroden richtet er diese διδασκαλία ἠθική an die Nation, insbesonders deren heranwachsendes Geschlecht. Er fühlt sich hier (wie in *epod. 7. 16*) im Sinne der altgriechischen Dichter als Lehrer seines Volkes; ihrem Inhalte nach sind es λόγοι προτρεπτικοὶ πρὸς ἀρετὴν καὶ πᾶσαν καλοκἀγαθίαν,

speziell die erste (*odi profanum*), von den zwei Einleitungsstrophen zum ganzen Zyklus abgesehen, eine Diatribe περὶ αὐταρκείας. – Eine eingehendere κρίcις ποιημάτων kann hier nicht versucht werden. Goethe, den die Sermonen entzückten, nannte die Oden 'furchtbar real', vermißte also an ihnen die Phantasie. In der Tat sind die meisten von ihnen Produkte der *subtilitas*, eines die Wirkungen fein berechnenden Verstandes, ohne die Unmittelbarkeit der Empfindung, die Catulls Liedchen auszeichnet: vgl. z. B. *Cat. 6 ~ Hor. II 4; C. 9 ~ H. I 36; C. 11 ~ H. I 25; C. 13 ~ H. I 20. IV 12* (vgl. *Philodemos AP. XI 44*); *C. 27 ~ H. I 27; C. 45 ~ H. III 9.* Die Stilisierung des Gefühls ist außerordentlich stark, die Disposition fast nie frei von Pedanterie, Generalisierungen verdrängen das Individuelle, mythologische und geographische *exempla* die schlichte Natürlichkeit. Am besten gelingen ihm Gedichtchen des ἰcχνὸν γένοc – *spiritum Graiae tenuem Camenae* (*II 16, 38*), *tenui deducta poemata filo* (*ep. II 1, 225*): das ist der auch von Augustus approbierte attizistische Klassizismus auf die Poesie übertragen –, aber die Größe der Zeit und der Aufgaben läßt ihn sich gelegentlich mit Erfolg zu pindarischem ὕψοc erheben. – Klar wie die Gedanken, streng wie die Komposition ist die Sprache, die auch ihrerseits dem ἰcχνόν zuneigt. Der Ausdruck ist stets von wunderbarer Proprietät, oft, wo es der Stoff mit sich brachte, von monumentaler Präzision (z. B. Regulusode; *alme Sol*, eine Strophe, die auch Goethe nicht kalt ließ) und einer Kondensation zu malerischen Wirkungen, die ihresgleichen suchen (z. B. *I 31, 7f. III 29, 33ff.*). In den Worten selbst wird so gut wie nichts gewagt (ein eigentliches διπλοῦν nur *tauriformis IV 14, 25*, dem διθυραμβοειδὴc χαρακτήρ dieses Gedichts gemäß, wie überhaupt B. IV einzelne sprachliche Besonderheiten zeigt), um so mehr in der cύνταξιc, wie er selbst es in der Poetik (*46f.*) empfiehlt; auf sie wird sich daher Petrons (*c. 118*) hübsche Formulierung *Horati curiosa felicitas* beziehen. Die Periodisierung auch in Rücksicht auf Vers und Strophe ist bis in die feinsten Einzelheiten erwogen und mit dem jeweiligen ἦθοc, der jeweiligen διάνοια zu kunstvoller Gesamtwirkung verbunden (vgl. z. B. die kontrastierenden *I 37 nunc est bibendum I 38 Persicos odi*). Das übermäßige Streben nach Symmetrie und cχήματα beeinträchtigt diese Wirkung nur zu oft, aber solche Ornamente mußten ihm den Reim ersetzen.

Horaz wurde zwar, seiner eigenen Prophezeiung gemäß, Schulautor, aber populär ist er, der Verächter des *malignum volgus*, nie geworden: die Wände Pompeiis schweigen von ihm. Uns wird er – der uns bekannteste Mensch der antiken Literatur neben Cicero –, wie dieser in der Prosa, so er in der Poesie durch die Fülle und Tiefe der Gedanken, den Reichtum und die Feinheit der Form stets als der höchste Exponent einer Zeit gelten, in der die römische Kultur sich mit der griechischen zu einer dauernden Einheit verband.

3. Die Elegie: Cornelius Gallus, Albius Tibullus, Sex. Propertius, P. Ovidius Naso. Nach der διαδοχή der Verfasser von erotischen Elegien bei Ovid *tr. IV 10, 53f.* war Gallus der εὑρετὴc dieser Gattung. Das Cynthiabuch des Properz ist Ende 28, etwa ein Jahr vor Tibulls Deliaelegien, noch zu Lebzeiten des Gallus († 27) erschienen. Als Elegiker ist Gallus für uns nur von ferne kenntlich durch Vergils 10. Ekloge, immerhin deutlich genug, daß wir sehen, wie die anderen seine Motive aufgriffen und ausgestalteten. Der Verlust der Elegien des Gallus läßt uns die Entwicklungsgeschichte dieses γένοc nicht mehr mit voller Klarheit erkennen. Doch wird auf Grund der neuesten Untersuchungen Folgendes für erwiesen gelten dürfen. Gallus schuf um das J. 40 in den vier Büchern an seine Ge-

liebte Lycoris die 'subjektive' erotische Elegie nicht nach einem unmittelbaren griechischen Vorbilde, da es ein solches unseres Wissens nicht gab, sondern entwickelte sie aus dem erotischen Epigramm der hellenistischen Zeit, indem er dieses sozusagen zerdehnte durch Einfügung von Motiven aus verwandten Literaturkreisen, z. B. aus der neueren Komödie, der Bukolik, dem 'Epyllion' (Euphorion), den vorhandenen 'objektiven' εἴδη der alexandrinischen Elegie (Philitas, Kallimachos), vielleicht auch der altionischen (Mimnermos). Es war also eine produktive μίμησις, vergleichbar derjenigen, kraft derer Horaz hellenistische Epigramme in die Formen und Gedankenführung des aeolischen Liedes umsetzte, sowie vor allem der freien Ausgestaltung einzelner γένη durch Ovid. Die relativ große Selbständigkeit der Gattung als solcher schloß natürlich die Entlehnung von Motiven nicht aus, die im Gegenteil hier infolge der Vielheit der Quellen so stark war wie kaum bei einer anderen poetischen Gattung; so hat Parthenios seine uns erhaltene Sammlung von ἐρωτικὰ παθήματα dem Gallus gewidmet als Material für dessen ἔπη καὶ ἐλεγείας (wie ein paar Jahre vorher Athenodoros dem Cicero τὰ κεφάλαια der stoischen Pflichtenlehre für dessen Werk de officiis: *Cic. ad Att. XVI 11, 4. 14, 4*). Die Entwicklung der römischen Elegie aus dem Epigramm erklärt auch am einfachsten die Vielheit der in ihr behandelten Stoffe, denn die erotische Spezies ist nur eine von vielen.

Tibull hat von den Motiven, die Gallus für die Ausgestaltung des erotischen Epigramms zur Elegie benutzte, vielleicht unter dem Eindrucke von Vergils Bucolica und Georgica das bukolische so stark hervortreten lassen, daß es vielen von seinen Gedichten das eigentliche Gepräge gibt. Mit seinem Freunde Horaz verbindet ihn die starke Stilisierung des Gefühlsausdrucks; doch in einzelnen Elegien (*divitias alius*; *ibitis Aegaeas; quis fuit, horrendos; quisquis adest, faveat*) herrscht der Ausdruck einer wahren und tiefen Empfindung. Nur fehlt es ihr an Kraft: die Gedankenführung hat etwas Weiches, Fließendes. Die Gelehrsamkeit läßt er sehr zu seinem Vorteile zurücktreten, meidet jedenfalls ihre Ostentation; im übrigen gehört natürlich auch er zu den *docti poetae* (*I 4, 61*), und mit wie starker Verwendung griechischen Materials wir auch bei ihm rechnen müssen, hat das Elegiefragment *PapOxyr. I 37ff.* gelehrt (vgl. *Tib. I 3 u. 10*), aus dem man sich aber hüten sollte zu weit gehende Schlüsse zu ziehen. So wenig Rhetorik bei so ausgesprochenem Kunstcharakter hat kaum ein anderer römischer Dichter. Die Sprache ist, wie es sich für einen Anhänger Messallas von selbst versteht, von vollendeter Eleganz und Reinheit; der Stil strebt sichtlich nach ἀφέλεια, nimmt nur in den Festgedichten (*I 7. II 1. 2. 5*), Nachahmungen hellenistischer Hymnen und Enkomien in Elegienform, einen höheren Schwung. Dem Distichon hat er eine mit der Gedankenführung zu wundervoller Harmonie sich vereinigende Weichheit gegeben. Die Höhe dieser Technik messen wir an seinem dilettantischen imitator 'Lygdamus', dessen Gedichte in dem Hauspoetenbuche Messallas Aufnahme fanden. Von besonderem Interesse sind die in dieselbe Sammlung (*IV 7—12*) aufgenommenen sechs kleinen Gedichte der Sulpicia, eines vornehmen Mädchens, das Einzige, was wir, von den nicht zur eigentlichen Literatur gehörenden Grabepigrammen abgesehen, an Frauenpoesie in lateinischer Sprache besitzen (sie hatte eine Vorgängerin an Cornificia, der Schwester des *o. S. 473* erwähnten Neoterikers, deren *insignia epigrammata* noch Sueton las: *Hieron. z. J. Abr. 1976*): metrisch nicht ohne Härten, sprachlich und stilistisch ohne eigentlich poetische Kunst, üben diese Herzensergüsse, besonders der letzte, einen eigenartigen Reiz auf uns aus. Diese Gedichte kannte und adelte, durch reife Kunst ihre subjektive Stimmung zu

objektiver Gedankenlyrik umprägend, der Verfasser von *IV 2–6*; gegen seine Identifikation mit Tibull sind entscheidende Gründe nicht vorgebracht worden.

Sunt qui Propertium malint: diesem Werturteile der Kritiker (bei *Quint. X 1, 93*) verdanken wir seine Erhaltung neben Tibull. In der Tat bilden innerhalb eines und desselben γένος wohl nur noch Plautus und Terenz solche Gegensätze: in beiden Fällen ist die größere Originalität und Kraft bei den Söhnen Umbriens, die größere Eleganz bei den zwei anderen, die wie ihre beiderseitigen Gönner auf die *pura oratio* bedacht sind. Bei Tibull bietet die idealisierte Natur, bei Properz die Sagenwelt Kontrastbilder für die Gegenwart, zwei Spielarten der die Zeit beherrschenden Romantik, beide, wie es scheint, bei Gallus vereinigt; in den seltenen Fällen, wo Tibull die Heroensage, Properz das bukolische Element verwerten, ist der Gegensatz der beiden nur um so fühlbarer (z. B. *Tib. II 5; Prop. II 19. III 13*). Bei Tibull herrscht temperiertes Ethos, bei Properz rhetorisch dargestelltes aber wahr empfundenes Pathos. Während Tibull, dessen Gönner den Attizisten nahestand (*subtilis* nennt den Messalla *Cic. ep. ad Brut. I 15, 1*), ein Meister im ἰσχνὸς χαρακτήρ ist, führt uns das μεγαλοπρεπές im Stile des Properz auf Höhen des Empfindungslebens oder wühlt die Seele in ihren Tiefen auf. Bei Properz tritt ferner an die Stelle des Gleitens der Gedanken und der Stimmung eine starke Konzentration und straffe Disposition; daher sind seine Gedichte – darin dem Ursprunge des ganzen γένος näher stehend – viel kürzer als die tibullischen (*Prop. I* im Durchschnitt je 30, *Tib. I* je 80 Verse). Die so gezeichneten Momentbilder sind bei Properz oft von großer Plastik: er war ein Kunstverständiger (*III 1, 9ff. 21, 29f.*), und seine zierlichen mythologischen Bilder erinnern oft an den sog. dritten Stil der pompeianischen Malerei, der ja auch alexandrinisch ist. Durch ihren Realismus heben sich seine Gedichte von Tibulls weicher Idealisierung scharf ab (besonders *IV 8*): daher kennen wir Cynthia fast so genau wie Lesbia, während uns Delias Bild nicht recht faßbar ist. Dazu bei Properz, dem auch quantitativ viel produktiveren, ein unvergleichlich größerer Reichtum der Stoffe. Der Unterschied der beiden erstreckt sich endlich auf die sprachliche Formgebung. Tibull *dulcis, nitidus, candidus*, wie es von Messalla heißt, und dem Livius vergleichbar; Properz στρυφνός, ja αὐστηρός, ein kühner, fast gewaltsamer Neuerer, der mit der Sprache experimentiert, lange Gedankenreihen in wenige Worte zusammendrängt und Metaphern bis zur Katachrese steigert: also character Sallustianus. Als etwas für die λέξις im einzelnen Charakteristisches sei erwähnt, daß er mehr griechische Worte (die Eigennamen nicht mitgerechnet) hat als Vergil, Horaz und Tibull zusammengenommen, daß er rhetorische Fragen fast dreimal so viel hat wie Tibull und die Figur der Apostrophe so oft wie kein anderer römischer Dichter. Sein Vers zeigt nicht entfernt die grazile Feinheit des tibullischen, er meidet nicht archaisierende Härten, in der Struktur so wenig wie in den Synaloephen (z. B. *II 17, 11 quem modo felicem invidia admirante ferebant*), ersetzt aber diesen Mangel an Eleganz durch Kraft und Abwechslung wie Vergil. Es war daher in Wahrheit eine *intacta via*, die er einschlug (*III 1, 18*), und Tibulls Deliabuch erscheint fast wie ein Protest gegen die neue Art des Cynthiabuches, die Ängstlicheren als Manier erscheinen mußte. Aber dies Buch gewann ihm die Huld des Maecenas, und seitdem fallen auf seine Gedichte viele glänzende Reflexe der neuen Aera (bei Tibull wird, entsprechend der reservierten Haltung des Messalla gegenüber dem Prinzeps, dieser nie genannt). Unter dem Eindrucke der Aeneis hat er dann, auch seinerseits dem Zeitgeiste huldigend, Roms legendarische Urgeschichte in die helle Gegenwart

hineingestellt und so, ein *Romanus Callimachus*, die aetiologische Spezies der Elegie begründet. Es ist aber bemerkenswert, daß es von obskuren griechischen Elegikern αἴτια Ῥωμαϊκά schon vor ihm gab (*Plut. Rom. 17. 21*): diesen Ausläufern folgte also Properz ähnlich wie Vergil den letzten Bukolikern. Alles in allem: ein, nach römischem Maßstabe gemessen, wahrhaft bedeutender Dichter. Ja einzelne Gedichte, nicht etwa nur die Corneliaelegie, bestehen auch vor einer absoluten κρίσις, und zwar steigen sie nur um so höher, je schärfer die griechischen Epigrammenmotive, die er in seinen elegischen Stil umsetzte, als solche erkannt werden (vgl. z. B. *I 3* ~ *A. P. V 274*). Goethe sagt, die Lektüre des Properz habe 'eine Erschütterung in seiner Natur hervorgebracht'.

Ovid war ein kleines Kind, als Vergil, Horaz und Properz die harte Schule des Lebens durchmachten. Als er die Toga anlegte, war der Prinzipat gefestigt und das otium, mit dem Augustus die Welt beglückte, war ihm willkommen: *petere Aoniae suadebant tuta sorores otia* (*tr. IV 10, 39*). Als an ihn, einen Fünfziger, der Ernst des Lebens zum ersten Male herantrat, hatte er nichts einzusetzen, um seine Strafe mit Fassung zu ertragen: denn die Philosophie, bei der Cicero in Zeiten schweren Grams Trost suchte und fand, hatte ihn nur ganz oberflächlich berührt, und die Muse konnte ihn, als er ihr statt des geblümten Gewandes ein Trauerkleid anzog, wohl zerstreuen und trösten, aber nicht läutern.

Als *bonus declamator*, der er war (*Sen. contr. II 2, 8ff.*), hat er gemäß der Theorie, daß Poesie und Rhetorik wesensverwandt seien (*ex Pont. II 4, 57ff.*), die γένη der Poesie auch in der Praxis systematisch rhetorisiert. Er hat sie ferner trivialisiert, indem er sie auf das Niveau einer Unterhaltungslektüre herabdrückte. Er war nämlich von allen Dichtern, die wir bisher besprachen, der unwissendste, *nec mens fuit apta labori* (*tr. IV 10, 37*); daß aber ohne Arbeit auch das größte Genie nichts nütze, hatte Horaz gelehrt. Wie dessen übrige Mahnungen beachtete er auch das Wort von den *exemplaria graeca* nicht genügend. Er hat – dies ist für seine Beurteilung das eigentlich Entscheidende – trotz aller Entlehnungen im einzelnen die lateinische Poesie von der griechischen weiter abgerückt als irgend einer vor ihm, indem er neben oder gar über die griechischen Vorbilder die römischen Klassiker selbst stellte und die von diesen eingeführten Gattungen konsequent 'zersang'. Die weitaus meisten Stücke der Amores sind – von einzelnem abgesehen, das auf Zerdehnung griechischer Epigramme, am liebsten solcher in jüngster Manier (Meleagros, Philodemos), beruht, – inhaltlich wie formell nicht viel mehr als eine rhetorische Paraphrase von Motiven aus Catull, Tibull und Properz. Die Heroiden bezeichnet er selbst (*ars III 346*) als ein von ihm neu eingeführtes *ignotum aliis opus*, und wir haben kein Recht, das zu bezweifeln. Aber der poetische Liebesbrief war sowohl im Rahmen größerer Dichtungen, wie auch als eine daraus isolierte Spezies in hellenistischer Poesie bekannt (nach dem Muster der Komödie: vgl. *Plaut. Pseud. 41ff.*): für ersteres zeugt er selbst *met. IX 530ff.*, für letzteres sowohl das Epigramm *A. P. V 9* als besonders *Properz IV 3* (Arethusa an Lycotas). Diese Fäden also hat Ovid, vor allem an Properz anknüpfend, weiter gesponnen, indem er das εἶδος nach dem Schema rhetorischer Ethopoiien, wie sie gerade auch für mythische Stoffe in den Schulen geübt wurden (vgl. *A. P. IX 451ff.*), konsequent ausbaute: τίνας ἂν εἴποι λόγους Πηνελόπη πρὸς Ὀδυσσέα γράφουσα u. dgl.; nur in dieser systematischen Ausprägung lag das Neue. 'Artes', auch poetische, gab es haufenweise (er selbst zählt sie *tr. II 471ff.* auf), prosaische ἐρωτικαὶ τέχναι auch von Philosophen (*Diog. L. VII 34*), aber eine ars amandi, wie die seine,

noch nicht: sie beruht auf einer Ausführung der von *Tibull I 4. 6. 8, 55 ff., Properz I 10. IV 5* gegebenen Skizzen zu einer Art von parodischem Lehrgedichte. Die Fasti knüpfen an Properzens aetiologische Gedichte an; die Idee aber, das Einzelne zu einer Versifikation des Kalenders zu systematisieren, ist wieder sein Eigentum; freilich müssen wir hier mit der Möglichkeit einer Nachahmung von Simias Μῆνες rechnen. Einzelne Metamorphosen zu behandeln war auch in römischer Poesie etwas Gewöhnliches; ja die beliebteste Art, die Verwandlung in Vögel, war nach griechischem Muster schon von Aemilius Macer, einem älteren Freunde Ovids, systematisiert worden. Das griff er nun auf, dehnte es auf Verwandlungen *in nova corpora* überhaupt aus und reihte alles auf einen Faden, den er vom Chaos bis zum νόστος des Aeneas spann, um mit Caesars Apotheose schließen zu können. Zwar hat er dabei für das Einzelne griechische Quellen reichlich benutzt: ein chronologisch und genealogisch geordnetes Kompendium gab ihm den Grundstock, prosaische μεταμορφώσεις eines Theodoros, poetische des Parthenios und Nikandros boten ihm Material, die ἑτεροιούμενα des letzteren hat er auch für das Einschachtelungsprinzip benutzt. Aber einem Griechen mußte doch das *carmen perpetuum*, eine Metamorphosen-Enzyklopädie παρὰ τὸ ἔπος, als eine poetische Unmöglichkeit erscheinen. Um zusammenzufassen: zwar hat dieser Dichter mit einer erstaunlichen Selbständigkeit sämtlichen γένη, die er pflegte, eine neue Prägung gegeben; aber diese Produktivität war nur möglich dadurch, daß er die römische Poesie von dem Nährboden loslöste, aus dem sie Würde, Kraft und Anstand gesogen hatte. Hierdurch erfolgte später, wie wir sehen werden, ihr Zusammenbruch; daß Ovid von diesem noch nicht betroffen wurde, verdankte er dem Reichtum seines Talentes, das ihn über die Epigonen weit hinaushob. Wenn Seneca (*n. q. III 27, 13*) ihn *poetarum ingeniosissimum* nennt, so können wir dem zustimmen. Als Erzähler findet er in der gesamten römischen Poesie keinen seinesgleichen, hat selbst in der griechischen ebenbürtige Vorgänger wohl nur unter den besten Hellenisten gehabt (auch den Prosaikern ganz leichten Genres, mit deren Nachahmung bei ihm sehr stark zu rechnen ist). Daß er die εἰρωνεία, mit der Kallimachos die alte Sagenwelt wie mit feinem Schleier graziös verhüllte, besser verstand als der Pathetiker Properz, der sich dessen Nachahmer nannte, wird das neue Fragment der Αἴτια noch deutlicher zeigen, als es sich schon bisher wissen ließ; in dieser fein ironisierenden Haltung, aber auch in der Farbenpracht seiner Schilderungen ist er ein Vorgänger Ariosts gewesen. In der Kunst, Handlungen psychologisch zu motivieren, Stimmungen und Gefühle, besonders auch des Weibes zum Ausdruck zu bringen, reicht er an Euripides heran. Die Plastik seiner Schilderungen ist noch größer als die des Properz; in der Darstellung des hauptstädtischen Milieus (in der Ars) erreicht ihn nur Martial. Dank der Regsamkeit seines Geistes, seiner Einbildungs- und Vorstellungskraft ist er erfinderisch in Motiven wie kaum ein zweiter. Da ihn Gelehrsamkeit nicht drückt, kann er sich freier bewegen als die anderen: die elegante Leichtigkeit, mit der er den Stoff und die Form bewältigt, die liebenswürdige Sorglosigkeit, mit der er die Überlieferung ändert und erweitert, auch die Kühnheit, ja Verwegenheit seiner sprachlichen Neubildungen (sie gehen in viele Hunderte), stempeln ihn zu einem Antipoden besonders Vergils. Aber Seneca schränkt jenes Lob so ein: *ni tantum impetum ingenii et materiae ad pueriles ineptias reduxisset.* Durch Lobsprüche seiner Freunde verwöhnt und infolge eines erstaunlichen Mangels an Selbstkritik mißbrauchte er die Technik auf Kosten des ingenium. Wer in den von fünf auf drei Büchern reduzierten Amores neben dem Epikedeion auf Tibull so viel Schülerhaftes

stehen läßt; wer auf die partienweise so reizvolle Ars die unerträglichen Remedia und noch im Alter auf die Tristien, in denen es an ergreifenden Stücken nicht fehlt, die epistulae ex Ponto folgen läßt, die (von ein paar uns zufällig interessierenden Nummern abgesehen) zu dem Inhaltleersten der ganzen römischen Literatur gehören; wer überall poetische Zartheiten mit rhetorischen Nichtigkeiten vermischt, und wer, in echt sophistischer Selbstgefälligkeit mit eignem Beifalle über alles Maß hinaus freigebig, seine einmal gelungenen Treffer bis zum Überdrusse wiederholt, so daß die Technik zur Manier ausartet: der hat das Urteil, das Quintilian (*X 1, 98*) über die 'Medea' abgibt, überhaupt verdient: *Ovidii Medea videtur mihi ostendere, quantum ille vir praestare potuerit, si ingenio suo imperare quam indulgere maluisset.*

DIE PROSA

1. Historiographie. Von den Geschichtswerken dieser Zeit sind zugrunde gegangen die Historiae des Asinius Pollio (vom 1. Triumvirate wahrscheinlich bis Philippi), die sich, nach ihrer Benutzung bei Plutarch und teilweise bei Appian zu schätzen, durch Selbständigkeit des Urteils und Lebendigkeit der Darstellung auszeichneten. Als Ganzes verloren sind auch die 44 Bücher Historiae Philippicae des Pompeius Trogus, für die uns Justins Auszug und die Inhaltsangaben der einzelnen Bücher einen leider nur ganz kümmerlichen Ersatz bieten. Es war eine Weltgeschichte (*totius propemodum orbis res: Iust. XLIII 1*), wie denn der universalistische Gedanke damals auch in der von Agrippa entworfenen, von Augustus öffentlich ausgestellten Weltkarte zum Ausdruck kam. Aber auf dieser war der orbis von Rom aus orientiert, dagegen schrieb Trogus, ein hellenisierter Kelte aus Gallia Narbonensis, mit einer für einen Italiker undenkbaren Vorurteilslosigkeit: Rom erschien hier, von der anhangsweise gegebenen Erzählung seiner griechischen κτίσις und seiner griechischen ἀρχαί abgesehen, nur in dem Reflexe der Kriege, die es mit den aus Philipps und Alexanders Weltreiche hervorgegangenen Einzelstaaten bis auf Augustus geführt hatte (über Augustus schön *XLII a. E. XLIV a. E.*). Daß Trogus das Prinzip des Aufbaues und vieles Einzelne dem Timagenes aus Alexandreia entnahm, darf als sicher gelten, wie denn ein solches Werk notwendigerweise kompilatorisch sein mußte; aber überall wo Justin etwas ausführlicher exzerpiert, ist die Darstellung lebhaft und anschaulich (z. B. *XXIV 6ff.* die Gallier in Delphi, *XLIII 3ff.* die origines Massilienses).

T. Livius haben wir hier nicht als den Historiker, sondern nur als den Schriftsteller zu betrachten. Der Mangel eines formell auf der Höhe stehenden Geschichtswerks war schon in der voraufgegangenen Epoche als größter Nachteil der römischen Literatur gegenüber der griechischen empfunden worden: Cicero (*de leg. I 5*) läßt es sich von Atticus als seine literarische und nationale Verpflichtung hinstellen, diese Lücke auszufüllen, da nur er dazu befähigt sei, *quippe cum sit opus, ut tibi quidem videri solet, unum hoc oratorium maxime.* Cicero gibt das alles zu, nur fehle ihm das *otium.* Sallusts des Caesarianers leidenschaftliche Publizistik mußte den 'Wohlgesinnten' wie ein Hohn auf alte gute Tradition erscheinen. Aber Livius, ein warmer Verehrer Ciceros (*Quint. II 5, 20*), holte das Versäumte nach. Er begann, als nach der Konstituierung des Prinzipats das *otium* für ein solches Unternehmen gekommen war, unter dem starken Impulse der neuen nationalen Ideen, denen auch er, der 'Pompeianer', sich nicht entziehen konnte: den Augustus nennt er (*IV 20, 7*) *omnium templorum conditorem ac restitutorem* und deutet gleich in

der Vorrede (*9*) auf dessen Bemühungen hin, das römische Volk physisch und moralisch zu bessern (vgl. *perioch. 59*). Sein Werk ist daher von derselben romantisch idealisierenden Auffassung der Vergangenheit getragen und von demselben sittlich religiösen Geiste durchweht wie die Aeneis, deren Abfassung mit derjenigen der ersten livianischen Dekaden zeitlich zusammenfiel; wie schön sagt er (*XLIII 15, 2*): *mihi vetustas res scribenti nescio quo pacto antiquus fit animus* (man denke auch daran, daß Patavium noch hundert Jahre später als Sitz altertümlicher Biederkeit galt: *Plin. ep. I 14. Martial XI 16*). So erneuerte er aus dem Geiste seiner Zeit heraus die Annalistik, die mehrere Jahrzehnte geruht hatte, und wer von diesem Geiste berührt ist, der wird vor einer abschätzigen Beurteilung dieses Schriftstellers behütet sein. Wie überlegen er seinen Vorgängern war, denen er in den uns erhaltenen Teilen doch das Material entnahm, davon überzeugt man sich am sichersten, wenn man neben ihm die Parallelversionen des Dionysios liest. Diesem unerträglichen Philister fehlt jede Spur inneren Miterlebens, während von den der altrömischen Zeit angehörenden Biographien Plutarchs ein ähnlicher warmer Hauch ausströmt wie von der Erzählung des Livius: er war wie dieser fromm und durch die Lektüre des Polybios in den Geist des Römertums eingeführt worden. Unzweifelhaft wäre es für unser Wissen vorteilhafter gewesen, wenn Livius sich, wie der in der Auswahl seiner Führer meist recht verständige Diodor, auf Reproduktion der Legende in ihrer frühesten literarisch niedergelegten Form beschränkt hätte. Aber den römischen Schriftsteller band die Entwicklung, die das γένος im Altlateinischen vor ihm genommen hatte, und diese führte, wie wir wissen (*s. o. S. 483*), über die rhetorisch aufgeputzte ψευδὴς ἱστορία der Annalisten in sullanischer Zeit. Ein Rhetor war auch er und mit dem Rüstzeuge der Schule wohl versehen: Quintilian las noch eine isagogische Schrift, die Livius über stilistische Tagesfragen an seinen Sohn gerichtet hatte. Man kann aus der Analogie der erhaltenen 35 Bücher berechnen, daß in allen 142 zusammen etwa 1650 Reden vorkamen. Die Reden sind noch nicht genügend untersucht, weder nach der Seite ihrer Technik noch ihres Inhalts: und doch ist von vornherein wahrscheinlich, daß sich in ihnen der Geist der Zeit am klarsten spiegeln muß, wie es tatsächlich bei der großen Rede des Camillus *V 51–54* der Fall ist (*Wilamowitz bei Kießling, Einl. zu Hor. od. III 3*). Die Sprache sollte ganz modern sein, was nicht ausschloß, daß er den Glanz der Grundfarbe in den älteren Abschnitten mit archaischem Firnisse gewissermaßen bronzierte, nicht in Sallusts ostentativer Manier, die er in jener rhetorischen Schrift ächtete, sondern mit leisen Pinselstrichen zu stimmungsvoller Gesamtwirkung wie Vergil oder wie Cicero in den Werken vom Staate und den Gesetzen. Auch den Stil im weitern Sinne werden wir am besten auf Grund einer von Cicero übernommenen griechischen Theorie verstehen: er sagt *de or. II 64* von der Geschichtschreibung: *genus orationis fusum atque tractum et cum lenitate quadam aequabiliter profluens . . . persequendum est* (vgl. *or. 66*). Da haben wir des Livius *lactea ubertas*, wie Quintilian sie nennt (*X 1, 32*), seine behagliche Breite, die nicht selten zur μακρολογία wird (derselbe *VIII 3, 53* mit einem bezeichnenden Beispiel). Daß dieser Stil dem ciceronischen Ideale tatsächlich entsprach, kann man sich hübsch klarmachen durch einen Vergleich des schon erwähnten (*o. S. 488*) Feldzugsberichtes Ciceros (*ep. XV 4*) mit einem beliebigen livianischen (die lange Periode Ciceros *§ 8f.* ist ganz in Livius' Art). Dagegen gibt es keine größeren stilistischen Gegensätze als zwischen Sallust und Livius, wie auch die Zeiten und die Menschen grundverschieden waren. An die Stelle des sallustischen Pathos setzt er ein Ethos der Erzählung, das Quintilian

(*X 1, 101*) nur mit dem herodoteischen vergleichen kann und dessen Zauber auch uns bestrickt. Dennoch werden wir sagen müssen, daß dieser liebenswürdige Erzähler mit seiner *dulcedo*, seinem *candor animi*, den er so gern auf die Beurteilung anderer überträgt, sich in einer Zeit, wo die pax Augusta sich über Stadt und Völkern, Ländern und Meeren ausbreitete, der Aufgabe, den erbitterten Kampf der Stände sowie das weltgeschichtliche Ringen der Nationen und Parteiführer zu schildern, nicht mehr gewachsen gezeigt hat. Aber der Größe des Unternehmens, die ihn selbst erschreckte (*XXXI 1*), entsprach die Dauer der Wirkung: nächst Vergil hat keiner mehr als er die Kontinuität der geschichtlichen Tradition gerettet, auch als die Menschen nicht mehr Zeit oder Interesse genug hatten, ihn unverkürzt zu lesen.

2. Beredsamkeit. Daß die Katastrophe, die die *eloquentia* zur *declamatio* werden ließ, durch den Wandel der politischen Verhältnisse bedingt war, entging auch antiken Beurteilern nicht (vgl. besonders *π. ὕψους 44. Tac. dial. 36ff.*). Proben aus Deklamationen der Zeit des Augustus und Tiberius liegen uns vor in dem nur trümmerhaft erhaltenen Werke des älteren Seneca, das er in hohem Alter für seine Söhne in zwanglos hypomnematischer Form verfaßte. Wer Prosa und Poesie der Kaiserzeit verstehen will, darf nicht an der Lektüre vorbeigehen; zumal die Vorreden, in denen der alte Herr sich in liebenswürdigem, oft von Humor gewürztem Plaudertone über Fragen der Literatur und des Lebens vernehmen läßt, gehören zu dem Lesenswertesten aus der Prosa der Kaiserzeit. Ein bemerkenswertes inschriftliches Denkmal ist die sog. laudatio Turiae (*CIL. VI 1527* mit Nachtrag *Not. scavi 1899, 413*), die Lobrede eines Gatten auf seine verstorbene Frau (kurz vor Chr. Geb.), schlicht, aber gebildet in der Form, eindrucksvoll im Inhalte, auch literargeschichtlich wichtig als fast einziger Niederschlag der ursprünglich in römischer Superstition so fest wurzelnden, mittlerweile aber längst in die Literatursphäre gehobenen *laudationes funebres* (*s. o. S. 454* und vgl. die fr. aus Varros Satire περὶ ἐγκωμίων).

3. Die Fachwissenschaften fanden nach wie vor rege Pflege. Verrius Flaccus faßte in seinem Werke *de significatu verborum* die glossographischen Arbeiten der Früheren zusammen, aber mit selbständigem Urteile auch Varro gegenüber und den Reichtum durch Exzerpte aus eigner Lektüre mehrend, auf Verarbeitung des riesigen Materials so wenig bedacht wie einst Varro. Die Epitome des Pompeius Festus gehört trotz der Armseligkeit ihres Verfassers und der Trostlosigkeit ihrer Überlieferung zu den für römische Sprachgeschichte und Altertumskunde wichtigsten Büchern. — Vitruvius widmete seine 10 B. *de architectura* dem Augustus, der ja seiner eignen Bautätigkeit im *mon. Anc. 19ff.* ausführlich gedenkt. Das Werk ist bei dem Verluste sowohl der griechischen Quellen — der Katalog (*VII praef. 11ff.*) derer ὅσοι περὶ ἀρχιτεκτονικῆς συνέγραψαν wird durch Vermittlung Varros mit sekundären Erweiterungen auf Kallimachos' πίνακες zurückgehen — als auch des Architekturbuchs der varronischen Disziplinen von großem Werte. Lesenswert auch für Nichtfachleute sind die praefationes, in denen er seine *encyclios eruditio* zur Schau trägt: sie stammt aus der durch Varro popularisierten Wissenschaft. An Varro erinnert auch der Stil und die Rekapitulationswut. Die Sprache zeigt schon Vulgarismen (z. B. *II 2, 2 maxime sunt utiliores* 'ganz besonders nützlich'). —

Abseits von der eigentlichen Literatur steht das monumentum Ancyranum. Von ihm sei daher hier nur soviel gesagt, daß allein diejenige Auffassung richtig sein

kann, wonach seinen Inhalt, griechisch gesprochen, die πράξεις Σεβαστοῦ bilden. Das was Tacitus *a. II 60* über den Inhalt der Inschrift Rhamses II. anläßlich ihrer Besichtigung durch Germanicus sagt, ferner des Dareios I. Inschriften von Behistun (neueste Übersetzung von *AHoffmann-Kutschke, Die altpers. Keilinschriften usw., Stuttg. 1909*), die Inschrift des Antiochos Θεός von Kommagene (*Dittenberger, OrGr. 383*) und die adulitanische des abessinischen Königs (*CIGr. 5127b = Ditt. 199*) muß man daher neben der des Augustus lesen. Aber Stil und Sprache des Herrn über den orbis terrae ist, im Gegensatze zu dem phrasenreichen Schwulste auf den griechischen Inschriften der beiden zuletztgenannten Kleinkönige, von schlichter Sachlichkeit und würdevoller Hoheit, wie denn auch seine Beredsamkeit war *quae deceret principem* (*Tac. a. XIII 3*).

Zweiter Abschnitt

DIE LITERATUR DER KAISERZEIT

Einleitung

Insofern die römische Literaturgeschichte mit der Geschichte von der Rezeption der griechischen γένη zusammenfällt, ist sie mit dem Ende der augusteischen Epoche im wesentlichen abgeschlossen: die einzige eigentliche Ausnahme bildet die unter Tiberius hinzugetretene Fabelpoesie. Was ungemessen weiterging, war die Ausbildung und Umbildung der rezipierten γένη, oder, wie es sich auch bezeichnen läßt, die Variation der Typen, also im Prinzip etwas Sekundäres. Aber die Qualität stand zur Quantität in umgekehrtem Verhältnisse. Den Grund für diesen Niedergang fanden wir schon bei der Betrachtung Ovids, der ja die neue Zeit inauguriert, in der um den Preis der fortschreitenden Loslösung vom Griechischen teuer erkauften Selbständigkeit der römischen Literatur. Der Quell, an dessen Frische und Fülle sich die früheren Dichter gelabt hatten, begann zu versiegen; als etwas Besonderes hebt Statius hervor, daß sein Vater ihn zum Studium des Griechischen angetrieben und angeleitet habe, und das war in Neapolis, der graeca urbs (der Katalog der in der Schule seines Vaters gelesenen Dichter ist interessant: *silv. V 3, 146ff.*). Mehr und mehr traten als Vorbilder an die Stelle der griechischen Originale die zu kanonischer Autorität erhobenen Größen der caesarischen und augusteischen Zeit. So hatte sich Vergil für die Bukolik an Theokrit, für das Epos an Homer gebildet, aber Calpurnius und Silius studieren im wesentlichen Vergil; Ciceros Bücher vom Redner ruhen auf dem Studium griechischer Quellen, mit fast ostentativer Ablehnung lateinischer, aber Quintilian zieht, wo er irgend kann, lateinische Quellen heran, und die genannte Schrift Ciceros ist für ihn schon kanonisch. Ein fernerer Grund des Niedergangs war, daß die Literatur, die in der Republik und noch in der Übergangszeit der ersten Hälfte des augusteischen Prinzipats der Exponent eines reichen und bewegten politischen Lebens gewesen war, in der Kaiserzeit, als das politische Leben der Massen stagnierte, fast teilnahmslos neben diesem herging. Das zeigt sich in dem enormen Anschwellen der Fachliteratur, ferner in der Wahl der Stoffe: statt der annales und Aeneis eine Theseis, Heracleis, Thebais, Argonautica (wir erkennen hier deutlich die Fortsetzung der von Ovid *ex P. IV 16* aufgeführten Themen spätaugusteischer Poesie), statt der politischen Epigramme typisierte, statt der hochpolitischen eloquentia, die bei Philippi zu Grabe getragen

war, die schulmäßige declamatio über Piraten, die es nicht mehr gab. Die Loslösung der Literatur vom Leben zeigt sich aber auch in den Individuen selbst. An Persius rühmt die vita *mores lenissimos, verecundiam virginalem*: hätten wir diese Angabe nicht, so würden wir uns aus seinen Satiren eine fast konträre Vorstellung von seinem Charakter machen müssen; dagegen würden wir die Wesensart des Horaz aus seinen Sermonen auch ohne die Angaben der vita richtig erkennen. Wie fern sich Leben und Literatur rückten, das zeigt endlich auch die persönlichste Literaturgattung, die Epistolographie. Ciceros Briefwechsel ist eine der wichtigsten Quellen einer maßlos erregten Zeit. Marc Aurel dagegen weiß als Kronprinz seinem Lehrer Fronto nichts zu schreiben, und um den Platz doch nicht leer zu lassen, plaudert er über das Wetter, was ihm schließlich selbst albern vorkommt (*Fronto p. 60N*); Symmachus' und Sidonius' Briefvolumina könnten unser dürftiges Wissen über eine der wichtigsten Epochen der Weltgeschichte unermeßlich bereichern, wenn Absendern und Empfängern dieser Briefe Schilderungen von Pferderennen, Villen u. dgl. nicht als würdigere Stoffe der Epistolographie erschienen wären. Je tiefer aber die Literatur sank, um so höher stieg proportional mit der Verbreitung und Verflachung der Bildung der Beruf der Literaten. Während für Cicero die literarische Beschäftigung wesentlich nur ein Surrogat der ihm verwehrten politischen Betätigung gewesen war, möchte sich jetzt Fronto sein Konsulat je eher desto lieber vom Halse schaffen (*p. 33*): hatte er es doch auch in der Tat, wie viele vor und nach ihm, nicht als Prämie politischer Tüchtigkeit, sondern literarischen Ansehens erhalten. Gewiß fehlte es unter hervorragenden Kaisern, die republikanische Gesinnung und Größe auf die veränderten Zeiten übertrugen, wie Vespasian und Trajan, nicht an Männern, die wie einst Varro den Dienst fürs Vaterland mit dem für die Wissenschaft zu verbinden wußten: so Plinius d. ä. (vgl. seine Bemerkung in der praef. zur *n. h. 18*) und Tacitus; aber diese Ausnahmen vermögen das allgemeine Bild nicht erheblich zu verändern.

So macht die Literatur des Kaiserreichs — wenn wir von der christlichen absehen —, als Ganzes betrachtet, den Eindruck der Mittelmäßigkeit, der durch die überragende Größe einiger ganz Weniger nur noch verstärkt wird. Demgemäß wird unsere Skizze im Gegensatze zu dem lawinenartigen Anschwellen der Produktion, aber proportional mit ihrer Qualität sich auf eine nur andeutende Linienführung zu beschränken haben. Deutliche Abschnitte, die die jahrhundertelange Wegstrecke gliederten, lassen sich schwer bestimmen. Doch hat das 3. Jahrh., das von seinem zweiten Drittel an das Reich bis an den Rand des Abgrundes führte, eine Katastrophe auch für die Literatur bedeutet, von der sie sich erst mit dem Erstarken der Reichsgewalt seit Diocletianus wieder erholte.

Eine allgemeine Vorbemerkung verdient noch die Tatsache, daß die romanisierten Provinzen in erfolgreiche Konkurrenz mit dem Mutterlande traten. Während noch Cicero (*pr. Arch. 26*) von den Dichtern Spaniens verächtlich gesprochen hatte und Asinius Pollio sich im J. 43 in einem Briefe an Cicero (*ep. X 32, 3. 5*) über den Gaditaner L. Cornelius Balbus d. j. moquierte (*s. o. S. 471*), schenkte diese Provinz, die Horaz neben Gallien und Afrika als empfänglich für die römischen Novitäten nennt (*od. II 20, 19. ep. I 20, 13*), nun ihrerseits in der ersten Kaiserzeit der Hauptstadt ihre Kapazitäten (die Familie der Senecae, Columella, Quintilian, Martial). Namhafte Redner schon der spätaugusteischen Zeit stammten aus Narbo und Nemausus; Martial sendet seine Epigramme an einen Freund in Tolosa; in Lugdunum fand unter Gaius ein Agon zwischen griechischen und lateinischen

Rednern statt, der j. Plinius ist stolz darauf, daß dort seine Schriften verlegt werden; in hadrianischer Zeit ist die hellenisch-römische Kultur schon bis nach Reims (Durocortorum), die Hauptstadt der Belgica, vorgedrungen (*Fronto p. 262 N.*). Seit Hadrian trat Afrika dominierend hervor, wo wenigstens einige Generationen lang griechische Kultur mit römischer sich fast so eng, wenn auch nicht so organisch verband wie in Südgallien. Wohl dieser engeren Fühlung mit dem Hellenismus, dann aber vor allem der Blutmischung, die hier lebensfähigere Keime zu entwickeln begann, hatten es die Provinzen zu verdanken, daß sie schließlich in der Literatur den Primat vor dem Mutterlande errangen. Zunächst blieb Rom freilich noch das Zentrum, in dem sich die ingenia der Provinzen betätigten: Martial klagt, im J. 98 nach Spanien zurückgekehrt, über die *provincialis solitudo* im Gegensatze zu dem regen geistigen Leben der Hauptstadt (*epigr. l. XII praef.*); ein paar Jahre später hören wir den aus Afrika gebürtigen Florus als Schullehrer in Tarraco mit Begeisterung von seinem Berufe reden, aber unter Hadrian taucht er doch wieder in Rom auf, das er unter Domitian verlassen hatte. Jedoch brachten es die politischen Verhältnisse seit dem 3. Jahrh. – rechtliche Gleichstellung der Provinzen mit Italien seit 212, Verschiebung des politischen Schwergewichts in die Westprovinzen seit dem Sturze der severischen Dynastie – mit sich, daß Rom auch als geistige Zentrale dekapitalisiert wurde.

I. Periode

Von Tiberius bis zum Verfalle der Reichsgewalt und zur Trennung der beiden Reichshälften am Ende des 3. Jahrhunderts

1. Bis Hadrian

DIE POESIE

Wir finden fast nur Spielarten schon vorhandener γένη, die rhetorisiert werden und dadurch in etwas anderem Lichte schillern. Unter den epischen Dichtern ist der interessanteste Manilius, dessen Handbuch der Astrologie – wie es solche auch in griechischen Hexametern gab – als ein stoisches Konkurrenzgedicht zu Lukrez aufzufassen ist; streckenweise ist es von dem Geiste des Poseidonios durchweht und erwärmt. Das Epos des Lucanus wurde zum Parteigedicht der stoischen Opposition gegen die Monarchie; die konsequente Rhetorisierung des historischen Epos, das bisher durch den mythologischen Apparat in die konventionelle Sphäre des Ideellen gehoben worden war, ist seine Tat, und wenn man den Effekt mit der Stumpfheit des Silius Italicus vergleicht, so muß man das Talent des Dichters, den Tacitus neben Vergil und Horaz stellte, anerkennen. Auch die Argonautica des Valerius Flaccus gehören zu den erfreulicheren Leistungen: daß er sein griechisches Vorbild übertraf – ein in der römischen Literaturgeschichte seltner Fall – verdankt er seiner an Vergil ausgebildeten Technik. Der begabteste Dichter der Kaiserzeit bis auf Claudian war Papinius Statius. Zwar seine Thebăis, die Rhetorisierung eines mythographischen Handbuchs (mit eingelegten Episoden z. T. nach Euripides und Kallimachos), kann uns nur als Typus schwülstiger Epik gelten. Aber die Achilleis enthält, so weit sie fertig wurde, einige menschlich liebenswürdige Partien. Seinen Hauptruhm für uns bilden die silvae, 31 meist bestellte Gelegenheitsgedichte, ein, wie es scheint, von Lucan aus der Rhetorisierung der neoterischen Improvisationslyrik entwickeltes εἶδος, dessen Anfänge sich bei Krina-

goras von Mytilene und Antipatros von Thessalonike erkennen lassen. Mögen diese Produkte einer Klientenpoesie auch an die naive Ursprünglichkeit Catulls nicht heranreichen, so sind sie doch – von der gespreizten Sprache abgesehen – neben Martials Epigrammen das Unmittelbarste aus der Poesie der Kaiserzeit.

Die Bukolik ist durch Calpurnius sehr mäßig, die Satire durch Persius und Juvenal vertreten. Über das Talent des Persius, eines etruskischen Rittersohnes, sind alle antiken Gewährsmänner einig, aber die Zeit hat es nicht reifen lassen (er starb 28jährig im J. 62). Knabenhafte Unreife, das Resultat einer Überbildung, kontrastiert unangenehm mit dem anspruchsvoll herrischen Tone. Was er behandelt, sind Schulthemata in Diatribenform, mit großer Virtuosität, aber ohne die urbane Grazie des Horaz. Hier und da illustriert er die Gemeinplätze durch Beispiele aus dem Leben, die den Leser packen, so die Prachtstücke aus Kinderstube und Aberglauben (*2, 31ff. 3, 16ff. 5, 180ff.*) und die schönen Worte an seinen Lehrer Cornutus (*5, 21–51*). Seine berüchtigt dunkle Sprache ist doch nur die Steigerung einer zeitgenössischen Stilmanier, die, um der Zierlichkeit zu entgehen, αὐστηρότης affektierte. Juvenal begann erst als 50jähriger mit den Satiren. Seine Schriftstellerei geht derjenigen des Tacitus zeitlich parallel, sie berührt sich mit ihr auch inhaltlich insofern, als es die Vergangenheit ist, deren ungeheure Frevel er geißelt. Aber während Tacitus, wenn er zur Ausführung seines Planes, auch die Zeiten Nervas und Trajans zu erzählen, gelangt wäre, den sittlichen und politischen Aufschwung dieser vielleicht glücklichsten Epoche des Imperiums in lichten Farben geschildert haben würde, nimmt Juvenal von dieser Regeneration keine Notiz, sondern projiziert die Vergangenheit in die Gegenwart. Dadurch wird er unwahr, denn gerade der Satiriker soll in seiner Zeit wurzeln. Je weniger aktuell aber seine Satiren waren, um so grellere Farben mußte er wählen. In diesem Streben nach Drastik wird er durch Übertreibungen abermals unwahr: Rom ist für ihn, den Sohn der latinischen Landstadt Aquinum, der Sinn und Verständnis für das kleinstädtische Leben hatte (*3, 168ff. 223ff.*) und dem als Italiker griechisches und orientalisches Leben verhaßt war (*3, 58ff.*), ein ähnlicher Sündenpfuhl, wie ihn uns die Apokalypse schildert. Literarhistorisch kann man seine Satiren nur als deklamatorische Invektiven auffassen: *da, Quintiliane, colorem* ruft er selbst einmal (*6, 280*). Indem er also die Tiraden der Rhetoren gegen die *vitia saeculi* auf die Satirendichtung übertrug, hat er sie in noch konsequenterer Art als Persius rhetorisiert, und sie bei seinem völligen Mangel an Witz und Humor von ihrem Nährboden, dem σπουδαιογέλοιον, losgelöst. Der Maßlosigkeit des Inhalts entspricht die zuchtlose Frechheit der Sprache und die Auflösung der Komposition. Die zwanglose Lässigkeit des horazischen Sermonenstils, der doch das Resultat feinberechnender Kunst war, ist einer fast fessellosen Willkür gewichen: es gibt in der antiken Literatur wohl kaum andere so schlecht komponierte Produkte wie die Mehrzahl juvenalischer Satiren. Man muß die vielen prinzipiellen Fehler stark hervorheben, um dann sagen zu können, daß auch die Vorzüge nicht fehlen. Hie und da lodert das Feuer der indignatio in echten Flammen; manche seiner Darstellungen verraten den Pinsel eines bedeutenden Malers, dem es gelingt, Gemälde von wahrhaft grotesker Phantastik zu entwerfen. Bemerkenswert ist das Erlahmen seiner Kraft, je länger er dichtet. Er wird gegen Ende geradezu langweilig; die saloppe Willkür der Disposition macht jetzt einem pedantischen Schematismus und breiter Geschwätzigkeit Platz (typisch für beides *s. 10*). Dieser Niedergang erklärt sich teils aus seinem Alter, teils aus der inneren Unwahrheit der meisten Stoffe; er ist aber zugleich symptomatisch

für die Tatsache, daß die große Poesie wie die hohe Prosa im Laufe des ersten hadrianischen Jahrzehntes ins Grab sank, aus dem sie erst gegen Ende des Altertums noch einmal erstanden ist.

Als neues γένος trat hinzu nur die Fabelpoesie, und seine Vollendung erreichte das Epigramm. Die Fabelpoesie schwankte seit Alters (vgl. *Plat. Phaid. 61 B*) zwischen Prosa und Vers; in den Rhetorenschulen war und blieb es bis tief ins Mittelalter ein beliebtes προγύμνασμα, prosaische Fabeln metrisch, metrische prosaisch zu paraphrasieren. In lateinischer Literatur gab es Fabeln im engeren Sinne (Tierfabeln) und im weiteren (novellistische Anekdoten, Schwänke mit moralisierender Pointe) schon lange – Ennius *sat. p. 209 ff. V.* (bei *Gellius II 29*), Lucilius, z. B. *980 f. M.*, Horazens Sermonen sind ja voll von diesem εἶδος, das zum γένος σπουδαιογέλοιον gehörte –, aber Sammlungen, wie sie in griechischer Sprache zahlreich umliefen, fehlten. Diese Lücke zu füllen vermaß sich Phaedrus der als Augusti libertus unter Tiberius, Gaius und in den ersten Jahren des Claudius seine 5 B. *fabulae Aesopiae* herausgab. Auf die Griechen, denen er fast alles verdankt, wagt er so unverschämt, wie man es in der lateinischen Rhetorenschule lernte, zu schimpfen. Das Plebejische seiner Natur merkt man allenthalben, und die urbane Gesellschaft hat seinen Versuch – er trat zunächst mit 2 B. hervor – teils mit Protest abgelehnt, teils ignoriert: unzweifelhaft mit Recht, wenn sie die χάρις der griechischen Originale mit den sie vergröbernden, ja gelegentlich mißverstehenden Nachbildungen verglich und vor allem Fabeln von eigener Mache des Phaedrus wie *IV 11* einer κρίσις unterzog. Dennoch weht uns ein erfrischender Hauch von diesem Menschen entgegen. Mit einer Portion gesunden Menschenverstandes begabt, wird er nicht müde, trotz aller *invidia* um ein bescheidenes Plätzchen auf dem Musenberge, als ein in 'Pierien' Geborener, zu kämpfen. Ja er riskiert es, wie einst sein phrygischer Standesgenosse, der vornehmen Gesellschaft durch αἰνίγματα δι' ἀπολόγων verblümte Wahrheiten zu sagen, obwohl er es am eigenen Leibe erfuhr, daß der von ihm auf der Schule gelernte Enniusvers 'Das Maul, Prolet, gehalten, sonst bekommt's dir schlecht' eine beherzigenswerte Wahrheit enthalte (*III epil. 34*). Was dieser Proletarier besonders in den freilich etwas geschwätzigen Prologen und Epilogen mit tapferer Offenheit und Humor von seinen großen und kleinen Sorgen zu melden hat, das rührt uns mehr als die im Unglück kleinmütige Art des posierenden Aristokraten, der die Fabeldichtung ein *intemptatum Romanis ingeniis opus* nennt, obwohl er damals mindestens die beiden ersten Bücher des Phaedrus hätte kennen müssen (*Seneca cons. ad Polyb. 8, 27*). Freilich ist Phaedrus von Seneca nicht bloß in seiner sozialen Stellung durch eine tiefe Kluft getrennt. Schon allein daß er den Senar statt des Trimeters wählte – wohl in Nachahmung der ihm auch sonst verwandten Mimendichter –, konnte jener schwerlich billigen. Die Sprache ist von erfrischender ἀφέλεια, verschmäht nicht Worte des Lebens und der Gasse und geht (wie die der Satiriker) auf dem Kothurne nur zum Zweck des παρατραγῳδεῖν (z. B. *IV 17 (19), 22 ff. app. 6, 4*). Was ihm die Mitwelt gar nicht oder nur widerwillig gewährte, *recipi in coetum poetarum* (*III prol. 23*), machte die Nachwelt gut, indem sie seinen Nachlaß, wenn auch nur in ansehnlichen Trümmern, erhielt. Daß ausgewählte Stücke aus ihm vom Lehrplane unserer Gymnasien verschwinden, ist auch deshalb zu bedauern, weil der Schüler nun bei der Lektüre von Lessings Abhandlung über die Fabel in Verlegenheit gerät, auch nur Senare richtig zu lesen.

Der einzige, der (außer Avian) im Altertum den Phaedrus nennt, ist Martial. Als seine Vorgänger im Epigramm zählt er auf: Catull, Domitius Marsus (august.

Zeit) und ein paar andere aus der früheren Kaiserzeit. Den Grad seiner Abhängigkeit von diesen Vorgängern können wir nur noch an Catull messen: er ist sehr stark in der formalen Technik und der Phraseologie, während der Dichter inhaltlich eigene Wege geht. Das eigentlich Neue war, daß er sich diesem γένος, und zwar im wesentlichen dessen skoptischem εἶδος, als erster ausschließlich widmete. Diese Beschränkung machte ihn, wie einst Plautus, als er die Komödie von den anderen γένη loslöste, zum Meister in seinem Fache; sie war eine Folge teils richtiger Selbsteinschätzung teils des Zeitgeistes. Denn diese Epigramme, die zumeist nichts anderes sind als etwas ausgeführte Pointen, hatten so recht ihren Platz in dem Jahrhundert des Esprits; während aber die Sucht, durch überraschende Effekte zu brillieren, die hohe Poesie vernichtete, hat sie diese Kinder einer anspruchslosen Muse zu einem unerreichten Grade der Vollkommenheit heranreifen lassen. Er ist nicht nur der Größte in seiner Sprache, sondern darf sich den hervorragendsten Vertretern skoptischer Epigrammatik unter den Griechen ebenbürtig an die Seite stellen. Ja wir dürfen wohl sagen: weil der Strom des Lebens, aus dem er schöpfte, voller rauschte, die Kultur, deren einer und nicht geringster Exponent er war, zwar nicht durch Intensität, wohl aber durch Expansion der griechischen überlegen war, so hat er im ganzen genommen in dem einen von ihm gepflegten Genre die griechischen Muster, die auch er kannte (Kallimachos: *IV 23*) und nachbildete (Lukillios), hinter sich gelassen, mag er auch in Einzelheiten von Vergröberung der Originale nicht frei sein. Was ferner seinen Epigrammen an der persönlichen Kraft einzelner catullischer fehlt, wiegen sie — ganz so wie die horazischen Sermonen im Vergleich zu denen des Lucilius — reichlich auf durch die wahrhaft bewundernswerte Kunst in der Typisierung der Charaktere, eine Kunst, die ihn zu einem der größten Sittenmaler aller Zeiten gemacht hat: *hominem pagina nostra sapit* darf er von sich sagen (*X 4*); absolute Nullen sind eigentlich nur die freilich recht zahlreichen adulatorischen Nummern. Der Erfolg — wenn auch nicht der von ihm so ersehnte klingende — war daher auch schon zu Lebzeiten des Dichters im ganzen lateinischen orbis ein beispielloser, und die Nachwelt erhob ihn zum lateinischen Klassiker dieses γένος: mit Recht, da es als einziges der schon früher vorhandenen erst in der Kaiserzeit durch ihn τὴν ἑαυτοῦ φύσιν erhalten hat.

Die Tragödien Senecas sollen erst in Verbindung mit seinen prosaischen Werken besprochen werden.

DIE PROSA

Die hervorragendste literarische Persönlichkeit unter der julisch-claudischen Dynastie, an Vielseitigkeit während der Dauer des Imperiums überhaupt unerreicht war L. Annaeus Seneca. Seine Tragödien stellen sich uns literarhistorisch als Abschluß der von Ovid, wie es scheint, eingeführten, unter Claudius von Pomponius Secundus ausgebildeten, zunächst, wenn auch nicht ausschließlich, zur Rezitation bestimmten Spezies der rhetorischen Tragödie dar. In dieser wurde das Ethos durch das Pathos ersetzt und daher die dramatische Handlung, die aus den ἤθη der Personen resultiert, zugunsten der leidenschaftlichen Deklamation und des spitzfindig sophistischen Dialogs auf das Mindestmaß beschränkt. Daß diese Tragödie, in der die schöne hellenische Menschlichkeit den Orgien des Grausens, das wahre ὕψος dem falschen hat weichen müssen, poetisch betrachtet monströs ist, darüber braucht jetzt, da das wahre Griechentum, das weder die italienische noch die französische Renaissance kannte, wieder entdeckt worden ist, kein Wort mehr ver-

loren zu werden. Immerhin darf soviel zugestanden werden, daß viele Stellen (z. B. *Phoen. 199ff.*) einen Zug von eigner Großartigkeit tragen und daß Senecas Können an der Stümperabeit des Verfassers vom Herc. Oet. eine bemerkenswerte Folie besitzt. Aber auch von der κρίcιc abgesehen, sind dem Philologen diese Stücke von Bedeutung, nicht bloß, weil einzelne unter ihnen uns verlorene Originale griechischer und römischer Tragiker reproduzieren, sondern vor allem, weil nur ihre Dramaturgie uns eine Vorstellung gewähren kann von der Praxis der hellenistischen Zeit, die sich auch in der metrischen Behandlung der Chorpartien zeigt. Die in den Hdss. der interpolierten Überlieferung erhaltene 'Octavia', verfaßt von einem Unbekannten unter den ersten Flaviern, ist trotz der ergreifenden Wirkung einiger Szenen zwar dramatisch ebenfalls nicht genügend, aber dadurch von hohem Interesse, daß es die einzige uns erhaltene fabula praetexta ist, die freilich einen Rückschluß auf die republikanische so wenig gestattet, wie Senecas eigene Stücke auf die des Accius. – In einigen seiner unter Claudius in der Verbannung verfaßten Tragödien hat Seneca der stoischen Opposition gegen die Caesarenherrschaft unter der Maske der mythischen Personen Ausdruck verliehen (z. B. *Thy. 205ff.*). Als der Verhaßte tot war, hat der Philosoph, der den Lebenden ebenso fürchtete wie umschmeichelte, es nicht unter seiner Würde gehalten, ihn zum Gelächter der Welt und des neuen princeps, für den er gleichzeitig eine den Toten verherrlichende Rede verfaßte, mit einem Fußtritte zur Hölle zu senden. Die apocolocyntosis ist die einzige, uns erhaltene Satire im χαρακτὴρ Μενίππειος; die direkte Nachbildung Varros (daneben auch die des Lucilius) steht durch Zitate fest. – Als Philosoph ist er so wenig produktiv gewesen wie irgend ein Römer vor oder nach ihm; ja selbst der Kreis der Gedanken, die er, doch auch nur ein Eklektiker mit stärkerer Betonung des Stoischen, seinen Quellen entlehnt, ist so eng, daß sich ihr Wesensinhalt auf wenige Seiten zusammendrängen ließe. Aber er hat es mit fast unglaublicher Virtuosität verstanden, diesen Gedanken immer neuen Firniß aufzutragen, so daß sie jedesmal neu schillern. Diese Fähigkeit verdankte er der Rhetorenschule, in der solche Variation seit alters gelehrt wurde. Denn auch in die Domäne der Philosophie waren die Rhetoren schon seit langer Zeit eingedrungen, nicht zwar der hohen wissenschaftlichen, wohl aber der populären erbauungsvollen. Die Diatribe trägt mindestens seit ihrer Vollendung durch Bion stark rhetorische Farben; auf Seneca muß nach seinen eigenen Angaben speziell das Vorbild des Papirius Fabianus, der von der Deklamation zur Philosophie überging, aber auch als Philosoph noch deklamierte, Eindruck gemacht haben. Als 'Diatriben' hat er seine Schriften selbst aufgefaßt (vgl. *de benef. V 19*); das bedeutete damals nichts anderes als philosophische Traktate, in denen das dialogische Element, aus dem sich die Diatribe schon in sokratischer Zeit entwickelt hatte, bald mehr, bald weniger hervortrat. Auch die Briefe an Lucilius sind in ihrer Wesensart von seinen übrigen philosophischen Schriften nicht verschieden (vgl. z. B. *ep. 18 = de ira, 19 = de otio*), sondern repräsentieren dasselbe εἶδος, das Horaz versifizierte, die Diatribe. Was Eratosthenes von Bion sagte, er habe der Philosophie ein geblümtes Gewand angezogen, das gilt auch von Seneca, nur daß er das γελοῖον dem σπουδαῖον opferte. Er hat es wie keiner vor oder nach ihm verstanden, die erhabenen Gedanken der Stoa in prunkende Worte zu kleiden (Goethe hat diese Wesensart Senecas scharf erkannt: Gesch. der Farbenlehre *XXXVI 85ff. Hempel*). Auch den religiösen Ton, auf den er, Poseidonios folgend, seine Paraenesen so gern stimmte, hat er hineinklingen lassen in eine Gesellschaft, die, wie er selbst, aus einer Welt der Greuel

hinausstrebend, mit der Gottheit sich zu versöhnen und zu vereinigen bemüht war. Wie daher Cicero der lateinisch redenden Nachwelt intellektuelle Errungenschaften der griechischen Philosophie übermittelte, so ist Seneca vor allem der Träger ihrer ethischen Propaganda geworden. – Sein Stil ist der zu virtuoser Vollendung erhobene Modestil der ersten Kaiserzeit: die Periode ist zugunsten von stark rhythmisierten κόμματα aufgelöst, geistvolle Pointen werden besonders gern in Antithesen eingekleidet, gedankenreiche *brevitas* wird gesucht (*plus significas quam loqueris*: *ep. 59, 5*). Er wollte im Bewußtsein, daß die neue Zeit neuer Werte bedürfe, ganz modern sein und war daher der Bannerträger derer, die den Archaismus verurteilten, selbst über Cicero spöttelte er; dafür wurde er von den Klassizisten der domitianischen und den Archaisten der hadrianischen Zeit in Acht und Bann getan. Aber die Haß und Liebe ausgleichende Nachwelt hat ihn, den ein ungeheures Schicksal emporgetragen und versenkt hatte, als einen der größten Schriftsteller seines Volkes der Überlieferung für wert befunden, leider nicht in der Vollständigkeit, die wir wünschen würden, besonders um des Menschen willen, dessen Schriften in ihrer widerspruchsvollen Dissonanz ein getreues Abbild seiner Persönlichkeit sind, die zwischen Wahrheit und Schein, echter Menschlichkeit und phrasenhafter Pose schwankte.

Petronius wird von Tacitus (*a. XVI 18*) deutlich als Folie zu Seneca gezeichnet. Sein Werk zeigt ihn uns als den Typus des antiken Dekadenzmenschen, in dem sich die Nachblüte raffinierter hellenistischer Kultur mit dem Laster der Welthauptstadt zu einem Gesamtbilde morbider Schönheit vereinigt; Genialität spricht aus jeder Seite, mag es auch oft eine ingeniosissima nequitia sein. Denn wie der Mensch selbst, in Tacitus' Charakteristik, so zeigt auch sein Werk die Vereinigung von unglaublicher Nonchalance mit imposantem Können, von souveräner Verachtung aller Banalität mit intimer Kenntnis dessen, was er verachtete. Für unseren Zweck kommt es wieder nur darauf an, dem Werke seinen Platz in der Geschichte der literarischen γένη anzuweisen; aber kaum bei einem anderen Literaturprodukte der Antike ist man dafür so in Verlegenheit. Macrobius (*in s. Sc. I 2, 8*) bezeichnet seinen Inhalt zusammen mit dem der Metamorphosen des Apuleius als *argumenta fictis casibus amatorum conferta,* also als 'Liebesroman'; Apuleius selbst bezeichnet sein eignes Werk als *Milesius sermo* oder *Milesia* (sc. *historia*) (*I 1. IV 32*), also als zugehörig zur ionischen Novellistik, die in den Μιλησιακά des Aristeides und deren Übersetzung durch Sisenna (*historiae Milesiae*) am famosesten vertreten war. Unsere ganz dürftigen zehn Fragmente dieser Übersetzung (hinter Büchelers kl. Petronausg.,[4] *Berl. 1904, 239f.*) – von dem Originale ist nur ein einziges Wort erhalten – genügen doch noch dazu, um aus Inhalt und Stilisierung die Kongruenz der erotischen Erzählungen bei Aristeides-Sisenna, Petron und Apuleius zu erweisen. Aber schwankend wird der Boden gleich bei der wichtigsten Frage: woher stammt bei Petron die Mischung von Prosa mit Vers? Apuleius hat sie nicht, aber unter den Fragmenten des Sisenna ist eins (*I Büch.*), das durch Wortwahl (freilich bei Sisenna kein absolut sicheres Kriterium: *s. o. S. 484f.*) und Rhythmus auf metrische (hexam. oder anap.) Fassung schließen läßt: *nocte vagatrix* (von einer *meretrix?* vgl. νυκτοπεριπλάνητε μοιχέ *Aristoph. Ach. 264*). Hieraus würde – da an den Zufall, es handle sich um Worte eines Orakels, wie sie bei Apuleius zweimal (*IV 33. IX 8*) vorkommen, keiner leicht glauben wird – zu folgern sein, daß auch in der erotischen Prosanovelle Verse vorkamen (also κιναιδολογία + κίναιδοι). Petron selbst scheint sein Werk *saturae* betitelt zu haben, eben wegen

der Stilmischung, also wie Varro und Seneca (*divi Claudii apotheosis per saturam:* cod. G.), und inhaltliche wie formale Berührungen, besonders der varronischen Fragmente mit denen Petrons sind uns noch kenntlich; die beiden gemeinsame laszive Erzählung in Prosa und Vers weist wieder auf Zusammenhänge zwischen der menippeischen Satire und der ionischen Novellistik, nur daß der Kyniker in diese das moralisierende Element hineinträgt. Endlich gehört, wie bemerkt (*o. S. 472*), auch der Mimus in diese Zusammenhänge. Bezugnahme auf ihn, direkte wie indirekte, wird der Kenner bei Petron öfters finden; hier kann nicht näher darauf eingegangen werden, nur dies eine sei gesagt. Wenn die cena Trimalchionis durch ihre erstaunliche Vollendung im dramatisch realistischen χαρακτηρισμός der kleinen Leute so unmittelbare Wirkung ausübt wie wenig anderes aus der antiken Literatur, so spielte im römischen Mimus, wie dessen Fragmente noch lehren, gerade das kleinbürgerliche Leben von italischen Bauern oder Provinzialen eine Hauptrolle, und die Hineinbeziehung des Volksdialekts erinnert nicht bloß zufällig an die δωριάζουσαι bei Aristophanes und Theokrit, sondern der aus der dorischen Volksposse entwickelte Mimus war hierfür die gemeinsame Urquelle (vgl. die πλατειάσδοισαι *Theokr. 15, 88* mit des Laberius Mimustitel *Late loquentes*). Ionische Kinaedenliteratur und dorische Volksposse scheinen die Urahnen all dieser εὐτελῆ γένη gewesen zu sein; die von einem dieser γένη zum andern sich ziehenden Fäden können wir gerade eben noch erkennen, aber zu ihrer Verknüpfung fehlt uns genügendes Material. Daß uns Petrons Werk, das etwa so groß gewesen sein mag wie die vollständigen Annalen des Tacitus, nur in Trümmern erhalten ist, wird als einer der kulturgeschichtlich bedauerlichsten Verluste der gesamten antiken Literatur betrachtet werden dürfen.

Der Roman des Petron (wie der des Apuleius) war ein διήγημα πλασματικὸν παρὰ τὴν ἱστορίαν, eine Art von Travestie der ernsthaften Geschichtschreibung. In der Mitte zwischen dieser und der romanhaften steht die Alexandergeschichte des Curtius Rufus. Denn im Gegensatze zu Plutarch und Arrian macht dieser Rhetor keinen Versuch, die echte Überlieferung von der verfälschten zu sondern; immerhin hat er seinen Zweck, dem großen Publikum eine spannende Unterhaltungslektüre zu bieten, erreicht. Die ἀληθὴς ἱστορία, insofern nicht auch sie durch konventionelle Rhetorisierung entstellt wurde, hatte an Velleius Paterculus einen gar nicht verächtlichen Vertreter. Sein Werkchen ist von eigentümlichem Reize in denjenigen Partien, die die Zeitgeschichte erzählen. Schon das darf unser Interesse beanspruchen, daß es die einzige, wenn auch nur skizzenhafte Darstellung des Prinzipates des Augustus und Tiberius ist, die wir von einem Zeitgenossen haben, und wir Deutsche dürfen es ihm noch besonders Dank wissen, daß wir uns von den Heldengestalten unserer ältesten Geschichte, Arminius und Marbod, nur aus ihm ein greifbares Bild machen können. Von besonderem Werte ist noch, daß er, wie sein Vater ein treuer Offizier des Tiberius, uns von dem Charakter und den Taten seines geliebten Feldherrn eine Darstellung gibt, die, mag sie gleich etwas überschwänglich sein, doch ein sehr wichtiges Korrektiv zur taciteischen bietet.

Die in Tacitus kulminierende Annalistik der Kaiserzeit knüpfte, historisch betrachtet, an die der Republik an. Eine neue, den veränderten politischen Verhältnissen entsprechende Form wurde von keinem ihrer Vertreter gefunden. Nur bei einem Nichtitaliker (wie dem Alexandriner Appianos) wäre die Vorurteilslosigkeit denkbar gewesen, die dazu gehört hätte, die Stadtgeschichte zu einer wirklichen Reichsgeschichte umzuschaffen. Während sie daher aus den Senatsakten, einer ihrer

Hauptquellen, stadtrömische Begebenheiten mit ängstlicher Gewissenhaftigkeit buchten, hatte keiner von ihnen für die Geschichte der Provinzen, auf denen doch die Zukunft des Imperiums beruhte, das nötige Verständnis, und so waren sie völlig unfähig, so sorgfältige Verwalter des Kaiseramtes wie Tiberius und Domitian gerecht zu beurteilen. Doch uns geht hier nicht der Historiker Tacitus an, sondern nur der Schriftsteller. Eine literarhistorische Würdigung des Tacitus als Schriftsteller ist nun aber dadurch erschwert, daß wir uns von den Annalisten, an die er anknüpfte, keine genaue Vorstellung mehr zu machen vermögen, während uns die vorlivianischen, hauptsächlich dank den Exzerpten aus der archaistischen Reaktionszeit, doch als Schriftsteller von individuell differenzierter Eigenart einigermaßen deutlich vor Augen stehen. Immerhin läßt sich Folgendes sagen. Wenn Tacitus in den der selbsterlebten Zeit vorausliegenden Abschnitten seines Geschichtswerkes das von seinen Vorgängern gesammelte und gesichtete Material nicht bloß als solches, sondern oft auch schon als verarbeitetes und bis in die Feinheiten des sprachlichen Ausdrucks geformtes übernahm, so war das nach antiken Begriffen sein gutes Recht, ja eine allgemein geübte Praxis (vgl. *Plin. ep. V 8, 12*). Es macht also für seine Würdigung als Schriftsteller nichts aus, wenn sich herausgestellt hat, daß er diesen oder jenen schillernden Ausdruck, diesen oder jenen geistvoll und packend formulierten Gedanken etwa dem Cluvius oder Plinius entnahm. Denn dergleichen Münzen wurden, wie jeder Leser des älteren Seneca weiß, in der Rhetorenschule in Kurs gesetzt und von Hand zu Hand weitergegeben; Tacitus aber hatte nicht bloß in der Rhetorenschule, so gut wie sie alle, deklamiert, nicht bloß in den theoretischen Streit über die Gründe des Niederganges der Beredsamkeit durch seinen dialogus eingegriffen, sondern auch mit großem Erfolge als praktischer Redner sich betätigt, und das sicher noch während er mit den Vorarbeiten zu seinen Historien beschäftigt war. Also auf solche Einzelheiten, die sich, wenn unser Vergleichsmaterial wüchse, vervielfachen würden, kommt nichts an; wohl aber fragt sich, ob wir die Kompositionskunst im großen, die wir an Tacitus bewundern, ihm als sein Eigentum zuweisen können. Haben bereits die Annalisten vor ihm so dramatisch komponiert, daß MHaupt von ihm sagen konnte, er sei auch zum tragischen Dichter geboren gewesen? hat es vor ihm z. B. etwas Ähnliches gegeben wie die grandiose Konzentration, mit der die Ereignisse des Katastrophenjahres 69 geschildert werden? Wir sind dank dem Umstande, daß Plutarch, Sueton und Dion viele Ereignisse nach den auch von Tacitus benutzten Quellen berichten, in der glücklichen Lage, mit Bestimmtheit behaupten zu können, daß das eigentlich Große an Tacitus ihm selbst gehört. Zwar die annalistische Darstellung hat auch er, obwohl er sie gelegentlich als drückende Fessel empfand (*a. VI 71*), im Prinzipe durchaus befolgt (die paar Ausnahmen bestätigen nur die Regel). Aber innerhalb dieses konventionellen Rahmens hat er durch seine Kunst, die Ereignisse zu gruppieren, Licht und Schatten zu verteilen, das Detail mit Rücksicht auf den Totaleindruck zu streichen, die Spannung auf das Wesentliche zu konzentrieren und die Handlungen und Schicksale der Personen aus ihren Charakteren abzuleiten, Gesamtbilder von gewaltiger Wirkung entworfen. So gewiß es ist, daß uns durch diese seine Kompositionsart viel unschätzbares Einzelmaterial, das er bei seinen Vorgängen fand, verloren gegangen ist, ja daß uns seine Vorliebe für stimmungsvolle Gruppierung der Ereignisse und für psychologische Analysen wichtige historische Zusammenhänge gar nicht mehr erkennen läßt, andere in falschem Lichte zeigt, so gewiß ist auf der anderen Seite, daß diese Verluste durch den hohen künstlerischen Genuß ausgeglichen werden,

der uns durch die Lektüre dieser weltgeschichtlichen Tragödien zuteil wird. Wenn er nun also diese dramatische Kompositionsart bei seinen annalistischen Vorgängern nicht fand, woher stammt sie dann? Eine Antwort auf diese Frage zu suchen, bedeutet keine Verkleinerung seiner Individualität: das Individuelle wenigstens in der römischen Literatur zeigt sich nicht sowohl in der Prägung von Neuem, das es im absoluten Sinne in ihr nicht gibt, als vielmehr in der besonderen Aus- oder Umprägung von Vorhandenem. *Historia est proxima poetis et quodammodo carmen solutum:* das ist die auf peripatetische Theorie zurückgehende Formulierung bei Quintilian (*X 1, 31*), die Tacitus sicher gekannt, vermutlich auch für sich als verbindlich betrachtet hat; τῶν ἱστορικῶν κράτιστος ὁ τὴν διήγησιν ὥσπερ γραφὴν πάθεσι καὶ προσώποις εἰδωλοποιήσας heißt es bei Plutarch (*de gloria Atheniensium 3. 347 A*). Die Praxis dieser Art der hellenistischen Geschichtschreibung kennen wir teils aus der Polemik des Polybios gegen ihre Vertreter, teils aus den Exzerpten besonders bei Diodor, Plutarch und Trogus-Justinus, teils aus der Nachahmung der republikanischen Annalisten und des Pathetikers Vergil (*s. o. S. 483. 499*). Gemeinsam war allen ein farbenreiche, auf die Erregung der Affekte abzielende Darstellung, offensichtlicher, ja gelegentlich ausdrücklich als solcher bezeichneter Wettstreit mit der τραγῳδία, einem δρᾶμα μέγα des Lebens, reich an Spannung, Peripetien und Szenen, die ἔλεον καὶ φόβον καὶ τὰ τοιαῦτα παθήματα zu erregen geeignet waren; für die Monographie empfiehlt diesen Stil Cicero in dem bekannten wichtigen Briefe an Lucceius (*V 12*), besonders *§ 5: ordo ipse annalium mediocriter nos retinet quasi enumeratione fastorum; at viri saepe excellentis ancipites variique casus habent admirationem exspectationem, laetitiam molestiam, spem timorem: si vero exitu notabili concluduntur, expletur animus iucundissima lectionis voluptate.* Diese Darstellungsform war je nach der Begabung und Wesensart ihrer Träger verschiedener Modalitäten fähig: μεγαλοπρέπεια und νεανιεύματα bezeichneten, ganz wie bei den tragischen Dichtern der verschiedenen Potenzen und Zeiten, die Grenzen nach oben und nach unten. Daß nun die Darstellungsform des Tacitus, im ganzen betrachtet, geschichtlich in diesen Zusammenhang einzureihen ist, das ist eine Tatsache, deren nähere Begründung hier nicht gegeben werden kann, die sich aber durch eine Darlegung vom Werdegange der historischen und poetischen Erzählungskunst auf Grund fast überreichen Materials zur vollen Evidenz bringen ließe. Nur dies sei noch gesagt. Wer die zitierten Worte Ciceros etwa auf Germanicus und Seneca, Poppaea und Octavia, oder auf Tiberius und Nero, Messalina und Agrippina anwendet, der wird zugeben: sie passen — mit der Modifikation, daß das τέλος bei Tacitus nicht ἡδονή in dem etwas verflachten Sinne Ciceros, sondern das kathartische Lustgefühl der hohen Tragödie ist — genau bis auf eins: Cicero beschränkt dies εἶδος auf die Monographie, die er den Annalen ausdrücklich gegenüberstellt. Aber diese Differenzierung ist nebensächlich: schon lange vorher war von griechischen wie römischen Historikern diese Darstellungsform auch auf die fortlaufende Geschichte hohen Stils übertragen worden, Tacitus selbst zeigt uns in seinem das monographische mit dem großzügigen Elemente vereinigenden Agricola, daß die Unterschiede zwischen beidem nur graduelle waren. Um den engen Anschluß des Tacitus an die dramatische Geschichtschreibung der hellenistischen Zeit geschichtlich zu begreifen, erwäge man schließlich auch, daß das historische Drama, das in hellenistischer Zeit als poetisches Gegenstück zur poetisierenden Geschichtschreibung geschaffen worden war (*s. o. S. 460*), in Rom sich gerade in der flavischen Zeit großer Beliebtheit erfreute, und daß Tacitus ihm lebhaftes Inter-

esse zugewendet hat (*dial. 3*): ein Vergleich dessen, was er von Octavia erzählt und wie er es erzählt, mit der uns erhaltenen Tragödie kann zur Bestätigung dieser Zusammenhänge dienen. – Die Germania ist eine geographisch-ethnographische Ekphrasis, hervorgegangen aus Vorarbeiten zu den Historien und dann statt wie bei Poseidonios, Caesar und Livius als Exkurs der Geschichtserzählung einverleibt zu werden, vielmehr für sich bearbeitet wie Arrians Ἰνδική neben seiner Alexandergeschichte. In lateinischer Sprache gaben ihm Senecas Schriften 'de situ Indiae' und 'de situ et sacris Aegyptiorum' die literarischen Vorbilder; wie stark er sich in Disposition und Ausführung an solche anlehnte, kann ein Vergleich mit der Ethnographie der Parther bei Trogus-Justinus *XLI 1ff.* lehren. Daß er das Meiste und Beste des sachlichen Materials schriftlichen Quellen wie besonders den 'bella Germaniae' des Plinius (in 20 Büchern) entnahm, ist eine Vermutung, die sich bei dem beklagenswerten Untergange dieses Werkes zwar nicht streng beweisen läßt, deren Annahme aber wegen ihrer inneren Notwendigkeit sich niemand entziehen sollte. Die Bedeutung dieser trotz vieler und schwerer Mängel für uns als Deutsche sachlich wichtigsten Schrift der antiken Literatur lag für die zeitgenössischen Leser weniger in dem Materiale als in seiner knappen Bereitung und modernen Stilisierung. Auch die Bedeutung des dialogus machte für die Zeitgenossen nicht der sachliche Inhalt der Diskussion aus, die sich auf damals vielfach behandelte literarische Tagesfragen bezieht, auch nicht die graziöse Behandlung der ciceronianischen Kompositionsform, sondern das Ethos, durch das der Schriftsteller auch bekannte Tatsachen und Gedanken in neuem und eigenartigen Lichte strahlen ließ: war es doch seine eigne Seele, die er in den zarten und duftigen Lobpreis der Poesie hineinlegte. – In dieser liebenswürdigsten seiner Schriften handhabt er die Süße und Behaglichkeit des ciceronianischen Dialogstils mit erstaunlicher Anpassungskraft an das γένος. Auch in seinen übrigen Schriften sind Sprache, Stil und Ethos eine Einheit. Auf der Konformität einer nur stillem Mitdenken ganz sich erschließenden Sprache und eines in Dissonanzen schwelgenden Stils mit dem Ethos einer 'schwermütigen und hoffnungslosen Weltanschauung' (Mommsen) beruht, wie jeder an sich empfunden hat, eine Totalität der Wirkung, die auch in griechischer Literatur nicht ihresgleichen hat. Diese Sprache und dieser Stil sind schon im Agricola im wesentlichen fertig. Es steht fest, daß sie geschichtlich nur als eine konsequente Weiterbildung sallustischer Diktion und als deren Kombination mit einer ihr wesensverwandten Richtung der zeitgenössischen Rhetorik aufzufassen sind: Sallust, der als Vorbild für die eigentliche Geschichtsdarstellung unbedingt nicht in Betracht gezogen werden darf (*s. o. S. 484f.*), hat auf λέξις und διάνοια so stark gewirkt, wie auf ihn selbst Thukydides. Die organische Verbindung der pathetisch-dramatischen ἱστορία mit der sallustischen Stil- und Gedankenkonzentration war die Materie, die er nun durchtränkte mit jenem ihm eignen Ethos. 'Es ist vergebens, sagt Niebuhr, zu fragen: wer ist Tacitus' Lehrer? Ihn lehrte der Schmerz der Zeit', aber – so werden wir hinzufügen dürfen – ihn hob auch ihre Größe. Die imponierende Gestalt Trajans, der in Alexanders und Caesars Fußstapfen zu wandeln wagte, unter dessen Regierung das römische Reich seine größte Expansion erhielt (*ann. II 61*), hebt sich, je genauer man hinsieht, um so deutlicher hervor wie ein lichtes Bild auf dem dunklen Hintergrunde der vergangenen Zeiten, ermutigend zu großartiger Konzentration geistiger Potenzen, tröstend in Hoffnung auf die Zukunft, deren ernüchternde Enttäuschungen zu erleben dem alternden Schriftsteller freilich nicht erspart blieb.

In den philologischen Disziplinen gehören die Traktate des Asconius (Anfang der neronischen Zeit) über Ciceroreden zu den solidesten Arbeiten der römischen Literatur; sie übertragen mit Verständnis eine Spezies der griechischen Forschung auf ein römisches Sujet. Valerius Probus galt den Späteren als Inkarnation der monarchischen Grammatik wie Varro als die der republikanischen; seine Bedeutung für die Wiederbelebung des in neronischer Zeit daniederliegenden Interesses an der archaischen Literatur sowie für gute, nach Aristarchs Grundsätzen normierte Schriftstelleredition ist nicht hoch genug anzuschlagen. Remmius Palaemon, der Lehrer des Persius und Quintilian, verfaßte eine *ars grammatica*, die sehr lange kanonisches Ansehen besaß, für uns aber nicht mehr recht zu fassen ist, während wir von Plinius d. ä. grammatischem Werke (*dubii sermonis l. VIII*) noch ansehnliche Spuren besitzen. Das uns erhaltene Exzerpt aus des Caesius Bassus dem Nero gewidmeter Schrift *de metris* ist für unsere Kenntnis der Geschichte dieser Disziplin wichtig.

Die Rhetorik fand in Quintilian ihren achtungswertesten Vertreter. Stofflich sind seine institutiones freilich aufs stärkste von griechischen und lateinischen Quellen beeinflußt, aber er schreibt mit Wärme und hat einen sehr geläuterten Geschmack. Proben angewandter Rhetorik sind außer den unter Quintilians Namen erhaltenen Deklamationen (darunter die 'größeren' durch ihre ungewöhnliche Überlieferung eigenartig interessant) des jüngeren Plinius 'panegyricus', wichtig als ältestes römisches Beispiel dieser Spezies und historisch trotz des epideiktischen Stils sehr bedeutsam, sowie seine 9 Bücher Briefe, in denen sich die liebenswürdige Mittelmäßigkeit ihres Verfassers spiegelt. Dagegen ist das Buch der Briefe an Trajan mit den Reskripten des Kaisers, auch abgesehen von den weltgeschichtlichen über die Christen, ein uns nur durch einen Zufall erhaltenes unschätzbares Dokument für die Kenntnis der Provinzialverwaltung und für die Würdigung des pflichttreuen Herrschers.

Die realen Disziplinen sind in der ganzen Kaiserzeit besonders gepflegt worden; die wissenschaftliche Unterlage ist selbstverständlich überall griechisch, die Lateiner haben übersetzt und utilitarisiert. Die medizinischen Bücher des Celsus, die landwirtschaftlichen des Columella verdienen nach dem Urteile der Fachleute alle Achtung, sind gut stilisiert und auch für das Privatleben und die Volkswirtschaft interessant. Die Naturkunde des älteren Plinius ist bei dem Verluste der varronischen Schriften das quantitativ reichhaltigste Werk der römischen Literatur, freilich auch das unselbständigste, ein 'Studierlampenbuch' (Mommsen), ja im ganzen genommen ein literarisches Monstrum, aber trotz der Unwissenschaftlichkeit und des verzweifelt manierierten Stils unschätzbar für die Geschichte fast aller Disziplinen der Wissenschaft. Das Promemoria des Frontinus über die Wasserleitungen Roms ist die beste aller technischen Schrifen in lateinischer Sprache und es gibt keine andere, die nach Inhalt und Anlage — sie gehört in die Kategorie der commentarii magistratuum (*s. o. S. 454*) — ein so spezifisch römisches Gepräge trägt. Anständige Arbeit enthält auch manches aus dem uns in Exzerpten erhaltenen gromatischen Sammelwerke. Diese Schriftstellerei über die Feldmeßkunst ('gromatici'), die seitdem sehr beliebt wird, hat es im Griechischen so nicht gegeben, aber das wissenschaftliche Substrat ist auch hier griechisch; *gruma* ist aus γνώμονα (acc. von γνώμων) durch Vermittlung des Etruskischen abgeleitet (*WilhSchulze, S.Ber.Berl.Ak. 1905, 709*).

2. Von Hadrian bis zum Ende der severischen Dynastie (235).

Der Philhellenismus Hadrians und seiner nächsten Nachfolger brachte der griechischen Literatur eine reiche Nachblüte, während jetzt die römische, da sie

immer mehr aufhörte, von der griechischen anderes als Äußerlichkeiten zu lernen, zu versiegen begann. Griechisches und Römisches ging jetzt oft in denselben, beide Sprachen gleichmäßig beherrschenden Individuen nebeneinander her, ohne sich innerlich zu berühren; die künftige Trennung der Reichshälften begann schon in dieser Zeit, wo die Kaiser mit dem Osten kokettierten, sichtbar zu werden. Die Poesie ist erstorben bis auf die Tändeleien der sog. *poetae novelli*, die unverkennbar an den damals wieder modern gewordenen Laevius (*s. o. S 476f. 503f.*) anknüpften. Im Sinne dieser Poeten behandelte Terentianus Maurus die Metrik (auch Phonetik und Prosodie) in einem uns erhaltenen versifizierten Lehrbuche.

Ein erfreuliches Bild zeigt die exakte Grammatik, die an Terentius Scaurus, Velius Longus, Aemilius Asper und Helenius Acro namhafte Vertreter hatte. Sueton ist ebensosehr griechischer wie römischer Grammatiker und hat, wie der lateinischen Spätzeit die Schätze republikanischer Gelehrsamkeit, so der griechischen viel von der hellenistischen tradiert. Eine scholastische Natur wie er war, hat er aber auch seine Kaiserbiographien ohne eine Spur politischen Verständnisses geschrieben, indem er Leben und Taten von Männern, die die Welt regierten, unter dieselben Paragraphen rubrizierte, nach denen er die viri illustres der Literatur abgehandelt hatte. Zwar ist diese Schematisierung der politischen Biographie nach dem Muster der literarischen im Prinzipe schwerlich seine eigene Erfindung (von Satyros, den er kannte, gab es neben vielen literarischen auch einige politische Biographien, und der 'Iphikrates' des Nepos zeigt Spuren des Schemas), aber die Pedanterie in ihrer Durchführung wird ihm selbst gehören; sie entsprach dem scholastischen Sinne der Späteren und hat die eigentliche Geschichtsdarstellung für lange Zeit lahmgelegt.

Literarische Neigung sowie Stil und Sprache standen in dieser Epoche unter dem Zeichen des Archaismus, der ein Spiegelbild der beginnenden Senilität des Imperiums war; Nero—Modernismus, Flavier—Klassizismus, Hadrian und die Antonine—Archaismus: das sind die Hauptetappen. Der römische Archaismus kann nur als ein Ableger des Attizismus der sog. zweiten Sophistik verstanden werden: an Cornelius Fronto aus Cirta, der diesem νόμισμα, wie man das nannte, seinen Stempel aufdrückte und es für Jahrhunderte in Kurs setzte, läßt sich der Zusammenhang mit den Händen greifen, da wir von ihm auch Griechisches haben. Der Mann, der seiner Zeit und der Nachwelt als Größe neben Cicero galt, muß uns, seit er aus dem Palimpseste wieder erweckt wurde, als Nullität erscheinen, aber den Anregungen, die von ihm und seinesgleichen ausgingen, verdanken wir die Erhaltung ansehnlichster Trümmer der archaischen Literatur. So blickt Gellius, der die Ruhnkensche Kategorie der pecora aurei velleris für das Lateinische eröffnet, zu Fronto und denen um ihn in ersterbender Ehrfurcht empor.

Auch Apuleius, der Landsmann Frontos, gehört in die Gesellschaft der Archaisten, aber als schriftstellerische Potenz und an Originalität überragt er sie alle. Ein wunderlicher Heiliger, Rationalist und Mystiker, Rechtsanwalt und Magus in einer Person; salbungsvolle Feierlichkeit verschlingt sich mit frivoler Lüsternheit und eitler Geschwätzigkeit in dem Menschen wie in dem Schriftsteller zu einem widerspruchsvollen Ganzen, das der auf das Barocke und Bizarre gerichteten Zeit konform ist. Seine Apologie ist, auch von ihrem besonderen Inhalte abgesehen (ὑποθέσεις κατὰ μάγων waren damals üblich: vgl. *Philostr. v. soph. II 10, 6. 27, 5*), literarisch als einzige uns erhaltene Prozeßrede der Kaiserzeit von besonders hohem Werte, die Metamorphosen müssen uns als der in solcher Vollständigkeit sonst

weder griechisch noch lateinisch erhaltene Typus der 'fabula Milesia' gelten (*s. o. S. 520*), die Auswahl aus seinen Deklamationen (Florida), sowie die vollständig erhaltene de deo Socratis als einzige Proben philosophisch-rhetorischer μελέται, die Schrift de dogmate Platonis (Physik und Ethik mit einem Anhange über Dialektik) als älteste neuplatonische in lateinischer Sprache (zugleich von Interesse als Bearbeitung eines Collegienheftes; vgl. *o. S. 471*), die zu deren Ergänzung bestimmte Schrift de mundo als nächst Ciceros Timaeus älteste, fast wörtliche Übersetzung eines erhaltenen griechischen Prosawerkes. Der Mannigfaltigkeit der γένη entspricht die der ἰδέαι des Stils: die Rede mit deutlichem ζῆλος Κικέρωνος, die Milesia κατὰ τὴν ἰωνικὴν ἰδέαν, die philosophischen Schriften σχολαστικῶς, die Deklamationen im χαρακτὴρ μικτός. Aber über allen liegt ein mit der Zuchtlosigkeit von Neubildungen einer entartenden Sprache wunderlich gemengter archaistischer Firniß.

Das meiste Licht fällt auf die Jurisprudenz, die seit Hadrian in die Epoche ihres Klassizismus trat: die auf seinen Befehl von Salvius Julianus zusammengefaßten und geordneten praetorischen Edikte wurden vom Kaiser als edictum perpetuum zum Reichsgesetze erhoben, das nun eifrigst kommentiert wurde und neue Lehrbücher erforderlich machte. Die hervorragendsten Juristen stammten aus dem griechischen Osten, daher ist ihr Latein von der Barbarisierung der Westprovinzen nicht infiziert, sondern in seiner klaren und schönen Sachlichkeit spiegelt sich noch einmal die Größe und der Ernst römischen Wesens. Gaius unter den Antoninen, Papinianus unter Septimus Severus, Ulpianus und Paulus unter Caracalla und Alexander Severus sind die bedeutendsten Namen.

3. Vom Sturze der severischen Dynastie bis zur Errichtung der absoluten Monarchie (235–284)

Die Anarchie und die Auflösung des Reiches nach außen und innen ließ die Literatur fast völlig verstummen: die Literatur des Christentums, das sich auf und aus den Ruinen des nationalen Staates aufzubauen begann, bleibt, wenigstens soweit sie spezifisch kirchlichen Charakter trägt, hier und im folgenden von unserer Betrachtung ausgeschlossen. Es gibt innerhalb der gesamten römischen Literatur keine 60 Jahre von gleicher Öde: kein Name von auch nur mittelmäßiger Bedeutung, denn von den zwei, die sie vielleicht noch eben erreichen, steht Censorinus, dessen 238 verfaßte Schrift 'de die natali' uns sachlich von Interesse ist, kaum am Beginne, Nemesianus mit seiner bukolischen und Jagdpoesie schon ganz am Ende dieser Epoche; ein Kompilator wie Solinus, den Mommsen etwa in ihre Mitte setzt, repräsentiert so recht den Tiefstand der Bildung. Auch die Jurisprudenz, die im Staate wurzelte, wurde in dessen Katastrophe hineingezogen.

II. Periode

Von der Begründung der absoluten Monarchie bis zum Untergange des westlichen Reiches (284 – 568)

DIE POESIE

Das Erstarken der Reichsgewalt und die Neubegründung des Imperiums auf freilich ganz veränderter Basis kam der Literatur zugute, die sich im 4. Jahrh. des Schutzes machtvoller, für die Wiederherstellung auch der öffentlichen Schulen be-

sorgter Herrscher zu erfreuen hatte und nach dem Zerfalle der nationalen Einheit einen durch das besondere Volkstum der einzelnen Provinzen mehr und mehr differenzierten Charakter erhielt. Über dem Durchschnitte steht aber in Poesie und Prosa nur weniges. Das gilt auch von dem vielfach überschätzten Ausonius. Seine Begabung reicht selbst in der vielgepriesenen 'Mosella', der Kombination eines poetischen Itinerars und einer rhetorischen ἔκφρασις, nicht einmal an die des Statius heran, dessen Silven neben den Verskünsteleien der poetae novelli der Antoninenzeit (*s. o. S. 526*) er nachahmt. Aber er ist als Mensch in seiner harmlosen Liebenswürdigkeit sympathisch und eine wichtige Quelle für die Kulturgeschichte seines Heimatlandes, auf dessen Boden sich die Keime einer großen Zukunft schon damals zu entwickeln anfingen. Mit dem Griechischen, dessen Kenntnis damals auch in Gallien stetig sank, ist es auch bei ihm nicht weit her; um so mehr renommiert er mit dem wenigen. Für die Geschichte der damaligen Bildung interessant ist der Protrepticus an seinen Enkel und der versifizierte Katalog der Professoren von Bordeaux, der kürzlich in den Epikedeia auf Professoren von Berytos seine griechische Analogie gefunden hat. In vielem, auch in seiner Sprache und Prosodie, der das Gefühl für Proprietät und Korrektheit schon abhanden gekommen ist, erinnert er bereits an die mittelalterliche Poesie, die in der Tat an ihn und seinen Nachahmer Venantius Fortunatus anknüpfte. Als Literat, aber ohne uns menschlich so nahe zu treten wie Ausonius, steht höher Claudianus, der in seiner Vaterstadt Alexandreia lange in intensivster Fühlung mit der griechischen Kultur gestanden und in griechischer Sprache gedichtet hatte, bevor er (seit 395) in Ravenna am Hofe des Honorius und dessen Ministers Stilicho die Stätte seines politischen und poetischen Wirkens fand. Freilich ist es höfische Poesie, aber die ungeheuren weltgeschichtlichen Vorgänge und ihre imposanten Träger Stilicho und Alarich geben ihr eine Weihe und heben sie empor über die etwas älteren und gleichzeitigen politisch-höfischen Epen in griechischer Sprache, die uns durch Papyrusfunde kürzlich als wichtige literarische Parallelen zu Claudian bekannt geworden sind. Er hat die Großtaten unserer Vorfahren, ein unfreiwilliger Bewunderer ihrer Barbarenkraft, in Versen geschildert, die die Eleganz Ovids mit der Kraft Vergils und der brillanten Rhetorik Lucans vereinigen, hat in die Intriguen der beiden eben definitiv getrennten Reichshälften durch Invektiven eingegriffen, die in ihrer grotesken Kraft und Maßlosigkeit sein Vorbild Juvenal erreichen, und hat als letzter das mythologische Epos im Geiste Vergils, so daß sich in ihm Vorgänge der Zeit spiegeln, und im Stile des Statius zu erneuern versucht. Die uns leider nur ganz fragmentarisch und sehr schlecht erhaltene *ora maritima* des Avienus ist eine sehr bemerkenswerte Leistung, freilich gänzlich auf griechischer Grundlage. Ausonius und Claudian bekannten sich als Dichter an den Höfen christlicher Kaiser äußerlich zur neuen Religion, Avienus hielt noch zur alten, ohne sie stark zu betonen. Der letzte Dichter, der den alten Glauben mit Ostentation hervorkehrt, ist Rutilius Namatianus, ein hoher Staatsbeamter unter Honorius. Er erzählt die Reise, die er, aus Südgallien gebürtig, von Rom aus dorthin i. J. 416 machte, um nach seinen von den Goten geplünderten Gütern zu sehen. Das distichische Gedicht (*de reditu suo* in 2 Büchern, vom zweiten leider nur der Anfang erhalten) gehört also zu den poetischen Itinerarien wie Ovids *tr. I 10*. Es ist kulturgeschichtlich von so großem Interesse, daß kein Philologe es ungelesen lassen sollte, und schließt auch poetisch und sprachlich betrachtet eine lange Tradition nicht unwürdig ab.

DIE PROSA

In der Geschichtschreibung brachte es der Westen nicht hinaus über Kompendien (wie das des Eutropius) und Fortsetzungen der suetonischen Biographien. Diese sogenannten 'scriptores historiae Augustae' gehören zu dem Elendesten, was es in lateinischer Sprache gibt; aber trotz der Fälschungen im einzelnen, die mit der Schamlosigkeit der Gesamtfälschung zusammenhängen – die Entstehung des Corpus in theodosischer Zeit scheint mir gesichert –, können wir diese 'literarischen Vagabunden' doch nicht entbehren wegen des Zusammenbruchs unserer sonstigen Überlieferung, unter der auch ein anständiges Geschichtswerk aus der ersten Hälfte des 3. Jahrh. gewesen sein muß. Daß es dann ein geborener Grieche war, der gegen Ende des 4. Jahrh. die verkümmerte Historiographie zur Nachblüte brachte, ist eine Tatsache, die am Ende der römischen Literatur ihre ganze Entwicklungsgeschichte noch einmal blitzartig beleuchtet. Wie Claudianus aus Alexandreia unter den Dichtern, so überragt der etwas ältere Ammianus Marcellinus aus Antiocheia unter den Historikern alle. Ja er steht in der römischen Literaturgeschichte dieser Zeit so isoliert da, daß man ihn mit fast größerem Rechte der griechischen als einen Nachfolger des Cassius Dion und Dexippos zurechnen dürfte, wenn er nicht mit Absicht an Tacitus angeknüpft hätte. Er hat wieder Reichsgeschichte schreiben wollen, mit der er in den Charakteristiken beim Tode der einzelnen Kaiser die inzwischen geschaffene Kaiserbiographie verband. Wenngleich der einstige, mit seiner erlernten Bildung in den Exkursen prunkende Soldat den römischen Aristokraten an Höhe der Geisteskultur und an schriftstellerischer Potenz nicht von ferne erreicht, so ist er ihm doch in der Meisterschaft psychologischer Analyse mindestens ebenbürtig und übertrifft ihn unzweifelhaft in allem, was den Historiker ausmacht, nicht am wenigsten darin, daß er die Unparteilichkeit, nach der jener nur strebt, auch erreicht und im Gegensatze zu ihm strategische Operationen anschaulich zu machen versteht. Sein Latein ist ganz eigenartig: er hat es teils auf seinen Feldzügen, teils in Rom gelernt; griechische Phraseologie und Syntax schimmern so stark durch, daß man vieles nur durch Rückübersetzen versteht. Daß uns von diesem Werke gerade die Zeitgeschichte erhalten ist, dürfen wir noch als besonderes Glück betrachten. Ganz war es noch vorhanden, als reichlich 100 Jahre später, nachdem die Wogen der Völkerwanderung schon über Italien zusammengeschlagen waren, Cassiodorius, der Minister des Ostgoten Theoderich, freilich nach dem Vorgange eines griechischen Zeitgenossen in Konstantinopel, den Mut faßte, die Geschichte des Gotenvolkes zu schreiben. Wie viel besonders wir Deutschen durch den Untergang dieses Werkes (12 B.) verloren haben, zeigt noch der uns erhaltene elende Auszug des romanisierten Goten Jordanes.

Proben der enkomiastischen Beredsamkeit Galliens aus dem Ende des 3. und dem Anfange des 4. Jahrh. sind uns in dem Corpus der Panegyriker erhalten, darunter die für die Bildungsgeschichte interessante Rede des Eumenius über den Wiederaufbau der Schulen in Autun (vom Jahre 297). Der berühmteste Redner seiner Zeit (Ende des 4. Jahrh.) war Q. Aurelius Symmachus. Stücke seiner Reden sind aus demselben Palimpseste wie Fronto ans Licht gekommen: wer seine Erwartungen nach den begeisterten Lobsprüchen der Zeitgenossen eingerichtet hatte, ward schwer enttäuscht. Selbst die berühmte, unter den *relationes* – amtlichen Berichten, die er als praef. urbi an die Kaiser sandte – erhaltene Rede zum Schutze der nationalen Religion vermag uns nicht recht zu erwärmen (sie pflegt maßlos

überschätzt zu werden): das Ethos wird, wo es einmal hervorbricht, vom Pathos verschlungen. Die 10 Bücher seiner Briefe nach dem Muster derer des j. Plinius legt man, wenn man sich durchgerungen hat, enttäuscht aus der Hand: wo draußen Stürme rasten, Donner grollten, Wogen brandeten, streitet hier die Partei der Blauen mit den Grünen, machen sich die Literaten elegante Komplimente und plätschert der Springbrunnen kadenzierter Perioden. Seine Bedeutung für uns liegt nicht in seinen Schriften, sondern in seinem erfolgreichen Bestreben, die alte Literatur als Bollwerk gegen die Sturmflut der christianisierten Barbaren aufzurichten (*s. u. S. 554f.*). Für die Kulturgeschichte Galliens im 5. Jahrh. sind die Briefe und Verse des Sidonius Apollinaris, dem Ausonius und Symmachus schon Autoritäten waren, von nicht geringer Bedeutung, wie diejenigen des Ennodius und die amtlichen Schriftstücke (*Variae*) Cassiodors für die eigentümliche ostgotisch-romanische Kultur Italiens zu Beginn des 6. Jahrh.

In der Jurisprudenz hatte nach der Wiederaufrichtung des Reiches seit dem Ende des 3. Jahrh. die Kodifikation des Rechtes begonnen (*codex Gregorianus, Hermogenianus, Theodosianus*), die i. J. 533–534 durch die auf Befehl Justinians vollzogene abschließende Kodifikation des kaiserlichen und des Juristenrechts (*codex Justinianus, Digesta* oder *Pandectae*) ihren Abschluß fand: wohl die gewaltigste Kompilation, die es je gegeben hat, zugleich aber ein Werk von weltgeschichtlicher Bedeutung. – Auf die fachwissenschaftliche Literatur der realen Disziplinen, in denen die Kompilation nach dem Prinzipe eines fortwährenden Verdünnungsprozesses sich fortsetzte, gehen wir nicht weiter ein. Von den philologischen Disziplinen ward die Grammatik in allen ihren εἴδη, Sprachlehre, Lexikographie, Schriftstellerexegese eifrig weitergepflegt und so von den Schätzen der Vergangenheit das wenige gerettet, was die Epigonenzeit noch davon brauchen konnte. Daß das umfassendste Lehrgebäude der exakten Grammatik mit Einschluß sogar der Syntax in Konstantinopel verfaßt wurde – von dem Afrikaner Priscianus um die Wende des 5. und 6. Jahrhs. –, ist auch wieder bezeichnend genug: der Westen, dem die Berührung mit dem Griechischen fast abhanden gekommen war, wäre zu einer solchen Leistung nicht mehr imstande gewesen. Was er noch vermochte, zeigt das Werk des Martianus Capella, eine Enzyklopädie der artes liberales in bizarr-phantastischer Rahmenerzählung, aus Prosa und Vers gemischt; aber gerade die Verbindung von Scholastik und Phantastik sagte dem Mittelalter zu. Als das Griechische infolge der politischen und kirchlichen Auseinandersetzungen des Gotenreiches mit Ostrom für kurze Zeit in Norditalien wieder geläufig wurde, hat hier Boethius die Wissenschaften zum letzten Male mit griechischem Geiste durchtränkt und so dem ganzen okzidentalischen Mittelalter den Glanz dieser Sonne, wenn auch in noch so getrübtem Spiegelbilde, leuchten lassen. Auch den menschlichen Gehalt griechischer Geistes- und Herzensbildung hat er durch seine im Gefängnis 523/4 verfaßte, durch ihr Ethos noch uns ergreifende *consolatio philosophiae* unzähligen Generationen, denen Platon und Aristoteles fremd wurden, erhalten, ein Vermittler der Kultur neben Cicero und Seneca.

Der Einbruch der Langobarden in Italien (568) stürzte das wankende Imperium und begrub mitsamt der antiken Zivilisation des Westens das 'kleine Geschlecht, das im Plunder früherer Größe unterging' (Mommsen).

DIE CHRISTLICHE LITERATUR

Von Paul Wendland

1. Übersetzungsliteratur. Die christliche Mission bediente sich zunächst auch im Westen der griechischen Sprache, und die christlichen Gemeinden bestanden überwiegend aus griechisch redenden Mitgliedern. Paulus schreibt an die römische Gemeinde griechisch, Clemens und Hermas schreiben in Rom griechisch. Die Namen der römischen Bischöfe bis gegen Ende des 2. Jahrh. sind meist griechisch, noch die Epitaphien der Bischöfe des 3. Jahrh. im Kömeterium des Kallist sind griechisch, außer der Grabschrift des Cornelius. Polykarp von Smyrna predigte 154 in Rom (griechisch), noch im 3. Jahrh. schreibt Hippolytos in Rom griechisch. Daher ist das Christentum auch früh in die griechisch redende Bevölkerung Südgalliens eingedrungen: in griechischer Sprache berichten die Gemeinden von Vienna und Lugdunum 177 über die Christenverfolgungen (*s. Griechische Prosa 37*), schreibt bald darauf Irenaeus in Lugdunum. In Karthago redete wenigstens ein beträchtlicher Teil der Bevölkerung griechisch, und Tertullian schreibt neben lateinischen auch griechische Schriften. Von den im Kerne griechischen Gemeinden aus hat sich die Propaganda früh auch auf die Latein redende Bevölkerung erstreckt und sich der lateinischen Sprache bedient. Ja die Romanisierung des Westens ist schließlich der westlichen Kirche zugute gekommen und hat ihr die starke, der Zersplitterung des Ostens in Nationalkirchen überlegene Einheit gegeben.

Das Bedürfnis nach lateinischen Übersetzungen biblischer Schriften stellte sich früh ein. Es ist zufällig, daß sich die Existenz solcher Übersetzungen zuerst gerade in Afrika für das 2. Jahrh. nachweisen läßt. Ein Teil der erhaltenen Stücke vorhieronymianischer Übersetzungen reicht sicher schon in diese Zeit zurück. Bald sind auch andere Schriften, zunächst solche, die vielfach zum Kanon der heiligen Schriften gehörten, übertragen worden, wohl noch im 2. Jahrh. oder wenig später Clemens, Hermas, Barnabas, Irenaeus, später von Schriften, die Kirchenordnungen enthielten, die Lehre der zwölf Apostel und die Διδασκαλία (*Didascaliae Apostolorum fragm. Veronensia I ed. EHauler, Lpz. 1900*). Noch dem 2. Jahrh. gehört das Muratorische Fragment (*Kleine Texte von HLietzmann I, Bonn 1902*) an, ein aus Rom stammendes Kanonverzeichnis der neutestamentlichen Schriften mit orientierenden Bemerkungen über ihre Entstehung. Alle diese Schriften, wie auch die Märtyrerakten (Scillitaner 180, Perpetua und Felicitas 202/3), sind aus praktisch kirchlichen Bedürfnissen hervorgegangen und stellen keine litterarischen Ansprüche. Enger Anschluß an das griechischische Original einerseits, Hinneigung zur volkstümlichen Sprache andererseits geben ihrer Sprache und ihrem Stil das Gepräge der Gebundenheit und Unbeholfenheit. Zur Ausprägung des christlichen Begriffsschatzes in lateinischer Sprache haben sie wesentlich beigetragen, aber die Formen der kunstmäßigen christlichen Literatur sind auf einem ganz anderen Boden gewachsen, dem Boden des altererbten Besitzes der Literaturformen und der Rhetorenschule. Der späte Beginn dieser lateinischen Literatur kann den nicht überraschen, der überblickt, wie viel von christlicher griechischer Literatur im Abendlande produziert ist.

2. Minucius Felix und Tertullian. Den Anschluß an die altüberlieferten Formen zeigt eine der ältesten christlichen Schriften, das erste uns erhaltene Kunsterzeugnis

christlicher Literatur, Minucius Felix' Octavius. Die Anregung zu dem Dialoge, der mit Caecilius' Bekehrung endet, hat ihm die dankbare Erinnerung an die Freundschaft mit Octavius, besonders an ein Religionsgespräch der drei Freunde in Ostia gegeben. Der ciceronische Dialog ist ihm die vorbildliche Kunstform, und dem Werk De natura deorum ist auch der Gegensatz der Hauptsprecher nachgebildet, des die religiöse Skepsis mit politischer Wertschätzung der väterlichen Religion verbindenden Caecilius und des stoische Theodicee und Christentum verschmelzenden Octavius. Originalität der Gedanken zeichnet die von Gemeinplätzen der Philosophie und der christlichen Apologetik stark beeinflußte Schrift nicht aus. Aber die freie und wirkungsvolle Gestaltung des Stoffes, die anmutige Szenerie, das Geschick der dialogischen Einkleidung, die Fähigkeit der Charakterisierung, der urbane Ton, die Eleganz des rhetorische Konzinnität suchenden Stiles zeigen ein bedeutendes den griechischen Apologeten überlegenes Kunstvermögen des hochgebildeten, in rhetorischer Schule und Praxis gereiften Autors.

Wahrscheinlich ist Minucius Afrikaner und verdankt der dort blühenden Rhetorik (*s. o. S. 515. 526*) sein stilistisches Können. Wesentlich in Afrika ist die christliche Literatur gereift, wie ihre größten Namen, Tertullian, Cyprian, Augustin, zeigen. Q. Septimius Florens Tertullianus ist um 160 in Karthago geboren; erwachsen zum Christentum übergetreten, wurde er Presbyter; später (um 202) schloß er sich der ekstatische Mystik und Askese pflegenden montanistischen Richtung an, deren eifrigster Vorkämpfer er gegenüber der Verweltlichung der Großkirche wurde.

Tertullian ist einer der fruchtbarsten und originellsten christlichen Schriftsteller, eine zügellos leidenschaftliche Natur, die den Kampf um des Kampfes willen liebt; aufrichtig bekennt er De patientia, die Tugend der Geduld, die er so schön zu preisen weiß, am wenigsten zu besitzen. Er streitet gegen Heiden (z. B. *Ad nationes, Apologeticus*, aus Anlaß der Verfolgung vom Jahre 197), gegen die Juden und Ketzer. Er fordert eine scharfe Scheidung der Christen von der Welt und dem mit Beziehungen auf den Götzendienst durchflochtenen öffentlichen und gesellschaftlichen Leben; überall sieht er Dämonen lauern, die uns tausendfältige Gefahr bereiten. Sinn für das Volkstümliche zeigt er, wenn er De testimonio animae in gebräuchlichen Redewendungen ein unwillkürliches Zeugnis der Menschenseele für das Christentum entdeckt; aber in derselben Schrift will er mit heidnischer Wissenschaft und Literatur gar nichts zu tun haben und verwirft die verbreitete Praxis, dort heidnische Zeugnisse zur Bestätigung christlicher Wahrheit aufzuspüren. Die weltliche Weisheit ist Torheit vor Gott und ist als Wurzel der Häresien diskreditiert. Es ist schon eine seiner wenigen Konzessionen, wenn er den Besuch heidnischer Schulen gestattet; aber Schule zu halten, verbietet er den Christen (*De idolatria 10*).

Der leidenschaftliche Fanatismus steigert sich noch, nachdem er mit der katholischen Kirche gebrochen hat. Von der Weltförmigkeit und Konnivenz, an die die Kirche sich gewöhnt hatte, will er nichts wissen; Kirchenzucht und Strafdisziplin, Keuschheits- und Fastengebote werden immer rigoroser gefaßt. Er verbietet dem Christen, Soldat zu werden; denn die Sitte der Bekränzung ist Götzendienst (*De corona*). Er verbietet jetzt entschieden die Flucht in der Verfolgung, und die Eingehung einer zweiten Ehe ist ihm Ehebruch und Unzucht.

Gelehrsamkeit und Belesenheit Tertullians ist nicht groß; vom weitherzigen Geiste gleichzeitiger alexandrinischer Wissenschaft hat er keinen Hauch verspürt. Wo er gelehrtes Material nötig hat, entlehnt er es meist einer Quelle. So benutzt er in

der Schrift De anima Soranus, in den apologetischen Schriften (besonders *Ad nationes II*) Varro, De spectaculis Varro neben Sueton. Apologetische Topik lag ihm vor, und für manche Traktate (z. B. De resurrectione carnis) und für die Bestreitung der Häretiker hatte er wenigstens griechische Vorläufer. Aber auch aus übernommenem Stoffe weiß Tertullian etwas Originelles zu gestalten. Er verdankt das außer seinem Temperamente der Rhetorenschule, die ihm wohl auch seine juristischen Kenntnisse vermittelt hat. Er ist durch und durch Rhetor, der über alle sophistischen Künste gebietet. Die Kniffe des Schriftbeweises hat er zur größten Virtuosität entfaltet. So stützt er gern seinen ethischen Rigorismus mit dem Grundsatze, daß die Schrift, was sie nicht erlaube, verbiete; und ein Mann, der im Widersinn die Garantie religiöser Wahrheit sieht (*De carne Christi 2: prorsus credibile est, quia ineptum est .... certum est, quia impossibile*), kommt natürlich über alle Verlegenheiten hinweg. De pallio mutet wie ein παίγνιον an; Dion Chrysostomos hat R. LXXII das gleiche Thema behandelt. In Gedanken und im Stil hat die Diatribe stark eingewirkt.

Die rhetorische Bildung hat aus Tertullian einen raffinierten Stilkünstler gemacht. Er zeigt alle Kunststücke, Kapricen, Unarten eines sophistischen Modestiles, stellt alles auf Pointen und spitzige Antithesen, nach sensationellen Effekten und grellen, blendenden Lichtern haschend. Archaisierende Tendenz und gräzisierende Neigung des beider Sprachen Mächtigen (vgl. Apuleius und Fronto, die Zweisprachigkeit entsprach der Zusammensetzung der oberen Gesellschaftsschicht in Karthago), Einfluß des Bibelgriechisch und gelegentlich auch der juristischen Sprachsphäre, kühne Sprachneuerung haben den erstaunlichen Reichtum, aber auch zugleich die Dunkelheit seiner Sprache zu erzeugen beigetragen.

3. Cyprianus, Novatianus, Arnobius. Thascius Caecilius Cyprianus gab seine Tätigkeit als Lehrer der Rhetorik auf, als er um 246 zum Christentum übertrat; Ad Donatum schildert er selbst seine Bekehrung in konventioneller Stilisierung. Bald darauf wurde er Presbyter und schon 248 oder 249 Bischof von Karthago. Die Christenverfolgung des Kaisers Decius (249—251), der Cyprian auswich, um von seinem Zufluchtsorte die Gemeinde zu leiten, die aus ihr hervorgehenden Wirren und Spaltungen, die dann ausbrechende Pest (Trostschrift *De mortalitate*), das von Rom nach Afrika übergreifende Schisma des Novatianus, der eine rigorose Praxis gegenüber den in der Verfolgung abtrünnig Gewordenen forderte, stellten den Bischof vor sehr schwierige Aufgaben, denen er durch Umsicht und kluge Mäßigung, durch Energie und diplomatisches Geschick sich gewachsen zeigte. In seine Wirksamkeit gibt uns die erhaltene Korrespondenz einen genauen Einblick; schon Cyprian selbst hat für die Verbreitung einzelner Gruppen dieser Briefe Sorge getragen, und aus seinem Nachlaß sind dann auch Briefe seiner Korrespondenten, z. B. sehr wertvolle Schreiben des römischen Klerus, in das Corpus der Briefe übergegangen. 258 fiel Cyprian als Opfer der valerianischen Verfolgung.

Cyprian ist mehr praktischer Kirchenmann als Theologe und Schriftsteller. Seine Schriften tragen den Charakter aktueller durch die Bedürfnisse der Kirche veranlaßter, seine praktische Wirksamkeit begleitender und stützender Publizistik. So ist aus den traurigen Erfahrungen mit den Schismatikern der wirkungsvolle Traktat De catholicae ecclesiae unitate hervorgegangen. Die Schrift Ad Demetrianum, der das Christentum für die Leiden der Zeit, Krieg, Pestilenz, Hungersnot, Unwetter, verantwortlich machte, gibt interessante Stimmungsbilder: Die Welt ist alt geworden und neigt dem Untergange zu nach notwendigem Naturgesetze. Selbst

die Kräfte der Natur lassen nach und versagen. Auch die Menschheit degeneriert. Aber der Grund ist, daß die Menschen dem wahren Gott die Ehre versagen, seine Sprache und Zeichen nicht verstehen wollen. Das Gefühl der Decadence und des Epigonentums ist damals auch bei Heiden verbreitet. Es ist charakteristisch, daß Christen und Heiden den Niedergang und Verfall als Tatsache anerkennen und nur über die Ursachen streiten (vgl. Arnobius). Ad Quirinum (Testimoniorum libri tres) gibt Cyprian zu praktischen Zwecken eine methodisch geordnete Sammlung von Schriftstellen, ein Seitenstück zu Eusebius' theologisch weit überlegener Demonstratio (*s. Griechische Prosa 37*).

Motive der Diatribe, gewiß ein traditionelles Erbstück der Rhetorenschulen, klingen bei Cyprian häufig an. Viel hat er von Tertullian gelernt und übernommen, besonders in den die kirchliche Disziplin betreffenden Schriften (*De habitu virginum, de dominica oratione, De bono patientiae*). An Originalität der Gedanken und der Sprache steht er hinter ihm weit zurück, aber dem stürmischen Temperament und der gährenden Unruhe Tertullians gegenüber hat er den Vorzug ruhiger, abgeklärter Besonnenheit. Das zeigt auch der Stil. Die Schrift Ad Donatum leidet noch an Schwulst und Überschwang der Rhetorik. Er kennt die rhythmische Satzklausel, deren Wirkung er gern durch den Reim steigert. Später ist er sparsamer mit den Worten und maßvoller. Sein Stil liegt auf der Linie der Entwicklung, die von Tertullian zu Lactanz und Augustin führt.

Cyprian ist eine der bedeutendsten kirchlichen Autoritäten gewesen. Von den Späteren, z. B. Commodianus, Lactantius, Firmicus, ist er fleißig benutzt worden. Die stark abweichenden Rezensionen der Briefe zeigen, daß sie in praktischem Gebrauche blieben und den wechselnden Bedürfnissen und Anschauungen angepaßt wurden. Unter den Schutz des Namens Cyprians sind viele Schriften gestellt und so vor dem Untergange bewahrt worden, darunter so interessante Stücke, wie die Predigt eines römischen Bischofs De aleatoribus und die Traktate De spectaculis und De bono pudicitiae. Diese beiden sind neuerdings Novatianus zugeschrieben worden; Novatian hat man auch sonst, allzu freigebig, aus dem pseudocyprianischen Nachlasse ausgestattet, ihm auch die fälschlich den Namen des Origenes tragenden von Batiffol entdeckten Homilien zugeschrieben. In den ihm sicher zugehörigen Briefen der cyprianischen Sammlung tritt uns der elegante Stilist, in der Schrift De trinitate der erste philosophisch gebildete und auch von alexandrinischer Theologie berührte Lateiner, dem man den Namen des Theologen beilegen möchte, entgegen (unvollständiges Verzeichnis seiner Schriften bei *Hieronymus De viris ill. 70*).

Arnobius war im afrikanischen Sicca Veneria ein angesehener Lehrer der Rhetorik und hatte Lactantius zum Schüler. Zum Christentum übergetreten, schrieb Arnobius seine 7 B. Adversus nationes: ein buntes Gemisch apologetischer und philosophischer Gemeinplätze, viel Übernommenes und Angelesenes, alles stark rhetorisch aufgeputzt und polemisch zugespitzt gegen den mit religiösem Synkretismus und den Motiven der orientalischen Erlösungsreligionen durchsetzten Neuplatonismus seines Zeitgenossen Cornelius Labeo. Er soll das Werk geschrieben haben, um die Zweifel seines Bischofs an der Aufrichtigkeit und Wahrheit seines Christentums zu zerstreuen: er hätte besser getan, seinen rhetorischen Apparat an geläufige heidnische Themata zu wenden, als sich an die Verteidigung des Christentums zu wagen. Der auffallend starken Defekte seiner Rechtgläubigkeit ist er sich nicht bewußt, und die Kirche wird sie ihm nicht angerechnet haben; denn an

gutem Willen und fanatischem Eifer fehlt es ihm nicht. So schwer und langsam einst die Römer in die griechische Spekulation eindrangen, so viel Mühe haben sie jetzt auch, sich der den Griechen längst geläufigen philosophischen Theologie zu bemächtigen.

4. Lactantius. Erfreulicher als sein Lehrer ist Lucius Caelius Firmianus Lactantius. Er wurde von Diokletian als Lehrer der Rhetorik nach der neuen Hauptstadt Nikomedeia berufen, trat dort wohl zum Christentum über und gab seinen Beruf beim Ausbruch der Verfolgung auf (303). Er widmete nun, durch die Verfolgung und die sie begleitenden heidnischen Streitschriften veranlaßt, seine Muße der Apologetik, für die ihm nach seinem eigenen Bekenntnis (*Inst. I 1, 8—10*) seine rhetorische Bildung und besonders die Übungen in fingierten Rechtsstreitigkeiten zugute kamen. In den 7 B. Divinarum institutionum, von denen er selbst eine Epitome herausgab, breitet er meist altüberliefertes Material vor uns aus: Lasterkatalog der Götter, Euhemerismus, Bestreitung allegorischer Auslegung, heidnische Zeugnisse, unter denen neben den Philosophen Ovid und Vergil und die unter den Namen des Orpheus, Hermes, der Sibylle gehenden frommen Fälschungen auftreten; Dämonologie; Bestreitung der Philosophie durch die Widersprüche der Schulen und den boshaften Klatsch der Philosophenbiographien. Aber das alles wird in durchsichtiger Klarheit ausgebreitet. Geht L. auch nicht in die Tiefe, so hat er doch, was er faßte, sich innerlich zu eigen gemacht und wirkungsvoll dargelegt. Und wo er von der christlichen Offenbarung als rechter Verbindung von Frömmigkeit und Weisheit oder von christlicher Sittlichkeit und Gottesverehrung zeugt, da findet er auch oft eine warme und eindringende Sprache. Wie sehr seine rationale Auffassung des Christentums von der Philosophie, die er nur aus abgeleiteten Quellen (Cicero, Seneca, Lukrez) schöpft, beeinflußt ist, ist er sich selbst nicht bewußt. Seine Erstlingsschrift De opificio liest sich fast wie eine Verteidigung des stoischen Vorsehungsglaubens gegen epikureische Angriffe. In dem späteren Traktat De ira dei, in dem die Notwendigkeit des Zornes Gottes erwiesen wird, äußert sich mehr das natürliche Empfinden des der griechischen Spekulation abgewandten Römers.

Im Widerspruche zu der manirierten Moderhetorik verfolgt Lactantius eine klassizistische Stilrichtung. Seinen Lehrer Arnobius nennt er nicht, von Tertullians Formlosigkeit fühlt er sich abgestoßen. Er scheint in einer Stilentwicklung zu stehen, die Ciceros Autorität zu wachsender Geltung bringt. Er lebt in Ciceros Schriften und hat an ihnen seine Form gebildet. Auch die Bibelsprache gießt er gern in die Kunstform um, wie sein Zeitgenosse Iuvencus (*s. u.*) die evangelische Erzählung in vergilische Hexameter umsetzt.

Vielfach ist bestritten worden, daß dem Lactantius die Schrift De mortibus persecutorum angehören könne. Das von leidenschaftlichem Hasse erfüllte Pamphlet führt nach Diokletians Tode (316) die These aus, daß Gottes Strafe alle Verfolger des Christentums getroffen habe. Aus dem einseitigen Gesichtspunkte des Verhaltens zum Christentum werden die Personen beurteilt; die volle Schale des Zornes ergießt sich über Diokletian, Galerius, Maximian, Maximin; die Phantasie des Autors, der Augenzeuge der bithynischen Verfolgungen war, schwelgt in der Ausmalung der Greuel wie der Rache Gottes und häuft allen boshaften Klatsch auf die Feinde. Der Abstand des Tones und der Sinnesweise von den Inst. ist auffallend, aber nicht unerklärlich. Die aktuelle Tendenz der Flugschrift erklärt ihn, wahrscheinlich auch die veränderte Lage des Lactantius, der von Constantin zur

Erziehung seines Sohnes Crispus nach Gallien berufen war (wohl 317) und unter dem mächtigen Schutze sich sicher fühlte. Schon Eusebios hat die Schrift benutzt, zeigt aber besonneneres Urteil als der Augenzeuge. Die Broschüre ist ein bedenklicher Vorläufer der späteren Versuche religiöser Geschichtskonstruktion (Augustin, Orosius).

Aus der 345—347 entstandenen Schrift De errore profanarum religionum des Senators Iulius Firmicus Maternus klingt uns wilder Siegesjubel und Racheschrei entgegen. Die Kaiser Konstantius und Konstans werden aufgefordert, das Heidentum mit Feuer und Schwert auszurotten. Um 336 hatte derselbe noch als Heide, der aber schon vom Christentum berührt ist, das uns erhaltene, besonders reichhaltige Handbuch der Astrologie geschrieben.

5. Einfluß griechischer Theologie. Ambrosius. Die wichtigsten Antriebe empfängt die lateinische Literatur vom Osten. Man beginnt sich der spekulativen Theologie und der Wissenschaft der Griechen zu bemächtigen. Schon im 3. Jahrh. hatte die Exegese des Victorinus von Pettau sich vielfach an Origenes angeschlossen. Hilarius, der streitbare Verteidiger der Orthodoxie gegen den Arianismus, wird aus seiner Heimat Gallien verbannt und vertieft sich in Phrygien in die christliche Literatur des Morgenlandes; seine Schrift De trinitate und seine Kommentare zeigen den starken Einfluß der griechischen Theologen, besonders des Origenes. Übersetzer von platonischen, aristotelischen, neuplatonischen Schriften, vermittelt der Rhetor C. Marius Victorinus den Römern und besonders Augustin den Neuplatonismus; dadurch hat er mehr Bedeutung gewonnen als durch die christliche, uns besser bekannte Schriftstellerei, der er sich nach seinem späteren Übertritt zum Christentum und Julians Edikt gegen die Lehrtätigkeit der Christen (362) zuwandte. Den Neuplatonismus, der ihm wie anderen nach ihm die Brücke zum Christentum wurde, hat auch der Christ nicht verleugnet. Dem 4. Jahrh. gehört auch die unter Hegesippus' Namen gehende Übersetzung des jüdischen Krieges des Josephus an, die wahrscheinlich von Ambrosius herrührt. Die Hauptmittler griechischer Bildung und Theologie sind Ambrosius, Rufinus, Hieronymus.

Vom Statthalterposten in Mailand auf den Bischofssitz 374 berufen und erst nach der Wahl getauft, hat Ambrosius als Kirchenfürst eine Wirksamkeit entfaltet, deren Einfluß fast Basileios, sein großes Vorbild, überragt. Das Vertrauen von drei Kaisern, Gratian, Valentinian II., Theodosius hat er genossen, den beiden letzten eine Grabrede gewidmet, die Wiederaufrichtung des Altares der Victoria im Sitzungssaale des Senates gegen den Wunsch des Senates und der heidnischen Partei und gegen die Beredsamkeit des Symmachus verhindert (*Ep. 17. 18. 57, 4*). Im Bewußtsein, daß er die Sache der Kirche vertrete, steht er den Herrschern mit erstaunlicher Selbständigkeit und unerschrockenem Mute gegenüber. 397 ist er gestorben.

Es zeugt für die Bedeutung des bischöflichen Amtes, daß der Staatsmann es nicht verschmähte; und gewiß war Ambrosius zu einer Zeit, wo gebildete Heiden sich mit christlichen Lehren vertraut zeigen und die Taufe nicht immer einen tiefen Einschnitt ins Leben bedeutete, für sein Amt nicht unvorbereitet; als er in Rom studierte, wirkte dort Marius Victorinus. Wenn Ambrosius auch als Theologe unselbständig geblieben ist, hat er es doch mit seiner theologischen Durchbildung ernst genommen und die Notwendigkeit erkannt, sich in die griechische Theologie zu vertiefen und ihre Gedanken zu verbreiten.

Seine zahlreichen exegetischen Schriften zu biblischen Büchern sind aus seinen Predigten in der mailändischen Basilica hervorgegangen und als Gelegenheitsschriften zu beurteilen; in einzelnen Fällen läßt sich noch nachweisen, daß eine stenographische Nachschrift zugrunde liegt. Ambrosius pflegt eine griechische Quelle zur Vorlage zu nehmen; abwechselnd vertraut er sich der Führung des Philon, Origenes, Eusebios, Basileios (Hexameron, *s. Griech. Prosa 38*) an. Wörtlich übersetzte Stücke wechseln mit freien Ergüssen, zu denen ihn der Schrifttext oder die griechischen Theologen anregen; an wirksamen aktuellen Beziehungen auf seine Zeit und Umgebung fehlt es nicht. Die bedenkliche Vorliebe für allegorische Deutung teilt er mit seinen Vorbildern. Die Gewalt der Rede, die ihm nachgerühmt wird und die wesentlich auf der Persönlichkeit beruhte, können wir nicht mehr ganz nachempfinden; aber rhetorische Bildung und intime Bekanntschaft mit der lateinischen Literatur, an der er die eigene Formensprache gebildet hat, tritt überall hervor. Und wo Ambrosius sich in freigestalteter Rede bewegt, wie in den Leichenreden auf die Kaiser, in der Schrift über den Tod seines Bruders Satyrus oder in der Rede gegen den Arianer Auxentius *De basilicis tradendis*, wo er praktisch sittliche Fragen erörtert, vermag auch uns noch seine Beredsamkeit zu ergreifen.

Die umfangreiche Korrespondenz, dogmatische Streitschriften, moralisch-asketische Schriften vervollständigen das Bild der vielseitigen seelsorgerischen, kirchenpolitischen, literarischen Tätigkeit Als Verteidiger der Virginität ist Ambrosius wiederholt aufgetreten; das Mönchtum begann damals im Abendlande sich auszubreiten. Das Werk *De officiis ministrorum* ist eine christianisierende Überarbeitung von Cicero De officiis.

6. Rufinus und Hieronymus. Bei Aquileia geboren, in Rom mit Hieronymus befreundet, war Tyrannius Rufinus 371 durch seine Begeisterung für das Mönchtum, das er an der Quelle studieren wollte, nach dem Orient geführt worden und ließ sich nach weiten Wanderungen 377 als Einsiedler am Ölberge nieder. Der Friede seines der Askese und Schriftstellerei geweihten Lebens war für immer dahin, als Epiphanius den Streit gegen Origenes 393/4 in Jerusalem entfachte, den dann Bischof Theophilos von Alexandreia siegreich durchführte. Rufinus bewahrte Origenes die Treue, während Hieronymus ihn preisgab. Die darüber entbrannte Feindschaft entlud sich in einer Reihe von Invektiven. Mit malitiöser Bosheit deckte Rufin alle Blößen seines Gegners auf. 397 kehrte Rufinus nach Rom zurück, lebte dann in seiner Heimatstadt Aquileia, starb 411.

Das literarische Hauptverdienst des Rufinus beruhte in seiner Übertragung griechischer Werke. Pamphilos' B. I der Apologie des Origenes, Origenes' Werk Περὶ ἀρχῶν (mit dogmatischen Verbesserungen und sehr willkürlichen Änderungen), Kommentare und Homilien, eine Version des Clemensromanes, Schriften der Kappadoker hat er nicht ohne freie Umgestaltungen und Mißverständnisse übersetzt. Eusebios' Kirchengeschichte hat er übertragen und in B. X. XI bis 395 fortgeführt (XI 22–30 Zerstörung des Serapeums in Alexandreia durch die Christen im J. 389). Dem ägyptischen Mönchtum hat er in der nach dem noch vorhandenen griechischen Original gearbeiteten Historia monachorum in der beliebten Form des Reiseromans ein Denkmal gesetzt.

Sophronius Eusebius Hieronymus wurde um 340 zu Stridon in Dalmatien geboren, studierte um 353 in Rom, auch beim Grammatiker Donatus, und befreundete sich mit Rufinus. Nach manchen Wanderungen wandte auch er, besonders durch

das Mönchtum angezogen, sich 374 nach dem Orient. 375–378 lebte er in der Chalkis, der syrischen Thebais, als asketischer Einsiedler, mit dem Studium des Hebräischen und mit literarischen Arbeiten beschäftigt. In den folgenden Jahren finden wir ihn in Konstantinopel im Verkehr mit Gregor von Nazianz und in Rom als Ratgeber des Papstes Damasus, und Rom war eigentlich das richtige Milieu für den Mann. Die frommen Konventikel, der Verkehr mit den geistlichen Freundinnen, die Teilnahme an der Kirchenpolitik boten dem im Rufe besonderer Heiligkeit und Gelehrsamkeit Stehenden das rechte Feld für die Befriedigung seiner Eitelkeit. Dennoch ging er nach Damasus' Tod (384), weil er sich in Rom reichlich mißliebig gemacht hatte und auch wohl weil das Ziel seines Ehrgeizes ihm unerreichbar war, wieder nach dem Osten; einige seiner Anhängerinnen stießen in Antiochia zu ihm. Die Gesellschaft besuchte dann alle heiligen Stätten Palästinas, damals für viele Fromme das Ziel der Sehnsucht (die literarische Darstellung solcher Wallfahrten beginnt jetzt; aber die früher in diese Zeit gesetzte prächtig anschauliche Peregrinatio ad loca sancta der Aetheria gehört erst ins 6. Jahrh.), und auch Ägypten. Dann ließ Hieronymus sich in Bethlehem nieder, wo bald ein Mönchs- und drei Nonnenklöster entstanden. Hier hat er bis zum Ende seines Lebens (420) gewirkt, unterrichtend, seinen Mönchen predigend, unermüdlich schriftstellernd, durch seine umfangreiche Korrespondenz sich in lebhaftem Kontakt mit der Welt haltend und bald wieder die Beziehungen mit Rom suchend, alle Bewegungen des Westens, besonders die von Helvidius, Iovinian, Vigilantius vertretene wohl begründete Reaktion gegen die Ausbreitung des Mönchtums und seiner Lebensauffassung mit Streitschriften begleitend. Seine Teilnahme an der schon erwähnten antiorigenistischen Bewegung offenbart alle unlauteren Triebe und unerfreulichen Seiten seines Wesens, Bosheit und Intriguensucht, Unwahrhaftigkeit und sophistische Rabulistik, Eitelkeit und Liebedienerei.

Die bedeutungsvollste Leistung des Hieronymus ist seine Bibelübersetzung. Er brachte dazu Fähigkeiten und Kenntnisse mit, wie sie kein Lateiner besessen hat. Daß er das Griechische völlig beherrschte, war nicht nur für das N. T. wichtig, da alle älteren lateinischen Bibelübersetzungen nicht aus dem Originale, sondern aus der LXX geflossen sind. Viel Arbeit hat er an die Kenntnis des Hebräischen gesetzt. Daß er die Schätze der Hexapla (*s. Griechische Prosa 36*), ohne die seine Arbeit undenkbar ist, zu nutzen verstand, daß er über das Verhältnis von Original und Übersetzung sich völlig klar war und die Fabel von der Inspiration der LXX verwarf, ist ein Verdienst, das erst im rechten Lichte erscheint, wenn wir die völlige Verständnislosigkeit vergleichen, mit der z. B. Epiphanius im Osten, Augustin im Westen den Problemen gegenübersteht; selbst der Origenianer Rufin versagt hier völlig. Hieronymus' Vorreden, sein sehr interessanter Briefwechsel mit Augustin und die auch diesen Punkt berührenden Streitschriften, die er mit Rufin wechselt, zeigen, daß Hieronymus die Tragweite der Fragen überblickt und hier mit Recht das Bewußtsein starker Überlegenheit hat. Freilich war auch seine Kenntnis des Hebräischen unzureichend, und schlimmer war der Mangel an Gewissenhaftigkeit und Sorgfalt, die auffallende Ungleichmäßigkeit der Arbeit. Die älteren Übersetzungen, die er zum Teil zugrunde legte, hat er mitunter sehr flüchtig revidiert. Nicht ohne Kampf hat sich die Arbeit des Hieronymus durchgesetzt; als Kuriosum sei erwähnt, daß in einem afrikanischen Neste bei Verlesung der Jonasgeschichte über die Entfernung des Kürbisses eine Revolte entstand. Aber das Werk wurde allmählich kirchlich rezipiert, wohl kaum noch zu Zeiten des H., später allgemein. H. war im

Okzident im wesentlichen gelungen, woran Origenes im Orient scheiterte. Der Grund war nicht der Wert seiner Arbeit. Die anfangs hinter H. stehende Autorität des Damasus, H.s gute Beziehungen und geschickte Diplomatie, vor allem die Verschiedenheit der Verhältnisse der griechischen und der lateinischen Kirche erklären den Erfolg: Origenes hatte den ganzen Unverstand der Kirche und ihren Buchstabenglauben an die allgemein als inspiriert angenommene LXX wider sich; auf lateinischem Kirchengebiete gab es keinen einheitlichen autoritativen Text, und die neue Leistung schien geeignet, die schmerzlich vermißte Einheit herzustellen.

Zahlreiche Kommentare und Homilien des Origenes, auch Didymos' Schrift über den heiligen Geist hat H. übersetzt. In seinen eigenen exegetischen Werken schließt er sich meist den griechischen Vorläufern, besonders Origenes an, nicht ohne geflissentlich seine Abhängigkeit zu verstecken und den falschen Schein selbständiger Forschung sich zu geben. Aber auch jüdisch-exegetische Traditionen (Midrasch) läßt er sich fürs A. T. durch seine jüdischen Helfer vermitteln. Ein entschiedenes Bedürfnis erfüllte Hieronymus auch, indem er den zweiten tabellarischen Teil der Chronik des Eusebius übersetzte (*s. Griechische Prosa 37*); er fügte Zusätze, die römische Verhältnisse betreffen, hinzu und den bis 378 reichenden Schluß. Ebenso hat er das geographische Lexikon des Eusebius übertragen.

In dessen Fußstapfen bewegte sich H. auch in der später von Gennadius fortgesetzten Schrift De viris illustribus, einem Katalog christlicher Schriftsteller. Die Form ist der gleichnamigen Schrift des Sueton nachgebildet. Für die griechische Literatur ist der ganze Stoff, nicht ohne Mißverständnisse und Entstellungen, eilfertig aus den literaturgeschichtlichen Abschnitten der Kirchengeschichte des Eusebius übernommen, einige Einträge sind aus der Chronik zugefügt. Für die lateinische Literatur war H. meist auf eigene Arbeit angewiesen, und dieser Teil ist recht dürftig ausgefallen. Er schließt mit einem Verzeichnis der eigenen Schriften bis zum J. 392, in dem der Katalog verfaßt ist.

Spekulativer und systematischer Theologe ist H. nicht. Exegese und Streitschrift geben ihm Anlaß zu gelegentlichen dogmatischen Ausführungen, und er ist von Autoritäten, die er kompiliert, stark abhängig. Erst allmählich gewinnt er das richtige Gefühl für die kirchliche Theologie und ihre Positionen und hat Mühe, die meist unwissentlich begangenen Heterodoxien früheren Datums zu entschuldigen oder abzuleugnen. Im Eifer des Kampfes vergißt er allen Takt und alles Maß, hält alle Mittel für erlaubt. Die Künste und Kniffe der Argumentation, die er in der Streitschrift gegen Jovinian aufbietet, wo er z. B. die recht egoistischen und weltlichen Gründe des Theophrast gegen die Ehe sich aneignet, haben seine besten Freunde entsetzt, und die Schamlosigkeit, mit der er sich durch Unterscheidung dogmatischer und gymnastischer Darstellung rechtfertigt, indem er an die Streitschrift nicht wie an die Lehrschrift den Maßstab der Wahrhaftigkeit angelegt wissen will, zeigt den sophistischen Rhetor. Aber H. ist ein bedeutendes schriftstellerisches Talent. Das zeigen die Streitschriften, die Mönchsromane (Paulus, Malchus, Hilario), die Epitaphien und Trostschriften. Er weiß als eleganter Feuilletonist jeden Stoff interessant und sensationell zu gestalten; langweilig ist er nie, und man ermüdet bei seiner Lektüre nicht so leicht wie bei Ambrosius oder Augustin. Aber wir spüren bei ihm nicht die veredelnde Macht, die der neue Glaube in Ambrosius und Augustin entfaltet hat. Daß er mit den bösen Geistern ernsthaft gerungen, wer wollte es bezweifeln, der z. B. die Selbstbekenntnisse der neuen bethlehemitischen Homilien kennt, die manchen ergreifenden Einblick in die Anfechtungen und Kämpfe der Mönchsseele

zeigen? Aber H. hat sich nie von den niederen Schlacken seiner an Widersprüchen reichen Natur befreit. H. steht nicht über dem Milieu, das er uns oft so anschaulich schildert, und nur zu reichlich atmet man in seinen Schriften ein schwüle, aus religiöser Mystik und lüsterner Sinnlichkeit gemischte Atmosphäre.

7. Augustinus. Zu Thagaste in Numidien 354 geboren, studierte Aurelius Augustinus in Madaura und Karthago, wirkte 374 als Lehrer der Rhetorik in Thagaste, dann in Karthago, seit 384 in Mailand, wo er die stärkste Wirkung von der gewaltigen Persönlichkeit des Ambrosius erfuhr. Die unter seinem Einfluß 386 erfolgte Bekehrung zum Christentum hat Augustin selbst in seinen Confessiones zwölf Jahre später als einen plötzlichen und ziemlich unvermittelten Bruch mit der Vergangenheit dargestellt. Die geschichtliche Forschung nimmt vielmehr, zum Teil auf frühere Aussagen Augustins gestützt, eine allmähliche und zusammenhängende Entwickelung wahr, die ihn erst lange nach der Taufe zur vollendeten Reife seiner Anschauungen führt. Die in ihm stets lebendigen christlichen Traditionen, in denen er groß geworden ist, die Einwirkung des ciceronischen Hortensius, der ihm die Richtung zum Idealismus gibt, die Teilnahme an den tiefsinnigen und die Phantasie mächtig anregenden manichäischen Spekulationen, die alles in Frage stellende und dialektisch zersetzende Skepsis, dann der Neuplatonismus, das sind die Phasen seiner älteren Entwickelung, aber nicht nur vorübergehende Phasen, sondern auch zugleich wesentliche und dauernde Bestandteile seines inneren Lebens, die in seiner späteren Weltanschauung fühlbar nachwirken und fortleben. Dieser Geist hat eine seltene Kraft gehabt, verschiedenartige Lebens- und Weltansichten aufzunehmen, innerlich zu verarbeiten und zu erleben. Und diese erstaunliche Assimilationskraft hat ihm und durch ihn hinfort der Kirche des Westens die Überlegenheit über die Griechen gegeben. Der seine Schriftstellerei zwischen Bekehrung und Priesterweihe (386–391) noch ganz beherrschende Neuplatonismus gibt ihm die Möglichkeit höhere und niedere Standpunkte in seiner Weltansicht über- und unterzuordnen, gibt den Begriffen und der Sprache etwas Fluktuierendes und Oscillierendes. Dazu kommt nun noch eine wahre Virtuosität der Freundschaft, eine wunderbare Fähigkeit, aus der Berührung mit anderen Individualitäten, aus Verkehr und Aussprache sein Innenleben zu bereichern, geistige Nahrung zu ziehen.

Das alles mag uns die Größe Augustins einigermaßen begreiflich machen. An den andern Lateinern gemessen, erscheint er völlig inkommensurabel. Und doch hat seine Bildung ihre Grenzen. Er hat weniger gelesen als Hieronymus, und bei mangelhafter Kenntnis der Sprache waren ihm die griechischen Quellen weniger zugänglich. An den Gebrauch der griechischen Bibel hat er sich erst allmählich gewöhnt und in den Retractationes die Anknüpfung früherer erbaulicher Betrachtungen an einen unzuverlässigen und verwahrlosten lateinischen Bibeltext berichtigen müssen. Aber es ist ihm zugute gekommen, daß gerade beim Auseinanderstreben der beiden Reichshälften die Lateiner daran gearbeitet hatten, das geistige Kapital des Orients durch Übersetzungen dem Okzident zu übermitteln. Die energische Konzentration, mit der er die Gedanken durchdringt und verarbeitet, die ihm die von den Griechen abhängigen Lateiner, von Cicero und Varro an bis zu den Übersetzungen seiner Zeit, vermitteln, gibt ihm dennoch die starke geistige Überlegenheit über die planlose und zusammenhanglose Reproduktion griechischer Gedanken durch Hieronymus. Augustin ist selbsttätiger Denker, der einzige Lateiner, der überhaupt den Namen Philosoph verdient.

388 nach Afrika heimgekehrt, ergab sich Augustin auf seinem Landgute bei

Thagaste mit einigen Freunden einem beschaulich asketischen Leben, wurde dann 391 Presbyter, 395 Bischof in Hippo Regius. Nach vielseitigster praktischer und literarischer Tätigkeit starb er 430 während der Belagerung Hippos durch die Vandalen.

Die literarische Produktivität Augustins ist von unerschöpflichem Reichtum: dogmatisch polemische Schriften, sachliche und sprachliche Kommentare zu biblischen Büchern, zum Teil parallel laufend, wie es antike Tradition war, Probleme und Aporien, diktierte oder nachgeschriebene Predigten, die in den Klangmitteln und Reimklauseln der Rhetorik schwelgen, philosophische Dialoge, Schriften, die ethische Fragen oder kirchliche Ordnungen betreffen. In der Zeit seiner Bekehrung unternahm Augustin eine Bearbeitung der artes liberales (vgl. die derselben Zeit angehörende Enzyklopädie des Martianus Capella: *o. S. 530*). Sie zeigt, wie die Kirche den antiken Betrieb der Wissenschaften fortsetzt. Vollendet hat Augustin nur einige Teile; 6 B. De musica und die Skizze der Dialektik und der Rhetorik sind erhalten. De doctrina christiana entwickelt er die Grundsätze der Hermeneutik und christlichen Beredsamkeit und zeigt, wie alle heidnische Wissenschaft und Rhetorik in den Dienst des Christentums zu stellen sei. Man sieht, wie die des Sieges und ihres Besitzes sichere Kirche die alten Bedenken gegen heidnische Bildung und Skrupel, wie sie gelegentlich noch Hieronymus quälten, überwunden hat. Daß weltliche Bildung und Christentum ein positives Verhältnis haben müssen, steht jetzt fest — zu Tertullians Zeit war es noch ein Problem —; nur um die genauere Bestimmung des Verhältnisses handelt es sich.

Den starken Persönlichkeitsdrang, die Fähigkeit, alle Eindrücke, die Schicksale seines Lebens und die ihn umgebende Welt, Natur und Geschichte, zu einem inneren Erlebnis zu gestalten, gibt den beiden Werken Augustins, die auf die Weltliteratur die stärkste Wirkung ausgeübt haben, ihr besonderes Gepräge und ihren eigenen Reiz. Die Confessiones und das Werk De civitate dei lehren uns wie kein anderes geistiges Erzeugnis dieser Zeit den Untergang der antiken Kultur begreifen und lassen uns zugleich den Hauch eines neuen Zeitalters spüren.

In der Form einer Gott ausgesprochenen Beichte geben uns die Confessiones die Selbstdarstellung der Persönlichkeit und ihre innere Entwickelung. Mancherlei Linien älterer Entwickelung laufen in dieser Autobiographie zusammen. Die stoische Philosophie und die populärphilosophische Propaganda überhaupt hatten seit der hellenistischen Zeit sich auf die sittliche Erziehung der Menschheit gerichtet, hatten Selbstprüfung und Selbstbesinnung als Mittel des sittlichen Fortschrittes verbreitet (Seneca, Epiktet, Marc Aurel) und damit eine Vertiefung und Steigerung des Innenlebens herbeigeführt. Die antike Art, in der der Künstler und Schriftsteller hinter seinem Werk zurücktrat, war längst verlassen. An Selbstdarstellungen der Persönlichkeit ist die römische und auch die spätere griechische Literatur reich; es fehlt auch nicht an solchen, die wesentlich religiös orientiert sind. Augustins neuplatonisch christliche Mystik, das Produkt einer langen hellenistischen und orientalischen Entwickelung, verstärkt das Interesse für das Innenleben und die Seelengeschichte durch die Erhebung der Seele in die göttliche Sphäre, durch die Steigerung der Ideale und die Verfeinerung der Maßstäbe. Gewisse Bedingungen und Voraussetzungen für Augustins Bekenntnisschrift sind also gegeben, aber die Originalität seiner Leistung wird dadurch nicht gemindert. In der Innerlichkeit seiner Natur und in der Tiefe seines vom antiken Intellektualismus befreiten Gefühlslebens ist sie begründet. Grübeln und Meditieren, Sinnen und Träumen, Beschäftigung mit

den inneren Zuständen und Vorgängen des Seelenlebens, Andacht und Gebet sind das wahre Lebenselement Augustins. Auch die Soliloquia und die Retractationes (427), in denen er am Ende des Lebens den Ablauf seiner inneren Entwicklung überblickt, sind aus dieser Richtung hervorgegangen. Die pathologische Seite dieser peinlichen und selbsquälerischen Methode der Selbstbeobachtung und Zergliederung darf nicht übersehen werden; die Freiheit und Sicherheit der Persönlichkeit, Naivetät und natürliche Lebensfreude müssen darunter leiden. Dennoch hat diese Energie der Verinnerlichung des Lebens und der Einkehr in sich selbst nicht nur eine ganz neue Vertiefung der Psychologie, sondern auch neue Kunstformen erzeugt, die oft alle Reize dichterischer Sprache ausüben. Die Sprache der selbsterlebten Religion ist nicht frei von manchen Unarten manirierter Rhetorik, aber sie ist nie beredter gewesen. Das Latein hat durch Augustin die höchste Ausdrucksfähigkeit gewonnen und ist erst durch ihn für die Rolle tauglich geworden, die es im Mittelalter gespielt hat.

Augustins Werk De Civitate dei ist das letzte alle seine Vorläufer überragende Erzeugnis der Apologetik, die sich hier zu einer umfassenden Geschichtsphilosophie erweitert, in der sich der ganze Tiefsinn des Denkers und Dichters offenbart. Cicero und Varro, Seneca und Vergil haben stark eingewirkt. Aber alle übernommenen Gedanken und alle Gemeinplätze gewinnen eine neue Gestalt und eigenes Leben. Die Eroberung Roms durch Alarich (410) hatte die alten heidnischen Vorwürfe gegen das Christentum wieder lebendig gemacht, und die Not und Bedrängnis der Gegenwart gibt dem alten Problem der Theodicee und des Übels eine vertiefte Bedeutung. Von allen Seiten sucht Augustin der Frage beizukommen. Die jüdische Vorstellung der gerechten Verteilung von Glück und Unglück, stoische und christliche Gedanken vom Leiden als Mittel sittlicher Bewährung, der ästhetisch metaphysische Optimismus des Neuplatonikers, dem das Übel die notwendige Folie der Herrlichkeit und Schönheit des Kosmos ist, kommen zum Ausdruck. Augustin geht allen Fragen und Bedenken, die die schweren Prüfungen im christlichen Bewußtsein auftauchen lassen, in breiter kasuistischer Erörterung nach, und er faßt die ganze Weltgeschichte als den ewigen Kampf des Gottesreichs und des im römischen Staate verkörperten Weltreiches. Es ist merkwürdig, daß solche Betrachtung zu einer Zeit möglich war, wo der Staat christlich geworden ist. Die apologetische Tradition und die Nachwirkung des Kampfes zwischen Staat und Kirche, das Fortleben heidnischer Sitte und Denkweise allein erklären es nicht. Sicher haben manichäische Vorstellungen vom Gegensatz des guten und des bösen Prinzips unbewußt mitgewirkt. Aber bemerkenswert ist doch vor allem die Tatsache, daß der Christ unfähig ist, ein positives Verhältnis zum Staate zu gewinnen. Er ist und bleibt ihm unlösbar mit dem Heidentum verstrickt. Die allgemein menschlichen Leiden erregen sein tiefstes Mitgefühl und beschäftigen seinen Verstand; das nahende Verhängnis des Reiches läßt ihn ganz kalt. Patriotisches und römisches Empfinden kennt der Mann nicht, dem Ursprung und Geschichte Roms ein fortgesetzter Raub ist, dessen Phantasie sich an den Niederlagen und Nöten Roms in der Vergangenheit erfreut. Das Wohl des Staates gehört zu den zeitlichen Gütern, dieser der Christ gering achtet, und er kennt für den Christen nur ein wahres Vaterland im Jenseits. Die Geschichtsphilosophie läuft demgemäß in Eschatologie aus. Augustins Werk ist das beredteste Zeugnis der Auflösung des Gefühles für Staat und Vaterland, die den äußeren Symptomen des Verfalles parallel geht. Man muß sich auch vergegenwärtigen, daß die Kirche selbst ein Staat im

Staate geworden war und sich eine Organisation geschaffen hatte, deren Festigkeit den Staat überdauerte. Es ist ein Zeichen der Zeit, daß damals nicht wenige bedeutende Männer eine aussichtsvolle Staatslaufbahn, gewiß nicht nur aus religiösen Gründen, drangaben, weil der Bischofsstuhl sie anzog.

8. Ausläufer. Auf Anregung Augustins hat Orosius die 7 B. Historiarum adversum paganos von Erschaffung der Welt bis auf die Gegenwart (417) geschrieben, um zu zeigen, daß schon vor dem Auftreten des Christentums Krieg, Krankheit, Hungersnot, außergewöhnliche Naturereignisse die Menschheit heimgesucht hätten. Dieser apologetische Gesichtspunkt hat zwar die Auswahl des Stoffes bestimmt, aber nicht das allgemeine geschichtliche Interesse erstickt. Orosius hat unter Benutzung der Bibel, der gebräuchlichsten Geschichtswerke, der Chronik des Hieronymus ein nützliches und viel gelesenes Handbuch geschaffen.

Sehr viel erfreulicher ist das verwandte Werk des Sulpicius Severus, seine bis 400 führenden Chronica. Auch er benutzt u. a. Hieronymus' Chronik. Gesundes politisches Urteil, öfter in die Darstellung der israelitischen Geschichte durch aktuelle Beziehungen versteckt, offener Blick und lebhafte Teilnahme für die Nöte der Gegenwart beleben die Erzählung. Das stilistische Vermögen ist bedeutend. Reminiscenzen an Sallust und Tacitus sind in die Darstellung verwoben, ohne die Einheit des Stiles zu stören. Die biblische Geschichte ist in das klassische Latein der Historie, die mosaischen Gesetze in römische Rechtssprache übertragen (aus dem 4. Jahrh. stammt die Collatio legum Mosaicarum et Romanarum). Der Autor rechnet mit gebildeten Lesern, die sich leicht vom Bibellatein abgestoßen fühlten. Gallien war damals das Land der Bildung und hoher Blüte der Rhetorik; auch die griechische Kultur hatte hier vom Süden her beständig eingewirkt. Dennoch begann auch hier die mönchische Lebensweise sich einzubürgern. Cassianus hat damals für ihre Ausbreitung in Gallien gewirkt und sie in seinen Schriften verherrlicht. Die Gemeinde der Priscillianisten zeigt sich zugleich von der mönchischen Askese und der weltlichen Bildung Galliens angeregt. Auch Sulpicius Severus trat auf Zureden des heiligen Martinus, des eifrigen Verfolgers des Heidentums, zur mönchischen Lebensweise über. Die Biographie und die dialogische Schrift, in denen er die Mirakel des Martinus verherrlicht, haben mehr Beifall und Verbreitung gefunden als die Chronik. Sie sind die Grundlage des von Paulinus von Petricordia um 470 verfaßten Epos über Martin.

Die Stürme der Völkerwanderung verwüsteten bald darauf die Kultur Galliens. Die Briefe des Sidonius Apollinaris mit ihrem gezierten, mosaikartig aus Reminiszenzen zusammengeflickten Stil und seine Gedichte zeigen schon in Sprache und Metrik den geistigen Niedergang. Unter den Schrecken der Überflutung durch die Barbaren nimmt Salvianus (um 440) De gubernatione dei das augustinische Thema wieder auf und muß gegenüber der Verderbnis seiner Umgebung die sittliche Überlegenheit der unverbrauchten barbarischen Volkskraft anerkennen.

Unter der Ostgotenherrscsaft in Italien (493—555) wirken Boethius und Cassiodorius als Vertreter eines bildungsfreundlichen Christentums; sie sammeln und bewahren, was noch vom geistigen Erbe und der Literatur des Altertums zu retten war. Boethius sucht im Kerker angesichts des Todes († 524) seinen Trost in dem Idealismus des aristotelischen Protreptikos und der stoischen Ethik (Consolatio), seine theologischen Traktate hatte er offenbar nicht mit dem Herzen geschrieben. Durch Cassiodor geht die Pflege der Wissenschaft und der antiken Literatur an die Klöster über.

9. Poesie bis Ambrosius. Das späte Auftreten christlicher Dichtung darf nicht überraschen; es erklärt sich zum Teil aus denselben Gründen wie die späten Anfänge der Prosaliteratur (*s. o. S. 531*), und die kirchlichen Bedürfnisse werden zunächst durch die Psalmenübersetzungen befriedigt gewesen sein. Um so überraschender sind die neuen Formen, mit denen Commodianus die christliche Poesie eröffnet. Von der Person des Dichters wissen wir nur das Wenige, was aus seinen Werken zu erschließen ist. Beziehungen auf die Christenverfolgung und die Gotheneinfälle scheinen in die Mitte des 3. Jahrh., die Zeit des Kaisers Decius, zu weisen. (Neuerdings wird C. mit beachtenswerten Gründen in die Mitte des 5. Jahrh. gesetzt.) Die Gedichtsammlung der Instructiones bekämpft, zum Teil mit plebejischem Hohn die einzelnen Götter verspottend, die Götzendiener, dann die Juden; die Paränesen des 2. Buches betreffen verschiedene Stände und Gebiete des christlichen Lebens. Eine weitere apologetische Dichtung will Heiden und Juden bekehren und erhebt sich im eschatologischen Teile zu besonderem Schwunge.

Der Bau der Hexameter sei zuerst durch ein Beispiel aus Instr. I 1 erläutert:

Ego similiter erravi tempore multo
Fana prosequendo parentibus insciis ipsis;
Abstuli me tandem inde legendo de lege.
Testifico dominum: doleo pro civica turba
Inscia quod pergit periens deos quaerere vanos
Ob ea perdoctus ignaros instruo verum.

Die Penthemimeres teilt die Langzeile in zwei Halbzeilen; die Quantität auch der letzten Silbe der ersten Kurzzeile ist neutral. Die Quantität wird außer am Ende der Halbzeilen mißachtet; ihre Beachtung am Schluß ist Beweis, daß die sonstige Vernachlässigung nicht Unkenntnis, sondern Prinzip ist. Weitere Mittel der Bindung sind in der apologetischen Dichtung das Paargesetz, nach dem zwei Langzeilen einen Sinnabschnitt bilden, in den Instr. die in den Überschriften angegebenen Akrosticha und gelegentlicher Reim der beiden Halbzeilen; in einigen Gedichten endigen alle Zeilen mit gleichem Vokal. Die Reimmittel und die Beobachtung der Quantität gerade am Schlusse wird man mit verwandten Erscheinungen der Rhetorik in Verbindung setzen dürfen. Auch Augustins volkstümliches Gedicht gegen die Donatisten hat außer alphabetischem Akrostichon in allen 267 Zeilen Reimausgang auf e.

Von den Dichtungen, die unter Lactantius' Namen gehen, hat der in eleganten Hexametern gedichtete Phönix den meisten Anspruch auf Echtheit. Die Phönixsage wird von dem christlichen Dichter als Symbol der Unsterblichkeit verwertet und die Jungfräulichkeit des aus seiner Asche zu neuem Leben auferstehenden Vogels gepriesen.

Wir haben schon einige Versuche kennen gelernt, die biblischen Geschichten durch die Übertragung in die Formen der klassischen Kunstprosa den Gebildeten schmackhafter zu machen (*s. o. 8*). Auch an dichterischen Versuchen der Art hat es bei den Griechen (*s. o. S. 327*) und Lateinern nicht gefehlt. In gewandten, wenn auch von einigen Licenzen, wie sie sich die Zeit auch sonst in der Silbenmessung gestattete, nicht freien Hexametern erzählt der spanische Presbyter C. Vettius Aquilinus Iuvencus um 330 die evangelische Geschichte. Er schließt sich dem Muster des klassischen Epos, besonders Vergil, an und beabsichtigt wohl, das heidnische Epos zu verdrängen; später verfolgt Cyprian mit seiner Heptateuchdichtung diese Richtung (5. Jahrh.).

Die Tendenz ist begreiflich, wenn wir sehen, wie geflissentlich auch Augustin gegen die Verbreitung heidnischer Vorstellungen durch Vergil kämpft (*De civitate Dei*). Zum Glück ist diese Richtung in der Kirche nicht durchgedrungen. Ihre unerfreulichsten Produkte sind christliche Vergil-Centones (nach dem Muster von Homer-Centones, Reste eines christlichen haben wir), d. h. Gedichte, die aus wörtlich übernommenen vergilischen Versen, Halbversen, Floskeln znsammengeflickt waren. Mit solcher Künstelei hat z. B. eine vornehme Römerin Proba einige biblische Geschichten behandelt, ist aber zum Glück bald bei diesen Experimenten ermüdet.

Schon Hilarius (*s. o. 5*) hatte im Orient sich zu Hymnen in mancherlei Maßen anregen lassen und sie in den Gottesdienst Galliens einzuführen versucht. Der eigentliche Schöpfer des Kirchengesanges ist aber Ambrosius geworden. Die Arianer hatten sich längst volkstümlicher Dichtungen zur Verbreitung ihrer Lehre bedient, und der Streit mit der arianischen Kirche gab Ambrosius den Anlaß, den Gottesdienst durch das Lied reicher auszugestalten. Seine Hymnen sind in streng gebauten, prosodisch korrekten jambischen Dimetern aufgebaut (Deus creator omnium | polique rector, vestiens | diem decoro lumine | noctem soporis gratia). Aber diese einfachen Kunstformen entsprachen zugleich volkstümlichem Empfinden und eroberten sich wirklich die Herzen. Im Anschluß an Ambrosius setzte sich die Hymnendichtung fort; manches, z. B. das Te deum laudamus, ist fälschlich auf seinen Namen gesetzt worden. Diese Kirchenlieder sind die originellste und auf die Dauer wirksamste und lebenskräftigste Schöpfung christlicher Dichtung; die Erzeugnisse gelehrter Poesie können sich mit ihnen nicht messen, da sie sich nur an einen kleinen Kreis von Kennern wenden.

10. Prudentius, Paulinus. Der vielseitigste und formgewandteste der christlichen Dichter ist der Spanier Aurelius Prudentius Clemens (geb. 348). Am Ende einer erfolgreichen staatsmännischen Laufbahn wendet er sich von der Eitelkeit der Welt ab und widmet die Zeit stiller Muße dem Preise Gottes. Sein Kathemerinon enthält Hymnen in verschiedenen Maßen, für die Tageszeiten und für christliche Festtage. Natursymbolik, die sich längst neben der allegorischen Schriftauslegung ausgebildet hatte, und biblische Geschichten treten neben die lyrischen Gefühlsergüsse. – Das epische Lehrgedicht Apotheosis vertritt die orthodoxe Christologie gegenüber den Irrlehren. Der Dichter weiß den spröden Stoff durch biblische, zum Teil allegorisch gedeutete Einlagen, auch durch einen Beweis der Macht des Christentums, den er selbst unter Julian gesehen hat, zu beleben. Er kämpft mit Eifer für die rechte Lehre; aber die rührende iambische Einleitung führt sehr richtig aus, wie schwer es doch sei, die Gewißheit ihres Besitzes zu gewinnen. Die didaktische Dichtung Contra Symmachum wendet sich, christlichen Glauben und römischen Patriotismus verbindend, mit apologetischen Gemeinplätzen und Widerlegung der Argumente des Symmachus gegen den 400 erneuerten Versuch der Senatspartei, die Wiederaufrichtung der Victoria zu erlangen (*s. o. 5*). Die einflußreichste und verbreitetste der Dichtungen des Prudentius ist die Psychomachia, ein allegorisches Lehrgedicht, das mit kühner Phantasie den Kampf der personifizierten Tugenden und Laster darstellt. Es hat bald nach seiner Veröffentlichung eine in guten antiken Traditionen sich bewegende Illustration erfahren.

Schon der Papst Damasus hatte die Märtyrer durch kurze Epigramme, mit denen er die Katakomben zierte, gefeiert. Nach diesem Vorgange ehrt Prudentius das Gedächtnis der römischen und spanischen Märtyrer in der Gedichtsammlung

Peristephanon, indem seine Phantasie besonders in der Ausmalung der Greuelszenen schwelgt.

Durch den christlichen mit Wärme des Gefühles und Überzeugung vorgetragenen Inhalt hat Prudentius den alten Formen neues Leben mitgeteilt und eine christliche Kunstpoesie geschaffen, deren Wirkung wenigstens den gleichzeitigen heidnischen Produktionen überlegen ist.

Diesen Abstand christlicher Poesie von der heidnischen kann man sich am Verhältnis des Ausonius zu Paulinus klarmachen. Die virtuose Technik hat Paulinus, der 353 in Bordeaux geboren ist, von seinem Landsmann Ausonius (*s. o. S. 528*) gelernt, zu dem er mit schwärmerischer Verehrung aufschaute. Aber das schöne und innige Pietätsverhältnis sollte nicht ungetrübt bleiben. Paulinus war zu tief angelegt, um in den Spielereien der Schulpoesie auf die Dauer einen befriedigenden Lebensinhalt zu finden. Nachdem er noch vor seinem Lehrer das Konsulat bekleidet hatte, wandte er sich seit 389 immer entschiedener dem beschaulich mönchischen Leben zu, und das bedeutete damals für die Christen einen ebenso einschneidenden Wechsel wie früher für die Heiden die Bekehrung zum Christentum. Die Geister beginnen sich zu scheiden; der Namenchrist Ausonius war doch mit Heiden wie Symmachus durch viel tiefere Gemeinsamkeit der Anschauungen verbunden als mit Paulinus, dessen Geist sich nun von einer neuen Kraft und von einem größeren Gott erfüllt fühlte. Die Aussprache zwischen Lehrer und Schüler macht beiden Teile Ehre. Wir haben das Gefühl, daß Ausonius, durch diese Freundschaft gehoben, einmal tiefere Töne wahren Gefühls findet. Beide Freunde empfinden mit tiefem Schmerz die sie trennende Kluft; aber Ausonius zeigt gar kein Verständnis für die neue Lebensrichtung seines Schülers, und umsonst müht sich Paulinus, den Lehrer zu seinem Wahrheitsernste und zu seiner tieferen Lebensauffassung zu erheben.

Paulinus hat nicht die Schule des Ausonius verleugnet; er pflegt die verschiedenen Versmaße und mischt sie gern in Ausonius' Weise; auch die Briefe sind zum Teil in konventionellem, öfter zu steifem oder zierlichem Stil gefaßt. Was ihm die Überlegenheit über Ausonius gibt, ist die Tiefe des christlichen Gefühlslebens. Wenn man beider Hochzeits- und Trostgedichte vergleicht, empfindet man den Abstand besonders deutlich. Die ganze Innigkeit seines religiösen Lebens bringt Paulinus im Kult und in der Verherrlichung des heiligen Felix zum Ausdruck. 394 hatte er sich mit seiner Frau Therasia, mit der er seit seiner Bekehrung in schwesterlichem Verhältnisse lebte, in Nola niedergelassen und lebte dort bis 431, seit 409 als Bischof. Im Frieden des ländlichen Lebens, der durch die Einfälle der Westgothen mehrfach gestört wurde, im Wohltun und in frommen Übungen fand er das höchste Glück. Die Höhepunkte dieses idyllischen Daseins sind die Festtage des heiligen Felix, die er in unbefangener Freude mit seiner Gemeinde und den Pilgerscharen begeht und die ihn zu immer neuen Hymnen auf die unerschöpflichen Wunderwirkungen, die der Heilige an anderen und an ihm vollbracht hat, begeistern. Paulinus stand in regem Verkehr mit den christlichen Koryphäen seiner Zeit. Bei den Versuchen, sich in die Sphäre theologischer Forschung zu erheben, ist der bescheidene Mann der Grenzen seiner Kraft sich bewußt geworden. In diesen Grenzen stets sich selbst treu, erscheint er als eine der edelsten und in seiner schlichten Frömmigkeit wahrhaftigsten Kirchenschriftsteller.

Mit vollem Bewußtsein vollzieht Paulinus den Bruch mit der Vergangenheit. Es ist erfreulich, daß er vom mythologischen Apparat und vom Olymp sich abwendet

(c. 10); denn zu der Welt dieser Vorstellungen hat damals doch auch der Heide kein wahres und innerliches Verhältnis mehr. Was in den traditionellen Formen zu leisten war, hat das Formgeschick und die Gestaltungskraft des Claudius Claudianus erreicht (*s. o. S. 528*). Bei Sidonius Apollinaris (etwa 430–480, *s. o. 8*), der doch 469/470 Bischof der Arverner wurde, fällt das äußerliche Verhältnis zum Christentum besonders auf. Die alten Traditionen der Rhetorenschule bestimmten Bildungsniveau, Anschauungskreis, Formensprache; und diese Traditionen waren doch im Grunde heidnisch.

QUELLEN UND MATERIALIEN. GESICHTSPUNKTE UND PROBLEME

I. DIE ANTIKEN QUELLEN

1. Autobiographisches Material. Von eigentlichen Autobiographien ist vollständig nichts, von Memoiren sind nur die caesarischen erhalten (*s. o. S. 470. 486 f.*). Aus den verlorenen 3 B. Varros *de sua vita* stammt wohl sicher der uns durch einen glücklichen Zufall überlieferte Katalog etwa der Hälfte seiner Schriften (*FrRitschl, opusc. III 419 ff.*). Cicero, dessen politische Memoiren verloren sind, gibt im *Brutus 304 ff.* eine Geschichte seines Bildungsganges als Redner, vorzügliches, z. T. noch nicht verwertetes Material auch in *de or.*; ferner bietet er *de div. II prooem.* eine knappe Übersicht über seine philosophische (und die dieser zugerechnete rhetorische) Schriftstellerei, Augustinus, dem das varronische Werk noch vorlag, in den Retractationes eine ausführliche über die seinige; eine einzigartige, wenn auch meist stark überschätzte Analyse des Seelenlebens bieten seine Confessiones (*s. o. S. 541*). Auf hellenistische Vorbilder, die ihrerseits wieder durch die Praxis der alten Lyrik (Nomos) beeinflußt gewesen sein mögen, scheint der Brauch einiger römischer Dichter zurückzugehen, sich in Schlußgedichten dem Leser gewissermaßen vorzustellen: *Properz I 22, Horaz epist. I 20, Ovid am. III 15. tr. IV 10,* letzteres Gedicht ein förmliches γένος. Daneben waren, später auch bei Gedichtbüchern (sogar Tragödien), persönliche Vorreden üblich, wie wir sie z. B. von Quintilian und Tacitus, von Statius und Martial haben; doch machen auf uns schon die Prologe des Terenz einen solchen Eindruck, wir haben kürzlich gelernt, daß solche persönlichen Auseinandersetzungen mit Rivalen schon in der νέα üblich waren (*RReitzenstein, Herm. XXXV [1900] 622 ff.*). – Die wichtigsten Angaben dieser Art enthalten die Briefe. Daher gehören Cicero, Horaz, der j. Plinius, Symmachus, von christlichen Autoren z. B. Cyprianus und Hieronymus zu den uns am genauesten bekannten Persönlichkeiten des lateinischen Altertums. – Von solchen Ausnahmen abgesehen handelt es sich nur um gelegentliche Äußerungen, wie wir sie z. B. von Varro und Sallust, von Catull und Vergil besitzen. – Insoweit nun all diese Arten von Selbstzeugnissen rein tatsächliches Material enthalten, ist ihre Wichtigkeit eine absolute; gehen sie aber darüber hinaus, so müssen sie der strengsten Kritik unterliegen: bewußte oder unbewußte Abweichungen von den Tatsachen pflegen um so häufiger und bedeutender zu sein, je stärker die Individualität des Schriftstellers ausgeprägt war und je mehr er im Parteigetriebe stand. Besonders bei Dichtern muß außerdem oft mit konventioneller Stilisierung gerechnet werden.

Bei Cicero sind wir in der beispiellos günstigen Lage, daß er seine Briefe an Atticus nicht zur Publikation bestimmt hatte: in ihnen fehlt daher nicht bloß jede Stilisierung, sondern er äußert sich hier dem vertrauten Freunde gegenüber mit schrankenlosem Freimut (*s. o. S. 487 f.*). Dazu kommt als besonderer Gewinn für die Literaturgeschichte noch, daß er sich über seine Arbeiten mit dem Freunde berät und uns die interessantesten Einblicke in die Art seines Schaffens ermöglicht; einiges dieser Art auch in den Briefen an seinen Bruder Quintus und seinen Freigelassenen Tiro. – Was Sallust *Cat. 3 f.* über sein Leben mitteilt, läßt die Moral des Schriftstellers in günstigerem Lichte erscheinen als sonstige

unverdächtige Zeugnisse zu glauben gestatten. – Während Horazens Sat. u. Epist. I (nicht etwa bloß *nr. 20*) eine lautere Quelle seines Lebens sind, dürfen die Oden dafür nur mit Vorsicht benutzt werden, denn hier stilisiert er stark, indem er Motive seiner Vorgänger auf sich überträgt: Musterbeispiele *II 7, 9f.* das ἀσπίδα ῥίπτειν bei Philippi und *III 4, 8ff.* das Kindheitswunder; wer ferner auf Grund der Oden über seine Liebschaften handeln wollte, würde meist mit fiktiven Größen operieren: z. B. ist *IV 1* ganz aus anakreontischen Motiven zusammengesetzt. Derselbe Maßstab ist an die Elegiker anzulegen; wenn sich z. B. Tibull gern als *pauper* hinstellt, so spricht er nicht als der wohlhabende Mann, wie wir ihn aus *Horaz ep. I 4* kennen, sondern als der aus der hellenistischen Erotik abstrahierte Typus des nur mäßig begüterten Liebhabers. Gegen die biographische Grundlage der Delialieder: *FLeo, PhilUnters. II (Berl. 1881) 19ff.*; dasselbe gilt für die Cynthia des Properz: Phantasie und Realität sind kunstvoll verwoben. (Goethe hat das richtiger verstanden als manche Philologen noch in unseren Tagen.) Gar bei Vergil in den Bucolica herrscht mehr Schein als Sein. Catull hat von den Dichtern verhältnismäßig am wenigsten stilisiert. Ein verstecktes Selbstzeugnis des Terenz: *FJacoby a. a. O. (oben S. 463).* – *GMisch, Gesch. d. Autobiographie I, Lpz. 1907* ist trotz nicht immer zureichender philologischer Fundamentierung sehr lesenswert wegen der feinen psychologischen Analysen.

2. Unter den zeitgenössischen Dokumenten haben Inschriften den größten Wert, aber diese Quelle fließt selten so reichlich wie bei dem j. Plinius (grundlegend darüber: *ThMommsen, Ges. Schr. IV 366–468*). So ist uns, um nur einiges Weitere zu nennen, ein wichtiges Faktum aus Tacitus' Leben, sein Proconsulat von Asien, durch eine Inschrift aus Mylasa in Karien bekannt geworden (*BCH. XIV [1890] 621*). Nicht lange darauf trat uns ein anderer illustrer Name auf Stein entgegen: der des Q. Hor[at]ius Flaccus als des Verf. des Säkularliedes (*EphEp. VIII [1899] S. 233 Z. 149*). Bei Benutzung von Inschriften muß man vor Homonymität besonders auf der Hut sein. Zwar ist die Beziehung einer bekannten Inschrift von Aquinum (*CIL. X 5382*) auf den Satiriker Juvenal, einer aus Patavium (*Dessau 2919*) auf den Historiker Livius, einer aus Thubursicum Numidarum vom J. 324 (*Dessau 2943*) auf den Lexikographen Nonius Marcellus sehr wohl möglich; aber der auf Inschriften Campaniens begegnende M. Verrius Flaccus (*CIL. X 3086a. 3734*) ist mit dem Grammatiker ebensowenig identisch wie der auf Inschriften von Cirta (*VIII 7094ff.*) genannte Caecilius Natalis mit der gleichnamigen Person im Dialoge des Minucius Felix. – In zweiter Linie stehen auch hier Briefe: so gewinnen wir biographisches Material für Varro, Tibull, Tacitus aus den Briefen des Cicero (*ep. fam. IX 1–8*), Horaz (*I 4*), Plinius (11 Nummern) an die genannten. – Dazu kommen gelegentliche Äußerungen, wie wir sie z. B. über Naevius' Gefangenschaft und eine ennianische Tragödie von Plautus (*mil. 211f., Poen. prol. 1f.*), über Varros Schriftstellerei von Cicero (*ac. post. I 9*), über diejenige des älteren Plinius von seinem Neffen (*ep. III 5*), über Vergil von Horaz (*sat. I 5, 40. 6, 55. od. I 3. 24*), über jungaugusteische Dichter in Ovids berühmtem Kataloge (*ex. P. IV 16*), über Lucan in dem an dessen Witwe gerichteten genethliacon des Statius (*silv. II 7*), über Silius Italicus, Martial, Sueton in Briefen des j. Plinius, über das Leben des älteren Seneca in dem Bruchstücke der Schrift des Sohnes de vita patris besitzen. Dabei werden Angaben, die ein Freund vom Freunde macht, soweit sie nicht nackte Tatsachen betreffen, anders zu bewerten sein als die des Feindes vom Feinde. So hat der Pompeianer Varro (bei *Gell. XVII 18*) dem Caesarianer Sallust Böses nachgesagt, das wahr sein kann, es aber nicht zu sein braucht; so sind notorisch unwahr die Angaben über Cicero und seine Familie in der unter Sallusts Namen erhaltenen Invektive des L. Calpurnius Piso gegen Cicero aus dem J. 54 (die zuletzt von *ThZielinski, Cic. im Wandel d. Jahrh.,*[2] *Lpz.-Berl., 1908, 348ff.* gegen diese wichtige, von *RReitzenstein u. EdSchwartz, Herm. XXXIII [1898] 87ff.* gefundene Identifikation sind, wie ich mich durch ein Gespräch mit EdMeyer überzeugt habe, nicht durchschlagend). Die größte Sicherheit gewähren anerkennende Urteile von nicht befreundeter oder gar gegnerischer Seite, z. B. über Cicero von Asinius Pollio bei *Sen. suas. 6, 24f.* und von Sallust *Cat. 31, 6.*

3. Für die meisten Schriftsteller versagen diese zwei Arten von Quellen ganz oder größtenteils. Da tritt dann ergänzend ein die gelehrte Forschung des Altertums,

eine nur sehr fragmentarisch und oft in Überarbeitung von jüngerer Hand erhaltene Literaturgattung. Während bei den Griechen diese Art von gelehrter Tätigkeit erst einsetzte, als eine Literatur von Jahrhunderten vorlag (*s. o. S. 402ff.*), folgte bei den Römern, die auch diesen Forschungszweig von den Griechen übernahmen, die Literaturgeschichte unnatürlich früh auf die Literatur selbst. L. Accius unternahm es, in einem Abschnitte seiner uns nur aus geringen Fragmenten bekannten *Didascalica* (*s. o. S. 466*) eine Geschichte des röm. Dramas zu schreiben: mochte er auch bei der Datierung noch so oft und schwer geirrt haben, so machte er doch für seine Nachfolger die Bahn frei. Diese Forschung gipfelte in M. Terentius Varro, der die von seinen Vorgängern gewonnenen Resultate teils übernahm, teils auf Grund eigner Arbeit korrigierte und erweiterte. Seine 3 B. *de actis scaenicis*, von denen wir nur den Titel kennen, waren das grundlegende Werk über die Geschichte des römischen Dramas; die uns erhaltenen Didaskalien dürften in letzter Instanz darauf zurückgehen. Mehr die biographische Seite berücksichtigte er in den 15 B. *Hebdomades* (verf. 39/8 v. Chr.), einer Art von kulturgeschichtlichem Bilderbuche, das die Porträts von 700 viri illustres, griechischen wie römischen, mit Beischriften enthielt. Es war ein eigentümliches Werk, erwachsen auf dem Untergrunde nationalrömischer Einrichtungen (imagines mit tituli oder mit elogia: *s. o. S. 454*), aber in der Ausführung sich an hellenistische Illustrationstechnik anlehnend (vgl. *OCrusius, Philol. LV [1896] 564, 6* und die dort zitierten Bemerkungen von CRobert, FLeo, EBethe), buchhändlerisch ermöglicht nur durch die Offizin des Atticus, der auch seinerseits imagines, aber eines begrenzteren Kreises (römischer Staatsmänner und Feldherren), mit poetischen Beischriften, bald nach Varro herausgab; unmittelbar erhalten sind von dem varronischen Werke nur zwei Fragmente (*GRF. 214f.*). Während aber diese biographischen Notizen ganz knapp gehalten waren und nur die Resultate eigner und fremder Forschung, nicht auch das Material boten, war die schon früher erschienene (*Cic. ac. post. I 9*) Sonderschrift über eine Spezies von Berühmtheiten, *de poetis*, ausführlich und streng wissenschaftlich; hier hatte er u. a. chronologische Untersuchungen auf Grund von aktenmäßigen Urkunden (commentarii magistratuum: *s. o. S. 484*) und von Selbstzeugnissen der Dichter angestellt. Daß wir für die ältere Poesie eine Reihe ganz fester Daten haben, ohne die wir ihre Geschichte überhaupt nicht zu erkennen vermöchten, verdanken wir diesem varronischen Werke, mögen uns auch direkt nur ganz wenige Zitate (*GRF. 209ff.*) daraus erhalten sein: denn es war eine Fundgrube für alle Späteren. Die übrigen literarhistorischen Arbeiten Varros s. in den *GRF. 208ff.* Zu den zahlreichen Nachfolgern Varros, die seine Arbeiten erweiterten und zeitlich fortsetzten, gehörte Cornelius Nepos: aus demjenigen Teile seiner Schrift *de viris illustribus*, in dem er die lateinischen Historiker behandelte, sind vollständig die Biographien des Cato und Atticus erhalten; wo wir ihn kontrollieren können, sehen wir, daß er unwissenschaftlich arbeitete (*s. o. S. 483*). Diese Literatur fand ihren Abschluß in Suetonius Tranquillus. Von seinem Werke *de viris illustribus* ist uns unmittelbar erhalten (aus derselben Hds. mit Tacitus' dialogus und Germania) der größte Teil des Abschnittes de grammaticis et rhetoribus; von den übrigen Abschnitten, die über Roms Dichter, Redner, Historiker und Philosophen handelten, ist nichts direkt erhalten, ein schwerer Verlust. Denn Sueton hat seine Quellen, besonders die varronischen Werke und die literarhistorischen Arbeiten des M. Valerius Probus, des großen Gelehrten der neronisch-flavischen Zeit, sorgfältig benutzt und da, wo ihn diese verließen, selbständig weiter geforscht. Daher sind selbst die Brechungen und Trübungen, in denen wir manches aus diesem Werke Suetons haben, für uns von größtem Werte. Das sind: a) Die *vitae* einzelner Dichter, die uns mit deren Werken in Hdss. überliefert sind. Denn nach guter griechischer Sitte, die für die römische Literatur besonders Probus einbürgerte, gab man den erklärenden Ausgaben vor allem der Dichter einen meist an den Anfang gestellten Lebensabriß des betr. Schriftstellers bei; auf diesem Wege erhielten sich die vitae des Terenz, Vergil, Tibull, Horaz, Lucan, Persius, Juvenal. Von diesen sieben vitae gehen aber nur die fünf ersten, freilich die des Terenz, Vergil, Tibull und Lucan z. T. (bes. Tibull) sehr stark verkürzt, erweitert, überarbeitet auf Sueton zurück. Die Persiusvita stammt in ziemlich ursprünglicher Fassung aus dem Kommentare des Probus: sie

ist ein Muster exakter Gelehrsamkeit, während die in zahlreichen Fassungen erhaltene Juvenalvita erst aus der Zeit nach Sueton stammt und als Typus der Verwahrlosung auch dieses Literaturzweiges gelten kann. Von Suetons Prosaikerviten hat sich auf diesem Wege nur eine, und diese sehr stark verkürzt, erhalten: die des älteren Plinius in Hdss. von dessen Naturkunde. b) Von den allgemeinen *Einleitungen* zu dem betreffenden γένος, die Sueton den einzelnen Gruppen der viri illustres vorausschickte, ist uns außer den Skizzen über den Entwicklungsgang der lateinischen Grammatik und Rhetorik die sehr wichtige Einleitung des Abschnittes de poetis, freilich in stark verkürzter und überarbeiteter Form, erhalten bei Diomedes und Isidorus (*Suet. p. 4ff. 370ff. Reiff.* mit den Modifikationen von *HUsener, S.Ber.bayr.Ak. [1892] 614ff.*), c) Ganz kurze aber äußerst wichtige Notizen aus Sueton besitzen wir, wie zuerst Scaliger erkannte, in der *Chronik des Hieronymus*. Als dieser nämlich i. J. 378 das zweite Buch der sog. Chronik des Eusebios, die χρονικοὶ κανόνες, eine vom 1. Jahre Abrahams (= 2016/5 v. Chr.) bis 325 n. Chr. reichende synchronistische Tabelle der Weltgeschichte (*s. o. S. 394*), lateinisch bearbeitete, empfand er es als Mangel, daß der griechische Chronograph die römische Literatur nicht berücksichtigt hatte; darum arbeitete er in die Tabellen des Eusebios die ihm wichtig erscheinenden Daten aus Suetons römischer Literaturgeschichte hinein.

Hauptstelle über griech.-röm. Biographie: Hieronymus in der Vorrede zu seiner christlichen Literaturgeschichte (de viris illustribus): *hortaris me .. ut Tranquillum sequens ecclestiasticos scriptores in ordinem digeram ... Fecerunt hoc idem apud Graecos Hermippus peripateticus, Antigonus Carystius, Satyrus doctus vir, et longe omnium doctissimus Aristoxenus musicus, apud Latinos autem Varro Santra Nepos Hyginus* (dieser Autorenkatalog stammt aus der Vorrede von Suetons Werk de vir. ill.). – Varros Hebdomades: grundlegende Abhandlung von *FRitschl* aus d. J. 1856/7 (jetzt *op. III 508ff.*), vgl. *JVahlen, Jahrb..Phil. 1858, 737ff.* (das meiste Einzelne bleibt kontrovers). Didaskalien: *FrRitschl, Die plautin. Did.*, in den *Parerga Plautina* (*Lpz. 1845*) *249ff.; KDziatzko, Über die terent. Did., RhMus. XX* (*1865*) *570ff., XXI* (*1866*) *64ff. EReisch, RE. V* (*1905*) *400f.* – *Nepos ed. Halm, Lpz. 1871.* – Probus' Persiusvita (sowie eine Juvenalvita) in der *Ausg. des Pers. u. Juv. von OJahn und FBücheler,* [3] *Berl. 1893, 58. 234.* – *C. Suetoni Tranquilli praeter Caesarum libros reliquiae ed. AReifferscheid, Lpz. 1860.* Dieses für seine Zeit verdienstvolle Werk bedarf, da in ihm mit Suetons Namen zu freigebig geschaltet wird, einer Revision. – *Eusebi chronicorum libri duo ed. ASchöne, Berl. 1866. 75*; die darin enthaltene Bearbeitung der eusebianischen Chronik durch Hieronymus wird demnächst von *RHelm* in der *bibl. Teubn.* erneuert werden. Wichtige Abh.: *ThMommsen, Über d. Quellen d. Chron. d. Hieronymus* (*1850*) in den *ges. Schr. VII 606ff. ESchwartz, Eusebios in RE. VI* (*1909*) *1376ff.* – *FLeo, Die griech.-röm. Biographie nach ihrer literarischen Form, Lpz. 1901,* ist jetzt das Hauptbuch.

Eine Frage von großer Wichtigkeit nun ist diese: wie steht es mit der Glaubwürdigkeit dieser antiken Biographien? Während man sie früher auf Treu und Glauben annahm, ist man seit einigen Jahrzehnten skeptischer geworden. In der Tat gibt es mehrere Momente, die eine große Vorsicht geboten erscheinen lassen. a) Die von Aristoteles inaugurierte wissenschaftliche Biographie erfuhr, wie *o. S. 405ff.* näher dargelegt worden ist, bei den jüngeren Peripatetikern eine Wandlung zum Romanhaften. Man scheute sich nicht, die in der Überlieferung des äußeren Lebensganges der einzelnen Schriftsteller klaffenden Lücken auf unwissenschaftliche Art und Weise auszufüllen: teils wurden Anekdoten unkritisch aufgenommen, teils durch Pseudointerpretation einzelner Verse falsche Schlüsse auf persönliche Erlebnisse der Dichter gezogen, teils auch ganz freie Erfindungen gewagt. Diese jungperipatetische Biographie fanden die alexandrinischen und pergamenischen Gelehrten vor; ihr Verdienst war, über diese Fiktionen hinweg an die wissenschaftliche Art des Aristoteles anzuknüpfen, durch urkundliche Forschung vor allem die χρόνοι der Dichter und ihrer Werke zu ermitteln; war die Überlieferung zu dürftig, um sichere Daten zu ermöglichen, so begnügte man sich mit Näherungswerten: folgereich hierfür wurde besonders der Vorgang des Apollodoros von Athen. b) Die römische Biographie wandelte zuerst in den Bahnen der unwissenschaftlichen jungperipatetischen und

beging die stärksten chronologischen Fehler; Varro knüpfte an die kritische Art der Alexandriner und Pergamener an und korrigierte aus Anspielungen der Dichter selbst und aus Urkunden die ärgsten Fehler der Chronologie, aber die Überlieferung über die Lebensverhältnisse der alten Dichter war schon zu stark verfälscht, als daß es ihm möglich gewesen wäre, Wahrheit und Erfindung reinlich zu trennen. Dazu kam, daß jene alten römischen Literarhistoriker und Varro selbst eine verhängnisvolle Neigung hatten, die römische Literatur nach dem Muster der griechischen zu konstruieren; so haben sie oft ein nur zu trügerisches Scheingebäude errichtet. c) Sueton hatte für die republikanischen Autoren keine Möglichkeit, seine Quellen zu kontrollieren, war also gezwungen, Wahres mit Falschem weiterzugeben; für die seiner Zeit näherliegenden Autoren hat er zwar sorgsame, sogar archivalische Studien gemacht, daneben aber auch, ganz wie in seinen Kaiserbiographien, anekdotenhaften Klatsch mit aufgenommen. d) Der große Wert der Exzerpte des Hieronymus aus Sueton wird dadurch vermindert, daß Hieronymus oft flüchtig gearbeitet und in der durch die Anlage seines Werkes gebotenen chronologischen Fixierung aller Ereignisse auf ein ganz bestimmtes Jahr sich nicht frei von Willkür und Irrtümern gehalten hat. – Mithin hat von der gesamten literarhistorischen Überlieferung, die wir aus dem römischen Altertum besitzen, zu gelten, daß sie nur auf Grund sorgfältiger Prüfung als beglaubigt angesehen werden darf.

Biographische Forschung der Römer: *FLeo, Plautinische Forschungen (Berl. 1895) c. II.* – Fehler der älteren Literarhistoriker, die Varro korrigierte: Hauptbeispiel der Irrtum des Accius, der das erste Drama in Rom aufgeführt sein ließ i. J. 197, während Varro das J. 240 urkundenmäßig feststellte: *Cic. Brut. 72.* Das Todesjahr des Ennius fixierte Varro auf 169/8 auf Grund der Didaskalie des Thyestes, seines letzten Stückes: *Cic. Brut. 78,* vgl. *EMünzer, Herm. XL (1905) 66.* – Anekdoten in der lateinischen Biographie. Die varronische Plautusvita (bei *Gell. III 3*) erweist *Leo a. a. O. 60f.* als ein Konglomerat von Anekdoten; den Versuch von *FMarx, ZöG. 1898, 385ff.*, sie zu retten, halte ich für mißlungen. Terenz sagt im Prologe der Adelphi, daß seine Gegner ihm vorwürfen, er werde im Dichten von *homines nobiles* unterstützt; daraus ist in der Terenzvita von vorvarronischen Biographen gemacht und von Nepos übernommen worden (*Donatus ed. PWessner, I, Lpz. 1902, 5ff.*): Scipio, Laelius und andere Vornehme jener Zeit hätten ihm geholfen (also bestimmte Namen und statt des von Terenz bestrittenen Vorwurfs eine Tatsache!), und damit nicht genug: sie hätten zu Terenz in erotischem Verhältnisse gestanden (dies eine Fiktion nach dem Muster jungperipatetischer Verleumdungen, wodurch literarisches Zusammenarbeiten verdächtigt wurde). Um letzteres glaublich zu machen, rückte Nepos das Geburtsjahr des Terenz willkürlich so herab, daß er ein Altersgenosse Scipios (geb. 185) wurde. Die Juvenalvita (*p. 234 Jahn-Bücheler*[3]) ist ganz aus teils richtig teils willkürlich gedeuteten Stellen des Dichters selbst herausgesponnen. – Konstruktionen der römischen Literaturgeschichte nach griechischem Muster. Die Ursprünge des römischen Dramas, wie sie nach vorvarronischen Quellen von *Liv. VII 2* und *Hor. ep. II 1, 139ff.* mit Abweichungen im einzelnen angegeben werden, beruhen auf willkürlicher Angleichung an diejenigen des griechischen. Auch Varro selbst hat in seinem Werke de scaenicis originibus in dieser pseudowissenschaftlichen Weise konstruiert. Verfehlt ist auch sein uns aus *Hor. s. I 4* bekannter Versuch, die Satire des Lucilius aus der altgriechischen Komödie abzuleiten. Vgl. über diese Fragen: *FLeo, Herm. XXIV (1889) 75ff. XXXIX (1904) 63ff. GHendrickson, AmJphil. XV (1893) 1ff. XIX (1900) 285ff.* – Für die Art der suetonischen Biographie kann die vita des Horaz als typisch gelten: neben ausgezeichneter Forschung (Zitate aus Briefen des Augustus und Maecenas an H.) steht der Klatsch über die ἐρωτομανία des H. (vgl. *JVahlen, Herm. XXVI [1891] 163*). – Für die richtige Benutzung der literarhistorischen Notizen in der Chronik des Hieronymus ist folgendes zu beachten. Sueton, dem Gewährsmanne des H., kam es mehr auf die Persönlichkeiten als auf genaue chronologische Daten an, die er fast nur für Geburts- und Todesjahr, und auch das nur bei Celebritäten gab. Dagegen brauchte H. für seine Tabellen stets bestimmte Jahre. Zu diesem Zwecke bediente er sich oft der aus der griechischen Chronographie seit langem in die römische übernommenen Methode der Synchronismen. Beispiele: *Hieron. z. J. Abrahams 1816* = 552/3 d. St. (= 202/1 v. Chr.) *Naevius comicus Uticae moritur.* Nun wissen wir aus *Cic. Brut. 60,* daß Varro Naevius' Todesjahr nach

THE INSTITUTE OF MEDIAEVAL STUDIES
ST. MICHAEL'S COLLEGE

549/50 (= 205/4) ansetzte; wie lange nachher, scheint er offen gelassen zu haben, aber H. identifiziert das Todesjahr mit dem Ende des 2. punischen Krieges (vgl. *Mommsen, RG. I⁷ 901*). *Hieron. z. J. Abr. 1878* = 614/5 d. St. (= 140/39 v. Chr.) *L. Accius tragoediarum scriptor clarus habetur, natus Mancino et Serrano cos.* (584 d. St. = 170 v. Chr.) Warum ist hier die claritas gerade in dieses Jahr gesetzt? Weil Accius nach seinem eignen Zeugnisse (*Cic. Brut. 229*) in diesem als 30jähriger gleichzeitig mit dem damals 80jährigen Pacuvius ein Drama (wohl sein erstes) aufgeführt hat; seine claritas fällt sicher später. Besonders lehrreich sind die Fälle, wo wir das Verfahren des H. an den uns im Original erhaltenen suetonischen Biographien lateinischer Rhetoren und Grammatiker kontrollieren können. Z. B. *Hieron. z. J. Abr. 1936* = 673/4 d. St. (= 81/80 v. Chr.) *Voltacilius Pitholaus, latinus rhetor, Cn. Pompei libertus et doctor, scholam Romae aperuit;* warum gerade dieses Jahr, für das ihm die suetonische Vita (*de rhet. 27*) nicht den geringsten Anhalt bot? etwa weil in diesem Jahre Pompeius den berühmten, ungesetzmäßigen Triumph feierte? Derartigen Angaben des H. ist also, wenn sie nicht sonstwie kontrollierbar sind, mit Skepsis zu begegnen (vgt. *RhMus. LXI [1906] 168*).

4. Neben einer Literaturgeschichte vorzugsweise biographischen Charakters stand im Altertum eine Spezies, die wir mit moderner Terminologie als ästhetische bezeichnen können; sie enthielt Urteile, κρίσεις, über das Kunstvermögen der einzelnen Schriftsteller und den künstlerischen Wert ihrer Produkte. Dieser Zweig der gelehrten Literatur, die auch ihrerseits aus Griechenland importiert war, blühte im letzten Jahrhundert des republikanischen Roms, aber aus dieser Zeit sind uns nur wenige Fragmente erhalten, z. B. Urteile Varros über Pacuvius, Lucilius, Terenz, Dichter der Togata und der Atellane (*sat. 339. Gellius VII 14. Charisius 241*), ferner ein Verzeichnis der 10 Komiker der Palliata von Volcacius Sedigitus (bei *Gellius XV 24*). Unter dem Einflusse dieser Literatur stehend, aber das ästhetische Moment auf Grund des kürzlich erschienenen annalis des Atticus mit dem geschichtlichen verbindend, schrieb Cicero seinen Brutus (de claris oratoribus), eine Skizze des Entwicklungsganges der römischen Beredsamkeit bis auf seine Zeit, mit knappen Charakteristiken von etwa zweihundert Rednern, für uns ein Werk von unvergleichlichem Werte, dem wir es verdanken, daß wir die Entwicklungsgeschichte keiner anderen literarischen Gattung so genau kennen wie die der republikanischen Beredsamkeit. Für die Schulrhetorik der augusteischen Zeit leistet uns ähnliche Dienste das rhetorische Werk des älteren Seneca, besonders die zu einigen Büchern erhaltenen sehr lesenswerten Vorreden (*s. o. S. 512*). Horaz hat in einigen Satiren und Episteln seine Ansichten über Wert oder Unwert der archaischen Literatur niedergelegt. Unter Tiberius hat Velleius Paterculus in seinen Geschichtsabriß ein paar Skizzen der (griechischen und) römischen Literatur eingelegt (*I 16–18. II 9. 36*), flüchtig exzerpiert aus einem gut unterrichteten Autor jungaugusteischer Zeit. Von großem Werte ist die Übersicht bei Quintilian *X 1*: um zu zeigen, welche Prosaiker und Dichter der Redner zum Zwecke der Nachahmung lesen müsse, mustert er zunächst die griechischen (*25–84*), dann die römischen Schriftsteller (*85–131*); seine Urteile zeigen besonders da, wo er nicht, wie bei manchen Autoren der archaischen Zeit, die Ansichten anderer wiedergibt, sondern aus eigner Erfahrung spricht, dieselbe Feinheit des Geschmacks, die wir auch in einigen für die Geschichte der jüngeren Beredsamkeit wichtigen Partien des taciteischen dialogus de oratoribus bewundern.

Grundlegend für diese Spezies der antiken Forschung: *HUsener* im Epilogus seiner Ausgabe von *Dionysii Halicarnassensis librorum de imitatione reliquiae epistulaeque criticae duae, Bonn 1889.* Für Velleius sorgfältige Analyse von *FMünzer, Festschr. Vh.49.Phil Vers., Basel 1907, 247 ff.* und *FrASchöb, V. Pat. u. seine literarhist. Abschnitte, Diss. Tüb. 1908.*

II. ERHALTUNG UND ÜBERLIEFERUNG DER RÖMISCHEN LITERATUR

Wie die griechische Literatur, so besitzen wir auch die römische nur als einen Trümmerhaufen, der im Vergleich mit ihrem ursprünglichen Bestande etwa so geringfügig ist wie die Ruinen des heutigen Forum Romanum im Vergleich mit demjenigen der Kaiserzeit (man überzeuge sich davon etwa durch einen Blick in die Autorenregister

des Plinius). Angesichts dieser Tatsache drängt sich die Frage auf: welche Mächte sind bei der Erhaltung oder Zerstörung der römischen Literatur tätig gewesen?

Auch für die Produkte des menschlichen Geistes gilt das Gesetz, daß sich im Kampfe ums Dasein am lebensfähigsten das in seiner Art Beste erweist, da dieses kraft seiner großen Anpassungsfähigkeit sich von Generation zu Generation zu behaupten vermag. Aber in der Überlieferung wird diese innere Gesetzmäßigkeit nur zu oft durchbrochen von äußeren Schicksalen, die nach gut oder schlecht, brauchbar oder unnütz nicht fragen. Diese beiden Momente werden wir also bei dem Versuche, die gestellte Frage zu beantworten, im Auge behalten müssen.

1. Daß alle nur an der Peripherie der Literatur stehenden Produkte, so insbesondere die ephemeren Zwecken dienende Publizistik einem frühen Untergange geweiht sind, können selbst wir noch im Zeitalter des auch das Minderwertige länger konservierenden Drucks fast täglich erleben. Daher ist z. B. die nach Ausweis der Briefe Ciceros sehr umfangreiche Publizistik der caesarischen Revolutionszeit (*s. o. S. 479. 486*) großenteils wohl schon in der nächsten Generation untergegangen. Nur der Zufall, daß es unter Sallusts Nachlaß geriet, hat das Pamphlet des Piso vom J. 54 geschützt (*s. o. S. 548*); durch dieselbe Art des Zufalls hat sich manches mehr oder weniger Unbedeutende, das uns aber als Gradmesser für die wahren Größen unter Umständen sehr wichtig ist, z. B. an die Namen des Caesar und Cicero, des Vergil, Tibull und Ovid angehängt.

2. Die Werte, die die wissenschaftliche Forschung schafft, sind ihrem Gehalte nach unvergänglich, aber ihre Form ist meist dem Untergange preisgegeben; dagegen schützt die Nachwelt als κτήματα ἐς ἀεί die Werke des Künstlers: so sind die varronischen Riesenbauten bis auf wenige Steine verschüttet, aber Ciceros Kunstschöpfungen wenigstens zum größten Teile erhalten worden.

3. Ein auf allen Gebieten menschlicher Tätigkeit, also auch in der Literaturgeschichte der Völker wirksames Gesetz ist dieses, daß die abschließende Leistung die früheren in den Hintergrund drängt und sie schließlich der Vergessenheit anheimfallen läßt. Diese sich naturgemäß vollziehende Auslese hat zwar für den Ästhetiker den Vorteil mit sich gebracht, daß dadurch oft gerade das künstlerisch besonders Wertvolle erhalten wurde; aber für den Literarhistoriker wird dieser Vorteil nicht aufgewogen durch den Nachteil, daß ihm die Stufenleiter, die auf jene Höhe führte, oft gar nicht oder doch nur unvollkommen sichtbar ist. Der Entwickelungsgang nun der römischen Literatur gleicht, wie unsere Skizze gezeigt hat, einer Pyramide, die in der caesarisch-augusteischen Epoche kulminiert. Die bedeutendsten Vertreter dieser Glanzzeit besaßen auch in der Folgezeit eine kanonische Geltung. Daher ist uns von Cicero, Catull und Ovid das meiste, von Sallust und Livius vieles, alles von Lucrez, Vergil, Horaz und Properz, wohl auch Tibull erhalten. Dagegen ist uns die Linie des Aufstiegs zu dieser Höhe nur in wenigen Punkten erkennbar. Um Ciceros Kunst in ihrer ganzen Größe voll verstehen und würdigen zu können, müßte uns eine oder die andere Rede seiner Vorgänger, etwa des C. Gracchus oder L. Crassus, die Cicero selbst bewunderte, erhalten sein. Catull war das überragende Genie der Neoteriker: er muß uns das ganze γένος dieser Art von Poesie vertreten. Wenn wir Ennius, von dessen ingenium noch in augusteischer Zeit selbst seine Widersacher mit Bewunderung sprachen, nicht in so dürftigen Fragmenten besäßen, würden wir Lucrez und Vergil in ihrer Eigenart, aber auch in ihrer Abhängigkeit von jenem Großen richtiger beurteilen können. Das Analoge gilt für Naevius und Plautus, Lucilius und Horaz, Cornelius Gallus und die augusteischen Elegiker, die alten Annalisten und Livius, die Annalisten der julisch-claudischen Dynastie und Tacitus.

4. Aus der archaischen Epoche sind uns erhalten für die Prosa nur Catos Buch de agricultura, das sein sachliches Interesse schützte (*s. bei 6*), und die schon fast jenseits dieser Epoche stehende Rhetorik an Herennius, die der ihr fälschlich anhaftende Name Ciceros rettete, für die Poesie nur Plautus und Terenz. Wäre es nach den führenden Männern der ersten Kaiserzeit, wie Horaz und Seneca, gegangen, so wäre auch Plautus

der Vergessenheit überliefert worden. Aber ihn hat die schon unter Nero sich vorbereitende archaisierende Strömung vor dem Untergange gerettet als den Vollender des γένος. Wenn man neben ihm auch Terenz tradierte, so scheint das auf der Erwägung beruht zu haben, daß diese beiden innerhalb desselben γένος starke Stilgegensätze bildeten (derselben Erwägung also, der wir vermutlich auch das Nebeneinander von Tibull und Properz verdanken: *s. o. S. 506f.*). Die archaisierende Reaktion, die dann unter Hadrian und den Antoninen ihren Höhepunkt erreichte, knüpft für die Überlieferungsgeschichte an den Namen des M. Valerius Probus an (unter Nero und den Flaviern). Er war es auch, der nach dem Vorbilde einzelner Philologen der Republik die Editionsmethode der Alexandriner auf die lateinischen Klassiker übertrug.

Sueton de gr. 24 von Probus (nach Hinweis auf seine Verdienste um Erhaltung der *antiquorum memoria*): *multa exemplaria contracta emendare ac distinguere et adnotare curavit, soli huic nec ulli praeterea grammaticae parti deditus.* Die Bedeutung des Probus ist gewürdigt worden von *FLeo, Plaut. Forsch.* (*Berl. 1895*) *21ff.*

5. Das 3. Jahrh. n. Chr., das seit seinem zweiten Drittel die Existenz des Staates in Frage stellte, bedeutete auch für die Literatur den Tiefstand. Nicht bloß geriet die eigne Produktion ins Stocken: es verbreitete sich auch eine Gleichgültigkeit gegenüber der alten Literatur, die für deren Erhaltung verhängnisvoll wurde. Als am Ende dieses Jahrhunderts das Reichsregiment gefestigt und die Fortexistenz des Staates gesichert worden war, da war der Ruin der archaischen Literatur besiegelt: es ist unwahrscheinlich und jedenfalls kaum nachweisbar, daß um 300 noch verbreitet gewesen wären Exemplare von Ennius, Lucilius, Bühnendichtern der Togata und Atellane, vorciceronischen Rednern nud vorlivianischen Annalisten, die alle um 200 nachweislich noch gelesen wurden. Was etwa noch davon vorhanden war, ging infolge des Umschreibens der Papyrusrollen in die Buchform zugrunde, denn begreiflicherweise wurden diesem Prozesse nur die wirklich noch gelesenen Schriften unterzogen: so haben die Buchdrucker der Renaissancezeit den größten Teil der ihnen unsympathischen Literatur des Mittelalters beiseite liegen lassen. Überdauert haben den Zusammenbruch außer Plautus und Terenz die Klassiker der caesarisch-augusteischen Epoche, darunter Livius schon damals nicht mehr in seiner ungeheuren Ausdehnung: Auszüge (Epitomierungen) hatten die Existenz des Ganzen früh zu gefährden begonnen. Von Sallust gab es damals noch alles, von Varro noch sehr vieles, von Cicero das meiste, aber von diesem z. B. schon nicht mehr alle Briefsammlungen. – Hinter die dauernd in erster Linie stehenden Klassiker waren damals Autoren der Zeit von Tiberius bis M. Aurel getreten, auch sie in einer naturgemäß vollzogenen Auslese. So standen jetzt Seneca und Quintilian neben Cicero, Tacitus neben Livius, Lucan Valerius Flaccus Statius und Silius neben Vergil, Persius und Juvenal neben Horaz. Als Dichter eigner γένη wurden Phaedrus und Martial erhalten, ferner viel halbprosaische Unterhaltungslektüre und prosaische Fachliteratur. Aber im Verhältnis zu der großen Produktionstätigkeit des 1. und 2. Jahrh. ist dasjenige, was sich davon als lebensfähig erwies und daher tradiert wurde, nur ganz geringfügig gewesen.

6. Ein wichtiges Moment der uns beschäftigenden Frage ist die Stellung des Christentums zu der nationalen Literatur. Auf der einen Seite kann nicht geleugnet werden, daß die Christianisierung des antiken Staates der Tradition der nationalen Literatur starken Abbruch getan hat. Die offen geführte Polemik schadete ihr weniger als die in den Verhältnissen begründete Gleichgültigkeit, da die neue Weltanschauung andere Interessen bedingte. Die zahlreichen Palimpsesthandschriften, in denen über den ausradierten profanen Text christliche Texte geschrieben sind, legen dafür ein deutliches Zeugnis ab: sie sind vergleichbar den christlichen Kirchen, die auf den Fundamenten niedergerissener Tempel erbaut worden sind. Andererseits war aber das Christentum nicht bloß gekommen, um zu zerstören, sondern auch um aufzubauen: es ist bekannt, daß es von der antiken Kultur zwar vieles unwiederbringlich vernichtet, dann aber mit ihr auf Grund eines in langsamer Arbeit geschlossenen Kompromisses ein Bündnis geschlossen hat. Christliche Kirchen sind nicht bloß auf den Trümmern von Tempeln entstanden, sondern ebensooft in sie hinein-

gebaut, oder gar diese in jene umgewandelt; so verhielt man sich auch der antiken Literatur gegenüber tolerant, da man sie brauchte als ein durch nichts zu ersetzendes Kulturferment: es sei erwähnt, daß es eine Palimpsesthandschrift gibt, in der über den Grundtext paulinischer Briefe ein Stück Homer geschrieben ist. Weitblickende christliche Schriftsteller wie Lactantius, Hieronymus und Augustinus sind mit der nationalen Literatur aufs innigste vertraut gewesen, und Cassiodorius' Verdienst war es, den von Benedictus i. J. 529 gestifteten, gegen die profane Bildung sich ablehnend verhaltenden Mönchsorden in freisinniger Weise reformiert und zu einem Pionier ebendieser Bildung gemacht zu haben. Daß uns z. B. die für die Kenntnis antiken Lebens so wichtigen Schriftsteller über den Landbau erhalten sind, darunter die älteste lateinische Prosaschrift, Cato de agricultura, ferner orthographische und medizinische Schriften, verdanken wir den von Cassiodor für sein Kloster aufgestellten, von den Töchterklöstern übernommenen Grundsätzen.

Cassiodorius, De institutione divinarum litterarum in Mignes Patrologie, series latina vol. 70; dort über die scriptores rei rusticae *c. 28*, die Orthographen *c. 30*, die Ärzte *c. 31*. Näheres über ihn, seine Vorgänger und Nachfolger *s. in der Kultur der Gegenwart, Teil I Abt. VIII* [2] *(Berl. 1907) 412 ff.* Vgl. auch *o. S. 10.*

7. Seit der zweiten Hälfte des 4. Jahrh. fanden sich eine Anzahl der vornehmsten, an der nationalen Religion festhaltenden Männer zusammen in dem Bestreben, der christlichen Hochflut, die, von dem Ansturme der Barbarenvölker gepeitscht, den nationalen Staat zu vernichten drohte, einen Damm entgegenzusetzen in der nationalen Literatur, in der die Größe der Vergangenheit verbrieft war. Und nicht bloß Exemplare überhaupt wollten sie beschaffen, sondern im Gegensatze zu den verwahrlosten Leseexemplaren für das große Publikum vielmehr gute im Sinne des Probus, zwar ohne seine kritischen Zeichen, aber doch nach zuverlässigen Vorlagen abkorrigierte, die gelegentlich auch mit Illustrationen versehen wurden. Wir können diesen Männern nicht dankbar genug sein; es ist z. B. sicher, daß wir ohne sie vom vollständigen Livius nichts, Vergil nicht in so guten alten Texten lesen würden. Die Anregung wirkte nach, als der Sieg des Christentums entschieden war; denn es blieb, und in erhöhtem Grade, die Reaktion gegen die Barbaren, die sich schon als Herren zu fühlen begannen. Derselbe Mavortius (cos. 527), der den Horaz edierte, hat auch eine Ausgabe von dessen christlichem Nachahmer Prudentius gemacht, und der sicher schon christliche Urenkel des großen Symmachus, der den Livius edieren ließ, besorgte eine Ausgabe von Macrobius' somnium Scipionis. Cassiodors eben gezeichnete Verdienste kann man nur im Zusammenhange mit der die Tradition konservierenden Tätigkeit dieser Männer historisch verstehen.

Diese ist uns teils durch ausdrückliche Zeugnisse überliefert – Q. Aurelius Symmachus cos. 391 versprach die *emendatio* des Livius (*epist. IX 13*), von Agorius Praetextatus † 384 preist eine große Inschrift (*CIL. VI 1779 = CLE. 111*): die Prosaschriften *meliora reddis quam legendo sumpseras* – teils und besonders durch die berühmten Subskriptionen (z. B. zu Livius, Horatius, Vergil); vgl. über diese *OJahn, S.Ber.sächs.Ges. 1851, 327 ff.*, eine vorzügliche, jetzt aber der Neubearbeitung dringend bedürftige Abhandlung (vgl. auch *FLeo, GGN. 1899, 174, 1. ELommatzsch, Z. f. vergl. Lit.-Gesch. N. F. XV [1904] 177 ff. AHarnack, Gesch. d. altchristl. Lit. bis Euseb. I, Lpz. 1893, 337.* Vgl. auch *o. S. 23*). – Über die illustrierten Hdss. *s. EBethe o. S. 420*; für die des Terenz hat *OEngelhardt, Die Illustrationen des Terenz, Diss. Jena 1905* erwiesen, daß die Bilder nicht über das 5. Jahrh. hinaufreichen.

8. Verhängnisvoller für die Tradition als das Christentum war die Zertrümmerung der Römerherrschaft in Italien. Denn von der zweiten Hälfte des 6. Jahrh. an, die den Einbruch der Langobarden ins Imperium erlebte (568), bis gegen das Ende des 8. ist, wie einst bei dem drohenden Ruine des Reiches im 3. Jahrh., sehr vieles unrettbar verloren gegangen. Varros Imagines werden noch von Ausonius, die Disciplinae von einem Schüler Augustins zitiert, die Antiquitates divinae von Sidonius als vorhanden bezeichnet; dann sind diese Werke verschollen: die Antiquitates waren ja von Augustinus widerlegt, die Disciplinae in Teilen von demselben, im ganzen von Martianus Capella modernisiert, und für die Imagines, die eine vergangene und vergessene Welt in Bild und Wort vor-

führten, schwand das Interesse; das von Augustinus noch vollständig gelesene Werk de lingua latina kam ins Mittelalter nur mehr in großen Fetzen. Suetons Literaturgeschichte war von Hieronymus exzerpiert: sie ging bis auf einen kleinen, zufällig tradierten Teil verloren, ebenso andere Schriften Suetons, und nur die Caesares erhielten sich, weil den Untergang der Caesarenherrschaft ihr Abglanz überdauerte. Von Tacitus lasen mindestens noch die Historien vollständig Sulpicius Severus und Orosius: aber im 8. Jahrh. gab es nur mehr Trümmer, und es hätte nicht viel gefehlt, daß Tacitus für uns ein bloßer Name geblieben wäre, wie es Aufidius Bassus ist, dessen Geschichtswerk noch in der Quelle von Cassiodors Chronik benutzt ist. Pompeius Trogus, den noch Cassiodor selbst las, wurde durch die schon früher gemachte Epitome des Iustinus dem Untergange geweiht. Auch von Livius ging in diesen Jahrhunderten immer mehr verloren: noch Papst Gelasius (492–96) kannte die uns verlorene zweite Dekade. Selbst Ciceros Nachlaß erlitt weiteren Schaden. Einige Reden gingen unter und von den philosophischen Schriften sehr vortreffliche, die noch Hieronymus, Augustinus und Boethius gelesen hatten: die Consolatio, der Hortensius, das Werk de republica; von letzterem erhielt sich das somnium Scipionis nur deshalb, weil an dessen neuplatonischer Exegese durch Macrobius die philosophisch gebildeten Christen Interesse nahmen (Hdss. mit der Subscription von Symmachus, dem Urenkel des Redners und Schwiegervater des Boethius). Senecas Werke haben Lactantius und Hieronymus viel vollständiger gelesen als wir. Auch Petronius und Ammianus Marcellinus gingen damals in Stücke, um von Minderwertigerem zu schweigen. Nichtchristliche Autoren in Hdss. sicher des 7. Jahrh. sind ganz selten, wenn überhaupt nachzuweisen.

9. So fand das beginnende Mittelalter die lateinische Literatur nur als ein weites Trümmerfeld vor, aus dessen Ruinen verhältnismäßig wenige Säulen unbeschädigt emporragten: natürliche Auslese, Gleichgültigkeit und unberechenbare Zufälligkeiten aller Art waren nicht umsonst jahrhundertelang an der Arbeit gewesen. Als dann aber am Ende des 8. Jahrh. der zuletzt völlig erloschene Reichsbegriff wieder erstand, die Idee eines (abendländischen) Imperiums mit Rom als Mittelpunkt wieder erwachte, brach auch für die römische Literatur der Vergangenheit ein neuer Morgen an: das Mittelalter war ein besserer Verwalter der alten Literatur als es die letzten Jahrhunderte des Altertums selbst gewesen waren. Es rettete, was noch zu retten war. Vor allem die Klöster Italiens, Frankreichs und Deutschlands wurden die Hüter und Erhalter: ohne die treue Tätigkeit der Mönche, die in den ihnen von Cassiodor und den großen irischen und angelsächsischen Missionaren Columbanus und Bonifatius gewiesenen Bahnen wandelten, und ohne die weitschauende Fürsorge karolingischer Kaiser wäre der Verlust der römischen Literaturwerke seit dem Ende des Altertums unaufhaltsam weitergegangen. Aus dem 9. Jahrh. stammen sehr viele unserer mittelalterlichen Hdss., und die späteren gehen in überwiegender Mehrzahl auf Hdss. jener großen Zeit zurück, die man mit Recht als die erste Renaissance bezeichnet hat. Eine für die Tradition so verhängnisvolle Katastrophe wie der Bildersturm im Ostreich, ist dem Westen erspart geblieben. Als dann im 13. Jahrh., der Blütezeit der Scholastik, die Beschäftigung mit den Autoren selbst zurücktrat hinter derjenigen mit den artes, d. h. den aus den Autoren bloß abstrahierten schulmäßigen Wissenschaften (*s. o. S. 482*), setzte bald aus Reaktion gegen diese die Überlieferung gefährdende Richtung die durch Petrarca inaugurierte italienische Renaissance ein. Die Humanisten setzten sich zu den lateinischen Autoren in so nahe, man kann sagen persönliche Beziehungen, wie sie kein noch so gelehrter Mann des Mittelalters mit ihnen gepflogen hatte. Dennoch ist das Verhältnis, in dem das frühere Mittelalter und die Renaissance zu den Autoren standen, nur dem Grade nach verschieden gewesen, und man sollte sich hüten, den Männern der Renaissance, die weder das Gefühl der Dankbarkeit noch historischen Sinn besaßen, ihre groben Schmähworte auf das Mittelalter kritiklos nachzusprechen. Wenn man absieht von Verlusten, die die Stürme der Kriege, Brände und Zufälligkeiten aller Art im Gefolge gehabt haben, so wird man sagen dürfen, daß sich der Besitzstand der römischen Literatur, wie ihn die karolingische Zeit vorfand, im weiteren Mittelalter kaum irgendwie erheblich

verringert hat. Solche mehr zufälligen Verluste waren aber auch in der Renaissancezeit vor Erfindung des die Literatur endgültig schützenden Buchdrucks nicht ganz ausgeschlossen; ja die Ehrfurcht bedeutender mittelalterlicher Gelehrten, wie des Servatus Lupus (Abt von Ferrières 842–862), vor guten und alten Hdss. war den Renaissanceästheten völlig abhanden gekommen: viele jener Hdss. wurden damals den zierlichen Apographa erbarmungslos geopfert.

Papyri haben der röm. Literatur bisher nur in minimalem Umfange Zuwachs geboten, der auch wohl nur von einer planmäßigen Ausgrabung Herculanums zu erwarten sein dürfte. Dort ist i. J. 1809 eine Papyrusrolle mit 67 z. T. verstümmelten Hexametern (über den aktischen Krieg) gefunden worden; in Oxyrhynchos außer der Epitome einiger Liviusbücher nichts von Belang, soweit Identifikation bisher gelungen.

Hdss. aus dem Altertum (etwa s. V/VI) z. B. Terenz (Bembinus im Vatican), Fragm. von Sallusts Hist. (bes. in Orléans), Vergil (Mediceus, Palatinus, Romanus; andere fragmentarisch), Livius (Parisinus für Decade III, Vindobonensis für Dec. V/1), ein Stück Persius u. Juvenal (Vaticanus); Hilarius (St. Peter in Rom, datiert 509 f.), Chronik des Hieronymus (Oxoniensis u. a.), Prudentius (Parisinus); cod. Theodosianus (Parisinus, Vaticanus), Digesta (Florentinus). – Palimpseste (Grundschrift etwa s. V/VI), vielfach aus Bobbio, z. B. Plautus (Ambrosianus, darin auch Stücke aus 2 Trag. des Seneca), Ciceros Reden (Font., Rab., Verr., Cael., Scaur., Tull. in Mailand, Turin, Rom; in der röm. Hds. auch Reste sonst verlorener Schriften des Philosophen Seneca, sowie kleinere Stücke aus dem 91. Buche des Livius und aus Lucan, große aus Gellius) u. de rep. (Vatic.), Livius (Veronensis für B. 3–6, Taurinenses für B. 27. 29), Lucan (Wien, Neapel, Rom), Plinius d. ä. (Wien, Paris u. a.), Fronto und Symmachus' Reden (Mailand, Rom), Gaius (Verona), Granius Licinianus (London, ein cod. ter scriptus, zu oberst syrisch, aus einem ägypt. Kloster). – Bilderhdss.: z. B. Terenz (12 Hdss., darunter bes. ein Vatic. C. s. IX, über die Zeit der Bilder *s. o. S. 555*), Vergil (Romanus s. VI), Prudentius (Paris. s. V/VI). – Während viele Autoren in sehr zahlreichen Hdss. überliefert sind, weil sie zu den πραττόμενοι gehörten (z. B. Persius, Lucanus, Plinius d. ä., Martianus Capella, die disticha Catonis, der Apolloniusroman, Priscianus – dieser angeblich in ca. 1000 –, Isidorus), sind andere nur mehr in je einer Handschrift erhalten, z. B. Varro de l. l. (Florentinus s. XI aus Monte Cassino), Livius 41–45 (Vindobonensis s. V aus Lorsch), Petrons cena (Parisinus s. XV aus Trau in Dalmatien), Tacitus a. 1–6 (Mediceus I s. IX aus Corvey) a. 11–16 + h. 1–5 (Mediceus II s. XI aus Monte Cassino; in dieser Hds. auch Apuleius met. apol. flor.), Frontinus de aquis (aus Monte Cassino), Fronto + Symmachus' Reden (*s. o.* bei den Palimpsesten), Velius Longus (Neapolitanus s. XVI aus einem alten Bobiensis), Charisius (Neapolitanus s. VIII aus Bobbio); Minucius + Arnobius (Parisinus s. IX), Lactantius de persecut. (Parisinus s. IX aus einer frz. Benedictinerabtei), Sulpicius Severus' Chronik (Vatic. s. XI) u. viel anderes Profanes u. Christliches. – Sehr oft gingen alte Hdss. durch die apographa der Humanisten zugrunde, z. B. der cod. Marcianus von Cato de agr. u. Varro r. r.; Laudensis (Lodi bei Pavia) von Ciceros rhet. Schriften; Veronensis von Ciceros Spezialkorrespondenz, mehrere alte Hdss. der Briefe an Atticus; Veronensis des Catull; Sangallensis des Asconius; ein von Perotti benutzter reichhaltiger cod. des Phaedrus; ein cod. des Petron mit den vollständigen Exzerpten (außer der cena: *s. o.*) erhalten nur in Scaligers Abschrift; ein cod. wahrscheinlich aus Hersfeld mit Tacitus dial. Germ. + Sueton de gramm. et rhet.; Sangallenses des Silius u. Statius (silv.); Maguntinus der Panegyrici; Hersfeldensis des Ammianus; usw. Von dem Florentinus Varros de l. l., wie bemerkt unserem einzigen, ging im 16. Jahrh. ein Quaternio verloren, für den wir auf Abschriften der Humanisten angewiesen sind. Gelegentlich haben wir auch bloß die editio princeps, z. B. von einem Teile des Briefwechsel Ciceros mit Brutus, von den letzten Büchern der IV. Dekade des Livius, von ca. 100 Versen der 16. epistula in Ovids Heroiden, von Velleius, den meisten Briefen des Plinius an Trajan, Caesius Bassus + Atilius Fortunat., Scribonius Larg., Terentianus Maur., Obsequens, Avienus (or. mar.). Für wichtige verlorene Hdss. sind wir gelegentlich auf Kollationen angewiesen: so für eine frz. Hds. des Plautus (sog. cod. Turnebi), die codd. Blandinii des Horaz (von Crucquius), eine alte fragmentarische Tibullus-Hds. (von Scaliger), für den cod. Remensis des Phaedrus, den cod. Argentoratensis von Senecas Briefen (verbrannt bei der Beschießung Straßburgs 1870, kollationiert von Bücheler) u. a. Oft sind die Autorenhdss. jung, aber ermöglichen eine Kontrolle durch Florilegien, die auf älteren Hdss. beruhen. So stehen unserer sehr jungen Tibullüber-

lieferung (außer der erwähnten Kollation einer fragmentarischen älteren durch Scaliger) zwei um Jahrhunderte ältere reichhaltige Florilegien zur Seite; das *c. 62* Catulls ist außer in den ganz jungen Catullhandschriften in einer Hds. noch der Karolingerzeit erhalten. Von Prosaikern ist vor allen Seneca (besonders de benef.) exzerpiert worden: von einer seiner Schriften, de remediis fortuitorum, besitzen wir nur mehr das (überarbeitete) Exzerpt, am besten in der reichhaltigen Florilegienhds. cod. Salmasianus s. VII/VIII, auf dem vor allem auch die sog. Anthologia latina beruht. Eine systematische Durchforschung der mittelalt. Florilegien verspricht immer noch Erfolg, z. B. ist m. W. die Pariser Hds. bibl. nat. ms. Lat. 17903 (früher: Notre-Dame 188) noch nicht genügend ausgeschöpft. – Daß mit Überraschungen immer noch zu rechnen ist, lehrt neuerdings (1907) wieder der Fund einer Hds. von Tacitus Agricola in Jesi (= Aesis) mit einem Quaternio des 10. Jahrh.

Als Musterbeispiel für die dargelegten Verhältnisse kann die Überlieferungsgeschichte des Verrius Flaccus – Festus – Paulus (*s. o. S. 512*) gelten. Das Originalwerk wurde durch die Epitome des Festus verdrängt (was nicht immer geschah, z. B. haben wir von Vitruv, Valerius Maximus und den medizinischen Büchern des Plinius n. h. XX–XXXII beides, von den 10 Büchern controversiae des ä. Seneca 5 im Original, alle 10 in Exzerpten, und Festus selbst erhielt sich neben seinem Epitomator Paulus; ein vielleicht einzigartiges Kuriosum ist, daß uns neben dem vollständigen Werke eine von dem Autor selbst herrührende kürzere Fassung wenigstens teilweise erhalten ist: Columella de arboribus in einem Buch = de r. r. III–V). Die von Festus verfaßte Epitome kam ins Ma. schon als Rarität, wir können 3 Hdss. nachweisen, die vermutlich auf ein Exemplar der Karolingerzeit zurückgehen: je 1 in Italien, Frankreich und England. Aber die beiden letztern, die wir nur aus Bibliothekskatalogen des 12. u. 13. Jahrh. kennen (*MManitius, Hermes XXVII [1892] 398ff.*), sind verschollen; von der italienischen, im 11. Jahrh. in Monte Cassino geschrieben (wie Varro de l. l.), als dort unter Abt Desiderius die Studien blühten, ging die erste Hälfte verloren, die zweite wurde durch Feuer und Scheere schwer geschädigt. Aber damit nicht genug: im 15. Jahrh. gingen noch drei Quarternionen verloren, für die wir auf Abschriften der Humanisten und die ersten Drucke angewiesen sind.

Eine auf der Geschichte der Klöster und der Schriftentwicklung aufgebaute Geschichte der ma. Überlieferung bildete einen Teil von *Ludwig Traubes* Lebensarbeit, aber sein Tod hat uns um deren Frucht betrogen, ein unersetzlicher Verlust; was wir hätten erwarten dürfen, zeigt, um nur dies zu nennen, die Geschichte der Liviusüberlieferung in seinen *Palaeograph. Forschungen, 4. Teil* in den *Abh. bayr. Ak. III. Kl., XXIV. Bd. I. Abt., Münch. 1904.* Die dankenswerte Sammlung seiner *Vorlesungen und Abhandlungen*, deren *Bd. I* soeben erschienen ist (*Münch. 1909*), wird das schon Gedruckte mit dem Ungedruckten vereinigen. – Nützliche Hilfsmittel, um den Besitzstand des Ma. an Autoren zu erkennen, sind: *Catalogi bibliothecarum antiqui ed. GBecker, Bonn 1885* und *MManitius, Aus alten Bibliothekskatalogen, RhMus. XLVII (1892), Ergänzungsheft.* Eine Sammlung der ma. Kataloge wird von dem Kartell der Akademien vorbereitet. – Die Funde der Renaissance. Zusammenfassend: *GVoigt, Die Wiederbelebung des klass. Altertums, 2 Bde.,* [3] *von MLehnerdt, Berl. 1893* (sehr anregend!). Einzelnes z. B.: *REllis, Catullus in the XIV*[th] *century, Oxf. 1905. ACClark, The Vetus Cluniacensis of Poggio, in: Anecdota Oxoniensia, Class. Series, part. X, Oxf. 1905,* eine bewundernswürdige Leistung, neben Traubes Arbeiten dem Studium sehr zu empfehlen; vgl. auch von demselben: *The literary discoveries of Poggio, ClassRev. XIII (1899) 119ff.*

Fälschungen waren in der Humanistenzeit wie auf epigraphischem Gebiete (z. B. Ligorio) so auch auf literarischem nichts Ungewöhnliches (z. B. Elegien des Cornelius Gallus, Fragmente der acta populi, Apuleius de orthographia, Lukrezvita, erweiterte Vergilvita), im 17. Jahrh. gefiel sich darin der Norddeutsche Caspar Barth (z. B. 4 Gedichte des Vestricius Spurinna aus einer 'Merseburger Hds.'), Petron mußte sich eine Ergänzung durch den Franzosen FNodot gefallen lassen (1693). Unsere Zeit erlebte ein Frgm. aus dem 'XIII. B. des Nepos de viris illustribus', publiziert i. J. 1884 von Giacomo Cortese: der von *LTraube, Paläogr. Forsch. a. a. O. 47ff.* erbrachte Nachweis der Fälschung sei wegen seines methodischen Reizes zur Lektüre empfohlen.

10. Rings um die vereinzelten ganz unversehrten und die wenigen leidlich erhaltenen Gebäude liegen in Massen die Trümmer und Stümpfe: das sind die Fragmente. Nur wenige von ihnen verdanken wir dem Spiele des Zufalls – z. B. einige Sätze aus Nepos de historicis latinis, enthaltend eine laus Ciceronis, in einer Hds. (Gudianus 278)

der philippischen Reden (*Nepos fr. 26 Halm*), ferner ein Stückchen epitomierten Livius Buch 20 in einem Codex der iustinianischen Konstitutionen s. XII –, weitaus die meisten den Exzerpten oder Kommentaren der Grammatiker (Glossographen, Scholiasten, Systematiker) und Antiquare. Varro de l. l. (besonders B. VII) und Verrius Flaccus (Festus) stehen an Alter unter den uns erhaltenen voran; den Kommentaren des Asconius (sowie dann den scholia Bobiensia) verdanken wir Kenntnis einiger verlorener Reden Ciceros; die Epoche des Archaismus (Fronto, Gellius) bildet einen Höhepunkt; als dann die archaistische Hochflut um 200 zurückzutreten begann, wurden die von den Archaisten gesammelten Schätze von den Exzerptoren der späteren Jahrhunderte (Nonius, Solinus, Macrobius, Vergilkommentatoren) geplündert: noch in ganz späten Glossaren finden sich Worte des Salierliedes, Isidorus (s. VII) hat große Raritäten aus der republikanischen Literatur. Von dem Reichtum einiger dieser Quellen mag man sich eine Vorstellung aus der einen Tatsache bilden, daß ohne Nonius die Fragmente der varronischen Satiren von 591 auf 44 zusammenschmelzen würden. Daneben stehen die sozusagen offiziellen Exzerptenwerke: die iustinianischen Digesten und die um 534 für das Vandalenreich in Afrika auf Grund älterer Sammlungen verfaßte Anthologia Latina.

Eine Geschichte des Zerstückelungsprozesses fehlt. Die Aufgabe ist zunächst, festzustellen, wie weit hinab die Spuren selbständiger Lektüre der einzelnen Autoren mit Sicherheit führen (renommistische Scheinzitate dürfen nicht blenden). Hat Nonius wirklich noch, wie FMarx (*Lucilii reliquiae I, Lpz. 1904, S. LXXVIII ff.*) glaubt, altrepublikanische Dichter besessen und von seinen Sklaven exzerpieren lassen oder schöpft er ihre Kenntnis nicht vielmehr aus abgeleiteten Werken? War Lucilius um 400 noch so πραττόμενος, daß Claudian ihn, wie ThBirt (*Zwei polit. Satiren des alten Roms, Marb. 1888*) glaubt, las und nachahmte? Solche Fragen gibt es auf vielen Gebieten. Ihre Beantwortung wird mit einer Geschichte und Analyse der grammatischen Literatur (im weitesten Sinne) Hand in Hand gehen müssen. Ebenso ist noch zu schreiben die Geschichte der Epitomierungen. Auf solcher Grundlage wird dann an die Rekonstruktion wichtiger verloren gegangener Werke gegangen werden können. Neben derjenigen der varronischen ist vor allem wichtig die des Livius. Ja, dessen Restitution darf vielleicht als eins der dringendsten Desiderien des lat. Schrifttums bezeichnet werden: eine Lebensarbeit, aber eine lohnende; die Methode ihrer Erfüllung zeigen die vorbildlichen Analysen der Werke griech. und röm. Historiker durch *ESchwartz, RE*, besonders die des Cassius Dion *III 1692 ff.*

Als der vorstehende Abschnitt über die Überlieferungsgeschichte längst geschrieben war, erschien *GWissowas Rektoratsrede: Bestehen und Vergehen in der röm. Lit., Halle 1908.* Änderungen meines Textes habe ich nicht mehr vorgenommen: so ergänzen sich unsere beiderseitigen Darstellungen; ganz provisorisch und skizzenhaft ist die eine wie die andere.

III. MODERNE LITERATUR

1. Literaturgeschichten

FAWolf gab in seiner für Vorlesungen bestimmten Skizze (*Gesch. d. röm. Lit., Halle 1787*) der röm. Literatur ihre Stellung im Kreise der Altertumswissenschaft. An ihn knüpfte an *GBernhardy* (*Grundriß d. röm. Lit., Halle 1830, [5] Braunschw. 1872*). Von Bernhardy pflegt man jetzt wegen seiner Neigung zum Räsonnement und zu hegelianischer Konstruktion geringschätzig zu sprechen, aber das von WvHumboldt aufgestellte Postulat, eine Literatur aus der Totalität der Volkspsyche und im Zusammenhange mit der Kultur zu begreifen, hat er zu erfüllen doch wenigstens versucht, mag auch die von ihm aus Wolfs Skizze übernommene Trennung einer 'inneren' und 'äußeren' Gesch. d. Lit. unglücklich sein. Die Nachfolger stellten sich das Ziel niedriger. *STeuffel, Gesch. d. röm. Lit., bearbeitet von LSchwabe,[6] Lpz. 1890,* an Genauigkeit und Übersichtlichkeit unerreicht ('das philologische Reichskursbuch': Bücheler mündlich), z. Z. vergriffen, neue Auflage in Vorbereitung. *MSchanz, Gesch. d. röm. Lit. in Müller, Hdb. VIII 1898 ff. [3] 1907 ff.*, z. Z. vorliegend bis zum 4. Jahrh. n. Chr., als Ergänzung von Teuffel für die Forschung seit 1890 unentbehrlich. Vortreffliche Sammlung und Sichtung des Materials für die Spätzeit (vom 6.–14. Jahrh.) gibt *GGröber*

im Grundr. d. roman. Phil. II 1, Straßb. 1902. – Gemeinverständliche Darstellungen auf wissenschaftlicher Grundlage. Trotz starker Subjektivität des Urteils unerreicht die Skizzen *ThMommsens* in der *Röm. Gesch.* (*zuerst 1854. 55*). Geschmackvoll, aber nicht tiefgehend *ORibbeck, Gesch. d. röm. Dichtung, Stuttg. I² 1894. II² 1900. III 1892;* desgl. *HEButler, Post-Augustan poetry from Seneca to Juvenal, Oxf. 1909.* Geistvoller Überblick von *ThBirt, Eine röm. Lit.-Gesch. in 5 Stunden gesprochen, Marb. 1894. HJoachim, Gesch. d. röm. Lit.,³ Lpz. 1905* (Sammlung Göschen), zweckentsprechend und verdienstvoll besonders durch die Hinüberleitung von Gedanken aus Büchelerschen Vorlesungen in weitere Kreise. *FLeo, Die röm. Lit. d. Altertums in: Kult. d. Gegenw. I Abt. VIII²* (*Berl.-Lpz. 1907*) *321–400* vereinigt die Resultate eigener und fremder Forschung in weitblickender, dabei auch das einzelne scharf pointierender Darstellung. In *UvWilamowitz' Griech. Lit. d. Altertums* (*ebd. S. 3–238*) werden einzelne Gebiete auch der römischen Literatur durch ihre Hineinbeziehung in die griechische überraschend beleuchtet. *WYSellars* Werke, *The roman poets of the republic, Edinburgh 1863; The rom. poets of the Augustan age: Virgil, Oxf. 1877* (³ *1897*), *Horace and the elegic poets, Oxf. 1892* kommen von allen mir bekannten umfangreichen Darstellungen dem anfangs erwähnten Postulate am nächsten und sollten auch von Deutschen gründlich studiert werden. – Einzelnes zu nennen ist hier nicht der Ort; doch sei auf die Artikel in der *RE* von *FMarx, FSkutsch* u. *FVollmer* verwiesen, die z. T. von hervorragender Bedeutung sind; eine lehrreiche Übersicht über den Gang der Forschung in den Jahren 1875–1900 gibt *WKroll, Die Altertumswiss. im letzten Vierteljahrh., Lpz. 1905, 12ff.* Wertvolle allgemeine Betrachtungen: *WKroll, Unsere Schätzung d. röm. Dichtung, NJahrb. XI* (*1903*) *1ff. FLeo, Die Originalität d. röm. Lit., Festrede Gött. 1904. RHeinze, Die gegenwärt. Aufgaben d. röm. Lit.-Gesch., NJahrb. XIX* (*1907*) *161ff. GColin, Rome et la Grèce de 200 à 146 in: Bibl. des écoles franc. d'Athènes et de Rome, fasc. 94, Paris 1905.* Feine Einzelbemerkungen auch bei *PWendland, Die hellenist.-röm. Kultur, Tüb. 1907.*

2. Zusammenfassende Sammlungen von Texten und Fragmenten.

a. Altes Latein. Das Studium von *CIL. I* ist für den Philologen selbstverständlich. Dem Anfänger sei daneben zur Einführung empfohlen: *Dialecti Latinae priscae et Faliscae inscriptiones ed. ESchneider, Lpz. 1886*; einen vorläufigen Ersatz für dieses vergriffene Werkchen, dessen Neubearbeitung in Aussicht steht, bieten die *Altlat. Inschr., ausgew. von EDiehl, Bonn 1909* (= *Kl. Texte f. theol. u. phil. Vorles. u. Übungen, hrsg. von HLietzmann, Heft 38/40*).

b) Poesie. *Carm. lat. epigraphica conlegit FrBücheler, 2 Bde., Lpz. 1895–97,* wegen des sachlichen, sprachlichen und metrischen Interesses, sowie der ebenso knappen wie reichen Anmerkungen des Herausgebers dem Studium dringend empfohlen. – *Fragm. poet. Rom. coll. AemBaehrens, Lpz. 1886* (mit Ausschluß der Fragmente der Szeniker und der varron. Sat.); eine Neubearbeitung ist ein dringendes Bedürfnis, vor unvorsichtiger Benutzung ist zu warnen. – *Poetae lat. minores rec. AemBaehrens I–V, Lpz. 1879–83*; neue Ausgabe dieser ebenfalls nur mit Vorsicht zu benutzenden Sammlung wird von FrVollmer erwartet. – *Scaenicae Romanor. poesis fragm. rec. ORibbeck I³ = Trag. fragm., Lpz. 1897; II³ = Com. fragm., Lpz. 1898* (die zweiten Auflagen *Lpz. 1871 u. 73* enthalten indices verb., die einer erneuernden Wiederholung bedürfen), die 3. Aufl. wertvoll durch kritische Beiträge FBüchelers.

c) Prosa. *Historicorum Rom. reliquiae coll. HPeter, I, Lpz. 1870* (bis Sulla), *II, 1906* (von Caesar bis zum 4. Jahrh. n. Chr.); kl. Ausg.: *Hist. Rom. fragmenta, Lpz. 1883.* – *Oratorum Rom. fragm. coll. HMeyer, Zürich 1832,* ²*1842,* für ihre Zeit ganz erträglich, aber jetzt unzureichend; die *Orat. Rom. reliquiae ed. ICortese, Turin 1892* sind unbrauchbar. Nur ein historisch gut gebildeter Philologe wird die empfindliche Lücke ausfüllen können. – *Rhetores lat. minores ed. CHalm, Lpz. 1863.* – Die erhaltenen Grammatiker (u. Metriker) liegen vor in der Ausgabe der *Grammatici latini von HKeil, I–VII, Lpz. 1856–79. Grammaticae Rom. fragmenta coll. HFunaioli, I, Lpz. 1907* (umfassend die vorvarronische, die varronische und die augusteische Zeit), ein verdienstvolles, auf Büchelers Anregung hin entstandenes Werk, in dem die Grammatik im weitesten Sinne als Teil der Altertumsforschung gefaßt ist (*vgl. unten im Literaturnachweis bei Varro*). *Corpus glossariorum lat.*

ed. GLoewe, GGoetz, GGundermann II–VII, Lpz. 1888–1901. – Fontes iuris Romani antiqui ed. CGBruns, 6. Aufl. von ThMommsen und OGradenwitz, Freib. 1893, ein auch für den Philologen sehr wichtiges, sachlich geordnetes Quellenwerk, das die wichtigsten uns inschriftlich und bei Autoren erhaltenen Gesetze und Rechtsgeschäfte von den Anfängen bis ins 1. Jahrh. n. Chr. enthält. *Iurisprudentiae antehadrianae quae supersunt ed. FPBremer. P. I: Liberae rei publicae iuris consulti, Lpz. 1886; P. II 1. 2: Primi post principatum constitutum saec. iuriscons., Lpz. 1898. 1901. Iurisprudentiae Anteiustinianae quae supersunt, ed. PhEHuschke,* [5] *Lpz. 1886;* ([6] *von ESeckel u. BKübler, erschienen Bd. I, Lpz. 1908*). – *Scriptores rei rusticae vet. lat. ed. JGSchneider, Lpz. 1794—97* (begründet von *JMGesner*); die Texte durch Neuausgaben überholt, aber nützlich das *'lexicon rusticum' im Bd. IV.* – *Die Schriften der röm. Feldmesser: s. u. S. 571.* – *Metrologicorum script. reliquiae, ed. FHultsch, Bd. II (scriptores Romani) Lpz. 1866.* – *Geographi lat. minores coll. ARiese, Frankf. 1878.*

3. Ausgaben und Abhandlungen (mit Auswahl)

Wissenschaftliche Ausgaben, sowohl kritische als auch exegetische, sind einer der wertvollsten Gradmesser für das Fortschreiten der Forschung. Der Kreis der kritischen Ausgaben im engeren Sinne des Wortes beginnt sich für die römische Literatur allmählich zu schließen, wenigstens insoweit es sich um die handschriftliche Fundamentierung handelt. Freilich bleibt, wie die folgende Übersicht zeigen wird, auch hier noch viel zu tun, z. T. gerade für sehr wichtige Autoren. Übrigens gelten für die kritischen Ausgaben lateinischer Autoren dieselben Prinzipien, die oben (*S. 421ff.*) für diejenigen griechischer aufgestellt worden sind: so hat auch hier die jetzt vielfach beliebte Reduktion des Apparates, so praktisch sie an sich ist, bei Autoren mit komplizierter Überlieferung ihre Bedenken, und daß auch an sich minderwertige Hdss. ihre Besonderheiten haben können, hat z. B. unlängst die sehr alte Zudichtung in einer Juvenalhds. (s. XI) gelehrt (vgl. *FBücheler, RhMus. LIV [1899] 484f.*). Das Muster der Herausgabe eines Kompilators ist die des Solinus *von ThMommsen,*[2] *Berl. 1895*; bewunderswert sind auch seine Ausgaben der Chroniken (*Mon. Germ. hist., auct. antiquis. IX. XI. XIII, Berl. 1892. 94. 98*) mit den diese Ausgaben vorbereitenden Abhandlungen (jetzt vereinigt in den *Ges. Schriften VII, Berl. 1909*). Künftige Generationen werden es vielleicht erleben, daß Ausgaben lateinischer Schriftsteller, die stark mit griechischen Materialien operieren, wie Celsus, Plinius d. ä., Quintilian mit diesen, soweit sie uns noch direkt oder in Brechungen erhalten sind, als wichtigsten testimonia auch für die Textgestaltung ediert werden; wie schöne Resultate sich daraus ergeben, hat z. B. für Ciceros Bearbeitungen des Aratos und anderer griechischer Dichter, sowie des platonischen Timaios gezeigt *EAtzert, De Cicerone interprete Graecorum, Diss. Gött. 1908.* Für die Exegese, die mit der Textgestaltung natürlich Hand in Hand gehen muß, ist fast überall noch viel zu tun; einen Autor durchzukommentieren ist nicht jedermanns Sache, daher verdient das einst von GKaibel begründete Verfahren, einzelne zusammenhängende Stücke eines Autors zu kommentieren, Nachahmung. Empfehlenswert ist auch die z. B. von FLeo im Plautus, von JVahlen in Cic. de leg., von OPlasberg in seiner Ciceroausgabe angewendete Praxis, auch in Ausgaben kritischer Art an besonders kontroversen Stellen durch knappgefaßte exegetische Bemerkungen die Texteskonstitution zu motivieren. Kritische Ausgaben mit adn. crit. vor oder hinter statt unter dem Texte müssen, da sie eine Qual für den Leser sind, verschwinden. Überhaupt wäre eine Verständigung über Editionsprinzipien, wie sie kürzlich *KKrumbacher, Miscellen zu Romanos, Abh.bayr.Ak. I. Kl. XXIV. Bd. III. Abt., Münch. 1907* postuliert hat, in der Tat wünschenswert; soeben hat *OStählin* in seinem Aufsatze: *Editionstechnik; Ratschläge für die Anlage textkritischer Ausgaben, NJahrb. 1909, 393ff.* Vorschläge gemacht, deren Beachtung künftigen Editoren empfohlen sei. – In der folgenden Übersicht, die sich der oben gegebenen Skizze anschließt, sind die mehr den Zwecken der Schule dienenden Ausgaben mit seltenen Ausnahmen übergangen worden.

Vorgeschichte (*S. 451ff.*). *WilhSchulze, Zur Geschichte lat. Eigennamen, Berl. 1904,* bahnbrechend für italische Sprach- und Kulturgeschichte, besonders für den Einfluß des

Etruskischen (dazu eine wichtige Ergänzung über *persona* von *FSkutsch, Arch.l.Lex. XV [1908] 145f.*, vgl. *PFriedländer, Glotta II [1909] 164ff.*). Keltische Kultureinflüsse: *FMarx in der Beilage z. Allg. Zeit. vom 23. u. 24. Juli 1897, nr. 162. 163.* Alte Lehnwörter: *PKretschmer, Einl. in d. Gesch. d. griech. Sprache (Gött. 1896) 280f., UvWilamowitz, Herm. XXI (1886) 113ff.* (über *Graecus*), *WilhSchulze, KZ. XXXIII (1895) 222ff.* (über *libra*). – Saturnier: *FLeo, Der saturn. Vers, Berl. 1905.* Rhythmische Prosa: *CThulin, Italische sakrale Poesie u. Prosa, Berl. 1906.* Zwölftafelgesetz: *Legis XII tabularum reliquiae ed. RSchoell, Lpz. 1866*; Zusammenhänge mit dem griechischen Rechte: *FBücheler, RhMus. XL (1885) 475ff.* und *Erg.-Heft a. a. O. 5.*

Scipionenkreis (*S. 456f.*). *ASchmekel, Philosophie d. mittl. Stoa, Berl. 1892, 439ff.*, sowie die geistvolle Rede von *RReitzenstein, Werden u. Wesen d. Humanität im Altert., Straßb. 1907* mit der Ergänzung von *JKaerst, Gesch. d. hellenist. Zeitalters II 1 (Lpz.-Berl. 1909) 372ff. CCichorius, RhMus. LXIII (1908) 220ff.* (in Einzelheiten strittig: *WSFerguson, Klio IX [1909] 337ff.*). Hellenismus in Rom: *GColin, a. a. O. bei 1*). *ESchwartz, Charakterköpfe aus d. antiken Litt., Lpz. 1903, 68ff.*

Plautus *ed. FLeo, I. II, Berl. 1895. 96* mit knappem kritischem Apparate und kurzen Andeutungen zum Verständnisse besonders kontroverser Stellen. Mit noch mehr reduziertem Apparate *ed. WMLindsay, I. II, Oxf. 1903.* Wer Vollständigkeit in der Anführung von Verbesserungsvorschlägen sucht, muß daneben die große, von *FrRitschl* begründete, von seinen Schülern *GGoetz, GLoewe* und *FrSchöll* fortgesetzte Ausgabe *Lpz. 1871–94* benutzen (die ed. minor dieses Werkes von *GGoetz* u. *FrSchöll, I–VII, Lpz. 1893–96*, bietet nur einen stark verkürzten Apparat). Das Studium der Überlieferung an der Hand von *WStudemunds* Apographon des Cod. A (*Plauti fab. reliquiae Ambrosianae, Berl. 1889*) sollte sich kein Philologe wegen des ungewöhnlichen Reizes, den die Spaltung der Überlieferung bietet, entgehen lassen. Für die Exegese sind zur Einführung zu empfehlen die Ausgaben des Trinummus, Menaechmi, Captivi, Miles von *JBrix*, z. T. in neuen Auflagen von *MNiemeyer, Lpz. 1888ff.*, sowie die der Capt. von *WMLindsay, London 1900.* – Ritschls Plautina (vereinigt in den *Opusc. II*, außerdem die *Parerga Plaut. 1845* sowie die *Prolegomena* seiner ersten Ausgabe des *Trin., Lpz. 1848*) üben noch immer den frischen Reiz der ersten Entdeckerfreude auf den Leser aus. Von der übrigen Literatur, die fast unübersehbar ist, seien erwähnt nur noch *FBüchelers* Plautina (vorläufig noch verstreut meist im *RhMus.*), sowie diejenigen *FLeos*, vor allem seine *Plaut. Forschungen, Berl. 1895*, die jeder Philologe, auch der Nichtplautiner, durcharbeiten muß, sowie: *Die plaut. Cantica u. die hellenist. Lyrik, Abh.Ges.Gött.N.F. I 7, Berl. 1897* (die Konstruktionen von *SSudhaus, Der Aufbau der plaut. Cantica, Lpz.-Berl. 1909* sind trotz mancher guter Einzelobservationen als Ganzes nicht haltbar). Zum Verständnisse wichtiger prosodischer Erscheinungen sind grundlegend die Arbeiten von *FSkutsch*, bes.: *Plautinisches u. Romanisches, Lpz 1892.* Für die Sprache: *PLangen, Beitr. zur Kritik u. Erklärung d. Pl., Lpz. 1880.* Für die Originale: *UvWilamowitz, Ind. lect. Gött. 1893/4* (über den Persa) und *FHüffner, De Plauti comoediarum exemplis atticis, Diss. Gött. 1894.* –

Terenz. Grundlegende Abhandlung für die Überlieferungsgeschichte: *FLeo, RhMus. XXXVIII (1883) 317ff.* Eine wirklich brauchbare kritische Ausgabe fehlt, ist aber zu erhoffen; vorläufig bequem zum Gebrauche die von *QTyrrell, Oxf. 1902.* Für die erste Lektüre, die der plautinischen am besten vorausgeht, ist zu empfehlen die erklärende Ausgabe des Phormio von *KDziatzko* und *EHauler*,[3] *Lpz. 1898*, der Adelphoe *von KDziatzko* und *EKauer*,[2] *Lpz. 1903.* Nützlich, aber mit Nachprüfung zu benutzen: *FNencini, De Ter. eiusque fontibus, Livorno 1891.* Scharfsinnige Analyse der Komposition des Eunuchus auf Grund der Fragmente aus Menanders Κόλαξ: *FLeo, GGN. 1903, 673ff.* – *Aeli Donati quod fertur commentum Terenti. Accedunt Eugraphi commentum et scholia Bembina rec. PWeßner, I. II. Lpz. 1902. 1905.* – **Ennius.** *Ennianae poesis reliquiae ed. JVahlen,*[1] *Lpz. 1853.* [2]*1903* ist das Muster einer Fragmentsammlung, der Artikel *Ennius* von *FSkutsch, RE. V 2589ff.* das Muster einer literarhistorischen Betrachtung, in der auch die Formengeschichte zu ihrem Rechte kommt (so hat Skutsch den – von *FJacoby, RE. VI 955f.* gegebenen – Nachweis bestätigt, daß der Euhemerus Prosa war). Lesenswert auch die Aufsätze von *JVahlen, S.Ber.Berl.Ak. 1896, 717ff. 1899, 266ff*, und *OHirschfeld, Zur Camilluslegende*, in der *Festschr. f. Friedländer (Lpz. 1895) 125ff.* – **Lucilius.** *Lucilii carminum reliquiae ed. FMarx I. II. Lpz. 1904. 1905* mit einem Kommentar, der nicht bloß für Lucilius eine Fundgrube des Wissens ist. An Marx knüpfte an *CCichorius, Untersuchungen zu L., Berl. 1908,*

ausgezeichnet durch glänzenden Scharfsinn; diesem Buche werden neben Leos plaut. Forschungen die wichtigsten Erkenntnisse verdankt für die Literaturgeschichte der Republik. – **Atellane.** *FMarx, RE. II (1896) 1914ff. EBethe, Prolegomena zur Gesch. des Theaters im Altertum, Lpz. 1896, 296ff. ADieterich, Pulcinella, Lpz.1897, 82ff.*

Cato *de agri cult. lib., Varronis rer. rust. libri III ed. HKeil I. II. III, Lpz. 1884– 902* mit krit.-lat. Kommentar und Ind. verb. (dieser von *RKrumbiegel*); kl. Textausg. Catos, *Lpz. 1895.* Eine erklärende Ausgabe (mit Heranziehung vor allem auch des griechischen Materials) ist für diese sachlich und überlieferungsgeschichtlich schwierige Schrift besonders nötig. – Fragmente: *Catonis praeter libr. de r. r. quae extant ed. HJordan, Lpz. 1860;* die Fragmente der Origines auch bei *Peter a. a. O. (o. S. 560).* – **Rhetorik an Herennius.** *Incerti auctoris de ratione dicendi ad C. Herennium libri ed. FMarx, Lpz. 1894* mit grundlegenden Prolegomena über die Geschichte der republikanischen Rhetorik.

Lucrez. Die Ausgabe *CLachmanns* (zuerst *Berl. 1850*) ist ein Grundbuch der Philologie. Den Kommentar, der sich auf recencio und kritische Textkonstitution beschränkt, durchzuarbeiten, war früher selbstverständliche Pflicht des Philologen, sollte es auch jetzt noch sein, obwohl die grundlegenden metrischen und grammatischen Erkenntnisse Gemeingut geworden sind und sehr viele Emendationen sich als irrtümlich erwiesen haben. Nützlich der *Index copiosus ad Lachmanni comm., confecit FHarder, Berl. 1882.* Brauchbarer Text mit adn. cr. von *CBailey, Oxf. 1898,* unbrauchbar der von *ABrieger, Lpz. 1902.* – Die Exegese des schwierigen Autors ist sehr gefördert worden durch die Gesamtausgaben von *HMunro,*[5] *Cambridge 1903ff.* und besonders von *CGiussiani, Turin 1896ff.* (tiefbohrend, an keiner sachlichen Schwierigkeit vorübergehend), sowie durch die Sonderausgaben des B. I von *JvanderValk, Kampen 1903* und von *CPascal, Rom-Mail. 1904* und des B. III von *RHeinze, Lpz. 1897.* Eine deutsche Ausgabe, in der dem Inhalt und der Form gleichmäßig Rechnung getragen werden müßte, ist ein Bedürfnis. – *HUsener, Epicurea, Lpz. 1887* bilden natürlich eine Fundgrube für jede Erklärung; gut auch *JWoltjer, Lucretii philosophia cum fontibus comparata, Groningen 1877.* Scharfsinnig und ergebnisreich ist der Aufsatz von *JMewaldt, Eine Dublette im Buch IV des Lucrez (Herm. XLIII [1908] 286ff.),* der einen überraschenden Einblick in die Arbeitsstätte des Dichters bietet. Beste Abhandlung über die Lebensverhältnisse des L.: *FMarx, NJahrb. 1899, 532ff.;* die Bemerkung, auf die im Texte angespielt worden ist, stammt von *FJacoby, DLZ. 1909, 1159f.* Empfehlenswert die musterhafte Übersetzung von *MaxSeydel, Lucretius, Münch.-Lpz. 1881.*

Catull. Den Grund für die Kritik auch Catulls legte *CLachmann* durch seine Ausgabe, *Berl. 1829.* An ihn knüpfte *MHaupt* an, dessen Abhandlungen zu Catull, jetzt in den *Opuscula I. II (Lpz. 1875. 76)* vereinigt, zu den deliciae philologorum gehören (fein ist auch das was *ChrBelger, MHaupt als akadem. Lehrer, Berl. 1879* aus Haupts Catullvorlesungen mitteilt). In Haupts Geiste die Abhandlungen *JVahlens,* jetzt vereinigt in den *Opusc. academica I. II (Lpz. 1907/8).* Die Textausgabe in Duodezformat: *Catulli Tibulli Propertii carmina a MHauptio recognita. Editio sexta ab JVahleno curata, Lpz. 1904* ist als Taschenexemplar brauchbar. Die handlichsten Ausgaben mit kritischem Apparate von *LSchwabe, Berl. 1886* und *REllis, Oxford 1904.* Unter den erklärenden Ausgaben verdient die von *EBaehrens* (mit latein. Kommentar), *Lpz. 1885* Erwähnung, weil sie das Beste ist, was er geleistet hat. Mit deutschen Anm.: *ARiese, Lpz. 1884,* für jene Zeit recht verdienstlich und zur ersten Lektüre des Dichters noch immer zu empfehlen (jetzt vergriffen), ebenso wie die englische von *REllis,*[2] *Oxf. 1889.* Der neueste, sehr umfangreiche Kommentar von *GustFriedrich, Lpz. 1908* enthält zahlreiche feine Bemerkungen besonders zur Sprache, versagt aber als Ganzes hauptsächlich deshalb, weil der Verf. die griechische Literatur fast gänzlich vernachlässigt. So bleibt ein wissenschaftlicher Kommentar zu diesem Dichter nach wie vor ein Bedürfnis. – Aus der Fülle monographischer Literatur seien hier als besonders förderlich nächst den schon genannten Abhandlungen Haupts und Vahlens nur genannt die Andeutungen von *RReitzenstein* in dem Artikel *Epigramm, RE. VI 100ff.* und über *c. 64* im *Herm. XXXV (1900) 73ff.,* sowie die Analyse von *c. 4* durch *CCichorius in der Festschr. f. OHirschfeld, Berl. 1903, 467ff.,* die von *c. 66* durch *UvWilamowitz, Reden und Vorträge (Berl. 1901) 193ff.,* ferner *HUsener, RhMus. LVI (1901) 20f.* und *FJacoby ebd. LX (1905) 84, 1.* – **Mimus.** Die Spruchverse des *Publilius Syrus* hat *WMeyer, Lpz. 1880* herausgegeben. – Die Geschichte dieser Gattung hat *HReich* zu schreiben begonnen: *Der Mimus I 1. 2, Berl. 1903.* Mag in diesem Werke auch manches hypothetisch oder irrtüm-

lich sein, so wird jeder gerechte Leser die Großzügigkeit der Darstellung und die Wichtigkeit vieler Entdeckungen bewundernd anerkennen.

Varro. Die Ausgabe der Bücher de ling. lat. durch COMüller (*Lpz. 1833*), der durch seine etruskischen Studien auf dies Gebiet geführt worden war, hat nur noch biographisches Interesse, allerdings nicht geringes, insofern sie die Bedeutung des Mannes auch auf einem ihm ferner liegenden Arbeitsfelde zeigt. *LSpengels* zweite Ausgabe (die erste *1826*) wurde aus dem Nachlasse von seinem Sohne Andreas ediert (*Berl. 1885*); sie ist wichtig durch neue Kollationen (von HKeil und AGroth) der schwer lesbaren einzigen Hds. (*s. o. S. 557*), aber für die Textgestaltung, die freilich ungewöhnlich schwierig ist, bleibt vielleicht bei keiner lateinischen Prosaschrift noch so viel zu tun, wie bei dieser. Eine neue Ausgabe wird von GGoetz, einem vorzüglichen Kenner Varros, erwartet. – rer. rust. libri *ed. HKeil: s. bei Cato; Textausg. Lpz. 1889.* – Das desiderium einer Sammlung des gesammten Nachlasses auf Grund von Analysen seiner Benutzer wurde schon *o. S. 482* hervorgehoben (jetzt unbrauchbar die von *APopma, Leid. 1601 = ed. Bipontina 1788 Bd. I*); einen Anfang machte *FMünzer, Beitr. z. Quellenkritik der Naturgesch. des Plinius, Berl. 1897.* Von den Fragmentsammlungen einzelner Schriften seien hier nur erwähnt die der grammatischen von *AWilmanns* (*Berl. 1864*) und *HFunaioli* in den *GRF. I, Lpz. 1907*, die einzelner Bücher der divinae von *RAgahd, Jahrb. f. Phil. Suppl. XXIV (1898) 5 ff.*, die der Schrift de gente p. R. von *PFraccaro, Studi Varroniani, Padova 1907*, sowie die der Satiren von *FBücheler* (hinter der kleinen *Petronausgabe,*[4] *Berl. 1904*). – Grundlage für die Varrostudien sind noch immer *FrRitschls* im *III. Bd.* der *Opuscula* vereinigte Abhandlungen. Über *B. I* der divinae: *ASchmekel, Philosophie d. mittl. Stoa, Berl. 1892, 104 ff.*; über die disciplinae *AKalkmann, Quellen der Kunstgeschichte d. Plin., Berl. 1898, 86 ff.* Die Quellenanalyse des grammatischen Werkes ist hervorragend gefördert worden durch *RReitzenstein, M. Ter. Varr.* usw., *Lpz. 1901* (dazu die inhaltreiche Rez. von *Röhrscheidt, GGA. 1907, 791 ff.*; die prinzipiellen Einwände von *GGoetz, Zur Würdigung d. gramm. Arb. V.s, Abh. sächs. Ges. XXVII [1909] 67 ff.* haben mich nicht überzeugt, aber die Abhandlung behält ihren eigenen Wert), die des landwirtschaftlichen durch *OHempel, De Varronis rer. rust. auctoribus, quaest. sel., Diss. Lpz. 1908.* Über Varro als Sprachforscher lese man das harte, aber gerechte Urteil von *WilhSchulze, Zur Gesch. lat. Eigennamen, Berl. 1904, 465, 1.*

Sallust. Catilina und Jugurtha, kritische Ausgabe von *HJordan, Berl. 1887* (enthält auch die Pseudosallustiana) nicht ausreichend. Auch eine Ausgabe mit wissenschaftlichem Kommentar (historisch und philologisch) wäre erwünscht; für die damalige Zeit recht verdienstlich und noch heute brauchbar: *Sall. opera. Mit Anmerkungen von EWFabri,*[2] *Nürnberg 1845. Historiarum reliquiae ed. BMaurenbrecher, Lpz. 1891–93. – ESchwartz, Die Berichte über die catilinarische Verschwörung, Hermes XXXII (1897) 554 ff.* mit einer glänzenden Analyse des Schriftstellers. – **Caesar.** Die große kritische Ausgabe von *CNipperdey* (*Lpz. 1847*) war für ihre Zeit eine tüchtige Leistung. Seitdem ist das Überlieferungsproblem in den Vordergrund gerückt: sein Studium ist wegen des methodischen Interesses empfehlenswert (auch Mommsen hat Stellung dazu genommen: *Ges. Schr. VII 44 ff.*). *Bellum Gall. ed. HMeusel, Berl. 1894*, das ganze Corpus *ed. BKübler, Lpz. 1893–97.* Die Abfassung der einzelnen Bücher de b. G. von Jahr zu Jahr ist von *ChrEbert* in der lesenswerten Schrift *Über die Entstehung von Caes. b. G., Nürnberg 1909* einwandfrei erwiesen worden. *Bellum civile.* Das bewunderungswürdige Werk des Obersten *EStoffel, Hist. de Jules César, guerre civile, Par. 1887* (2 Bde. mit 24 Karten) ist leider vergriffen (die Bitte einer Erneuerung zu erschwinglichem Preise sei auch hier ausgesprochen); es ist verwertet worden in der sehr empfehlenswerten erkl. Ausg. von *FKramer* nnd *FHofmann*, die in 11. Aufl. durch *HMeusel* eine wissenschaftliche Vertiefung erfahren hat (*Berl. 1906*). Über die Schrift de analogia in ihrer Beziehung zu Cic. de or. vgl. *GHendrickson, Class. Phil. I (1906) 97 ff.* – Über C.s Stil: *ESchwartz, Charakterköpfe der antik. Lit., Lpz. 1903, 72.* Speziallex. von *HMeusel I. II 1. 2, Berl. 1887–93.*

Cicero. Eine brauchbare kritische Gesamtausgabe fehlt, vor sorgloser Benutzung des textus receptus der älteren Ausgaben (*JCOrelli, JGBaiter-CLKayser, RKlotz-CFWMüller*) ist zu warnen; vorläufig einzig brauchbare Handausgabe mit knapper, aber zuverlässiger adn. crit. die in der bibl. Oxoniensis (*1900 ff.*) von *ACClark, GPeterson, LCPurser, ASWilkins* edierten Schriften. Die empfindliche Lücke beginnt sich allmählich zu schließen. Für eine Anzahl von Reden hat *ACClark* in der *o. S. 558* zitierten mustergültigen Abhandlung das kritische

Fundament gewonnen. Die Edition einer Anzahl der philosophischen Schriften liegt in der Hand von *OPlasberg*: erschienen sind davon die *parad. Stoic., Academ., Timaeus* (*Lpz. 1908*), in Vorbereitung *de nat. deor., de div., de fato*; in der Einrichtung des krit. Apparats ist das *o. S. 561* erwähnte Prinzip befolgt, für das *JVahlens* Ausgabe von *de leg.* ([2]*Berl. 1883*) vorbildlich war. Die sog. *Briefe ad fam.* sind von *LMendelssohn*, *Lpz. 1893* zuverlässig ediert. – Von erklärenden Ausgaben der Reden seien nur folgende genannt: Rede *pr. Rosc. Amerino ed. GLandgraf, Erlangen 1882* (dem Studium sehr empfohlen; [2] in Vorbereitung); *pr. Rabirio ed. WEHeitland, Cambridge 1882; pr. Cluentio ed. WYFausset, Lond. 1887; pr. Milone ed. ACClark, Oxf. 1895;* die Rede *pr. Arch.* ist analysiert von *WSternkopf, Herm. XLII (1907) 337ff.;* über *pr. Rosc. com.: ThHübner, De Cic. or. pr. Q. Rosc. com. quaest. rhet., Diss. Königsb. 1906*, wo das Stilmuster (Hortensius) richtig erkannt worden ist (*s. o. S. 490*). Die größten Schwierigkeiten bereitet mir wie sehr vielen Philologen das juristische Verständnis der Prozeßreden; ein von einem philologisch durchgebildeten Juristen verfaßter Kommentar dieser Art wäre daher sehr dankenswert: *FLKellers Semestrium ad C. libri 6* (erschienen nur 1–3, *Zür. 1842*) für die Reden *pr. Quinct. Caec. Tull.* ist jetzt etwas veraltet (vgl. *ThMommsens* wichtige Besprechung vom J. 1844 in den *Ges.Schr. III 546ff.*), zeigt aber den Weg; von Heinze in der gleich zu nennenden Abh. (*S. 954, 1*) wird gelobt der mir noch unbekannte Komm. zur Rede *pr. Quinct.* von *WOetling* in der *Festschr. z. Feier d. 250jährigen Bestehens des Gymn. zu Hamm i. W., 1907.* – Philosophische Schriften. Die Durcharbeitung der Ausgabe der Schrift *de fin.* von *JNMadvig,* [3] *Kopenh. 1876* (zuerst *1839*) ist noch heute für jeden, der sich mit Cicero und lateinischer Prosa überhaupt genauer beschäftigen will, unerläßliche Voraussetzung (dazu die glänzenden Emendationen von Stellen der Reden in seinen *Opusc. acad., Kopenh. 1834. 1842*). Vortrefflich auch *Laelius von MSeyffert-CFWMüller,* [2] *Lpz. 1876* und *de off. von CFWMüller, Lpz. 1882* (vergriffen, Erneuerung erwünscht). In diesen drei Ausgaben tritt die philosophische Erklärung hinter der grammatisch-stilistischen sehr zurück. Wer sich in die ebenso schwierige wie nötige Quellenanalyse einarbeiten will, wird gut tun, um sich für die vorsichtige Benutzung des großen Werkes von *RHirzel, Untersuch. zu C.s philos. Schr. I–III, Lpz. 1877–83* den Blick zu schärfen, mit Einzeluntersuchungen zu beginnen. Unter diesen verdienen die grundlegenden von *AKrische, Forsch. auf d. Gebiete d. alt. Philos. I* (= *Die theol. Lehren d. griech. Denker. Eine Prüfung der Darstell. C.s*), *Gött. 1840* und *Über C.s Acad., Gött. 1845* noch immer mit Ehren genannt zu werden. Ferner: *HDiels, Doxogr. graec.* (*Berl. 1879*) passim, bes. *119ff.* über die Acad. und de nat. deor.; *MPohlenz, Herm. XLI (1906) 321ff.* (Tusc. III. IV), *XLIV (1909) 23ff.* (Tusc. II), *De Cic. Tusc. disp., Ind. lect. Gött. 1909; PCorssen, De Posidonio Rhod., Ciceronis in l. I Tusc. disp. et in somn. Scip. auctore, Diss. Bonn 1878; PWendland, ArchPhil I (1888) 206ff.* über de nat. d.; *ASchmekel, D. Philos. d. mittl. Stoa* (*Berl. 1892*) *18ff.* über de off., leg., rep., fat., Tusc. I; *ALörcher, De compos. et fonte libr. Cic. qui est de fato, Diss. Halle 1907; HUsener, De Cic. Hortensio* (in *Dionysii Hal. libr. de imitatione reliquiae, Bonn 1889, 114ff.*, dazu *HDiels, ArchPhil. I [1888] 477ff. OPlasberg, De Cic. Hortens. dial., Diss. Bonn 1892; CAtzert, De Cic. interprete Graecorum, Diss. Gött. 1908*, (über den Timaeus, aber überhaupt für C.s Übersetzungspraxis wichtig). Für die Komposition: *RHirzel, Der Dialog, Lpz. 1895.* – Von den rhetorischen Schriften hat *OJahn* den *Brutus* ([5] von *WKroll, Berl. 1908*) und *Orator* ([5] *Berl. 1869*) mit knappem Kommentar herausgegeben; eine auf der Höhe unseres gegenwärtigen Wissens stehende erklärende Ausgabe von *de or.* fehlt (vorläufig: *erkl. von KWPiderit* und *OHarnecker,* [6] *Lpz. 1886* und von *ASWilkins, Oxf. 1892*). Gute Monographien: *FrRohde, Cic. quae de inventione praecepit quatenus secutus sit in or. generis iudicialis, Diss. Königsb. 1903; RPreiswerk, De inventione or. Cic., Diss. Basel 1905; LLaurand, De Cic. stud. rhetoricis, Par. 1907.* – Für die Briefe ist das Hauptwerk: *The correspondence of Cic., arranged according to the chronological order by RTyrrell and LPurser I–VII* (*I*[3] *II*[2]), *Dublin-London 1890–1904,* unentbehrlich für geschichtliche und philologische Exegese. *OESchmidt, D. Briefwechsel d. Cic. von seinem Prokonsulat in Cilicien bis zu Caesars Ermordung, Lpz. 1893,* ausgezeichnete Monographie, wichtig auch für C.s Leben. Für Anfänger zum Einarbeiten empfehlenswert: *C.s ausgewählte Briefe erklärt von FHoffmann I* ([7] *von WSternkopf*), *Berl. 1898, II* ([3] *von GAndresen, ebd. 1895*) und *Ausgew. Briefe aus ciceron. Zeit von CBardt, Text* [2] *Lpz. 1904, Kommentar I–II, Lpz. 1898–1900.* Auf *ThMommsens* Abhandlung *Über eine Blätterversetzung im II. B. der Briefe C.s ad Q. fr.* in *ZAW. II* (*1844*) *593ff.* = *Ges. Schr. VII 13ff.* sei auch an dieser Stelle als auf ein Muster methodischer

Beweisführung hingewiesen; lehrreich auch der diese Abhandlung ergänzende Aufsatz von *WSternkopf, Herm. XXXIX (1904) 383ff.* sowie desselben Aufsätze über andere Briefe *Herm. XL (1905) 1ff. 529ff.* und *FLeo, Miscella Ciceroniana, Gött. 1892.* – Scholien. *Asconius; s. u. S. 571. Scholia in Cic. or. Bobiensia ed. PHildebrandt, Lpz. 1907.* (leider ungenügend). Das Übrige immer nur noch in der *Orelli-Baiterschen Augabe V (Zür. 1833).* – Dieselbe Ausgabe enthält als *Bd. VI–VIII* ein für die historische Erklärung wichtiges *Onomasticum Tullianum (Zür. 1836–38).* – Gute stilistische Untersuchungen: *JLebreton, Etudes sur la langue et la grammaire de C., Par. 1900. LLaurand, Etudes sur le style de C., Par. 1907,* sowie ältere in meiner *Ant. Kunstprosa 215ff.* angeführte Literatur. Für die sprachliche Exegese ist unentbehrlich das Lexikon von *HMerguet* zu den Reden *4 Bde., Jena 1877–84,* zu den philosophischen Schriften *3 Bde., ebd. 1887–94;* bequemes Handlexikon zu allen Schriften von demselben, *Lpz. 1905.* – Ein wissenschaftliches Werk über Ciceros Leben und Schriften fehlt (geistvoll essayistisch *GBoissier, Cicéron et ses amis, Paris 1865 u. ö.*). Die ausführliche Darstellung von *KWDrumann, Gesch. Roms usw. VI (Königsb. 1844)* ist mehr Karikatur als Wirklichkeit und ist auch als (vorläufig reichhaltigste) Materialsammlung nur mit Vorsicht zu benutzen (PGroebe ist mit seiner Neubearbeitung noch nicht bis zu den Tullii gelangt, gibt aber schon in den erschienenen Bänden wichtige Korrekturen auch für C.s Leben, bes. die Chronologie der Briefe). Wie ein wissenschaftliches Werk dieser Art aussehen muß, zeigt soeben die Abhandlung von *RHeinze, C.s polit. Anfänge, Abh.sächs.Ges. XXVII (1909) 947ff.* Die richtige Würdigung der kulturgeschichtlichen Bedeutung C.s ist erst in jüngster Zeit angebahnt worden: *ESchwartz, Charakterköpfe aus der ant. Lit. (Lpz. 1903) 96ff.; FLeo, Kult. d. Gegenw. T. I Abt. VIII (²Lpz.-Berl. 1907) 348ff.; RReitzenstein, Werden und Wesen d. Humanität i. Altert., Straßb. 1907; ThZielinski, C. im Wandel der Jahrh.,² Lpz.-Berl. 1908.* Auch die Analyse von de or. durch *HvArnim, Leben und Werke des Dio v. Prusa (Berl. 1898) c. 1* ('Sophistik, Rhetorik und Philosophie in ihrem Kampf um die Jugendbildung') mit der Ergänzung von *WKroll, RhMus. LVIII (1903) 552ff.* ist für die Beurteilung C.s als Kulturträger ergebnisreich geworden. – Um in die rechte Stimmung für die Cicerolektüre zu kommen, ist noch immer empfehlenswert, etwas Humanistenlatein zu lesen, etwa Petrarcas Brief an Cic. (*ep. fam. XXIV 4, ed. JFracassetti, Florenz 1859ff.*) und die Cic. betreffenden Stücke von Muretus (*Mureti scripta selecta ed. JFrey, Lpz. 1887 f.*).

Vergil. Krit. Ausg. von *ORibbeck, Lpz. 1859–68 in 5 Bd.,* darunter *proleg. critica 1866.* Diese Ausgabe (² mit verkürztem Apparat, *1894ff.*) legt das handschriftliche Material vor (nicht überall aus erster Hand, und längst nicht abschließend), behandelt den Text aber nicht ohne Willkür (nützlich der von WRibbeck verfaßte Anhang zu Bd. III: Vergili auctores et imitatores); eine einwandfreie recensio fehlt noch; für den Handgebrauch zu empfehlen die *Aeneis cum delectu [variae lectionis ed. ThLadewig-PDeuticke, Berl. 1889* oder die von *FAHirtzel, Oxf. 1900.* Unter den erklärenden Ausgaben verdient die von *CGHeyne (Lpz. 1767–75, 4. Aufl. von PhWagner in 5 Bd. 1830–41)* wenigstens hinsichtlich der sog. poetisch-ästhetischen Exegese noch immer Anerkennung. Die von *AForbiger (⁴Lpz. 1872–75 in 3 Bd.)* ist brauchbar nur zur Orientierung über das bis damals Geleistete. Der englischen von *JConington-JNettleship (⁴Lond. 1881–83 in 3 Bd.; Bd. I in 5 Aufl. von FHaverfield, Lond. 1898)* steht in keiner Sprache eine gleichwertige zur Seite, auch die *Aeneidea or critical, exegetical and aesthetical remarks on the Aeneis von JHenry, Lond.-Dublin 1873–89 in 4 Bd.* sind eine Fundgrube feinster Erklärungen. –, Einzelausgabe des *B. VI von ENorden, Lpz. 1903.* Das Muster der Behandlung eines kritisch und exegetisch schwierigen Gedichts bietet die *Ausg. des Culex von FLeo, Berl. 1891.* Die schwierigen, an die *Ciris* anknüpfenden Probleme erkannt zu haben, ist ein bleibendes Verdienst von *FSkutsch, Aus Vergils Frühzeit, Lpz. 1901; Gallus u. Vergil (= Aus V.'s Frühzeit II), Lpz. 1906.* Seitdem haben viele Gelehrte der meisten Nationen Stellung dazu genommen, so daß eine ganze Sonderliteratur darüber entstanden ist, die hier nicht aufgezählt werden kann. Eine einwandfreie Entscheidung ist bisher nicht erzielt worden; es bleibt eine Anzahl von Positionen, die zu nehmen den Gegnern von Skutsch nicht gelungen ist. Eine Durcharbeitung des ganzen Problems ist gerade auch jüngeren Philologen wegen des methodischen Reizes, den die Lösungsversuche bieten, sehr zu empfehlen. – Das Beste über den ganzen V. ist immer noch *WYSellars o. S. 560* zitiertes Buch. Die besondere Wesensart Vergils ist von *UvWilamowitz, Reden u. Vorträge, Berl. 1901, 265ff.* am schärfsten skizziert worden. *RHeinze, Vergils epische*

Technik,[2] *Lpz. 1908* ist ein Hauptwerk nicht bloß für V., weil in ihm zum ersten Male versucht worden ist, der Aeneis ihre geschichtliche Stellung innerhalb der römischen Literatur anzuweisen. Daß der Verf. die Einzelerklärung gegen die auf die Einheit im Großen gerichtete Gesamtanalyse zurücktreten läßt, ist ganz im Sinne des Dichters; Recht und Pflicht einer strengen Kritik auch dieses Einzelnen werden wir uns dadurch freilich nicht nehmen lassen: vgl. *WKroll, Jahrb.f.Phil.Suppl. XXVII (1902) 135ff.* und *NJahrb. XXI (1908) 513ff.* – *DComparetti, Virgilio nel medio evo, Livorno 1872,* [2] *1896; deutsch von HDütschke, Lpz. 1875.* – Scholien. *Servius* in der originalen und in der erweiterten Fassung (wenn das Verhältnis so zu deuten ist) *ed. GThilo u. HHagen (Lpz. 1881–87)*, dazu eine *Appendix Serviana (1902)*, enthaltend den sog. Probus u. a. Der Comm. des *Ti. Claudius Donatus* ist nun von *HGeorgii* ediert (*Lpz. 1905/6*). Gerade auch Vergil sollte durchaus mit den Scholien daneben gelesen werden.

Horaz. Die Lektüre der kritischen Anmerkungen *RBentleys* zu seiner Ausgabe (*Cambridge 1711*, neu aufgelegt von *KZangemeister, Berl. 1869* mit vorzüglichem Index) kann noch jetzt, wo wir wissen, daß seine radikale Kritik ein Fehler war, wegen der erfrischenden Genialität, die hindurchweht, und der erstaunlichen Fülle sprachlicher und metrischer Observationen als eine der reizvollsten Beschäftigungen des jungen Philologen bezeichnet werden (man fange, um Lust zu bekommen, an etwa mit *IV 8, 17* – sicher richtig –, *ars poet. 441* – sicher falsch). Die kritische Ausgabe von *OKeller* u. *AHolder* (*Lpz. 1864–70, Bd. I* [3] *1899*) gibt den vollständigsten, die von *FVollmer* (*Lpz. 1907*) den knappsten Apparat. Eine einwandfreie Klassifizierung der Hdss. ist infolge des starken Nivellierungsprozesses bisher nicht gelungen; der Streit um die Wertung des Blandinius vetustissimus ist, wie es scheint, ein philologisches ἄπειρον, das des methodischen Interesses jedoch nicht entbehrt (Übersicht: *JBick, Horazkritik seit 1880, Lpz.-Berl. 1906*). – Für die Exegese ist noch immer brauchbar die Ausgabe von *DLambinus* (*Lyon 1561*) sowie die ed. maior von *JOrelli-WHirschfelder-Meves* (*Berl. 1886–92*) und die der Sat. von *LHeindorf* (zuerst *1815*, [3] *von LDoederlein, Lpz. 1859*), alle überragend die von *AKießling* und *RHeinze* (*Oden u. Epod.*[5] *Berl. 1908, Sat.* [3] *1906, Epist.* [3] *1908*), ausgezeichnet durch Feinsinn; am meisten sind die Episteln durch Heinze gefördert (vgl. dessen Abh. im *Hermes XXXIII [1898] 423ff.*). Zu warnen ist vor der Ausgabe der Satiren und Episteln mit Anmerkungen von *LMüller* (*Lpz. 1891/93*). – Aus der Fülle der neueren Monographien seien hier nur ganz wenige genannt. *RHeinze, De H. Bionis imitatore* (*Bonn 1889*), womit zu verbinden ist die Lektüre des Teles (*ed. OHense,* [2] *Freib. 1909*) sowie die der Iambenfragmente des Phoinix v. Kolophon (*ed. GAGerhard, Berl.-Lpz. 1909*). Eine feine im Texte verwertete Bemerkung über die Satiren im Rahmen ihrer Zeit bei *RHeinze* in seinem Vergilbuche (*o. S. 566f.*) *472.* Analyse von *s. I 1* durch *AGercke, RhMus. XLVIII (1893) 41ff.:* eine Ausdehnung dieser Art der Untersuchung auf andere Sermonen ist notwendig. Über die a. p.: *ENorden, Herm. XL (1905) 481ff.* Ferner: *FLeo, De H. et Archilocho, Götting. 1900. PCorssen, Zur Erklärung d. Römeroden (NJahrb. XIX [1907] 582ff.)* gibt für *od. III 2* eine Berichtigung von *Mommsens Rede* aus dem J. 1889, die jeder Philologe natürlich gelesen haben muß: *Reden u. Aufsätze (Berl. 1905) 168ff. RReitzenstein, H. u. d. hellenist. Lyrik (NJahrb. XXI [1908] 81ff.)*. Dagegen ist vor den unmethodischen Phantasiekonstruktionen *AElters, Donarem pateras, Bonn 1907* zu warnen. – Scholien: *Porphyrio ed. WMeyer, Lpz. 1874*, die anonymen und pseudonymen (aus einem vollständigeren Porph., aber mit vielem Minderwertigen) *ed. OKeller, Lpz. 1902–4.*

Elegie. Die im Texte referierte Kombination über ihre Entstehung stammt von *FJacoby, RhMus. LX (1905) 38ff.* Ebenso urteilt auch *UvWilamowitz (Kult. d. Gegenw. T. I Abt. VIII 142f.)*; beide sind unabhängig von einander zum gleichen Resultate gelangt. Die gegen die Jacobysche Beweisführung vorgebrachten Argumente sind nicht überzeugend, vor allem ist der Versuch von *AvMess, RhMus. LXIII (1908) 488ff.*, die augusteische Elegie an *Catull 68* anzuknüpfen, abzulehnen, weil er, auch abgesehen von der ganz problematischen Deutung, die vMess dem Gedichte gibt, auf der Kombination heterogener Vergleichsmomente beruht. – **Tibull.** Die für ihre Zeit musterhafte Ausgabe von *CLachmann, Berl. 1829* ist durch die von *EBährens, Lpz. 1878* wegen Erschließung neuer handschriftlicher Quellen überholt worden; bequemste Ausgabe mit kurzer adn. cr. von *JGPostgate, Oxf. 1905;* die von *EHiller, Lpz. 1885* hat einen Wortindex. Eine Erneuerung des veralteten Kommentars von *LDissen (Gött. 1835)* ist ein Bedürfnis. Wichtiges Erklärungsmaterial bieten *FLeo, Phil. Unters. Heft 2 (Berl. 1881), FMarx, RE. I (1894) 1319ff.* und

OCrusius, ebd. V (1905) 2294f. – **Properz.** Grundlegend die Ausgabe von *CLachmann, Lpz. 1816;* die von *EBährens, Lpz. 1880* ist wegen Erweiterung des handschriftlichen Materials wichtig, aber verfehlt in dessen Beurteilung. Die erklärende Ausgabe von *MRothstein* (*Berl. 1898*) ist reich an feinen Beobachtungen zur Dichtersprache, für die Exegese des schwierigen Autors noch nicht abschließend (wichtige Rezension *FLeos, GGA. 1898, 722–50*); ein Kommentar, der der Bedeutung des Dichters entspräche, fehlt noch immer. Zahlreiche Beiträge zur Erklärung gibt *FJacoby* in der eben zitierten Abhandlung. Eine genußreiche Lektüre ist *FBüchelers* Essay in der *Deutschen Revue VIII (1883) 187ff.* (mit Übersetzungsproben). – **Ovid.** Eine berühmte ältere Gesamtausgabe ist die von *NicHeinsius* (*Amsterd. 1652*, neu aufgelegt von *JFFischer, Lpz. 1758*), eine der Hauptfundgruben für die Kenntnis der lateinischen Dichtersprache. Die Kritik liegt bei vielen Werken O.s noch ganz im argen. Eine kritische Ausgabe der Metamorph., die den Namen verdient, wird von *HMagnus*, dem Kenner der (ganz schlechten) Überlieferung, erwartet (vgl. übrigens *o. S. 47*). *MHaupt* hat die ersten 7 Bb. mit knappem, für den Schulgebrauch bestimmtem Kommentar versehen; dieser ist erweitert und wissenschaftlich gestaltet von *HJMüller, OKorn* und besonders *REhwald* (*I*[8] *Berl. 1903. II*[3] *1898*). Die Analyse ist durch *EBethe, O. u. Nikander, Hermes XXXIX (1904) 1ff.* sehr gefördert worden; gut auch *HKienzle, Ovidius qua ratione compendium myth.... adhibuerit, Diss. Basel 1903; ALaudien, Studia Ovidiana, Diss. Greifsw. 1905; JDietze, Komposition und Quellenbenutzung in O.s Met., Hamburg 1905; GLafaye, Les métamorph. d'O. et leurs modèles grecs, Paris 1904.* – Für die Fasti ist die Hauptausgabe die von *RMerkel, Berl. 1841*, bekannt durch ihre ausgezeichneten, auch für Varros antiq. div. wichtigen Prolegomena; die Quellenfrage ist dann gefördert worden u. a. von *HWinther, De fastis Verrii Flacci ab O. adhibitis, Diss. Berl. 1885.* Brauchbar für Anfänger die erklärende Ausgabe von *HPeter,*[3] *Lpz. 1889.* Genügende kritische Ausgabe fehlt. – *Heroides ed. APalmer, Oxf. 1898* (mit kritischem Apparat und gutem Kommentar). *REhwald, Exegetischer Komm. zur XIV. Heroide O.s, Progr. Gotha 1900* (musterhaft). Die an einen der Doppelbriefe anschließende Abhandlung von *CDilthey, De Callimachi Cydippa, Lpz. 1863* ist für unsere gesamte Auffassung des Verhältnisses der römischen Poesie zur hellenistischen grundlegend geworden. – *Ars amatoria* erklärt von *PBrandt, Lp. 1902*: kritische Textkonstitution wird ausdrücklich abgelehnt. Auch für die *amores, remedia, medicamina* fehlt noch fast alles. – *Tristia rec. SGOwen, Oxf. 1869* mit sehr sorgfältigem Apparat. – *Ex Ponto ed. OKorn, Lpz. 1868,* nicht ausreichend. – *Ibis ed. REllis, Oxf. 1881* kritisch und mit gutem Kommentar.

Trogus-Justinus *ed. FRühl, Lpz. 1886.* – **Livius.** Eine völlig genügende kritische Gesamtausgabe fehlt noch; die von *MHertz* (*Lpz. 1857ff.*) sowie die von *JNMadvig* und seinem Schüler *JUssing* (zuerst *Kopenh. 1861ff.*) entbehren der ausreichenden handschriftlichen Grundlage. Vorläufig seien die kritischen Ausgaben größerer Teile von *MMüller, HJMüller, AZingerle* und *ALuchs* empfohlen; besonders des letzteren Ausgabe von *B. 26–30* (*Berl. 1879,* nicht die kleinere *ebd. 1889*) mag als Muster dafür dienen, wie einst das Ganze zu behandeln sein wird. Unter den erklärenden Ausgaben ist die von *ADrakenborch, Amsterd. 1738–46* (*[2] Stuttg. 1820–28 in 15 Bd.*) wegen ihrer Stoffsammlung (die notae variorum von der Renaissancezeit an, darunter auch die *Supplementa Liviana von JFreinsheim 1647–54*) noch unentbehrlich, die bei Teubner und Weidmann erschienenen Schulausgaben enthalten gediegene Beiträge zur Exegese und zur Kritik. – Sonderausgaben der *Periochae* (*mit Iulius Obsequens*) *von OJahn, Lpz. 1853. – JNMadvigs Emendationes Livianae* (*Kopenh. 1860. [2] 1877*) werden ein Glanzwerk der Kritik eines römischen Prosaikers bleiben und seien auch der jetzigen Philologengeneration zum Studium angelegentlich empfohlen. Dasselbe gilt von *ThMommsens* Ausgabe des Veroneser Palimpsestes der B. III–IV (*AbhBerlAk. 1868 = Ges. Schr. VII 96ff.*), einem Muster philologischer Akribie, und von *LTraubes* Gesch. der Liviusüberlieferung (*s. o. S. 558*). – *HNissen, Krit. Untersuchungen über die Quellen der 4. und 5. Dekade d. Liv., Berl. 1863* gehört zu den nicht bloß für Historiker sondern auch für Philologen lesenswertesten Büchern. – Ein Muster feinsinniger Analyse nach innern Gesichtspunkten ist *HTaines Essai sur Tite Live, Par. 1856.* – Das beste Zusammenfassende über die Sprache des L.: *ORiemann, Etudes sur la langue et la grammaire de T.-L.,*[2] *Paris 1884*, viel gutes Einzelne z. B. im *Arch. lat. Lex.*

Seneca rhetor *ed. HJMüller, Wien 1887.* Der Text ist schwer korrupt, für Konjekturalkritik noch viel zu tun. – **Vitruvius** *ed. VRose und HMüller-Strübing,*[2] *Lpz. 1899.* – **Monumentum Ancyranum.** *Res gestae divi Augusti ed. ThMommsen,*[3] *Berl. 1883.* Vgl. *UvWila-*

mowitz, Herm. XXI (1886) 623ff., und in der *Internat. Wochenschr. I (1907) 1106. ThMommsen* in *Sybels Hist. Zeitschr. LVII (1887) 385ff. GMisch, Gesch. d. Autobiographie I (Lpz. 1907) 157ff.* – **Manilius.** Für die Herstellung des schlecht überlieferten Textes bleibt trotz Scaligers und Bentleys Emendationsversuchen noch viel zu tun. Eine gute Ausgabe fehlt (die von *ThBreiter, Lpz. 1907* ist völlig unbrauchbar). – Auf Poseidonios bei M. wies zuerst *HDiels* hin, *RhMus. XXXIV (1879) 487ff.*, zuletzt *Edwin Müller, De Posidonio Manilii auctore spec. I, Diss. Lpz. 1901.* – **Phaedrus** *ed. LucMüller, Lpz. 1877; LHavet, Paris 1895*, erstere ohne zureichende handschriftliche Grundlage und Kritik, letztere mit guten Emendationen, aber einer verfehlten Hypothese über die Ordnung der Bücher und Gedichte. Am Schlusse seiner *Abh. üb. d. Fabel (1759)* gab *Lessing* durch Vergleiche mit den griechischen Originalen wichtige Proben einer immer noch fehlenden Interpretation. – **Calpurnius** *ed. HSchenkl, Lpz.-Prag 1885*, die *laus Pisonis* bei *EBährens, PLM. I 225ff.* – *MHaupt, De carminibus bucolicis Calpurnii et Nemesiani, Berl. 1854* (= *Opusc. I 358ff.*), wo zuerst auf Grund handschriftlicher, sprachlicher und metrischer Indizien die Sonderung der Eklogen des Calpurnius von den vier des etwa zwei Jahrhunderte später lebenden Nemesianus vorgenommen worden ist: eine der methodisch interessantesten Abhandlungen unserer Wissenschaft, die kein Philologe ungelesen sein lassen sollte. – **Lucanus** *ed. CHosius,*[2] *Lpz. 1905.* Von den Scholien sind die in einer Berner Hds. (ohne den Text des Dichters) enthaltenen gut ediert von *HUsener, Lucani commenta Bernensia, Lpz. 1869;* die übrigen erst kürzlich von *JEndt, Adnotationes super Lucanum, Lpz. 1909.* – *HDiels, Seneca u. Lucan in AbhAkBerl. 1885, 1ff.* gibt das Muster einer Quellenanalyse (Abhängigkeit des Dichters von den nat. quaest.).

Persius. Kritische Ausgabe mit einer Auswahl der Scholien, zusammen mit Juvenal von *OJahn, Berl. 1868, 3. Aufl. von FBücheler 1893.* Die Grundlage für die Exegese schuf *JCasaubonus, Paris 1605.* Nach ihm *OJahn, Lpz. 1843*: eine bewunderungswürdige Leistung; da dies Buch eine große Rarität geworden ist, wäre eine zeitgemäße Neubearbeitung sehr verdienstlich. – **Valerius Flaccus** *ed. HSchenkl, Berl. 1871*; nützlich für die Exegese, aber nicht abschließend die Ausgabe von *PLangen, Berl. 1897* (vgl. die inhaltreiche Rezension von *FLeo, GGA. 1897, 953ff.*). Eine Analyse nach dem im Text angedeuteten Gesichtspunkte ist auch nach der fleißigen Arbeit von *RHarmand, De Val. Flacco, Nancy 1898* wünschenswert. – **Statius** Thebais und Achilleis *ed. AKlotz, Lpz. 1902/8*; die Scholien zur Thebais ungenügend von *RJahnke, Lpz. 1898* (vgl. *UvWilamowitz, Herm. XXXIV [1899] 601ff.*). Silvae mit trefflichem Kommentar *ed. FVollmer, Lpz. 1898;* Text von *AKlotz, Lpz. 1900*, wichtige literarhistorische Würdigung der Silvae von *FLeo* im *Ind. lect. Gött. 1892/3.* – **Silius** *ed. LBauer, Lpz. 1890–92.* – **Martial** *ed. WGilbert, Lpz. 1896; WLindsay, Oxf. 1902;* erklärt von *LFriedländer, 2 Bde. Lpz. 1886*, aber mit zu einseitiger Betonung des Sachlichen (in der Einleit. gute metrische Bemerkungen von *ThBirt*). – *Lessings* Würdigung des M. in den *'Zerstreuten Anmerkungen über das Epigramm u. einige der vornehmsten Epigrammatisten'* (*1771*) ist noch immer lesenswert. – Die Zusammenhänge mit der griechischen Epigrammatik sind noch nicht systematisch untersucht: es kommt auf die Geschichte der Motive an, die Ausführung des Einzelnen ist bei M. meist selbständig. Vgl. auch *RReitzenstein, RE. VI 108f.* – **Juvenal.** Über die Ausgabe von *Jahn-Bücheler* s. bei Persius. Erklärende Ausgabe (eine abschließende fehlt durchaus!) von *LFriedländer, Lpz. 1895* (vgl. bei Martial) mit brieflichen Mitteilungen *FBüchelers* (inhaltreiche Rez. von *AGercke, GGA. 1896, 969ff.*). Empfehlenswert auch die englische Ausgabe von *JMayor, London 1888–93* (mit Ausschluß einiger Satiren), zu warnen vor der ganz elenden von *AWeidner,*[2] *Lpz. 1889.*

Seneca. Tragödien *ed. FLeo, Berl. 1878/9*, grundlegend gleich sehr durch recensio wie durch emendatio der sehr interessanten Überlieferung und wichtig durch die prolegomena, die jeder Philologe, der die Dichtersprache und Metrik der Kaiserzeit sowie die Behandlung schwieriger literarhistorischer Probleme kennen lernen will, lesen muß. Die Ausgabe von *GRichter, Lpz. 1902* ist zwar besser als die ältere von *RPeiper u. GRichter, Lpz. 1867*, aber noch immer unzulänglich. Eine auf der Höhe unseres gegenwärtigen Wissens stehende erklärende Ausgabe wenigstens einer dieser Tragödien wäre verdienstlich. – Apocolocyntosis. Kritische Ausgabe von *FBücheler*[1] hinter dem kl. Petron, *Berl. 1904*, erklärende mit deutschen Anmerkungen von demselben in den *Symbola philologorum Bonnensium, Lpz. 1864–67.* – Der veraltete *FrHaasesche* Text der philos. Schriften *Lpz. 1854f.* ist durch textkritische Bearbeitungen ersetzt worden: *vol. I 1* (*dialogorum libri XII*) *von*

EHermes, Lpz. 1905, I 2 (de benef. u. de clem.), von CHosius, 1900, II (naturales quaestiones) von AGercke, 1907, III (Briefe) von OHense (mit Emendationsbeiträgen *FBüchelers*), *1898*. Dringend einer Neubearbeitung, die in Aussicht steht, bedürfen die inzwischen auch quantitativ vermehrten Fragmente (am Schluß der Haaseschen Ausgabe). – *AGercke, Senecastudien, Jahrb. f. Phil. Suppl. XXII 1895* enthält wichtige historisch-biographische Untersuchungen über S. und seine Zeit. Die Quellenanalyse der philosophischen Schriften ist zwar hie und da in Angriff genommen – so werden wichtige Erkenntnisse für die nat. quaest. *HDiels* verdankt in der oben bei Lucanus angeführten Schrift –, aber noch nie systematisch durchgeführt worden: man muß sich erst von der ganzen rhetorischen Manier S.s eine klare Vorstellung gemacht haben, bevor man an die Quellenfrage herangehen kann. – **Petron**. Seine Kritik ist an den Namen *FBüchelers* geknüpft: *ed. maior Berl. 1862* (jetzt eine bibliographische Rarität), *ed. minor*[4] *Berl. 1904* in Verbindung mit anderen Stücken desselben oder verwandten Inhalts. Erklärende Ausgabe der cena (mit Beiträgen *Büchelers*) von *LFriedländer*,[2] *Lpz. 1906*. – Cumae als Ort der cena: *ThMommsens* glänzender Nachweis *Herm. XIII (1878) 106ff. = Ges. Schr. VII 191ff.* kann als sicher gelten, seit *FBücheler, RhMus. LVII (1902) 327* ein Versehen M.s berichtigt hat. – Würdigung des Romans für die Sittengeschichte: *FBücheler, Neues schweiz. Mus. III (1863) 17ff.* – Für die Erforschung der literarhistorischen Zusammenhänge weisen den rechten Weg einzig die Andeutungen *FBüchelers bei ACollignon, Etude sur P. (Paris 1892) 313. 324, 1.* – Den Kombinationen *RHeinzes, Herm. XXXIV (1899) 494ff.* vermag ich nicht zu folgen. – **Curtius Rufus** *ed. EHedicke*,[2] *Berl. 1908;* erklärt von *JMützell, Berl. 1841*. Die Zeit des Rufus ist kontrovers; der seit *JLipsius (1627)* rezipierten Ansetzung unter Claudius stellt *HKöstlin, Phil. LI (1892) 752* eine unter den Flaviern entgegen, die genauere Prüfung verdient. — **Velleius Paterculus** *ed. CHalm, Lpz. 1876; REllis, Oxf. 1898*. Abhandlungen über ihn *s. o. S. 552*.

Tacitus. Die Ausg. von *JLipsius* (zuerst *Antwerpen 1574*) wird man noch jetzt, nachdem die meisten seiner Erkenntnisse und Emendationen Gemeingut geworden sind, als ein Glanzwerk unserer Wissenschaft bewundern. – Eine kritische Gesamtausgabe mit präziser Angabe der Lesarten und einer Auswahl der Verbesserungsvorschläge (seit JLipsius) fehlt; für den Agr. ist das handschriftliche Material durch Bekanntwerden der Lesarten der Hdss. aus Toledo (1901) sowie des *o. S. 558* erwähnten Fundes in Jesi beträchtlich vermehrt worden. Für die historischen Werke werden wir eine kritische Ausgabe von GAndresen, dem besten Kenner der Überlieferung, hoffentlich bald erhalten. Vorläufig bequeme Handausgabe der ann. von *CDFisher, Oxf. 1906*, der kleinen Schriften von *HFurneaux, ebd. 1899*, des dialogus von *AdMichaelis, Lpz. 1868*. – Unter den erklärenden Ausgaben sind die des Agric. (*Berl. 1902*) und des dial. (*Boston 1894*) von *AGudeman*, ferner die des Agric. von *HFurneaux* (*Oxf. 1878*), die des dial. von *WPeterson* (*Oxf. 1893*), die der Germania von *HSchweizer-Sidler* (*[5] Halle 1890*) zu empfehlen, letztere zu benutzen in Verbindung mit *KMüllenhoff, Deutsche Altertumsk. IV, Berl. 1898–1900*. Die erklärende Ausgabe der ann. von *KNipperdey* (zuerst *Berl. 1852*, neuere Aufl. von *GAndresen*) war für ihre Zeit brauchbar, reicht aber jetzt nicht mehr aus. Für die hist. gibt es nicht einmal eine der Nipperdeyschen Annalenausgabe gleichwertige. – Die spezifisch historische Literatur anzuführen ist nicht dieses Ortes. Doch seien, da diese Abschnitte gerade auf den Schulen gelesen werden, *LFreytag, Tiberius und Tacitus, Berl. 1870* und *GKessler, Die Tradition über Germanicus, Diss. Berl. 1905* dem Studium empfohlen. Auch *LSpengel, Über d. I. B. d. ann. d. Tac.* in *AbhAkMünch. philos.-philol. Cl. VII (1855) 697ff.* (über den pannonisch-germanischen Aufstand) ist trotz einzelner Irrtümer immer noch recht lesenswert. – Aus der Literatur über die Frage nach den Quellen der großen Werke seien hier nur genannt die grundlegende, im Prinzip nicht widerlegte Abhandlung von *ThMommsen, Corn. Tac. u. Cluvius Rufus, Herm. IV (1870) 295ff. = Ges. Schr. VII 224ff.*: diese Abhandlung Mommsens (von *HNissen, RhMus. XXVI [1871] 497ff.* für Einzelheiten ergänzt) sowie seine unvollendet gebliebene: *Das Verhältnis des T. zu den Acten d. Senats, S.Ber.BerlAk. 1904, 1146ff. = Ges. Schr. VII 253ff.* darf kein Philologe, der T. kennen lernen will', ungelesen lassen. Außerdem für Philologen wichtig: *FLeo, Die staatsrechtl. Excurse in Tac. ann., GGN. 1896, 191ff. AGercke* in der o. bei Seneca zitierten Abh. Frühere Lit. bei *PhFabia, Les sources de T. dans les hist. et les ann., Par. 1893*. – Germania. Für die Auffassung des γένος entscheidend *ThMommsens Festrede S.Ber.Berl.Ak. 1886, 39ff. = Reden und Aufs. (Berl. 1905) 144ff.* Über die Quellenfrage: *FMünzer, Bonn. Jahrb., Heft 104 (1899) 71.* —

Agricola. Über das γένος: *FLeo, D. griech.-röm. Biogr. (Lpz. 1901) 224ff.*, ergänzend *RReitzenstein, Hellenist. Wundererz. (Lpz. 1906) 91, 1.* – Dialogus. Alle Probleme (Autorschaft, Abfassungszeit, Stil) werden am besten von *FLeo* in der Rec. der Gudemanschen Ausgabe *GGA. 1898, 169ff.* erörtert; ein wichtiger Beitrag zur Komposition: *RHelm, NJahrb. XXI (1908) 485ff.* – Über die Kompositionskunst. Die im Texte zttierte Bemerkung *MHaupts* über T. als 'tragischen Dichter' bei *ChrBelger, M. H. als akad. Lehrer (Berl. 1876) 268*, vgl. *ThMommsen, Herm. a. a. O. 312 (= Ges. Schr. VII 240)* und *FLeo, Tacitus. Kaisergeburtstagsrede, Gött. 1896.* Den Brief Ciceros hat zum Verständnis des Dramatischen herangezogen *RReitzenstein, a. a. O. 89f.* – Für Sprache und Stil fehlt eine das Konventionelle vom Individuellen sondernde Darstellung; lesenswerte Beiträge von *EWölfflin Phil. XXV (1867) 92ff. XXVI (1867) 92ff. XXVII (1868) 113ff.*

Asconius ed. *AKiessling u. RSchöll, Berl. 1875;* jetzt besonders von *ACClark, Oxf. 1907.* Klassische Abhandlung von *JNMadvig, De Q. Asc. Pediano et aliorum vet. interpr. in Cic. or. commentariis, Kopenh. 1828.* Neue Würdigung des A. auf Grund des Didymoskommentars zu Demosthenes: *FLeo, GGN. 1904, 254ff.* – **Verrius-Festus-Paulus.** *JJScaliger (Castigationes 1576), COMüller* (Ausg. *1839*), *ThMommsen (AbhAkBerl. 1864 = Ges. Schr. VII 269ff.)* haben für seinen Text Bedeutendes geleistet (die ungarische Ausgabe des Jahres 1889 ist, so lange der app. crit. fehlt, völlig unbrauchbar). Eine einwandfreie Lösung des Kompositions- und Quellenproblems ist noch nicht gelungen, für Kritik und Exegese bleibt noch viel zu tun. – **Probus.** *FLeo, Plaut. Forsch., Berl. 1895, 21ff.* Eine Sichtung und Sammlung der direkten und indirekten Überlieferung ist Bedürfnis. – **Caesius Bassus** *ed. HKeil in den GL. VI 245ff.* Guter Artikel über ihn von *FSkutsch und MConsbruch in der RE. III (1899) 1312ff.* – **Quintilian** *ed. FMeister, Prag-Lpz. 1886/7; ed. LRadermacher I, Lpz. 1907.* Das *B. X* oft gesondert ediert mit Kommentar, am besten von *WPeterson, Oxf. 1891; B. I von ChFierville* mit wichtigen handschriftlichen Prolegomena, *Paris 1890.* Eine Quellenanalyse Q.s ist ein wichtiges Desiderium: es müßte sich eine Ausgabe mit den testimonia machen lassen, freilich erst nach Aufarbeitung des gesamten griechischen Materials. Die unter Q.s Namen gehenden kleineren declamationes ed. *CRitter, Lp. 1894*, die größeren ed. *GLehnert, Lpz. 1905.* Über die Überlieferungsgeschichte der letzteren hat *RReitzenstein, Studien zu Q.s größeren Deklamationen, Straßb. 1909* eine sehr interessante Entdeckung gemacht; das Studium dieser Abhandl. sei auch wegen ihres ungemein methodischen Interesses angelegentlich empfohlen. – **Plinius** d. j. *ed. HKeil, Lpz. 1870* mit klassischem index nominum von *ThMommsen; ed. CFWMüller, Lpz. 1903* nicht ganz ausreichend; Auswahl mit Kommentar von *RKukula, Berl.-Lpz. 1904.* Meisterhaft *ThMommsen, Zur Lebensgeschichte des j. Plin., Herm. III (1869) 31–169 = Ges. Schr. I 366ff.* – **Celsus.** Kritische Ausgabe wird von *FMarx* erwartet. Lesenswert: *JIlberg, NJahrb. XIX (1907) 377ff.* – **Columella.** Kritische Ausgabe von *VLundström* im Erscheinen. – **Plinius** d. ä. *ed. DDetlefsen, Berl. 1866ff.; CMayhoff, Lpz. 1906.* Seine Quellenanalyse gehört zu den wichtigsten und schwierigsten Aufgaben der Philologie; grundlegend war *HBrunns Diss. de auctorum indicibus Plinianis, Bonn 1856*; von der großen sonstigen Literatur seien nur noch genannt: *FMünzer, Beitr. z. Quellenkritik d. Plin., Berl. 1897. AKalkmann, Die Quellen d. Naturgesch. d. Plin., Berl. 1898. AKlotz, Quaest. Plin. geographicae, Berl. 1906.* Über seinen Stil vortrefflich *JohMüller, Der Stil d. ä. Plinius, Innsbr. 1883.* – **Frontinus** *de aquis urbis Romae ed. FBücheler, Lpz. 1858.* – **Gromatici.** *Die Schriften d. röm. Feldmesser ed. FBlume, CLachmann, ARudorff, Berl. 1848–52;* bes. zum II. Bande, der die Erläuterungen enthält, lieferte auch *ThMommsen* Beiträge. Mommsens auch methodisch für den Philologen lehrreiche Abhandlung über *Die Interpolationen des grom. Corpus (BonnerJhb. 1895, 272ff.)* steht jetzt in den *Ges. Schr. VII 464ff.* Eine neue Ausgabe, die, zumal die genannte längst vergriffen ist, dringend verlangt wird, ist von *CThulin* zu erwarten. – **Terentianus Maurus** *ed. CLachmann, Berl. 1836* und von *HKeil* in *GL. VI 315ff.* Eine Beschäftigung mit dieser nicht uninteressanten Schrift ist empfehlenswert. – **Sueton.** Die Caesares liegen jetzt in einer guten kritischen Ausgabe vor von *MIhm, Lpz. 1907.* Für die Fragmente sind wir vorläufig noch angewiesen auf die s. Z. sehr verdienstvolle, aber jetzt unzureichende Sammlung von *AReifferscheid, Lpz. 1860.* – **Fronto** *ed. SNaber, Lpz. 1867*, ganz ungenügend; neue Ausgabe von *EHauler* vorbereitet. – **Gellius** *ed. MHertz, Berl. 1883–1886; ed. CHosius, Lpz. 1903* mit wichtigen Beiträgen zur Quellenfrage. – **Apuleius.** *Apologie ed. RHelm, Lpz. 1905. Metamorph. ders., Lpz. 1907. Florida* von demselben demnächst erscheinend. Sonderausgabe von *Amor u. Psyche von OJahn, Lpz. 1856* (reizende Miniaturausg. mit glänzenden Emendationen; [3] *von*

AMichaelis, 1883) sowie von *CWeyman im Ind. lect. Freib. i. Schw. 1891* mit ausführlicher adn. crit. Die philosophischen Schriften ed. *PThomas, Lpz. 1908.* Apologie u. Met. verdienen einen exegetischen Komm.; für erstere vortreffliche Vorarbeit von *AAbt, Die Apol. d. Apul. u. die antike Zauberei, Gießen 1908.* Die Frage nach dem griechischen Vorbilde der Haupterzählung der Met. ist auch durch die letzten Arbeiten von *HvArnim* (*Wien. St. XXII [1900] 153ff.*) und *RReitzenstein* (*Hellenist. Wundererzähl., Lpz. 1907, 32ff.*) noch nicht entschieden; die Analyse von Amor und Psyche ist durch *WSchaller, De fabula Ap. etc., Diss. Lpz. 1901* recht gefördert worden. Für die Schrift de dogm. Plat. wichtig *ThSinko, De Apul. et Albini doctrinae Platonicae adumbratione, Krakau 1905.* Die literarhistorische Betrachtung der übrigen Schriften ist vernachlässigt. Die Syntax im engeren Sinne ist gut behandelt von *MLeky, De syntaxi Apuleiana, Diss. Münster 1908;* für Wortgebrauch und Stil ist das unwissenschaftliche Buch von *HKoziol, Der Stil des L. Apuleius, Wien 1872* ganz neu zu machen etwa nach dem Muster von der bei Plinius genannten Abhandlung sowie derjenigen von *HHoppe, Syntax u. Stil des Tertullian, Lpz. 1903.* – **Gaius** *ed. ESeckel et BKübler, Lpz. 1903.* Lesenswert auch für Philologen: *ThMommsen, Gaius, ein Provinzialjurist* (*1859*, jetzt in den *Ges. Schr. II 26ff.*); *BKübler Gaius* in der *RE.*; *FPBremer, Die Rechtslehrer u. Rechtsschulen im röm. Kaiserreich, Berl. 1868.* – **Censorinus** *ed. OJahn, Berl. 1845; ed. FHultsch, Lpz. 1867.* – **Nemesianus**: *s. bei Calpurnius.* – **Solinus.** Musterausgabe von *ThMommsen*,[2] *Berl. 1895.* – **Ausonius** *ed. KSchenkl* in den *mon. Germ. hist., auct. antiquiss. V 2, Berl. 1883; RPeiper, Lpz. 1886*; die Mosella mit gutem Kommentar *ed. CHosius*,[2] *Marburg 1909.* Wichtiger Artikel über A. von *FMarx* in der *RE. II* (*1896*) *2562ff.* Über sein Christentum: *GBrandes, Beiträge zu A., Progr. Wolfenbüttel 1895,* über seinen Briefwechsel mit Paulinus: *FLeo, GGN. 1896, 253 ff.* (mit wichtigen Bemerkungen über die Redaktion der Gedichte des A.). – **Claudianus** *ed. ThBirt* in den *mon. Germ., auct. antiquiss. X, Berl. 1892*, mit wichtigen Prolegomena. Guter Artikel von *FVollmer* in der *RE.* Über die griechischen Parallelgedichte: *UvWilamowitz* in den *Berl. Klassikertexten V 1, Berl. 1907, S. 107.* – **Rutilius Namatianus** *ed. EBährens PLM. V*, mit Kommentar ed. zuletzt *JVessereau, Paris 1904* (kritisch unzureichend). Ein knapper, Sprache, Metrik, Erklärung, umfassender Kommentar erwünscht. – **Scriptores historiae Augustae** *ed. HPeter* (nicht abschließend), *Lpz. 1884.* Die sehr wichtige Entdeckung (*s. o. S. 529*) von *HDessau, Herm. XXIV* (*1889*) *337ff.* ist m. E. auch durch *ThMommsens* zwischen Zustimmung und Widerspruch schwankende Abhandlung *Herm. XXV* (*1890*) *298ff.* = *Ges. Schr. VII 302ff.* nicht widerlegt worden; die beste Analyse des vielbehandelten Problems gibt, freilich vom Mommsenschen Standpunkt aus, *FLeo, Die gr.-röm. Biographie, Lpz. 1901, Cap. 15.* – **Ammianus.** Eine gute kritische Ausgabe wird von *ChUClark* erwartet, vorläufig nur die unzulängliche von *VGardthausen, Lpz. Lpz. 1874–75.* Erst auf Grund einer guten Recensio wird mit Erfolg an eine umfassende Analyse seines Sprachgebrauchs und Stils gegangen werden können, aber schon jetzt verdienen Erwähnung die ertragreichen *Beiträge zur Kenntnis d. späteren Latinität von ELöfstedt, Diss. Uppsala 1908, 53ff.* Wichtig zur Beurteilung sowohl der Überlieferung als des Schriftstellers selbst sind *ThMommsens* jetzt in den *Ges. Schr. VII 363–431* vereinigte Abhandlungen über A. Ein guter Artikel von *OSeeck, RE. I* (*1894*) *1845ff.* – **Panegyrici** *ed. EBährens, Lpz. 1874.* – **Symmachus** *ed. OSeeck* in den *mon. Germ. hist., auct. antiquiss. VI 1, Berl. 1883* mit wichtigen Prolegomena zur Zeitgeschichte. – **Sidonius** *ed. PMohr, Lpz. 1895.* Vortrefflich: *GKaufmann, Rhetorenschulen u. Klosterschulen oder heidn. u. christl. Kultur in Gallien* (*in FrRaumers hist. Taschenbuch, 4. Folge, 10. Jahrg., Lpz. 1869, 1ff.*), *ThMommsen in den Reden u. Aufs.* (*Berl. 1905*) *132ff.* – **Ennodius** *ed. WHartel, Wien 1882.* – **Cassiodorius.** *Variae ed. ThMommsen* in den *mon. Germ. hist., auct. antiquiss. XII, Berl. 1904.* Die unbrauchbare Ausgabe der für Philologen besonders wichtigen *institutiones* in *Mignes patrol. lat. Bd. LXX* (*1865*) wird demnächst durch eine zuverlässige von ThStettner ersetzt werden. Die beste Einführung in Cassiodors literarische Tätigkeit: *HUsener, Anecdoton Holderi, ein Beitrag zur Gesch. Roms in ostgot. Zeit, Bonn 1877.* – **Codex Theodosianus** *ed. ThMommsen et PaulusMMeyer, Berl. 1905.* – **Codex Justinianus** *ed. PKrüger, Berl. 1877.* – **Digesta** *ed. ThMommsen, Berl. 1870;* ein auch für Philologen lehrreicher Artikel 'Digesta' von *PJörs* in der *RE. V* (*1905*) *484ff.* – **Priscianus** *ed. HKeil* in den *GL. II. III, Lpz. 1855–59.* – **Martianus Capella** *ed. FEyssenhardt, Lpz. 1866;* neue Bearbeitung und Quellenanalyse dringend erforderlich. – **Boethius** *de consol. ed. RPeiper, Lpz. 1871.* Eine Neuausgabe dieser sowie der zahlreichen übrigen Schriften würde sich lohnen. Auch für die Analyse bleibt noch sehr viel zu tun.

Für die christlich-lateinische Literatur seien nur einige Bemerkungen (von PWendland) über zusammenfassende Werke, in denen man genaue Nachweise über Quellen und moderne Forschung findet, hinzugefügt.

Die Bedingungen für die Überlieferung der lateinisch-christlichen Literatur sind den *o. S. 417. 418* geschilderten für die griechische analog.

Die wichtigsten Nachschlagewerke für die christliche Literatur sind die *S. 428* genannten Werke von Harnack und Bardenhewer. *AEbert, Allgemeine Gesch. d. Lit. des Mittelalters im Abendlande I,*[2] *Lpz. 1889*, steht zwar philologisch nicht immer auf der Höhe, zeigt aber vielfach ein erfreulich klares Bewußtsein für die höchsten Aufgaben der Literaturgeschichte. Eine gute Zusammenfassung gibt *MManitius, Gesch. der christlich-lateinischen Poesie bis zur Mitte des 8. Jahrh., Stuttgart 1891.* Den Übergang vom Altertum zum Mittelalter stellt *ENorden* (außer in der Kunstprosa) auch *Kultur der Gegenwart I Abt. VIII,*[2] *399–438* dar.

IV. GESICHTSPUNKTE UND PROBLEME[1])

Eine lebendige Kenntnis von der Literatur eines Volkes erwirbt man sich nicht durch das Lesen von Literaturgeschichten, sondern nur durch die Lektüre der Schriftsteller selbst; erst wer einen Schriftsteller ganz oder doch soviel von ihm gelesen hat, um sich ein eigenes Urteil über ihn bilden zu können, sollte dies sein selbsterworbenes Urteil an demjenigen eines Literaturhistorikers messen. Dieser Rat ist so selbstverständlich, daß es scheinen könnte, es sei überflüssig, ihn zu erteilen; doch zeigt die Erfahrung, daß der umgekehrte Weg des ἀπὸ κρήνης πίνειν nur zu häufig beschritten wird. Exegese und Literaturgeschichte hängen aber aufs engste zusammen, und zwar so, daß die durch jene gefundenen Resultate für diese nutzbar werden. Den durch Exegese gewonnenen Faktor reihen wir nämlich als besonders wesentlich ein in die Größen, die uns die Betrachtung der politischen und der kulturellen Geschichte eines Volkes bietet. Denn von diesen darf die Literatur nicht getrennt werden, wenn sie nicht ihres Vorrechtes, zu den höchsten Exponenten der Zivilisation eines Volkes zu zählen, verlustig gehen soll. Gehört doch zu den verhängnisvollsten Verkehrtheiten auch diese, daß viele Philologen die politische Geschichte des Volkes, mit dessen Literatur sie sich beschäftigen, als nicht zu ihrer Domäne gehörig betrachten und zu einem πάρεργον degradieren, was in Wahrheit das ἔργον ist und bleiben muß, da es das alle Erscheinungsformen des höheren individuellen Lebens durchdringende Ferment ist. Auch diese Tatsache bedarf keiner näheren Begründung; es sei aber auch hier (*vgl. o. S. 33ff.*) bemerkt, daß viele und gerade die sichersten Resultate solchen Forschern verdankt werden, die von der politischen Geschichte ausgehend, Streifzüge in das Gebiet der Literatur gemacht haben. ThMommsens kleine Philologica werden in seinen gesammelten Schriften einen Band (*VII*) von mehr als 800 Seiten füllen, und darunter sind eine Menge von κειμήλια; ein Schüler Mommsens, CCichorius, hat, nachdem Philologen viele schwere und erfolgreiche Arbeit an den Fragmenten des Lucilius geleistet hatten, mit Hilfe seiner intimen Kenntnis der Zeitgeschichte und der Verzweigungen der römischen gentes eine Fülle überraschendster Erkenntnisse hinzugefunden (*s. o. S. 562f.*). Aber auch derjenige, dem nicht so sehr daran gelegen ist, als

[1]) Dieser Abschnitt war von mir entworfen und größtenteils auch schon ausgeführt, bevor mir der entsprechende von Bethe und Wendland (*o. S. 428ff.*) bekannt wurde. Durch Streichungen, Zusätze und Rückverweise eine Einheit herzustellen habe ich unterlassen, da es mir für die Leser, an die sich dieses Werk vorzugsweise wendet, gerade von Wert erschien, zu sehen, wie wir unabhängig voneinander oft die gleichen Postulate aufgestellt und ähnliche Wege zu ihrer Erfüllung gewiesen haben.

Forscher mitzuarbeiten, sondern der nur mit Verständnis genießen und die Ergebnisse seiner Lektüre andern vermitteln will, darf seine philologische Lektüre nicht isolieren. So kann, um nur ein konkretes Beispiel zu wählen, allen, die sich zur eignen Förderung oder für die Bedürfnisse der Schule mit der augusteischen Poesie beschäftigen, nicht dringend genug die Lektüre des monumentum Ancyranum, sowie der acta ludorum saecularium *Eph.ep. VIII (1899) 225ff.* (beides natürlich mit Mommsens Kommentaren, aber auch mit Hinzunahme der *o. S. 568f.* genannten Abhandlungen) empfohlen werden, ferner aber auch die Lektüre der Bücher *XLV–LVI* des *Cassius Dion*, sowie jener begeisterten Enkomien, die wir auf Inschriften (besonders der berühmten von Priene: *Inschr. v. Priene, Berl. 1906, nr. 105*) und gelegentlich bei Schriftstellern finden (besonders schön *Philon, leg. ad. Gaium 21*). Wer nicht mit dem Dichter die Stimmung teilt, deren Exponenten z. B. das Saecularlied, die 'Römeroden', das 'quo nihil maius meliusve terris fata donavere bonique divi' und 'divis orte bonis' sind, wer dann aber auch andererseits nicht die Wolken sieht, die den Glanz des almus Sol zeitweise verdunkelten – man lese die merkwürdige Stelle des *Plinius n. h. VII 147—150* über die *adversa Augusti* –, der hat, da er das aus Sehnsucht nach der Rettung, Freude über die Erfüllung, Bangen vor dem Bestande wunderbar temperierte Ethos dieser Poesie nicht mitempfinden kann, auch kein Recht, über ihren Wert oder Unwert laut zu urteilen, entbehrt z. B. auch der für das Verständnis der Aeneis notwendigsten Voraussetzung (vgl. den Versuch: *Vergils Aeneis im Lichte ihrer Zeit, NJahrb. 1901, 249ff. 313ff.* sowie die Rede von *EduardMeyer, Kaiser Augustus in der Hist. Zeitschr. XCI [1903] 385ff.*).

Das Ideal also liegt sichtbar vor Augen, aber noch für keine Literatur irgendeines Volkes ist es ganz erreicht; für die des römischen haben wir Deutsche infolge unseres an sich gerechtfertigten und nötigen Bestrebens nach Gründlichkeit uns auf diesem Gebiete von Schriftstellern anderer Nationen überflügeln lassen. Zwar die literarhistorischen Abschnitte in Mommsens römischer Geschichte stehen, wie bemerkt (*o. S. 560*), unerreicht da; aber ihrem Zwecke entsprechend sind sie von gedrängter Kürze, tragen auch, wie die sie umrahmenden geschichtlichen Darstellungen den Stempel der freilich den Zeiten und Personen kongenialen Subjektivität ihres Verfassers. Dagegen haben wir den zitierten (*o. S. 560. 568*) feinsinnigen Darstellungen HTaines über Livius und WYSellars, die auf Grund sorgsamster Analyse aller in Betracht kommenden Faktoren die Größen der Literatur als Repräsentanten ihrer Zeit und ihres Volkes zu würdigen wußten, in deutscher Sprache Gleichwertiges kaum an die Seite zu stellen. Ob die Zeit zur Errichtung eines solchen Gebäudes auf so breiter Basis und mit so tiefen Fundamenten schon gekommen ist, mag bezweifelt werden, da noch viel Kleinarbeit zu leisten bleibt. Aber diesem Zweifel würde auch jede der künftigen Generationen gegenüberstehen; denn die Forschung ist ein ἄπειρον, da jede Lösung eines Problems uns sofort vor neue Fragen stellt. An absoluter Bedeutung für die Wissenschaft steht eine beliebige Miscelle etwa FBüchelers, der so selten geirrt hat wie kaum ein Philologe vor oder neben ihm, in ihrer gedrängten Präzision höher als jede noch so geistvolle Gesamtdarstellung, die niemals objektive Werte schafft. Daß die Hellenen (und daher auch die Römer) keine Literaturgeschichte in unserem Sinne besessen haben, mag ein Mangel sein, aber er erklärt sich daraus, daß ihnen die Literatur stets ein Objekt der Forschung geblieben ist, sowohl für die ἐξήγησις wie für die κρίσις. Wenn wir also darüber hinausgelangt sind und uns immer weitere und höhere Ziele setzen, so müssen wir uns doch

immer des relativen Wertes solcher Zusammenfassungen bewußt bleiben: er liegt vor allem darin, daß durch sie die Lücken unseres bisherigen Wissens deutlich zutage treten und die Forschung zu deren Ergänzung angeregt wird. Deshalb wurde gerade auch in der obigen Skizze, in der das Ziel naturgemäß ein viel näheres und tieferes als das eben gezeichnete ist, auf die Unzulänglichkeit des bisher Erkannten, freilich auch auf die Grenzen der nach Lage des Materials gegebenen Erkenntnismöglichkeiten öfters hingewiesen. Hier sollen aus der Fülle der Forschungsobjekte alle noch so wichtigen speziellen — wie Kontroversen über Echtheit und Zeit von Schriftwerken, fehlende Fragmentsammlungen — übergangen und nur einzelne von prinzipieller Bedeutung besprochen werden. Zur Ergänzung sei auf *RHeinzes* Rede: *Die gegenwärtigen Aufgaben der römischen Literaturgeschichte* (*NJahrb. XIX [1907] 161ff.*), sowie auf die von *UvWilamowitz* im Anhange seiner Skizze der griechischen Literatur (*Kult. d. Gegenw. Teil I, Abt. VIII,* [2] *Berl.-Lpz. 1907, 232ff.*) aufgestellten Postulate verwiesen, die meist auch für die römische Literatur gültig sind.

1. Seitdem die Abhängigkeit der römischen Literatur von der griechischen das prinzipielle Axiom für ihre Beurteilung geworden ist, ergibt sich als höchstes Postulat die Quellenanalyse: erst wenn das Entlehnte vom Eigenen geschieden ist, kann dieses in seiner Sonderart gewürdigt werden. Hierfür ist sehr viel getan, aber wohl kaum bei irgendeinem Autor die Arbeit ganz erledigt. Über die Grenzen der Erkenntnismöglichkeiten darf man sich natürlich keine Illusionen machen. Nur in den sehr seltenen Fällen, wo uns der ganze Kreis der Vorbilder erhalten ist, kann der Punkt, auf dem die Nachbildung steht, genau fixiert werden; meist fehlen wichtige, oft gerade die entscheidenden Zwischenglieder. Dadurch wird die Forschung schwieriger, aber auch interessanter, denn an die Stelle einer bestimmten gegebenen Größe treten nun mehrere gefundene Näherungswerte, deren Summierung das gewünschte Resultat mit derjenigen Sicherheit gibt, die bei der Relativität unseres Wissens überhaupt zu verlangen ist. Als Musterbeispiel kann auf *FLeos Plautinische Forschungen, Kap. III 'Plautus und seine Originale'* verwiesen werden, eine Untersuchung, die zugleich die Elegie mitumfaßt. Eine Ausdehnung solcher Analysen auf andere Dichter und Prosaiker ist erwünscht und notwendig. So hat sich für Horaz' Oden selbst AKießling die Erkenntnis wichtiger Zusammenhänge dadurch verschlossen, daß er als poetische Vorbilder wesentlich nur die alten Lyriker in Betracht zog, die abgesehen davon, daß sie uns nur in Trümmern vorliegen, von Horaz durch Welten heterogenen Empfindens und verschiedener Kunstübung getrennt sind: erst RReitzenstein hat auf das hellenistische Epigramm als weitere wichtige Erkenntnisquelle nachdrücklich hingewiesen (*s. o. S. 567*), und wenn eine Stelle der Oden (*IV 5, 9ff.*) erst durch eine schon von DLambinus (1561) entdeckte Stelle des *Oppianos hal. IV 335ff.* ihr besonderes Licht erhält, so zeigt das, daß man auch andere Spezies der hellenistischen Poesie für die Motive zu durchforschen hat. Für andere Dichter wie Catull, Vergil und Ovid steht diese Art der Forschung, soviel im einzelnen fein beobachtet worden ist, doch erst in den Anfängen; für Martial ist, wie bemerkt (*o. S. 569*), noch so gut wie nichts in dieser Hinsicht geschehen. Ein Catullkommentar wie der von GFriedrich, der so wenig griechische Worte enthält, muß trotz sonstiger Verdienste als einseitig bezeichnet werden. Für Ovid zeigt die Neubearbeitung des Hauptschen Metamorphosenkommentars durch REhwald wenigstens die prinzipielle Anerkennung des neuen Postulats. Für Vergils Georgica hat PJahn in Aufsätzen des *RhMus. LVIII (1903) u. f.* viel Material beigebracht, aber unverarbeitetes und nicht

immer richtig verwertetes; für die Bucolica bleibt – von Theokrit, aus dem die Imitationen wenigstens äußerlich, aber auch nur dies, gesammelt sind – noch viel in dieser Richtung zu tun, desgleichen für die Aeneis. Daß sich vieles dauernd dem Nachweise entziehen wird, ist sicher. An einem Verse wie *georg. I 437 Glauco et Panopeae et Inoo Melicertae* sieht und hört man sofort das Griechische: die Scholien schweigen, aber *Gellius XIII 26* gibt den Originalvers des Parthenios. Ebenso sicher entnahm Vergil einem griechischen Dichter die schöne ὑπόθεcις περὶ τῶν καθ' Ἡρὼ καὶ Λέανδρον *georg. III 258–63*: aber unsere Quellen versagen für dessen nähere Bestimmung, während für die gleich folgenden Verse *268ff.* Euphorion als Quelle schon von Heyne sehr glaublich gemacht worden ist. Zu *II 470 mollesque sub arbore somni* zitiert Servius μαλακοὶ δ' ὑπὸ δένδρεcιν ὕπνοι, ohne Namen des Dichters; wir kennen ihn nicht. Daß *Aen. VII 765ff.* dem Kallimachos nachgedichtet ist, wissen wir zufällig aus *Servius zu 778.* Auf Camilla (*B. XI*) hat er Züge von Harpalyke übertragen, wie wir wieder ganz zufällig wissen (*Serv. Dan. I 317*). Dagegen tasten wir für eine so erlesene Sache wie das Märchen von goldnem Zweige (*VI 136ff.*) ganz im Dunkeln. Mehr oder minder reichliche Scholien sind hier wie meist für das Positive oder Negative entscheidend. In den meisten prosaischen Gattungen ist, wie wir gesehen haben, die Selbständigkeit eine verhältnismäßig größere gewesen, aber auch hier muß stete Fühlung mit den griechischen γένη gehalten werden: das ist selbstverständlich bei Schriften, die sich nur als Bearbeitungen griechischer Originale geben, wie den philosophischen Ciceros, aber auch seine Reden und rhetorischen Schriften dürfen nicht isoliert werden, und selbst Schriftsteller von so hoher Originalität wie Sallust und Tacitus müssen hinsichtlich ihres Stils und ihrer Erzählungskunst in den griechischen Rahmen hineingestellt werden.

Es ist ein beneidenswert schöner Glaube, lateinische Schriftwerke irgendwelcher Art rein aus sich selbst heraus erklären zu können, aber es ist doch ein Wahnglaube und in Wahrheit das Produkt der ἀνιcτορηcία, ein Rudiment aus den Zeiten der Renaissance, die das Lateinische isolierte. Was wir brauchen, das ist vielmehr, um es kurz so zu formulieren, eine Topik der Motive in Poesie und Prosa. Für die Elegie ist, hauptsächlich infolge der Anregungen FLeos in dem eben genannten Werke, manches nützlich gesammelt worden, wenngleich noch längst nicht vollständig; für die anderen poetischen Spezies gibt es dergleichen noch nicht. Für die Prosa, wenigstens die rhetorische der Kaiserzeit und auch für die von ihr nicht zu trennende rhetorische Poesie, hat einige lehrreiche Beispiele geliefert *CMorawski, Eos V (1899) 1ff.; Rhetorum romanorum ampullae, Krakau 1901*; *Parallelismoi sive de locutionum aliquot usu et fatis apud auctores graecos nec non latinos, ebd. 1902.* So läßt sich, um nur zwei Beispiele anzuführen, eine berühmte Stelle aus einer Rede des C. Gracchus in ihrer Formulierung nach rückwärts bis auf die älteste griechische τέχνη, nach vorwärts bis tief in die Kaiserzeit hinein verfolgen (*vgl. Ant. Kunstpr.*[2] *Nachtr. zu S. 171*). Ferner sind die berühmten Worte des Tacitus (*a. II 88*) von Arminius: *canitur adhuc barbaras apud gentes* beeinflußt durch *Xenoph. Cyrop. I 2, 1* ὁ Κῦρος . . . ᾄδεται ἔτι καὶ νῦν ὑπὸ τῶν βαρβάρων: ihre sachliche Glaubwürdigkeit braucht deshalb nicht angezweifelt zu werden, aber es ist doch bezeichnend genug, daß *Dionys. Hal. VIII 62, 3* Analoges von Coriolanus sagt (ᾄδεται καὶ ὑμνεῖται πρὸς πάντων ὡς εὐcεβὴc καὶ δίκαιος ἀνήρ), und da ist es schon schwerer, mit Niebuhr u. a. an die Existenz solcher alten Lieder zu glauben. Der nach Expansion und Intensität ungemessene Einfluß der Rhetorik

auf die gesamten Spezies der Literatur beginnt sich uns immer klarer darzustellen; man kann so weit gehen zu behaupten, daß kein Literaturprodukt vom 5. Jahrh. v. Chr. angefangen – selbst Pindar und die voreuripideischen Tragiker nicht ausgenommen – als abschließend interpretiert gelten darf, wenn nicht die Möglichkeit einer Einwirkung der τέχνη ins Auge gefaßt worden ist. Für die Dichter von Ovid an ist vieles derart gut beobachtet worden (so über Ovid selbst ganz kürzlich von *CBrück, De Ovidio scholasticarum declamationum imitatore, Diss. Gießen 1909*), aber besonders für die älteren Dichter, bei denen der Einfluß der Rhetorik noch nicht so augenfällig ist, bleibt noch vieles nachzuweisen. Selbst Horaz, der, wie ein Vergleich mit seinem Nachahmer Statius in den Lyrica zeigen kann, dank seinem Kunstverstande der Rhetorik die Rolle nur einer Dienerin zuweist, darf von solchen Untersuchungen nicht ausgeschlossen werden: das Kompositionsproblem, das das Propempticon an Vergil bietet, hat erst *GLHendrickson, ClassJourn. III (1908) 100ff.* dadurch gelöst, daß er es in Zusammenhang mit der rhetorischen Theorie brachte. Aus eigner Erfahrung, deren Resultate hier nicht dargelegt werden können, vermag ich zu versichern, daß dieser Weg, mit Behutsamkeit begangen, gerade auch für Horaz' Oden Erfolge verspricht, und nun gar erst für Vergil, der, wie ich an einigen Beispielen im *RhMus. LIV (1899) 466ff.* und im *Komm. zum VI. Buche* gezeigt zu haben glaube, die Reden seiner Personen, wie ja auch gar nicht anders zu erwarten, mit kunstreicher Verwendung der rhetorischen Technik geformt hat. Wie viel da noch zu tun bleibt, zeigt am besten die schon oben (*S. 511*) erwähnte Tatsache, daß nicht einmal die Reden des Livius analysiert worden sind (doch wird, wie ich höre, daran jetzt gearbeitet) und daß wir selbst für Cicero über gute Anfänge (*s. o. S. 565*) nicht hinausgekommen sind. Die Arbeit ist entsagungsvoll, muß aber einmal gemacht werden, wenn zunächst auch provisorisch. Denn für ihren Abschluß wäre nötig, daß erst einmal eine Rekonstruktion des antiken Lehrgebäudes der Rhetorik unternommen würde mit dem riesenhaften Materiale, das noch nicht einmal in seinem ganzen Umfange publiziert ist. Wie überraschende Resultate es selbst in seinen jüngsten Schichten bieten kann, das haben vor allem die mustergültigen Arbeiten von HRabe in den letzten Bänden des *RhMus.* gelehrt sowie neuestens RReitzensteins *o. S. 571* erwähnte Entdeckung.

Auch die Zusammenhänge Juvenals mit der Rhetorenschule sind noch zu untersuchen. Was *Seneca contr. X 4, 18* von einem Rhetor der augusteischen Zeit sagt: *insectabatur saeculi vitia* paßt genau von Juv. Man lese ferner die Deklamation eines Rhetors Papirius Fabianus *ebd. II 1, 10–13* gegen *divitiae* und *luxuria* und vergleiche sie mit Juv. überhaupt sowie besonders mit *3, 17ff. 290ff.* Dieser Rhetor war Lehrer des j. Seneca, dessen Schriften voll sind von ganz ähnlichen Tiraden, vgl. z. B. *nat. qu. III 18* (*permitte mihi quaestione seposita castigare luxuriam* usw.) mit *Iuv. 4, 37ff.; Sen. ep. 94, 21. 99, 13* gegen die sexuellen vitia mit entsprechenden Stellen S.s.

2. Verhältnismäßig am weitesten sind wir in der geschichtlichen Betrachtung der λέξις gekommen, aber freilich ist auch hier eine Erweiterung und Vertiefung nötig. Denn über eine Darstellung der Geschichte einzelner wichtiger σχήματα λέξεως bin auch ich (in meiner *Ant. Kunstpr.*) nicht hinausgelangt, habe also nicht viel mehr gegeben als die arabeskenhaften Randornamente eines Bildes, das zu zeichnen der Zukunft überlassen bleibt. So weit ich es jetzt übersehe, ergeben sich hier folgende Postulate:

a) Zunächst die Geschichte der λέξις im engsten Sinne, d. h. der ἐκλογὴ ὀνομάτων. Daß die Biologie jedes einzelnen Wortes von seinem ersten Auftauchen bis zu seinem Verschwinden in der Schriftsprache und seinem eventuellen Weiter-

leben in den romanischen Sprachen noch zu schreiben ist, davon soll hier nicht gesprochen werden, da dies mehr in das Gebiet der Sprach- als der Literaturgeschichte fallen würde (obwohl gerade die einzige mustergültige Schrift dieser Art, die wir besitzen, *HDiels Elementum, Lpz. 1899* gezeigt hat, wie eng beides sich berührt). Aber die bewußte Wortwahl gehört in die Geschichte des Stils und daher auch in die der Literatur. Wie spiegeln sich die Sprachtheorien in der Praxis? *HSteinthals Gesch. d. Sprachwissensch. bei d. Griechen u. Römern mit besonderer Rücksicht auf d. Logik,* [2] *Berl. 1890* ist nicht einmal in der vom Verfasser selbstgewählten Begrenzung des Stoffes ausreichend; auf die praktischen Konsequenzen der Theorien geht er nicht ein. Hier kann nur eine vergleichende Analyse des Wortschatzes der großen Schriftsteller weiterführen. So muß der Wortschatz Caesars und Ciceros, die keineswegs die gleiche Stellung zu den Sprachtheorien ihrer Zeit einnahmen (vgl. *Cic. or. 155ff.*), miteinander und dann wieder mit dem der übrigen Autoren, wie Varro, Nepos, Sallust, den Fortsetzern Caesars verglichen und dabei vor allem festgestellt werden, welches Wort bei diesem oder jenem gemieden und durch welches es ersetzt wird (z. B. ist doch merkwürdig genug und wohl nur aus einer 'ratio' zu erklären, daß, wie beobachtet worden ist, Caesar mehr als 200 mal *flumen*, nie *fluvius* oder *amnis* hat; *timere,* nie *metuere; diligere,* nie *amare; etsi,* nie *quamquam licet etiamsi* und nur einmal *quamvis; quod* und nur einmal *quia; itaque* und nur einmal *igitur*).

Wie sind die vielen Rätsel, die uns Sallusts Stil aufgibt, zu lösen? Hierüber nur folgende Andeutungen zur Kennzeichnung der Methode. Die Ultras im Lager der Analogetiker verpönten sowohl veraltete Wörter als auch Neubildungen. Dagegen stellte sich Sisenna auf den Standpunkt, den ein gemäßigter Analogetiker bei Varro (*de l. l. IX 19ff.*) vertritt, daß der maßvolle Gebrauch archaischer und rationell gebildeter neuer Worte erlaubt, ja ein Verdienst sei: es ist das dieselbe Ansicht, die Horaz (*a. p. 48–72*) nach seiner Quelle referiert (vgl. *RReitzenstein, M. Ter. Varro* usw., *Lpz. 1901, 64*). In den über 100, meist eben wegen sprachlicher Besonderheiten zitierten Fragmenten des Sisenna kreuzen sich in der Tat Archaismen mit Neubildungen, wegen derer ihn Cicero (*Brut. 259*) tadelt. Genau auf demselben Standpunkte steht nun auch Sallust. Seine Archaismen im Vokalismus (z. B. *faciundus, advorsus*), in der Flexion (z. B. *plebes, solui*) und im Wortgebrauche (z. B. Vorliebe für Frequentativa wie *imperitare, luctare*, ferner *multi mortales, cum animo reputare* u. dgl.) sind bekannt. Als *novator verborum* wird er von Probus (bei *Gell. I 15, 18*, vgl. *IV 15, 1*) bezeichnet. Prüfen wir die Neuerungen, so ergibt sich, daß er sie wagte nach dem Prinzipe der ἀναλογία: so *neglēgi, intellēgi* (dies auch einmal Lucr.) ∼ *lēgi, agnoturus* ∼ *ignotus, quaesitur* ∼ *quaeritur, dehonestamentum* (und viele andere auf *-mentum*) ∼ *testamentum, properantia* ∼ *elegantia, imperitia* und *incelebratus* nach den nicht negierten Ausdrücken. Die Worte Ciceros (*Brut. 260*) von Sisenna: *recte loqui putabat esse inusitate loqui* passen also auch für Sallust, der derselben Stiltheorie wie sein Vorgänger folgte; in der Vorliebe beider für Adverbien auf *-im* (wie *carptim, catervatim, separatim*) ist der Anschluß besonders deutlich. Vermutlich erklären sich auch Sallusts *o. S. 485* aus vielen genannte syntaktische monstra aus dieser seiner Sonderstellung: aber freilich läßt sich darüber weniger sicher urteilen, da zu einer Geschichte der Syntax zurzeit erst Anfänge vorliegen und infolge des Verlustes von Varro de l. l. XIV–XXV die antiken Theorien nur ungenügend bekannt sind.

b) *UvWilamowitz, Herm. XXXV (1900) 25ff.* hat mit Recht hervorgehoben, daß von mir in dem genannten Werke die Stilarten der γένη nicht genügend geschieden worden seien. Eine vergleichende Stilgeschichte der einzelnen Literaturgattungen ist also, wie ich in den Nachträgen zu *S. 131ff.* jenes Werkes bemerkt habe, noch zu schreiben.

Dabei werden nicht bloß die einzelnen γένη der 'Kunstprosa', d. h. des λόγος κατεσκευασμένος, sondern es wird, was noch niemand unternahm und was doch gerade eines

intimen Reizes nicht entbehrt und auch als Gradmesser jenes λόγος wichtig ist, auch der λόγος ἀκατάσκευος in Betracht zu ziehen sein. Auch dieser hat seine Schattierungen, von der ἀφέλεια der altionischen Novellistik, der urbanen attischen oder römischen Konversation und der Sachlichkeit des wissenschaftlichen Stils bis hinunter zum λόγος ἰδιώτης Catos (de agr.), der Plebejer bei Petron und der ältesten Christen sowie derjenigen späteren, die den rhetorischen Zauber nicht mitmachten ('Die Typen des volkstümlichen Erzählerstils müssen durch die antiken Kulturen hindurch verfolgt werden', schreibt, wie ich eben lese, *ADeißmann, Licht vom Osten,* ² *Tüb. 1909, 303*). – Aus stilistischer Identität läßt sich auch in diesem niederen γένος gelegentlich ein Rückschluß auf literarhistorische Zusammenhänge ziehen. *'Quanti dantur?' 'tanti' inquit Olumpias, simul hoc dicens suavium dedit:* das könnte genau so bei Petron oder Apuleius stehen, stand aber in Sisennas Milesiae (*fr. VIII Büch.*), und auch deren übrigen Fragmente würden sich nach Stil und Inhalt mit Stellen der genannten Autoren und, wie hinzugefügt werden kann, auch der varronischen Satiren identifizieren lassen (vgl. z. B. *Varr. fr. 145. 149. 166. 175. 451. 459. 520. 521. 522. 550. 562. 590*): hieraus ergeben sich für die Literaturgeschichte die in obiger Skizze (S. *520f.*) gezogenen Folgerungen. Was ist das für ein Stil? Das beim *auct. ad Her. IV 14* für das *genus adtenuatum* (γ. λιτόν, ἀφελές, ἰσχνόν) gegebene Musterbeispiel stimmt genau (sogar bis auf das für diese Art der Erzählung offenbar typische *coepisse : coepit, postquam perfusus est, defricari*) zu der uns geläufigen Art des Petron und Apuleius (wo er nicht stilisiert): das also war auch der Stil der neuionischen Novellistik, die ihrerseits wieder anknüpfte an die altionische bei Herodot. Dies war aber noch längst nicht die niederste Stufe: vielmehr hat derselbe auct. ad Her. weiterhin (*16*) dasselbe, von ihm vielmehr als *facetissimum* bezeichnete Beispiel erst durch Umstilisierung zu einem Muster des ξηρόν gemacht. Was für Nuancen zwischen dem ἀφελές und dem ξηρόν spielen können, zeigen uns die unbedingt der novellistischen Gattung zugehörigen christlichen Heiligenlegenden, soweit sie nicht von der pompa des Stils infiziert sind; auch die Evangelien sind von Celsus, Julian u. a. dahin gerechnet worden. – *Ante auris modo ex subolibus parvuli intorti demittebantur sex cincinni, oculi suppaetuli nigellis pupulis liquidam hilaritatem significantes animi, rictus parvissimus ut refrenato risu roseo:* das könnte wieder genau so bei Petron oder Apuleius stehen, und es finden sich auch tatsächlich bei beiden ganz ähnliche ἐκφράσεις (*Petr. 126, 15. Apul. II 9*), aber jene Worte sind aus *Varro sat. 375* (vgl. *432*). Das ist neben jener ἀφέλεια das andere Ingredienz des *Milesius sermo:* ζῆλος Ἀσιανός. – Nähere Ausführung dieser beiläufigen Bemerkungen bleibe anderen überlassen; doch sei hier zur Beurteilung der literargeschichtlichen Kombinationen *o. S. 472. 520f.* zur Erwägung empfohlen die Verwandtschaft von *Petr. 61ff.* ~ *Apul. I 5–19. II 21–20*; *Petr. 94* (*mimica mors,* vgl. *117 quid cessamus mimum componere*) ~ *Apul. I 16; Petr. 97* ~ *Apul. V 8; Petr. 98* ~ *Apul. IX 24f.; Petr. 126* ~ *Apul. II 8f.* und dazu *Varro sat. 432.*

c) Aber auch innerhalb desselben γένος gibt es Stilnuancen. Sie festzustellen, dazu wird es freilich eines besonders fein ausgeprägten Empfindens bedürfen; aber wer das einmal leisten wird, der erreicht auch etwas, das zu den κάλλιστα πάντων τῶν ἐν τῇ τέχνῃ gezählt werden darf. Getan aber werden muß diese Arbeit wegen der zentralen Bedeutung dieses Faktors in der antiken Literatur. Aus dem Prooemium von Isokrates' Panegyrikos und der Darlegung bei Horaz (*a. p. 119ff.*) – um nur diese beiden zu nennen – weiß jeder, was ja auch die Totalentwicklung beider Literaturen lehrt, daß auf Erfindung von stofflich Neuem längst nicht das gleiche Gewicht gelegt wurde wie auf die besondere Stilisierung des Traditionellen. Das Material zur Beurteilung ist in griechischer und römischer Literatur (in dieser vom auct. ad Herenn. angefangen) so reich und erlesen wie kaum für ein anderes Gebiet; mit einer Verwendung aber dieses Materials für die Erkenntnis der Praxis von Prosaikern und Dichtern ist m. W. kaum auch nur begonnen worden. Durch welche Mittel der Stilnuancierung erreicht z. B. Cicero auch in Reden desselben γένος die jedesmal beabsichtigte Wirkung? warum und mit welchen Mitteln nimmt er die Niveauveränderungen des Stils vor, der oft in derselben Rede vom ἰσχνόν zum μεγαλοπρεπές steigt, vom *grave* zum *adtenuatum* fällt? (z. B. *pr. Mil. 60. pr.*

Mur. 26: diese Beispiele bei *LLaurand, Etudes sur le style des discours de Cicéron, Par. 1907, 276f.*, wo wenigstens der Anfang zu solcher Untersuchung vorliegt; ferner die vielen 'altercationes', besonders gehäuft in der *Quinctiana*, z. B. *78f.*, auch *ad Att. XIII 42*). Worin liegt das *molle atque facetum*, das nach Horaz (*s. I 10, 44f.*) Vergils Bucolica auszeichnete? Worin die *curiosa felicitas*, die an Horaz selbst Petron *118, 5* rühmt? Gerade an Horaz, der das Postulat einer Einheit von Gedanken und Stil in der Poetik so lebhaft vertritt, muß sich das doch auch in der Praxis demonstrieren lassen. So hat *Heinze a. a. O.* (*o. S. 575*) *165* auf den beabsichtigten Kontrast des rauschenden Siegesliedes *nunc est bibendum* (*I 36*) und des leisen Idylls *Persicos odi puer adparatus* (*I 37*) und einiges andere der Art treffend hingewiesen. Mit welcher Meisterschaft Horaz auch in den Satiren den Sprachstil handhabt, z. B. ihn in *hoc erat in votis* die ganze Skala vom nur sehr leise stilisierten sermo cotidianus und der anilis fabella bis zu parodischem Pathos durchlaufen läßt, oder wie er es in den Episteln versteht, ihn dem Ethos des Adressaten, vom Prinzeps bis hinab zum jungen Kunstdilettanten, anzupassen, das lernt man, je länger und genauer man seinen Blick auf diese Dinge richtet, immer mehr als vollkommene Harmonie reifen Kunstverstandes und technischen Könnens bewundern.

3. Die λεκτικὴ δύναμις kann und muß sich in allen μέρη eines literarischen Kunstwerks bewähren, nicht am wenigsten auch in der διήγησις. Daß die Erzählungskunst auch in der römischen Literatur einer geschichtlichen Analyse bedarf und fähig ist, soll hier gleich an einigen Beispielen gezeigt werden.

Vergil läßt die Handlung des VI. Buchs der Aeneis damit beginnen, daß Aeneas, eben in Cumae gelandet und auf die Sibylle wartend, die bildlichen Darstellungen am kymaeischen Apollotempel besichtigt, bis ihn die Ankunft des Achates und der Sibylle in seinem Tun unterbricht (*13ff.*); daß dieses hier nicht recht am Platze ist, fühlte der Dichter selbst, denn er läßt die Sibylle den Aeneas scheltend zur Sache rufen (*37 non hoc ista sibi tempus spectacula poscit,* sondern Opfer). Schon dieser Umstand beweist, daß er das Motiv, die Erzählung so in Gang zu bringen, nicht selbst erfunden haben kann. Nun habe ich in meinem Kommentare z. d. St. (*S. 121*) auf einige Analogien hingewiesen: der alexandrinische Dichter, dem Kolluthos sein Epyllion vom Raube der Helena nachdichtete, ließ den Paris nach seiner Ankunft in Sparta die dortigen Tempel betrachten (*236ff.*); genau dieselbe oder eine ganz verwandte Technik finden wir, wie *a. a. O.* genauer dargelegt wurde, in den Romanen des Longos (*c. 1*) und Achilleus Tatios (*I 1* und *III 6*, an letzterer Stelle verbunden mit einem Gebete und Danke für glückliche Landung, beides auch bei Vergil folgend: *Vers 56ff.*), auch in Varros Büchern *de r. r.* (*I 2*). Diesen Parallelen seien hier hinzugefügt: Catull *64*, wo die Episode über die Darstellungen auf der Decke (*50–266*) so abgeschlossen wird: *quae postquam cupide spectando Thessala pubes | expleta est, sanctis coepit decedere divis* (darauf geht die Handlung weiter), und vor allem Petron, der das Motiv wiederholt benutzt (*27,3 cum has miraremur lautitias, accurrit Menelaus* und meldet den Anfang der cena; *29* Betrachtung von Gemälden unterbricht die Handlung; *83* Encolpios betrachtet ein Gemälde, dessen Darstellung er mit seinen Leiden in Verbindung bringt, in seinen Betrachtungen unterbricht ihn das Auftreten des Eumolpos). Es ist mithin klar, daß wir es hier mit hellenistischer Erzählungstechnik zu tun haben, die aus *Od. η 81ff.* (Odysseus vor dem Palaste des Alkinoos) herausentwickelt worden war. Nun hat Vergil das Motiv noch einmal *I 451ff.*: Aeneas, in Karthago gelandet und auf Dido wartend, betrachtet am Tempel der Juno das Gemälde des trojanischen Krieges, seine eignen sowie seiner Familie Erlebnisse, *multa gemens largoque umectat flumine voltum* (*465*); das ist eine mit der Handlung gar nicht verknüpfte Episode, der man es anmerkt, daß sie für einen ganz anderen Zweck erfunden sein muß. Nun lesen wir bei Aristoteles *Poet c. 16*, wo er über die verschiedenen Spezies der ἀναγνώρισις handelt, *p. 1454b 35* ἡ τρίτη διὰ μνήμης τῷ αἰσθέσθαι (d. h. eine Empfindung äußern) τι ἰδόντα, ὥσπερ ἡ ἐν Κυπρίοις τοῖς Δικαιογένους· ἰδὼν γὰρ τὴν γραφὴν ἔκλαυσεν (nach der Vermutung von *FGWelcker, Gr. Trag. I 204* vielleicht Teukros, der nach dem Tode seines Vaters Telamon unerkannt in seine

Heimat zurückkehrte). Also genau die gleiche Situation wie bei Vergil, aber bei diesem ist der Erzählung die Spitze abgebrochen: das Weinen mußte zu einer Erkennungsszene führen (wie ϑ *521ff.* Odysseus weinend und sich dadurch zu erkennen gebend: Motiv fortwirkend bis zur *hist. Apoll. Tyr. 14f.*). Aber diesen Weg hatte Vergil sich verbaut, da er den Aeneas, in eine Wolke gehüllt, unsichtbar für die anderen sein ließ (*439f.*): so kommt es zwischen ihm und Dido auf andere Weise zur Vorstellung (*579ff.*), und seine an sich ja ganz hübsche Episode ist für den Gang der Handlung zwecklos geworden. Daß auch in diesem Falle die Verbindung zwischen ihm und dem obskuren Tragiker in der hellenistischen Erzählung liegt, macht mir die Analogie der dritten der eben aus Petron zitierten Stellen (*82*) wahrscheinlich. Denn Petrons Erzählungstechnik stimmt auch an anderen Stellen, an denen ebensowenig wie an der erwähnten Abhängigkeit des Petron von Vergil angenommen werden kann, mit der vergilischen überein: z. B. *114ff.*: Sturm, Landung, angespülter Leichnam, dessen Beerdigung, Rekognoszierungsgang, Begegnung mit einem Ortskundigen; man sehe, wie *Verg. I 170ff. VI 156ff.* dieselben Motive verwertet.

Unsere Kenntnis der Erzählungstechnik Ovids in den Met. ist noch recht gering (*HPeters, Symb. ad Ovidii art. epicam cognoscendam, Diss. Gött. 1908* isoliert O. und gelangt daher nicht zu geschichtlicher Einsicht). Insoweit O.s Technik auf dem 'Einschachtelungsprinzip' beruht, ist ihre Kenntnis durch die Entdeckung von *EBethe, Herm. XXXIX (1904) 1ff.*, daß bereits Nikandros so verfuhr, bedeutend gefördert worden. Ich glaube, daß hier genaue Analysen weiter führen können: denn jenes Prinzip, nach dem in eine Rahmenerzählung durch künstliche Verschränkungen Sondererzählungen eingelegt wurden, findet sich ja auch in der prosaischen Novellistik: die Übereinstimmung von *Petron 61f. 111f.* mit den zahlreichen Beispielen bei Apuleius läßt unbedingt einen Rückschluß auf die ionische Novelle zu. Überhaupt verdient die Erzählungstechnik des Petron und Apuleius in Verbindung mit derjenigen der griechischen 'Romane' eine genaue Untersuchung. Analysen wie sie *OSchissel von Fleschenberg, Technik der Romanschlüsse im griech. Liebesroman, WienSt. XXX (1908) 231ff.* und: *Die Rahmenerzählung d. Xenoph. von Ephesus, Innsbr. 1909* gibt, können, wenn sie nicht isoliert werden, weiterführen.

Tacitus verwendet wiederholt eine sehr wirksame Technik, die Volksstimme wiederzugeben. *Ann. I 4*: als der alte Augustus erkrankte, *pauci bona libertatis in cassum disserere, plures ..., alii ...; pars multo maxima imminentis dominos variis rumoribus differebant* (es folgt die Wiedergabe der *rumores*). *9f.*: Das Volk an der Bahre seines Kaisers: *multus hinc ipso de Augusto sermo plerisque vana mirantibus ... at apud prudentes vita eius varie extollebatur arguebaturve ... dicebatur contra ... II 82*: Stimmung in Rom bei der Kunde von der Erkrankung des Germanicus: *postquam Germanici valetudo precrebuit ..., dolor ira, et erumpebant questus* (folgen die Äußerungen dieser *questus* in indirekter Rede). *hos vulgi sermones audita mors ... incendit.* Daß er nun diese Technik nicht erfand, zeigt ihr Vorkommen bei *Curtius Rufus III 5.* Als Alexander infolge des Bades im Kydnos auf den Tod erkrankte, *ingens sollicitudo et paene iam luctus in castris erat: flentes querebantur* (folgen die Äußerungen des Klagens in indirekter Rede). Die Ähnlichkeiten erstrecken sich sogar bis auf einzelnes: Inhalt der Klagen ist bei beiden u. a. auch die Nachfolgerfrage; ferner fährt Tac. an der ersten Stelle, nach Wiedergabe der *rumores*, fort: *haec atque talia agitantibus gravescere valetudo Augusti;* bei Curtius heißt es, entsprechend dem glücklichen Ausgange: *inter haec liberius meare spiritus coeperat.* Diese Technik, die sich vielleicht auch anderswo wird nachweisen lassen, werden wir also auf die hellenistische Historiographie zurückführen dürfen. – Unvergeßlich ferner ist jedem Leser des Tacitus die dramatisch bewegte, ergreifende Schilderung von der Überführung der irdischen Reste des Germanicus aus Syrien nach Brundisium und weiter nach Rom (*ann. III 1f.*). Sie stimmt bis in Einzelheiten mit der ταφή des Demetrios Poliorketes, dessen Asche aus Syrien nach Korinth und dann nach Demetrias (i. Thessalien) gebracht wird, bei *Plut. Demetr. 53*; z. B. Tac. von Agrippina: *postquam duobus cum liberis, feralem urnam tenens, egressa navi deflxit oculos, idem omnium gemitus,* Plut. von Antigonos: τὸν δὲ πλεῖστον οἶκτον καὶ ὀλοφυρμὸν αὐτὸς ὁ Ἀντίγονος τοῖς ἡθροισμένοις ἐπὶ τὴν θάλασσαν ὀφθεὶς ταπεινὸς καὶ δεδακρυμένος παρέσχεν (die von ihm getragene Totenurne hatte Plut. vorher erwähnt); von anderen Einzelheiten überzeuge man sich durch eignen Vergleich. Plutarch selbst sagt von dieser Schilderung, sie habe τραγικήν τινα καὶ θεατικὴν ἔνθεσιν; seine Quelle war Duris. Wieder also greifen wir hier hellenistische Erzählungstechnik, derer sich auch Tac. bediente.

Diese Beispiele, die ich nicht eigens suchte, sondern die ich bei der Lektüre zufällig fand, zeigen die Richtigkeit der in der obigen Skizze (*S. 499. 522f.*) vertretenen Auffassung, daß sowohl Vergil wie Tacitus als Künstler der Darstellung nur im Rahmen der pathetischen Historiographie der hellenistischen Zeit richtig verstanden werden können, und enthalten die Verpflichtung, auf Grund allseitiger Sammlung des Materials diese Zusammenhänge aufzuweisen. Dabei darf neben den großen Vertretern dieser Richtung, die uns besonders durch Diodors und Plutarchs Benutzung bekannt sind (*s. o. S. 360. 483. 523*), auch ein so obskurer Skribent wie der Verf. des zweiten Makkabäerbuches nicht vergessen werden, da Iason von Kyrene (ca. 150 v. Chr.), den er epitomierte, nach *BNieses* feinen, noch erweiterungsfähigen Bemerkungen (*Herm. XXXV [1900] 300ff.*) eben dieser Richtung angehörte. Nach dem *o. S. 483* Bemerkten müssen auch die von Livius und Dionysios Hal. benutzten Annalisten in diese Untersuchung hineinbezogen werden. Kürzlich hat *WSoltau, Die Anfänge der röm. Geschichtschreibung, Lpz. 1909* den pathetisch-dramatischen Charakter vieler livianischer Legendenerzählungen mit Recht hervorgehoben, aber seinen Glauben an zahlreiche praetextae als Quellen vermag ich nicht zu teilen: vielmehr haben wir es m. E. wieder mit der nach peripatetischer Theorie ausgebildeten hellenistischen Erzählungstechnik zu tun, die sich die jüngeren Annalisten ganz naturgemäß aneigneten (allerlei Material, aber nicht immer richtig beurteilt, bieten die lehrreichen Zusammenstellungen von *EZarncke in den Comment. Ribbeckianae [Lpz. 1888] 267ff.*).

4. Eine in der eben skizzierten Art vorgenommene Analyse der Erzählungskunst bei Dichtern und Prosaikern, die mit Homer und Herodot zu beginnen hätte und für das Griechische bis auf die Schule des Nonnos und die jungen 'Romane', für das Lateinische mindestens bis zu den Bearbeitungen des Dictys- und des Apollonius-Romanes zu führen wäre, wird dann auch wichtiges Material bieten zur Erfüllung eines eng damit zusammenhängenden Postulates: einer Geschichte der Kompositionskunst im großen, also dessen was Aristoteles in der Poetik cύcταcιν τῶν πραγμάτων zu nennen pflegt. Was wir brauchen, ist aber kein ästhetisches Raisonnement, sondern eine geschichtliche Darlegung an dem Faden der Entwicklungsgeschichte der einzelnen γένη (*s. u. bei 6*), also mit Kenntnis der Tatsache, daß zwar jedes γένος seinen besonderen Stil, mithin auch seine eigenen Kompositionsgesetze hat, daß aber Prosa und Poesie prinzipiell nicht geschieden werden dürfen. Es ist von *HDiels, GGA. 1894, 306f.* betont worden, daß es außer einigen platonischen Dialogen (die ihre Kunst mit dem δρᾶμα gemeinsam haben) und einigen 'Reden' des Isokrates (der auch darin mit der Poesie wetteiferte) kaum größere uns erhaltene Prosadenkmäler des Altertums gebe, die den hohen, für die Poesie geltenden und in ihr erreichten Anforderungen völlig genügten. Also Platon hat im Phaidros für die Prosa ein Ideal aufgestellt, das nur selten erreicht worden ist. Jedenfalls aber ist es – außer in den streng nach den Regeln der Kunst disponierten Reden – erreicht worden in der hellenistischen Historiographie: denn es ist eine Tatsache, daß in ihr die peripatetischen Kunsttheorien, die auch die Prosa umfaßten, praktisch realisiert worden sind. Damals also muß es Geschichtswerke gegeben haben, auf die das (schon von Platon vorgezeichnete) Postulat des Aristoteles (*poet. 7*) an eine gut komponierte Tragödie – sie müsse sein ein in sich geschlossenes ὅλον – übertragen worden ist. Diese Literatur ist für uns als solche untergegangen, in griechischer Sprache besitzen wir von ihr nur mehr oder weniger glänzende Reflexe, besonders bei Diodor und Plutarch; aber daß die eminente Totalwirkung des Tacitus sich aus der Nachwirkung jener Kompositionskunst erklärt, muß für unbedingt sicher gehalten werden. Auch die großzügige Gesamtkomposition Vergils ist geschichtlich nur im Rahmen dieser Zusammenhänge zu verstehen: RHeinze, der uns sie verstehen gelehrt hat (*a. a. O. [oben S. 566f.]*), hat nicht versäumt, auch auf die peripatetische Theorie und deren Anwendungen in der

hellenistisch-römischen Historiographie kurz hinzuweisen (*S. 468f.*), die Ausführung im einzelnen anderen überlassend. Der Nachweis dieser Zusammenhänge ist durch Analyse der Kompositionselemente auf dem Wege der Synkrisis mit dem uns noch erhaltenen Vergleichsmateriale unschwer zu erbringen; an einer Einzelheit soll das hier gezeigt werden.

Die Technik, einzelne Bücher mit dem Tode einer Hauptperson schließen zu lassen, hat Tacitus nicht erfunden: Pompeius Trogus hatte es oft (z. B. Justin *VI* Epaminondas, *IX* Philippus, *XI* Darius, *XII* Alexander); bei Curtius Rufus schloß *V* (dessen Ende mit dem Anfange von *VI* verloren ist) wahrscheinlich mit dem Tode des Darius (also wie Trogus *XI*), wie *X* mit dem Alexanders schließt. Das führt auf die hellenistische Geschichtsschreibung und über diese hinauf vielleicht schon auf Theopompos. Selbst Polybios, dem als Stoiker die peripatetische Theorie ebenso unsympathisch war wie als exakt nüchternem Historiker ihre Anwendung, machte hier Konzessionen: in den Schlußworten von *B. II* sagt er nach Erwähnung des Todes des Antigonos Doson, Ptolemaios Euergetes, Seleukos Nikator: καθῆκον ἂν εἴη . . . καὶ τὴν βίβλον ταύτην ἀφορίζειν ἀκολούθως τῇ τε τῶν προγεγονότων περιγραφῇ καὶ τῇ τῶν κεχειρικότων τὰ πρὸ τοῦ δυναστῶν καταστροφῇ. Während Livius und Dionysios Hal., die abseits von dieser Linie der Entwicklung stehen, in den uns erhaltenen Büchern jener gar kein Beispiel, dieser nur zwei durch den Gang der geschichtlichen Ereignisse notwendig bedingte hat (*II* Numa, *III* Tarquinius), zeigt sich bei Tacitus die Absichtlichkeit besonders darin, daß er, um am Schlusse von *ann. II* den Tod des Arminius an den des Germanicus heranrücken zu können, dem chronologischen Gange seiner Darstellung um zwei Jahre vorgreift. Für die historischen Monographien wird in der von Cicero (*ep. V 12, 5* an Lucceius) befolgten Theorie empfohlen, daß sie *exitu notabili concluduntur.* Der Komposition der großen Geschichtswerke folgte Vergil: *II* Anchises, *IV* Dido, *V* Palinurus, *VI* Marcellus (mit einem kleinen, die Haupthandlung abschließenden Zusatze), *X* Lausus und Mezentius, *XII* Turnus.

5. Technik der Diktion, der Erzählung und der Komposition sind nur Teile der poetischen Technik überhaupt. Eine Geschichte der poetischen Technik, und zwar sowohl der Theorie wie deren Anwendung in der Praxis, ist ein wichtiges Desiderium unserer Wissenschaft. Daß die Theorie der Poetik als einer Schwesterkunst der Rhetorik bis in die Zeit der alten Sophistik zurückreicht, dürfte im allgemeinen bekannt sein, aber eine Sammlung oder gar Aufarbeitung des reichen Materials fehlt (das für seine Zeit verdienstvolle Buch von *EdMüller, Gesch. der Theorie der Kunst bei den Alten, Bresl. 1834–37* ist jetzt veraltet). Die Arbeiten *JVahlens* zur aristotelischen Poetik (besonders: *Aristoteles' Lehre von der Rangfolge der Teile der Tragödie* in den *Symbola philolog. Bonnensium, Lpz. 1864–67, 153ff.* und: *Beiträge zu A.' Poetik* in *S.Ber.Wien.Ak. 1865–67*) gehören zu den bewunderungswürdigsten analytischen Arbeiten unserer Wissenschaft und können gerade auch jüngeren Philologen nicht dringend genug zum Studium empfohlen werden (ein Abdruck dieser nicht bequem zugänglichen Abhandlungen ist demnächst zu erwarten). Aber sie beschränken sich, ihrem Zwecke entsprechend, auf die Analyse und eliminieren die quellenkritischen Fragen so gut wie völlig. Auch in dem feinsinnigen Buche von *GFinsler, Platon u. die aristot. Poetik, Lpz. 1900* wird nicht über Platon hinaufgegangen, obwohl sich sehr oft der, wie ich glaube, exakte Nachweis erbringen läßt, daß schon Platon zu einer umfangreichen Literatur über diese Fragen Stellung genommen hat, freilich so, daß er das Äußerliche verinnerlichte und durch die Tiefe seines Gemütes, die Sublimität seiner Intelligenz adelte, wie er es mit der rhetorischen Techne im Phaidros tat (diesen kleinen Ausschnitt aus dem ganzen Thema hoffe ich einst erledigen zu können). Weiter dann die an die aristotelische Poetik anknüpfenden Arbeiten der Peripatetiker und ihre Verzweigungen in die hellenistische und die von dieser ab-

hängige römische Ästhetik (κρίσις), wie sie uns außer bei Horaz besonders auch in den Scholien vorliegt (*ATrendelenburg, Grammaticorum graec. de arte tragica iudiciorum reliquiae, Bonn 1867; HGeorgii, Die antike Aeneiskritik, Stuttg. 1891; FStein, De Procli chrestomathia grammatica, Diss. Bonn 1907; PGeigenmüller, Quaestiones Dionysianae de vocabulis artis criticae, Diss. Lpz. 1908; WElsberger, Reste u. Spuren antiker Kritik gegen Euripides, Phil.Suppl. XI 1 [1908]* seien als nützliche Monographien genannt). Dann aber auch vor allem die Spiegelung der Theorie in der Praxis. Daß σοφισταί und Tragiker in einer Person wie Agathon, Polyeidos, Theodektes ihre Dramen nach allen Regeln der Kunsttheorie gemacht haben, weiß jeder aufmerksame Leser der aristotelischen Poetik; für Agathon sowie für Euripides läßt sich Rücksichtnahme auf die Theorie auch aus Aristophanes erschließen, ja auch Sophokles hat sie, wie ich meine wahrscheinlich machen zu können, gelegentlich berücksichtigt (darf man doch auch Pindar, wie vorhin bemerkt, nicht von der damals eben in Sizilien sich entwickelnden rhetorischen Technik isolieren). Die römische Poesie vollends steht seit ihren Anfängen ganz begreiflicherweise im Zeichen theoretischer Spekulationen über die ἀρεταὶ καὶ κακίαι λόγου. Die ältesten Dichter, die die poetische Sprache schufen, wußten aus der Theorie, daß zu ihr γλῶσσαι, πεποιημένα ὀνόματα (insbesondere διπλᾶ) und vor allem μεταφοραί gehörten, also alles das, was Aristoteles in dem Kapitel über die λέξις (*Poet. 22*) aufzählt, und auch die ennianischen Spielereien mit der Sprache, die *FSkutsch (Γέρας Festschrift für AFick, Gött. 1903, 145f.)* richtig deutete, erklären sich aus naiv-mechanischer Herübernahme solcher Theorien wie der aristotelischen, daß ἐπεκτάσεις καὶ ἀποκοπαὶ καὶ ἐξαλλαγαὶ τῶν ὀνομάτων die dichterische Rede über das Niveau der Alltäglichkeit emporheben (*ib. 1458 b 2*). In den Scholien, mit denen sie Homer, die Tragiker, dann auch die alexandrinischen Poeten lasen, fanden sie tadelnde Bemerkungen, die sie sich für ihre Nachahmung zu nutze machten (*FLeo, Plautin. Forsch., Berl. 1895, 87f.*); Cicero übersetzte den Aratos durchaus nicht mechanisch, sondern unter Anwendung poetischer Sprachtheorien (vgl. *CAtzert a. a. O. [oben S. 565]*). Die augusteischen Dichter außer Properz und Ovid sind ungleich zurückhaltender in Wagnissen als die der alten Republik und der caesarischen Zeit: so hat Vergil nur mehr sehr wenige διπλᾶ ὀνόματα (vgl. *zur Aeneis VI S. 172f.*), Horaz nur noch ein eigentliches (*tauriformis* = ταυροειδής) in einem Gedichte dithyrambischen Stils (*IV 14, 25*), für den es Aristoteles (*1459a 9*) ausdrücklich empfiehlt; dagegen hat Vergil überaus viele Metaphern, z. T. kühnster Art: er wußte, daß es für den Dichter sei πολὺ μέγιστον τὸ μεταφορικὸν εἶναι (*Ar. 1459a 6*). Also eine Geschichte der römischen Dichtersprache an der Hand der griechischen Theorie. Aber auch die Kompositionsgesetze werden sich nur auf Grund der Theorie erkennen lassen. Wenn z. B. Horaz und (seltener) Vergil es schon in ihren Jugendgedichten zu streng geschlossenen Einheiten bringen, darin weit hinausgehend über die Neoteriker, so wird diese Konzentration dem von Horaz später ja auch in der Theorie dargelegten aristotelischen Postulate des ἓν καὶ ὅλον (*c. 7. 23*) zu verdanken sein. Daß der epische Stil der Aeneis auf der peripatetischen Theorie beruht, nach der ein Geschichtswerk dramatisch komponiert sein müsse, wurde schon bemerkt. Aristoteles zwar hatte Geschichte und Poesie noch scharf geschieden (*c. 9. 23*), aber schon Polybios (*II 56, 11ff.*) muß in einer Polemik gegen Phylarchos darlegen, ὅτι τὸ τέλος ἱστορίας καὶ τραγῳδίας οὐ ταὐτόν, und bei Quintilian (*X 1, 31*) steht die extreme Formulierung: *historia est proxima poetis et quodam modo carmen solutum*: Vergil, der

die geschichtliche Legende poetisierte, durfte sich also das Recht nehmen, die Theorie dieses Stils auf sein Epos zu übertragen, und dies um so mehr, als es eine seit der Sophistenzeit geläufige Anschauung war, daß das homerische Epos eine Tragödie sei (*Plat. Staat X 607 A. schol. A 332 Z 468*) und der Epiker daher tragische Wirkung erzielen müsse (*Aristot. 26. 1462b 13*).

6. Die Literatur setzt sich aus γένη zusammen, die zwar miteinander in Wechselwirkung standen, sich aber infolge der Formenstrenge und kraft des Zwanges, den die Macht einer verbindlichen Tradition auf individuelle Willkür ausübte, im antiken Schrifttum viel schärfer ausprägten als im modernen. Daher ist eine gesonderte Behandlung der γένη nicht nur gerechtfertigt, sondern sogar nötig, und in der Tat sind wohl auf keinem Gebiete der Literaturgeschichte in den letzten Jahrzehnten bedeutendere Fortschritte gemacht worden. So haben die Diatribe PWendland (*Philo u. die kynisch-stoische Diatribe, Berl. 1895*), den Dialog RHirzel (*Lpz. 1895*), die Biographie FLeo (*Lpz. 1901*), die Autobiographie GMisch (*Lpz.-Berl. 1907*), den Mimus HReich (*Berl. 1903*), die Elegie FJacoby (*RhMus. LX [1905] 38ff.*, vgl. *RReitzenstein* in dem gleich zu nennenden Buche *S. 152ff.*), das Epigramm RReitzenstein (*RE. VI [1909] 71ff.*), die 'Aretalogie' derselbe (*Hellenistische Wundererzählungen, Lpz. 1906*), die 'rhetorische Tragödie' FLeo (*Seneca I, Berl. 1878, 147ff.*), die Fabel AHausrath (*RE. VI [1909] 1704ff.*) zu behandeln begonnen; eine Spezies der Lehrschrift, die εἰσαγωγή (institutio), ist von mir (*Herm. XL [1905] 481ff.*) skizziert worden, um dadurch der 'ars poetica' des Horaz ihre Stellung zuzuweisen. So muß fernerhin jede der noch ausstehenden Gattungen behandelt werden. Z. B. erscheint die Perihegese und deren Spezies, das ὁδοιπορικόν (itinerarium) in Poesie und Prosa (von Herodot und Ion von Chios bis Rutilius Namatianus), aussichtsvoll für solche monographische Behandlung (ganz unzureichend *JVessereau* in seiner Ausgabe des *Rutil. Namat., Par. 1904, 324ff.*), wodurch sich eine Grundlage auch für die Geschichte der Ethnographie gewinnen ließe (z. B. kenne ich keinen Interpreten der taciteischen Germania, der für ihre Komposition die überaus lehrreiche Ethnographie der Parther bei *Trogus-Iustinus XLI* herangezogen hätte, ganz zu schweigen von dem reichen ethnographischen Materiale, das Strabon aus Poseidonios bringt und das KMüllenhoff nur für das Sachliche benutzte). Ergiebig sein dürften auch Sonderbehandlungen jeder einzelnen Spezies der γραμματικὴ τέχνη (etwa nach dem Muster von *RReitzenstein, Gesch. d. griech. Etymologika, Lpz. 1897*), darunter z. B. auch das in Versen geschriebene Grammatische, das in der Zeit der alten Sophistik beginnt und bis tief in die byzantinische und abendländisch-mittelalterliche Zeit hinabgeht (das Material aus letzterer längst noch nicht alles gedruckt!); Muster hierfür: *FJacoby, Apollodors Chronik, PhilUnters. XVI, Berl. 1902.* Ferner eine Geschichte der Technik wissenschaftlicher Beweisführung seit der altionischen Lehrprosa, an die Aristoteles anknüpfte, und seit Platon. Eine gesonderte monographische Behandlung dürften auch verdienen die ὑπομνήματα (commentarii) sowie die einzelnen Redegattungen, z. B. außer den Enkomien (für die einiges geschehen ist) auch die Invektiven (ψόγοι), von denen *JBruns, D. lit. Porträt d. Griechen, Berl. 1896, 469ff.* nur die Anfänge behandelt hat. – Bei allen solchen Unternehmungen sind folgende Voraussetzungen zu erfüllen. Erstens darf für das Lateinische das Griechische selbstverständlich nicht ausgeschaltet werden: daß *HPeter, Der Brief in der röm. Lit., Lpz. 1901* es für den Brief tat, hat zur Folge, daß diese ganze Untersuchung von neuem geführt werden muß (vgl. *FLeo, GGA. 1901, 325*: 'Die Geschichte des Briefes in

der griechischen und römischen Literatur ist noch zu schreiben'). Zweitens. Sonderung des in Prosa von dem in Versen Geschriebenen ist zu vermeiden, da die Differenzen dieser Stil-ἰδέαι schon in platonischer Zeit sich zu nivellieren begannen (gerade auch diese Übergänge und Wechselwirkungen sind noch nicht genügend geklärt). So ist unsere Kenntnis vom Wesen der Diatribe kürzlich bereichert worden, indem gleichzeitig *JGeffcken, Kynika (Lpz. 1909) 1ff.* eine Spezies des Epigramms, *GAGerhard, Phoinix v. Kolophon (ebd.)* die durch Papyrusfunde bereicherten Stücke aus Iamben des Phoinix heranzogen. Drittens. Das Stoffliche muß hinter dem Formellen zurücktreten, denn es kommt immer vor allem auf eine Formengeschichte an, während mit Inhaltsreferaten meist wenig gedient ist. Daher hat FLeo seiner genannten Untersuchung mit Recht den Titel gegeben 'Die griech.-röm. Biographie nach ihrer literarischen Form' (vgl. die interessante Fortführung: *HMertel, Die biographische Form d. griech. Heiligenlegenden, Diss. München 1909*). Nach dieser Richtung sind GMischs 'Autobiographie' und RHirzels 'Dialog' ergänzungsbedürftig. Auch die Geschichte des 'Romans' scheint nach den von jedem Philologen notwendig zu lesenden Darstellungen von ERohde (*Der griech. Roman u. seine Vorläufer,* [1] *Lpz. 1876,* [2] *1900*) und ESchwartz (*Fünf Vorträge über den griech. Roman, Berl. 1896*) einer Ergänzung gerade in dieser Hinsicht noch fähig zu sein (vgl. auch *Reitzenstein a. a. O. 92ff.*). Viertens. Das γένος darf nie als ein fertiges behandelt werden, sondern es kommt immer darauf an, durch Analyse das geschichtliche Werden zu verfolgen, dessen Etappen in dem uns erhaltenen, meist relativ jungen Materiale oft nur noch rudimentär sichtbar sind. Wer so arbeitet, wird auch davor behütet werden, mit konventionellen Bezeichnungen zu operieren und sich dadurch wichtige Erkenntnisse zu verschließen: z. B. besagen 'Elegie' und 'Epigramm' an sich gar nichts, erst vorurteilslose Analyse des Erhaltenen lehrt die überaus zahlreichen Spezies gerade dieser Gattungen auf Grund ihres geschichtlichen Werdens kennen. Fünftens. Die nationale Literatur der Hellenen und Römer darf nicht isoliert werden von der christlichen, sondern diese, die inhaltlich vielfach ihre eigenen, für Philologen schwer gangbaren und wenig erfreulichen Wege geht, gehört formell zur antiken und darf daher von dem Philologen, der die Geschichte der Literaturformen verfolgt, nicht beiseite gelassen werden (so hat erst UvWilamowitz durch eine gelegentliche Bemerkung im *Antigonos von Karystos, PhilUnters. IV [Berl. 1881] 292ff.* die Zusammenhänge von Diatribe und Predigt aufgedeckt, die sich nun gegenseitig beleuchten lassen). Von theologischer Seite her hat besonders AHarnack unsere Kenntnis auch nach dieser Richtung bereichert (z. B. in seiner letzten Abhandlung dieser Art: *Der erste Klemensbrief, S.Ber.Berl.Ak. 1909, 38ff.*); von philologischen Arbeiten sei *JGeffcken, Zwei griech. Apologeten, Berl.-Lpz. 1907* dem Studium empfohlen, weil hier gezeigt worden ist, daß die Wurzeln auch einer so spezifisch christlich scheinenden Literaturgattung wie der religiösen Apologie in antikem Boden liegen. Die christlichen Literaturformen beabsichtigt PWendland in der Fortsetzung seines *o. S. 560* genannten Werkes zu behandeln.

7. Nicht nur die Gattungen als solche, sondern auch die Komponenten, aus denen die Gattungen resultieren, sind monographischer Darstellung zugänglich. Das haben besonders die Arbeiten von FLeo über den dramatischen Prolog (*Plaut. Forsch., Berl. 1895, Kap. IV*), über den Monolog (*Der Monolog im Drama. Ein Beitrag zur griech.-röm Poetik, AbhGG., NF. X 5, Berl. 1908*), sowie über die plautinischen Cantica (*s. o. S. 562*) gezeigt. So hat auch die Technik des dramatischen Dialogs ihre Geschichte, die noch nicht genügend erforscht ist; die Ab-

handlung von *WFelsch, Quibus artificiis adhibitis poetae tragici Graeci unitates et temporis et loci observaverint (Bresl.phil.Abh. IX 4, Bresl. 1907)*, die jetzt durch die neuen Prologverse von Euripides' Stheneboia eine eigentümliche Modifikation erhalten zu haben scheint (vgl. *UvWilamowitz, Class. Phil. III 1908, 225ff.*, dessen Kombination mir aber einer Nachprüfung zu bedürfen scheint), ist soeben für die jüngere Komödie fortgesetzt werden von *AemPolczyk, De unitatibus et loci et temporis in nova comoedia observatis, Diss. Bresl. 1909.* So läßt sich ferner innerhalb einer ebenfalls noch ausstehenden Geschichte der einzelnen Redegattungen monographisch behandeln das Pooemium (das prosaische wie das poetische); auch eine Geschichte der Technik des Exkurses, des Zitates, des mythologischen Beispiels (seit Pindar und den Tragikern in ihren Chorliedern bis zur römischen Elegie, mit Berücksichtigung auch der rhetorischen Lehre) dürfte sich lohnen.

8. Motive, Technik der Erzählung und der Komposition waren wie die poetische Technik überhaupt, Faktoren, mit denen jeder Schriftsteller als gegebenen rechnen durfte und bei der strengen Gebundenheit des Stils der Literaturgattungen auch rechnen mußte. Seine propria virtus konnte er, da freier Erfindung zumal römischen Dichtern bei ihrer notorischen Phantasiearmut ein nur ganz geringer Spielraum blieb, wesentlich nur in der besonderen Gestaltung des konventionellen Materials bewähren. Hieraus ergibt sich als weiteres Postulat der Nachweis der Schriftstellerindividualitäten. Er ist für die antike Literatur deshalb schwerer zu erbringen als für die modernen, weil in diesen der Entfaltung individueller Eigenart viel größere Freiheit eingeräumt wird, für die römische noch um so schwerer, weil in ihr zu der konventionellen Verbindlichkeit des Stils die Abhängigkeit von griechischen Mustern, die noch dazu uns unmittelbar meist nicht erhalten sind, als erschwerendes Moment hinzukommt. Wir sind daher eigentlich nur in den verhältnismäßig recht seltenen Fällen in der Lage, diesen Nachweis einwandfrei zu erbringen, wo uns mehrere, voneinander gar nicht oder doch nicht allzu sehr abhängige, zeitlich nicht zu weit voneinander getrennte Repräsentanten eines und desselben γένος überliefert sind, und wir uns von dem zugrunde liegenden griechischen γένος einigermaßen eine Vorstellung machen können. Daher sind uns Lucrez und Catull in ihrer besonderen Individualität schwer faßbar, weil uns bei ihnen die Möglichkeit einer irgendwie in Betracht kommenden σύγκρισις sowohl ihrer Persönlichkeiten mit anderen als ihrer Werke mit genau entsprechenden griechischen fehlt. Vergil den Bukoliker können wir an keinem anderen römischen Dichter messen, da die späteren von ihm viel zu sehr abhängig sind, als daß sie selbständige Vergleichsgrößen abgeben könnten; aber seine Eigenart können wir hier nach derjenigen der griechischen Bukoliker beurteilen. Der Verfasser der Georgica tritt uns in seiner Besonderheit ziemlich greifbar entgegen, weil wir seine Technik an der des Lucrez messen können, den er mit Selbständigkeit benutzt, und weil uns auch vom griechischen Lehrgedichte dieser Spezies genug erhalten ist. Dagegen ist uns der Epiker Vergil in seiner Eigenart aus drei Gründen schwer faßbar. Erstens haben wir nicht genug Zusammenhängendes von Naevius und Ennius: Epiker und Dramatiker in einer Person, haben sie ihm nach meiner Überzeugung den Stil des dramatischen Epos in Anlehnung sowohl an die erwähnte Theorie als an die Praxis der hellenistischen Historiographie bereits vorgebildet, so daß er ihn bloß mit den Mitteln der modernen Kunst zu vervollkommnen brauchte. Zweitens besitzen wir von griechischen Epen der hellenistischen Zeit nur das des Apollonios, das schon in der Zeit des Verfassers selbst als rückständig galt und daher für

Vergil fast nur als Kontrastobjekt in Betracht kommt; eine σύγκρισις mit Homer in der äußerlichen Art wie sie früher beliebt war, um den 'witzigen Hofmann' durch das 'Naturgenie' zu diskreditieren, ist jetzt hoffentlich endgültig erledigt, da sie inkongruente Werte aneinander maß und da RHeinze hier den wissenschaftlichen, weil geschichtlichen Weg wies. Drittens kommen die späteren römischen Epiker (außer Lucan, der aber eine besondere Spezies des epischen Stils schuf), da sie ganz in seinen Bahnen wandeln, nur als ästhetische Wertmesser in Betracht, insofern sie uns seine Größe bewundern lassen. Horaz der Lyriker steht fast isoliert, denn mit Catull können und dürfen wir ihn wegen der Verschiedenheit der εἴδη nur in ganz seltenen Fällen vergleichen, und die griechischen Originale reichen ebenfalls nur sehr ausnahmsweise zu Schlüssen aus; immerhin sind, wie oben (*S. 501ff.*) gezeigt wurde, für die Beurteilung seiner Individualität einige feste Positionen gewonnen worden. Recht günstig liegt dagegen der Fall für die Satiriker, zumal für ihre Beurteilung die griechischen Kompositionselemente ihrer Werke zurücktreten dürfen. Denn Lucilius ist uns teils durch die Fragmente, teils durch die Charakteristik des Horaz noch ziemlich gut kenntlich, und Persius wie Juvenal gehen doch, trotz aller Anlehnungen an ihre Vorbilder Lucilius und Horaz, jeder ihre besonderen Wege: hier fassen wir also vier eigentümliche, freilich auch durch die Zeiten, denen sie angehörten, differenzierte Individualitäten. Auch Plautus und Terenz als Komiker, Properz, Tibull und Ovid als Elegiker treten uns mit stark persönlichen Kennzeichen entgegen, da das unmittelbare Abhängigkeitsverhältnis gering ist (nur bei Ovid etwas stärker, aber doch noch innerhalb gewiesener Grenzen) und uns die griechischen γένη, durch die ihre μίμησις bedingt war, wenn auch nur umrißweise greifbar sind. Für den Nachweis des Einzelnen bleibt in allen angeführten und den analogen Fällen noch viel zu tun. So ist *o. S. 464* die Verschiedenartigkeit des Plautus und Terenz an einem Beispiel gezeigt worden, denen sich sehr viele zur Seite stellen lassen. Den eigenen Stil Tibulls hat FLeo in der *o. S. 567* zitierten Abhandlung festzustellen unternommen, woneben auch auf die feine, freilich sich auf das allgemeinste beschränkende σύγκρισις des Tibull, Properz und Ovid verwiesen sei, die *MRothstein, Properz I (Berl. 1898) S. XXXVIf.* gegeben hat (vgl. dazu auch *FLeo, GGA. 1898, 723* und *FJacoby, RhMus. LX [1905] 38ff.*). Bei den Prosaikern ist die Lage der Dinge eine analoge. So ist *o. S. 489f.* versucht worden, die Eigenart des Redners Cicero auf dem Wege der σύγκρισις zu skizzieren, während sich uns bei Sallust (*o. S. 484f.*) dies Mittel als unzulänglich erwies. Für Tacitus käme, da seine Vorgänger verloren sind, höchstens sein Fortsetzer Ammianus in Betracht, nur daß hier die Klarheit des Resultates durch die große Zeitdifferenz getrübt werden würde. Dagegen ließe sich Livius charakterisieren teils durch einen systematischen Vergleich mit den entsprechenden Partien des Dionysios Hal., da beide vielfach gleiche Quellen sehr verschiedenartig reproduzieren, teils durch Konfrontation mit Polybios. Denn HNissen kam es in seinen berühmten Untersuchungen (*s. o. S. 568*) wesentlich nur auf den Historiker Livius an, der dadurch gerichtet wurde; aber daneben verdient auch das Ethos des Schriftstellers in Betracht gezogen zu werden, dessen Liebenswürdigkeit sich von der kalten Sachlichkeit des Pragmatikers wohltuend abhebt.

Verlag von B. G. TEUBNER in Leipzig und Berlin

Die hellenische Kultur. Dargestellt von **Fritz Baumgarten, Franz Poland, Richard Wagner.** 2. Auflage. Mit 7 farbigen Tafeln, 2 Karten und gegen 400 Abbildungen im Text und auf 2 Doppeltafeln. [XI u. 530 S.] gr. 8. 1907. Geh. M. 10.—, in Leinwand geb. M. 12.—

Die glänzende Aufnahme, die das Buch sowohl bei der Kritik als auch in weiten Leserkreisen gefunden hat, beweist, daß das Bestreben nach einer zusammenfassenden Darstellung der hellenischen Kultur, die auf der Höhe der heutigen Forschung steht, vorlag, und daß die Verfasser ihre Aufgabe vortrefflich gelöst haben. In der zweiten Auflage wird den neuen Entdeckungen der letzten beiden Jahre sowie der außerordentlichen Bedeutung der Vasenmalerei für die heutige Forschung Rechnung getragen. Der schon außerordentlich reiche Bilderschmuck ist durch eine beträchtliche weitere Anzahl sorgsam ausgewählter neuer Abbildungen vermehrt.

„Denn es sei nur gleich herausgesagt, daß es ein ganz ausgezeichnetes Buch ist, das uns die drei Verfasser als Frucht ihrer gemeinsamen Arbeit geschenkt haben.

Was das Buch auszeichnet, ist die weise Beschränkung auf die charakteristischen Erscheinungen in den verschiedenen Gebieten des kulturellen Lebens, das Geschick, mit dem diese zu sauberen Einzeldarstellungen verarbeitet wurden, die sich gegenseitig ergänzen und schließlich zu einem wirkungsvollen Gesamtbilde zusammenschließen. Denn glücklicherweise wurde nicht über Einzelheiten vergessen, den inneren Zusammenhang der Erscheinungen klarzulegen. Hierzu kommt, daß die Verfasser es auch verstehen, was sie sagen wollen, klar und in fesselnder Weise zum Ausdruck zu bringen. Besonders rühmend sei hier jener Partien gedacht, die die Kunst behandeln. Es ist ein wahres Vergnügen, den Ausführungen des Verfassers zu folgen: nirgends Phrasen, nirgends Flunkern mit Gelehrsamkeit, nirgends unsicheres Hin- und Herschwanken im Urteil, vielmehr überall liebevolles Versenken in den Gegenstand, sichere, klare Anleitung, das Wesentliche in den Gebilden der Kunst und ihrer Entwicklung zu erfassen, wie sie eben nur auf dem Boden wissenschaftlicher Tüchtigkeit erwachsen kann, die aufs glücklichste mit feinem Kunstsinn gepaart ist. Beides beweist auch die ganz vortreffliche Auswahl des Bilderschmuckes."

(Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien.)

Die griechische und lateinische Literatur und Sprache. (A. u. d. Titel: Kultur der Gegenwart. Teil I. Abt. 8.) 2., vermehrte und verbesserte Auflage. [VIII u. 494 S.] Lex.-8. 1907. Geh. M. 10.—, in Leinwand geb. M. 12.—

Inhalt: I. U. v. Wilamowitz-Moellendorff: Die griechische Literatur und Sprache. Die griechische Literatur des Altertums. — K. Krumbacher: Die griechische Literatur des Mittelalters. — J. Wackernagel: Die griechische Sprache. — II. Fr. Leo: Die lateinische Literatur und Sprache. Die römische Literatur des Altertums. — E. Norden: Die lateinische Literatur im Übergang vom Altertum zum Mittelalter. — F. Skutsch: Die lateinische Sprache.

„In großen Zügen wird uns die griechisch-römische Kultur als eine kontinuierliche Entwicklung vorgeführt, die uns zu den Grundlagen der modernen Kultur führt. Hellenistische und christliche, mittelgriechische und mittellateinische Literatur erscheinen als Glieder dieser großen Entwicklung, und die Sprachgeschichte eröffnet uns einen Blick in die ungeheueren Weiten, die rückwärts durch die vergleichende Sprachwissenschaft, vorwärts durch die Betrachtung des Fortlebens der antiken Sprachen im Mittel- und Neugriechischen und in den romanischen Sprachen erschlossen sind.

Die Darstellung der antiken Literaturen hat vor den verbreiteten Handbüchern, deren Nutzen nicht herabgesetzt werden soll, den Vorzug, daß die treibenden Kräfte, die herrschenden Strömungen, die Charakterbilder der bedeutenden Persönlichkeiten schärfer herausgearbeitet sind, daß das Nachsprechen antiker Werturteile, die doch nur den Geschmack einer Zeit widerspiegeln, aufgehört hat.

Wenn sich die anderen Teile dieses Gesamtwerkes einigermaßen der Höhe dieses Bandes annähern, so wird das Ganze die Aufgabe erfüllen, zu der es berufen erscheint, den zentripetalen und universalen Tendenzen der Wissenschaft, die sich wieder erfreulich zu regen beginnen, den kräftigsten Ausdruck zu leihen und damit auch der Einzelforschung neue Antriebe zu geben und hohe Ziele zu setzen."

(P. Wendland-Kiel in der deutschen Literaturzeitung.)

Charakterköpfe aus der antiken Literatur. Von **Eduard Schwartz.** I. Reihe: 1. Hesiod und Pindar. 2. Thukydides und Euripides. 3. Sokrates und Plato. 4. Polybios und Poseidonios. 5. Cicero. 2. Aufl. [VI u. 125 S.] gr. 8. 1906. Geh. M. 2.—, in Leinwand geb. M. 2.60. II. Reihe: 1. Diogenes der Hund und Krates der Kyniker. 2. Epikur. 3. Theokrit. 4. Eratosthenes. 5. Paulus. [IV u. 136 S.] gr. 8. Geh. ca. M. 2.—, in Leinwand geb. ca. M. 2.60. (Erscheint im Dezember 1909.)

„Die Vorträge enthalten vermöge einer ganz ungewöhnlichen Einsicht in das Staats- und Geistesleben der Griechen, vermöge einer seelischen Feinfühligkeit in der Interpretation, wie sie etwa Burckhardt besessen hat, historisch-psychologische Analysen von großem Reiz und stellenweise geradezu erhabener Wirkung. . . . Die Verinnerlichung, die Schwartz auf diese Weise seinen Gestalten zu geben versteht, ist m. W. bisher nicht erreicht, und die gedankenschwere Kraft seiner Sprache tritt dabei so frei, ungesucht und einfach daher, daß man oft kaum weiß, ob die ernste Schönheit des Ausdrucks oder die Tiefe des Gedankens höhere Bewunderung verdient . . ." **(Jahresbericht über das höhere Schulwesen.)**

Die antike Kunstprosa vom VI. Jahrhundert v. Chr. bis in die Zeit der Renaissance. Von **Eduard Norden.** 2. Abdruck. 2 Bände. gr. 8. 1909. I. Band. [XX, 450 u. 17 S.] II. Band. [IV, S. 451—968 u. 18 S.] Geh. je M. 14.—, in Halbfranz geb. je M. 16.—

„. . . Eine ganz außerordentliche Belesenheit, großes Geschick, den massenhaften Stoff zu verteilen, und eine glückliche Gabe, die Dinge auch da ansprechend in einen Zusammenhang einzuordnen, wo ein tieferes Eindringen nicht möglich war, unterstützen den Verfasser. Es ist von Vorteil, solche allgemeine Übersichten zu haben, an die später die Einzelforschung ergänzend, berichtigend, umstürzend anknüpfen kann. Die vorliegende Darstellung gewinnt durch die zahlreichen, ausführlich mitgeteilten Belegstellen und die vielen in den Anmerkungen niedergelegten, meist sehr lehrreichen Nachweise; so eignet sich das Buch auch zur Einführung in die behandelten Fragen." **(Literarisches Zentralblatt.)**

Verlag von B. G. TEUBNER in Leipzig und Berlin

Homer. Bearbeitet von **Georg Finsler.** [XVIII u. 618 S.] gr. 8. 1908 Geh. M. 6.—, in Leinwand geb. M. 7.—

„Das Buch bietet unendlich viel mehr, als der Titel vermuten läßt. Es findet sich darin ein solcher Reichtum von Gedanken, die aus der Tiefe des schier unerschöpflichen homerischen Brunnens geschöpft sind, daß der Berichterstatter in Verlegenheit ist, wie er in einer kurzen Besprechung darüber Auskunft geben soll. Denn es werden so ziemlich alle Fragen behandelt, die sich auf Homer beziehen, mit Ausnahme der rein textkritischen und sprachlichen Untersuchungen. Aber auch die Ergebnisse dieser letzteren sind überall mit in die Gesamtdarstellung verwoben. Der ungeheuere Reichtum der ‚homerischen Welt' wird gezeigt in den Abschnitten über Natur und Leben, den homerischen Menschen, Gesellschaft und Staat, Religion. Nichts ist vergessen; mit erstaunlicher Beherrschung des Stoffes ist systematisch alles zusammengefaßt, was sich aus Homer herausholen läßt. Die Angaben sind im einzelnen durch Homerverse belegt, so daß jeder Gelegenheit hat, die aufmerksame Wanderung des Verfassers durch die blühende Natur der homerischen Welt im einzelnen nachzuprüfen." **(Deutsche Literaturzeitung.)**

Das griechische Drama: Aischylos, Sophokles, Euripides. Bearbeitet von **Johannes Geffcken.** Mit einem Plan des Theaters des Dionysos zu Athen. [VI u. 113 S.] gr. 8. 1904. Geh. M. 1.60, in Leinwand geb. M. 2.20.

„. . . Wenn die philologische Wissenschaft früher ihre eigentliche Aufgabe in der Kritik sah, so ist hier und erfreulicherweise neuerdings durchweg in Büchern über die großen griechischen Tragiker die ästhetische Behandlung an deren Stelle getreten, und mit eindringendem, feinem Verständnis ist der Stoff und Bau der Tragödien, die Charaktere zur Darstellung gebracht, das Gesamtkunstwerk in zusammenfassender und abschließender Betrachtung bewertet. Man hat auf jeder Seite die Empfindung, daß man einem kundigen Führer, der sich lange und liebevoll mit einem Gegenstande beschäftigt hat, folgt."
(Zeitschrift für lateinlose höhere Schulen.)

Geschichte der Autobiographie. Von **Georg Misch.** In drei Bänden. 1. Band: Das Altertum. [VIII u. 472 S.] gr. 8. 1907. Geh. M. 8.—, in Halbfranz geb. M. 10.—

„Der Verfasser hat seine Aufgabe so weit und tief begriffen, daß ihre Lösung den größten Inhalt bekommen hat, dessen sie fähig war, und über ihre monographische Anlage hinaus eine Geschichte des Selbstbewußtseins im Altertum geworden ist. So sicher füllt er auch die weitesten Umrisse, mit so feinem Takt greift er nach allen Seiten aus und zieht zusammen, sichtet und reiht ein, immer den konkreten Gegenstand im Auge und doch fähig, den schwanken Dunstkreis und die unfaßbaren Lebenskräfte nachzufühlen, woraus jede Einzelgestalt sich wirkt. In Mischs Werk durchdringen sich historische und philosophische Stärken, wie wir es kaum mehr unter unserm wissenschaftlichen Nachwuchs zu hoffen gewagt hätten. Sein Buch ruht auf einem festen Grund von Persönlichkeit und gesättigter Bildung, so daß wir uns seiner freuen als eines kräftigen Glieds in der ehrwürdigen Überlieferung, die von den Tagen Kants und Herders, Hegels und Rankes herunterführt in unsere zerfahrenen Suchen und Empfängnisse."
(Preußische Jahrbücher.)

Geschichte der griechischen Literatur in der Alexandrinerzeit. Von **Franz Susemihl.** 2 Bände. gr. 8. I. Band. [XVI u. 907 S.] 1891. Geh. M. 16.—, in Halbfranz geb. M. 18.— II. Band. [XVI u. 771 S.] 1892. Geh. M. 14.—, in Halbfranz geb. M. 16.—

„. . . Es ist wohl überflüssig, die Vorzüge dieses Werkes, das sich inzwischen schon so gut eingelebt hat, ins Licht zu setzen; neben der Klarheit und schlichten Knappheit der Darstellung vor allem die Verläßlichkeit und Gründlichkeit der Quellenangaben und die ebenso fleißige wie kritische Verwertung neuerer Forschungen." **(Archiv für Geschichte der Philosophie.)**

Geschichte des hellenistischen Zeitalters. Von **Julius Kaerst.** gr. 8. Drei Bände. I. Band: Die Grundlegung des Hellenismus. [X u. 434 S.] 1901. Geh. M. 12.—, in Halbfranz geb. M. 14.—. II. Band, 1. Hälfte: Das Wesen des Hellenismus. [XII u. 430 S.] 1909. Geh. M. 12.—, in Halbfranz geb. M. 14.—

„Kaerst geht nirgends einer Schwierigkeit aus dem Wege, umsichtig hat er vor seiner Entscheidung stets die Möglichkeiten erwogen. Daß sein Werk ganz ausgereift ist, zeigt mit am deutlichsten sein Maßhalten. Es ist ein gefährliches Gebiet, die Geschichte Alexanders, wo jeder leicht zeigen kann, was er nicht kann; mit dem Mute der Jugend ist Kaerst an diese Aufgabe gegangen, um in der Kraft der Mannesjahre sie zu lösen. Das Urteil über sein Werk, das völlig hat ausreifen können, darf einen hohen Maßstab anlegen, aber diese Geschichte Alexanders enttäuscht auch die Leser nicht, die viel erwarten: in Forschung und Darstellung, nach Form und Inhalt ist sie die bedeutendste, die durchdachteste seit J. G. Droyset."
(K. J. Neumann im Literarischen Zentralblatt.)

Geschichte der römischen Literatur. Von **W. S. Teuffel.** 6. Auflage, bearbeitet von E. Klostermann, W. Kroll, R. Leonhard, F. Skutsch und P. Wessner. 3 Bände [zusammen ca. 80 Bogen]. Lex.-8.

I. Band. Bis zum Jahre 37 v. Chr. (In Vorbereitung.)
II. Band. Vom Jahre 37 v. Chr. bis zum Jahre 96 n. Chr. (Unter der Presse.)
III. Band. Vom Jahre 96 n. Chr. bis zum 8. Jahrhundert. (In Vorbereitung.)

Bei der Neubearbeitung des „Teuffel" soll an dem Charakter dieses bewährten Handbuches möglichst wenig geändert werden. Aber schon dadurch, daß die Literatur von fast 20 Jahren nachzutragen ist, ohne daß doch der Umfang merklich wachsen soll, sind Streichungen nötig geworden, die sich besonders auf die nicht zur eigentlichen Literaturgeschichte gehörigen Angaben der Anmerkungen erstreckt haben; daher wird man im neuen „Teuffel" weniger Aufsätze, die Konjekturen enthalten, und weniger sprachliche Monographien zitiert finden. Schonender wurde der Text behandelt, aber auch hier Veraltetes und Falsches ohne großes Zagen gestrichen. Die Arbeit ist in der Weise verteilt worden, daß in der Hauptsache Skutsch die Literatur der Republik, Kroll die der Kaiserzeit übernommen hat; die christlichen Schriftsteller sind von E. Klostermann, die Juristen von R. Leonhard, die Grammatiker von P. Wessner bearbeitet.

Verlag von B. G. TEUBNER in Leipzig und Berlin

Cicero im Wandel der Jahrhunderte. Von **Thaddäus Zielinski.** 2. vermehrte Auflage. [VIII u. 453 S.] gr. 8. 1908. Geh. M. 7.—, in Leinwand geb. M. 8.—

„Hatten wir schon, als diese Schrift zum erstenmal erschien, allen Grund, die ohne wesentliche Vorarbeiten unternommene klare und die Hauptsachen erschöpfende Übersicht mit lebhaftem Dank zu begrüßen, so wird dieser Dank in Ansehung der vermehrten Auflage noch gesteigert. Aus dem Schriftchen von 101 Seiten ist ein umfangreiches Buch geworden, in allen seinen Teilen vertieft, erneut, erweitert. Ganz neu sind z. B. die Ausführungen über die englische Aufklärung. Diese Neugestaltung trifft auch auf die Anmerkungen und Exkurse zu. Nicht minder wie für die Geschichte Ciceros im Wandel der Jahrhunderte werden wir aber dankbar sein für die diesmal gegebene ausführliche Darstellung seines Wesens und seiner Lehre im Zusammenhang mit den umgebenden geistigen Bewegungen. Das ist in dieser eindringenden, fein abwägenden und unparteiischen Weise auch bisher noch nicht geschehen. Man lese z. B. die Auseinandersetzungen über die Psychologie der Periode." **(Literarisches Zentralblatt für Deutschland.)**

Vergils epische Technik. Von **Richard Heinze.** 2. Auflage. gr. 8. [X u. 498 S.] 1908. Geh. M. 12.—, in Halbfranz geb. M. 14.—

„. . . . Wenn das Urteil über eine der literarischen Weltgrößen wieder einmal schwankend geworden ist, so beweisen zwar diese Größen immer, daß sie erstaunlich fest auf ihren Füßen stehen, aber damit das Urteil nicht umfalle, müssen die Bedingungen, aus denen das Werk selbst hervorgegangen ist, die persönlichen, nationalen, die im Zusammenhang der geistigen Bewegung liegenden neu untersucht werden; dann werden die reicheren Mittel der Zeit das Verständnis des Werkes gegenüber der Bewunderung früherer Zeiten fester begründen. Nicht immer erzeugt die wissenschaftliche Bewegung das Buch, auf das sie hindrängt; in diesem Falle ist es geschehen. . . . Das Buch ist, soweit ich die Literatur kenne, das Beste, was bisher über Vergil geschrieben worden ist. Es hat aber auch allgemeine Bedeutung als durchgeführtes Beispiel der Analyse und wissenschaftlichen Würdigung eines der großen literarischen Kunstwerke."
(F. Leo i. d. Deutschen Literaturzeitung.)

Charakteristik der lateinischen Sprache. Von **F. Oskar Weise.** 4. verbesserte Auflage. [IV u. 202 S.] 8. 1909. Geh. M. 3.—, in Leinwand geb. M. 3.60.

„Weises gedankenvolles und inhaltreiches Buch über die lateinische Sprache erschien zuerst 1891. Aus einer liebevollen Vertiefung in den interessanten Gegenstand geboren, überraschte es durch eine Fülle trefflicher Urteile des sprachkundigen Verfassers; der gewandte, gefällige Stil machte es zu einer angenehmen Lektüre. . . . Als erste zusammenfassende Darstellung des Charakters der lateinischen Sprache war es in seiner Art neu. All die tausendfältigen Beobachtungen, die erfahrene Sprachkenner über lateinische Redeweise gelegentlich gemacht hatten, stellte es mit eigenem Urteil übersichtlich zusammen; Andeutungen der Grammatiker wurden weiter verfolgt, immer unter dem Gesichtspunkte, den Gründen der sprachlichen Erscheinungen nachzuforschen und von der höheren Warte der psychologischen Betrachtung aus ein richtiges Urteil zu gewinnen." **(Wochenschrift für klassische Philologie.)**

Abhandlungen zur römischen Religion. Von **Alfred von Domaszewski.** Mit 26 Abbildungen und 1 Tafel. [VI u. 240 S.] 8. 1909. Geh. M. 6.—, in Halbfranz geb. M. 7.—

In diesem, dem Andenken A. Dieterichs gewidmeten Buche vereinigt D. seine weit verstreuten und deshalb bisher schwer zugänglichen Abhandlungen zur römischen Religion, die mit Erfolg manchen bisher dunklen Punkt unserer Kenntnis der Entwicklungsgeschichte der römischen Religion, wie ihrer Wirkungen auf die Geschichte und die staatlichen Institutionen aufhellen. So behandelt D., indem er methodisch neben den Berichten der Schriftsteller Denkmäler aller Art, wie Bildwerke, Inschriften, Münzen usw. als unmittelbare Zeugnisse religiöser Vorstellungen verwendet, u. a.: „Die Tierbilder der Signa", „Die politische Bedeutung des Traiansbogens in Benevent", „Silvanus auf lateinischen Inschriften", „Die Familie des Augustus auf der Ara Pacis", „Die Schutzgötter von Mainz", „Die Festzyklen des altrömischen Kalenders", „Die politische Bedeutung der Religion von Emesa", „Die Triumphstraße auf dem Marsfelde". So verschiedenartig der Inhalt dieser Abhandlungen ist, so durchzieht sie alle als einigendes Band der Gedanke, daß die schöpferischen Ideen, welche die älteste Religion der Römer erzeugt haben, im Laufe vieler Jahrhunderte immer wieder tätig waren, neue Formen zu entwickeln, und daß somit die Gebilde, wie sie unter dem Einfluß fremder Kulte in so bunter Fülle entstanden, die Möglichkeit bieten, die Entstehung der ältesten Formen zu erkennen.

Einführung in die vergleichende Grammatik der indogermanischen Sprachen. Von **A. Meillet.** Vom Verfasser genehmigte und durchgesehene Übersetzung von Wilhelm Printz. [XVIII u. 330 S.] gr. 8. 1909. Geh. M. 7.—, in Leinwand geb. M. 8.—

Dieses auf streng wissenschaftlichen Grundsätzen aufgebaute, dabei in der übersichtlichen Darstellung sowie in der Stoffauswahl den Bedürfnissen des Anfängers Rechnung tragende Werk will einen Überblick über das gesamte Gebiet der indogermanischen Sprachwissenschaft bieten. An ein ausführliches methodisches Kapitel schließt sich eine Übersicht über die indogermanischen Sprachgruppen, sodann wird eingehend an der Hand zahlreicher, wohl gewählter Beispiele Laut- und Formenlehre, Syntax sowie der Wortschatz der indogermanischen Sprachen besprochen und zum Schluß die Entwicklung der indogermanischen Dialekte behandelt, während ein Anhang eine kurze Geschichte der indogermanischen Sprachwissenschaft und bibliographische Angaben enthält. Die Klarheit und Kürze, die das Originalwerk auszeichnet, ließen eine Übertragung wünschenswert erscheinen, die, durch die Unterstützung des Verfassers dem neuesten Stand der Wissenschaft angepaßt, sich als ein in seiner Art bisher noch nicht vorhandener Führer durch die indogermanische Sprachwissenschaft bezeichnen darf.

Grundriß der Geschichte der klassischen Philologie. Von **Alfred Gudeman.** 2., vermehrte Auflage. [VI u. 260 S.] gr. 8. 1909. Geh. M. 4.40, in Leinwand geb. M. 5.—.

In engem Rahmen und übersichtlicher Form gibt das Buch nach den einleitenden Abschnitten über Begriff und Einteilung der Philologie sowie der verschiedenen Behandlungsmethoden einen Überblick über die bedeutendsten Vertreter der Altertumswissenschaft und ihrer Werke nebst reichhaltigen, aber sorgfältig gesichteten Literaturangaben und hilft damit einem wirklichen Bedürfnis ab, da eine das ganze Gebiet umfassende Darstellung der Geschichte der klassischen Philologie überhaupt noch nicht vorhanden ist.

Verlag von B. G. TEUBNER in Leipzig und Berlin

Palaeographia Latina. Exemple codicum Latinorum phototypice expressa scholarum maxime in usum edidit **Maximilianus Ihm.** Series I. 22 Lichtdruck-Faksimiles auf 18 Blatt. Folio. [16 S. Text.] gr. 8. 1909. In Mappe M. 5.—

Diese Exempla sollen es ermöglichen, daß vor allem der Student, aber auch jeder sonst sich mit Paläographie Beschäftigende zu billigem Preise das nötige Material als Eigentum erwerben kann, statt nur auf die Benutzung der in Bibliotheken vorhandenen großen Werke angewiesen zu sein. Sie bieten nebst einer knappen „enarratio tabularum" eine allgemeine Übersicht über die Schriftarten bis zum 15. Jahrhundert.

Vorträge und Aufsätze. Von **Hermann Usener.** Mit einem Bilde Useners. [V u. 259 S.] gr. 8. 1907. Geh. M. 5.—, in Leiwand geb. M. 6.—

Aus den noch nicht veröffentlichten kleineren Schriften Useners ist hier eine Auswahl von Vorträgen und Aufsätzen zusammengesetzt, die für einen weiten Leserkreis bestimmt sind. Sie sollen „denen, die für geschichtliche Wissenschaft Verständnis und Teilnahme haben, insbesondere aber jungen Philologen Anregung und Erhebung bringen und ihnen ein Bild geben von der Höhe und Weite der wissenschaftlichen Ziele dieses großen dahingegangenen Meisters und dieser Philologie". Den Inhalt bilden die Abhandlungen: Philologie und Geschichtswissenschaft, Mythologie, Organisation der wissenschaftlichen Arbeit, über vergleichende Sitten- und Rechtsgeschichte, Geburt und Kindheit Christi; Pelagia, die Perle (aus der Geschichte eines Bildes). Als Anhang beigefügt ist die Novelle „Die Flucht vor dem Weibe", die als Bearbeitung einer altchristlichen Legende sich ungezwungen anschließt.

Populäre Aufsätze. Von **Karl Krumbacher.** [XII u. 388 S.] 8. 1909. Geh. M. 6.—, in Leinwand geb. M. 7.—

„Der Byzantinist K. Krumbacher, der in diesem Jahre auf eine 25jährige segensreiche akademische Wirksamkeit zurückblickt, hat seinen und seiner Studien Freunden eine schöne Überraschung bereitet, indem er alle die ‚Parerga', die er seit 1885 veröffentlicht hat, nun zu einem stattlichen Bande vereinigt hat. Von einer Überarbeitung der Aufsätze hat K. mit Recht abgesehen; dagegen hat er an den Schluß eine Reihe ergänzender bibliographischer und sachlicher Anmerkungen gesetzt, die die Aufsätze auf die Höhe der Zeit bringen sollen. Im übrigen sollen sie durch sich selbst wirken, und das tun sie nicht nur durch die dem Verf. eigene kraftvolle und farbige Darstellung, die, in manchen Stücken seltener, sich in einigen zu immer höherer Vollendung und jugendlicherer Frische steigert." **(Berliner Philologische Wochenschrift.)**

Sammlung
wissenschaftlicher Kommentare zu griechischen u. römischen Schriftstellern

Mit der Sammlung wissenschaftlicher Kommentare zu griechischen und römischen Literaturwerken hofft die Verlagsbuchhandlung einem wirklichen Bedürfnis zu begegnen. Das Unternehmen soll zu einer umfassenderen und verständnisvolleren Beschäftigung mit den Hauptwerken der antiken Literatur als den vornehmsten Äußerungen des klassischen Altertums auffordern und anleiten.

Aetna. Erklärt von **S. Sudhaus.** [X u. 230 S.] gr. 8. 1898. Geh. M. 6.—, geb. M. 7.—

Apologeten, zwei griechische. Erklärt von **F. Geffcken.** [XLIII u. 333 S.] gr. 8. 1907. Geh. M. 10.—, geb. M. 11.—

Catulli Veronensis liber. Erklärt von **G. Friedrich.** [V u. 560 S.] gr. 8. 1908. Geh. M. 12.—, geb. M. 13.—

Lucretius, De rerum natura. Buch III. Erklärt von **R. Heinze.** [VI u. 206 S.] gr. 8. 1897. Geh. M. 4.—, geb. M. 5.—

Philostratos über Gymnastik. Erklärt von **J. Jüthner.** [VI u. 336 S.] gr. 8. 1909. Geh. M. 10.—, geb. M. 11.—

Sophokles, Elektra. Erklärt von **G. Kaibel.** [VIII u. 310 S.] gr. 8. 1896. Geh. M. 6.—, geb. M. 7.—

P. Vergilius Maro, Aeneis. Buch VI. Erklärt von **E. Norden.** [XI u. 483 S.] gr. 8. Geh. M. 12.—, geh. M. 13.—

Neue Jahrbücher für das klassische Altertum, Geschichte und deutsche Literatur und für Pädagogik. Herausgegeben von **Johannes Ilberg** und **Bernhard Gerth.** 1. bis 12. Jahrgang. 1898—1909. (I.—XXIV. Band.) gr. 8. Jährlich 10 Hefte. M. 30.—

Die erste Abteilung der „Neuen Jahrbücher" will für die drei ersten im Titel genannten Wissenschaftsgebiete, die durch zahllose Fäden miteinander verbunden die Grundlage unserer historischen Bildung im weiteren und tieferen Sinne ausmachen, einem bei der zunehmenden Ausdehnung aller Forschungszweige immer dringender werdenden Bedürfnis dienen. Dem einzelnen, der überhaupt nicht oder nur auf kleinem Gebiete selbstforschend tätig sein kann, wird die Möglichkeit geboten, den hauptsächlichen Fortschritten der Wissenschaft auf den ihm durch den Beruf und eigene Studien naheliegenden Gebieten zu folgen.

Insbesondere dient sie der Aufrechterhaltung des vielfach gefährdeten Zusammenhanges zwischen Wissenschaft und Schule nach Kräften und an ihrem Teile. Wenn sie auch nur in großen Zügen die Erweiterung und Vertiefung der Erkenntnis wiedergeben kann, so berücksichtigt sie doch nicht etwa nur das für den höheren Unterricht direkt Brauchbare; der Lehrer soll eine freie wissenschaftliche Persönlichkeit sein und bleiben.

Die zweite Abteilung will Fragen der theoretischen und praktischen Pädagogik an höheren Schulen erörtern und der Erforschung ihrer Geschichte dienen.

rigsen-
11935

PONTIFICAL INSTITUTE OF MEDIAEVAL STUDIES
59 QUEEN'S PARK CRESCENT
TORONTO—5, CANADA

11935